# HEIMGARTEN

Dei
Sub Numine
Viget

I. Jahrgang. October 1876 — März 1877. I. Halbband.

# Heimgarten.

Eine Monatsschrift

herausgegeben von

P. K. Rosegger.

Druck und Verlag von Leykam-Josefsthal in Graz.

Preis des Halbbandes 1 fl. 80 kr. = 3 M. 60 Pf.

# Inhalt.

# Heimgarten.

Eine Monatsschrift

herausgegeben

von

P. K. Rosegger.

I. Jahrgang.

Graz.

Verlag von Leykam-Josefsthal.

1877.

# Inhalts-Verzeichniß

des

# „Heimgarten", 1. Jahrgang.

## Erzählungen und Skizzen.

## Naturgeschichtliches.



## Culturgeschichtliches.



## Land und Leute.

Schilderungen.



## Volksthümliches aus den Alpen.

## Sagen und Märchen.



## Kleine Geschichten und Schwänke.

## Gedichte.



## Literarhistorisches.

Seite

(Die mit einem * bezeichneten Aufsätze sind ausführlichere Arbeiten.)

## Verschiedenes.



---

# Heimgarten

Eine Monatsschrift

herausgegeben von

## P. K. Rosegger.

Mit Beiträgen von

L. Anzengruber, E. Ruegg, M. Bern, J. Erler, R. Falb, H. Grasberger, A. Grün, R. Hamerling, L. v. Hörmann, K. G. Leitner, H. Malser, F. Marx, A. Meißner, O. L. Müller, P. K. Rosegger, E. A. Schröder, A. Silberstein, F. Schlögl, F. Therese, R. Waizer, Graf A. Wickenburg, A. Wilbrand u. A.

Vielfach dazu angeregt, habe ich mich entschlossen, eine Zeitschrift herauszugeben. Dieselbe wird den Titel „Heimgarten“ führen.

„Heimgarten“ nennt man in verschiedenen Alpengegenden jenes Haus im Dorfe, wo man des Abends zu kleinen handlichen Arbeiten und zur Geselligkeit zusammenkommt — wo die geistig regsamsten, erfahrensten, am Erzählen und Schildern Behagen findenden Dorfbewohner — wo Leute, welche welt- und lebensklug sind oder werden mögen, zu kurzweiliger, anregender, belehrender Unterhaltung sich einfinden.

Im Heimgarten werden Geschichten, Sagen, Märchen, tragische und heitere Begebnisse aus dem Leben erzählt, Lieder und Balladen gesungen; aus dem Stegreife wird gedichtet, Schwänke und Possen werden zum Besten gegeben, oder Tagesvorkommnisse und wichtige Ereignisse aus dem Dorf- und Weltleben von den Dorfweisen besprochen. Die Unterhaltung im „Heimgarten“ klärt, schärft, bereichert den Geist — erquickt, erwärmt und veredelt das Herz.

Dieses schlichte Vorbild aus dem Alpenleben lieferte Titel und Programm für meine Monatsschrift. Der „Heimgarten“ soll auserlesene Erzählungen, Schilderungen, Lebens- und Culturbilder aus dem Volke bieten, ferner wissenschaftliche, jedoch gemeinverständliche Essais von geistreichen Schriftstellern, Gedichte von bedeutenden Poeten, Erzeugnisse der Volksphantasie ernster und heiterer Art, Schwänke, Sagen, Lieder, dann Betrachtungen über weltgeschichtliche Ereignisse, über die Ideenströmungen der Zeit, Besprechungen von hervorragenden Geisteswerken auf den Gebieten der Wissenschaft und der Kunst enthalten.

Trotz der Zeiten Ungunst ist im Publikum das Interesse für geistige, ideale Bestrebungen in stetem Aufschwunge begriffen, und so kann ich hoffen, daß diesem Unternehmen eine freundliche und vielseitige Theilnahme nicht versagt werden wird. — Manch' schöne Blume, manch' gute Frucht möge gedeihen im licht- und schattenreichen Heimgarten. Es schaffen darin ja tüchtige Gärtner, — Geister, die wohl wissen, wie man das Menschengemüth erfreut. Wir wollen stets auf festem Boden wandeln, wollen an dem halten, was mit unserem Leben und unserer Zeit zusammenhängt und mit Vorliebe jene Stätten suchen, denen wir den Namen Heimgarten entlehnt haben: die deutschen Alpen. 's ist heiß hier außen! An der frischen Ursprünglichkeit der Natur und des Volkes wollen wir gerne trinken.

Und so werde denn dieses Buch ein stetes Heim der Poesie und der nach geistiger Erquickung sich sehnenden Herzen!

*Der Herausgeber.*

# Das Schloß der Bösen.

Original-Novelle.

## Station Brandau!

„He, theurer Herr! haben Sie das Fenster gepachtet?" rief ein semitisches Blaßgesicht in einem Coupé dritter Klasse; dabei zupfte er an dem kastanienbraunen Sammtjöpplein eines jungen Mannes, der stets mit seinen Ellbogen sich auf die Fensterbrüstung stützte und hellen Auges in die Gegend hinausblickte.

Nun wendete sich dieser gegen seinen einzigen Fahrgenossen und da er auf dem Antlitze desselben Aerger las, so versetzte er: „Geniren Sie sich nicht, Herr, das zweite Fenster steht ganz zu Ihrer Verfügung."

Darauf wurde das Jüdlein noch blasser, denn durch das gegenüberliegende Fenster war ewig nichts zu sehen, als die graue Mauer und die rothe Erde der Berglehne, während zur andern Seite das morgendliche Thal mit seinen wechselnden Herrlichkeiten prangte.

„Unsereins hat seine Sach' gezahlt und wollt' auch einmal in's Grüne schauen!" murmelte der kleine Jude.

„Wollen Sie etwas profitiren, sagte der Andere schmunzelnd, „so schauen Sie in's Grüne hierher", und er schlug mit der flachen Hand auf das dunkelgrüne Bündel des Hausirers, „mich lassen sie am Fenster und heben dafür als echter Geschäftsmann Fensterzins ein."

Da klärte sich das Antlitz des Israeliten.

„Vorläufig für eine Stunde, wenns genehm ist!" rief der junge Mann und drückte dem Juden einen Silberzehner in die offene Hand.

Der Empfänger lächelte und sah auf das Grüne seines Ballens. Der Andere blickte mit Wohlgefallen in die Welt hinaus, von der auch gar nichts ihm gehörte, als einzig nur das, was des Auges ist — das Licht, die Farbe.

Ja, und selbst den freien Ausblick mußte er sich miethen vom Juden. Dem Künstler gehört die Welt! sagt ein schönes Wort.

Max Friedegg war der Mann, der sich kecklich nahm, was seine Natur begehrte und seine Seele — diese unstete, diese glühende Seele — sättigte. Ein gesunder Egoismus ist jedem echten Künstler eigen, er sichert ihm seine Lebensfreudigkeit und dadurch seine Schaffenskraft.

Max Friedegg machte nie ein Hehl aus dieser Thatsache, er bekannte stets Farbe, wie man sagt — war er doch Maler. Eines armen Anstreichers Sohn, war auf der Zimmerthür sein erstes größeres Bild gewesen eine Carikatur seines Vaters, wie dieser gravitätisch auf zwei hohen Stelzen stehend mit Palette und Künstlerstolz nach der Art Eulenspiegels an die Wand das rothe Meer malte. Tief fühlte sich der Alte im Bewußtsein seiner Mission gekränkt, er jagte den ungerathenen Sohn aus dem Hause. Dieser blieb länger aus, als es dem Vater lieb war, und als er endlich doch zurückkam, trug er ein keckes Bärtchen auf der Oberlippe und das Sammtjöpplein. „Was!“ rief der Alte, „akademischer Maler? Wildfang! Trotzkopf! mehr willst Du sein, wie Dein Vater?“ dabei lachte er und preßte seine Knochenfinger fest in die weiche Hand seines Sohnes.

Am dritten Tage schon war diesem das Elternhäuschen zu enge, und kein Gegenstand war ihm zum Vorbilde da; nur das milde Mutterauge regte den Schaffensdrang des Künstlers an; doch die schlichte Frau rief: „Nein, Du! mein Lebtag nicht, daß ich so hoffärtig bin und ein Bildniß aus mir machen lasse! — Ja,“ setzte sie bei, „in meinen jungen Jahren, das wäre schon was Anders gewesen.“ Max lächelte und war der Gewährung sicher, nur wollte er das Mutterauge erst malen, bis er Meister war. So hielt er sich wieder zur Rüste.

„Wohin du Brausewind?“ fragte sein Vater.

„Ich gehe, berühmt zu werden,“ antwortete Max. Dann hat er sich in den Eisenbahnzug gesetzt, in welchem wir ihn gefunden haben.

Berühmtwerdenwollen ist ein löblich Streben. Schade, daß Friedegg ganz und gar darauf vergaß, als er zum Waggonfenster in die morgendliche Gegend hinausblickte. Im Schauen des heiteren Webens der Natur und ihrer lauten Luft, die da wogte, vom schmetternden Sang der Lerche bis zum glitzernden Thautröpfchen auf der Blüthe des Apfelbaumes — erwachte in dem vierundzwanzigjährigen Mann der Lebensdurst. Genießen! genießen! war seines heißen Herzens Aufschrei. Und was sich da auf reichstem Markte der Natur dem kühnen Manne feilbot, es wurde geweiht durch sein begnadetes Künstlerauge.

Schöne Gegenden waren vorüber gezogen; da kam ein Bild, welches den jungen Maler vollends entzückte. Der Zug fuhr in ein waldiges Thal hinein. Zwischen saftigen Wiesen, versteckt unter einem Weidenwall, floß ein klares Wasser. Die Berge sanft und mäßig hoch, mit dichten Laubwäldern bewachsen, sie ruhten da wie weiche Kissen, auf denen der Liebesfriede in süßem Traume lag. Auf einer in das Thal vorspringenden Höhung leuchtete ein stolzes Gebäude mit mehreren Thürmen und unzähligen schimmernden Fenstern. Es war eine Burg, wie man sie im Mittelalter baute und später verfallen ließ; aber sie war nicht verfallen, sie schien bewohnbar, gleichwohl das wilde Gebüsche — das sie von allen Seiten dicht umwucherte, an vielen Stellen bis zu den Fenstern hinaufkletterte, ja selbst an einem Erker bis hoch zum Dache emporstieg — schließen ließ, daß der menschlichen Pfade nicht allzuviele um den Bau zogen. Tief unter der Burg, in einen weißen Schleier von blühenden Obstbäumen gehüllt, ruhte ein

Dörfchen, von welchem nur das schlanke Thürmlein einer Kapelle und am Wasser eine stattliche Mühle zu sehen war.

Wie gut, daß der Zug langsamer ging! das Bild war so anmuthig. Und es wurde plötzlich noch schöner. Nicht weit vom Bahndamm, auf einer kleinen Wiese zwischen Erl- und Weidegebüsch war eine weibliche Gestalt beschäftigt, mit einer Sichel das hohe Gras abzuschneiden. In dem Augenblicke, als Friedegg dieses Wesen sah, hatte er keinen Sinn mehr für das Landschaftsbild. Diese Grasmäherin war nicht Staffage, nein, sie war ihm der Mittelpunkt, und um sie Alles nur Rahmen. Eine Mädchengestalt, jung, schlank und behendig. Ein blühendes, edelgeformtes Köpfchen, das mit dem goldigen Flechtenkranze seiner eigenen Locken gekrönt war. Ein zartgeformter Busen, der mit schneeweißem Linnen bedeckt war empor bis zum schlanken Halse. Die feinen Hände und Arme, anscheinend zu was Besserem geschaffen, als zum Futtermähen, der Morgensonne preisgegeben; das blaue, weißgeblümte Röckchen etwas hoch geschürzt, damit nicht jeder Tropfen Thau an seinen Saum sich lege.

Als der Zug heranrollte, richtete sich das Mädchen von seiner Arbeit auf; da sah Friedegg das schwarze Auge desselben. „Blondes Haar und schwarzes Auge! O du schönes Weib!" Des Malers Antlitz war geröthet.

„He, Schaffner, aussteigen!" rief er und lud sich sofort sein Gepäck unter den Arm.

Der Zug stand still. „Station Branbau!" sagte der Conducteur. „Aber Ihre Karte geht ja bis Malnegg-Hof, mein Herr!"

„Die Karte meinetwegen, ich bleibe hier!" entgegnete der junge Mann und sprang auf den Sand. — Jetzt war das Jüdlein beglückt; es hatte den Silberzehner und es hatte das Fenster. Es lugte durch dasselbe aus, ob denn nicht wieder Einer einsteige, der es miethen wollte.

Nach wenigen Minuten stand Friedegg vor dem Mädchen auf der Wiese: „Grüß Dich Gott, mein Kind!" Er streckte ihr beide Arme entgegen. Sie blickte ihn an, er war ihr doch ganz fremd.

„So reiche mir doch Deine Hand, Du feines Mädchen! So gib her!

„Ihr — Sie sehen ja, daß sie ganz naß ist vom Thau!" antwortete die Mähderin etwas erröthend.

„Wie bist Du herzlos, Kind, die schönsten Blumen mähst Du nieder!"

„Kein Schade drum," versetzte das Mädchen und strich mit einer handvoll Gras über die Sichel hin, „jetzt sind sie gerade frisch; bleiben sie stehen bis Mittag so sind sie welk."

„Du herrliche Philosophin", rief Friedegg, denn er legte den Worten des Mädchens einen weiten Sinn bei.

„Wo ist Dein Haus?" fragte der Maler.

„Ich hab' gar kein Haus," lachte das Mädchen, „aber meines Vaters Haus will ich Ihnen wohl sagen: das guckt dort zwischen den zwei Eschen her. — Sie werden sich noch recht in die Finger schneiden!"

Letzteres rief sie, weil er seinen Arm leicht um ihre Hüften legte, wo sie die Sichel an die Seite gestemmt hielt.

„So fließt mein Blut nur Dir!" versetzte er, und das Mädchen wußte nicht, wie dieser Mensch — dieser hübsche, nette Mensch — so ernsthaft scherzen konnte.

„Kann ich in Deines Vaters Hause bleiben?"

„Ja, da wären Sie im Rechten!"

„Ich will bei euch meine Malerwerkstatt aufrichten."

„So?" antwortete sie, „na, wenn Sie nicht beim Vater in der Handwerkerstube arbeiten wollen, so wüßt' ich frei gar keinen Platz. — Ein Maler! je, der muß uns ein Muttergottesbildl anstreichen."

„Kannst Du mir sagen, Du liebes Kind, wo in dieser Gegend eine gute Wohnung zu bekommen wäre?“

„Nein,“ entgegnete das Mädchen, „es dünkt Ihnen vielleicht nur jetzt so; Sie mögen dahier nicht bleiben. 's ist so viel langweilig bei uns.“

„Magst doch auch Du hier sein, und wir wollten uns die Zeit gegenseitig schon vertreiben. — Wer wohnt denn da oben in diesem Schloß?“

„Je, da oben im Schloß ist's nichts, da wohnen die bösen Geister!“

„Ei, was nicht gar! komme doch unter den Laubschatten und erzähle mir!“

„Ich hab' weiters keine Zeit. Der Vater, müssen Sie wissen, wartet schon auf die Suppe von der Milch, welche jetzt noch die Kuh mit sich trägt. Und der Kuh muß ich erst dieses grüne Futter bringen, daß sie sich melken läßt.“

„Nur Deinen Namen möchte ich noch wissen, liebes Kind.“

„Recht gern, ich heiß' Angla. Vielleicht können wir ein andermal schwätzen; ich bitt', gehen Sie jetzt weg! — Dort steht der Drack.“

In großer Aufregung war sie plötzlich, und die letzten Worte hatte sie murmelnd, wie zu sich selbst gesprochen.

Einen festen Druck auf ihre Hand; da hatte sie ihm mit einem kurzen, seltsamen Blick in's Auge geschaut.

Der junge Maler ging davon. Noch einmal sah er um und sagte wie träumend: „Ein solches Wesen existirt nur einmal auf der Welt!“ Dann schritt er dem Hause zu, das zwischen den zwei Eschen hervorlugte. Man sieht ihm's an, er gedenkt in dieser Gegend zu bleiben.

Angla packte hastig ihre Arbeit wieder an. Sie schnitt die Gräser und barg dieselben in der aufgebundenen Schürze, und sie that, als hätte sie die Gestalt nicht bemerkt, die hinter dem Erlbusche lauerte. Das war ein hochgewachsener knochiger Mann mit blassem Antlitze, wildglühendem Auge und mit kohlschwarzem borstigen Vollbart. Eine braune Mütze, ähnlich einem türkischen Feß, hielt er in die Stirne gedrückt, ein langer mattgrauer Mantel, eng zusammengezogen, umschloß die Glieder. Es war eine Gestalt, wie man sie nicht mehr fand in dieser Gegend.

„Der Drack schaut mir wieder zu,“ flüsterte Angla „ach hätte ich den jungen Mann nicht weggeschickt!“

Sie zitterte. So oft ihr junges Herz in Liebesfreude wollte erblühen, stand dieser böse Geist vor ihr.

## Beim Meister Zacharias.

Mitten in einer Burg von alten Bauernschuhen und Lederflecken auf einem Dreifuß saß Meister Zacharias, genannt der Zachschuster. Er hatte ein sehr breites Gesicht, das stets lächelnd auf den alten Pfottensack niederstrahlte, welcher, zwischen dem spitzen Knie und dem angespannten Knieriemen eingeklemmt, just in der Arbeit war. Seine winzigen Augen waren fast immer geschlossen oder blinzelten nur, so daß kundige wie unkundige Leute behaupteten, der Meister müsse seine Sehkraft nicht in den stets versteckten Augensternen, sondern in den beiden Glasscheiben davor haben. Der Mund des Männleins war meist so fest zusammengekniffen, daß man ihn nur für eine der vielen Runzeln hielt, die das Gesicht nach allen Richtungen hin durchzogen. Haar und Bart war nicht viel da. Auf dem Haupte saß eine schöne glatte braune Perrücke, die schreiende, aber falsche Bürgschaft, daß der Mann noch in den besten Jahren.

Zu diesem Schuhflicker nun trat Max Friedegg in die kleine dunstige Stube, deren Wände mit allerlei Papierbildern von Schlachten, Weltstädten und Carikaturen aus Witzblättern beklebt waren.

„Guten Morgen, Meister!“ sagte der Eintretende.

„Auch so viel!“ rief der Schuster in schmetterndem, etwas näselndem Tone und that einen Blick so fein und scharf wie ein Nadelstich nach dem Fremden und seiner Beschuhung.

„Ist eine Frage erlaubt?“ so der Maler und setzte sich auf einen umgestülpten Wasserzuber.

„Alles ist erlaubt“, darauf der Meister, und fuhr drahtziehend mit beiden hageren Armen auseinander.

„Wem gehört das Schloß da oben auf dem Berge?“

That der Zachschuster alle zwei Augen auf.

„Da fragt wieder einmal Einer, wem das Schloß gehört. Mir nicht, das weiß ich.“

„Könnte ich nicht irgendwo Auskunft darüber erhalten?“

„In der Gegend wird's Ihm Keiner genau sagen können.“

„Ich möchte nämlich im Schlosse wohnen“, sagte der Maler.

„Ich denk', das wird Ihm Niemand wehren, wenn er Courage hat.“

„Warum, steckt was dahinter? ist's unsicher?“

„Wird nicht sein“, antwortete spöttisch der Schuster und grinste auf seine Arbeit nieder.

„Ein verrufenes Haus, also?“

„Na, gar nicht“, murmelte der Alte und nähte. Plötzlich richtete er sich auf, dehnte den Hals gegen den Fremden hin, schloß die Augen fest und schrie: „Im Brandauerschloß ist ja der Teufel drin!“

„Ah, wenn nichts weiter“, versetzte Friedegg gleichgiltig, „mit dem Hausherrn komm' ich schon zurecht.“

Ganz schief von der Seite her lugte ihn der Alte an. — 's schaut gar aus, als wenn das ein Heide wär' und an keinen Teufel glauben thät!“ Dann langte er ein Glasfläschchen vom Fensterbrett, that daraus einen Zug, reichte es hernach dem Fremden hin: „Aufwarten?“

Lehne ich seinen Schnaps ab, so bekomme ich auch seine Tochter nicht. So dachte Friedegg und nahm den gebotenen Trunk an.

„Weil das Mensch mit der Suppe heut' mehr nicht vorkommt!“ brummte der Alte. Wenn er da oben im Schloß wohnen will, so ist er ein Schatzgräber und nichts Anderes!“

Auch gut. Ich bin ein Schatzgräber. Hängen wir der flotten Geschichte wieder 'mal ein romantisches Mäntelchen um, dachte Friedegg.

Der alte Schuster, seit dem Trunke aus dem Fläschchen bedeutend gesprächiger, fuhr fort: „Das Schloß hat einem italienischen Grafen zugehört. Der hat eine Weil auch' drin gewohnt, aber es haben ihn die Bösen daraus vertrieben. Die alten Leut' wissen schauderliche Geschichten. Es soll im kleinen Schloßhof, wo die Kerker sind, ein Ziehbrunnen sein, aus dem, wenn man pumpt, lauter Blut herausrinnt. Mag wohl wahr sein. Vor Zeit sollen Juden im Schloß gewohnt haben, die haben zum Sabbath Christenkinder geschlachtet.“

„Und der italienische Graf?“

„Ja, der hat den Brunnen wollen verschütten lassen. Er hat — schau' Er dort an den Berg hinüber, wo die Lahn ist, — die ganze Lahn hat er abgraben und in den Brunnen werfen lassen; ist aber kein Grund gewesen, und das Blut von den Christenkindern rinnt noch bis auf den heutigen Tag.“ — Hierauf ein Zug aus der Branntweinflasche.

Friedegg hörte fast aufmerksam zu; er sah, wie das Ding, anfangs noch verschwommen, im Haupte des Alten während des Erzählens Gestalt annahm. Er sah, wie ein Volksmärchen wächst.

„Und der italienische Graf?“ fragte er noch einmal.

„Der,“ antwortete der Schuster, „ist über das viele Blut davon. Das Blut hat ja alles überschwemmt und heut ist im großen Hof da oben ein

ganzer See davon. Und auf dem See fahren in elfenbeinernen Schiffen schöne Jungfrauen um. Die sollen aber so schön sein, daß sie Jeden verlocken, der sie mit einem Auge sieht. Dann springt er zu ihnen auf das Schiff und dann gehen sie unter im blutigen See."

„Und der italienische Graf?"

„Ja, der hat sich die Augen verbunden, so oft er auf dem Söller ist gestanden. Da ist ihm einmal am Feierabend, wie schon der Mondschein war, ein Spatz vom Dach herab und auf die Augenbinde gehüpft; ist die Binde herabgerutscht, hat der Graf die wunderschönen Jungfrauen gesehen. Schon will er sich hinabstürzen, da läuten sie auf dem Brandauer Kirchthurm zum englischen Gruß, und so haben die bösen Geister zur selbigen Stunde keine Macht über ihn gehabt. Seitdem hat der Graf das Schloß im Stich gelassen und ist davon. Schier zwanzig Jahre wird's her sein. Man sagt, er wäre die Zeit her gegen seinen Fürsten aufgestanden; und der hätt' ihn in ein ewiges Gefängniß werfen lassen. Das Schloß ist verlassen wie ein Kirchhof. Es will kein Mensch hinein. Der Brandauer Todtengräber hätt' den Schlüssel dazu. Ein alter Narr wohnt in einem Winkel des unteren Hofes, der sammelt allerlei Kräuter und Käfer und Gewürme zu Haufen. Aber ich sag', das ist Alles angespielte Sach', und der Mensch will schatzgraben im Schloß. Die Juden haben ja den Schatz des Salomon darin vergraben. Und nichts für Uebel, ich fehl' nicht weit, wenn ich sag', dem Herrn da g'lust's auch nach dem Schatz."

Friedegg rückte dem alten Schwätzer etwas näher, legte ihm die Hand auf die höckerige Achsel und sagte im Vertrauen: „Was soll ich's denn leugnen, Meister. Meines Handwerks bin ich ein Maler und will mir im Schlosse eine Malerwerkstatt einrichten. Aber nur zum Schein, so wie der Andere seine Kräuter- und Käfersammlung betreibt — versteht mich. Doch bin ich im Besitze von geheimen Mitteln, die nicht Jeder hat, und mir wird's gelingen. Ihr, Meister, seid — ich weiß nicht wie — mein Vertrauter worden. Und wenn Ihr mir behilflich sein wollt, daß mir der Todtengräber im Schlosse etliche Gemächer aufschließt, so soll's Euer Schade nicht sein."

Der Schuster blinzelte den Fremden an. Er fand das junge schöne Antlitz offen und ehrlich, daher sagte er: „Daß er Euch das Schloß aufsperrt, wird keine Kunst sein. Will's schon betreiben." Und dachte bei sich: Junge, leicht steckt Einer dich mitsammt deinem Schatz in den Sack.

Als Friedegg aus dem Häuschen trat, sah er durch die Stallthür, wie Angla aus ihrer Schürze der Kuh das Gras in die Krippe schüttete.

„Oh!" rief er, „ich werde wahnsinnig! hier füttert die Venus ein Rind!"

## Die Schönste für den König!

Schon am Abende desselben Tages war Friedegg Herr auf Brandau. Es hatte einige Mühe, Märchen und Münzen gekostet, bis der Todtengräber ihm die drei freundlichsten, sonnigsten Gemächer aufthat. Auch war, als das Burgthor knarrte, der hagere, blasse Mann, den sie den Drachen hießen, vorübergeschlichen, und hatte einen gar finsteren Blick auf die Eintretenden geschleudert. Mancher düstere Gang, mancher hohe, öde Saal war zu durchwandeln gewesen. Und manche Spinne hatte ihr Gitter gespannt, als wollte sie den lebensfreudigen, heißblütigen Jüngling vor dem Eingange in diese Räume bewahren. Doch nun befand sich der Maler in der alterthümlich und vornehm eingerichteten Wohnung recht wohl; auch hatte er bereits Staffelei und Farbenkasten aufgestellt. Allein der alte kniffige Schuster, der auf einer Lehnbank kauerte und ungeschickt eine Cigarre zerbiß, die ihm der

neue Bekannte zugelegt, war ihm doch zum Malen kein würdiger Gegenstand. Er ging daran, sich ganz um einen andern zu bewerben.

„Meister“, sagte er, sich dem Alten gegenübersetzend und selbst eine Cigarre anbrennend, „das Schatzgraben das bleibt unter uns. Den anderen Leuten bin ich als Maler da; ich bin nämlich vom König geschickt, die Schönste im Lande zu malen. Sie kommt in den königlichen Palast.“

„Ei je!“ machte der Zachschuster.

„Das ist kein Märchen, mein Lieber. Und selbst wenn es mit unserem Schatze nichts sein sollte, so bin ich ein gemachter Mann, sobald ich das Bild zu Stande habe.“ Darauf der Schuster: Und ist das wahr auch? — Na, wie lange wird Er da suchen und vergleichen müssen.“

„Das Original ist bereits gefunden, mein edler Herr von Drahtzug. Es lebt hier in der Gegend und mag mir hoffentlich gern sitzen.“

„Na, wohl gewiß nicht, daß sich Die wehren wird.“

„Es kommt nur auf ihren Vater an, ob er dem Könige geben wird, was des Königs ist.“

„Wenn er kein Narr ist, wird er sich nicht lang besinnen.“

„Schön“, sagte Friedegg, „so wäre auch dieses abgemacht. Die Leinwand ist aufgespannt. So mögt Ihr sie morgen um acht Uhr schicken.“

„Ich? wen?“

„Nun, die Schönste im Land, Eure Tochter Angla.“

Der Alte bewegte sich nicht. Er preßte nur die dünnen Lippen fest zusammen, drückte die Aeuglein zu und schmunzelte.

Bald hernach stiegen die beiden Männer nieder in’s Thal. Angla, als sie den vornehmen Antrag hörte, wurde roth und blaß und wieder roth. Des Malers bloßer Blick schon pinselte ihr allerlei Farben in’s Gesicht.

„Das kann ich nicht thun, bei meinem Leben und Sterben“, flüsterte sie, „all’ meiner Tag’ müßt’ ich mich schämen vor mir selber. Auf so ein Bild gehört wohl die Mutter Gottes, und nicht ein leichtfertig Geschöpf.“

„Mein Kind“, versetzte Friedegg, „wer kann die Mutter Gottes malen? wer hat sie je gesehen? Der Künstler muß ein Vorbild haben, und will er die Göttliche schaffen, so kann es keine andere sein, als die schönste Jungfrau auf Erden, die ihm ihr Anbild leiht.“ Dann setzte er leiser bei: „Ich male durch Dich ja eben die Mutter Gottes . . . .“

Da neigte sich das Haupt des Mädchens tief herab. Sie hub zu schluchzen an.

Friedegg hob ihr Köpfchen empor und sah die helle Thräne. Fast zitterte seine Stimme, als er sagte: „Angla, wenn ich’s vermag, Dich wiederzuspiegeln, dann hat die Kunstwelt einen ewigen Schatz mehr!“ —

Die erste Nacht im Schlosse. Der junge Maler ruhte auf seinem Himmelbett und der runde Mond schien durch das hohe Fenster auf sein lockenumwalltes Angesicht, auf seine weiße Brust, in welcher das Herz mit einem Dämon rang.

Dein leichtes Blut, so sann der junge Mann, das hast du von Gott; der wird dafür keine Verantwortung fordern. Aber die Ränke, die du spinnst! Den Alten hast du beschwatzt — oh, schrecke nicht zurück vor dem Namen dessen, was du gethan: du hast ihn belogen! Das Mädchen hast du bethört. Gestehe dir: unlauter ist dein Beginnen! — Wahrlich, das ist das Schloß der bösen Geister! — Nein, Lästerer, so rief hierauf sein Herz, das ist das Haus des guten Genius. Das Bild wird deinen Ruhm begründen, du wirst das Mädchen lieben.

Der Mond verließ allmälig den schönen kräftigen Leib; lugte hingegen tief im Thale durch ein anderes Fenster, hinter welchem auch ein junges Herz in heißem Kampf erbebte.

## Ein unheimlicher Besuch.

Als die Sonne aufging, war im Zimmer des Künstlers Alles in Bereitschaft. Hier die gemischten Farben, die feuchten Pinsel, hier auch die Kohlen und Kreiden, und hier die Staffelei mit der weißen Leinwandscheibe. Ein leeres Blatt noch jetzt, wie eine weiße Wolke, in welcher der Blitz noch schlummert. — Und dort gegenüber der prachtreiche Ruhesitz aus rothem Sammt, harrend der Lieblichsten, die ein schönheitskundiges Mannesauge je geschaut und geschätzt.

Friedegg schritt von einem Fenster zum andern und blickte hinaus, ob er die ersehnte Gestalt nicht schon nahen sehe.

Da klopfte es an die Thür.

Eilig ging er, um zu öffnen.

„Ich bin so frei!“ murmelte eine dumpfe Stimme und der hochgewachsene Mann mit dem blassen Antlitze und dem kohlschwarzen Vollbart trat knarrend in's Zimmer.

„Kann ich dienen?“ fragte der Maler mit etwas scharfer Stimme.

Der Fremde zog seinen Feß vom Haupte und ließ den aschgrauen Mantel auf das Sopha gleiten, vor welchem er stehen blieb und auf die weiße Leinwandfläche hinschaute.

„Ich darf Sie bitten, mein Herr“, so begann er in scharfem Tone, „daß Sie es nicht hart nehmen, wenn ich etliche Fragen an Sie zu richten mir erlaube.“

Welch' eine Anrede von diesem Menschen! — Etwas Höflichkeit und etwas Neugierde war's, als ihn Friedegg bat, Platz zu nehmen und zu sprechen.

Stehend fragte der Mann: „Wie lange gedenken Sie in diesem Schlosse zu weilen?“

„Jedenfalls so lange, bis ich ein Werk vollendet habe, welches erst heute begonnen werden soll.“

„Sie haben mir dieses Werk zwar nicht genannt“, fuhr der Finstere fort, „doch vermuthe ich, daß Sie ein bestimmtes Bild malen wollen, wozu ich hier die Vorbereitungen bereits getroffen sehe.“

„Welches Interesse haben Sie an dieser Sache?“ fragte der Maler.

„Dess' wollen wir uns noch verständigen, junger Mann“, versetzte der Andere. „Ich wünsche nämlich nicht, daß Sie das Bild malen.“

„Sie wünschen es nicht?!“ sagte Friedegg gedehnt und jedes Wort betonend, während eine tiefe Röthe über sein Gesicht flog. „Dann wünsche ich, daß Sie sich um meine Bestrebungen nicht kümmern mögen!“ Diese Worte begleitete er mit einer Handbewegung gegen die Thür.

Der finstere Mann blieb ruhig stehen und versetzte: „Sie sind etwas leidenschaftlich, mein Herr, und so mag ich auf meinem Wunsche wohl bestehen. Da Sie aufgenommen sind, so will ich Sie nicht mit Ernst aus diesem Baue weisen. Hingegen müssen Sie mir die Frage gestatten, wie viel an Geld Sie für diese weiße aufgespannte Leinwand hier verlangen, wenn Sie sich derselben entäußern sollen, mit dem Versprechen, daß Sie sogleich von dannen ziehen und das Bild für alle Zeit ungemalt lassen wollen.“

„Sie sind ein Narr!“ brauste der junge Künstler auf, „eher verkaufe ich meine Seele dem Teufel, als Ihnen das Anrecht auf dieses Bild. Gehen Sie und stehlen Sie mir die Stunde nicht!“

Weit unheimlicher aber, als Friedegg in seinem Zürnen, war der Fremde in seiner Ruhe. Dieser zog nun aus seinem Mantel einen ledernen Beutel, der schwer schien. „Im Falle Sie, mein Herr“, sagte er in eherner Gelassenheit, „mit irdischen Gütern nicht versehen sein sollten und etwa betagte Eltern hätten, denen Sie das Alter erleichtern möchten, würden Sie gut thun, für das ungemalte Bild diese Summe zu nehmen.“

Damit beugte er sich zu Boden und schüttete den Beutel aus. Etwa an die fünfzig Dukaten schimmerten auf dem Estrich.

Friedegg starrte überrascht darein. Was ist das? Und der Mann hatte eine Saite berührt, die lange in seiner Seele schrillte. Er hatte der betagten Eltern gedacht, die allerdings nicht sorglos schlafen konnten.

„Es ist Ihnen zu wenig", murmelte der Fremde, „mehr kann ich nicht geben."

Da sprang der Maler plötzlich auf, stieß mit der Fußspitze die Goldstücke auseinander und rief: „Schandgeld! Blutgeld! Judaslohn! Hinweg und stört mir den Frieden nimmer!"

Allmälig kraute der Schwarze das Geld zusammen in den Beutel, schob diesen wieder in das Kleid, trat dann einen Schritt näher zum Maler und fragte: „Sie wollen also hier bleiben und das Bild malen von jenem Mädchen, das unten im Hause des Schuhmachers lebt?"

„Ja!" rief Friedegg mit vor Erregung bebender Stimme.

Jetzt begann das Antlitz des Fremden noch fahler zu werden und in seinen finsteren Augen sprühte die Gluth. Wieder langte er in den Brusttheil seines Kleides, doch anstatt eines Geldsackes zog er einen funkelnden Dolch hervor.

Friedegg bebte zwei Schritte zurück und suchte die Holzlehne eines gothischen Sessels zu fassen.

Der Fremde zischte: „An dem Tage, wo der erste Lichtstrahl auf ihr gemaltes Bild fällt, gleitet dieses Messer dem Maler in's Herz!"

Schweren Schrittes trat er zur Thür hinaus.

Friedegg trocknete sich den Schweiß vom Angesichte; dann ging er, verschloß das Zimmer und stieg hinab in das Thal.

## Junges Blut im alten Schloß.

Angla wäre nicht in's Schloß gekommen. Sie war allzublaß und hatte verweinte Augen. Sie habe gar schlecht geschlafen und könne nicht dem Maler sitzen.

Friedegg wußte sie zu beruhigen und zu erheitern und an seiner Seite stieg sie den buschigen Schloßberg hinan.

Es wollte zuerst das Gespräch nicht recht verfangen. Endlich sagte der Maler: „Ich habe schon mehrmals von einem gewissen Drack gehört. Was ist's eigentlich mit diesem sonderbaren Menschen?"

„O Gott!" flüsterte das Mädchen, „schon wieder der Drack. Ach, er ist ja nichts weiter als ein Narr!"

„Dürfte vielleicht zu den gefährlichen Narren zählen", bemerkte der junge Mann.

„Für das halte ich ihn nicht," antwortete Angla, „mir ist er oft in den Weg gekommen; dürft' nicht sagen, daß er mir was zugefügt hätte. Man kann's aber nicht wissen, was der Mensch will."

„Und wer ist er denn? was weiß man von ihm?"

„Vor etlichen Jahren ist er in die Gegend gekommen, aus Wälschland glaube ich; hat eine Schrift an den Schloßaufseher mitgebracht. Die Schrift ist vom Grafen Banetti gewesen, dem das Schloß gehört; sie hat's bezeugt, daß der Ueberbringer ein Doctor ist und Dracke heißt, in dieser Gegend wohnen möchte, um allerhand Gewächse, Gestein und anderes Ding zu sammeln. Und die Schrift hat's befohlen, daß dem Ueberbringer im Schloß eine Wohnung angewiesen werde. Drauf hat sich der fremde Doktor dort drüben im unteren Bau, der völlig von den Buchen zugedeckt ist, ein kleines Zimmer ausgewählt, und darin wohnt er seither. Er geht herum wie ein Verrückter, aber die Leute fürchten sich nicht vor ihm. Keinem Menschen kann er so oft begegnen, als mir. Er hat früher noch selten ein Wort mit mir gesprochen, doch wenn er mich mit seinen wilden Augen anschaut, so ist's mir wie ein Stich in's

Herz. Und schon ganz gewiß ist er nicht weit von mir, wenn ich auf dem Kirchtag bin, oder einmal beim Tanz. Die Burschen haben ihn schon packen wollen, aber keiner getraut sich."

„Nach meiner Ansicht, Angla, ist der alte Kerl in Dich verliebt," sagte Friedegg.

Das Mädchen schwieg.

„Einmal", flüsterte es nach einer Weile, „ist wohl Jemand in mich verliebt gewesen; derselbe hat sich halt ganz anders betragen, als dieser Mensch."

„Wie hat sich denn derselbe betragen? fragte der junge Maler, ihr schalkhaft in's Auge blickend.

„Na, so, daß ich gegen ihn hab' grob werden müssen," sagte Angla rasch und setzte leise bei: „grobsein möchte ich gegen den Dracken nicht."

Jetzt schwieg Friedegg. In seinem Haupte stritten vielerlei Gedanken.

Er führte die „schönste Jungfrau auf Erden" in das stille Schloß. Er führte sie über steinerne Treppen, über finstere Gänge in sein Gemach.

Angla schauerte, als sie eintrat; sie wollte es nicht gestehen, aber ihr graute vor dem Blutbrunnen und dem See, der in diesem Gebäude sein sollte und von dem ihr Vater noch gestern erzählt hatte.

Dem Maler hingegen graute vor einem blinkenden Dolche, und er verschloß die Thür.

Angla stand unbeweglich und blickte zum Fenster hinaus. Friedegg richtete einige Worte an sie und erhielt keine Antwort.

Angla war im Sonntagsgewand und hatte die Locken eng um das Haupt geflochten. Er aber hätte sie gerne in dem leichten, losen Kleidchen von gestern vor sich gesehen, und vor Allem gerne ihre Locken gelöst gehabt. Er war sonst gewiß ein kecker Junge, und hätte sich derlei von einem Modell unter allen Umständen zu verlangen getraut. Aber heute war ihm beklommen und er fürchtete mit seinem Wunsche das Mädchen zu verletzen.

Ein Marienbild mit reichen, niederwallenden Locken hing an der Wand; Friedegg wollte des Mädchens Blick darauf lenken. Angla warf, an einem großen Spiegel vorüberwankend, ihr Auge auf ihre eigene Gestalt.

Als sie sich auf dem bestimmten Sitz niederließ und ihr der Maler endlich doch sein Verlangen zu verstehen gab, löste sie willig ihre Haarkrone und ließ das schöne zarte Gelocke wie einen goldenen Schleier über Nacken und Schultern wallen.

Den jungen Mann durchrieselte ein seltsam Schaudern, als er dieses maienhafte Frauenbild vor sich sah, das heute durch den Hauch von zarter Scham und den leisen Schatten von Beklemmung nur noch unendlich reizender war, als er sich's je hätte denken können.

In der Hand schon die gespitzte Kohle haltend, wollte er, von Gefühlen übermannt, vor dem Mädchen niedersinken auf das Knie. Lieb' und Künstlerdrang rangen um den Preis dieser Stunde; endlich schien letzterer zu siegen.

Als er mit dem Stifte auf die Leinwand fuhr, sprang Angla auf, zog sanft seinen gehobenen Arm nieder und hauchte: „Warten Sie noch!"

„Du bist so sehr erregt, mein Kind!" sagte Friedegg.

„Ja", flüsterte das Mädchen zu Boden starrend, „Sie wissen es nicht, was ich gestern Abends gehört habe."

Der Maler setzte sich zu ihr, ergriff ihre zitternde Hand und sprach: „Sei ganz aufrichtig, Angla."

„Ich hab' darüber die ganze Nacht kein Auge zugethan," sagte sie. „Gestern — es ist schon spät, ich lieg' schon lang in meinem Bette. Da höre ich jählings, wie als thät's von oben kommen, eine Stimme."

„Nun? und was hat diese Stimme gesagt?"

„Eine schauerliche Geschichte hat sie mir erzählt. Die Geschichte von einem eitlen Jungfräulein, das sich,

weil es so schön gewesen, für ein Altarbild als die Mutter Gottes hat malen lassen."

„Wohl, ich kenne diese Geschichte; sie steht zu lesen in einem der schönsten Bücher des deutschen Volkes."

„So werden Sie auch wissen", fuhr das Mädchen fort, „daß das Jungfräulein bald darauf abgewelkt ist; daß ihr die Augen trüb und hohl geworden, daß ihr alles Fleisch vom Angesicht und alle Haare vom Scheitel gegangen sind, bis ihr Haupt ausgesehen wie ein Todtenkopf. So hat sie leben müssen zu Schand' und Spott der Leute, weil sie sich mit dem Bildniß unserer lieben Frauen so schwer versündiget hat."

Das Mädchen bebte und schluchzte.

„Eigentlich", entgegnete nun der Maler, „wäre deine Mähr' zu belächeln. Entweder sie hat Dir geträumt, oder ist Dir von einem Spaßvogel oder einem andern, vielleicht böswilligen Gesellen beigebracht worden. — Schau, mein Kind", fuhr er im Tone tiefer Ueberzeugung fort, „die Schönheit hat der Mensch von Gott, welcher der Ursprung und die Seele alles Schönen ist. Kein Mensch ist auf der Welt, der je mit seinem irdischen Auge Gott gesehen hätte. Und doch stellen wir ihn im Bilde dar, und wir haben dem Göttlichen, dem Inbegriff des ewig Schönen und Großen — unsere eigene Gestalt verglichen. Wir denken uns in Gott einen erhabenen Greis mit schneeweißem Haar und Bart, oder einen jugendlichen Mann in edelster Gestalt, der im Siege über die menschlichen Leidenschaften die Welt erlöst. Wir denken uns in der Mutter Gottes das idealste Frauenbild, so wir uns vorzustellen vermögen. Selbst die Englein im Himmel, die pure Geister sind, stellen wir im Bilde holder Menschenkindlein dar. — Nicht Anmaßung kann das sein, sondern vielmehr Dankbarkeit, Opferfreudigkeit, wenn wir unsere menschliche Gestalt, das allerschönste Gebilde der Schöpfung, den Himmlischen zur Ehre bringen."

Angla hatte während dieser Rede dem Sprechenden in's leuchtende Auge geblickt. Und hätte sie der Worte Sinn nicht ganz verstanden, im edlen Feuer seines Auges las sie die Ueberzeugung, daß ihr Beginnen kein verdammliches wäre. Und sie nahm sich vor, daß sie demuthsvoll, wie einst selbst Maria vor Gabriel dem Gottgesandten sich ergebe zum auserwählten Opfer dem ewig Schönen.

Beruhigung und Freude lag in ihrem Angesichte. Sie war bereit.

Sie ahnte nicht die innere Bedrängniß des Künstlers, der in seiner schönen, freundlichen Gestalt vor ihr stand.

Zur einen Seite die heiße Liebe, zur andern Seite den drohenden Dolch — so sollte er sein erstes Kunstwerk schaffen.

(Fortsetzung folgt.)

---

# Friaulisches Reisebild.

Ein Tagebuchblatt aus dem Jahre 1864
von **Robert Hamerling.**

Wo hinter Nabresina die Eisenbahn auf dem Wege in's Friaulische den Karst verläßt und gegen das Meer sich niedersenkt, da fühlt der Reisende zunächst durch den Gegensatz sich lebhaft angesprochen, den der weitgeöffnete, völlig ebene Plan des Meerufers mit der schroffgezackten Felsregion bildet, die man soeben hinter sich gelassen hat. Die Spiegelfläche der See taucht wieder auf; das Schloß von Duino erscheint auf seiner Felsklippe, imposanter noch als das aus der Ferne herüberdämmernde Miramar. Später zeigt in

der Ebene sich Monfalcone ziemlich angenehm, Maispflanzungen beginnen auf weitgedehnten Strecken vorzuherrschen. Bei Sagrado belebt sich die Gegend merklich. Der italienische Charakter tritt hervor; man sieht einzelne Cypressen, vollausgewachsen, hochstämmig. Kristallklar, aber ziemlich sparsam im flachen Sandbette fließend, tritt jetzt der Isonzo in das freundliche Landschaftsbild. Dies erweitert sich alsbald zum weiten Gebirgspanorama, als dessen Mittelpunkt nach einiger Zeit in schöner und freier Lage Görz erscheint. Fast noch anziehender vereinigen sich um Cormons fruchtüppige Gründe mit Gebirgsprospecten zur angenehmsten Rundsicht. Im Flachlande, das wir unmittelbar durchschneiden, bestimmen den Charakter der Landschaft endlose Maisfelder, zwischen welchen als Grenzscheiden Baumpflanzungen in langen Reihen laufen. Die Bäume sind durch Rebengehänge wie durch Guirlanden mit einander verschlungen. Unabsehbar gegen das dem Blicke längst entschwundene Meer hinab dehnt sich die friaulische Ebene. Von Norden aber blickt, nicht allzufern, immer gleichmäßig sichtbar, der gewaltige Höhenzug der karnischen Alpen herüber.

Nun zeigt sich Udine, aus den Büschen der Ebene nur wenig hervortretend. Wir verlassen die Eisenbahn und betreten die Stadt. Wenig versprechen, sobald wir das Thor hinter uns haben, die ersten Häuserreihen. Bald aber erscheint eine Bauart, die man noch lieber römisch als romanisch nennen möchte, in kräftigen Zügen angedeutet. Man erfreut sich eines breiten freien Schwunges in Formen und Linien. Da gibt es nichts Kleinliches, nichts Kümmerliches, nichts Verschwommenes, nichts Schnörkelhaftes. Es ist als träte das Kreisrund, der Bogen, das Rechteck überall mit einer ganz besonderen altrömischen Energie hervor, als fände an Thüren und Thoren und Fenstern das Bestreben nach abstracter Regelrechtigkeit der Linien sich in schärferen Kanten und Ecken als gewöhnlich ausgeprägt. Wir erreichen den Hauptplatz, eingeschlossen von Bauwerken, die uns halb an Venedig, halb an das kriegerisch-ernste Verona gemahnen. Die Seitengassen betretend, sehen wir den venezianischen Baustil immer entschiedener hervortreten: Häuserfronten, Portale, Fenster und Balkone, Alles versetzt uns in die Dogenstadt, und wer früher nur diese gesehen, der merkt jetzt, daß Eigenthümlichkeiten, von welchen er gedacht, daß sie einer einzelnen Stadt angehören, sich über eine Provinz erstrecken. Fragen wir zuletzt noch den überaus höflichen Udinesen nach dem „giardino publico“, den unser Reisehandbuch aufführt, so weis't er uns einen offenen, freien Grasplatz, im regelrechtesten Kreisrund umgeben von einer Doppelreihe von Bäumen. Aber von welchen Bäumen! Riesige Platanen sind es, die prächtigsten, die man sehen kann, fast unabsehbar hoch emporgeschossen und so dickstämmig, daß vier Menschenarme sie nur mit Mühe umspannen.

Die Reise fortsetzend, stoßen wir zwischen Codroipo und Casarsa auf eine Sandwüste, über welche eine endlos lange Brücke gebaut ist und die wir für Alles eher halten als für ein Flußbett. Und doch ist's ein solches: das des Tagliamento. Vergebens durchspähen wir lange Zeit die weite Sandfläche nach einer Wasserspur; zuletzt entdecken wir in der That ein Silberstreifchen, das seinen Pfad im unermeßlichen Sande sucht. Der Charakter der Gegend ist inzwischen im Allgemeinen immerfort derselbe geblieben. Immer und immer Maispflanzungen, von Baumreihen durchzogen und abgegrenzt, immer die weite, weite Ebene, nach allen Seiten spiegelflach gedehnt, immer im Norden die Umrisse desselben langhingestreckten Gebirgszuges. Aber das grüne Casarsa entreißt uns dem Gefühle der Monotonie, das uns bedroht: es grüßt aus dichten Gebüschen gar heiter und freund-

lich. Weit reizender noch erscheint bald darauf das unvergleichliche Pordenone, das mit seinen gartenähnlichen Umgebungen, während die Eisenbahn uns daran vorüberführt, sich von mehreren Seiten immer anlockender zeigt, einen anmuthigen Prospect um den andern vorschiebt, und zuletzt, während der Zug stillhält, uns noch durch den Schlußeffect einer überaus lieblichen Parkanlage überrascht, die dem Stationsgebäude gerade gegenüberliegt.

Pordenone — der Name klingt uns aus der Kunstgeschichte so bekannt. Ist nach ihm nicht Tizian's stolzer, in der Freske fast ebenbürtiger Rival, der Michel Angelo der venezianischen Schule zubenannt? Aber auch von selbst lockt der Ort durch seine Anmuth unwiderstehlich; nirgends können wir eine angenehmere Raststation halten. Aus dem vorstädtischen „borgo“ treten wir durch das alterthümliche Thor in die eigentliche Stadt. Sie besteht ganz und gar aus einem „Corso“, in acht Minuten gemächlich zu durchwandeln, seiner ganzen Länge nach zu beiden Seiten von Arkaden eingefaßt. Am Ende des Corso steht querüber das Stadthaus, so stolz und würdevoll, als sollten darin statt der kleinen Angelegenheiten der Pordenonesen jeden Augenblick die Geschicke der Welt entschieden werden. Kleinstädtisch und modern-armselig sind die Läden und Buden zu beiden Seiten der Straße, aber von den Häuserfaçaden herunter grüßen altvenezianische Schönheits-Conturen. Alles ist im palazzo-Stil gebaut, hier maurisch-byzantinisch, dort romanisch. Unferne dem Stadthaus finden wir eine Kirche romanischen Stil's, außerhalb der Stadt zeigt eine zweite kleinere denselben Stil in ganz hübschen Verhältnissen. Im „borgo“ stoßen wir noch auf eine dritte kleine Kirche, neben welcher man statt des Thurmes eine Riesensäule von ungeheuerer Dicke aber verhältnißmäßig geringer Höhe aufgerichtet hat, was eine wunderliche Wirkung macht. Im Innern unseres Gasthofs treffen wir, wie in der Außenseite der Bauwerke, durchaus die venezianische Art vorherrschend. Es sind kleinstädtische, fast dörfliche Räumlichkeiten, aber auf den Wänden einzelner Gemächer begegnen uns altvenezianische Malereien. Venezianisch sind die Kamine, die runden Thürschnallen, die Thürklopfer, die Fensterbalken, die Steinfußböden. Besuchen wir den Park in der Nähe des Stationsgebäudes, der sich schon bei der Ankunft uns so verlockend darstellte. Es ist eine prächtige Anlage auf hügeligem Grunde, durchschnitten von fließenden Gewässern und kleinen Teichen. Die Anlage ist Privateigenthum, aber der Gärtner läßt sich gerne bereit finden, Fremde einzulassen. Er zeigt uns alles Schöne, mit besonderem Behagen aber seine Wasserkünste, die er, den Wasserstrahl mit verschiedenartig durchlöcherten Blechtrichtern überdachend, in mannigfaltigster Weise spielen läßt. Bald überrascht er uns mit fadenförmig auf und absteigenden symmetrischen Lineamenten, bald mit bouquetartigen Figurationen, bald mit einem stäubenden Regen oder einem förmlichen Feuerwerk von Tropfen. Er zeigt uns auch die hübsche Spielerei, wie eine Kugel oder ein Käppchen von der aufschießenden Wassersäule des Springbrunnens hoch mitemporgehoben und getragen wird. Der Parkanlage selbst geben insbesondere die häufigen Trauerweiden ein charakteristisches Gepräge. Auf einem kleinen Hügel bewundern wir eine ganze aus Buchsbaum geschnittene, ziemlich weitläufige Festung. Pordenone besitzt auch einen „giardino publico“, was man hier so wenig wie in Udine und in andern italienischen Städten mit „öffentlicher Garten“ übersetzen darf. Es ist ein freier Rasenplatz, von Kastanienbäumen umgeben, mit etlichen Ruhebänken; Blumen sind streng verbannt. Aber wozu bedarf der Pordenonese eines „giardino publico?“ Wohin man immer hier blicken, welche Wege man rings um

die Stadt verfolgen mag, überall verliert der Blick sich im endlos dichten Grün der Gebüsche, und außer dem Flüßchen Noncello, das den Ort bespült, begegnen wir schier bei jedem Schritte fließenden oder stehenden Wassern, deren Klarheit und Frische das Aug' ergötzt, während ihr Gemurmel und ihr Rauschen, besonders in der Nähe der kreisenden Mühlräder, auf die man häufig stößt, das Ohr in angenehmster Weise beschäftigt.

Es würde schwer sein, zu bestimmen, welches die anmuthigste sei von den parkähnlichen Scenerien und natürlichen Promenaden, die Pordenone von allen Seiten umsäumen. Schlagen wir den Weg ein, der gegen Torre führt, so stoßen wir, gleich nachdem wir die Stadt verlassen, auf einen Teich, in welchen höchst pittoresk die Zweige von vier prächtigen Trauerweiden neben einander niederhängen. Nahe daran finden wir einen Park, mit einem Gartenhause, dabei ein Wirthschaftsgebäude, in dessen Hofe drei alte homerische Schaffnerinnen — es ist Sonntag Morgen — einander die noch immer pechschwarzen Haare kämmen. Weiterhin führt der Weg uns immer durch's dichte Gebüsch voll springender, rauschender, meist auch silberklarer Bäche. Alleen von hochstämmigen Platanen, Schwarzpappeln, gemischt mit echten Akazien und Ailanthusbäumen, durchschneiden hier, wie überhaupt in der ganzen Gegend ringsumher, die maisbepflanzten Ackerstrecken, welche die Ebene füllen, während nebenher vornehmlich der Haselstrauch und die Robinie die Straßen und die Bachufer reich umbüschen. An feuchten Orten, in der Nähe der Bäche und Teiche, steht überall die schöne rothe Blüthenrispe des Weiderichs. Läßt man, vom borgo kommend, das Thor der Stadt zur Rechten und betritt den seitwärts von der Stadt hinführenden Baumgang, so eröffnen sich auch hier wieder die schönsten Landschaftsbilder. Ueberall Alleen und Gebüsch, überall Trauerweiden, die in Teiche oder in den Fluß Noncello niederhängen, welcher letztere hier in lachenden Auen und dichtbewachsenen Gründen sich mit buchtähnlichen Wasserspiegeln, wohl auch kleine Inseln bildend, in einer dem Auge wohlgefälligen Weise verbreitet. Auch einige kleine Erhöhungen des Bodens trifft man hier, willkommene Aussichtspunkte über die Ebene gewährend. Der lange Rücken des Hochgebirgs bildet im Norden immer den imposanten Hintergrund.

An Markttagen sieht man viele Landleute in die Stadt kommen, ohne daß es ihnen gelänge, durch eine hervorstechende Eigenthümlichkeit die Aufmerksamkeit des Fremden auf sich zu ziehen. Anders am Sonntag, wenn sie sämmtlich in Holzpantoffeln zur Kirche gewandert kommen. Schreiten sie dann in Schaaren zu 40 bis 50 über die Pflastersteine des Corso, da vollführen sie ein Klapperconcert, dessen Klangwirkung einzig in ihrer Art ist. Auf der öffentlichen Promenade betrachten wir uns einen Sonntagsspaziergang italienischer Kleinstädter. Es lohnt die Mühe, denn wir merken mit heiterem Erstaunen, daß selbst die species altväterischer Philister in deutscher Art, mit hoher Cravatte und spitzen Frackschößen, auch hier nicht gänzlich fehlt. Gemessen und sittig spazieren die Bürgersleute mit Frauen und Töchtern auf und ab, und ein kleiner Ausschuß jüngerer Leute, welche Stutzer vorstellen wollen, stehen in einer Gruppe beisammen, vor welcher die schöne Welt des Städtchens Musterung passirt.

Ueber Agricultur und Viehzucht maßen wir uns kein Urtheil an; aber wir können nicht umhin, wahrzunehmen, daß im Orte selbst und in der Umgebung viele nette Schweinchen umherlaufen, glänzend schwarz von Farbe und durch hübsche langgespitzte Ohren ausgezeichnet. Auch Meister Langohr ist in auffällig häufigen Exemplaren sichtbar, zumeist in schwarzen, die recht

wacker trotten und ein glattes Aus- sehen haben, was nicht zu verwundern, da ihnen ja das üppigste Futter so- zusagen in den Mund wächst.

Aber wir verweilen schon zu lange. Sagen wir ein Lebewohl dem reichbe- büschten, quellsprudelnden Pordenone. Der dampfende Wagenzug braust heran auf seiner Eisenspur, hält einen Augen- blick, uns wieder aufzunehmen, und entführt uns stracks in neue Regionen. Bei Sacile, wohin wir zunächst gelan- gen, sehen wir den Höhenzug, der uns bisher aus der Ferne begleitet, sich herabsenken und in der Ebene sacht verschwinden, während ein anderer da- für emportaucht, der nun in ähnlicher Weise wie der vorige immerfort am Rande des nördlichen Horizonts bis Venedig hinläuft. Wir denken an Pordenone zurück, aber siehe, da ent- rollt uns Conegliano plötzlich eines der lieblichsten Städtebilder, das mit jenem um den Preis der Schönheit streiten darf. Aeußerst anmuthend stellt der Anblick namentlich an der Stelle sich dar, wo die zwei Thürme der Stadt in der Niederung mit dem Castell und den säulengetragenen Bau- ten auf der Höhe zu einem äußerst malerischen Gesammtbilde zusammen- treten. Jedes friaulische Städtchen hat der Kunstgeschichte einen berühmten Malernamen gegeben. Wie Udine seinen Giovanni, Pordenone seinen Gian Antonio, so hat Conegliano seinen Cima.

Von jetzt an überrascht uns die Wahrnehmung, daß die Fruchtbarkeit und Ueppigkeit der Gegend sich auf- fallend vermindert. Die Gewächse werden sparsam und niedrig, bald ist weit und breit kein hoher Baum mehr zu bemerken. Der Boden ist sandig und spröde. Die Maisfelder haben ein verkümmertes Aussehen und erscheinen auf ganz kleinen abgerissenen Strecken, zwischen ärmlichen Wiesengründen ein- geschoben.

Der Fluß Piave, den man sofort übersetzt, ist ganz von der Art des Tagliamento. Nichts Wunderlicheres als diese friaulischen Flüsse. Ihre Bette sind unabsehbare, oft stunden- breite Sandgebiete, durch welche ver- einzelte Gewässerchen fadenartig hin- schleichen. Aber siehe da, es tritt Re- genwetter ein, vom Gebirg her stürzen die Bäche, und unsere Piave, unser Tagliamento, unser Torrente, unser Isonzo, die wir vorgestern schier mit der Lupe suchen mußten, sie sind zu brausenden Seen angeschwollen, die ihre gelben Hochfluthen unbarmherzig über die halbe Provinz wälzen. Meilen- weit sind dann oft die Felder über- schwemmt: zum Mindesten säumen die Wasser, neue Bahnen suchend, Wiesen und Felder wie mit Kanälen ein, tanzen in breiten Cascaden über ge- stuftes Terrain, und sammeln sich in den Niederungen zu Teichen und Sümpfen, aus welchen die Bäume nur mit halbem Stamme hervorragen.

Unser friaulischer Wanderflug geht seinem Ende zu. Wir eilen an Treviso vorüber, das mit seinem prächtigen Bahnhof, mit seinen Stadtmauern, mit seiner Kathedrale das Auge nicht übel anspricht; auch die Gegend zeigt sich von da an wieder fruchtbar. Land- häuser stehen zahlreich zwischen reich- bebauten Gründen im Gebüsch.

Jetzt erscheinen allmälig kleine Wasserstrecken in der Ebene, und ehe wir uns dessen versehen, sind wir von den erst kleineren, zerstreuten, dann meerbreit ergossenen Spiegelflächen der venezianischen Lagunen umgeben, und die Riesenbrücke trägt uns, wohl eine Viertelstunde lang, über die Gewässer den Thürmen zu, mit welchen die vielberühmte Stadt herüberwinkt.

Schöne blühende Bezirke waren es zum größten Theil, die wir durchflo- gen; aber sollten wir noch länger im friaulischen Lande verweilen, so würde es uns nicht länger dulden in der Ebene; wir würden uns hinaufflüchten zu den Bergen, deren Gipfel und Hänge Tag für Tag so schön aus dem sich zertheilenden Morgennebel hervortreten.

Nichts übersättigt das Auge so bald als eine weite Ebene, sei sie noch so üppig, besonders wenn sie durchwegs nur mit Einer Fruchtgattung, wie hier mit Mais, bepflanzt ist. Trägt der Reisende ein deutsches Gemüth im Busen, so wir der müde der grasgrünen, hoch in's Kraut geschossenen Natur, der langgestreckten Alleen, der sprudelnden Wasser und der quackenden Frösche; er sehnt sich nach Bergen und Wäldern, nach Felsen und Schluchten, nach Moos und Heidekraut. Auf diesen Gründen mag eine heitere, freie Behaglichkeit des Daseins sich entwickeln, und wer hier geboren, verlangt es vielleicht niemals anders; um dessen Wiege aber Fichtenwälder gerauscht haben, der würde hier, wie sehr auch angezogen, doch kaum gefesselt werden für immer, und er sänge zuletzt vielleicht selbst im reizenden Pordenone, wie einst Pyrker in Venedig, „Lieder der Sehnsucht nach den Alpen".

---

# Brautfahrt.

Von **Friedrich Marx**.*)

Du erste Fahrt in diese Gotteswelt,
Wie hold bist Du an des Geliebten Seite!
Es glüht und blüht das All! — Kein Zauber fehlt,
Ein hastig Wandern selbst am Sternenzelt,
Gibt Eurer Brautfahrt schimmerndes Geleite.

Und selig lächelnd blickt Ihr still hinaus; —
Die Erde scheint Euch bräutlich zu begrüßen,
Mit Kränzen glaubt geschmückt Ihr jedes Haus;
Es streckt die Welt wohl hundert Arme aus,
In Euch all' ihren Wonnedrang zu büßen!

Und selig lächelnd blickt Ihr auch hinein; —
Dem Altar gleich mit Blumen und mit Kerzen,
Vor dem Ihr kaum getauscht das Mein und Dein,
So prangt in Eures Glückes Sonnenschein
Der große Tag auch in den jungen Herzen!

Dein Mädchentraum, er funkelt wie ein Stern,
Der bald im Morgenrothe ist verglommen;
Was lange Dich umgab, nun scheint es fern,
Dahin! dahin! Du folgst dem Manne gern,
Der, Martha, Dich in seinen Arm genommen.

Die Erde hält den leisen Odem an,
Durch keinen Laut zu stören Euer Kosen;
Es schläft die Zeit rings auf der Weltenbahn,
Und Schmerz und Tod sind Märchen nur und Wahn,
Den stärksten Duft verhauchen all' die Rosen.

Gut' Nacht, lieb' Kind! Du junge holde Frau,
Auf ewig heut' vom Herzen uns gerissen; —
Wie soll ich's tragen dieses Dämmergrau,
Dich, Engelskind, wohin ich immer schau,
Für nun und alle meine Zeit zu missen?

Dein Glück will einsam sein! Wie trocknet leicht
Die Thräne doch, die eine Braut vergossen!
Doch kämst Du erst, bis sich mein Haupt gebleicht,
Der Segen, Kind, auch in die Ferne reicht,
Mit dem ich Dich allzeit in's Herz geschlossen!

---

*) Aus einer im Drucke befindlichen Sammlung neuer Gedichte des Verfassers.

# Der junge Falschmünzer.

Dorfgeschichte aus der Jugendzeit eines Künstlers.

Von P. K. Rosegger.

In Tirol. Auf einer grünen Höhe des Draugebietes — vor Zirmbüschen steht ein etwa sechzehnjähriger Bursche, schärft an einem Stein sein Taschenmesser und schneidet sich dann einen Zirmast. Dieses harte, feine, glattrindige Holz ist schon recht — da wird ein hübsches Rößlein daraus. Der Bacherwirth unten im Dorfe hat einen Hengst, ein schönes, feuriges Thier — das wird nachgeschnitzt aus Zirmholz. Ist gescheidter, als das Banknotenmachen. — Hätte ich nur meinen Fünfziger wieder im Sack! —

So war's. „Aus Spaß nur", hatte der Franz gesagt, da er den Bleistift spitzte, „möcht' redlich gern wissen, ob's wahr, daß so ein Kaiserbildle gar nicht nachgemacht werden könne." Das feine Papier, die feine Zeichnung und Schrift, der Wasserdruck! Das ist nichts für die freie Hand. Aber gerade das reizte den Franz. Denn immer Heiligenbilder nachmachen und Vögel zeichnen und Leute abbilden — 's war keine Freude d'ran. — „Jesus Maria, Franzel!" hatte seine Schwester gerufen, „was sperrst Dich denn ein, was treibst in der Kammer, daß Du die Thür hast verriegelt?"

Der Franz hatte aber selbst nicht genau gewußt, warum er die Thür verschlossen. Wollte doch etwa nur ungestört sein bei seiner heiklen Arbeit. Es war ihm aber heiß dabei gewesen, die Hand hatte gezittert, als sie den ersten feinen Strich gezogen, doch nach und nach ist sie ganz sicher geworden. Und als des Abends der Vater heimgekommen, hatte er zur Sonntagsarbeit seines Sohnes sonst gar nichts gesagt, als: „Da schau man her! ist das ein Lump, ein junger!"

In der darauffolgenden Nacht war ein schlechtes Schlafen gewesen, und so war der Franz mit sich einig geworden: es ist vernünftiger, ich laß' so Sachen bleiben und schnitz' den Hengst des Bacherwirths.

Und so finden wir ihn auf der Höhe, den schlanken Knaben mit den dunklen Locken und mit dem fröhlichen Auge.

Er hatte Bundschuhe an, und die Kniehose; und über die junge gerundete Brust ging nichts, als das Linnenhemd und der Hosenträger. Das Ungefüge war nur der hohe Spitzhut, der „Sternstecher", der wie ein finsterer Thurm über das heitere Antlitz ragte.

Aus dem Thale der Drau, der Isel, aus dem Boden von Lienz klangen in zartem Gesumme die Glocken des Feierabends herauf.

Zu solchen Stunden ist es, als wären vieltausend Saiten gezogen von Berg zu Berg, über das ganze Tirolerland, und als spielte auf dieser Riesenziether eine unsichtbare Hand; so zart und getragen tönt und klingt es durch die Lüfte. Von demselben Punkte, wo Franz stand beim Zirmbusch, waren achtundvierzig Kirchthürme zu sehen. Sie winkten und riefen — vergebens, dem schlanken helläugigen Burschen gefiel es auf dem hohen Berge, wo man die lichten Felsen sah von der Glocknergruppe bis zu den Dolomiten.

Auch Andere gab es auf demselben Berge, die das Läuten der Kirchenglocken nicht achteten. Sie saßen in der Bergschenke der Niederung, die den schönen Namen: „Auf der Wacht" trägt. Im Jahre neun sind dort die Tiroler auf der Wacht gestanden mit Spieß und Stutzen, um ihr liebes Land vor dem übermüthigen Franzen zu schützen. Seither finden sich an schönen Sommertagen im Berghause noch

immer gerne die Scharfschützen ein, um beim rothen Tirolerwein, bei Mädchenaugengluth und Zitherklang die Nächte zu „durchwachten", denn nimmer vergessen werden und nimmer veröden darf das Haus auf der Wacht.

Wohl war heute schon das alte Moidle, des Wirthes Schwester, lauernd in die Gaststube geschlichen, und hatte etlichemale laut vor sich hingemurmelt: „Zusammenläuten thun sie. Zum Segen thun sie läuten. Unsereins mühselige Haut wollt' gern in die Kirch' gehen. Und das junge Volk schaut sich heut' nach dem Herrgott gar nimmer um. Geh' weg, jetzt seh' ich's schon, die Leut' werden ganz kalt im Glauben."

Man hatte gesungen, gelacht, mit den Mädchen gescherzt und sich um das Gebrumme der Alten nicht gekümmert. Nun plötzlich aber, da das Moidle das vom „Glauben" gesagt, that sich einer der stämmigsten Burschen hervor und rief: „Weible, wegen dem Glauben brauchst Du Dir gar kein graues Haar wachsen zu lassen, das wachst Dir so auch schon. Einen Glauben haben wir noch, mußt wissen. Bin voreh gewiß nicht der Letzte in der Meß und in dem Segen gewesen; seitlang sie aber die Leut mit den Gendarmen in die Kirche treiben lassen, seitlang mag ich gar nicht mehr hineingehen. Ich mag nicht mehr. Zum Beten laß' ich mich nicht zwingen, das sag' ich!"

„Nu, nur nit gar so laut", sagte jetzt der Wirth. „Ich seh' euch gern bei mir, Mannerleut' und Weiberleut'; aber wenn ich's aufrichtig will sagen, heut' wär's mir lieber, wenn — 's ist morgen der Rosenkranzsonntag, und so kommen leicht heut' noch die Spitzhauben herauf."

Die Spitzhauben, damit meinte er die Gendarmen, die zu jener Zeit — es waren die schwarzen Jahre nach 1848 — so strenge Polizei hielten, daß sie während des Gottesdienstes, und an Sonnabenden die Gäste aus den Häusern und von den Straßen in die Kirche führten. In Tirol geschah es sogar etlichemale, daß man die so bevölkerten Kirchen verschließen ließ, damit es nicht etwa einem oder dem andern Andächtigen einfiele, vor Ende der Messe, der Predigt das Gotteshaus zu verlassen.

„Schaut, liebe Leut'", setzte der Wirth auf der Wacht bei, „es ist halt der Verantwortlichkeit wegen. Unsereiner wird so viel gestraft, wenn man Unterstand gibt."

„Was!" rief eine alte, braune Knochengestalt aus dem Tischwinkel, „sind wir etwa Schwärzer, Wildschützen, Diebe, daß man uns nicht Unterstand geben darf?! Du, ich rath' Dir's, Wirth, heb' keinen Unfried an, 's kunnt Dich blutig reuen!"

„Ei geh'", beschwichtigte ein Anderer, ein dicker, staubiger Kohlenbrenner aus dem Iselthale, „weißt es so gut wie wir, daß der Wirth nicht anders kann. Willst Deinen Zorn auslassen über die neumodige Einrichtung, so mußt ganz wo anders anklopfen."

„Und ich werd' auch anklopfen", rief der Knochige, „hab' im Achtundvierziger Jahr auch angeklopft zu Brixen beim Herrn Bischof, daß die Fenster haben geklirrt. Und wenn's noch einmal anhebt, wird's nicht mehr so gut ausgehen, wie's erstemal, 's selb' will ich auf der Stell' mit meinem Blut unterschreiben!"

„Geh, geh," sagte der Dicke, „Du bist gleichweg mit Blut da. Das spar' auf, bis die Franzosen wieder kommen."

„Aber es ist wahr", versetzte ein Bauer aus dem Möllthal, „taugen thut sie nichts, die neue Gendarmreligion. Stücke geschehen heutzutag' auf der Welt, wie man sie früher wohl nicht gehört hat. Wißt ihr schon, was die Lieserthaler für ein sauberes Kruzifix haben?"

„Na, die Lieserthaler, was mögen denn die auch für ein sauberes Kru-

zifix haben", warf der Kohlenbrenner in gleichgiltigem Tone ein, doch merkte man ihm die Neugierde leicht an.

„Ja, los nur", sagte der Möllthaler. „Nächst' Montag, wie der Oberwirth z'Gmünd zur Lieser geht, um seine Reischen (Fischnetze) zu heben, was steckt in einer d'rin?"

„Nu," machte der Köhler, „in der Reischen, was mag denn auch d'rin gesteckt sein? Kein Wallfisch nicht, 's selb' weiß ich."

„Noch was Größeres, hörst, noch was viel Größeres!" sagte der Bauer, „ein geschnitzter Christus ist d'rin gewesen."

„Uh Maria und Anna!" riefen die Weiber und Mädchen.

„Ein Christus mit ausgestreckten Händen und Füßen, und mit der blutigen Seiten — der Christus vom rothen Kreuz, das auf der Mühlstätterstraßen steht. Und wie die Leut' nachher zum Kreuz zusammenkommen, da — da ist an demselben — hell nicht zum glauben —" in ein krampfiges Lachen brach er aus.

„Das muß schon gar was Spaßiges gewesen sein", meinte einer der Burschen.

„Spaßig gewiß nicht," rief der Bauer, „ganz schauderlich, bei meiner armen Seel', schauderlich! — Wie sie hinkommen zum rothen Kreuz, da ist an demselben, anstatt des Christus ein — hi, hi, hi, hi —"

Thränen standen ihm in den Augen, indem er lachte. Er fuhr sich mit dem Sacktuche über das Gesicht, schwieg eine Weile und sagte endlich mit zuckenden Mundwinkeln: „Gott verzeih's denen, die's gethan haben, 's ist ein unerhörter Frevel. An das Kreuz ist ein wahrhaftiges, noch lebendiges Schaf genagelt gewesen."

Ein Aufschrei unter den Weibern, ein finsteres Gemurmel unter den Männern.

„Strolche aus der Spitalergegend haben's in der Nacht gethan," erzählte der Möllthaler weiter, „aber sie sind heute schon hinter dem Schlüsselloch. In die Keuchen (den Kerker) sperr' man solche Leut' und nicht in die Kirchen."

Ein drückendes Schweigen war, da rief plötzlich der Bursche, der vorhin die Aeußerung gethan hatte, daß er nicht in die Kirche gehe, seit man ihn dazu zwingen wolle: „Spielmann! wenn Du nicht schlafst, so sei so gut und kratz' ein paar Saiten.

Lustig wohlauf,
Ist der Drauthaler Lauf,
Ist der Drauthaler Zier,
Und dös Dirndel g'hört mir!"

Singend umschlang er das hübsche, blühende Mädchen, das an seiner Seite saß und jetzt dem kernfrischen Burschen freudig stolz in's glühende Auge blickte.

„Und 's Dirndel liab'n fein,
Na, dös liaß i nit sein,
Und sid da Standar (Gendarm)
Ba da Kirch'nthür steht,
Sida halt' i dan Dirndel
Mei Meßgebet."

Sie lachten. Es war ein neues Gesangel; der Tritz — wie der Bursche hieß — war nicht blöde und jauchzte aus dem Stegreif die keckften Lieder weg.

Schon hoben sich die Mädchen sachte von ihren Sitzen, und es wollte der Tanz losgehen, da schoß der Wirth zur Thür herein und wollte hastig das erst angezündete Kerzenlicht ausblasen.

„Warum denn?" rief der Tritz und zog ihm den Leuchter weg.

„Um des Himmelswillen!" hauchte der Wirth, „es steigen ja die Spitzhauben daher. Hab' sie schon gesehen."

„Sollen nur kommen", versetzte der Bursche, „wir sind ehrliche Leut."

Bald darauf gingen dröhnenden Schrittes mit aufgepflanzten Bajonneten zwei Gendarmen zur Thür herein.

Mitten in der rauchigen Stube blieben sie stehen und blickten finster um sich. Als sie die vielen handfesten Burschen und trotzigen Männer sahen, die an den Tischen saßen, setzten sie sich an einen noch leeren Platz, lehnten ihre Gewehre zwischen die Beine und verlangten einen Trunk.

Ueber eine solche Wendung war der Wirth glückselig und vor Freude ließ er aus seinem köstlichsten Faß den Wein in die Gläser der Polizeimänner rinnen.

Die Gendarmen, zwei junge Männer, die unten in den Thälern allfort mit gehörntem Gewehre und finsterem Gesichte herumziehen mußten, wollten sich vielleicht hier oben einmal ein wenig erheitern. Sie suchten sich an die Gesellschaft zu schließen, mit den Burschen ein Gespräch anzuknüpfen, mit den Mädchen zu scherzen; allein die Bauersleute thaten nicht viel desgleichen, als wollten sie mit den Spitzhauben gut Freund sein.

Es wurde getanzt. Einer der Soldaten warb um das schönste der Mädchen zum Reigen; da stand schon der Tritz da, zog das Mädchen mit sich fort und sang:

„A Spitzkoppnbua
Hot an Dirndl nochgfrogt;
A Spitzbua will i hoaßen
Wann's 'n wos trogt!"

Jetzt dauerte es nicht lange, so leerte einer der Gendarmen sein Glas und rief: „Feierabend ist! Sperrstunde!"

„Das weiß ich nicht, was die Herren haben", sagte einer der anwesenden Bauern, „überall wollen sie heutzutag zusperren. Redlich wahr, Haus Oesterreich ist ein Gefangenhaus geworden."

Alles still, der Sprecher selbst war über sein Wort erschrocken. Der Gendarm wollte seinen Namen aufschreiben.

„Seid keine Narren miteinand!" rief jetzt der Möllthaler dazwischen, um der bedenklich werdenden Stimmung einen kecken Ruck zu geben und wo möglich den Mann, der mit seinem Worte ein Verbrechen verübt hatte, noch zu retten; „laßt die gespreizten Geschichten jetzt und seid gemüthlich. So wie heut kommen wir bald nicht wieder zusammen. Wirth, Wein her!"

Er schenkte alle Gläser voll, auch die der Gendarmen.

„Nur zulangen!", sagte er, „wisset, so Wortreitereien sind bei uns nicht bös gemeint, und einen Spaß muß man auch haben."

„Sie retiriren", murmelte der Gendarm, „nur aufschreiben Alle, Alle aufschreiben!"

Und die Polizeimänner begannen die Namen der Gäste — wahre und falsche, wie man sie eben nannte — in ihr Armensünderbüchlein zu verzeichnen. Dabei brummten sie über die „Bettlerkerze", die kaum so viel Schein gab, als der Schreiber benöthigte.

Da richtete sich der Tritz auf. „Eine Bettlerkerze?" fragte er, „leicht, ihr Häscher und Hascher, leicht mögen wir Drauthaler Bauern noch mit einer anderen Kerze aufwarten. Wollen schauen!" Und er riß seine breite Ledertasche aus dem Sack und zog aus derselben — man sollt's nicht glauben, was Bauersleute oft für Geld mit sich herumtragen — eine nagelneue Fünfzigguldennote hervor.

„Versaufen?" schrie der Bursche hell, und hob den Schein mit zwei Fingern und ließ ihn flattern wie ein Fähnlein. „Nein. Ein Licht wollen wir davon anschaffen, daß der Herr Standar zum Schreiben sieht."

Gelassen rollte er den Fünfziger zusammen, hielt die Rolle über das Kerzenlicht und als sie lohte rief er: „Ich bitt', meine Herren, wenn's gefällig!"

Die Gendarmen schrieben nicht, sie thaten den Mund auf. Die übrigen Männer schlugen einen Lärm, die Weiber fielen dem Tritz in den Arm, um ihm das Geld zu entreißen. War aber schon

zu spät; drei Sekunden lang — und die Anweisung, für welche der Sage nach die priv. österreichische Nationalbank dem Ueberbringer fünfzig Gulden Silbermünze ausbezahlt, flog als Aschenflaum auf den Tisch.

Maria, die Beisitzerin und Tänzerin des Tritz, hub zu weinen an, so leid that's ihr um das gute Geld; der Möllthaler sagte: „Du bist ein doppelter Halbnarr, Patriz!“ Und die Gendarmen schrieben — freilich wieder bei der Bettlerkerze — das Factum in ihr Sündenbuch. —

---

Am anderen Tag, gleich nach dem Gottesdienste, wurde der Tritz zum Richter beschieden. Daselbst stand schon wieder einer der Gendarmen — der sollte dem Burschen ein Eisenband an die Hände legen und ihn führen nach Lienz zum Gericht.

Der Tritz war angeklagt der Entheiligung des Feierabends, der Verhöhnung der Polizei und der Verschwendung. Die ersten zwei Verbrechen ließen sich vor dem Dorfrichter etwa noch schlichten, wenn der Bursche Abbitte leisten wollte. Aber das dritte! das Protzigthun war ein alter Schaden der Drauthaler Bauern; viel Geld und Geldeswerth ging dabei zu Grunde. Man ließ es noch hingehen, wenn sie bei Hochzeiten tagelange Gelage hielten, wenn die Todtenmahle oft die ganze Erbschaft des Verstorbenen verschlangen; man verzieh es dem Drauthaler Großbauern oder Oberknecht, wenn er an seiner Sonntagsjoppe anstatt Holz- oder Messingknöpfen echte Mariatheresienthaler trug. Wenn sie aber würfelten, kegelten, karteten um nichts Geringeres als um Dukaten; wenn sie zur „Bankozettelzeit“ ihre Pfeifen mit eitel Zehnguldennoten anzündeten, das wollte man nimmer gehen lassen, es war Zeit, solchen Uebermuth und Trotz einmal etwas zu biegen. Es mußte ein tüchtiges Exempel gegeben werden, wie die hohe Obrigkeit wohl das Recht habe, den Vergeuder und Verschwender zu strafen. Also schmiegte sich das Eisenband scharf um die kräftigen Arme des Patriz.

Und sie — seine Beisitzerin, seine Tänzerin — sein Dirndl Maria weinte an demselbigen Sonntag bei der Predigt, so daß der Prediger höchlich darüber erfreut war, daß es ihm gelungen, ein junges Herz zu rühren. Sie hörte aber kein Wort von der heiligen Lehr', sie weinte über den armen guten Tritz, der unschuldig war und doch vor den Richterstuhl und gewiß auch hinter Schloß und Riegel mußte. Sie wußte Alles. Sie verwünschte den Uebermuth des Burschen in die unterste Hölle, aber sie wußte, daß er kein Verschwender, daß der „theuere Spaß“ eigentlich ein sehr billiger gewesen war, daß die Fünfzigguldennote nichts als jene gottverlassene Zeichnung gewesen, die ihr Bruder, der Franz am vorigen Sonntag ausgeführt hatte.

Hinan die Berglehne lief das Mädchen, wo ihrer Eltern Haus stand. Der Franz war ja ein gutes Bruderherz; sie wußte keine Bitte, die er ihr abgeschlagen hätte. Und that er bisweilen auch ein wenig trotzig, so trachtete die Schwester nur, daß ihr ein bischen das Auge naß wurde. Ein einzig Thränlein im Schwesterauge machte ihn weich wie Wachs.

Der Franz schnitzte just an der Mähne des Pferdes, als die Schwester auf ihn zustürzte.

„Jetzt mußt Du's sagen!“ rief sie, „Du bist an Allem die Schuld. Jetzt geh' nur und klag' Dich selber an!“

„Der Narr werde ich nicht sein“, gab der junge Schnitzer gelassen zurück. „Ich hab' ihm den Fünfziger nicht gegeben, er hat mir ihn weggenommen. Ich hab' ihm's nicht geschafft, daß er damit die Leut' foppen sollt'. Schadet ihm gar nichts, dem Tritz, wenn er für seinen Uebermuth etliche Tage sitzen muß.“

„Aber das ist ein Unrecht!" rief das Mädchen, „er soll eingesperrt sein, weil Du der Geldfälscher bist? Kannst das verlangen, Franz? Und hat er Dir's nicht gut gemeint, daß er den Fünfziger verbrannt hat, der Dich leicht hätt' können unglücklich machen Dein Lebtag lang? Und er will will sich lieber mit Messern schneiden lassen, als wie Dich verrathen. Und Du redest so!" — Sie schluchzte.

Jetzt legte der Franz Holz und Schnitzmesser weg und sagte: „Maria, erhitz' Dich nicht. Ich bin kein Lump; ich geh' nicht zu Gericht und sag's, daß der Geldschein ein falscher gewesen ist. Aber wenn sie kommen und mich fragen, so werd' ich's nicht leugnen."

„Ja, sie werden schon kommen und Dich fragen!" sagte Maria.

Da kam der Vater, der alte Edelhofer dazwischen: „Ihr werdet mir noch eine Thorheit begehen! Der Teufel hat Dich reiten müssen, Franz! Jetzt ist die Sau fertig. Zwanzig Jahr' kann's Dir kosten. Aber das sag' ich Dir: selber verrath'st Dich nicht, 's wird doch gescheiter sein, wenn sie den protzigen Tritz auf ein paar Tag abstrafen, als wenn Du in's Criminal mußt. Meinst nicht, Dirn'? — Und wer soll Dir's beweisen, Franz, daß der Fünfziger ein falscher und von Dir ist gewesen? Nur gescheit sein!"

— Gescheit sein! es war leicht gesagt. Maria hatte ihren Bruder gewiß lieb, aber sie hatte keine Ruhe. Und wenn sie ihn, den Liebsten, den Patriz nicht erlösen durfte und konnte, so wollte sie mit ihm sitzen hinter der eisernen Thür bei Wasser und Brod. Oft hatte sie gehört, ja aus merkwürdigen Geschichtenbüchern gelesen von verkannter, bedrängter Unschuld, von unverdienter Verfolgung und Kerkerhaft edler Ritter. Jetzt war's an dem Tritz. Er duldete unschuldig, duldete für einen Andern wie ein wahrhaftiger Held in den Rittergeschichten. Patriz war ihr groß; sie hatte bisher nicht gewußt, daß sie im Stande wäre, ihr Herz aus der Brust zu reißen für diesen Mann . . . .

Sie ging zu drei Kirchen und betete für den Tritz und auch für ihren Bruder.

Der Edelhofer wurde vorgeladen nach Lienz zum Gericht.

„Bleibt Ihr daheim. Ich geh' selber", sagte Franz.

„Untersteh' Dich nicht!" rief der Alte, „Du wärst so dumm und thätst selber in den Dreck springen. Na na, das laß' nur mich machen, Franz, und fürcht' Dich nicht, ich reiß' Dich schon heraus. Geh heut' auf die Alm und schau bei den Kühen nach; kannst oben bleiben über Nacht in der Heuhütten. Will Dich schon in's Haus rufen, wenn's vonnöthen ist."

Er ging nach Lienz und sann unterwegs nach, wie er beim Verhör die Reden wenden und drehen wolle, daß er nicht gegen seinen Sohn und auch nicht gegen sein Gewissen aussage.

Im Gerichtssaal war's gar dunkel und schwül und auf dem grünen Tisch stand ein Kruzifix.

Die Richter waren ernste Männer mit grauen Haaren.

Dem Edelhofer brachte man einen Stuhl; einer der Richter setzte sich zu ihm, nahm ihn an der Hand und sagte milden Tones: „Edelhofer, die Sach' ist nicht so bös'; thut es uns nur schön offen erzählen wie's gewesen mit der Fünfzigguldenbanknote. Ihr seid stets ein Ehrenmann gewesen, Edelhofer, sagt die Wahrheit, hat Euer Sohn den Schein gemacht oder nicht?"

Der Bauer ballte die Fäuste die auf seinen Knien lagen und starrte mit verglasten Augen auf den Boden hin.

Der Richter hob etwas seine Stimme und fragte: „Ja oder nein?"

Da zuckte der Verhörte seine Achseln und murmelte: „Wenn Ihr mich so angeht! In's Gesicht lügen kann ich

Euch nicht. — Verhalten hab' ich ihn dazu; wir haben nur wissen wollen, ob er das Zeug zuweg bringt, weil er Alles leicht so nachmacht. Hätten den Fetzen ja verbrannt, aber der Patriz hat ihn davongetragen; nu, und der hat ihn ja auch verbrannt."

„Folglich ist die Sache in Ordnung, Edelhofer und ihr könnt wieder nach Hause gehen!"

Der Richter erhob sich; der Bauer schritt zögernd der Thür zu, kehrte an derselben aber wieder um und fragte höflich, ob er sich also verlassen könne, daß aus der zuwidern Geschichte nichts weiter mehr entstünde.

„Wollen sehen, was sich machen läßt," war die kurze Antwort.

Der Edelhofer ging nach Hause, aber sein Herz war ihm nicht leicht. Daheim fand er den Franz.

„Jetzt aber gleich gehst mir auf die Alm, Bub!" herrschte er ihn an. „Bleib' nicht in der Heuhütte; geh lieber in die Winklernhöhl' hinüber, zu essen werden wir Dir schon nachschicken."

„Sie wollen mich also einsperren?" versetzte Franz; „wenn ich's verdien, in Gottesnamen. Nur gutes Schnitzholz schickt mir nach, Vater."

„Ueber Deinen Rücken möcht' ich Dir's geben, das Schnitzholz!" polterte der Alte, „da will man Dir aushelfen und Du folgst nicht!"

„Davonlaufen mag ich nicht", antwortete der Bursche trotzig. Ich werd' verlangen, daß sie das Haus durchsuchen; wenn ich davonlaufe, so werden sie mich erst recht für den Spitzbuben halten."

Da ging die Thür auf. Der Patriz stand da.

Ein zweites Donnerwetter. Was hat die Maria dem Tritz um den Hals zu fallen?

Da wurde es laut, sie hätten sich lieb.

„Ungerathene Kinder!" jammerte der Vater. „Das eine fälscht Geld und will sich einsperren lassen; das andere hängt sich einem Lotter an den Hals! Ja, was wird aus euch denn noch Sauberes werden?" —

Das ist geschehen vor etlichen zwanzig Jahren. Schade, Schade, daß der alte Edelhofer nicht mehr gesehen hat, was aus seinen Kindern „Sauberes" geworden ist.

Die Maria hat den Patriz geheiratet, ist eine tüchtige Hausfrau, ein treues Weib und eine brave Mutter.

Der Franz? —

Ja, ihr lieben Leute, den Franz findet ihr nicht mehr in der Gegend. die „Standarn" haben ihn nicht geholt. Selbst ist er davongegangen mit dem Wanderstab, hat das Bilden — das Malen studirt in der schönen Stadt Innsbruck und in der großen Stadt München und in der Weltstadt Paris.

Heute ist er ein berühmter Mann. Von seinen Bildern aus dem Tiroler Dorfleben habt ihr gewiß schon viele gesehen. Hätte sich der Franz ganz und mit kaiserlichem Willen auf's Geldmachen verlegt — er hätte den Werth und Genuß nimmer zu schaffen vermocht, den uns seine Bilder bereiten.

Wie aber das Alles so kam, daß der Franz Defregger sein Vaterhaus und seine hohen Berge verließ; wie er es so weit hat gebracht, daß sie heute in ganz Europa von ihm reden — ich erzähl's ein andermal.

# Das Gastmahl des Skopas.

Eine Legende von Alfred Meißner.

Unter den vielen wunderbaren Geistergeschichten, welche von den Alten erzählt werden, scheint mir die des Simonides eine der schönsten, und des Wiedererzählens nicht unwerth. Ihre Wahrheit ist wohl unanfechtbar; es erzählt sie der höchst ernsthafte Quintilian in seinem Buche der „Institutionen".

Die Stadt Pharsalus in Thessalien feierte ihren Mitbürger Skopas, der als Sieger aus den Spielen zu Olympia hervorgegangen war; er hatte den Preis im Ringkampf erhalten. Das war nichts Geringes in einer Zeit, welche unendlich viel auf einen kräftigen Leib und gelenke Glieder, auf starke Fäuste und rasche Beine gab. Der Mann, der sich in den öffentlichen Spielen, sei's zu Pytho, sei's zu Olympia, hervorgethan und dort mit den Zweigen des wilden Oelbaumes gekrönt worden, war der Gegenstand allgemeiner Bewunderung. Alle Stamm- und Zunftgenossen, mit ihm durch gemeinsame Opfer verbrüdert, meinten, einen Antheil an seinem Siege zu haben. Er wurde feierlich eingeholt, es war sogar Brauch, ein Thor oder einen Theil der Stadtmauer einzureißen, damit er durch eine offene grüne Triumphpforte schreite. Daheim angelangt, verfügte sich der Sieger mit allen seinen Verwandten und Freunden in den Tempel, den Göttern ein Opfer darzubringen; ein großartiges Gastmahl mit einem langandauernden Trinkgelage beschloß das Fest.

Bei solchen Feierlichkeiten durfte auch eine dichterische Verherrlichung nicht fehlen. Irgend ein namhafter Dichter wurde mit der Anfertigung einer Ode beauftragt, die ein lyrisches Kunstwerk und für musikalischen Vortrag berechnet sein mußte. Sie wurde von einem wohlgeübten Chor von Jünglingen und Männern im Wechselgesang vorgetragen. Doch von Lyrik und Musik war nach antiken Begriffen ein mimischer Tanz unzertrennlich und dieser begleitete dann auch, meist feierlich würdevoll, die Dichtung.

Diesmal war es unzweifelhaft, daß der Festgesang des Epinikion nach Wunsch der Stadt Pharsalus und des Siegers ausfallen werde. Der Dichter Simonides, der in seiner Heimat Athen lange Zeit festliche Chöre geleitet und zahlreiche Lieder auf Sieger in Wettkämpfen gedichtet, lebte seit dem Sturze Hipparchs in Thessalien, am Hofe der Aleuaden. Er hatte das Siegesgedicht zu liefern übernommen; Skopas hatte ihm für diese Arbeit ein Talent versprochen.

Selten aber war noch dem Simonides ein ähnliches Gedicht so schwer geworden wie dieses. Es war wirklich von Skopas wenig zu sagen, außer daß er ein ungemein muskulöser junger Mann sei. Auch an den Ruhm seiner Vorfahren und Verwandten ließ sich nicht anknüpfen, Großvater, Ahn, Bruder und Oheim waren Kaufleute gewesen, hatten mit Oel und Korinthen gehandelt und nie im Rennwagen oder im Faustkampf gesiegt. In seiner Verlegenheit half sich aber Simonides nach Möglichkeit. Nachdem er an Skopas gelobt hatte, was zu loben war, machte er einen kecken lyrischen Sprung und kam auf die beiden göttlichen Faustkämpfer Castor und Pollux und deren heroische Thaten. So kam's, daß ihnen schließlich ein guter Theil des Gedichtes gewidmet war.

Als der Festgesang, von den Choreuten trefflich vorgetragen, zu Ende war, stellte sich ein Zuruf von allen Seiten ein.

„Ein schönes Gedicht!" rief Alles.

„Herrlich, des gefeierten Sängers von Eros würdig!"

„Und würdig des edlen Skopas!" fügten die Schmarotzer und Schmeichler des reichen Festgebers hinzu.

„Ja, Dein Gedicht ist wohlgelungen!“ wandte sich der Gefeierte an Simonides. „Mache Dir aber, Bester,“ setzte er mit kaufmännischer Kälte hinzu, „doch nur auf ein Drittheil der versprochenen Summe Rechnung. Du hast auch nur zum dritten Theile Wort gehalten. Dreißig Strophen hast Du niedergeschrieben; zwanzig davon feiern die Tyndariden. D'rum zahle ich nur zwanzig Minen, die weitern vierzig laß Dir von Castor und Pollux entrichten. Sie sind großmüthig und mögen Dir lohnen .... Und nun, Freunde, in den Tempel, den Göttern unser Dankopfer darzubringen. Sodann begeben wir uns in meines Vaters Haus, wo ein Mahl uns erwartet. Es ist selbstverständlich, Simonides, daß Du bei diesem einen Ehrensitz einnimmst...“

So Skopas zur allgemeinen Heiterkeit der Gäste; sein Wortbruch hatte bei keinem ein Wort der Mißbilligung gefunden. Und hier muß ich dem Simonides den ernstlichen Vorwurf machen, daß er nicht stracks davonging. Doch er sagte zu sich: „Bleib' ich weg, so ärgert er sich, ich habe Zank mit ihm und er prellt mich auch noch um's letzte Drittheil. Ich muß gute Miene zum bösen Spiel machen ....“

Nach beendigtem Gottesdienst hatte man sich in den Festsaal begeben, wo die lorbeergekrönte Büste des siegreichen Skopas und die ihm gespendeten Gaben aufgestellt waren. Ein großartiges Mahl nahm seinen Anfang. Vom Hintergrunde des Saales her erklang sanfte Musik von Cithern und Flöten.

Simonides war noch unter dem Eindruck der erlittenen Kränkung. Der Bissen blieb ihm im Munde stecken, kaum berührte er den Becher, er bereute jedes Wort, das er zum Lobe des Wichts gesprochen. „Welche Narren“, dachte er bei sich, „sind wir, der schwülstige Pindar an der Spitze, daß wir solche Helden der Faust besingen!“

Schon ein paarmal hatte sich indeß ein Krachen im Gebälk vernehmen lassen, war aber im allgemeinen Tumult der Unterhaltung, über der Musik und den Schritten der Tänzer weiter nicht beachtet worden.

Da trat ein Sklave ein, näherte sich Simonides und meldete, daß zwei wunderschöne, ungewöhnlich hochgewachsene Jünglinge, beide zu Pferde, vor dem Thore hielten und ihn zu sprechen wünschten.

„Wohl ein Irrthum, Sie werden Skopas beglückwünschen wollen,“ meinte Simonides, noch ganz in seinem Aerger verloren.

„Es sind sonderbare, gar gewaltige Leute,“ setzte der Sklave hinzu. „Ihr Wesen, ihre Stimme, ihre Kleidung sind nicht so, wie ich je gesehen...“

„Ei, so geh', heiße sie absteigen und führe sie herein!“ rief Skopas. „Unsere Gesellschaft begehrt nach Neuem. Sie kommen eben recht zum Symposium. Eben wurden die Milchkrüge aufgestellt. Du, Simonides, magst ihnen noch einmal Dein Gedicht vorlesen...“

Simonides trat in die sternhelle Nacht hinaus und sah in der That zwei Reiter vor dem Peristyle halten. Es waren heroische Gestalten auf ganz unbändigen Pferden. Ein Band war Jedem um die Stirne geschlungen, armdick ringelten sich die Locken um den Hals.

Der Eine sah den Dichter mit großen, leuchtenden Augen an und winkte ihm freundlich, näherzutreten.

„Simonides,“ rief er, „habe Dank von denen, die Du in einem unsterblichen Liede gefeiert hast! Wir sind die Tyndariden, Castor und Pollux. Lebe lang und sei glücklich bis in's höchste Alter!“

Beide winkten freundlich, dann spornten sie die Pferde und diese sausten davon, doch nicht die Straße dahin, sondern mitten durch die Luft hoch hinauf, über den Festsaal hinweg.

Unter ihren Hufen dröhnte es sonderbar.

Simonides blieb durchschaudert, von Geisterhauch angeweht, stehen.

„Wer so etwas erlebt," dachte er, „geht sobald nicht mehr unter Menschen. Ich kehre nicht mehr in den Festsaal zurück . . . ."

Da erschütterte ein furchtbares Krachen, von hundertstimmigem Wehgeschrei begleitet, die Luft. Eine Staubwolke wirbelte empor und verhüllte den Blicken das Nächstgelegene. Als sie sich verzog, sah Simonides einen furchtbaren Riß im Gebäude, vor dem er stand. Die Decke des Festsaales mußte eingestürzt sein, sie hatte aller Wahrscheinlichkeit nach alles, was da geathmet, unter Trümmern begraben.

Simonides stand starr vor Entsetzen da. Dann befühlte er Stirn und Brust, denn er begriff kaum, daß er unverletzt sei. Da und dort löste sich noch ein Balken unter dem Dache, riß einen Pfeiler mit fort und stürzte in den Schutt.

Simonides beugte sich tief, seine Stirne berührte den Boden. Er begriff, was geschehen. Die allsehenden Göttersöhne hatten ihm durch Lebensrettung ihren Dank abgetragen.

Und nun war in Pharsalus, das sich eben noch einer ungemessenen Freude hingab, ungemessene Trauer und Wehklage. Es gab fast keine Familie von Ansehen im Orte, die nicht einen Angehörigen verloren.

Die Nacht verging mit dem Wegräumen des Gebälkes. Stellenweise waren die Leichen so unkenntlich gemacht, daß die Herbeigeeilten sie nicht unterscheiden konnten. Da soll nun Simonides mittelst seines guten Gedächtnisses die Ordnung, in der die Gäste gesessen, angegeben und so jede Leiche den Ihrigen angewiesen haben.

Skopas war unter den Wenigen, die lebendig aus dem Schutte hervorgezogen wurden. Er hatte beide Beine gebrochen, aber seine ungeheure Natur half ihm durch. Man sah ihn noch jahrelang auf Krücken in den Gassen von Pharsalus herumhinken.

* * *

Das ist die Geschichte von Simonides. Sie zeigt uns, welchen Schutzes, welcher hohen Protection in alter Zeit sich die Sänger erfreuten, wie man im Olymp auf ihre Lieder Acht hatte und wie die Götter zürnten, wenn literarische Auftragsgeber ihnen den Lohn verkürzten. Aber das ist nun lange her. Noch immer besteht ungeschwächt der Gegensatz kaufmännischer Geriebenheit und idealistischen, unpraktischen Vertrauens; es ist fast stehender Brauch der Verleger, eingegangene Verpflichtungen strittig zu machen und zum geringsten Theil zu erfüllen. Aber die Nachkommen des Skopas tafeln, vom Zorn der Götter ungestört, weiter und ihre Häuser fallen ihnen nur in den seltensten Fällen über dem Kopf zusammen.

Es ist doch schade um die alten Götter!

---

# Frauen in der Schmach.

*Ein zeitgemäßes Sittenbild.*

Die mohamedanische Religion erlaubt jedem ihrer männlichen Bekenner, vier Frauen zu nehmen. Jede derselben hat den Rang einer rechtmäßigen Gemalin.

Allein ein echter Türke gibt sich mit vier Weibern nicht zufrieden. Wenn vier gestattet sind, warum nicht auch noch die fünfte? Mohamed der Prophet soll siebzig Freundinnen besessen haben. Wer die Mittel hatte, der fragte daher nicht, wie viel der Islam vorschrieb, und das Gesetz wurde erweitert nach Belieben. Nach und nach sind die Harems der Großen und Reichen auf hundert Frauen angewachsen.

Diese Zeit ist nun wohl auch vorbei, weil die Sache zu kostspielig wird. Die übermüthigsten Paschas haben kaum

dreißig Herzerfrischungen in ihrem Haremlik; und die meisten der Muselmänner haben mit vier Frauen vollauf genug. Trotzdem gibt die Polygamie dem Reiche noch heute ein ganz charakteristisches Aussehen.

In den größeren Städten der Türkei sind förmliche Weibermärkte eingerichtet und dieser Handel ist wohl eines der schwunghaftesten Geschäfte des gottverlassenen Reiches. In Konstantinopel durchziehen ehrlose Weiber in Massen die Stadt, und bieten ihre Schönheit unter wirksamen Proben ihres feurigen Temperamentes zum Kaufe aus. An Miethern und Käufern ist kein Mangel und verschmäht es auch mancher Fremde nicht, er mag aus dem strenggläubigen Morgenlande, oder aus dem freisinnigen Abendlande kommen, während seines Aufenthaltes in Konstantinopel die türkische Sitte mitzumachen.

In gewissen Ländern, wie z. B. in Tscherkessien, sind die Väter den Verkauf ihrer Töchter längst gewohnt, und letztere streben nur, bei reichen Paschas den Rang rechtmäßiger Gemalinnen zu erhalten. Anderwärts entführt man junge Mädchen mit List oder mit Gewalt, und geht es dort, wo nur die Liebe süße Entscheidung bieten sollte, nicht allzuselten mit Blut und Brand ab.

An verschiedenen Orten wird der Boden- und Gewerbetribut in Weibern entrichtet; und da gibt es patentirte Kenner, die an der lebendigen Münze das Gold von dem Silber und das Silber von dem Kupfer wohl zu unterscheiden wissen. — So wie bei uns die Mädchenlyceen entstehen, um die frauliche Jugend an Herz und Geist sittlich und zur menschenwürdigen Selbstständigkeit heranzuziehen, so gibt es in der Türkei Gynäceen, in welchen die Frau zur Sklavin abgerichtet wird. Da hat das Mädchen zu lernen, was es in anderen Ländern nicht wissen soll, muß sich üben, die Männer zu bezaubern — eine Aufgabe, die bei uns die Jungfrau durch Sittsamkeit löst.

Auf den Bazars, wo man die Frauen verkauft, kann Jeder die Liste ihrer persönlichen Reize einsehen, und alte Weiber schlichten alle Streitigkeiten zwischen Mäkler und Käufer.

Die Folgen einer solchen Versündigung gegen die heiligsten Gesetze der Menschheit? — sie liegen offen da. Schon beim Eintritt in die Familie mit Schande gebrandmarkt, bringt die türkische Frau nichts mit von dem, was anderwärts ihrem Geschlechte Würde verleiht.

Ein Geschöpf, als Sklavin behandelt, bewahrt oder erwirbt sie alle Laster der Sklaverei. Sie überträgt diese Laster auf ihre Kinder. Was soll sie ihnen sonst geben, lehren, anerziehen? Sie, die Entwürdigte, hat und ist und vermag ja nichts.

Nicht erquicklich muß es sein, in das Herz eines Harem-Weibes zu schauen. Die natürliche Züchtigkeit des weiblichen Geschlechtes ist in höherem oder geringerem Grade wohl auch der Osmanin angeboren. Welche Qual mag die Frau hier erdulden, bis sie ganz zu dem wird, wozu sie ein schreckliches Geschick bestimmt hat. Dann greift die glühende Leidenschaft oder die Stumpfheit Platz. Man frage im Orient die Aerzte, welche in solche Orte Zutritt erhalten haben. Sie schildern die Verzweiflung jener, in denen die seelenverpestende Atmosphäre das heilige Feuer noch nicht ganz erstickt hat. Manche waren eine freie Existenz gewohnt worden. So wurden zur Zeit des Befreiungskrieges viele junge Griechinnen geraubt, und an die Meistbietenden verkauft, nachdem sie die Süßigkeiten des christlichen Familienlebens gekostet hatten. Jetzt wurden sie gezwungen, ihr Vaterland, ihren Glauben, ihre Liebe abzuschwören! . . . Welch eine Pein, bis endlich die willenlose Ergebung und der Stumpfsinn kam!

Vor Allem klagen die Bewohnerinnen der Harems über Langweile; denn außer dem Putz, dem Baden, dem Salben und den Huldigungen ihres gemeinsamen

Herrn kennen sie keine Beschäftigung. Nichts reicht an die Nullität dieser Wesen, an ihr leeres Geschwätz, an ihre kleinliche Sorgfalt, dem Gebieter zu gefallen; nur die giftige Eifersucht ist schließlich noch im Stande, den Rest von geistiger Kraft bisweilen anzufachen, und sich gegenseitig noch das Letzte zu rauben: die Wohlthat der Geselligkeit und der Theilnahme.

So ist im Orient das Weib von der Höhe des Ideals herabgestiegen bis zur untersten Grenze der Menschheit. In der Gesellschaft nimmt dort die Frau ganz und gar keine Stelle ein. Für die Außenwelt ist sie vollständig abgeschlossen. Der Bräutigam, der die Braut nicht als Sklavin nimmt, sieht nicht einmal ihre Züge, bevor er sie geheiratet hat. Der Schleier ist nicht die züchtige Hülle der Reinheit; er ist das Grabtuch der Freiheit, die Maske der Leidenschaft, die Decke des Lasters. Und der Schleier ist die Zwangsjacke, welche despotische Eifersucht der Schönen überbürdet. Selbst die Bettlerinnen an den Straßenecken Konstantinopels sind verschleiert, wie die Frauen des Sultans. Mit fieberhafter Angst überwacht der Türke die ehliche Treue seiner Frau und läßt sie bewachen durch Spione, während er selbst auf allen Wegen die Freuden der Liebe sucht. Im Harem sind die besten Wächter jeder einzelnen Frau — die übrigen, deren Schelsucht gewissermaßen den Hüter der Tugend abgibt. Der Harem ist ein Kerker, zu welchem vor Allem der Mann der Kerkermeister ist. Der Muselman duldet es nicht einmal, daß von seinen Weibern gesprochen wird und wäre es eine große Indiscretion, ihn nach dem werthen Befinden seiner Frau Gemalin zu fragen. Ueberhaupt verbietet es im Oriente die Höflichkeit, von Frauen öffentlich Notiz zu nehmen, wenn man deren nicht erstehen will. Wenn ein Muselman nicht umhin kann, von seiner Frau zu sprechen, so sagt er gewöhnlich: „Das Weib, mit Respect zu melden.“

Diese Sprache steht in den Satzungen des Islams. Wären nur die Gebräuche nicht noch schlimmer, wie die Gesetze! Die Vielweiberei hat nicht bloß die Existenz der Frauen in den Harems, wo ihr zahlreiches Zusammensein die scharfe Aufsicht der Eunuchen nöthig macht, vergiftet; sie hat auch die Lage derjenigen Ehefrauen, die ohne Rivalen sind, tief herabgewürdigt; selbst die christlichen Ehegattinnen im Orient müssen darunter leiden.

Bei all diesen ungereimten Verbindungen gewinnt die Bevölkerung weder an Quantität noch an Qualität. So waren dem Sultan Mahmud, als er das Zeitliche segnete, von den dreißig Kindern seiner neunundvierzig Frauen nur zwei Söhne und zwei Töchter, alle von ziemlich schwächlichem Körperbau, am Leben geblieben. Dem furchtbaren Hussein, dem Vertilger der Janitscharen, hatten seine achtundzwanzig Frauen nur einen einzigen Sohn geschenkt. Dieser Junge verstand in seinem fünfzehnten Jahre noch nichts, als auf dem Divan zu liegen, Tabak zu rauchen und nachzusinnen, wie zahlreich wohl er seinen Harem bevölkern sollte.

Die Vielweiberei schadet dem Kinde schon in seinem ersten Werden, in seiner Entwickelung und noch mehr in seinen seelischen Eigenschaften. Mütter und Töchter sind in ihren Krankheiten häufig ohne ärztliche Hilfe, da sich der Muselman nur schwer entschließen kann, einen Arzt in die Gemächer seiner Frauen zu führen. Entschließt er sich doch dazu, so wählt er am liebsten einen christlichen Arzt. Hat die Kranke ihre Zunge zu zeigen, so wird dazu im Schleier ein Loch gemacht, durch welches sie dieselbe hervorstreckt. Kommt es zum Pulsgreifen, so zittert der Herr Gemal aus Eifersucht. Um wie viel toleranter sind in diesem Punkte doch wir Europäer geworden! —

Die Zustände der osmanischen Frauen hat am erschöpfendsten die französische Akademie der Wissenschaften mit-

getheilt. Es that Noth, in Europa die Geister zu wecken, gegen solche Verhältnisse und Erscheinungen ins Feld zu ziehen.

Und thatsächlich hatte sich bereits unter der Regierung Mahmud's Manches zum Bessern gewendet. Schon fingen die dichten Schleier an sich zu senken; die türkische Frau wagte es, der Welt in's Auge zu schauen. In den Bazars, in den Kaffeehäusern, auf öffentlichen Spaziergängen sah man Frauen wandeln mit europäischem Anstand. Nicht so sehr das erwachte Bewußtsein der Gesittung mochte dazu Anlaß gegeben haben, als vielmehr — die Mode, die auf Eisenbahnen und Dampfschiffen rasch die ganze Welt umgarnt, und mächtiger ist, als Gesetze und Missionäre. Auch begann das Vorbild der Hauptstadt bereits auf die Provinzen zu wirken; da erschien plötzlich ein Edict „An die türkischen Frauen!“ In diesem Schriftstück wird den Frauen zum Vorwurfe gemacht, daß sie zu oft ausgingen und zu spät heimkehrten. Diejenigen, welche zu Fuß gingen, wendeten ihr Antlitz jedem Fremdling zu; diejenigen, welche fahren, hätten junge Kutscher. Sie wären verwegen genug, selbst in die Apotheke zu treten, ja, man habe sogar bemerkt, daß sie in ihrer Selbstvergessenheit sich bis in das Stadtviertel der Franken vergangen hätten, um sich dort mit Eis zu erfrischen. Es müßten unter solchen Umständen wieder die alten Satzungen zu Rechte gelangen; der Verführer würde ohne Gnade gehängt, die ungetreue Ehefrau würde in einen Sack genäht und in's Meer geworfen. —

Noch vor wenigen Jahren zeigte man in Konstantina (in Algerien) Blutspuren unglücklicher Frauen, welche auf bloßen Verdacht hin von einem 800 Fuß hohen Felsen in den Abgrund gestürzt worden waren.

Es gibt für die Frau des Orientes nur ein Asyl gegen diese unbarmherzige Behandlung — die Mutterschaft. Ein Weib, das Mutter geworden, erwirbt in den Augen ihres Gatten und Gebieters unvergeßliche Ansprüche auf gewisse Privilegien, die sie wieder in den Besitz ihrer persönlichen Würde zu setzen scheinen. Sie erhält einigen Antheil an dem inneren Haushalte und mitunter sogar an den die übrigen Frauen betreffenden Ränken ihres Gemals. Männer, denen ihre Armuth nur Ein Weib zu halten erlaubt, beobachten diese Regeln nicht minder streng. Wenn schon überhaupt, so ist es im Oriente insbesondere das größte Unglück der Frau, kinderlos zu sein.

Neben der Polygamie ist die Ehelosigkeit für das Osmanenreich ein Fluch. Es gibt viele Hagestolze unter den Mohamedanern. Den Begriff von der „sittigen Lebensgefährtin“ kennt der Muselman nicht. Verkäufliche Frauen sind zu theuer, als daß sich Jeder eine Anzahl, oder auch nur Eine anschaffen könnte. Daher die häufigen, gewaltsamen Entführungen junger Christenmädchen und noch sträflichere Attentate, gegen welche die türkische Justiz nur selten energisch einschreitet.. Leider erstrecken sich solche Sitten auch auf die nicht mohamedanischen Unterthanen der Pforte; dem Manne ist eben die Gewalt in die Hand gegeben, und die niedrige Culturstufe, auf der er selbst steht, erklärt Alles zur Genüge. Und gerade auf die Moslems wäre jenes Wort anzuwenden, welches einmal von einer bösen Europäerin zu ihrer eben so bösen Nachbarin gesprochen wurde. „Ei!“ keifte die Xantippe, „Eines gönne ich unseren Männern, daß sie uns zu Weibern haben!“ — Der Muselman wahrhaftig verdient das Weib, das er sich erzogen hat. Und umgekehrt, jener Fluch, den die orientalische Frau dem Geschlechte angeboren hat, fällt wieder auf die Frau zurück.

Die serbischen und die bulgarischen Bräute legen am Tage der Hochzeit ihrem Gatten den Sack und den Strick zu Füßen; das sind die allessagenden Embleme des gesellschaftlichen Zustandes der Frau im Oriente. Im Oriente,

wo die Dichter, Mohamed darunter, ihre schönsten, zartesten Liederblüthen zum Ruhme des Weibes singen. Die Liebeslieder und Liebesgeschichten der Perser, Araber und Türken weben einen herrlichen Cultus um die Jungfrau, um das Weib.

Und dennoch Zustände, bei welchen es dem Morgenlande heute geradezu unmöglich ist, Frauengestalten wie eine Cornelia, die Mutter der Gracchen, wie Octavia, wie Aspasia selbst, oder wie eine Elisabeth von England, oder wie eine Maria Theresia hervorzubringen. —

Europäische Reisende der neueren Zeit waren bemüht, für die Harems der Muselmanen eine Lanze zu brechen. Sie schildern das Leben der Harems als ganz erträglich, ja als recht angenehm und die Frauen derselben als zufrieden. Sie vertheidigen den Türken und ziehen sein Gebahren der tugendheuchelnden Concubinenwirthschaft anderer Länder vor. — Die Polygamie hatte vielleicht einen Augenblick der Großartigkeit, ehe sie ihre Früchte trug, ehe sie die beiden Geschlechter entehrte. Jetzt ist sie ein Moment der Auflösung der orientalischen Gesellschaft. In der Türkei paart sich die rohe Sinneslust mit der brutalen Herrschaft. Niemals hat der Türke eine Ahnung gehabt, von dem sittlichen Werthe des Weibes, von einer edleren Neigung zum andern Geschlecht. Auch der Araber ist Bekenner des Islams, trotzdem war er lange noch nach Annahme dieser Religion der edelsten geistigen Liebe, der unverbrüchlichen, kein Opfer scheuenden Treue fähig. Nimmer hat sich der Türke begeistert für jene leuchtenden Ideale, die in der arabischen Literatur so schönen Ausdruck gefunden haben.

Die Frau ist der Genius ihrer Nation; ein Volk, das seine Frauen entwürdigt, ist verloren.

Was Wunder aber, wenn unsere moderne Frau, auf solche Schmach blickend, den Drang empfindet, ihr Geschlecht gewissermaßen zu rächen, sich zu emancipiren — und hierin zu weit geht? Die Frau soll nimmer vergessen, daß ihr an innerem Gehalt mehr gegeben ist, als dem Manne; wenn sie diesen inneren Gehalt, das ewig Weibliche übersieht, so ist sie nichts; wenn sie darüber hinaus noch der Gleichstellung mit dem Manne zustrebt, so verzichtet sie auf den unwiderstehlichen Zauber der Weiblichkeit und schleudert in ihr Wesen einen nimmer zu lösenden Widerspruch. Julius Fröbel sagt irgendwo: Nach Männlichkeit strebende Weiber entstehen, wo weibische Männer vorhanden sind; eine Verdrehtheit ruft die andere hervor. So wären wir ja gerade auf der Bahn, die uns dem andern Extrem des Verhältnisses zwischen den beiden Geschlechtern zuführte!

Den Mittelweg hat man den goldenen genannt, und die deutsche Frau der Frauen Muster. Der deutsche Mann verehrt seine Gattin als das Heiligthum seines Hauses; er kennt ihre unendliche Bedeutung als Pflegerin seines Gemüthes, als Weckerin seiner Thatkraft im Kampfe mit der Welt, als Hüterin seines Eigenthums, als Mutter und Erzieherin seiner Kinder. Er erkennt sie als das Wesen, welches sein Dasein veredelt und lohnt und aus welchem das materielle und sittliche Wohl seiner Nachkommenschaft stammt. Er liebt und verehrt sein Weib und fühlt sich mit ihm erst als ganzen Menschen.

Wenn die Frau der gebildeten Welt gleich dem Weibe der Arbeiterclassen sich die Fähigkeiten anzueignen sucht, ihren Unterhalt im Nothfalle selbst zu erwerben, so hat diese Bestrebung unsere vollste Sympathie, denn sie geht nicht aus von jener Emancipationssucht unnatürlicher weiblicher Kraftgenies, welche, die heilige Frauenwürde mißachtend, einer neuen Schmach der Frau entgegeneilen.

# Was ist ein Weib?

Von **Ernst Eckstein.***)

Der Philosoph:

Ein Weib ist Nichts. Der hohe Weltenmeister
Gab ja der Seele kein Geschlecht;
Hier gilt die Kraft allein; im Reich der Geister
Hat nur die höchste Weisheit Recht.
Des Körpers zweifelhafte Schranken
Zerfließen vor des Denkers Hauch.
Der Menschen wahres Wesen sind Gedanken:
Ein Weib ist nur ein Sprachgebrauch.

Der Jurist:

Was ist ein Weib? Vor altersgrauen Jahren
Schien sie des Mannes erste Sklavin nur.
Doch milder ward die Sitte der Barbaren,
Und mit der Gattin hob sich die Cultur.
Veredelnd stieg ihr Anseh'n im Gewichte;
Jetzt pflegt die uxor völlig gleich zu steh'n.
Am besten stimmt's zum Geist der Rechtsgeschichte
Als Compagnon sie anzuseh'n.

Der Naturforscher:

Es nimmt das Weib in uns'rem Thiersysteme
Den ersten Platz als homo sapiens ein. —
Die Hirnfunctionen bieten hier Probleme,
Die selbst für Vogt und Moleschott zu fein.
Unausgewachsen heißt es „Mädel“;
So weit man Virchow glauben kann,
Ist bei dem Weib der Durchschnittsschädel
Entschieden flacher, als beim Mann.

Der pietistische Theologe:

Was ist ein Weib? Die Freude des Verlor'nen,
Die Schlange an des Sünders Brust;
Ein Abgrund längs dem Pfade der Erkor'nen,
Verkörperung verworf'ner Lust;
Von ihren buhlerischen Lippen
Fließt süß des Weltsinns tödtlich' Gift.
Heil uns, daß wir aus diesen Höllenklippen
In Gottes Hafen eingeschifft!

Der Mathematiker:

Das Weib ist eine Reihe sonder Gleichen,
Denn sie nimmt ab, je mehr die Zeit addirt.
Nur eine Größe sucht sie zu erreichen,
Bei der ihr Werth nicht selten sich quadrirt.
Ja, sie ist X mit negativem Zeichen,
Das nach dem positiven Gatten spürt —
Und hat sie's zur Verbindung dann gebracht,
Wird Er von Ihr zu Null gemacht.

Der Pessimist:

Was ist ein Weib? Verkündet's unverhohlen,
Ihr, die Ihr in der Ehe Trost gesucht
Und, schnöde um des Lebens Glück bestohlen,
Dem Weibe tausendmal geflucht!
Da stöhnen sie in ungezählten Schaaren,
Gequält, geschunden, wegesmüd' und krank;
O möge mich des Himmels Gunst bewahren,
Ein Weib ist eine Folterbank!

Der Liebende:

Was ist ein Weib? Ein Kranz von Gott geweiht,
Der nur des Siegers edle Stirn umkränze!
Die heil'ge Lampe, die im Tempel glänze,
Wo Liebe ihr die rechte Gluth verleiht!
Im Lebenssturm der Seele stilles Glück,
Der reichste Traum, der dieser Welt beschieden;
Sie gibt der Brust den längst vergess'nen Frieden
Und das verlor'ne Paradies zurück!

---

*) Siehe Bücheranzeigen.

# Ein Maler auf Irrwegen.

Es ist eine eigene Sache um die Ursprünglichkeit malerischer Stoffe. Man sollte glauben, daß Maler, welche Geist und Geschmack besitzen, in gar keiner Richtung um originelle Darstellungsobjecte verlegen sein können. Der Historienmaler hat vor den Augen das unabsehbare Gebiet der Cultur-, Welt- und Specialgeschichte liegen und braucht nur hineinzugreifen in das reiche geschichtliche Stoffgebiet, um Bilder zu schaffen, die einen Ideenkampf, einen Interessenconflict darstellen, die einen Sieg oder eine Niederlage des Edelmenschlichen veranschaulichen. Wenn sich ein Historienmaler auf ein bestimmtes Gebiet einschränkt, so etwa auf Darstellungen der sogenannten Heiligenbilder, so ist er schon deshalb zu bedauern, weil er bei der Beliebtheit des Typischen auf diesem Terrain der Historienmalerei von vorneherein auf das Ausgestalten einer originellen Idee verzichtet. Für den Landschaftsmaler gibt es in allen fünf Welttheilen genug anregende Motive, um ihn vor dem Darstellen des Gewöhnlichen, Abgenützten zu schützen. Ein Genremaler endlich verfügt über dasselbe Stoffgebiet wie der lyrische, epische und dramatische Dichter und kann dem Ehrgeize, originell in der Stoffwahl zu sein, volles Genügen leisten, wenn er eben will und nicht ein Handwerker von der Palette ist.

Es ist selbstverständlich, daß der Maler, welcher Anspruch auf Beachtung erhebt, nicht bloß Ursprüngliches im Gestalten des Vorwurfes bieten, sondern daß er auch innerhalb der Grenzen des ästhetisch Zulässigen, des Formenwohllauts, des Lebenswahren, des Culturbewußtseins der Aufgeklärten seiner Zeit verharren muß. Ein Maler von Geschmack wird nie dasjenige darstellen, was uns in Wirklichkeit mit Ekel, Grauen, Widerwillen, Unmuth erfüllt. Da das Schöne nur aus dem Lebenden herausleuchtet, so wird ein Maler von Kunsttact und Schönheitssinn nicht Leichen zu Hauptgestalten seines Bildes erheben. Ein Maler, der sich der Ziele seiner Kunst klar und sicher bewußt ist, wird Darstellungen aus dem Wege gehen, in welchen rohe Handlungen von Menschen verbildlicht werden; er wird daß Gräßliche und sittlich Widerwärtige aus dem Kreise seiner Schöpfungen ausschließen.

Ein Maler, welcher in den letzten zehn Jahren viel von sich sprechen machte und auf dessen Originalität des Oefteren hingewiesen wurde, ist Gabriel Max. Dieser Maler ist nicht ohne Begabung und versteht es, mit der Farbe Effect zu erzielen. Leider sucht er auch die Aufmerksamkeit naiver Kunstconsumenten durch Stoffe gefangen zu nehmen, welche nicht streng genug verurtheilt werden können. Er wählt Gegenstände zur bildlichen Darstellung, welche meist Grauen und Widerwillen erregen und im besten Falle durch ihre krankhafte, ästhetisch unberechtigte Originalität verblüffen. Nur selten ist es ein wahrhaft poetischer Gedanke, der uns in den Bildern des jungen Malers sympathisch anmuthet. Gabriel Max, ein Schüler Piloty's, hat es von seinem Meister gelernt, den Zauber der Farbe wirken zu lassen; die Poesie eines träumerischen Halblichtes ist immer ihres Effectes sicher, mag der in gedämpftes Licht getauchte Gegenstand was immer vor die Augen stellen. Es zeugt jedoch von schlechtem Geschmack, wenn man eine ertränkte oder gekreuzigte Märtyrerin auf einem Bilde im Mondlicht phosphoresciren läßt. Und dies hat Gabriel Max gethan. Seine gekreuzigte Märtyrerin hat zwar einen schönen Kopf, allein wie kann die Schönheit einer zu Tode gemarterten Frau genossen werden? Nur der Linienwohlklang eines in ungebrochener Lebenskraft und Daseinsfrische strahlenden Weibes schafft

volles ästhetisches Behagen. Mag die heilige Ludmilla noch so edle Kopflinien aufweisen, man wird derselben nicht froh, wenn grausame Unmenschen sich mit dem Erwürgen der frommen Frau beschäftigen. Andere Bilder von Gabriel Max: „Der todte Affe" und die „Löwenbraut" sind widerwärtige Thierstudien. Pfui, — wie originell! — ruft man beim Anblicke dieser Gemälde. Man schaudert auch beim Betrachten jener Bilder, zu welchen die Motive in Leichenkammern gefunden werden. Die Auferweckung der Tochter des Jairus und der Ahasver, welcher angesichts einer häßlichen Kindesleiche sich in theatralischer Haltung seiner Todessehnsucht hingibt, sind stofflich abgeschmackte und widerwärtige Gemälde, welche die Palette des Malers Gabriel Max nicht hätte schaffen sollen. Wunderlich ist die blinde Lampenverkäuferin in den Katakomben, welche den Besuchern der Tuffgräber für Geldgeschenke Licht verabfolgt. Der Contrast zwischen dem Blindsein des Katakombenmädchens und den brennenden Lampen ist nicht poetisch, sondern ungereimt. Ein Blinder kann aus physischen Gründen nicht Lichtverkäufer sein. Wie wahnwitzig in seiner Ursprünglichkeit! — muß sich jeder unbefangene Beurtheiler dieses Bildes denken.

Und das Schweißtuch der heiligen Veronika mit dem Conterfei des auf die Richtstätte geführten Christus! Welcher marktschreierische Unfug wurde mit diesem Bilde von Gabriel Max getrieben und doch ist sein Kunstgehalt so gering! Schon der Naturselbstdruck des grobfaserigen Byssusstoffes ist kunstunwürdig; auch die Blutflecke darauf sind ebensoviele Schandmale eines zurückgebliebenen Geschmacks. Der Kopf Christi selbst? Nun ja, er ist von einem süßlich sentimentalen, verweichlichten Almanachausdruck; die beschatteten Augen sind nicht ohne Magie. Allein diese Augäpfel auf dem Lide, der Schein des Senkens und Aufschlagens des Auges ist eine Spielerei, zu welcher sich kein ernstdenkender Künstler herabwürdigen kann. Wenn Andachtsthoren vor diesem Bilde von Hallucinationen heimgesucht werden, so ist dieser Erfolg ein wahrhaft trauriger.

Daß dieses Schweißtuch der Veronika mit großem Pinselgeschick gemalt ist, sei zugegeben; allein wie groß ist der Abweg von den Zielen der kunstwürdigen Schönheit, welchen da Gabriel Max betreten hat! Die Phantasie dieses Malers ist krank; es hält ihr nicht die Bildung des Intellectes die Wage. Gleichwohl hat G. Max ab und zu sinnig gewählte Stoffe verbildlicht. Vor Jahren sahen wir in der internationalen Kunstausstellung in München ein Bild von ihm, welches sehr poetisch gedacht war. Eine junge hübsche Nonne sitzt sinnend in einem Klostergarten im Grase und ein Schmetterling ruht auf ihrem entblößten Fuße. Vermuthet der Falter eine Blume in der weltverlassenen Jungfrau oder sieht die arme Nonne in dem Schmetterling das einzige lebende Geschöpf, welches an ihr theilnimmt und ihr den kleinen Fuß küssen will? Vielleicht beides nicht — allein das liebliche, auch durch seine Einfachheit gewinnende Bild regt zur poetischen Ausbeutung an und darin liegt sein Werth.

Gabriel Max verschwende sein zauberhaftes Colorit nicht an Vorwürfe, die so abstrus sind wie die meisten bisher von ihm gewählten. Er verlasse die Folter- und Friedhofskammern, in welchen er bisher seine Bildmotive geholt; die lebensheitere, schönheitsfrohe Poesie küsse ihn auf die Stirne, wenn er nach einem neuen Gemäldestoffe sucht!

—a.

# Ein geistvolles Buch.

Wir kannten Hans Hopfen bisher nur aus seinem Romane: „Der graue Freund“. Wir ahnten in diesem anmuthigen Werke nicht den schneidigen Polemiker, als der uns Hopfen in seiner Sammlung: „Streitfragen und Erinnerungen“*) entgegentritt. Die „Streitfragen“ behandeln fast durchgehends Theaterverhältnisse. Die Abhandlungen über Theater und Kunst beziehen sich zumeist auf Deutschland, doch mögen darin auch wir Oesterreicher viel Interessantes finden. Zwar ein besonderer Freund dessen, was „österreichisch“ heißt und aus Oesterreich hervorgeht, ist Hopfen nicht. Es dünkt uns fast, als hielte er es auch gerne einmal mit denen, welche es nur schwer verwinden, wenn Gutes und Großes in Oesterreich gerühmt wird, als hielte er es mit jenem „deutschen Publikum“, von dem er selbst sagt, „daß es nicht erträgt, gelobt und gepriesen zu sehen, was es nicht liebt“. Nur den „oberbairischen Volksstamm“ in Oesterreich hält Hans Hopfen gewissermaßen noch seines Mitleides werth. Indeß spricht er über Wien und seine Theater, die er in einer Replik gegen Otto Devrient („Theaterzwang und Theaterfreiheit“) allerdings als Beispiel aufstellt, wie in Bezug auf das Repertoire, den Berliner Zuständen gegenüber, das Theater — nicht sein soll. Uns kommt aber doch die Gegenüberstellung der Wiener und Berliner Repertoires, wie sie Hopfen vorführt, etwas einseitig vor. Wer weiß es nicht, daß man in Wien noch mit vollstem Bewußtsein des künstlerischen Berufes arbeitet, während sich in Berlin nirgends eine feste, energische Hand zeigt, die dem Schlendrian zu steuern vermöchte. Doch unser Referent vertröstet sich: die Glanzperiode der dramatischen Kunst in Deutschland müsse erst kommen. Wir wünschen es, und haben uns des Weiteren an dem neuen Buche nur zu freuen.

Otto Devrient trat gegen die in Deutschland eingeführte Theaterfreiheit auf: ihr werde folgen die Zeit der Cafés chantants und der „theatralischen Orpheums“. Es ist ergötzlich, wie ihn Hopfen darüber zurechtweist. Noch ergötzlicher ist es, wie der geistreiche Verfasser den armen Dr. Georg Köberle abtrumpft, der mit einer Schrift: „Die Theaterkrisis im neuen deutschen Reiche“ als Reformator der deutschen Schaubühne aufgetreten war. Köberle verlangt von einem dramatischen Kunstwerk, daß es „ethisch“, daß es ein Vorbild des Lebens sei und daß es historische Grundlage habe. Dem entgegnet Hopfen, daß die höchste Kunst nicht zur Magd der Sittenlehre herabgewürdigt werden dürfe; daß schon Aristoteles gesagt habe, die Kunst sei nicht ein Vorbild des Lebens, sondern Nachahmung, also ein Spiegel; und endlich, daß die Alten, die Schöpfer der dramatischen Kunst, das historische Drama gar nicht gekannt hätten. Er weist schlagend nach, daß jedes „historische“ Drama so unhistorisch als möglich auftreten müsse, um auf das Publikum im Sinne der Kunst zu wirken; daß gerade das, was den dichterischen Werth des Kunstwerkes ausmacht und was das Entzücken der Hörer verursacht, das Unhistorische ist, ja nicht selten dasjenige, was sich mit allem historischen Sinne und Wissen gar nicht verträgt. So liege es klar am Tage, daß die Schaubühne ebensowenig mit dem Lehrstuhle der Geschichte, wie mit der Ethik in Concurrenz zu treten habe. — Hierauf kommt Köberle mit seinen Reformvorschlägen, mit denen Hopfen voll lustigen Uebermuthes sein Spiel treibt, wie die Katze mit der Maus — bis er sie zerfetzt. „Köberle,“ meinte er

---

*) Cotta'sche Buchhandlung in Stuttgart.

schließlich wieder in Ernst übergehend, „verwechselt in einemfort das Wissen und das Können. Beim Künstler kommt es aber zum allerwenigsten aufs Wissen und zum allermeisten aufs Können an. Es geht nun einmal nicht an, künstlerische Dinge lediglich nach festangenommenen Theoremen oder gar mit Zwang ausgerüsteten Gesetzen zum Wachsen und Gedeihen bringen zu wollen. — In der Kunst genügt Keinem die Erfahrung, die er von Anderen fertig überliefert bekommt." Hopfen hält daher auch nicht viel auf Künstlerakademien, sondern schlägt das Hermann Grimm'sche Auskunftsmittel vor, „anstatt weitläufige Schulen von zweifelhaftem Werthe einzurichten, solle der Staat einzelne erprobte Künstler durch Gehalt verpflichten, Schüler aufzunehmen". Denn immer nur Künstler könnten des Künstlers Lehrer sein. —

Abfällig urtheilt Hans Hopfen auch über die „Meininger" Schauspieler. Er stellt das Spiel höher als das „Zusammenspiel", welches die Meininger auszeichnet. In der Kunst gebe es gar nichts Gefährlicheres, als die übertriebene Pflege des Nebensächlichen. Unklug handle der Maler, welcher die fernsten Gegenstände im Hintergrunde seines Bildes mit größerer Genauigkeit und Naturtreue auspinseln wollte, als das, was er in den Vordergrund gebracht hat. Nicht klüger handelten die Meininger, denen Nebenspiel, Decoration, Ausstattung mehr gelte, als die Darstellung der Helden und des Grundgedankens eines Stückes.

Das nur Andeutungen, auf welchem Standpunkte das geistvolle und anregende Buch Hopfen's geschrieben ist.

Uns speciell erfreuen die Aufsätze über zwei unserer größten Männer: über Franz Grillparzer und Friedrich Halm, denen der Verfasser die liebevollste Würdigung angedeihen läßt. Wohl kann es der Autor nicht unterlassen, bei Grillparzer recht oft zu constatiren, daß es ein richtiger Preuße gewesen, welcher diesen großen Mann eigentlich an's Licht gezogen. Es wird ja Niemandem einfallen, das Verdienst Heinrich Laube's um Grillparzer zu bestreiten; und wir möchten schier selbst vermuthen, daß Grillparzer heute im deutschen Norden noch nicht die verdiente Anerkennung gefunden, wenn Laube beispielweise als geborener Oesterreicher sein Wort für den genialen Dichter erhoben hätte. Genug, wir wollen uns freuen, daß wir ihn haben, den Unsterblichen, er gehört Allen; Oesterreich hat ihn der Welt geschenkt.

Wir hören von Hans Hopfen manches Neue über Grillparzer und Halm, besonders, was ihre Persönlichkeiten und Privatverhältnisse betrifft; und die Abhandlungen über die bedeutendsten Werke dieser Dichter zeigen, wie andachtsvoll sich Hopfen in dieselben versenkt, wie großherzig er sie aufgefaßt.

Endlich finden sich in dem Buche noch Essais über Ernesto Rossi, Hermann Lingg und Bernhard Scholz, sowie über die Aufführung der „Hermannsschlacht in Berlin, über den Eintritt der Elsaß-Lothringer in den deutschen Reichstag und über Richard Wagner's „Tristan und Isolde". Hopfen steht nicht an, zu erklären, daß der Wagnercultus mehr oder minder Modesache sei. Er könne die musikalische Bedeutung dieses Mannes nicht würdigen, doch rechne er so: Die Wagnerianer halten ihren Meister nicht bloß für den größten Musiker, sondern auch beiläufig für den größten Dichter. Nun wisse er aber, daß Wagner's Verse, von denen er mehrere anführt, unbedingt schlecht seien, und frage sich nun, ob selbes am Ende nicht auch mit dessen Compositionen der Fall wäre.

Damit wäre vielleicht jener, der kritische Theil erschöpft, den Hans Hopfen „Streitfragen" nennt. Werfen wir noch einen Blick auf die „Erinnerungen". Unter diese reihen wir ein die Bureaukraten-Idyllen von links

und rechts der Isar, Mon ami Justin, und Stillleben im Kriege, — Humoresken im wahren Sinne des Wortes, bei denen Einem das Herz warm wird.

Wir nehmen ungerne Abschied von dem trefflichen Buche, durch welches uns Hans Hopfen wohl bleibend ein lieber Freund geworden ist.

---

# Unsere Schwächen.

## I.

### Ueber die österreichische Selbstverhöhnung.

„Dieses Oesterreich ist doch 'n herrliches Land!" rief ein Reisender aus Hamburg auf dem Eisenbahnzug, der durch das Murthal brauste. „Wie es doch möglich ist, daß bei diesem Reichthume von Naturprodukten, bei dieser Kernhaftigkeit der Bevölkerung das Land keine höhere Stellung einnimmt!"

„Je!" machte ein anderer Herr im Coupé und zuckte die Achseln.

„Und diese reiche Industrie!" fuhr der Hamburger fort. „Von Wien her sind wir heute ja an ganzen Städten von Fabriken vorübergefahren und selbst in den Engthälern hier ragt Schlot um Schlot in die Höhe."

„Lassen Sie mich aus", rief der Andere, „was nützen die Schlote, wenn sie nicht rauchen? Und überhaupt, die österreichische Industrie! Lächerlich!"

„Sie sind doch ein Oesterreicher?" fragte der Hamburger.

„Leider", war die Antwort.

„Warum leider?" fragte der Norddeutsche.

„Weil man sich heutzutage schämen muß, ein Oesterreicher zu sein. Sehen Sie sich einmal unsere politischen Verhältnisse an, ich sage Ihnen, Sie müssen — "

„Ach, die politischen Verhältnisse," fiel der Hamburger in's Wort, „diese sind überall unerquicklich. Kein Staat ist fertig und abgeschlossen, oder jeder glaubt wenigstens, es nicht zu sein; jeder hat Ursache, sich vor dem Nachbar und auch vor seinen eigenen Friedensstörern zu schützen; darum die ewige Ruhelosigkeit nach innen und außen, die Bewaffnung bis an die Zähne. Oesterreich hat hierin meines Dafürhaltens Manches voraus; da sind die natürlichen Schutzwälle der Alpen. Da haben Sie Ihre unerschöpflichen Nahrungsquellen. In Oesterreich kann bei der Mannigfaltigkeit seiner Naturprodukte gar kein Mißjahr sein; gedeiht Eins nicht, so gedeiht ein Anderes um so besser. Ist das Jahr trocken und heiß, so haben Sie Korn und Wein und Obst; ist es feucht und kühl, so kommt es der Viehzucht zu statten. Dann Ihre Stahl- und Eisenlager, Ihre —"

„Wissen Sie", rief der Oesterreicher, „daß unsere Eisenbahnbauer ihr Material lieber aus England beziehen, als aus unseren heimischen Lagern? England hat besseres Eisen als wir, und billigeres, Herr, billigeres! Glauben Sie es, daß die englischen Eisenschienen über Triest billiger in's Land — ich sage in's Land und an Ort und Stelle geschafft werden, als sie unsere eigenen Eisenwerke liefern? Es ist so. Und im Uebrigen, wir haben auch viel schlechte Waare. Glauben Sie mir, mein Herr, so wie die Wiener Weltausstellung unsere Concurrenzunfähigkeit bereits bewiesen hat, so wird uns eine nächste Ausstellung in Europa lahmlegen — lahmlegen, sage ich Ihnen!" —

So ging es fort. In seine Heimat zurückgekehrt, bei einer großen Tischgesellschaft behauptete der Hamburger, die wirthschaftlichen Zustände in Oesterreich seien elend; die Industrie sei zu Grunde gerichtet, selbst in den Natur-

produkten, wie z. B. in Stahl und Eisen könne sich Oesterreich mit anderen Ländern nicht messen. Er wisse das — habe es von eingebornen Oesterreichern selbst gehört.

An dem Tische saß der Chef einer berühmten Handelsfirma Hamburgs; der hörte es und lachte. „Von Oesterreichern selbst haben Sie es gehört?“ sagte er, „das glaube ich schon. Die Oesterreicher muß man kennen, das sind sonderbare Käutze. Der Oesterreicher schimpft über Alles, was österreichisch ist, über sein Land, über seine Regierung, über seine gesellschaftlichen Zustände, über seine Industrie, über seinen Handel, über seine Schulden, über sein Geld, über sein Haus und schließlich auch über sein Hemd. — Ja, ganz im Ernste! Das ist nur bei uns in Oesterreich möglich! werden Sie hören, wenn dort irgend ein Schaden, ein ungünstiger Zufall vorkommt. Vor Allem ist die Regierung der Sündenbock. Selbst für Naturereignisse wird die Regierung verantwortlich gemacht. Ich war einmal in Wien, als durch den Eisstoß die Donau austrat und eine Vorstadt überschwemmte. Keiner der Hausherren hatte genügende Vorbereitungen getroffen, aber jeder polterte gegen die Behörden, die nichts thäten, als in den Tag hineinleben, bis ihnen das Wasser in die Stuben rinne, und das sei wieder einmal echt wienerisch. — Echt wienerisch! Damit bezeichnet man sonst das Leichtlebige und Gemüthliche des Wieners; dieser selbst aber versteht darunter nur die verschiedenartigen Mißstände einer Stadt. Wenn Sie in Wien in irgend einer Gesellschaft die Vorzüge Wiens rühmen hören, so mögen Sie überzeugt sein, daß Sie unter Fremden und nicht unter Wienern sind. Der echte, eingefleischte Wiener läßt nicht ein gutes Haar an seiner Vaterstadt. Bei dem ist in Wien Alles gut, schön, zweckmäßig, was war und heute nicht mehr existirt. Hingegen ist ihm Alles, was ihn heute umgibt, schlecht und dumm. Die Herren wissen es ja, wie Oesterreich ein schönes Land, so ist Wien eine schöne Stadt; so armselig Wien vor dreißig und vierzig Jahren noch war, so wohl ist es heute mit den prächtigsten Großstädten Europas zu vergleichen. Ja, sagt der Wiener, so etwas muß man in Paris sehen, selbst in Berlin! Wien ist keine Stadt, Wien ist ein Nest, ein Krähwinkel. Und wenn die Zeit wieder käme, wo „die gute alte, wienerische Gemüthlichkeit geblüht“, so würde er noch mehr schimpfen, denn es ist ihm angeboren, er kann's nicht lassen. Hingegen hört es der Wiener nicht ungern, wenn Fremde seine Stadt loben, denn da kann er nach Herzenslust widerlegen. Als vor wenigen Jahren Julius Rodenberg in Wien Vorträge über Wien und Berlin hielt, wobei Wien in ein sehr günstiges Licht zu stehen kam, was geschah? Die Wiener wurden grob, die Journale fielen über Rodenberg her und sagten ihm's rundweg: Herr, halten Sie den Mund, Sie verstehen nichts von uns. Wenn Sie über uns sprechen wollen, so müssen Sie jahrelang in Wien gelebt haben, um unsere Miserabilität in Grund und Boden kennen zu lernen. Wir sind Schandleute und Sie haben uns gar nicht zu loben, Sie, Sie berlinerischer Herr, Sie!“

Die Gesellschaft brach in ein schallendes Gelächter aus und Einer der anwesenden Herren bemerkte, das müsse wohl doch ein bischen übertrieben sein.

„Nun ja,“ fuhr der Sprecher fort, „was ich sage, gilt nicht von Allen. Immerhin aber ist es charakteristisch für die Leute. Indessen sieht man, worin diese Eigenthümlichkeit des Oesterreichers, speciell des Wieners seinen Grund hat, nämlich in seinem Dünkel oder sagen wir in seiner Stolzheit. Er fühlt, daß er auf fremdes Lob nicht angewiesen ist und daß seine Heimat ein bischen Schimpfereien schon vertragen kann. Dann will er gerne zeigen, daß er gerecht und un-

parteiisch ist, und sich durch Schmeichelei und auch durch Heimatsliebe nicht bestechen läßt und daß er es nicht scheut, das Pflaster von seinen Wunden zu reißen. Ferner läßt sich im Tadeln und „Verreißen“ viel witziger sein, als im Loben, und der Wiener ist gerne witzig, so gerne, daß er im Stande ist, der Possen- und Witzreißerei selbst den guten Namen seines Landes und seiner Stadt zu opfern. Und das ist eben das Liebenswürdige an den Wiener Witzen, die zumeist geistreich und gewiß oft treffend sind, daß sie eben gegen das Wienerthum, aus dem sie hervorgehen, wieder ihre Spitze kehren. Um das klar zu sehen, muß man Friedrich Schlögl lesen, der in seinem „Wiener Blut“ und „Wiener Luft“ diese Schwächen und Stärken des Wieners in gar drastischer und humoristischer Weise beschreibt und geißelt, hiebei aber als Stockwiener selbst bisweilen eben in jene Manier verfällt, die er bloßstellt und züchtigt. Er zieht über die Wiener los, wie Einer; über die Einen macht er sich lustig, mit den Andern grollt er und man meint, Wien sei ihm bitter verhaßt. Und doch treibe ich in der alten Kaiserstadt kaum Einen auf, der sein Wien lieber hat und ein größerer Patriot ist, als Friedrich Schlögl. Aehnlich verhält sichs mit dem Ganzen. Ich kenne Wien und Oesterreich. Es ist vielfältig unsere beste Bezugsquelle; die Leute haben gute Waaren, nur muß man ihren Verlästerungen keinen Glauben schenken“, setzte der Kaufmann lachend bei. „Indeß besitzt der Oesterreicher weit mehr Selbstbewußtsein, als es scheint. Die Worte Schiller's sind noch heute wahr: Der Oesterreicher hat ein Vaterland, und liebts, und hat auch Ursach' es zu lieben.“ —

Freilich stünde es besser, wenn der Ostmark Sohn seine Heimatsliebe, die er so oft schon durch die That bezeugt hat, auch in Worten und dem Fremden gegenüber zum Ausdruck bringen wollte. Alle Welt geht auf Reclame. Alle Welt ist bestrebt, ihre Fehler und Schäden zu vertuschen, zu beschönigen. Jedem ist sonst daran gelegen, die Welt für sich einzunehmen, für seine Pläne und Werke zu interessiren, zu begeistern. Die Begeisterung der Franzosen hat Paris geschaffen. Die rücksichtslose Selbstliebe und die Eigensucht der Engländer hat London groß gemacht. Auch Berlin gedeiht unter der wenn auch oft lächerlichen Selbsteingenommenheit seiner Bürger. Schließlich ist dieser Egoismus ja ein ganz natürlicher und überall vorhandener. Aber der Oesterreicher, der Wiener gefällt sich darin, sich scheinbar aufzugeben, und sich selbst zu verhöhnen. Zum Glücke ist der Fremde oft gerechter, als er selbst und belächelt nur die wunderliche Schwäche.

---

# Briefe aus und über Wien.

Von Frau Therese.*)

**Bei Gelegenheit des Sündenablasses in den Kirchen Wiens.**

Du willst Dein Haus abbrechen und nach Wien ziehen und nur noch meine Zustimmung soll den Ausschlag geben? Und ich habe den Muth, bei diesem wichtigen Abschluß Deines Lebens Dir zuzurufen, komme immerhin! Du kennst die Welt — auch das Gespenst, das man Zeitgeist titulirt, weißt, daß Wien innerhalb dieser Welt liegt und wirst mit Deiner geistigen Reife keinen idealen Anforderungen Raum geben. Die Bevölkerung sei frivol,

*) Verfasserin der „Blätter und Briefe. Herausgegeben von K. v. Holtei“, Hamburg 1870.

meinst Du. Ist das nicht die Welt? Daß sich diese Frivolität inmitten einer ungewöhnlich genußsüchtigen Bevölkerung anschaulicher macht und oft bis zur Anstößigkeit verirrt, ist nicht zu leugnen und oft zu beklagen; doch trotz der frivolsten Genußsucht, der nach allen Richtungen verführerische Befriedigung geboten wird, ist der echte Wiener unberührt von jener eklen Blasirtheit, die ihm allen Sinn für Gutes, Erhabenes und Schönes genommen hätte. Der Berliner zum Beispiel ist gewiß gründlicher, pflichteifriger, vielleicht sogar zuverlässiger als Beamter und Geschäftsmann, aber liebenswürdiger ist der Wiener mit seinen offenen Sinnen und offenen Herzen; die Herzenswärme des Wieners hat manches unentwickelte Talent, das aus der Fremde zu ihm kam, emporgebildet. Durch sein verständnißvolles, aufhorchend williges Anerkennen, beifallspendendes Ermuthigen unterstützte er eine sich selbst noch unbewußte Begabung, daß sie Muth und Sicherheit gewann und immer getragen von so wohlthuender Gesinnung sich bis zur höchsten Höhe der Kunst emporschwang. Die Schröder-Devrient sagte, „in Wien ist's bei einiger Begabung kein Verdienst, ein Künstler zu werden, Wien hat meiner Mutter Talent groß gezogen, hat aus mir gemacht, was ich bin. Wie beflügelt betraten wir in Wien die Bühne, wie geharnischt fühlte ich mich auf anderen, und zu schwerer Arbeit ward meine Leistung, welche in Wien ein Darleben innerster Seelenzustände war". Mit einem Worte, es geht einem den Wienern gegenüber leicht das Herz auf. Daß den liebenswürdigen Eigenschaften des Wieners jener Ernst, für den er allerdings empfänglich ist, in würdiger, ansprechender Weise nähergerückt und zugänglicher sollte gemacht werden, ist wohl zu wünschen; und an wem es läge, den Ernst sittlicher Strenge in die andere Schale zu legen, um einiges Gleichgewicht zwischen Sollen und Wollen herzustellen, ist wohl leicht zu errathen. Als ich auf meinen Streifzügen durch die Stadt neulich einmal an den Thüren der prachtvollen Kirchen Wien's ein Papier anschlagen sah mit den Worten: „40stündiges Gebet, wofür völliger Ablaß aller Sünden geboten wird"*), verhüllte ich mein Haupt und ging in tiefer Betrübniß von dannen. Mich berührte dieser Frevel nicht persönlich, doch mir that es weh, weil ich die Menschen liebe, denn sie sind mein Geschlecht und wenn man sie so unter ihrer menschlichen Würde behandelt, erschüttert es mich bis in's Innerste der Seele. Nicht einmal „reuiges Gebet" hieß es, nur „40stündiges"! Und doch sagt Jesus: „ihr sollt nicht plappern, wenn ihr betet". Sage man mir nicht, unsere Zeit sei erhaben über all' derlei; auch das ist ein Frevel, nur in anderer Richtung. Risse man heute alle Kirchen ein, so würde in Folge des unsterblichen Bedürfnisses der menschlichen Natur jeder Einzelne im Schreine seines Herzens einen Altar sich erbauen! Nicht alle können Philosophen sein oder den Ehrgeiz haben, oft mit leidigen Mitteln sich zu solchen aufschwingen zu wollen, und es ist gut, daß es so ist. Daß aber solcher Mißbrauch von dort ausgeht, wo jene sittliche Gewalt sollte ausgeübt werden, an der sich die in tollem Lebensgenusse hintaumelnde Menge zu orientiren hätte und daß man das so hinnimmt, ohne sich gekränkt, beleidigt, ja moralisch mißhandelt zu fühlen: das muß den wahren Menschenfreund mit tiefer Betrübniß erfüllen und dem Begriff und dem Glauben eines wirklich menschlichen Fortschrittes eine mehr als zweifelhafte Bedeutung geben. Ich habe immer auf eine Reformation gehofft, die stille und ohne Schwertstreich im Darleben einer tüchtigen Gesinnung sich kundgäbe, so daß

*) Dergleichen kömmt thatsächlich in unseren Tagen in Wien noch vor.

zum Beispiele im vorliegenden Falle, brave Mütter, eingedenk ihrer geliebten Kinder und der Bitte im Vater unser „führe uns nicht in Versuchung“, so einen Zettel sachte von der Kirchthür lösten und daheim in's Feuer würfen. Und wenn das so fort und fort von Tausenden und Tausenden geschähe, müßte es eine Rückwirkung haben. Solche von Massen geübte Reformation ohne Lärm und aufstachelndes Gerede ließe mich an menschlichen Fortschritt glauben. Alle einzelnen Reformatoren haben das nicht ganz erreicht, was sie angestrebt, bis zu Christus dem göttlichen hinauf! Christus wollte die Juden reformiren und schuf Christen; nachdem er sein himmlisches Werk damit begonnen, daß er der Welt anstatt des zürnenden Jehovas einen liebenden Gott gab, besiegelte er dasselbe mit seinem Blute und kehrte in seinen Himmel zurück. Nun bauten nachkommende Geschlechter mit menschlichen Händen an demselben fort und fort weiter und als sie es beendet meinten, hieß es nicht mehr einfach Christenthum, sondern alleinseligmachende Kirche. Der liebende Gott gab ihnen den Muth, sich über ihn zu erheben, denn nicht Er konnte unbedingt in seine Seligkeit aufnehmen, sondern die alleinseligmachende Kirche mußte ihre Zustimmung geben! Wie ist das schon abweichend von jener göttlichen Duldsamkeit, mit der Christus sagt: „wer da Kraut isset, esse es in dem Herrn und wer Fleisch isset, der esse es auch in dem Herrn, ein jeglicher thue, was er thut in dem Herrn“. Viel später trat der katholische Mönch Luther aus seiner Zelle und wollte den Katholicismus reformiren und wieder schuf er etwas neues: das Lutherthum. Das aber wollte er nicht, er hatte sie lieb, der Warmherzige, seine katholische Kirche, konnte aber die Spaltung nicht vermeiden und sah gewiß mit bitterem Leid seine Bekenner eine Richtung nehmen, die ihn immer mehr und mehr von derselben losgerissen. Mit Schwert und Wort trieb er die Bilderstürmer aus den Kirchen, die in vandalischem Mißverstand darin Abhilfe von Mißbräuchen suchten, gegen welche Luther eiferte. Luther kämpfte mannhaft gegen Uebergriffe des Papstes, blieb aber bei alledem ein warmer Katholik, warf dem Teufel das Tintenfaß an den Kopf und prügelte seinen kleinen Hans, wenn er einmal das Kreuz zu machen vergaß. Er predigte gegen Tetzel, den Ablaß-Verkäufer, und was hat es gefruchtet? Der Ablaß wird nicht mehr auf den Gassen feilgeboten, aber an viel geheiligterer Stelle. Doch wohin gerathe ich? Für Wien will ich Dich gewinnen und erschrecke Dich mit solchen Mittheilungen! Komme immerhin und mache es dann wie ich — und ich mache es wie Moses, ersteige den Berg angehäufter Ueberzeugungen und spreite meine Arme über alle Confessionen hinüber, um unmittelbar aus Gottes Hand meine Gesetze zu empfangen. Lasse uns zu Erfreulicherem übergehen und mit der Hoffnung auf jene stille Reformation, die aus einer tüchtigen Gesinnung meines Geschlechtes hervorginge, dieses leidige Thema schließen.

### Musik und Theater in Wien.

Welcher Genuß wird Deinem so ausgebildeten Sinn für Musik hier in reichem Maße zugeführt. Wie vielleicht in keiner zweiten Stadt der Welt, dem besten Geschmack, den höchsten Anforderungen an Ausführung großer musikalischer Werke wird hier Befriedigung geboten.

Du liesest und schwärmst für Hanslik's vortreffliche Kritiken in diesem Fache. Aus seinem Lob und seinem Tadel wirst Du den hohen Standpunkt der musikalischen Bevölkerung Wien's erkennen, er hätte sich nicht zu einem solchen Classiker emporschwingen können, wenn er am Verständniß seiner Leser hätte zweifeln müssen.

Ich sagte einmal, wenn ein leidenschaftlicher Musikfreund das Unglück

hätte, stocktaub zu werden, so soll er nach Wien kommen, um unsern prächtigen Herbeck nur tactiren zu sehen; mit dem Auge wird er ein musikalisches Fluidum aus Herbeck's Fingern und Bewegungen strömen sehen und Musik wird seiner Seele zugeführt, wenn auch auf ungewöhnlichem Wege. Dieses Heben und Senken, dieses Wiegen und Halten, dieses Drängen zu höchster Begeisterung, dieses Zurückrufen losgelassener Leidenschaften zu harmonischer Mäßigung wird ihm Alles ersetzen, was er als verloren beklagte. Daß der Tactirende eine Macht ist, wird einem Herbeck gegenüber fühlbar und welche Grazie in die Anwendung dieser Macht zu legen ist, war mir erst anschaulich, als ich während der Weltausstellung einen fremden Capellmeister hantiren sah. Ich litt ordentlich, wenn der seine dicken zehn Finger der Capelle oder dem Publikum entgegenspreizte oder mit dem Fiedelbogen Bewegungen machte, als wollte er irgend ein nur ihm sichtbares Phantom durchprügeln; Herbeck, rief es in mir, Du hochverehrter Künstler!

Auf unsere Theater freuest Du Dich, Deiner Töchter wegen, weil Du das Theater als die letzte Hand an einer zu vollendenden Bildungsstufe betrachtest? Du liebe Zeit! Die letzte Hand wäre es wohl nur in anderem Sinne. Selbst in der Provinz mußt Du Dir diese altfränkischen Begriffe von Einfluß des Theaters in Weingeist aufbewahrt haben! Sage nichts Aehnliches hier laut, man würde Dir in's Gesicht lachen. Nur wenige Kunstinstitute ausgenommen, ist der große Bühnenbeherrscher unserer Zeit der Scandal. Heißt es zum Beispiel von einem Stücke, der Scandal erreiche in demselben eine beängstigende Höhe, so daß Männer erröthen, so jubeln Dichter und Director, denn jetzt ist das Glück des Stückes gemacht, und es beherrscht auf Monate die Bühne! Die Männer denken: „nu das muß ich mir doch anschauen, was mich erröthen machen sollte"; die Frauen: „ja was muß denn das sein? ich hab' doch schon Manches gesehen". Die Mädchen wollen erstens das Stück sehen, und können sich das Erröthen der Männer gar nicht reizend genug vorstellen und so strömen sie denn alle hinein, um Unsummen der Kassa zuzuführen, die auch nöthig sind, um den Aufwand der oft blendenden Ausstattung, sowie die Direction selbst zu befriedigen. —

Ja wenn ein Raimund erstünde! das war ein großes Talent und ein bedeutender Charakter, das war der Mann für die Wiener! Eine reizende Melancholie breitete sich wie ein leichtes Gewölke über die grellsten Bilder seiner Schöpfung und milderte und veredelte die Effecte, und während er seine Komik im Vordergrunde gaukeln ließ, ließ er ein memento mori, wie in transparenter Schrift, gleichsam in der Luft dem geistigen Auge sichtbar werden. O Raimund, Du wußtest Deine Sittenpredigten so reizend zu gestalten, daß man erst in ihren Nachwirkungen als solche sie erkannte. Erröthen machtest Du nicht, aber erbleichen, wenn die „Jugend" und der „Aschenmann" ihre Liedchen sangen! (Forts. folgt.

---

# Eitelkeit und Uebermuth der Bauern.

Eine Volksstudie von P. K. Rosegger.

Ich denke, die Weiber lassen wir diesmal bei Seite. Uebermuth ist nicht gerade ihre Sache, und Eitelkeit —? Die ist bei den Frauen keine Schwäche, sondern vielmehr Vorzug und Tugend. Der Hang zu gefallen, schön zu sein, ist löblich.

Aber die Männer laden wir uns ein, die gepuderten, geschniegelten, par=

kümirten, aufgeprotzten — das gibt einen Spaß. Hier aber weichen wir wieder den feinlebigen Pflasterschleifern und Gecken von Profession aus, deren Portraits die Salons der Kleiderkünstler und Friseurs schmücken; wir suchen den ernsten, oft sorgenbelasteten Mann der Arbeit auf. Wir lassen uns nicht imponiren von der Würde seines Standes, auch nicht etwa von der Weihe der Armuth, der Ursprünglichkeit; uns gelüstet heute nach den Schwächen und Sünden des ehrsamen Landmannes.

Die Kindheit und Knabenschaft schenken wir ihm, schenken sie ihm mitsammt der eitlen Freude über das erste Höslein, das ach so bald bös durchfeuchtet und durchlöchert ist; — schenken sie ihm mitsammt dem ersten Rauchversuch in der Wagenschupfe, der ebenfalls übel ausgeht. Meinetwegen in seinem sechzehnten Jahre packen wir ihn an, wo er in's Fenster lugt, wie's mit dem Schnurbart ausschaut. In die Nase schnupft er hinauf, was hinaufgehört, und nun sieht er's: mutternackt ist die Oberlippe. Er schleicht zum Herd. — „Was willst denn mit der Kohle?“ fragt ihn die Mutter. „Die heiligen drei Könige male ich auf die Kammerthür, weil's geistern thut,“ sagt der Junge. In der Kammer dreht er den Reiber vor die Thür und mit Beihilfe des Fensterglases streicht er sich den Schnurbart an. Zu scharf — versteht sich — darf der Flaum für's erstemal nicht sein, er muß erst allmälig wachsen. Aber heut will der Bursch noch in die Nachbarschaft gehen, es mögen dort die Kameraden und die Dirndln sehen, daß „er schon herfürsticht“. Ein nächster Wassertropfen schwemmt die ganze Anlage wieder weg. Da räth ihm ein Kamerad: „Balbiren, balbiren muß man sich, wenn man will einen Bart haben!“ Wohl kratzt der Junge insgeheim mit dem Schermesser. Gar vergebens. Manches Paar Schuh' muß er noch zertreten, bis allmälig die Härchen kommen — etwas falb zuerst, bald aber brauner und dunkler, wie ein „Bockshörndl“ (Johannesbrot) in der Farb'.

Nun geht er in den Wald hinaus und wichst mit Harz und dreht über den Mundwinkeln zwei Hörnchen.

Das, Gott sei Dank, wär' jetzt in der Ordnung. Nun gehört ein rothseidenes Halstuch dazu, und eine silberbeschlagene Pfeife, und ein Federbusch, und ein Gamsbart. Die Haar werden ein wenig mit Schweinfett eingelassen — sonst hat er sie nur mit Wasser befeuchtet; sie werden mit einem Kamm hübsch an der linken Seite gescheitelt und glatt gestrichen — sonst hat er sie nur mit den fünf Fingern ausgekämmt. Wie steht's denn mit der Sackuhr? Ist eine da, die schlägt und repetirt, wenn man beim Knopf drückt, die ein Doppelgehäus' und vier Stein' (Rubinen) hat? Und an der gewichtigen Silberkette, ist ein Hirschbeindl d'ran, oder ein Frauenbildelthaler oder sonst ein Anhängsel, das über dem rothen Brustfleck oder grünen Leibel bis gegen den Magen hinabbaumelt! Und im Sack der Gamsledernen, hoff' ich, ist ein Hirschschalenmesser, eine ähnliche Gabel, ein Pfeifenstocher mit der Gamsklaue, ein Schlagring und ein „hundshäutener“ Geldbeutel.

Voreh' ist im Geldbeutel auch etwelches Silbergeld gewesen, und nur mit Sibergeld ist im Wirthshaus und am Spielleuttisch ausgezahlt worden. Heute ist höchstens noch ein Papierfetzlein in der Brieftasche, welches auf Treu' und Glauben versichert, das Silber ruhe in den Kellern der Nationalbank zu Wien.

Die bäuerliche Brieftasche ficht das nicht an, sie ist deswegen doch breit und bauschig; und der Besitzer zieht sie gern' hervor und weiß sie in der Hand anmuthig zu wenden. Freilich ist es nicht immer rathsam, ihr Inneres genau zu erforschen; ich hab's, als ich so eine gewichtige Brieftasche vor Wochen auf der Straße liegen fand, einmal gethan, ich thu's nimmer. In derselbigen Geldbörse habe ich für's erste einen

Versatzschein über eine Sackuhr gefunden, dann ein Amulet mit sieben kräftigen „Gebettern zu Schutz gegen Feuer und Wasser", dann eine Vorladung zu einer Tagsatzung beim Gericht, weiters ein Rezept mit dem Stempel der Bärenapotheke und endlich ein vielfach zusammengeknittertes Schreiben mit den Worten: „Du dreiloser Man, wan du mi jez in stich last, so gehe ich dich Klagen, und das wil ich segn das ich nur eh gud gewest bin und jetz nichts von mir wissen wilst. Johanna Braungartnerin." — Das ist der Inhalt einer Geldtasche gewesen, deren Aeußeres manchen Strolch verleitet haben könnte, den Inhaber im Walde zu überfallen.

Erst halbvergangen ist die Zeit, in welcher der Großbauer und der Holzmeisterknecht mit Banknoten ihre Pfeife anzündeten; heute, sobald sich die Weissagung unseres Finanzministers erfüllt, thun sie es wieder.

Der alte Sterlacher im Feistritzthal hat eine Joppe gehabt, deren Knöpfe aus „Frauenthalern" bestanden haben. Die Joppe ist zerrissen, die Knöpfe sind vertrunken.

Wie der Oberberger im Rabenwald seine Hochzeit gefeiert hat, ist vor seinem Hause den ganzen Tag ein Brünnlein in den Wassertrog geronnen, bei welchem sich die Leute in meilenweiter Runde ihre Räusche geholt haben. Heute muß das alte Weibel, das dazumal die Braut gewesen, bei demselben Brunnen viel keuchen und pumpen, bis es einen Trunk Wasser hervorlockt.

Im Oberlande ist seiner Tage ein ordentlicher Bauer nur mit Roß und Wagen in die Kirche gekommen. Das war ein gnädiges Nicken oder Ganzübersehen, wenn im Kirchdorf die Wirthe höflich grüßten. Der Wagen ging nicht selten auf Federn, die Pferdegeschirre waren mit Silber beschlagen; den Pferden wurde Arsenik gefüttert, damit sie recht flink und feuerig waren. In der Kirche hatte der Bauer seinen gesperrten Sitz mit dem Messingblättchen, auf dem der Name stand. In der Sakristei strich er etliche Banknoten aus, damit der Pfarrer auf der Kanzel verkündete, der N. N. lasse ein musikalisches Amt lesen und stifte ferner ein ewiges Licht am Seitenaltar. Im Wirthshaus kam auf den Tisch was gut und theuer; und saß ein Beamter dort oder gar einmal ein Stadtherr, so wurde klingend gezeigt, wer sich höher geben kann, der Großbauer oder der Stadtherr.

Heute ist der Wald gar und das Geld auch. Der junge, kräftige Mann ist gefahren, der alte gebeugte humpelt zu Fuß.

Heute ist der Bauer noch stolz auf seine Rinder, auf sein gutes Heu, auf seine Bekanntschaft mit dem Herrn Pfarrer, auf die Rath- oder Richterschaft, die er im Orte zufällig begleitet, auf seinen Kirchenstuhl und auf die gute alte Zeit, in der er übermüthig war.

Die körperliche Kraft des Bauers ist heute im Allgemeinen nicht mehr die, welche sie noch vor fünfzig Jahren gewesen. Ich habe ihn als Kind noch gesehen, den alten Stiegerbauern, von dem man erzählt, wie er mit Roß und Wagen einmal den Berg hinangefahren war. Der Mann saß behaglich im Wagen, das Pferd aber war altersschwach und vermochte das Gefährte nicht weiterzubringen. Da stieg der Bauer aus, nestelte das Pferd ab, legte es in den Wagen spannte sich selbst an die Deichsel und zog Roß und Wagen den Berg hinan. Derselbe Stiegerbauer war es auch gewesen, der einst über Nacht seinen schlafenden Nachbar mitsammt dem Bett in den Wald hinausgetragen hatte.

Jetzt ist kein solcher mehr darunter. Die Burschen treiben bisweilen wohl noch Schabernak mit ihrer Kraft und mit ihrem Witz, der heute auch nicht mehr so urwüchsig ist, wie voreh, da die Menschen weniger dachten und mehr dichteten. Bei den Rekrutirungen hat man noch

Gelegenheit, den Uebermuth der Bauern zu beobachten, doch ist derselbe hiebei mehr Galgenhumor, als lustige Tollheit. Bei Kirchweihen wird nur selten mehr eine Schlägerei veranstaltet, zu dem Zwecke, um seine Kraft zu zeigen.

Stets stolz ist der echte Bauer auf seine Bauernschaft. Die „Herren“ scheinen ihm stets vom Uebel, gibt aber tolerant zu, „daß sie halt auch sein müssen“. Der Bauer ist wißbegierig und würde sich gerne zum Lesen von Büchern und Zeitungen herbeilassen, aber er ist zu stolz dazu; „die Bücherguckerei schickt sich nicht für einen braven, handfesten Bauer; das ist nur etwas für so Leut', die nichts zu thun haben.“ Uebrigens ist er überzeugt, daß er aus seiner Sach' die „Herren“ füttert und sagt's nicht ungern, daß der Bauer wohl den Herren g'rathen (entbehren) könne, der Herr aber ohne die Bauern verderben müsse.

Bemerkenswerth ist, daß, jemehr durch die Miseren der Wirthschaft der Bauern Uebermuth herabgestimmt wird und allmälig verschwindet, die Eitelkeit derselben überhand nimmt. Wer auch mag's leugnen, daß unsere Zeit das Volk verweichlicht! der ungebildete Mann verliert in dem Nivellirungsbestreben des Zeitgeistes seine kernige Rauhheit und wird weibisch gemacht. Es ist nichts Seltenes, daß der Bauernbursche Stiefelwichse, Bartsalbe, Haarpomade, Kölnerwasser vom Kaufmann holt, während sein Großvater nicht einmal die Seife gekannt hat. Unsere Bauern heben selbst an, sich die Zähne zu pflegen, die Fingernägel zu regeln. Sie haben sich der Landesart entschlagen und tragen glatte Tuchkleider und befleißen sich eines feinen Benehmens. Und trotzdem, wenn man sie genau beguckt, ists der alte Adam; nur daß ihr Blut etwas träger und dünner ist, als das der Vorfahren gewesen.

Wenn der Apfel einmal etliche Klaftern vom Stamm fällt, und der Bauernsohn etwa ein Fuhrmann wird, oder im nächsten Eisenwerk ein Schmied, ein Schlosser, dann ist der Vornehmheit kein Ende. Man muß so Leute des Sonntags sehen! Wortkarg spazieren, stehen, lehnen sie herum, gespreizt und kerzengerad' — als hätten sie, wie das Volkswort sagt, „einen Tremmel geschluckt“ — und beständig lassen sie ihr Auge über ihren schönen Wuchs, über ihre Beine schweifen, von deren Strammheit sie entzückt sind. Ihr ganzes Vermögen haben sie am Leibe hängen; hinten am Rockschößel heben schon die Schulden an.

Wenn man über derlei in's Erwägen kommt, so möchte man fragen: Welch' besonderen Grund hat der Mann zur Putz- und Prunksucht? das Weib will und muß gefallen, des Weibes Sinn steht von Natur aus nach Anmuth, Tändelei und Glanz. Hier ist die Eitelkeit verzeihlich. Der Mann will auch dem Weibe gefallen. Einverstanden! Aber wenn er glaubt, daß er durch die Kunst des Schneiders und durch Wohlgerüche ein Herz erobert, so denkt er weibisch und wirft jenes Netz aus, mit dem die Weiber zuweilen uns Männer zu fangen suchen. — Genug!

Das gilt von Allen. Uns speciell über die bäuerliche Eitelkeit lustig zu machen, haben wir nicht einmal das Recht, so lange wir noch selbst — nicht zugeben wollen, daß gerade das, worauf wir uns am meisten einbilden — unsere Schwächen sind!

# 's Liachtl in Wold.

Gedicht in steierischer Mundart von P. K. Rosegger.

I.

Doscht obn in grean Wold
Steht a gmou'rte Kapelln,
Und a Fraunbildl hängt
Van an Liachtl, an helln.
Des Liachtl, des brinnt
Wul Tog und Nocht,
Wann d' Sunn scheint, wanns schneibt,
Va Maria af da Wocht.
Da Hansl in Thol,
Noh a bluatjunga Bua,
Sist grod nit so heili,
Kaft 's Oel dazua.
— Hiazt, gwen is 's a so:
In Mai vorig's Johr,
Wia da Nisl, da schworz,
Hot grost in da Pfor,
Do leid a jungs Dirndl
— Noh gestern bluahroth —
In da Hond die gweiht Kirzn,
Und ringt mitn Tod.
Und wias is vabei gwen,
Valoschn 's jung Lebn,
Und grod noh die Kirzn
Hot brunna danebn:
Kimmt da Hansl von Thol,
Schauts Dirndl groß on:
„Hon Da 's ollaweil wölln sogn,
Wia gern ih Dih hon.
Ma sult nix vaschiabn,
Af oanmol is 's z' spot,
An Menschn sull ma liabn,
So long ma 'n noh hot.
Wos is ma hiazt bliebn
Va Dein Lebn, va Dein Bluat,
As wir oanzi des Sterbliacht
Mit da zitterndn Gluat . . . .
— — Wia Dein Othn, Dei letzta
Gegns Flammerl is zogn,
Is leicht ah Dei Seel
In des Liacht einigflogn!
So will ih ma denkn,
Will 's Liachtl bewohrn,
Wia mein Augnliacht beschützn,
Sultn nix ibafohrn.
Daß ih oan Soch noh hon,
Des ich liabn konn va Dir,
Suls brinna do drinna
Va da Jungfrau Maria.
Und is die Zeit aus,
Daß ih selba kimm dron,
So zündn s' mei Sterbliacht
Va dem Flammerl on . . . ."
'Und sid der Zeit brinnt
Wul Tog und Nocht
In da Jungfraukapelln
Des Liacht af da Wocht. —
Schöne Dirndler in Thol
Lossn Kortn aufschlogn —
Zwegn an Hansl gehts her . . .
Kunnt enks wul sogn,
Daß Koani, nit Oani
In Hansl dawischt,
So long in grean Wold obn
Nit 's Liachtl auslischt.

---

Doscht: dort; Nisl: Blatternseuche; leid: liegt; Othn: Athem.

# Das Märchen von der Percht.

(Aus dem Ennsthale.)

Der holde Name Bertha — den wir so gerne hören und hoch verehren, weil er zu allermeist ein liebenswürdig' blondes Kind mit leuchtenden Augen bezeichnet — stammt von einem gar seltsamen Wesen, das die alten Deutschen sehr liebten, deren befangenere Nachkommen aber fürchteten. Dieses Wesen hieß im Althochdeutschen Perachta, soviel als die Leuchtende, die Glänzende. Es war eine hehre, liebevolle Frauengestalt, welche sich unglücklich liebender Jünglinge und verlassener Ehemänner erbarmte. Sie war dieser ihrer Huld wegen auch Hulda genannt.

Als neue Religionen aufkamen, wurde den alten Göttern und idealen Gestalten des Volkes natürlich die Thür gewiesen. Manche von solchen machten sich bald und gerne aus dem Staube, weil sie in die Zeit nicht mehr paßten und lächerliche Unwesen geworden sind. Jene aber, die sich nicht vertreiben ließen, weil sie eben zu sehr mit dem Volke und seinen Sitten noch verwachsen waren, wurden von den neuen Religionsvertretern verstümmelt und verzerrt. Die Perachta schwebte seither als weiße Frau in alten Schlössern als Todesbotin um. So ist sie auch als Hulda schlecht weggekommen. Man hat aus dieser interessanten Frau ein wahres Scheusal gemacht. Die späteren Deutschen wußten von Perchta nur, daß sie übelgestaltete Füße und eine fabelhaft lange, bisweilen sogar eiserne Nase habe. Auch ist sie der Geist oder das Gespenst der Spinnerinnen. Kommen ihre Tage — dieselben sind die sechs letzten oder sechs ersten des Jahres — und sie findet irgendwo was Unabgesponnenes, so fährt sie mit Klauen drein und verdirbt Alles. An ihrem Feste dürfen nur eitel Mehlspeisen und Fische genossen werden. Dem Frevler, der sich andere Speisen gönnt, schlitzt sie den Leib auf, füllt ihn mit Sägespänen und Häckerling und näht ihn mit einer Pflugschar statt der Nadel und einer Eisenkette statt des Zwirns wieder zusammen. In anderen Gegenden hält man die alte Hulda für nicht gar so ungeberdig. Man sagt, sie sei die süße Königin der Heimchen, die uns in Sommernächten so minniglich ansingen.

In Salzburg und Tirol ist heute noch als heidnischer Rest des Perchtacultus das Perchtenspringen und Perchtenlaufen gebräuchlich. In der Schweiz und im Elsaß wird der zweite Tag des Jahres als ein Kinderfest mit uralten Schwänken und Sitten begangen. Dieser Tag heißt in den genannten Ländern der Becheltag oder Berchtlistag und verdankt seinen Ursprung wahrscheinlich der holden Perchta des Alterthums.

In unseren Alpen lebt eine Mär' von der Percht. Ich habe dieselbe am Fuße des Dachstein, in der Ramsau gehört. Sie ist mit der altdeutschen Göttin wohl in Verbindung zu bringen. Sie ist ursprünglich und eigenartig und zeugt von der Gewandtheit und Schalkhaftigkeit des Bergvolkes in der Darstellung eines besonderen Stoffes. Das Märchen lautet:

Es war einmal ein frommer, edelgesinnter Jüngling, der hatte ein Mägdlein. Das Mägdlein war ebenso fromm und edelgesinnt wie der Jüngling. So oft der Mond voll war, kam der Jüngling, das Mägdlein zu besuchen und sie thät ihn in ihrem Kämmerlein holdsam begrüßen; denn so weist es schon die heilige Mär', für sich alleine ist der Mensch nicht erschaffen.

Da geschah es eines Abends, daß der Jüngling wieder dem Voll-

mond folgte, wieder das Kämmerlein besuchte und sein Mädchen weinend fand.

Er nahm sie bei der Hand und fragte traurig: „Was weinest Du, meine Geliebte? wie soll ich Dir helfen?“

„Mein Geliebter“, antwortete sie, „heute kannst Du mir nicht helfen. Geh' von hinnen und schicke mir ein Weib.“

Der Jüngling wußte nicht, was das bedeutete und er ging von hinnen. Als er aber eine Strecke auf der Straße fortgegangen war und ihm anhub zu grauen — denn es war die heilige Dreikönigsnacht — da begegnete ihm eine Frau, die gar schön und freundlich war, nur hatte sie eine sehr lange Nase, auf der ein Heimchen saß und zirpte. Diese Frau war die Percht. Sie zog ein kleines Wäglein mit sich, auf dem allerlei feine Sachen lagen. Als sie den Jüngling sah, fragte sie: „Wohin gehst Du in dieser Vollmondnacht?“

„Ich gehe, ein Weib zu holen, das meinem holden Liebchen helfen soll“, antwortete der Jüngling.

„So!“ sprach die Percht, „dann thue ich Dir nichts zu Leide; hätte ich Dich in dieser meiner Nacht auf frevelhaftem Wege ertappt, ich wollte Dich zu Asche zerrieben haben. — Nun aber möchte ich mir von Dir gerne einen Gefallen erweisen lassen. Willst Du mir heute nicht einen Nagel zu meinem Wäglein schneiden?“

„Gerne“, antwortete er, „will ich Dir heute einen Nagel zu Deinem Wäglein schneiden.“

„Aber“, sprach die Percht, „Du mußt ein großes Stück Holz dazu nehmen, damit Du beim Machen recht viel Späne bekommst, die Du alle schön fleißig einstecken mußt, und daß Du davon keine verlierst; denn, wenn Du einen verlörest, das würde Dich hart reuen.“

Der Jüngling that Alles und folgte ihr genau.

Und als er dann mit einem wohlthätigen Weibe zurück zu seinem Liebchen kam, war dieses frisch und gesund und ein großer Vogel hatte durch den Schornstein herab ein Knäblein gebracht.

Und als der Jüngling dann seine Kleider wendete, fand er die Taschen, die er mit Schaiten gefüllt hatte, voll von funkelnden Thalern und Dukaten.

---

# Eine Samstagnacht auf der Rax.

Wanderplauderei von P. K. Rosegger.

„Märzzuschlag!“ rief der Schaffner, der seit vierundzwanzig Jahren die Mürz entlangfährt und noch immer nicht weiß, wie Mürzzuschlag geschrieben wird.

Wir sprangen aus, um der Welthetze fliehend dem steirischen Arkadien zuzueilen. Die Felswälle der Schneealpe und der Rax starren uns wüst und finster entgegen und in ihren rollenden Schuttlawinen und in ihren sturmumtosten Riffen grollen sie: Wir sind unbesteigbar, wir werfen den Wanderer zurück, wir schleudern selbst die Gemsen in den Abgrund! — Nur nicht bange machen lassen; sie wollen ihre Schätze verbergen, die ihnen die Götter zur Aufbewahrung anvertraut haben. Mir nach; dort im grauenhaften Gewände der Rax, das wie ein gewaltiges Halbrad hoch über alle Nachbarsberge ragt, gerade in den wüstesten Schründen und zwischen den drohendsten Riffen weiß ich einen Pfad; nehmt Weib und Kind mit, wenn ihr wollt!

Des Weges nicht, aber des Zieles wegen ließe ich Weib und Kind eigentlich doch lieber herunten in der Sittsamkeit des Hauses. Die höchste Spitze ist auf der Rax nicht das Ziel; wir wollen aber doch vor Allem derselben zustreben.

Von Kapellen in Steiermark bis in die Prein in Oesterreich führt eine gute Straße. Dieselbe geht über einen bewaldeten Bergsattel — das G'scheid. Von diesem Sattel leitet, wenn man von Kapellen kommt, links ein Weg gegen die hochragenden Wände der Rax empor. Die noch mit Tannen und Lärchen bewaldete und mit üppigem Grase bewachsene Thalmulde, in welcher der Weg hinangeht, heißt die Siebenbrunnerwiese. Dann kommt der steile Hang mit seinem Gestein und Alpenstrauchwerk, der Weg führt im Zickzack hinan; er heißt der Schlangenweg, ist neu im Gezirm ausgehauen und in Felsen gesprengt. Erzherzog Ludwig, heißt es, hätte ihn herstellen lassen bis hinauf zum Plateau, wo unter dem Protectorate des Erzherzogs der österreichische Touristenclub das stattliche Hospiz bauen läßt, das auch im Winter gastliche Unterkunft bieten soll.

Unser so sehr in Aufschwung begriffenes Touristenwesen wird sich ja bald auch auf den Winter ausdehnen; und warum nicht? Die Berge sind vermittelst richtigem Zugehör bei Schnee und Eis eben so gut zu besteigen als im Sommer. Die Kälte ist auf der Höhe oft eine geringere, als in den schatten-, nebel- und wasserreichen Thälern. Der Gesichtskreis ist zur Winterszeit oft über alle Beschreibung rein und der Anblick der beschneiten Gebirgsrunde daher ein überaus großartiger. Zwar vermissen wir die Flora und das Hirtenleben; dem Geologen sind die Erd- und Gesteinarten verhüllt — aber wer all' das im Sommer hat, der mag sich im Schnee erfreuen an der tiefen Himmelsbläue, in welcher er wohl ein Sternlein schauen mag am hellen Tage, an der unendlichen Ruhe, dem fast überirdischen Frieden, der ihn umgibt; — und das zuckende Menschenherzlein schämt sich seiner kleinlichen Begierden.

Im Sommer, inmitten des warmpulsirenden Lebens, ist das ganz anders . . . .

Ueber und hinter den Felsen der Rax, wo man etwa nur wildes Gestein, wenn nicht gar ewige Eis- und Schneekare vermuthet, liegt ein prächtiges Hochplateau mit Berg- und Thal voll duftender Kräuter, prangender Blumen und Rosen und mit Sennhüttendörfern voll üppiger Lebensfreude. Das eben

ist es, was diesen Berg so interessant macht.

Wir besteigen einstweilen den höchsten Punkt, die Heukuppe (6340′). Von da muß man scheinbar auf alle Bergspitzen hinabschauen — auf den Schneeberg und auf die Veitsch, auf den Wechsel und auf den Oetscher. Wir stehen höher als die gluthrothe Sonnenscheibe, die hinter dem scharfen Rücken des Dürenstein niedertaucht. Ich sah die Scheibe in der dichten Luftschichte, in die sie versank, wie plattgedrückt. Und im ganzen Gebirgskranze ringsum war keine Spitze, die ein Alpenglühen bot, nur unsere Gesichter waren geröthet — ob von der Sonne, ob vor Entzücken — will ich nicht entscheiden. Im Thale der Mürz lag schwere Dämmerung. Dort läuten jetzt alle Glocken, daß die Menschen auf's Beten nicht vergessen. Hier oben bedarfs der Erinnerung nicht. — Ueber den Ebenen Ungarns zieht die Nacht herauf, ihr voraus geht ein violeter Schein, wie Nordlicht leuchtend.

Endlich sprossen die Sternlein — zuerst einzeln und klein, allmälig häufiger und schärfer und endlich prangt die funkelnde Herrlichkeit — und du, schwaches Menschenkind, mit deinem winzigen Auge, das oft so kurzsichtig ist, daß es den Stein vor den Füßen nicht sieht, überblickest Millionen von Welten in ungeheuren Fernen!

Es ging in dieser Nacht aber recht unstät zu am Sternenhimmel. Einer um den andern lief davon. Es war am 12. August und Sanct Lorenzi weinte noch seine Thränen. — Wie, wenn jetzt eine der zahllosen Sternschnuppen, von denen doch Viele behaupten, daß sie feste Körper wären, herabstürzte auf die Rax und ein Loch schlüge hinein in das Innere der Erde und uns neugierige Touristlein also in den Hades versetzte? — In solchen stillen Stunden drängt sich Alles auf, was man weiß, daß die Menschen je über das Welträthsel und das Weltsystem gedacht haben — und siehe, hier stimmt der Menschengedanke mit der Erscheinung, und dort stimmt er nicht, und da überkommt Einen ein glühender Forschungs- und Wissensdrang, daß man meint, man müsse emporklettern von einem Gestirn zum andern bis zum Lichtquell — an dem freilich schließlich der Menschengeist vergehen müßte, wie der Schmetterling in der Flamme.

Oder — wen in solchen Weihestunden die Unendlichkeit der Außenwelt erschrickt, der kehrt in sein eigen Selbst ein und steht wieder vor Unergründlichem. Als ich, von meinen Genossen zurückgeblieben, einsam saß auf dem hohen Berge und um mich die tiefe, stille Nacht war, da fragte in mir eine Stimme: Fühlst du dich ganz allein und allen Menschen fern? — Ich antwortete: Ganz allein. — Darauf die Stimme: Trägst du ein Geheimniß in dir, das du noch Niemandem mitgetheilt hast, nicht der Mutter, nicht dem Freunde, nicht dem Liebchen? — Ja, sagte ich nachdenkend, ich trage drei Geheimnisse in mir, die ich all' mein Leben lang keinem Menschen mittheilen werde. — Die Stimme: Sind sie deiner Seele eine Last? — Da versetzte ich: Meine Seele ächzt unter solcher Wucht. — Die Stimme: So sprich sie aus, deine Geheimnisse, in dieser menschenlosen Oede, dann wird dir leicht. — Nimmermehr, sagte ich, wenn sie Niemand sonst hört, so hörst sie du. — Da rief die Stimme in mir: Thor, ich bin ja du selber, du hast gefragt, ich habe geantwortet, doch nie werde ich die Geheimnisse nennen; vielleicht gibt es in des eigenen Herzens Grund einen Winkel, wohin ihr Schatten noch nicht gedrungen ist — er bleibe licht. — So wagt der Mensch sich selber nicht zu denken, weil er fürchtet, er könnte die Schrecken des eigenen Wesens nicht ertragen. — — In diesem Augenblicke flog wieder ein Sternfunke hin in der Himmelsrunde und er wuchs und glühte und sprühte und er schwoll zu

einer lodernden Kugel an und — zerstob.

Ein Meteor. — Und das war's. Ein Narr, der träumt und grübelt und nach Höherem ringt, wenn die leuchtendsten Gestalten wie Seifenblasen vergehen. Eilend steige hinab zu den irdischen Früchten und genieße, was noch da ist. —

Das Schutzhaus östlich von der Heukuppe ist stets offen — aber vier leere Bänke und ein leerer Tisch: das wäre selbst für einen Büßenden zu wenig, denn wo nichts ist, wie kann er sich da einen Abbruch thun?

Da läßt sichs unten in den Schwaighütten des Grasboden und der Lichtensternmatten schon besser — Buße thun.

Es war heilige Samstagnacht und man sollte meinen, es wären alle Thüren schon verschlossen gewesen im Hochthale. Sie waren aber nie weiter offen als zu solcher Stunde. Mir waren schon früher die zahlreichen Höhenfeuer und das viele Jauchzen aufgefallen. Nun sah ich die Hütten besetzt und belagert. Lauter junge, kernfrische Burschen aus Neuberg und Kapellen und Prein waren da, die sangen und scherzten, und auch andere, die still und finster wie das böse Gewissen um die kleinen Behausungen schlichen. Die Hütten sind schlecht, der Wind bläst durch die Wandfugen das Herdfeuer hin und her, das mitten im Hause auf einem Steinhaufen brennt. Tisch ist gar keiner da; wer essen will, der setze sich auf die Wandbank, stelle die Schüssel oder die Pfanne auf seine zwei Kniescheiben und esse. Wer trinken will, der gehe zum Trog, in welchem die Schneestücke schmelzen, die sie vom Kar niedergeschleppt haben. Eine andere Wasserquelle ist auf der Rax nicht zu finden. Wer schlafen will, der muß die Schwaigerin bitten, daß sie ihr Bett herleiht, welches in einem Winkel der Hütte kauert; die Schwaigerin geht dann zu einer Nachbarin oder ruht oben zwischen den Brettern des Daches auf einem Haufen isländischen Mooses, das sie eigentlich für die Schweine gesammelt hat.

Heute denkt kein Mensch an's Schlafen. Dort steht das Wirthshaus. Es ist nicht besser und nicht schlechter als die anderen Hütten, aber es beut Wein, Schnaps, Geselchtes, Thee und Kaffee. Die Wirthin ist emsig und froh, der Wirth ist eine knorrige, bedächtige Andreas-Hofer-Gestalt und drückt ein Auge zu, oder zwei, merkt er, daß die Verantwortung zu groß würde, wenn er sähe. Und wahrlich, es ist ein Volk von Sündern beisammen. Die Jüngsten karteln und kegeln um's Geld oder balgen sich umsonst. Die ein wenig Aelteren trinken und johlen Gesänge, so farbenüppig schier, wie das Muster glühender Liebespoesie — Salomons hohes Lied. Und jene, die gar nicht da sind, sondern hinten und draußen im Verborgenen munkeln, das sind die Schlimmsten von Allen.

Wiener sind heraufgestiegen mit nackten Knien, beschlagenen Schuhen, Eisen und Alpenstöcken. Gerade durch ihre Rüstung zeigen sie, daß sie Städter sind, der Aelpler hängt sich nicht all' das schwerfällige Zeug an, will er auf die Rax gehen. Nun haben sich die Residenzler behaglich und gemüthlich gemacht um den Herd und verzehren ihr städtisches Nachtmahl und thun ländlich mit im Scherzen, Trinken und Singen. Ganz tolle Kerle! was ihnen an Schabernack einfällt, das üben sie aus; sie sind auf die Berge gegangen, um „frei“ zu sein und sie sind sehr frei und sie wären noch viel freier, wiesen ihnen die Bauernburschen ein nicht gar so trotziges Dasein.

Eine Zither hört man surren; eine Mundharmonika schrillt draußen herum. Dort am Zirmstrauch und dort am Steinklotz stehen singende Gruppen, und die Schwaigerinnen wissen gleich den Burschen kecke Lieder. Mancher aus dem Thale scheint erfolglos da zu sein, man merkt den Aerger aus seinem Sang heraus:

„Auf d' Alm bin ih ganga,
Auf der Alm hat's mih g'freut,
Auf d' Alm geh ih neama,
Da Weg is ma z'weit.

Da Weg is ma z'weit
Und die Schwoagarin z'stulz,
Und a Bua, der so hoch steigt,
Is ah nit von Hulz."

Eine der Leblustigsten lispelt durch das Fensterchen hinaus dem Ihren zu:

„Mei Büabl is kema,
Hat in Schnurbart aufdraht,
Und ih konn ma's scha denka,
Wos in Büabl taugn that."

A Milch und an Butta —"

Sie berichtigend fällt das „Büabl" ein:

„Mir taugad, mein Schatzerl,
A brennhoaßas Schmatzerl,
Daß ma der Athn steh'n bleibt,
Daß ma 'n Schwitz (Schweiß) außatreibt."

Auf dem Dachfirst einer anderen Hütte sitzt Einer und läßt die Beine auf beiden Seiten hinabhängen. Der trillert:

„Selm aufn Schneggensteig
Schnabeln zwoa schneeweiße Taub'n,
Und heunt möcht ih gor so gern, gor so gern
Hulzäpfel klaubn."

Darauf eine weibliche Stimme vom Kuhstall her:

„D' Hulzäpfel, d' Hulzäpfel
Warn ma viel z'sauri,
Wannst scha nix Süassers findst
Bua, so is 's trauri."

Inzwischen das Schellen der Kuhglocken, das Röhren der Rinder und Schafe, das Grunzen der Schweine, das Gackern der Hühner. Und auf allen Hügeln und Hängen jauchzen die Jungen, die Halter und Hüttenbuben — denen ihr frisches, freudiges Leben stetig klingt. Jeder Athemzug wird zum Jubelschall. Und am Himmel zucken die Sternschnuppen hin; in dämonischer Leidenschaftlichkeit fiebert die Welt.

So war es Mitternacht geworden. Meine Genossen hatten sich zerstreut in verschiedene Hütten, in der Absicht, ein paar Stunden zu ruhen. Ich bin zu den Lichtensternhütten hinaufgerathen, waren aber schon belagert und fest verschlossen bis auf eine — und diese eine war mir ja genug. In der schreckte ich eine Almerin auf — eine junge, rothwangige, rundgliederige Almerin, die zur tiefsten Erschütterung meines Herzens in der Verwirrung früher das Spanlicht als das Röcklein anthat. — Sie wollt' mich gern behalten. Zu meinem Leidwesen mischte sie das Stroh des Bettes auf und zerstörte so die anmuthige Thalung, die sie gedrückt und in der ich so süß zu schlummern gehofft hätte. Dann kleidete sie sich vollständig an und verließ die Hütte.

Ich löschte das Licht aus, legte mich zur Ruh' und erforschte — wie es mir vor Zeiten mein Katechet schon vorgeschrieben hatte — mein Gewissen. Muß an demselben Tage ein ganz braver Kerl gewesen sein — denn geruhsam sank ich bald in den Schlummer.

Nur auf kurze Zeit. Das Miauen einer Katze weckte mich, welche vor dem Fensterchen sitzen mochte, das gerade über dem Bette war. Auch ein Kater war dabei — ich hörte sein Spinnen. Plötzlich grunzte ein Schwein dazwischen und darauf war ein Pfeifen und Zwitschern, als ob alle lustigen Vögel der Rax vor dem Fensterchen versammelt wären. Das ging nicht mit rechten Dingen zu, bald merkte ich's, die Thierstimmen ahmte ein Mann nach, der damit der jungen Schwaigerin ein Ständchen bringen wollte. Hernach flüsterte er ein paar Liedchen, wovon das erstere heiße Begehrlichkeit kundthat, das letztere aber nichts weniger als schmeichelhaft war für die Spröde, die drinnen nicht das kleinste Lebenszeichen von sich gab. Endlich ging er davon.

Nach einer Viertelstunde kam ein Zweiter. Der steckte seinen Kopf ganz in's Fenster und legte sein Gesicht an die Scheibe. Er murmelte ein Gebet. Im Tone der Stoßseufzer sagte er

mit halblauter Sprache, bald rasch, bald gedehnt, bald beklommen, bald aufathmend, einen Text her, den ich um Alles in der Welt nicht mittheile, der mein viertes Geheimniß bleibt. Das Gebet ging das Weib an. Es mußte ein bedrängter Beter gewesen sein, denn seine Andacht währte über eine halbe Stunde. Und als er sie beendet hatte, sagte er traurigen Tones noch die vorwurfsvollen Worte: „Aber gar so stulz sein, Mirzl! Gar so stulz dürftest Du heut wohl auch nit sein!“ — Er schlich davon. Mich hat der arme Narr in's Herz hinein erbarmt.

Auf der Heukuppe lag schon der erste Schein des Sonntagmorgens. Ueber die Matten hin, den Abstiegen zu, schwärmten junge Burschen und sangen und jauchzten. Die schlaflose Nacht hatte sie nicht ermüdet. Die aber in den Hütten verblieben, bekamen von den Schwaigerinnen „Kuraschiwasser“, wie sie den Kaffee nannten. Scherz und Schalkheiten gab's und mancher übermüthige Junge hatte ein Loch im Rocke, einen Riß im Beinkleid, kleine Schäden, welche die Schwaigerin mit Nadel und Zwirn gerne schlichtete. Dabei that die Mirzl jählings einen Ausruf: „Da ist ja ein Blut auf dem Aermling! Werd's doch nit g'rauft haben?“

Ja, ihrer Etliche hatten im Kar drin gerauft, und der Stadtherr, der um ein Schäferstündlein heraufgestiegen war, kam mit einem Loch im Kopfe wieder hinab.

Meine Gefährten habe ich wohlbehalten und froh alle wieder gefunden. Noch ein Weilchen im Naturleben, in der Naturschöne, dann stiegen wir auf der Westseite gegen Naßwald hinab. Hier klimmt man viel tiefer nieder, als man an der andern Seite emporgestiegen ist. Hier unten ist ein dämmeriger Thalgrund, von den gewaltigsten Felswänden umstanden. Das tiefverlassene, interessante Reißthal, in welchem die Ruinen eines abgestifteten Dorfes stehen. Wegen Wildereien und Auflehnungen gegen den Schutz- und Gutsherrn ist vor etlichen zwanzig Jahren diese Ansiedlung zerstört worden. Die einzige und letzte Hütte, die als Schenke noch stehen geblieben, ist in diesem Jahre niedergebrannt.

Wir durchwandern noch das stundenlange Naßthal mit seinen lieblichen und wilden Naturbildern, mit seiner guten Straße und seinen stattlichen Gasthäusern. Wir kommen an der protestantischen Gemeinde Naßwald und an der berühmten Singerin vorüber; wir machen noch einen kleinen Seitensprung ins Höllthal, wo in schweren, zerrissenen Falten der Felsmantel niederwallt von den Zinnen der Rax. Von der Brücke, die am Eingange des Höllthals über den Naßbach führt, bis hinaus zum Kaiserbrunnen ist eine der allerherrlichsten Partien unserer Alpen. Am Kaiserbrunnen in einem Quadernbau quillt ein Theil des Wassers auf, welches in allen Stockwerken Wiens aus den Pippen sprüht. Der andere Theil braust fünf Stunden weit vom Kaiserbrunnen aus den Felsen zu Stixenstein hervor.

Allmälig geht's mit der Pracht zu Ende. Die Gebirgsstöcke der Rax und des Schneeberges bleiben zurück. Die Kleefelder des Thales sind grau vor Straßenstaub. In Reichenau riecht Wien.

# Schwänke.

## Im Anfang war das Wort.

„Na Hochwürden, aber na, jetzt weiß ich nicht mehr aus", sagte der Schneider Simon zu seinem Pfarrer, „seit ich Bräutigam bin und mir Hochwürden das heilige Sacrament der Ehe zu studiren aufgegeben haben, bin ich so in den Katechismus, in die Bibel und in allerlei andere Bücher hineingerathen, daß ich schier möcht' verrückt werden. — Da stimmt's mir gleich bei der Erschaffung der Welt nicht zusammen."

„Oho!" rief der Pfarrer, „ich denk, das müßt' der Meister Simon doch gut sein lassen. Die Welt steht ja da! Du und ich hätten sie nicht erschaffen."

„Wohl, wohl, Hochwürden, sie steht steinbumfest da und wir zwei hätten sie leicht kaum zuweg gebracht. 's ist ein Musterstuck von unserm Herrgott, aber lernen möcht' Eins was davon, und da streiten sich die Leut' und die Bücher gottslästerlich herum, wie er's angefangen hat. So steht's in der Bibel: Im Anfang war das Wort, und der Doctor Faust, ein rechtschaffen gescheiter Mann, sagt: Im Anfang war die That. — Jetzt frag' ich, ob da ein Mensch nicht dumm werden soll?"

„Meister Simon!" drohte der Pfarrer mit dem Zeigefinger, „Meister Simon, heb' mir nicht zu spintisiren an! Ich denk', das heilige Buch wird Dir glaubwürdiger sein, als der saubere Doctor Faust, den der Teufel geholt hat."

„Wohl, wohl, Hochwürden, aber wenn der Floh einmal im Ohr sitzt, was kann man dafür? und so könnt' man schier auf die Meinung kommen, im Anfang müßt' die That gewesen sein und dann erst das Wort, denn will ich über etwas sprechen, so muß erst etwas da sein."

Der Pfarrer fing aus seiner Tabakdose eine Prise hervor und dann sagte er: „Der Meister Simon will also in den heiligen Ehestand treten?"

„Wohl, wohl, Herr Pfarrer, am nächsten Sonntag ist ja schon die Hochzeit!"

„Aber sappermosthosen, wie hast denn das eingefädelt, daß es so plötzlich geht?"

„Je, das wissen Hochwürden doch!" rief der Meister Simon, „ich bin schon so, wenn ich was will, so mach ich nicht viel Umstände. Theresel, hab' ich zum Mädel gesagt, jetzt red', magst mich oder magst mich nicht? Ja, sagt sie, und richtig ist's gewesen."

„Siehst Du", versetzte jetzt der Pfarrer, und preßte die Prise in die Nase, „siehst Du, die Bibel hat recht: im Anfang war das Wort!"

---

## Der Dämon im Glase.

In einem Dorfe Untersteiermarks erkrankte ein Mann, der dem Trunke ergeben war. Der Arzt, ein persönlicher Freund und Zechgenosse des Erkrankten, wurde eilig gerufen und constatirte ein heftiges Nervenfieber. Der Kranke war in Fiebergluth und ließ sich im Bette kaum halten; er klagte über Durst, er schrie nach Wein. Der Arzt ließ ihm selbstverständlich nur Wasser reichen. Der Kranke wurde fast wüthend und schrie nach Wein. Da ihm das Alles nichts half, so befahl er seiner Haushälterin, sie solle doch wenigstens dem Herrn Doctor ein Glas Wein vorsetzen. Dagegen hatte der Arzt nichts einzuwenden. Er hub an und trank ein Gläschen um's andere. Der Kranke wartete eine entsprechende Weile, dann sagte er: „Ich wett', sie hat Dir wieder den Sauren gebracht!"

„Denk' nicht", versetzte der Arzt, „ich halte ihn für einen Kerschbacher." „Nein", rief der Kranke, „das ist der ledige Dreimännerwein, bei welchem, wenn ihn der Eine trinkt, die zwei Andern den Trinkenden bei den Ohren

halten müssen, daß es ihn nicht gar zu arg beutelt. Das ist ein solcher."

„Ein guter Kerschbacher ist's", versicherte der Arzt begeistert, die Ehre seines trefflichen Trankes rettend, „und glaubst es nicht, so versuch' ihn!"

Jetzt war der Typhuskranke am Ziele; mit Gier ergriff er das Glas und stürzte es in den Mund.

„Gelt!" rief der bereits angeheiterte Arzt.

„Wird schon sein", gab der Kranke bei, „he, Hauswirthin, noch eine Flasche. — Stoß an Brüderl, heut' ist gerad' ein rechter Tag zum Gesundheittrinken! Sollst leben!"

„Du auch daneben!" lachte der Arzt und trank mit seinem Patienten in fröhlichem Verein ein Glas um's andere.

Ein Gesundheittrinken war's, aber nicht Jedem möcht' ich's rathen.

Heute sitzt der Arzt und sein Freund wieder im Wirthshause. —

Ein Anderes.

Auf dem Bänklein vor dem Armenhause zu K. war's. Da kauerte der alte mühselige Einleger Martin und war traurig.

Der Abschieder-Lenz mit dem hölzernen Bein, „alleweil fidel, alleweil a weni rauschig", stolperte heran. „He, Martin", rief er dem Spitalbewohner zu, „warum so kopfhängerisch?"

„Hab' kein' Freud' mehr auf der Welt", brummte der verzagte Mann.

„Ei was! Könnt' Jeder sagen. Trink' immeramal ein Glasel Schnaps, wirst schon lustig sein!"

„Hab' kein Geld", war die traurige Antwort, „mag mir keinen kaufen."

„Na wart, Martin, ich zahl' Dir ein Glas, daß Dir wieder einmal warm wird um's Leberl."

Die Schänke war nicht weit; bald stand das blinkende Branntweinfläschchen vor dem Einleger Martin. Dieser nippte, nippte und trank, da wurde ihm warm um's Leberl. So ein Wasser hatte er seit undenklichen Zeiten nicht mehr getrunken. Seine alten Wangen wurden roth, sein Auge funkelte — funkelte und wurde schläfrig. Er lehnte sich an die Wand und — war todt.

Der Abschieder-Lenz starrte ihm noch eine Weile in's Gesicht. „Hm", murmelte er, „das ist mir Einer! Jetzt stirbt er auf einmal weg und hat nicht einmal den Schnaps ausgetrunken."

Hastig hob er das Fläschchen, leerte es in seine eigene Gurgel und ging dann, den Bericht zu erstatten: Der alte Einleger Martin wäre gestorben.

„Woran?"

„Den Schnaps hat er nicht ausgetrunken."

Beide Stücklein kann der Erzähler verbürgen; sie sind erst vor Kurzem geschehen.

---

## Einer, der sich dafür zahlen läßt.

Ein Dorfjunge kam in die Stadt, um zu studiren. Unter seinen Professoren hatte der treuherzige Knabe mehrere Gönner, wovon ihm Einer eines Tages für sich und einen Freund zwei Eintrittskarten schenkte. Die Eintrittskarten galten für eine philosophische Vorlesung, welche der betreffende Professor in einem öffentlichen Saale halten sollte. Der junge Student aus dem Dorfe freute sich schon den ganzen Tag auf den Abend der Vorlesung und sein Kummer war nur der, daß er unter seinen wenigen Bekannten keinen Genossen fand, welcher die zweite Eintrittskarte angenommen hätte. Die Studenten wollten den Abend lieber im Freien zubringen, als den Herrn Professor anhören, dessen Stimme sie ohnehin recht gut kannten.

Als die Stunde kam, ging der wißbegierige Junge nach dem Saale der Vorlesung und war fast betrübt, daß der Schatz, den er in der Tasche trug, zum Theile unverwerthet bleiben sollte. Da sah er an der Straßenecke einen schlichten, anspruchslosen Mann stehen, dem Anzuge nach vielleicht ein Bahnschaffner oder so etwas. Ah, dachte sich der kleine Student, dem kann ich einen Gefallen thun, der ist gewiß

froh, wenn er meinen Herrn Professor einmal hört.

„He, Vetter!" rief er dem Mann zu, „wenn Sie was profitiren wollen, so kommen Sie mit!"

„Ich bitte!" entgegnete der Andere und ging mit dem Jungen. Dieser gab an der Pforte die zwei Karten ab, die Beiden traten in den Saal. Die Vorlesung begann. Der Student hörte mit Begeisterung zu in der Hoffnung, all die schönen Worte, die er heute anhörte, dereinst in den höheren Schulen auch zu verstehen. Neben ihm stand bewegungslos wie ein Baum der Mann von der Straßenecke. — Das ist ein dankbarer Mensch, dachte sich der Student. — Der Kleine wird vielleicht einen Schützer im Gedränge, einen Begleiter auf dem Heimweg haben wollen, dachte der Andere.

Nach der Vorlesung sagte der Junge zu seinem Manne: „Nichts danken, mich freut's, wenn's gefallen hat. Behüt' Gott!" Und er wollte im Trosse davon.

„Ich bitte", warf der Andere rasch ein und hielt den Jungen am Arm fest, „ich bekomme neunzig Kreuzer. Ja, neunzig; für die Stunde ist des Nachts sechzig, und anderthalb Stunden bin ich zu Diensten gestanden."

Der unglückliche, unerfahrene Bursche aus dem Dorfe hatte einen Dienstmann mit in die philosophische Vorlesung gezogen; Geld hatte er keines im Sack. Der Auftritt wurde laut; der Junge war sprachlos vor Schreck und Aerger. Der Professor kam und that, was vielleicht an seiner Stelle noch Keiner gethan hatte: er entschädigte Einem seiner Zuhörer mit neunzig Kreuzern die in der Vorlesung verlorene Zeit.

---

## Die Geschichte von der guten Meinung.

Als im Tirolerland die Pest herrschte, wurde der Bauer vom Aschbacherhofe im Volterwald vom Siechthum befallen. Vermeinend, daß es mit ihm bald zu Ende ginge, ließ er den Leutpriester seiner Pfarre holen, daß der ihm die Sacramente reiche und die Seele aussegne. Das Pfäfflein kam mit dem hochwürdigen Gute gen Aschbach. Wie es aber vernahm, an welchem Gebrest' der Bauer darniederliege, hub er sich an zu fürchten und wollte um keinen Preis in's Haus gehen, um nicht gar die Pest zu erben.

Der Kranke seufzte indeß heftig nach der heiligen Wegzehrung. So trat der Leutpriester an's Fensterlein, zeigte dem Manne die Hostie und rief ihm zu: „Schau sie nur an und mach' Deine gute Meinung, das ist so viel, als hättest Du sie empfangen!" — Danach machte er sich stracks davon.

Das Bäuerlein gab sich aber damit nicht zufrieden; es ließ einen Nachbarspfarrer bitten; und der kam und versah es fleißig mit allen Heiligkeiten. Wider Verhoffen kam der Aschbacher für dießmal mit dem Leben davon.

Da nun die Zeit nahte, wo man den Pfaffen den Zehent brachte, fuhr unser Bauer zu rechter Zeit mit dem geladenen Kornwagen vor seines Pfarrherrn Thür. Der Leutpriester sah gerade zum Fenster heraus und rief fröhlich: „Bringst Du mir den Zehent, Aschbacher? Das lob' ich mir!" — Der Aschbacher schmunzelte und sprach: „Wohl, Herr! schaut ihn Euch nur an und macht eine gute Meinung dazu; das ist so viel, als ob Ihr ihn gekriegt hättet!" Darauf fuhr er seitab und dem dienstbeflissenen Nachbarspfarrer zu.

---

## Ein herzensgutes Thier.

Der alte Soldaten-Franz, im Sallagraben bei Köflach daheim, hat im Krimkriege folgende Geschichte aus dem nichtunirten Rußland mit heimgebracht, und dieselbe folgenderweise zum Besten gegeben:

Ist einmal ein Bauer gewesen, der ist blutarm gewesen und hat nichts gehabt, als wie eine alte Sau. Und wie die Säue schon sind, hat diese einmal auf dem Anger gewühlt und

hat einen vergrabenen Schatz aus der Erde gewühlt. Jetzt hat der Bauer Geld genug gehabt und es läßt sich leicht denken, wie gern er seine Sau gehabt hat. Ein schönes Zimmer mit Seidenbett und Spiegel hat er ihr einrichten lassen; die feinsten Speisen hat er ihr vorgesetzt; ihren gewirbelten Schweif hat er hübsch mit rothen Bändern aufgeputzt. Die Sau hat's ihrem wohlmeinenden Herrn nur nicht sagen mögen, aber eine ordentliche Schlammlache wäre ihr lieber gewesen, wie das vornehme Zimmer mit dem Seidenbett.

„Hab' dich wohl und werde nur trutz fett, deßweg' sollst du bei mir nicht sterben", hat der Bauer oftmals zu seiner Sau gesagt, aber das gute Thier hat nicht fett werden wollen, hat zu kränkeln angefangen, ist endlich verstorben.

Da ist der Bauer wohl trostlos gewesen, hat nicht gewußt, welche Ehren er der Sau noch anthun sollt', die ihm zu seinem Reichthum verholfen hat, ist auf den Gedanken gekommen, sie mit allen Feierlichkeiten auf dem Kirchhofe begraben zu lassen. Der Pfarrer — das versteht sich — hat's anfangs nicht zugeben wollen, aber der Bauer hat sich keine Müh' verdrießen lassen, hat seinen Wunsch richtig durchgesetzt.

Und — wie der Teufel schon sein Spiel hat — erfährt's der Bischof, daß da eine Sau auf dem Kirchhof bestattet worden ist. Flugs eilt er herbei, verflucht den Bauer und den Pfarrer, nennt sie Heiden allebeide, verheißt ihnen all' Unglück auf Erden und alldorten das höllische Feuer.

Das ist dem Bauer schon gar nicht alleseins, und am Ende wird sein Liebling wieder ausgescharrt. „Halten zu Gnaden", sagt er traurig, „wenn's der Herr Bischof thät wissen, was das für eine merkwürdige Sau gewesen ist und was sie vor ihrem Lebensende noch gesagt hat!"

„Was", ruft der Bischof, „das Schwein hat reden können?"

„Ja freilich, ja versteht sich!" schreit der Bauer, „Du alter Freund!" hat sie zu mir auf dem Todbett noch gesagt, „wenn's aus wird mit mir, Du weißt, was ich zurücklass', thu' von der Sach' ein bissel theilen und auch den Herrn Bischof nicht vergessen — den guten, braven Herrn — ich vermach' ihm hundert Thaler."

„Ach, das muß ein herzensgutes Thier gewesen sein!" sagt der Bischof gerührt und legt dem Bauer zum Segen die Hände auf's Haupt.

---

## Immer höflich.

Einer der französischen Könige machte eines Tages irgend einen so albernen Witz, daß die Versammlung sehr verlegen nichts darauf zu entgegnen wußte. Der König aber blickte nach Beifall aus; da trat ein Höfling zu ihm heran und sagte: „Es gelingt Eurer Majestät Alles; Sie wollten einen schlechten Witz machen und es ist Ihnen dieß trefflich gelungen."

---

## Der dankbare Kroate.

„Heilige Mutter Mariahilf!" jammerte jener Kroat', da er in Nöthen mitten auf der Raab war, „wenn ich mit dem Leben über's Wasser komm', so opfere ich dir eine Wachskerze, so groß wie ein Drambaum!" — Als er drüben war, schüttelte er sich ab und dachte: „Mein Gott, na, ein Kreuzerkerzel ist auch gut!"

# Kleine Laube.

## Von der Geschwindigkeit des Telegraphen.

Bisweilen wird uns gesagt, daß der elektrische Funke so viel wie gar keine Zeit brauche, um Europa, ja den Orient und den Occident zu durchfliegen, von einem Ende bis zum andern. Es soll dies thatsächlich so sein, nur läßt sich das praktisch nicht durchführen. Der Telegraphenbetrieb ist noch ein mangelhafter und wartet auf Vervollkommnung. Der elektrische Strom selbst thut seine Schuldigkeit, der macht, wenn ihm nichts im Wege ist, in einer Secunde seine 60.000 Meilen durch. Indeß steht ihm aber allerhand im Wege; da ist's die Nähe des Erdbodens, da ist's der Dunstkreis mit seinen verschiedenen Eigenschaften, da ist's endlich die Unvollkommenheit der Leitung, die dem elektrischen Funken auf seiner Reise Verzögerungen beibringt. So macht denn der Funke in der Secunde 8000—15.000 Meilen und er muß schon tüchtig aufgelegt, vom schönsten Wetter begünstigt sein und einen guten Weg haben, wenn er's in der Secunde auf 20.000 Meilen bringt. Auf alle Fälle ein ganz respectabler Laufer! Bei einer Telegraphenleitung unter der Erde oder im Wasser ist die Schnelligkeit eine bedeutend geringere als in freier Luft.

Immerhin können wir sagen, daß im gewöhnlichen Leben der elektrische Strom gar keine Zeit brauche, um irgend eine Entfernung zu durchlaufen. Aber die Menschenarbeit, die dabei ist, braucht Weile. Beim Telegraphen stehen jetzt zwei Apparatsysteme in Anwendung: Der Morse-Apparat, als der ältere, und der Hughes'sche Typenapparat als der vollkommenere. Auf dem Morse'schen braucht man zum Abtelegraphiren einer Depesche von 20 Worten 4, auf dem Hughes'schen 2 Minuten. Sind also irgend zwei Orte — etwa Konstantinopel und London — durch eine directe Telegraphenleitung mit einander verbunden, so ist die Möglichkeit da, daß die Depesche innerhalb 5 Minuten ihr Ziel erreicht. Allerdings wird diese Zeit bei der heutigen Einrichtung stets überschritten. Anstatt das Telegraphenwesen hierin zu verbessern, beweist die Statistik, daß in den letzten Jahren die durchschnittliche Beförderungsgeschwindigkeit zurückgegangen ist.

Viele glauben, jede nach irgend einem Orte bestimmte Depesche werde geradeswegs nach dem Bestimmungsort abgesetzt. Das ist leider nur in sehr wenigen Fällen so; meistens werden die Depeschen an eine nähergelegene Station abgesetzt, von dieser weitertelegraphirt, und zwar oft wieder nicht an die Bestimmungsstation. Man nennt das Umtelegraphiren, ein Verfahren, wodurch die meisten Verzögerungen der telegraphischen Correspondenz verursacht werden. Ein Telegramm von Lissabon nach Abo (im nördlichen Rußland) wird thatsächlich immer einige Tage brauchen, um an's Ziel zu gelangen. Bestände aber zwischen diesen beiden Städten eine directe Leitung, so würde dieses Telegramm gerade so viel Zeit brauchen, als ein solches von Wien nach Stockerau. Mit anderen Worten: die Entfernung an und für sich hat keinen Einfluß auf die Schnelligkeit der Uebermittlung.

In früheren Jahren, als noch der Morse'sche Apparat allein im Gebrauche war, hat man sich's angelegen sein lassen, die Telegramme, wenn nur irgend möglich, direct an die Adreßstation abzusetzen. Zu diesem Behufe mußten dort, wo keine directen Verbindungen vorhanden waren, die Zwischenstationen aufgefordert werden, eine solche directe Verbindung für die Zeit des Bedarfes herzustellen. Dabei war freilich wieder auf der anderen Seite Zeitverlust. So ist heute das Umtele-

graphiren Mode, eine Quelle der Verspätungen und Verstümmlungen.

Es ginge in vielen Fällen schon auch anders, wenn man nur wollte.

Als sich die Mutter des vormaligen Kaisers von Rußland behufs Herstellung ihrer Gesundheit in Neapel befand, wurde das ärztliche Bulletin täglich von dort nach Petersburg telegraphirt. Zu diesem Behufe waren die Zwischenstationen beauftragt, um 3 Uhr Morgens ohne jede besondere Aufforderung die directe Verbindung Neapel-Petersburg herzustellen. Der Beamte in Neapel rief um diese Zeit Petersburg, erhielt augenblicklich die vorgeschriebene Beantwortung dieses Rufes, und in fünf Minuten war das Telegramm in Petersburg eingelangt. Zur Zeit, als noch keine telegraphische Verbindung mit Alexandrien bestand, wurden die dort aus Ostindien per Schiff einlangenden Nachrichten mittelst Lloyddampfers nach Triest und von da telegraphisch nach London befördert. Da die Ankunftszeit des Lloyddampfers bekannt war, ließ sich Triest eine directe Linie zeitweilig durch Vermittlung der Zwischenstationen bis nach London herstellen, und es war jede der Depeschen in längstens einer Viertelstunde in London. Nachdem es aber in London um mehr als eine halbe Stunde später Morgen, Mittag und Abend wird als in Triest, so ereignete es sich zumeist, daß — die Depeschen früher in London ankamen, als sie in Triest aufgegeben waren.

---

## Ein Volksstamm im Eise.

Wenn wir die Stufenleiter der Cultur niedersteigen, an welcher die civilisirten Völker der Erde im Laufe der Jahrtausende emporgeklommen sind, so begegnen wir dort unten fast an der Grenze, wo der Mensch aufhört und das Thier beginnt, dem Stamm, der rohe Fische verzehrt, dem Stamm der Eskimos.

Die Eskimos leben heute noch, sie bewohnen die eisigen Wüsten von Nordamerika und Grönland. Vor den Reisen von Capitän Roß, Parry, Franklin, Lyon und Beechey wußte man nur wenig von ihnen, und selbst jetzt fehlen uns noch Aufschlüsse über manchen wichtigen Punkt. Was indeß die genannten Reisenden über dieses merkwürdige Volk mitgetheilt haben, weicht so sehr von den europäischen, ja von den Sitten aller bekannten Völker ab, daß ein kurzer Auszug aus den vorhandenen Mittheilungen nicht ohne Interesse sein dürfte.

Die Lebensweise der Eskimos ist rauh und beschwerlich, denn sie bewohnen einen Boden, der neun Monate im Jahre mit Eis bedeckt ist, und der ihnen weder Gemüse noch Getreide, ja nicht einmal eßbare Wurzeln bietet. Sie sind mithin auf Fischfang und Jagd beschränkt, die ihnen nicht nur Nahrung, sondern auch Kleidung verschaffen. Die Eskimos sind Nomaden, und sie legen ihre Wanderzüge auf dem Schnee sehr schnell in Schlitten zurück, die von Hunden gezogen werden. Ihre Winterwohnungen bestehen aus Hütten, von Schnee aufgeführt, und der Thran der Walfische und Seehunde wird in den Lampen gebrannt, die ihnen die langen, traurigen Nächte erhellen.

Der körperliche Wuchs der Eskimos steht dem der Europäer bei weitem nach, denn er erhebt sich nie über 5 Fuß 4 Zoll, und sinkt bis auf 4 Fuß 3 Zoll herab. Die größten unter ihren Weibern sind 5 Fuß, und die kleinsten 4 Fuß 3 Zoll hoch, und zwar wird das erstere Maß nur selten erreicht, und das letztere nur selten überschritten.

Eine der hervorstechendsten Eigenschaften der Eskimos ist ihre Kindesliebe, und man muß die Sorgfalt der Vorsehung für die kleinen Geschöpfe bewundern, die hier geboren werden; denn ohne diesen in das Herz ihrer Eltern gepflanzten Trieb müßte das der elterlichen Pflege entbehrende Kind unter diesem Klima zu Grunde gehen. Diese Liebe gibt sich nicht blos durch eine unthätige Nachsicht und Sorgfalt

kund, die eben so gut ihren Grund in der Trägheit haben könnte, welche unter den Völkern dieses Himmelsstrichs vorherrscht, sondern sie offenbart sich auch in den tausend kleinen Spielen und Zerstreuungen, welche die Eltern ihren Kindern zu verschaffen bemüht sind. Die Mütter tragen ihre Kleinen so lange nackt auf dem Rücken, bis diese stark genug sind, um allein gehen zu können, und bringen ihre ganze Zeit damit hin, sie zu warten und ihnen zu essen zu geben; die Väter machen ihnen Spielzeug, helfen sie erziehen und spielen mit ihnen. Niemals wird ein Kind gezüchtigt oder auch nur ausgescholten, und immer gibt man ihm, was es verlangt. Auf diese Weise behandelt man die Kinder bis zum dritten oder vierten Jahre; die Mütter können sich nie von ihnen trennen, und sterben oft vor Kummer, wenn sie sie verlieren. Diese Liebe der Eltern zu ihren Kindern steht mit dem fast gänzlichen Mangel aller übrigen Neigungen, den man bei den Eskimos bemerkt, in auffallendem Contraste.

Durch die Liebe und Achtung, welche die Kinder, sobald sie erwachsen sind, ihren Eltern beweisen, werden diese für ihre in der Jugend ihnen gewidmete Sorgfalt reichlich entschädigt. Diese väterliche und mütterliche Sorgfalt ist, so viel man weiß, die einzige Autorität, welche die Eskimos anerkennen, allein die Befehle derselben werden nie übertreten, und selbst bei eintretender Mannbarkeit, die doch die Kinder der Herrschaft der Eltern entzieht, wird noch immer jener Gehorsam geleistet, den sie als eine ihrer heiligsten Pflichten betrachten. Capitän Parry fragte einst einen Eskimo, ob er mit ihm reisen wolle, und erhielt das sieben- bis achtmal heftig hinter einander ausgestoßene Wort N a o (Nein) zur Antwort; als der Capitän nach der Ursache dieser ungestümen Weigerung fragte, erwiederte der Eskimo: „Mein Vater würde weinen."

Die gegenseitige große Liebe der Eltern und Kinder unter einander ist um so auffallender, als sie mit dem den Eskimos angebornen Egoismus im stärksten Widerspruche steht. Um den erwachsenen Kranken bekümmern sich weder Eltern noch Freunde, und das Mitgefühl scheint unter diesem traurigen Himmelsstrich gänzlich unbekannt zu sein. Eine Frau pflegt ihren kranken Mann nur deshalb, weil sie weiß, daß sein Tod sie in eine hilflose Lage versetzen würde, und übernimmt eine andere Person seine Wartung, so erkundigt sie sich gar nicht mehr nach ihm. Der Mann seinerseits verläßt seine sterbende Frau, ohne sich darum zu bekümmern, ob Jemand für sie sorge, und sehr oft geschieht es, daß eine Frau, die keine Kinder hat, verlassen in ihrer Hütte liegen bleibt, ohne daß Jemand nach ihr sieht, ob sie noch am Leben ist oder nicht. Die Waisen finden unter diesem unglücklichen Volke nur wenig Unterstützung, und ein solch' armes Geschöpf wird nur dann von einer Familie an Kindesstatt angenommen, wenn sich diese von den Diensten und der Arbeit des heranwachsenden Kindes Vortheil versprechen kann.

Eine schändliche Gewohnheit der Eskimos ist die, daß sie den Hilflosen ausplündern. Hat eine Frau ihren Mann verloren, und sitzt, von kleinen Kindern umgeben, in Schmerz versunken in ihrer Hütte, so eilen alle Nachbarn herbei, und benutzen die Fühllosigkeit, von der heftiger Gram begleitet zu sein pflegt, um Alles zu entwenden, was die ärmliche Hütte enthält. Capitän Lyon war Zeuge einer Scene dieser Art, die er mit folgenden Worten schildert: „Ich fand die arme Frau in einer unsauberen Strohhütte, durch deren von allen Seiten offenes Dach der Wind zog, und nichts war ihr geblieben, als das Thierfell, auf dem sie lag. Sie schien aufgegeben und dem Tode geweiht, und das zerrissene Gewand, mit dem sie bedeckt war, zeigte deutlich, daß man Gewalt angewendet hatte, um ihr auch dieses zu entreißen."

Die Eskimos sind nicht so mißtrauisch als andere wilde Völkerstämme, und die Reisenden, welche mit ihnen in Berührung kamen, wurden nicht selten von ihrer Kühnheit und Unerschrockenheit überrascht. Sie treten nicht nur ohne Furcht, sondern sogar mit einer gewissen Zutraulichkeit vor die Europäer, worüber Capitän Parry in seiner Reise Folgendes berichtet: „Als sich das Schiff der Insel Winter näherte, kam, als wir an's Land gegangen waren, ein Haufe Eingeborner zu uns, die weder Furcht noch Mißtrauen blicken ließen. Sobald wir ihnen Alles, was sie brachten, abgekauft und einige Geschenke gemacht hatten, drückten wir ihnen den Wunsch aus, sie in ihre Hütten begleiten zu dürfen, worein sie ohne allen Anstand willigten, und vorausliefen, um uns den Weg zu zeigen." Die Eskimos sind so sorglos und denken so wenig an die Zukunft, daß sie sich nicht selten den härtesten Entbehrungen aussetzen, die ihnen jedoch nicht einmal eine Warnung für künftige Fälle sind. Kaum ist die drückendste Hungersnoth überstanden, so haben sie auch schon vergessen, was sie litten, und denken nicht daran, daß ihnen vielleicht am nächsten Tage schon ein ähnliches Schicksal bevorstehen könnte.

Die kühne Haltung der Männer, der aufrecht getragene Kopf, ihr Blick, den sie auch vor dem Fremden niemals zu Boden senken, kurz eine gewisse edle Kühnheit, die über ihr ganzes Wesen verbreitet ist, deuten auf Selbstvertrauen, und gewiß kann man Leuten, die den Eisbär, nur von einem Hunde begleitet, angreifen, Muth nicht absprechen. Bei ihren Expeditionen auf dem Eise zeigen sie eine bewundernswerthe Kühnheit; löst sich, was oft geschieht, eine Eisscholle ab, und sie werden weit in's offene Meer hinausgetrieben, so verlieren sie keineswegs den Kopf, obschon wiederholte Beispiele ihnen die Ueberzeugung aufdringen, daß sie meist unrettbar verloren sind. Dieses persönlichen Muthes ungeachtet sind sie dennoch nicht händelsüchtig, und auch die härtesten Entbehrungen wirken nicht nachtheilig auf ihre gute Laune. Von einem Morde unter ihnen weiß man kein Beispiel, und Rachsucht ist ihnen unbekannt.

Geschick zur Baukunst ist eine der hervorstechenden Eigenschaften der Eskimos, und wenn die Armuth ihres Landes ihnen auch nicht gestattet, prächtige Gebäude aufzuführen, so entwickeln sie doch bei dem Bau ihrer Hütten und der Verfertigung ihrer Kähne, Kleider und ihres Hausgeräthes große Geschicklichkeit. Die Weiber sind dabei noch anstelliger als die Männer, und die Güte ihrer Arbeiten erregt die Bewunderung der Reisenden. Ihre Nähtereien z. B. sind von unglaublicher Feinheit, was um so mehr überraschen muß, wenn man die Unvollkommenheit ihres Geräthes betrachtet. Ihre Nadeln sind aus Knochen verfertigt, und die Sehnen des Rennthiers, die sie in feine Fäden aus einander theilen, liefern ihnen einen sehr festen Zwirn. In der Art, wie diese armen Wilden verschiedenartige Pelzstreifen zusammennähen, und daraus eine eben so nette, als warme Kleidung zu verfertigen wissen, herrscht viel Geschmack. Sie haben ferner eine sehr sinnreiche Vorrichtung erfunden, um ihre Augen gegen den blendenden Glanz des Schnees zu schützen, und ihre Geräthe zur Jagd und zum Fischfange sind sehr zweckmäßig.

Das einzige Baumaterial, dessen sie sich zur Aufführung ihrer Winterwohnungen bedienen, ist Schnee und Eis. Diese kuppelförmigen Hütten haben in der Mitte eine Höhe von 9 bis 10 Fuß. An einer der Seiten des Daches wird eine Oeffnung angebracht, um dem nöthigen Tageslicht Eingang zu verschaffen, und diese Oeffnung dann mit einem zu diesem Zweck hergerichteten Stück Eis verschlossen, das bei 2 Fuß Durchmesser nur zwei bis drei Zoll dick ist, und ein so sanftes Licht durchläßt, als eine mattgeschliffene Krystallscheibe. Werden dann diese Hütten in der Folge verschneit, so erkennt man

sie nur noch an ihren Fenstern für menschliche Wohnungen, und die von dem innerhalb brennenden Licht beleuchtete Scheibe gewährt bei Nacht einen seltsamen Anblick.

Die besten Kanots der Eskimos sind 23 Fuß lang, 19 Zoll breit und 10 Zoll tief. Diese Kanots sind mit Seehundsfellen verkleidet, von denen man Haar und Fett mit einem Messer abschabt, sie dann am Feuer trocknet, und endlich von den Weibern zusammennähen läßt.

Die Zahl ihrer Werkzeuge ist sehr beschränkt; das Messer nimmt unter denselben den ersten Rang ein; indeß handhaben sie dasselbe mit einer Ungeschicklichkeit, die so auffallend ist, daß man nicht begreifen kann, wie sie dennoch im Stande sind, so vollkommene Arbeiten zu liefern. Mit Hilfe dieses Messers verfertigen einige Stämme nicht nur ihr Jagdgeräthe, sondern sie schnitzen auch treffend ähnliche Figuren von Vögeln, vierfüßigen Thieren, und sogar von Menschen. Sie arbeiten auch in Elfenbein, wobei sich indeß voraussetzen läßt, daß jene Stämme, welche solche Arbeiten liefern, wohl auch noch andere Werkzeuge haben, als jenes schlechte Messer. Ihre Arbeiten beschränken sich oft nicht blos auf einzelne Figuren, sondern sie bilden sogar ganze Scenen nach, wie z. B. einen ihrer Nationaltänze sammt dem Orchester. Diese Arbeiten sind zwar weit von europäischer Vollkommenheit entfernt, denn die Zeichnung ist mangelhaft, und es fehlt den Figuren an Ausdruck, doch scheinen die Eskimos gerade in diesen Arbeiten eine größere Geschicklichkeit zu besitzen, als in anderen weit nützlicheren.

Die Eskimos haben einen hohen Grad von Eigendünkel, der sich in ihrer Verachtung gegen Europäer und oft auch gegen benachbarte Volksstämme kund gibt. Es scheint ihnen sehr daran gelegen zu sein, die Aufmerksamkeit Anderer auf sich zu ziehen, doch sind sie dabei minder eitel als andere wilde Völkerschaften.

Hinsichtlich der Religionen der Eskimos weiß man nur wenig Gewisses. Einige Reisende haben ausgesagt, daß sie jedes Gottesdienstes, sowie jedes religiösen Gefühls durchaus ermangelten; andere dagegen sprechen von einigen Ceremonien und einem gewissen religiösen Aberglauben. Die ersteren waren vielleicht zu sehr von der Idee eines gewissen Cultus befangen, dem ähnlich, was sie in dieser Hinsicht bei anderen wilden Völkerschaften schon gesehen hatten, und da sie bei den Eskimos nichts gewahrten, was dem ihrem Gedächtnisse eingeprägten Bilde glich, so waren sie mit ihrem absprechenden Schlusse vielleicht zu voreilig.

Die Idee eines einzigen allmächtigen Gottes und einer Fortdauer nach dem Tode ist unstreitig für die beschränkten Begriffe dieser armen Geschöpfe zu erhaben. Mehrere Versuche, ihnen diese beiden Begriffe, die sich unmöglich versinnlichen lassen, faßlich zu machen, blieben fruchtlos, weil sie bei ihrem gänzlichen Mangel an geistiger Ausbildung nur für sinnliche Eindrücke empfänglich sind. So viel ist indeß gewiß, daß sie weder Sonne, Mond oder Sterne, noch irgend ein lebendes Geschöpf anbeten, denn wenn man sie fragt, wozu die Sonne und der Mond da seien, so antworten sie: „um zu leuchten"; und fragt man ferner, was nach dem Tode aus ihnen werden würde, so erfolgt die Antwort, daß man sie in die Erde eingraben werde.

Auf Fragen, die man hinsichtlich der Existenz eines bösen Geistes, des Teufels, an sie richtet, einen Begriff, den man doch allenthalben verbreitet findet, wußten sie nichts zu antworten, weil sie den Sinn derselben gar nicht zu verstehen schienen. Indeß haben sie doch Zauberer, welche sie A n g e k o k s nennen, und denen sie die Macht zuschreiben, Stürme erregen und beschwichtigen, und Seehunde herbeilocken oder verscheuchen zu können. Capitän Roß hatte sich mit einem solchen Zauberer, einem jungen Manne von 18 Jahren

namens Otoaniah, bekannt gemacht, den er zu sich einlud, und ihn fragte, von wem er seine Kunst gelernt habe. Von einem alten Angekok, war die Antwort. Ferner, ob und wie er im Stande sei, Stürme zu erregen oder Seehunde und Vögel herbeizulocken. Durch Zeichen und Worte, erwiederte der junge Mann, doch hätten diese Worte keinen Sinn, und wären weder an den Wind, noch an das Meer gerichtet. Diese Antworten beweisen deutlich, daß er bei seinen Beschwörungen nicht auf den Beistand eines höheren Wesens rechnete, ja man konnte ihm nicht einmal begreiflich machen, was ein guter oder böser Geist sei.

Spricht man mit den Eskimos von einem allmächtigen, allgegenwärtigen, unsichtbaren Wesen, das Erde, Meer und Alles, was auf und in ihnen lebt, erschaffen habe, so scheinen sie sehr erstaunt, und fragen ganz naiv, wo dieses Wesen wohne. Sagt man ihnen nun, es sei allenthalben, so werden sie unruhig. Als endlich Capitän Roß mit einem der Eskimos von einem Leben nach dem Tode und einer anderen Welt gesprochen hatte, erwiederte der arme Wilde: ein Weiser, der schon längst gestorben sei, habe gesagt, nach dem Tode komme man in den Mond, allein es glaube schon längst kein Mensch mehr daran. Dieser Eskimo war auch der Meinung, daß die Vögel und alle lebenden Geschöpfe aus dem Monde kämen.

Auf gleiche Weise steht es wahrscheinlich um die religiösen Begriffe des größten Theiles der Bewohner des arktischen Amerika's. Einige Stämme glauben wohl an die Existenz höherer Wesen, denen sie den Namen von Geistern beilegen, doch beweisen sie ihnen nur wenig Ehrerbietung; diese Geister entsprechen ganz den Hexen und Gnomen unseres Mittelalters. Einige wohnen, der Meinung dieser Wilden zufolge, in der Luft und lauern auf den Augenblick, in welchem ein Mensch stirbt, stürzen sich dann auf die Leichname, denen sie die Eingeweide herausreißen, um sie mit sich zu nehmen und zu verzehren. Andere bemächtigen sich der Seehunde, wenn sie an's Gestade kommen, um Fische zu suchen.

Ferner glauben sie noch an die Existenz von zwei Gattungen von Gebirgsgeistern; die ersteren sind zwölf Fuß hohe Riesen, und die anderen durch ihre List sehr mächtige, nur einen Fuß hohe Zwerge, und diese letzteren sind es, welche den Europäern alle ihre Künste gelehrt haben. Noch gibt es eine Gattung von Geistern mit Hundsköpfen, welche die erbittertsten Feinde des Menschengeschlechtes sind und im Orient wohnen. Alle diese abergläubischen Sagen sind jedoch local, und nicht eine einzige ist allgemein durch ganz Grönland verbreitet; die arktischen Gebirgsbewohner scheinen sie durchaus nicht zu kennen.

Die Verstandeskräfte der Eskimos sind im Ganzen nur dürftig entwickelt, und dennoch bemerkt man in dieser Hinsicht einen großen Unterschied unter ihnen. Alles, was man ihnen sagt, fassen sie sehr leicht, ihr Mangel an Intelligenz ist also mehr Unwissenheit als angeborener Stumpfsinn. Was unter civilisirten Nationen Ordnung genannt wird, fehlt ihnen gänzlich, und aus diesem Mangel entspringt ihre ekelhafte Unreinlichkeit. Sie waschen sich nur selten, reinigen ihre Hütten kaum, und bedienen sich derselben Gefäße, aus denen ihre Hunde gefressen haben, ohne sie nur abzuwaschen. Sie essen ferner alles Ungeziefer, mit dem sie bedeckt sind, auch schaben sie den Schweiß mit Messern vom Gesicht, und lecken dann die Klingen ab.

Das europäische Reinlichkeitsgefühl empört sich gegen die noch weit ekelhafteren Dinge, welche von Reisenden erzählt werden, und von denen die oben angeführten noch bei weitem die stärksten nicht sind. Alle Eskimos leben indeß nicht in gleicher Unreinlichkeit versunken; doch herrscht das, was wir unter Sauberkeit verstehen, auch nicht in einer einzigen Hütte, und je näher

man dem Pole kommt, um so zurückstoßender wird die Unreinlichkeit.

Vom Rechnen haben die Eskimos keinen Begriff, und können gewöhnlich nur bis zehn, d. h. nach den Fingern an ihrer Hand zählen; einige haben es indeß doch bis auf zwanzig gebracht, indem sie die Zehen an ihren Füßen zu Hilfe nehmen. Die musikalischen Anlagen der Eskimos sind nur unbedeutend und ihre Tänze scheinen sie den Bären abgelernt zu haben.

---

## Ein deutscher Dichter vor seinem König.

Am 18. Dezember des Jahres 1760 Nachmittags um drei Uhr saß Gellert in seinem Schlafrocke, mit einer weißen Mütze, unbarbiert und gar nicht wohl an seinem Pulte, als Jemand an seine Thüre pochte.

„Herein!"

„Ich bin der Major Quintus Icilius und freue mich, Sie kennen zu lernen. Se. Majestät der König verlangen Sie zu sehen und haben mich hergeschickt, Sie zu Ihm zu bringen."

„Herr Major, Sie müssen mir's ansehen, daß ich krank bin; es wird dem Könige mit einem kranken Mann, der nicht reden kann, nicht viel gedient sein."

„Es ist wahr, Sie sehen nicht wohl aus; ich werde Sie auch nicht nöthigen, heute mitzugehen; aber das muß ich Ihnen sagen, wenn Sie sich mit dieser Ausflucht ganz von dem Gange loszumachen gedenken, so irren Sie sich; ich muß morgen wieder kommen, und wenn Sie da nicht besser sind, übermorgen, und das so fort, bis Sie mitgehen können. Entschließen Sie sich also. Ich lasse Ihnen eine Stunde Zeit. Um vier Uhr will ich wieder anfragen, ob ich Sie heute oder ein andermal mitnehmen soll."

„Ja, das thun Sie, Herr Major; ich will sehen, wie ich mich alsdann befinde."

Nach diesen Worten verließ Icilius das Zimmer. Gellert schafft sich mit vielem Verdruß und großen Umständen einen Barbier und eine Perrücke, legt sein Staatskleid von pfirsichblüthenfarbenem Plüsch an, versieht sich mit Degen und Haarbeutel, zieht die Schuhe mit den breiten silbernen Schnallen an, sucht den unter dem Arme zu tragenden Klapphut hervor und ist um vier Uhr, hofmäßig gekleidet, fertig.

Der Major kommt und sie gehen nach dem königlichen Hause. In dem Vorzimmer finden sich etliche Personen, welche voller Freude sind, den berühmten Mann kennen zu lernen. Jetzt aber geht die Thüre zu Sr. Majestät Zimmer auf. Sie treten ein und bleiben mit dem Könige die ganze Zeit allein.

„Ist Er der Professor Gellert?"

„Ja, Ihro Majestät."

„Der englische Gesandte hat mir viel Gutes von Ihm gesagt. Wo ist Er her?"

„Von Hainichen bei Freiberg."

„Hat Er nicht noch einen Bruder in Freiberg?"

„Ja, Ihro Majestät!"

„Sage Er mir, warum wir keinen guten deutschen Schriftsteller haben."

Der Major: „Ihro Majestät sehen hier einen vor sich, den die Franzosen selbst übersetzt haben und den deutschen La Fontaine nennen."

König: „Das ist viel! Hat Er den La Fontaine gelesen?"

„Ja, Ihro Majestät, aber nicht nachgeahmt; ich bin ein Original."

„Das ist also Einer; aber warum haben wir nicht mehr gute Autoren?"

„Ihro Majestät sind einmal gegen die Deutschen eingenommen."

„Nein, das kann ich nicht sagen."

„Wenigstens gegen die deutschen Schriftsteller."

„Das ist wahr! Warum haben wir keine guten Geschichtsschreiber?"

„Es fehlt uns auch daran nicht. Wir haben einen Mascov, einen Cramer, der den Bossuet fortgesetzt hat!"

„Wie ist es möglich, daß ein Deutscher den Bossuet fortgesetzt hat?"

„Ja, ja, und glücklich. Einer von Ihro Majestät gelehrtesten Professoren hat gesagt, daß er ihn mit eben der Beredtsamkeit und mit mehrerer historischer Richtigkeit fortgesetzt habe."

„Hat's der Mann auch verstanden?"

„Die Welt glaubt's."

„Aber warum macht sich Keiner an den Tacitus? Den sollte man übersetzen."

„Tacitus ist schwer zu übersetzen, und wir haben auch schlechte französische Uebersetzungen von ihm."

„Da hat Er Recht."

„Und überhaupt lassen sich verschiedene Ursachen angeben, warum die Deutschen noch nicht in aller Art guter Schriften sich hervorgethan haben. Da die Künste und Wissenschaften bei den Griechen blühten, führten die Römer noch Kriege. Vielleicht ist es jetzt das kriegerische Säculum der Deutschen; vielleicht hat es ihnen auch noch an Augusten und an Louis XIV. gefehlt.

„Er hat ja zwei Auguste in Sachsen gehabt."

„Wir haben auch in Sachsen einen guten Anfang gemacht."

„Wie? will er denn einen August in ganz Deutschland haben?"

„Nicht eben das; ich wünsche nur, daß ein jeder Herr in seinem Lande die guten Genies ermuntere."

„Ist Er gar nicht aus Sachsen weggekommen?"

„Ich bin einmal in Berlin gewesen."

„Er sollte reisen!"

„Ihro Majestät, dazu fehlen mir Gesundheit und Vermögen."

„Was hat Er denn für eine Krankheit? Etwa die gelehrte?"

„Weil sie Ihro Majestät so nennen, so mag sie so heißen; in meinem Munde würde es zu stolz geklungen haben."

„Ich habe sie auch gehabt. Ich will Ihn curiren. Er muß sich Bewegung machen, alle Tage ausreiten, alle Wochen Rhabarber nehmen."

„Ihro Majestät, diese Cur möchte wohl eine neue Krankheit für mich sein. Wenn das Pferd gesünder wäre als ich, so würde ich es nicht reiten können, und wäre es ebenso krank, so möchte ich auch nicht fortkommen können."

„So muß Er fahren!"

„Dazu fehlt mir das Vermögen."

„Ja, das ist wahr, daran fehlt's immer den Gelehrten in Deutschland. Es sind wohl jetzt böse Zeiten?"

„Ja wohl, und wenn Ihro Majestät Deutschland den Frieden geben wollten — —"

„Kann ich denn? Hat Er's denn nicht gehört? Es sind ja Drei wider mich!"

„Ich bekümmere mich mehr um die alte als die neue Geschichte."

Major: „Er hat auch deutsche Briefe herausgegeben."

König: „So? Hat Er denn auch wider den Stylum curiae geschrieben?"

„Ach ja, Ihro Majestät!"

„Aber warum wird das nicht anders? Es ist was Verteufeltes. Sie bringen mir ganze Bogen, und ich verstehe nichts davon."

„Wenn es Ihro Majestät nicht ändern können, so kann ich's noch weniger. Ich kann nur rathen, wo Sie befehlen."

„Kann Er keine von Seinen Fabeln auswendig?"

„Ich zweifle. Mein Gedächtniß ist mir sehr untreu."

„Besinne Er sich, ich will unterdessen herumgehen. — Nun, hat Er eine?"

„Ja, Ihro Majestät, den Maler."

„Ein kluger Maler in Athen,
Der minder, weil man ihn bezahlte,
Als weil er Ehre suchte, malte,
Ließ einen Kenner einst den Mars im Bilde seh'n
Und bat sich seine Meinung aus.
Der Kenner sagt ihm frei heraus,
Daß ihm das Bild nicht ganz gefallen wollte,
Und daß es, um recht schön zu sein,
Weit minder Kunst verrathen sollte.
Der Maler wandte Vieles ein,
Der Kenner stritt mit ihm aus Gründen
Und konnt' ihn doch nicht überwinden.
Gleich trat ein junger Geck herein
Und nahm das Bild in Augenschein,
„O!" rief er bei dem ersten Blicke,
„Ihr Götter, welch ein Meisterstücke_

Ach, welcher Fuß! o wie geschickt
Sind nicht die Nägel ausgedrückt!
Mars lebt durchaus in diesem Bilde;
Wie viele Kunst, wie viele Pracht
Sind in dem Helm und in dem Schilde
Und in der Rüstung angebracht!"
Der Maler ward beschämt, gerührt
Und sah den Kenner kläglich an.
„Nun", sprach er, „bin ich überführt!
Ihr habt mir nicht zu viel gethan."
Der junge Geck war kaum hinaus,
So strich er seinen Kriegsgott aus. —
Wenn Deine Schrift dem Kenner nicht gefällt,
So ist es schon ein böses Zeichen;
Doch wenn sie gar des Narren Lob erhält,
So ist es Zeit, sie auszustreichen." —

„Das ist recht schön. Er hat so etwas Coulantes in Seinen Versen, das verstehe ich Alles. Da hat mir aber Gottsched eine Uebersetzung der „Iphigenie" vorgelesen, ich habe das Französische dabei gehabt und kein Wort verstanden. Sie haben mir noch einen Poeten, den Pietsch, gebracht; den habe ich weggeworfen."

„Ihro Majestät, den werfe ich auch weg."

„Nun, wenn ich hier bleibe, so muß Er öfter wiederkommen und Seine Fabeln mitbringen und mir was Neues vorlesen."

„Ich weiß nicht, ob ich gut lese; ich habe so einen singenden, gebirgischen Ton."

„Ja, wie die Schlesier. Nein, Er muß seine Fabeln selbst lesen, sie verlieren sonst viel. Nun, komme Er bald wieder!"

(Aus Franz Otto's Buch: „Wohlthäter der Menschheit." Leipzig, Otto Spamer.)

---

## Bayreuther Festspiele.

Am 13., 14., 15. und 16. August d. J. ist in Bayreuth nach jahrelangen Vorbereitungen die große **Nibelungen-Trilogie von Richard Wagner** zur Aufführung gelangt. Dieses Nibelungen-Festspiel wird vielleicht einen Markstein bilden in der Kunstgeschichte Es war eigens dazu ein großes Theater nach dem Plane Wagners erbaut worden. Eigenthümlichkeit dieses Theaters ist das vertiefte Orchester oder, wie es Wagner nennt, der „mystische Abgrund", in welchem das Heer der Musikanten lagert, ohne von dem Publikum gesehen zu werden. Das Festspiel bestand aus „Rheingold" (am Vorabende aufgeführt), „Walküre", „Siegfried" und „Götterdämmerung". Wagner's Bestreben gipfelt darin, urdeutschen Stoff, Text, Musik und Ausstattung mit einander zu verbinden, und in der Ausstattung die plastische Kunst mit der Musik zu vermälen. In's Volk ist Wagner bisher freilich noch nicht gedrungen; das große Publikum, welches sich in Bayreuth eingefunden hatte und unter welchem sich auch der deutsche Kaiser und der König von Baiern befanden, bestand vorzugsweise aus Musikern und Kunstfreunden, welche des heiligen Feuers voll nun in ihre Gauen zurückkehrten, um als Apostel Richard Wagner's seine Bedeutung für die deutsche Oper zu verkünden. Bei den Bayreuther Festspielen hat sich eine Steiermärkerin besonders hervorgethan, ja sich dort einen Weltruf gemacht. Es ist dies die schon früher uns Allen vortheilhaft bekannte Opernsängerin Amalie Friedrich-Materna, die Schullehrerstochter aus St. Georgen bei Wildon.

---

## Heinrich Laube.

Den Mann, welchen vor Kurzem Oesterreich und Deutschland feierten, da er seinen siebzigjährigen Geburtstag beging — Heinrich Laube — ihn nennt die Culturgeschichte.

Laube ist geboren 1806 zu Sprottau in Schlesien und studirte in Halle und Breslau. Er sollte sich der Theologie zuwenden, wählte jedoch eine Bahn, die ihn mehrmals mit den Behörden einer despotischen Regierung in Conflict brachte. Laube gehörte zu jenen Geistern, die zusammengenommen man

das „junge Deutschland“ nennt, da sie Verkünder und Vertreter einer neuen Zeitrichtung waren. Das junge Deutschland ist die literarische Sturm- und Drangepoche; auch Heine, Börne und Gutzkow gehören dazu. — Nach einem reichgestaltigen Leben wurde Laube Director des Wiener Burgtheaters, kam dann in ähnlicher Stellung nach Leipzig und endlich übernahm er ein erstes- und ein zweitesmal die Leitung des Wiener Stadttheaters.

Laube ist ein tiefes, zugleich bewegliches und ein — modernes Talent. Laube ist der Mann, wie ihn eine Zeit bedurfte, als die war, der er seine Vollkraft weihte. Er ist keck und derb, rücksichtslos und dennoch reich an Bonhomie. Er ist ausgerüstet mit derber Lebenslust, glühender Sinnlichkeit und sein Grundzug ist Realismus. Er weiß Alles zu packen, über Alles zu sprechen und seine Ausdrucksweise ist scharf und treffend. Seine Darstellungen sind voll Leben und Leidenschaftlichkeit. Als Journalist und Kritiker übte er einen großen Einfluß. Er schrieb ein Werk: „Moderne Charakteristiken“, in welchem er sein Talent als geistiger Portraitmaler und Kritiker bekundet. Seine Romane und Erzählungen „Das neue Jahrhundert“, „Das junge Europa“, die „Reisenovellen“, „Die Schauspielerin“, tendenziös theils, sind voll üppigen Lebens und leidenschaftlicher Bewegung. Spätere Werke: „Gräfin Chateaubriant“, „Der deutsche Krieg“ glänzen durch ihre sorgsame Ausführung, meisterhafte Motivirung und treffliche Darstellung. Als Dramatiker ist Laube voll Frische und Gewandtheit, glücklich in der Wahl seiner Stoffe, ein tüchtiger Praktiker und vollendeter Techniker, und seine Stücke: „Monaldeschi“, Struensee“, „Rococo“, „Gottsched und Gellert“, „die Karlsschüler“, „Prinz Friedrich“, „Essex“ u. s. w. sind und bleiben hervorragende Werke unserer dramatischen Literatur.

Als Bühnenleiter hat Laube besonders für Oesterreich große Bedeutung; er hat das moderne Element auf die Wiener Bühne gebracht. Allerdings hat man ihm eine gewisse Hinneigung zum Französischen und eine kleine Vernachlässigung namhafter vaterländischer Dichter zum Vorwurfe gemacht. Doch muß erwähnt werden, daß Laube es war, welcher zwei bedeutenden österreichischen Dichtern den Weg zum Ruhme geöffnet hat. Diese Dichter heißen Grillparzer und Anzengruber. In der Schauspielerwelt hat sich Heinrich Laube durch das Aufgreifen und Heranbilden junger Talente große Verdienste erworben.

---

## Gedankenlaunen.

In liebeheißer Stunde schwur
Sie mir einen süßen Eid:
Zu lieben mich in steter Treu,
„Bis uns der Tod entzweit.“
Hätt' sie den süßen Liebesschwur
In Treu' gehalten fein,
Ich müßte, was den Eid betrifft,
Schon längst gestorben sein.

---

Wenn einmal das Straßenpflaster
Aus Spiegelgläsern bestände'
Woraus eines Jeglichen Laster
Man sicher und deutlich erkennt':
Ich glaube, das wäre ein Mittel,
Daß Jeglicher bliebe zu Haus,
Und trieb' man ihn auch mit dem Knüttel
Auf's Straßenpflaster hinaus. — —

---

Heuchlerisch Weinen
Indeß Du voll Lust —
Wie häßlich!
Heiter zu scheinen
Und Schmerz in der Brust —
Wie gräßlich!

---

Wir haben eine Polizei
Für große Verbrechen und kleine,
Und doch: für Schundpoeterei
Da haben wir leider noch keine . . . .

**H. L. Müller.**

## Häuslicher Rath.

Gegen Blutungen. Es gibt Blutungen, die durch nichts zu stillen zu sein scheinen, auch nicht durch das Auflegen von Spinnweben, Schwammstückchen und Zunder, nicht durch das Bestreichen der Wunde mit Tischlerleim und Ueberbinden von Charpie und alter Leinwand. Aber einige Tropfen Eisenhyperchlorid auf die Wunde geträufelt, stillen das Bluten. Das Mittel ist in der Apotheke zu haben und sollte in keiner Haushaltung fehlen.

In Frankreich braucht man gegen Ratten, Mäuse, Fliegen, Wanzen folgendes Mittel. Man löset 2 ℔ gestoßenen Alaun in 4 Liter kochendem Wasser auf und gießt solches siedendheiß in die Spalten und Risse hinein, wo die Ratten und Mäuse ihre Ausgangslöcher haben. Wenn man die Bettstellen mit dieser heißen Lösung wiederholt bestreicht, so bleiben die Wanzen fort. Gegen Fliegen und Wanzen ist es überhaupt gut, beim Weißen der Wände und Decken diese Mischung von Alaun in den Kalk zu thun. Die Fliegen können den Geruch nicht ertragen. Daß man in England eine Auflösung von Chlorzink gegen Wanzen verwendet, sei hier auch erwähnt.

Die Behandlung der Goldfische in Gläsern. In erster Linie benutze man hübsche Glasbehälter und reinige sie jede Woche. Bevor man letzteres vornimmt, bringt man die Fische mittelst eines kleinen Netzes in ein anderes Gefäß und wäscht dann das Fischglas mit lauwarmem Wasser sauber aus. Seife darf nicht dazu verwendet werden. Folgende Regeln sind hauptsächlich zu beobachten: 1. Auf ein Liter Wasser nehme man nicht mehr als einen Fisch. 2. Man nehme stets gleiches Wasser, sei es Quell- oder Flußwasser, und wechsle es im Sommer täglich, im Winter jeden zweiten Tag. 3. Man bediene sich mehr tiefer als ovaler Gefäße mit kleinen Kieseln auf dem Boden, die ebenfalls rein gehalten werden müssen. 4. Man stelle die Gefäße in den Schatten und in einen kühlen Theil des Zimmers. 5. Man bediene sich zum Fangen der Fische beim Wechseln des Wassers nicht der Hand, sondern eines kleinen Netzes. 6. Man füttere die Fische lieber mit Eigelb und kleinen Fliegen, als mit Brod, und nur jeden dritten oder vierten Tag, und gebe nur sehr wenig auf einmal. 7. Vom November bis Ende Januar füttere man sie gar nicht und nur sehr wenig während der drei folgenden Monate.

Blind gewordene Fensterscheiben erhalten ihren früheren Glanz, wenn man dieselben mit feinem Bimssteinpulver abreibt.

Preiselbeeren aufzubewahren. Man dünstet die gut gereinigten Preiselbeeren mit einem Stück Zimmt und Zucker ein, aber so, daß ihnen nicht aller Saft entzogen wird und bei behutsamem Umrühren die Beeren ganz bleiben. Dann gibt man sie in einen Topf oder in ein Glas, verschließt dieses mit Papier, das man durchsticht, und bewahrt sie an einem kühlen Orte. So zubereitete Preiselbeeren dauern ein ganzes Jahr.

---

## Reinen Mund halten!

Jetzt, da der Spätherbst, der Winter kommt mit seiner scharfen Luft, soll man's manchen Leuten in Erinnerung bringen, wie man athmen muß, um gesund zu bleiben. Man soll möglichst den Mund schließen und durch die Nase athmen. Durch den Mund kommt die Luft kalt und mitsammt all' ihren Unreinigkeiten in die Lunge; durch die Schleimhäute der Nase aber wird die Luft erwärmt, „geseicht" und so für die Lunge vorbereitet. Schon den Kindern wird gesagt, daß sie den Mund nicht offen halten; es ist auch häßlich genug. Des Weiteren ist es vorzuziehen, auf dem windigen oder staubigen Weg manches gute Wort zu

unterdrücken, als durch das Oeffnen der Lippen manch' böse Luft in die Brust zu lassen. Der häßliche Respirator ist nur darum so nützlich, weil er mit Gewalt den Mund verschließt. Halte gern den Mund, so bist du klug und bleibst gesund.

---

## Das Kind in Frankreich und England.

Ein geistreicher Franzose sagte: „Ich liebe die Kinder nur, wenn sie weinen."

„Warum?"

„Dann trägt man sie fort."

---

In Paris. Zwei Knaben treffen sich in den Tuilerien.

„Warum bist Du denn schwarz gekleidet?

„Oh, mein Papa ist gestorben."

„Hast Du ihn lieb gehabt, Deinen Papa?

„Oh sehr."

„Bist Du traurig?"

„Oh nein."

„Warum nicht?"

„Man hat mir gesagt, daß ich ihn im Himmel wieder sehen werde."

„Ah bah", antwortet der Junge, ein künftiger Voltairianer, „Du wirst ihn nicht erkennen!"

„Ganz gewiß. Wenn ich in den Himmel komme, werde ich einen Engel suchen mit einer rothen Nase — das ist Papa!"

---

In Paris. Zwei Mädchen stehen vor einer Statue des Jupiter.

Das eine: „Ist's ein Mann oder eine Frau?"

„Das andere: „Woher soll ich's wissen, es hat ja keine Kleider an."

---

In England kommen auf 51 Mordfälle 50 Kindesmorde. Eine Schuld daran ist, wie das Parlamentsmitglied Charley beweist, die — zu hohe Strafe, welche bisher auf Kindesmord gesetzt war. Der Kindesmord wurde mit dem Tode bestraft. Dadurch schreckten die Geschwornen oft vor dem Schuldig zurück und aus Furcht vor zu großer Härte sprachen sie die schuldigen Mütter frei. So hat sich der Kindesmord in schrecklicher Weise in den unteren Classen Englands eingebürgert.

---

Jede englische Familie, arm oder reich, ist mit Kindern gesegnet. Die Königin geht mit gutem Beispiele voran, sie hat neun Kinder. Zehn, zwölf bis fünfzehn Kinder in einer englischen Familie sind nichts Ueberraschendes. In der Regel haben die Bischöfe und Arbeiter die meisten Kinder. — Trotz der ungeheuren Sterblichkeit bleiben dennoch immer viele am Leben. Diese sind wohl daran; die Noth und Entbehrung stählt die Nerven armer Leute Kinder und macht sie tüchtig im Kampfe um's Dasein.

---

Die Kleinen in England wissen sich meist gar männlich zu geben. Da sieht man Jungen, wie sie bei uns vor einer Eidechse davonlaufen, kleine Schlangen, Igel und ähnliche Kostbarkeiten einfangen und in den Salon auf den Arbeitstisch ihrer Mama tragen; zwei Jungen von 8—10 Jahren, die ein Boot losmachen, um „auf's Meer spazieren zu fahren". Ein anderer Junge, der mit seinem Pony Anlauf nimmt, um einen kleinen Bach zu überspringen, antwortet ruhig auf die Warnung des Reitknechtes:

„Oh, wir können schwimmen, ich und mein Pony."

Derselbe kleine Mann ist es wahrscheinlich, der drei Damen, die vor einer ihnen entgegenkommenden Heerde Angst haben, ruhig sagt:

„Oh, haben Sie keine Angst, verstecken Sie sich hinter mir."

Ein Junge von fünf Jahren sagt seinem kugelrunden Onkel, der in später Nacht nicht nach Hause gehen will:

„Wenn Du Furcht hast, Onkel John, so begleite ich Dich bis zu Euerm Hause . . . . .“

Später kommt der Onkel, um seinen Liebling im Pensionat zu besuchen.

„Wie geht's, Baby? Machst Du Fortschritte?“

„Ausgezeichnet! Ich kann schon drei Jungen niederboxen; mein Bruder Friedrich aber boxt unser sechs zu Boden — sogar mich!“

---

„Kleiner, man muß ein Mann sein!“ sagt der englische Vater zu seinem Söhnchen. „Man muß Willen haben und Kraft und Muth und Charakter.“

---

## Strafe muß sein!

Der junge Kaiser von China, gegenwärtig sechs Jahre alt, genießt eine strengere Erziehung, als das sonst bei so vornehmen Leuten zu geschehen pflegt. Im Cabinete des jungen Prinzen ist selbst das Bambusrohr zu finden, um dem hoffnungsvollen dereinstigen Beherrscher des „himmlischen Reiches“ einige Ungezogenheiten abzugewöhnen, und ihn zu größerem Fleiße im Bogenschießen, Reiten und derlei Künsten, insbesondere in Erlernung der Gedankenzeichen der Schrift und der Mandschu-Literatur anzuspornen. Nicht selten kommt das Bambusrohr dabei in Verwendung, doch selbstverständlich nicht für den geheiligten Rücken des jungen Kaisers, sondern für den eines treuergebenen Unterthans. Das hochwichtige und verantwortungsvolle Amt des Hof-Sündenbockes bekleidet irgend ein bevorzugter Knabe, der im gleichen Alter mit dem Prinzen ist und den erhabenen Titel „Haha-Chutze“ trägt. So oft der hohe Zögling nichtsnutzig ist, kriegt der kleine Haha-Chutze die Schläge. Denn Strafe muß sein! Darüber sind auch die Chinesen im Reinen; und dem edlen Prinzen wird nachgesagt, daß er seine Strafe, die auf den Rücken des Vertreters fällt, stets mit heroischem Gleichmuth zu ertragen wisse. Der kleine Haha-Chutze soll tagaus tagein seinen blauen Rücken haben.

---

## Die Knabenschlacht zu Cham.

Als im dreißigjährigen Kriege der Schwedenkönig und der österreichische Feldherr Tilly einander bekämpften, da hätten die Leute es bei jeder Schlacht gerne voraus gewußt, wer siegen soll. Um das zu erfahren, hatten die schlauen Bürger der bairischen Stadt Cham, welche zu den Oesterreichern hielten, eine Idee. Sie sonderten die kleinen Knaben ihrer Stadt in zwei Theile und stellten sie einander kampfbereit gegenüber. Auf der einen Seite waren die Kinder der Vornehmeren, frisch aufgewichst und mit guten Waffen versehen; das waren die Oesterreicher, mitten unter ihnen mit braunem Wamms uud rother Hose der Tilly. Auf der anderen Seite standen die Kinder der armen Bevölkerung, die bekamen schlechtere oder gar keine Waffen, denn sie waren der Feind — die Schweden und hatten unter sich den blaukitteligen Gustav Adolf. Die Oesterreicher kriegten vor der Schlacht gut zu essen und zu trinken; die Schweden durften Wasser trinken so viel sie wollten. Darauf rückten die beiden Heere unter Musik und Hurrah auf einander los. Die Oesterreicher hieben mit ihren hölzernen Schwertern und blinden Musketen wacker drein. Die Schweden aber waren erbittert, daß sie — gleichwohl die Kinder einer und derselben Stadt — den Anderen gegenüber so sehr benachtheiligt wurden; sie kämpften mit Wuth, schleuderten ihre schlechten Holzstäbe weg, griffen den Feind mit bloßen Fäusten an, warfen ein „Herrenbübel“ um's andere in den Sand, errangen mit wildem Gejohle die Fahne und siegten.

Das war nicht nach dem Sinne der ehrsamen Bürgerschaft von Cham. „Das gilt nichts!“ sagten sie, „noch einmal von vorne anfangen, die Oesterreicher müssen siegen!“ Da stärkten sich die

Knaben der Vornehmeren, da tranken die Jungen der Aermeren wieder frisches Wasser, da fingen sie noch einmal an. Die Oesterreicher zogen mit neuem Muthe aus; die Schweden jedoch waren wüthend über das offenbare Unrecht, das man ihnen anthat, sie rauften löwenhaft und siegten wieder.

Das war den Bürgern eine schlimme Vorbedeutung; denn sie hatten die Kinderschlacht veranstaltet, um die Andeutung zu gewinnen, auf welcher Seite bei dem nächsten Zusammentreffen der beiden großen Heere der Sieg sein werde.

Nun, und der nächste Sieg war allerdings bei den Schweden. Doch die Kriegsnoth ging vorüber, aber die arme Bevölkerung von Cham hat es bis heute nicht vergessen, wie sie durch ihre vornehmeren Mitbürger damals gedemüthigt worden war, und heute noch ist sie stolz darauf, nicht etwa, daß sie den Ruhm der Schweden erhöht, sondern daß sie die Ehre ihres Standes gerettet hatte.

---

## Auf der Jagd in Indien.

Man mag über das Rohe und Grausame der Jagd sagen was man will, sie ist und bleibt doch auch da, wo sie nicht des Bedürfnisses wegen ausgeübt wird, ein edles und kräftiges Vergnügen; die strengen Jagdrechte und Gesetze bestehen in Indien, wo Ueberfluß an Wild ist, nicht, und so wird sie denn da auch keine Ursache unerlaubten Verbrechens, ich meine des Wildfrevels. Hier wird überall gejagt, von Europäern und Eingebornen, und der Jäger wird überall freundlich empfangen. Die Jagd hat hier etwas Eigenthümliches, ich möchte sagen Ritterliches, was sie bei uns nicht mehr besitzt.

Unsere Jagden sind oft nur Mordpartien, wo das Wild vor die Gewehre der Jäger getrieben wird, und die größte Gefahr dabei besteht wohl darin, daß man von einem ungeschickten Jagdfreunde statt des Wildes den Schuß bekömmt. Obwohl die Makassaren und Buginesen gute Schützen sind, ja selbst oft mit der Büchse nach der Scheibe schießen, so machen sie höchstens in unserer Gesellschaft davon auf der Jagd Gebrauch (ich spreche hier nicht von einzelnen eingebornen Jägern, welche im Dienste von Europäern stehen); das Schießgewehr gebrauchen sie eigentlich nur im Kriege oder sonst zu ihrer Vertheidigung. Am liebsten jagen sie mit Schlingen, welche sie mit sehr viel Geschick für alles Wild, zum Beispiel Vögel, Hirsche u. s. w. zu stellen wissen; ihr Hauptvergnügen ist aber die Jagd zu Pferde, welche vorzüglich gegen Hirsche und wilde Büffel angestellt wird. Soll eine solche größere Jagd gemacht werden, so wird oft ein Theil des Waldes, wo man viel Wild weiß, mit Stricken umgeben, an welchen in einiger Entfernung von einander große trockene Blätter oder Lappen Zeuges hängen, durch welche das Wild zurückgeschreckt und eingeschlossen wird; hat aber ein muthiger alter Hirsch einmal über diese illusorische Barriere gesetzt, oder dieselbe durchbrochen, so folgt ihm der ganze Trupp, was die Jagd nicht beendigt, aber erschwert; dies geschieht nur bei größeren, besonders fürstlichen Jagden.

Zu dieser Jagd dressiren die Makassaren und Buginesen die besten ihrer vortrefflichen Pferde, und kein Europäer kann es wagen, ohne die größte Lebensgefahr mitzujagen, weswegen sie auch gewöhnlich nur Zuschauer sind. Solche Jagdpferde heißen sie Kuda perlari (Rennpferde); sie sind sehr theuer und werden in der Regel nie verkauft; aber so wie schon in der Iliade der Pferdediebstahl des Ulysses und Idomeneus als eine Heldenthat besungen wird, so ist auch hier der Diebstahl berühmter Jagdpferde keine gemeine That, sondern die eines kühnen Mannes, welche aber oft zu Fehden Anlaß gibt. Wenig Pferde halten es lange aus, wie man leicht aus der Beschreibung dieser Jagd einsehen wird.

Der Jäger sitzt auf makassar'sche Weise zu Pferde, d. h. er hat nur ein kleines loses Kissen; an dem messingenen Gebisse des Pferdes ist eine Schlinge festgemacht, und die Zügel von Rottang hält er mit ausgestrecktem linken Arme hinter den Ohren desselben gefaßt. In einem Schlingenträger, welcher zwischen dem unteren und mittleren Drittel der Lanze befestigt ist, hängt die Schlinge; die Lanze selbst aber, von zierlichem Bambus verfertigt, trägt er mit der eisernen Spitze nach unten. Ueber diese Klinge ist eine hölzerne Scheide (Sarong) gesteckt, womit der Reiter die Lanze zwischen den ersten zwei Zehen festhält. Sobald sich nun ein Hirsch sehen läßt, zieht er die Lanze, die Spitze nach unten gerichtet, heraus, und nun geht es in vollem Rennen über Stock und Stein, Strauch und Graben hinter dem Wilde her, bis es ihm gelingt, die Schlinge über die Geweihe und den Kopf desselben zu werfen. Man kann sich leicht denken, welche Sprünge der so gefangene Hirsch macht, und welchen Ruck das Pferd, an dessen Stange die jetzt von der Lanze oder vielmehr von dem an derselben befindlichen Schlingenträger getragene Schlinge befestigt ist, auszustehen hat. Will der Jäger nun den Hirsch todt haben, so macht er ihn mit der Lanze ab; will er ihn lebend, so kommen ihm andere zu Hilfe, und derselbe wird dann an den vier Füßen gebunden weggebracht.

Wie viel bei dieser Jagd auf die Güte des Pferdes ankommt, ist leicht zu begreifen; auch werden die meisten alten Jagdpferde schwach auf den Vorderfüßen, straucheln daher; diese Pferde sind aber so erpicht auf die Jagd, daß sie, wenn auch ein Reiter abfällt, dann die Jagd allein fortsetzen. Durch die eigenthümliche Befestigung der Schlinge am Gebisse oder der Stange des Pferdes strauchelt und stürzt dasselbe leicht, wobei der Jäger in der Regel über seinen Kopf auf die rechte Schulter stürzt, weswegen Brüche des Schlüsselbeines gar nicht zu den Seltenheiten gehören; die Eingebornen lieben aber diese Jagd so leidenschaftlich, daß ich einen Häuptling kannte, welcher sich dasselbe siebenmal gebrochen hatte, was ihm aber doch diese Jagd nicht verleitete. Nicht immer läuft es aber mit einem Schlüsselbeinbruche ab, auch mancher verliert das Leben bei dieser Jagd. Verfasser dieses wohnte im Jahre 1841 einer solchen großen Jagd bei; einer der in die Schlinge verstrickten Hirsche sprang dem Jäger mit den Vorderläufen auf die Brust, ein Strom von Blut stürzte aus seinem Munde, und er blieb todt liegen. In der Zeit der englischen Herrschaft wollten einige englische Offiziere die Jagd auf diese Weise mitmachen: ein paar brachen den Hals, andere Arm oder Schlüsselbein, und darauf ließen die übrigen es bleiben; selbst von auf Celebes geborenen Abkömmlingen von Europäern kannte ich nur drei, die dies wagten.

Etwas verschieden ist die Jagd der wilden Ochsen (bos sundaicus) und Büffel.

Dem Rucke eines Büffels würde kein Pferd widerstehen können, deswegen ist hier das Ende der Schlinge, welche aus einem Stricke von Büffelleder gemacht ist, auch nicht an der Stange des Pferdes festgemacht, sondern an einem hakenförmig abgesägten Stücke Hirschgeweih. Die Schlinge wird dem Büffel auf die schon angegebene Weise über den Kopf geworfen, dann läßt man ihn mit dem weggeworfenen Haken laufen; bald hat dieser einen Strauch oder den Stamm eines Baumes gefaßt, worauf der sich immer mehr erdrosselnde Büffel mit der Lanze abgemacht wird, was in der Regel weniger gefährlich ist; ebenso geht es auch mit der Jagd der wilden Ochsen.

Die Europäer erlegen all' dies Wild auf ihre Weise. Obwohl die wilden Schweine ein ausgezeichnetes und häufig vorkommendes Wildpret sind, so werden sie in der Regel nur von Europäern gejagt. Der mohamedanische Eingeborene

trägt sie als unreine Thiere selbst nur ungerne nach Haus.

Die Hirsche sind in einigen Gegenden in solchem Ueberflusse, daß ihr getrocknetes Fleisch (Deng-Deng) z. B. in Boni einen nicht unbedeutenden Handelsartikel ausmacht; da aber die Eingeborenen die Häute nicht zu behandeln wissen, so sind diese ohne Werth.

Selten ist aus abergläubischen Gründen die Jagd auf das Krokodil, obgleich dasselbe jährlich noch manchen, der nicht zu seiner Familie gehört, verschlingt.

Ich wohnte einmal einer solchen Jagd, welche nur durch Europäer unternommen wird, bei. Wir fuhren Mittags, wenn das Krokodil am Ufer seine Siesta hält, den ein paar Stunden nördlich von Makassar gelegenen Fluß Kaimba in drei Prauen herab, von welchen jede außer den nöthigen Ruderern noch mit 6—8 Jägern bewaffnet war; die eine Hälfte derselben in jeder Prau bewachte das rechte, die andere das linke Ufer. Ein nicht sehr geübter europäischer Jäger würde das im Gebüsche am Rande des Flusses unbeweglich ruhende Krokodil wohl schwerlich für etwas anderes, als einen Baumstamm halten; aber das Falkenauge des Eingebornen (man nimmt zu diesem Zwecke gewöhnlich Javanen, oder Makassaren, welche keine Vettern des Krokodiles sind) entdeckt ihn sogleich, und er zeigt uns denselben; die Gewehre werden auf den Hals des Thieres gerichtet, und auf das Commando: Feuer! zugleich abgedrückt; gewöhnlich thut nun das Krokodil einen entsetzlichen Sprung in den Fluß, treibt aber bald, tödtlich getroffen, auf seiner Oberfläche. Man kann sich eine Idee von der Menge dieser Bestien machen, wenn ich erzähle, daß wir in beiläufig zwei Stunden wohl zwanzig derselben tödteten. Vom todten Krokodile wird kein Gebrauch gemacht, es bleibt im Wasser liegen, und wird dann später von seinen Brüdern verzehrt.

---

## Der Name Amerika.

Nachdem der Venetianer Amerigo Vespucci nun Jahrhunderte lang als der Mann gegolten hat, von welchem Amerika seinen Namen herleitet, hat man jetzt, wie die „Ill. Welt" erzählt, entdeckt, daß der Name dieses Welttheils einen ganz anderen Ursprung hat. In der zum centralamerikanischen Staate Nicaragua gehörigen Provinz Chontales befindet sich nämlich eine hohe Hügelreihe, welche bei den Eingebornen seit undenklichen Zeiten schon Americ, Ammerique oder Amerique genannt wurde, und dieser Name soll dann nach der Entdeckung durch die Europäer auf den ganzen westlichen Continent ausgedehnt worden sein. Jules Marcoue stellte diese Behauptung zuerst im Märzheft des „Atlantic" auf, und es gelang ihm auch, seiner Theorie eine gewisse Glaubwürdigkeit zu verleihen. An erster Stelle hieß Vespucci mit seinem Vornamen schon nicht Amerigo oder Americus, sondern Albericus, und man schrieb diesen Namen später nur leichtfertig auch in der ersten Manier, wie er sogar manchmal als Morigo vorkommt. Es ist der stärkste Beweis dafür vorhanden, sagt J. Marcoue, daß dieses die beregten Hügel bezeichnende Wort Americ ein einheimisches ist, und die Endung ique oder ic kommt bei Ortsbezeichnungen in der Sprache der Lenka-Indianer und in Centralamerika überhaupt sehr häufig vor. Ja, der ganze Name Amerique ist heute noch dort mit der voreregten örtlichen Bedeutung gerade so gang und gäbe, wie im Jahre 1502, als Columbus daselbst einen Besuch abgestattet haben soll. Er legte damals, um seine Schiffe zu repariren, zwischen der kleinen Insel La Huerte und dem Festlande an. Columbus thut in einem Schreiben verschiedener goldreicher Localitäten Erwähnung und nennt darunter auch die an die Americ-Kette angrenzende Provinz Ciamba oder Carambura. Deshalb muß er aber auch jedenfalls den Namen jener Hügelreihe gehört haben.

Wenn trotzdem derselben in seinem Journal keine Erwägung geschieht, so läßt sich dies aus dem Umstand erklären, daß er zur Zeit der Abfassung desselben, mit Ketten beladen, alt, schwach und von Leiden und Ungerechtigkeit niedergedrückt, sich als Gefangener auf Jamaika befand. Das Wort „Americ“, bemerkt Herr Marcoue, gleichbedeutend mit diesem Goldland, wurde nun in den Seehäfen Westindiens und dann in jenen von Europa bekannt. Es drang allmälig in das Innere des Continents vor und hatte auch in Frankreich, nach dem Zeugniß eines Druckers und Buchhändlers in St. Dié am Fuße der Vogesen, die Geltung eines indianischen Wortes, welches eine an Goldminen reiche Gegend in Neu-Indien bezeichnete. Daher also das Wort Amerika.

## Eisenbahnnetz der Erde.

Für die einzelnen Welttheile ergeben sich nachfolgende Gesammtsummen der gegenwärtigen Eisenbahnlängen, wobei zur Vergleichung die Zahlen aus früheren Jahren daneben gestellt sind.

Eisenbahnen waren im Betriebe (in Kilometern) am Schlusse des Jahres:

| | 1860 | 1865 | 1870 | 1875 |
|---|---|---|---|---|
| in Europa | 51.544 | 75.149 | 103.744 | 142.807 |
| in Asien . . | 1.397 | 5.568 | 8.132 | 12.302 |
| in Afrika . . | 496 | 837 | 1.773 | 3.279 |
| in Amerika . | 53 235 | 62.735 | 96.398 | 133.914 |
| in Australien | 264 | 825 | 1.812 | 2.820 |
| Totale | 106.936 | 145.114 | 211.859 | 294.122 |

Es hat sich hiernach die Länge aller Eisenbahnen in den letzten 15 Jahren nahezu verdreifacht und in den letzten 10 Jahren mehr als verdoppelt.

## Neue Eisenbahnwaggons.

In England ist der Versuch gemacht worden, **Eisenbahnwaggons für Vergnügungsreisende** als vollständige Wohnung mit Küche und Keller einzurichten und dieselben für bestimmte Zeit zu vermiethen. Der Miether kann auf allen gleichspurigen Bahnen im Lande herumfahren und doch dabei die Bequemlichkeit des Heims genießen. Die Idee hat Aussicht auf eine erfolgreiche Zukunft.

# Bücher.

## Deutsche Literaturgeschichte

für Frauen und Jungfrauen von Edmund Hoefer. Stuttgart, A. Kröner.

So viele Literaturgeschichten gibt es, daß ich nun bald einen Schriftsteller kennen zu lernen hoffe, der uns mit einer „Geschichte der Literaturgeschichten" versehen wird. Hoefer schrieb sein Buch vorzugsweise für Frauen und zwar in ziemlich kurzer, doch gediegener Fassung, klar sortirend und gut verständlich. So können wir's brauchen. Die älteste und ältere Zeit bis zum 18. Jahrhundert hat Hoefer gewissermaßen in der Kürze einer Einleitung gegeben. Vom Anfange des 18. bis zur Mitte des gegenwärtigen Jahrhunderts ist der Stoff ausführlicher behandelt. Die neueste Zeit ist kurz abgethan. Unter unseren heimischen Dichtern zeichnet der Verfasser Anastasius Grün und Robert Hamerling aus. Mit Wohlwollen spricht er auch von vielen Andern — ja zu Leide thun will er gar Keinem etwas. Hingegen verdammt er um so schärfer die moderne Literatur im Allgemeinen als eine „Literatur des Leichtsinns, der Leichtfertigkeit, der Unnatur, und des Ungeschmack's, die nur noch vom Effect, von der Sensation, von Scandal, von Reizmitteln jeder, auch der extremsten Art etwas weiß und will, und keinen reinen, dauernden Eindruck hervorzurufen, sondern nur für den Augenblick zu unterhalten, d. h. zu berauschen und zu betäuben beabsichtigt". — Wir aber behaupten, daß auch die moderne Literatur große Talente und glänzende Schöpfungen aufweist, welche selbst dem Strengsten reine Freude zu machen vermögen. Wir haben noch lyrische und epische Dichter voll Gedankentiefe und Gedankenreichthum, voll Empfindung und Phantasie, voll Kraft, Melodie und Reinheit der Sprache. Wir besitzen Dramatiker von Geschmack, Einsicht, Kraft, Feinheit und Bühnengewandtheit; wir haben große und glänzende Erzähler, welche keinen früheren nachstehen, ja die meisten von diesen in jeder Richtung übertreffen. Wir finden Manche, welche wir als rechte Hüter, Pfleger und Verkünder der wahren Kunst zu verehren haben, die den Eingebungen der echten Muse gehorchen. — Ganz dasselbe sagt ja auch Edmund Hoefer und zwar auf derselben Seite, auf welcher er das oben angedeutete harte Urtheil spricht. — Aber keine bestimmte Richtung, fährt er fort, habe die Literatur der Neuzeit; „Jeder geht seinen eigenen Weg und schreibt was und wie er es mag." — Wir denken, das ist immer so gewesen, und uns sind die Pfadsucher lieber als die Epigonen. Das Eine mag wohl auch gewiß sein, daß es nach einer Blüthezeit der Literatur — so wie sie unseren Tagen vorausgegangen — schwerer ist, die Ansprüche zu befriedigen, als vor einer solchen.

---

## Im Herbst gesammelt.

Bunte Fahrten von Friedrich Lampert. Zwei Bände, Verlag von Richter und Kappler in Stuttgart.

„Wem Gott will rechte Gunst erweisen, den schickt er in die weite Welt", sagt das Lied; ich möchte beifügen: „und doppelt glücklich der zu preisen, dem sich ein froher Genosse gesellt!" Ein solch froher Genosse für Jeden, er mag mit Sack und Stab, oder er mag im Schatten der heimatlichen Linde ruhend in Gedanken die Welt durchwandern, ist Friedrich Lampert mit seinem Buche: „Im Herbst gesammelt". In diesem Buche erzählt der Verfasser seine bunten Fahrten und Wanderungen in den österreichischen und schweizerischen Alpen, im bairischen Hochgebirge, im Schwarzwalde, in den fränkischen Bergen, auf der Donau und am Ostseestrande. Und wie reist er? und wie erzählt er? Immer kundig, immer heiter, immer die Eigenart von Land

und Leuten rasch erfassend; und überall gefällts ihm. Selbst den gefürchtetsten Dämon der Touristen, das Regenwetter, weiß er sich dienstbar zu machen dadurch, daß er dachsuchend einzieht in die Wohnungen jener Volksklassen, die sich auf offener Straße nimmer geben, und ihre Lebensweise studirt. Bietet sich aber unter klarem Himmel die Natur in ihrer Größe ihm dar, so lodert seine Seele auf in Begeisterung und Dankbarkeit. Die Beschreibung seiner Fahrt auf die hohe Salve, die Schilderung des Wasserfalles der Krimmler-Ache, des Glockner, des Ortlesbildes, des Vintschgaues, des Genfersees, des Chamounithales u. s. w. sind wahre Hymnen. Die Schilderungen sind klar und geben dem, der es überhaupt versteht, landschaftliche Schönheiten zu sehen, stets ein richtiges Bild. Die Stimmung des ganzen Buches ist die der Freude und Befriedigung, und nicht oft in der modernen Literatur findet man ein Werk, dem man dieses Lob sagen kann.

---

## Aus Italien.

Sieben Monate in Kunst und Natur von Alfred Graf Adelmann. (Stuttgart, Verlag Richter und Kappler).

Ein neues Buch über Italien, gut gemeint, hübsch ausgestattet, sonst aber unbedeutend. Der Verfasser sucht nicht so sehr die Dinge zu beschreiben, als vielmehr sein Hochgefühl der Freude und der Dankbarkeit auszudrücken und selbst solches nur in den allergewöhnlichsten Redeformen. Der Verfasser ist gewiß ein sehr guter, gefühlvoller Mann, aber sein Reisebuch hätte er doch besser bloß für seine Bekannten und Verwandten schreiben sollen.

---

## Exercitium Salamandris!

Neue, humorist. Gedichte von Ernst Eckstein. Leipzig J. F. Hartknoch. (Zweite Auflage.)

Ein schalkhaftes, reizendes Büchlein — ganz für bemooste Häupter und alte Junggesellen geschrieben. Für die Studentenwelt im Allgemeinen bietet das Buch etwas zu wenig Exercitium Salamandris, hingegen wird der Studirende in demselben andere Dinge finden, die ihm auch nicht unangenehm sind. Nur vor den Backfischen — möchte ich ergebenst bitten — diese Gedichte gut zu verwahren!

---

## Die Saligen.

Erzählendes Gedicht von Angelika Hörmann. (Gera Eduard Amthor.)

Diesem Gedichte liegt die tirolische Sage von den Saligfräulein zu Grunde; es behandelt die Geschichte eines jungen Ehemannes, der ob den schönen Saligfräulein, die auf der Salgenwand des Vintschgau hausen, sein Weib vergißt. Ein idyllischer Anfang, eine spannende Entwicklung, ein tragischer Schluß. Das reale Leben ist mit der Sage auf das Glücklichste verwoben. Die Form des Ganzen ist anmuthig. Der epische Ton trefflich durgeführt. Die kleine Dichtung verräth ein großes Talent.

---

## Gestrüpp.

Novellistische Skizzen von Maximil. Bern. (Leipzig, Verlag von Philipp Reclam jun.)

Das 785. Bändchen der Universal-Bibliothek enthält sechs kleine Erzählungen von dem Verfasser der vortrefflichen Novelle: „Auf schwankem Grunde". Wir merken in Berns Schriften einen Hauch Theodor Storm'schen Geistes, so in der Wahl des Stoffes, so hie und da in der Ausführung. Herzbewegend ist im „Gestrüpp" die kleine Geschichte: „Eine seltsame Grabschrift". Die Geliebte und die Mutter eines jungen Mannes liegen im Sterben. Der junge Mann verläßt die Mutter und weilt bei der Geliebten. Diese wird gerettet, und gleichzeitig kommt ihre Treulosigkeit an den Tag. Zerrissenen Herzens kehrt der Jüngling zur Mutter zurück und findet sie todt. Auf ihren Grabstein setzt er die Worte: „Ein reumüthiger Sünder seiner unvergeßlichen Mutter." — Die fünf übrigen Erzählungen: „Der Bauchredner", „Gelbe Rosen", „Carola", „Schön Lieschen" und „Selbstlos" schließen sich, was den Gehalt betrifft, mehr oder minder der ersten an.

# Anastasius Grün †.

Am 12. September um 3 Uhr 45 Minuten ist in Graz der große Dichter Anastasius Grün (Graf Anton Auersperg) gestorben.

Am 11. April d. J. hat das Vaterland den siebzigjährigen Geburtstag Auerspergs gefeiert. Dieses Eine ist es ja, was unsere tiefe Wehmuth vielleicht etwas lindern mag, daß wir es ihm noch früher sagen konnten, wie sehr wir ihm danken, wie sehr wir ihn lieben.

Heute seien Leben und Werke Anastasius Grün's nur kurz dargestellt. Wir werden später in der Lage sein, manch Interessantes von diesem hochbedeutenden Manne, der nun für immer von uns geschieden ist, zu erzählen — wohl als traurigen Ersatz für die Mitarbeiterschaft, die der Dichter uns für diese Zeitschrift so bereitwillig zugesagt hatte.

Anastasius Grün ist geboren als Anton Alexander Graf von Auersperg am 11. April 1806 zu Laibach. Der Knabe wurde standesgemäß erzogen. Im Jahre 1813 kam er an die Maria Theresianische Ritter-Akademie nach Wien. Hier verblieb er fünf Jahre; er sollte die militärische Laufbahn betreten. Aber eine Neigung zu Studien führte ihn nach Graz zur weiteren Ausbildung und später als Hörer der Rechtsfacultät an die Universität Wien. Schon auf den Bänken der Lehrsäle traf er mit Geistern zusammen, die jung und kräftig gleich ihm emporblühten. Darunter waren Nikolaus Lenau, J. G. Seidl, Bauernfeld. Nach Beendigung der Studien bereiste Graf Auersperg die Länder, in denen es damals bereits licht zu werden begann, während über Oesterreich noch die Nacht lag. Schon in früher Jugend hatte sich in ihm der Dichtergeist geregt; nun gab er demselben das erstemal Ausdruck. Er veröffentlichte im Jahre 1830 Gedichte unter dem Titel: „Blätter der Liebe." Diesen folgte bald ein erzählendes Gedicht: „Der letzte Ritter", welches den Kaiser Max I. zum Helden hat. Auf dem Titelblatte dieser Werke nannte er sich Anastasius Grün. Ein Dichter sein, war damals in Oesterreich gerade keine Ehre; aber der junge Graf mochte wohl auch noch andere Gründe haben, seinen wahren Namen zu verhüllen. Ein Jahr nach dem „letzten Ritter" erschien von Anastasius Grün ein Büchelchen unter der Ueberschrift: „Spaziergänge eines Wiener Poeten?" Dieses Werk führte wuchtige Schläge gegen die Machthaber, gegen Tyrannen und Pfaffen, während es glühende Liebe zum Vaterland und hohe Verehrung für echte Priester kundgab. Aber so scharf und keck hatte bisher noch Keiner geschrieben. Die „Spaziergänge" wurden von der Censur verboten — vom Volke jedoch umso eifriger gelesen und verbreitet. Diese Gedichte haben in Oesterreich den Geist einer neuen Zeit erweckt. Man hatte den Dichter bald errathen und er ist der Liebling des Volkes geworden.

Man fand es für gut, dem Aeltesten einer gräflichen Linie auf seinem Stammgute Thurn am Hart nichts in den Weg zu legen. Allmälig sind die Werke, „Schutt", „Gesammelte Gedichte", „Nibelungen im Frack" erschienen; sie alle waren voll lieblichen, freisinnigen Geistes.

Nicht weniger bedeutend, wie als politischer Dichter, ist Anastasius Grün als Lyriker und Epiker, und als solcher gehört er zu den besten deutschen Dichtern der neuen Zeit.

Im Jahre 1839 heiratete Graf Auersperg die Gräfin Marie v. Attems, mit welcher er eine siebenunddreißigjährige, glückliche Ehe führte.

Im Jahre 1848 ist Graf Anton Auersperg in das Frankfurter Parlament gewählt worden; er ließ sich

aber von diesem bald ausscheiden. Im Jahre 1850 erschien von ihm die ländliche Dichtung: „Der Pfaff vom Kahlenberge". Im Jahre 1852 ordnete er die Herausgabe der Gedichte des in Wahnsinn gestorbenen Lenau an. Hierauf war Anastasius Grün ziemlich still geworden.

Als aber im Jahre 1861 das neue constitutionelle Leben in Oesterreich erwacht war und Graf Auersperg in's Herrenhaus als lebenslängliches Mitglied von Schmerling vorgeschlagen und vom Kaiser berufen wurde, da erstarkte in dem hochgeistigen Manne neues Leben. Wo es ein freies Entfalten Oesterreichs zu erkämpfen galt, da wirkte Graf Anton Auersperg in erster Reihe durch Schrift und Wort. Aus dem „Spaziergänger" war ein Kämpfer und — Sieger geworden. Was sein Lied gesungen, sein ehern Wort machte es nun zur Wahrheit. Er war ein echter, treuer Freund seines Volkes geworden, und ein freudig zuversichtlicher Patriot für sein Vaterland Oesterreich.

Graf Auersperg lebte abwechslungsweise auf seinem Schlosse Thurn am Hart und in der steierischen Hauptstadt, die ihm eine zweite Heimat geworden war. Seit dem großen Jubelfeste im Lenze dieses Jahres lebte er kurze Zeit in Thurn am Hart, im Schlosse Dornau bei Pettau und in Zell am See. Er fühlte sich nicht ganz wohl und suchte in den Alpen seine Nerven zu kräftigen. Auch nach München ging er, wo ihn jedoch eine plötzliche Unruhe befiel, die ihn nach Graz zurücktrieb. In Graz erlitt er am 4. September einen Schlaganfall, dem er nach einem achttägigen, qualvollen Leiden unterlag. Zwei Worte vermochte der schwerkranke Dichter noch zu schreiben, sie lauteten: „Möchte leben!" — Und mehrmals stammelte er mit halbgelähmter Zunge: „Nicht fertig, nicht fertig! — Todt, nein, nein, nein, o nein.

Während der Todeskrankheit des Dichters langten die Correkturbogen eines neuen Werkes ein, welches unter dem Titel: „In der Veranda" in kurzer Zeit erscheinen soll. Der jugendlich frische Geist mag wohl noch andere Pläne gehabt haben, uns zu erfreuen und zu erheben — da hat ihn die Hand des Todes uns entführt.

War Graf Auersperg als Dichter und Staatsmann hoch zu verehren, so mußte Jeder, der das Glück hatte, ihn persönlich zu kennen, ihn von Herzen lieben. Er hatte die Vorzüge eines echten und rechten Menschen in sich vereint: Hochherzigkeit, Wohlwollen, Gemeinsinn, Zuversicht für die idealen Bestrebungen der Zeit, Interesse für alles edle Wollen und Wirken seiner Mitmenschen.

Ein Grundzug seines Wesens war Leutseligkeit und Bescheidenheit. Aus Allem, was er sprach, dichtete und that, leuchtete seine Liebe zu den Menschen. In seinem Testamente hatte er alles Honorar, welches für seine Werke je eingegangen ist und noch eingehen wird, zu einer Stiftung für arme Studenten aus Krain und Steiermark verordnet.

Graf Auersperg wünschte — wie ebenfalls in seinem Testamente steht — in der Gruft der Kirche zu Haselbach in Krain beigesetzt zu sein, wo auch sein Vater und die Ahnen von ihm ruhen. Diesem Wunsche ist entsprochen worden. Am 15. September um 3 Uhr Nachmittags ist der Sarg des Dichters im Sterbehause zu Graz gehoben, von einer unzähligen Menschenmenge auf den Bahnhof begleitet und dann nach Krain überführt worden.

Ein so großartiges Leichenbegängniß, wie dieses war, hat Steiermarks Hauptstadt wohl selten noch gesehen. Zahllose Vereine und Körperschaften aus nah' und fern haben sich dabei betheiligt; die ersten Häupter des Landes, die obersten Zehntausend der Hauptstadt sind trauernd dem Sarge gefolgt. Der Zug bewegte sich vom Auersperg'schen Palais in der Elisabethstraße aus über die Ringstraße,

durch die Herren-, Murgasse und Annenstraße zum Südbahnhofe. Hunderte von Trauerfahnen, die nicht allein von den öffentlichen Gebäuden, sondern auch an Privathäusern wehten, zeigten die allgemeine Theilnahme der Bevölkerung. An allen Straßen, durch welche der Trauerzug ging, brannten die Gaslaternen, die mit schwarzen Flören verschleiert waren — gleichsam, als trauere auch das Licht um einen seiner bedeutendsten Anwälte.

Alle Gewölbe der genannten Straßen waren geschlossen und die Bevölkerung bildete an beiden Seiten des unabsehbaren Zuges vom Sterbehause bis zum Bahnhofe ein ununterbrochenes Spalier. Ein Wagen mit schweren Kränzen und Schleifen mit Inschriften ging dem ebenfalls mit Lorbeerkränzen ganz bedeckten Sarge voraus. Hinter demselben loderten die Fackeln, von Studenten getragen, und der schwarze Rauch wirbelte gegen den trüb umwölkten Himmel empor. In einem Trauersaale des Bahnhofes wurde die Leiche das zweitemal eingesegnet und der Grazer Männergesangverein brachte dem großen geliebten Manne durch den tiefergreifenden Chor „Schlumm're sanft!" unsern letzten Gruß.

Mein Oesterreich, das war eine deiner ernstfeierlichsten Stunden, als du den edlen treuen Sohn zu Grabe trugst. Möge sein Lied, das du einst verfolgt hast, dir noch mehr solcher Söhne erwecken, — dann bist du wohl daran!

---

## Der letzte Kranz.

Wie hallte das Festlied, wie schallte der Toast,
Als den Sänger, den greisen, bewährten,
Vom Grün des erwachenden Lenzes umsproßt,
In begeisterter Freude wir ehrten!

Wie war da ein Jeglicher fröhlich bedacht,
Einen Kranz ihm, dem Edlen, zu reichen,
Von Lorbeer'n, von Rosen- und Veilchenpracht,
Vom grünenden Laube der Eichen!

Kaum that die Begeisterung selbst sich genug;
Doch zuletzt schien die Feier vollendet
Und vorübergewallt der mänadische Zug
Und der letzte der Kränze gespendet.

Da schritt noch ein Jüngling, ein bleicher, einher,
Nachzügler im festlichen Reigen,
Auch er einen Kranz in der Hand, gar schwer,
Einen Kranz aus düsteren Zweigen.

Der Kranz war nicht mit Rosen geschmückt,
Der war nicht vom Laube der Eichen:
Der war auf Asphodelus-Wiesen gepflückt,
Am Cocytus, im Lande der Bleichen,

Ihn wand um den Sänger der Fremdling sacht
Und flüstert: In festlichen Stunden
Hat die Menge den Kranz der Unsterblichkeit
Dir aus irdischen Blumen gewunden;

Doch den schönsten der Kränze, gar friedlich und still,
Dem kein irdischer Frost mehr verderblich,
Schlingt die Blüthe, die falbe, des Asphodil —
Und die Todten allein sind unsterblich.

Graz, am 13. September.

**Robert Hamerling.**

---

Druck von Leykam-Josefsthal in Graz. — Für die Redaction verantwortlich P. K. Rosegger

# Die drei Prinzen.

Ein Märchen von L. Anzengruber.

Es war einmal ein guter, alter König; böswillige Leute behaupteten zwar, er wäre so gut wie gar Keiner gewesen, das heißt, man vermerkte es in seinem Reiche nicht, daß es da überhaupt einen Herrn König gäbe; aber er selbst war ganz davon überzeugt, denn als sein hochseliger Vater verstorben war, da kamen die Großen des Landes zu ihm und sagten: Geruhen Sie jetzt allergnädigst uns zu regieren! Er hatte damals gleich eine huldvolle Antwort zur Hand, denn er hatte es ja vorausgesehen, daß es so kommen würde und war nicht unvorbereitet und so übernahm er denn die Regierung und setzte die Jahre durch unter alle Schriftstücke, die es nöthig hatten, seinen leserlichen Namenszug; galt es etwas Gutes für das allgemeine Beste, oder Belohnungen und Gnadenacte, da that er einen Rundsprung und es flog ihm das „Monosogoporibius I", so hieß er nämlich, nur von der Hand, als ob es eine einzige Silbe wäre; betraf es aber Steuerausschreibungen, Rügen oder etwa gar Strafen, da hatte er erst lange an der Feder herumzuschnitzeln, mußte sich noch länger auf seinen Namen besinnen und der Herr Hofsekretär, der ihm die Papiere zur Unterschrift unterbreitete, hatte stets auf der Hut zu sein, daß Seine Majestät sich nicht in der Zerstreuung statt der Streusandbüchse des Tintenfasses bediente; darum liebte ihn das Volk und er liebte es wieder.

Monosogoporibius I. war kinderlos, hatte aber drei Neffen, unter welchen ihm frei stand seinen Thronfolger zu erwählen, das machte ihm denn schwere Sorge; obwohl er sich gestehen mußte, daß er sein ganzes Leben lang immer nur unterschrieben habe und daß ein Anderer — natürlich aber wieder nur ein Prinz — dasselbe zu leisten leicht im Stande

sein dürfte, so konnte er sich doch nicht verhehlen, daß Fälle eintreten könnten, wo man seiner, Monosogoporibius I., bedauernd und klagend sich erinnern möchte, da er nur den einen Ehrgeiz hatte, seinem Volke nie eine Thräne gekostet zu haben, so hatte er sich recht gut mit dem Gedanken abgefunden, daß nach seinem Tode Niemand im Reiche seinen Abgang fühlen dürfte und die Liebe zu seinem Volke ließ ihn wünschen, daß Zeiten ferne bleiben mögen, wo man den Tag seines Hintrittes als Verlust empfinden könnte.

Als Monosogoporibius seine Kräfte merklich abnehmen fühlte, dachte er ernstlich daran, sich für einen seiner drei Neffen zu entscheiden; er dachte zuerst an den mit der hübschesten Handschrift, da er aber immer gewohnt war, den Rath der Großen seines Reiches einzuholen, so berief er sie auch diesmal vor die Stufen seines Thrones. Der alte Herr im Königsmantel, mit Krone, Szepter und Reichsapfel sah prächtig aus, wie auch die hohen Herren in ihren Galaröcken, an denen Sterne und Kreuze funkelten, einen überwältigenden Eindruck machten.

Der König stellte seine drei Neffen der Versammlung vor, obwohl sie Jeder, der zugegen war, schon von früher sehr gut kannte, aber das heißt man Ceremoniell, und das muß sein; dann hielt er eine lange Rede über Regententugenden, das wegen der Handschrift behielt er aber für sich, darauf sollten sie selbst kommen, das heißt man Staatsklugheit, die muß gerade nicht sein, aber es ist gut, wenn man davon hat. Als der König mit der großen Rede fertig war, fragte er die Versammelten, was sie dazu meinten.

Die Versammlung gestand zu, daß Tugenden für einen Regenten erforderlich wären, je mehr, je besser, so viel eben zu haben wären, doch müsse man sich auch zu begnügen wissen. Einige sagten, Monosogoporibius solle ihnen nur einen Regenten geben, die Tugenden wollten sie dem Auserwählten dann schon selber glauben machen.

Aber der alte König schüttelte den Kopf.

Endlich trat ein Greis vor.

„Edler Monosogoporibius“, sagte er, „Du denkst billig und gerecht, wenn Du nur Jenen von den drei Prinzen auf den Thron zu setzen gewillt bist, welcher der Würdigste ist; aber indem Du uns die Wahl zuschiebest, setzest Du uns in arge Verlegenheit; schnell könnte sich für jeden Prinzen eine Partei bilden, denn gleich würdig erscheint ja ein Jeder; krönt man endlich Einen von ihnen, so wird er Feind aller derer sein, die früher zu seinen Brüdern gestanden, abgesehen davon, daß man solchergestalt leicht alle brüderliche Liebe in ihren Herzen austilgen und der Bruderzwist bis zum Bürgerkriege ausarten könnte.“

Da trocknete sich der gute, alte König den Schweiß von der Stirne. „Du bist ein entsetzlicher Mensch“, sagte er zu dem Sprecher, „Du bringst mich um die Ruhe meiner Nächte!“

„Geruhe mich allergnädigst weiter anzuhören“, fuhr der Greis fort; „ich habe von den Gefahren einer Wahl gesprochen, weil sie nicht alle Stimmen für einen Prinzen ergeben wird, und wenn Stimmenmehrheit entscheiden soll, die beiden andern sich empfindlich zurückgesetzt fühlen dürften. Es ist somit in diesem Falle für alle Theile gut, wenn uns keine Wahl gelassen wird und wenn derjenige Prinz Dir auf dem Throne folgt, dessen Eigenschaften die Probe halten.“

„Wie meinst Du das?“ fragte Monosogoporibius.

„Ich vermeine, erhabenster Gebieter, Du solltest, so lange noch Dein Auge wacht, jeden der Prinzen, Einen nach dem Andern, zur Probe das Reich regieren lassen. Ihre Reihenfolge mögen sie unter sich durch Abmachung oder durch das Los bestimmen. Jeder

regiert so lange bis etwa das Land sich durch seine Mißgriffe genöthigt sieht, Dich wider auf den Thron zu rufen, der aber soll Dein Nachfolger sein, der selbst, nach wohlverbrachter Probezeit, zum Bedauern des Volkes das Szepter in Deine Hand zurücklegt."

Monosogoporibius gestand sich, der Vorschlag habe etwas Unerhörtes und die Höflinge meinten, den Alten habe der Teufel geritten.

Aber als man die Stimmen für und wider sammelte, da blieb es bei dem Unerhörten, denn es zeigte sich eine ziemlich starke Partei dafür, der sich denn auch einige Unentschlossene zugesellten und ihr so zur Majorität verhalfen. Diese Partei, munkelte man, wäre eigentlich die der erlauchten Schwägerin des Königs, der Mutter der drei Prinzen, und von ihr sei auch auf diesen Tag der ehrwürdige Sprecher, des Teufels Reitpferd, vorgeritten worden; das heißt man Intrigue, die muß zwar auch nicht sein, es ist auch nicht gut, wenn man davon hat, aber Hörensagen nach, soll sie Einen nicht am Fortkommen hindern.

Monosogoporibius I. gab mit einem tiefen Seufzer seine Einwilligung und die drei Prinzen dankten ihrem königlichen Oheim so demüthig, als glaubten sie wirklich, er hätte schon heute früh Morgens als freien Entschluß im Herzen getragen, was man ihm jetzt Abends in den Mund gelegt, und der hohen Versammlung empfahlen sie sich so huldvoll und gnädig, als wären sie schon Könige, alle drei zusammen!

Wie das heißt, braucht nicht gesagt zu werden, das ist etwas von allgemeiner Umgangssprache, die von Allem, was sie nicht Sprache haben will, Umgang nimmt.

Die Prinzen hatten, wie man bemerkt haben wird, eine kluge Frau Mutter, freilich nur klug in der Weise, wie man das häufig bei Frauen findet, die, was sie sich einmal in den Kopf gesetzt haben, auch durchzuführen wissen; es ist das eine artige Kunst, an die schon Mancher hat glauben müssen.

Die hohe Frau konnte es gar nicht erwarten, ihre Söhne regieren zu sehen, und sie war außer sich vor Freude, als die drei Prinzen heimkamen und ihr berichteten, daß sich in der heutigen Versammlung herausgestellt habe, wie auch das Reich, in Anerkennung ihrer — der drei Prinzen nämlich — ausgezeichneten Eigenschaften, es gar nicht erwarten könne, von ihnen regiert zu werden.

Liebe Jungens, dachte die hohe Frau, ihr wißt eben nicht, was ihr „Muttern" verdankt.

Mit Feierlichkeit schritt sie zu einem Schranke und holte daraus den verrosteten Kriegshelm ihres verstorbenen Gemals hervor.

„Kinder", sagte sie, „jetzt müßt ihr losen, damit man weiß, in welcher Reihenfolge ihr zur probeweisen Regierung gelangt. Ich werde hier in den ehrwürdigen Hauptschmuck eures höchstseligen Vaters, den er in so mancher heißen Schlacht getragen, ein weißes, ein grünes und ein gelbes Zettelchen werfen und ihr werdet ziehen! Erlauchte Söhne, hoffnungsvolle Pflanzen in der Baumschule der Zukunft dieses Landes! Ich habe die genannten Farben erwählt, weil das Bäumchen im Frühlinge weiß, im Sommer grün und im Herbste gelb erscheint und gleichwie der Frühling vorangeht, der Sommer folgt und der Herbst den Reigen schließt, so soll auch der, welcher die jungfräuliche Farbe des Frühlings zieht, als der Erste den Andern vorangehen; derjenige, welchen die hoffnungsgrüne Sommerfarbe trifft, ihm folgen, und den Reigen soll Jener schließen, welchem die gelbe Farbe zufällt, doch hoffe ich von seiner brüderlichen Liebe, daß er sich gelben Neides entschlagen werde!"

Die Prinzen fanden diese Rede ihrer erlauchten Frau Mutter sehr sinnreich und erbaulich.

Die hohe Frau hatte ihren beiden jüngeren Söhnen dabei freundlich und verheißungsreich zugelächelt, bei dem letzten Satze ihrer Rede jedoch, den Aeltesten ernst angeblickt.

Die hohe Frau liebte nämlich überaus die beiden jüngeren Prinzen, welche sich noch in kindlicher Liebe an die Falten ihrer reichgestickten Robe schmiegten, während der Aelteste ihr nicht mehr als den schuldigen Respekt bezeigte, womit bekanntlich oft ganz ordinären Müttern nicht gedient ist, geschweige denn gar einer dreifachen Königin-Mutter! Hätte sie nach ihrem Herzen handeln können, sie würde dem Jüngsten als dem Ersten zum Throne verholfen haben, denn er war gar so herzig; aber es ist eine alte Klage in den Palästen der Großen dieser Erde, daß die Rücksicht auf das Wohl der Kleinen der Stimme ihres Herzens Schweigen auferlege; so auch hier, der jüngste Prinz war eben auch gar so jung.

Die Prinzenmutter schüttelte den Helm mit den Losen. „Kinder", rief sie scherzend, „wer zuerst zulangen kann, der zieht auch zuerst!"

Da stürzten die beiden jüngeren Prinzen vor, der Dritte aber blieb voll Anstand und Würde auf seinem Platze stehen, auch um ein Königreich wollte er sich nicht mit seinen erlauchten Brüdern balgen.

„Du willst ein König werden," sagte der Zweitältere zu dem Jüngsten, „Dir wird ja die Krone bis über die Nase fallen und die Füße werden Dir vom Throne herabbaumeln." Und er stieß ihn weg, griff in den Helm und die Mutter schob ihm geschickt das weiße Zettelchen in die Hand.

Dann kam der Jüngste herzu, er weinte, aber die Mutter versprach ihm ein Zuckerbrod, da griff auch er in den Helm und sie schob ihm das grüne Zettelchen zu.

Nun trat der Dritte heran und holte den gelben Zettel heraus. Wobei die Prinzenmutter dachte, er werde wohl nie von dieser Thron-Anweisung Gebrauch machen können, da doch gewiß einer von seinen Brüdern schon allen Anforderungen entsprochen haben wird.

Nun war es bestimmt, wie die Prinzen der Reihe nach zur probeweisen Regierung gelangen sollten.

Nur Eines gab es zu bedenken, die Zeit drängte, wo sollten die Prinzen in aller Eile die Regierungskunst hernehmen? Sie zu einem befreundeten Könige in der Nachbarschaft in die Lehre zu schicken, dazu war es zu spät, aber der greise Sprecher, der schon einmal die Sache der königlichen Schwägerin so gut geführt hatte, glaubte hier Rath zu wissen.

„Dreifache Frau Königin-Mutter", begann er, „nicht weit von hier haust ein weiser Einsiedler, derselbe bewahrt den Schlüssel zu einer Höhle, welche viele Wunder umschließt, sie ist, wie mir erzählt worden, von sprachkundigen Geistern bewohnt und gar Mancher, der später berufen war, die Welt durch seine Thaten und Werke in Erstaunen zu setzen, hat sich vorerst bei diesen Wesen Rathes erholt. Ich denke, wir ließen immer den betreffenden Prinzen nach jener Höhle reisen, versehen ihn mit einigen erfreulichen Geschenken für den alten Pförtner derselben, denn auch weise Einsiedler thun nichts umsonst, und überlassen das Weitere der Fügung des Himmels. Es gleich, ohne diese Umstände, derselben zu überlassen, wäre zwar einfacher und käme auch billiger, aber es kann nicht schaden, wenn man heutzutage der himmlischen Fügung nach der gewünschten Richtung hin den Anstoß gibt."

Der Rath war eben so gut gemeint als einleuchtend und so wurde er denn auch befolgt. Der zweitälteste Prinz reiste mit einem großen Gefolge nach dem Wohnsitze des weisen Einsiedlers ab.

Nach wochenlanger, beschwerlicher Fahrt gelangte man in eine gräuliche Wildniß, rings starrten nackte Felsen zum Himmel, kein Baum, kein Strauch, ja kaum ein Halm war in der aus-

gebrannten Oede zu sehen, nur hie und da stand ein Caktus mit brennend rothen Blüthen; man konnte nicht sagen mitten inne, denn nach gewöhnlichen Begriffen war ja eigentlich rings herum nichts zu sehen, aber hier in dieser trostlosen Gegend befand sich die Hütte des weisen Einsiedlers.

Der Prinz pochte ungeduldig an, er erwartete wenig von hier zu holen, und gedachte dieses Wenige auch so schnell als möglich wieder fortzutragen.

Der Einsiedler war ein freundlicher alter Herr, der, wie sich von selbst versteht, einen schneeweißen Bart hatte; er erschien sofort unter der geöffneten Thüre und lud den Prinzen ein, in die Hütte zu treten; der aber bedankte sich schön, sagte, er habe große Eile und brachte sein Anliegen vor, nämlich, daß er in die bewußte Höhle eingelassen sein wolle.

„Ohne alle Vorbereitung?“ fragte der Einsiedler. „Soll ich Dir nicht ein oder das andere Sprüchlein mit auf den Weg geben?“

„Sind die nothwendig?“ fragte der Prinz.

„Nothwendig nicht, nützlich vielleicht,“ sagte der Alte.

„Dann danke ich,“ meinte der Prinz, „und Du würdest mich sehr verbinden, wenn Du ohneweiters mir und meinem Gefolge die Höhle erschließen würdest.“

„Dir wohl, Prinz,“ sagte der Einsiedler, „aber Deinem Gefolge mit nichten! Die Höhle darf nur Einer allein betreten!“

„Nun denn, ich bin bereit, schließe auf!“

Da führte der Einsiedler den Prinzen nach einem hohen Felsen, an welchem sich eine eiserne Pforte befand, über dieser waren in Lettern aus gleichem Metall die Worte „Höhle der Phrasen“ angebracht.

Der Alte löste das Schloß, bedeutete dem Prinzen, wenn er die Höhle werde verlassen wollen, nur von innen zu pochen, die verrosteten Angeln kreischten und der Prinz trat hinein in das Dunkel, hinter ihm schloß der Einsiedler wieder sorgsam die Thüre und blieb lauschend an derselben stehen. Die Herren des prinzlichen Gefolges hätten für ihr Leben gerne mitgelauscht, aber es konnte leider Niemand hinzutreten, entweder war die Pforte zu schmal, oder der würdige Einsiedler zu breit, oder wohl auch beides zugleich; so bildeten sie denn, die hohle Hand am Ohre, einen den lauschenden Weisen belauschenden Halbkreis.

Es dauerte nicht lange, so sagte der greise Horcher an der Thüre: „Aha!“

Die lauschenden Hofleute ringsum sagten mit großer Befriedigung auch „aha“, denn sie wähnten, jetzt würden sie eines jener prächtigen, beschreibenden Selbstgespräche zu hören bekommen, welche sich auf der Bühne so gut ausnehmen, und durch dasselbe über den Stand der inneren Angelegenheiten in der Höhle unterrichtet werden. Leider pochte es unmittelbar darauf von innen, der Einsiedler schloß auf und der Prinz trat heraus. Wohl sah man ihm an, daß ihm etwas Außergewöhnliches begegnet sei, aber er trug auch eine freudige Zuversicht zur Schau. Der alte Weise machte bei dieser Wahrnehmung gar ein ernstes Gesicht, und verneigte sich stumm, als der Prinz auf das freundlichste von ihm Abschied nahm.

Auf der Rückreise sagten die Herren des Gefolges, unter sich noch oft mit bedeutsamen Mienen: „aha“, um den Prinzen aufmersam und glauben zu machen, daß sie schon um Manches wüßten und nur darauf warteten, daß er sich über ohnehin schon Bekanntes etwas näher gegen sie ausließe; aber zu ihrem großen Verdrusse verlor er über den so hochinteressanten Gegenstand nicht ein einziges Wort. Also erreichten sie wieder die Residenz Monosogoporibius I. und, wie das auch anderen Leuten manchmal geschehen soll, kamen sie von der Reise nicht klüger zurück, als sie ausgezogen waren.

Der königliche Oheim empfing sehr huldreich seinen Neffen, übertrug demselben unter großen Feierlichkeiten die Regierung und zog sich auf ein stilles entlegenes Jagdschloß zurück. Sohin führte der zweitältere Prinz probweise das Regiment.

Gleich in dem ersten Manifeste an seine probeweisen Völker frischte der neue Herrscher das Gedächtniß der grauen, heldenhaften Vorzeit auf, versprach diese Tage der Größe und Macht des Vaterlandes wieder aufleben zu machen, und gab der Erwartung Ausdruck, daß jeder Patriot begeistert Folge leisten werde, wenn das Vaterland zu großen Thaten ruft.

Und nun hatte das Volk oft und vielmal der Stimme des Vaterlandes Folge zu leisten, denn dieses ward nicht müde, zu den Waffen zu rufen; aber dieser Ruf des Vaterlandes war nicht der klagende Weckruf gegen fremde Unterdrücker, nicht der entrüstete Aufschrei über muthwillig zugefügte Schmach und Ungerechtigkeit, nicht das tiefernste Grollen des Beleidigten, es war der gellende Hetzruf des Beleidigers!

Aber dieses immerwährende Schlagen und Kriegen war von eben so andauerndem Glücke begünstigt, so daß der junge Regent bald seinen Namen gefürchtet, die Grenzen seines Reiches erweitert und seinen Staat alle anderen an Macht und Größe überragen sah. Mit Stolz fragte er sich, wer nunmehr den wahnwitzigen Gedanken auch nur denken könnte, dem Gründer all' dieser Herrlichkeit den Thron streitig machen zu wollen! Mit Grausamkeit beugte er in widerrechtlichen Kriegen besiegte Stämme unter sein Joch und mit noch größerer Härte verfolgte er die seiner Herrschaft Angestammten, welche etwa schüchtern die Stimme für den Frieden zu erheben wagten.

Indessen saß der gute Monosogoporibius auf seinem stillen Jagdschlosse. Tages über durchpirschte er den Forst, das heißt, er durchstreifte denselben mit seinem Gefolge, denn er selbst hatte nie eine Armbrust gehandhabt; dabei geschah es immer, gewiß nicht aus Neid über die Geschicklichkeit Anderer, sondern lediglich aus Mitleid mit dem armen Gethier, daß der beste Schütze wenigstens für den laufenden Tag in Ungnade fiel. Abends — das war er so gewohnt — mußte ihm sein alter Hoffekretär sauber geschriebene Schriftstücke zur Unterfertigung vorlegen, da waren Belobungen und Belohnungen an die Dienerschaft, ein Dekret, das den armen Vögelchen über die harte Winterszeit genügendes Futter bewilligte, welches immer „an im betreffenden Paragraphen genau ersichtlich gemachter Stelle" hinterlegt werden würde; ein anderes, das die Herstellung von „mit genugsamem Heu versehenen Remisen" zur Aesung des Wildes im Walde anordnete; nur Eines, welches auch den Raupen und Engerlingen einige Freiplätze im kleinen Schloßgarten anweisen wollte, wurde über energische Einsprache des alten Gärtners fallen gelassen. Von Zeit zu Zeit ward auch einem alten Jagdhunde, für dessen während der Dienstzeit bewiesene Pflichttreue Andere einstehen konnten, allerhuldreichst ein Gnadenbrod zugewiesen, wobei der alte König sich nie enthalten mochte, zu bemerken, daß er das Institut der Jagdhunde nicht billige, sondern nur als eine Nothwendigkeit beklage, übrigens aber, wie unter alle Schriftstücke, seinen reinlichen, leserlichen Namenszug darunter setzte, denn es war doch Eines mehr.

Aber nun wurde ihm schon längere Zeit sein stilles Jagdschloß verleidet, die Witwen und Waisen der zahllosen Krieger, die in den Feldzügen des Regenten gefallen waren, kamen in Schaaren jammernd herbeigezogen und baten ihn um Erbarmen für das Land.

Was aber wollte der gute, alte König machen? Darauf durfte er ja nichts geben, das waren ja nicht die Großen des Reiches, das waren ja

nur die Kleinsten und Aermsten, die ihn zurückverlangten. Da ward er, vielleicht zum ersten Male in seinem Leben, sehr zornig, verwünschte seinen Neffen, und um von dem ganzen Jammer nichts sehen und hören zu müssen, gebot er, die Fensterläden zu schließen und stopfte sich Baumwolle in die Ohren.

Mittlerweile aber kamen noch härtere Tage über das Land, die Grausamkeit des Regenten und seine nie rastende Kriegssucht zwangen endlich alle benachbarten Staaten in Ein großes Bündniß wider ihn, der Ueberzahl mußte er erliegen, er suchte und fand in offener Feldschlacht den Tod und nun sah das arme Reich die ganze Zeche sich aufgekreidet, so daß es fast an seinem Bestande verzweifeln mußte.

In dieser Bedrängniß eilten denn auch die Großen des Reiches nach dem stillen Jagdschlosse, um die Krone an Monosogoporibius I. zurückzustellen. Der alte König war vor Freude außer sich, als er sie kommen sah, nicht darüber, daß er nun wieder regieren sollte, sondern, weil er nun dem Jammer, so viel in seinen Kräften lag, abhelfen konnte.

Er vergaß ganz auf die Baumwollpfropfen in den Ohren, und der Sprecher der Deputation der Großen des Reiches mußte seine ganze Rede noch einmal hersagen, nachdem der König die Watte entfernt hatte.

Sofort eilte Monosogoporibius I. nach der Hauptstadt, mit seinem Erscheinen kehrte Muth in die Herzen seiner Unterthanen zurück und da die siegreichen feindlichen Fürsten es nicht auf einen Verzweiflungskampf ankommen lassen wollten und überdem mit dem alten Könige persönlich befreundet waren, so gelang es ihm, einen leidlichen Frieden zu schließen, der das Reich in jenen Grenzen beließ, wie er es seinem zweitältesten Neffen übergeben hatte; leider waren damit im Innern die Spuren von dessen Regentschaft nicht ausgetilgt.

Der jüngste Prinz hatte unterdem gerade jenes Alter erreicht, in welchem sein verstorbener Bruder zur probeweisen Regierung gelangte. Da nunmehr die Reihe an ihm war, so entschloß er sich gleichfalls, die geheimnißvolle Höhle aufzusuchen, aber er gedachte vorsichtiger zu sein. Auf der Reise dahin forschte er jene Herren seines Gefolges, welche schon das erste Mal mitgewesen waren, genau über das Wenige aus, das sie wußten.

Wieder erreichten sie jene traurige Oede und der Prinz, dem die Reise viel Beschwerde gemacht, brannte schon vor Begierde, die Höhle zu betreten, um nach rascher Erledigung seiner Geschäfte an die Heimkehr denken zu können. Er pochte an der Hütte des weisen Einsiedlers; dieser erschien sofort unter der Thüre und lud den Prinzen ein, Rast zu halten; der aber bedankte sich schön, sagte, er habe große Eile und brachte sein Anliegen vor, nämlich, daß er in die bewußte Höhle eingelassen werden wolle.

„Ohne alle Vorbereitung?“ fragte der Einsiedler. „Soll ich Dir nicht ein oder das andere Sprüchlein mit auf den Weg geben?“

Auf diese Frage war der Prinz durch seine Begleiter schon vorbereitet; er wollte es sich mit dem, wie es schien, redeseligem Alten nicht verderben und so antwortete er: „Das mag wohl nicht nothwendig, aber vielleicht doch nützlich sein, sage mir ein solches Sprüchelchen.“

Da wiegte der alte Einsiedler das Haupt und sagte: „Vor Allem merke Dir dies:

Bleib' Dir getreu nur,
Lass' Dich nicht irren,
Was auch die Thiere
Brüllen und girren!“

„Das ist barer Unsinn, dachte der Prinz bei sich. Wie werde ich mir denselben merken?“ Er hatte nämlich ein sehr schwaches Gedächtniß.

„Das ist das Erste;“ sagte der Alte.

„Sind ihrer denn mehrere?“ fragte der Prinz.

„Es sind mehrere“, sagte verdrießlich der Einsiedler.

„Dann verzichte ich darauf“, sagte verbindlich der Prinz. „Du würdest mich aber sehr zu Dank verpflichten, wenn Du mir sagen könntest, was meinem höchstseligen Herrn Bruder in der Höhle begegnet ist.“

„Ich darf zu Keinem über die Geheimnisse der Höhle sprechen, der sich nicht vorbereiten lassen will und dazu ist nöthig, daß er alle meine Sprüchlein erlernt.“

„Das ginge mir ab“, sagte der Prinz stille für sich, und dann laut: „Vielleicht aber könnte ich doch erfahren, wie ich dem Geschicke entgehen kann, das ihn betroffen hat, denn daran liegt mir vor Allem.“

„Da brauchst Du nur zur ersten Erscheinung, die Dir entgegentritt, zu sagen:

Haß ist stets ein traurig' Erbe,
Oft der Sieg ein ungerechter,
Krieg sei nimmer ein Gewerbe
Und der Held, er sei kein Schlächter!“

„Gerechter Himmel“, klagte der Prinz, „das klingt nicht viel klüger als das Erste, wie werde ich das behalten können? Ich bitte, sage mir das noch einmal!“

Und der geduldige Alte sagte den Spruch noch einmal, dann auf allerhöchstes Verlangen ein drittes Mal und nachdem er ihn so ein Dutzend Male wiederholt hatte, gestand sich der Prinz, daß man mit ein wenig Mühe, die man Anderen mache, sich derlei ganz gut merken könne.

„Nun schließe mir nur auch rasch die Höhle auf“, sagte er, „damit ich den Spruch gleich vor der ersten Erscheinung hersagen kann, ich hoffe, sie wird doch so artig sein und sich blicken lassen, bevor ich ihn vergesse.“

Der Einsiedler löste das Schloß an der eisernen Pforte, bedeutete dem Prinzen, wenn er die Höhle werde verlassen wollen, nur von innen zu pochen, und die verrosteten Angeln kreischten —

„Halt' einen Augenblick“, sagte der Prinz, ehe er in das Dunkel hineintrat. „Wie geht das Silben- und Reimgetrommel, das Du mich gelehrt hast? Sieg ist stets ein traurig Erbe ...“

„Haß, Haß“, verbesserte der Einsiedler.

„Ach ja, ich weiß es nun schon,

Haß ist stets ein traurig Erbe,
Und der Sieg, er sei kein Schlächter!“

„Du lieber Himmel“, sagte der Alte und schlug die Hände über dem Kopfe zusammen.

„Nun, nun“, meinte huldreich der Prinz, als gälte es, den Einsiedler über eine von dessen eigenen Angelegenheiten zu beruhigen. Dann ließ er sich das Sprüchlein noch einmal vorsagen und dann hatte er es weg und trat hinein in die Höhle.

Hinter ihm schloß der Einsiedler wieder sorgsam die Thüre und blieb lauschend an derselben stehen. Die Herren des prinzlichen Gefolges hätten für ihr Leben gerne mitgelauscht, aber — doch das ist ja schon einmal erzählt worden und hat sich auch jetzt zum zweiten Male nicht anders zugetragen.

Es dauerte wieder nicht lange, wenngleich ein wenig länger als das erste Mal, da pochte es von innen, der Einsiedler schloß auf und der Prinz trat heraus. Er hatte den Blick andächtig gegen Himmel gerichtet, dann senkte er ihn demuthsvoll zur Erde, faßte die Hand des Einsiedlers und drückte sie an die Lippen, aber der alte Weise machte wieder gar ein ernstes Gesicht und verneigte sich stumm, als der Prinz beim Abschiede bat, ihn in das Gebet mit einzuschließen. Die Rückreise ging genau so von statten wie das erste Mal und wenn die Herren vom Gefolge etwas mehr wußten als damals, so war dies gewiß nicht die Schuld des Prinzen.

Der königliche Oheim empfing auch diesen seinen zweiten Neffen sehr huldreich und übertrug demselben unter großen Feierlichkeiten, aber mit ein wenig bangem Herzklopfen, die Regierung, worauf er sich wieder nach seinem stillen Jagdschlosse begab.

Nun begann unter dem jüngsten Prinzen die zweite Regentschaft. Er ließ sich jedoch anders dazu an, wie sein höchstseliger Herr Bruder. In seinem ersten Manifeste lobpries er Gott und die friedsamen, guten, alten Zeiten und versprach, unter des Ersteren mächtigem Beistande, deren festen Glauben und ehrsame Zucht und Sitte im Reiche wieder herzustellen; alle Patrioten wären höflichst eingeladen mitzuthun!

Der Hof des neuen Herrschers wimmelte bald von Leuten, welche alle versicherten, daß sie nur das Reich Gottes suchten, wobei sie freilich verschwiegen, daß sie auch auf eine Reichsverwesersstelle in demselben rechneten, aber das war ja selbstverständlich, denn dem getreuen Knechte gebühret sein Lohn und daß ihnen derselbe, vermöge ihrer Verdienste, schon lange zugedacht war und nur die böse Welt sich weigerte, ihn herauszugeben, das fühlten sie gar wohl. Wollten sie also dazu gelangen, so durften sie keine Zeit verlieren und mit der argen Welt nicht spaßen.

Da waren im Reiche böswillige Neuerer, die schrieben in ihren Büchern nicht, wie die Rechtgläubigen, „GOTT", sondern ganz unehrfürchtig „Gott"; freilich brauchten sie Ausflüchte, meinten, die Buchstaben hätten nichts mit der Ehrfurcht zu schaffen und „Gott" geschrieben, hieße nicht „GOTT" gelästert; aber man weiß, was man von so spitzfindigen Vorwänden zu halten hat, daß sich immer bei Streiten über Rechtschreiberei viel Rechthaberei breit macht und daß sich hier der ungläubige Wolf in ein orthographisches Schaffell hüllte. Was sollte man mit solchen verrotteten Gemüthern beginnen, denen Gott nur für ein gewöhnliches Hauptwort galt und welche auch dem Teufel die gleiche Ehre erwiesen?!

Um durch die Duldung dieses ketzerischen Gebahrens die Rechtgläubigen nicht irre zu führen, sondern vielmehr zu überzeugen, daß sie mit ihren Anschauungen in der Mehrzahl und in der Macht, somit im Rechte seien, ließ der junge Herrscher ein Dekret ergehen, welches die „neuere Rechtschreibung in göttlichen Dingen" verdammte und den Anhängern derselben freistellte, binnen vierzehn Tagen das Reich zu verlassen oder ihrem Irrthume gänzlich zu entsagen, mit dem Bemerken jedoch, daß Jeder, der im Lande verbleibe, für einen Rückfall in seine früheren verdammlichen Ansichten auf das Härteste bestraft werden würde; gegen solche Rückfällige wurden auch unter Einem alle ehrliebenden Patrioten zu Anzeigen, wenn auch ohne Unterschrift, höflichst eingeladen.

Zwei Dritttheile der orthographischen Ketzer, welche eine flinke Hand schrieben und fürchteten, es möchte ihnen das bewußte Wort oftmal unversehens in der verpönten Schreibeweise aus der Feder fließen, zogen es vor, auszuwandern; die Andern, welche bedachtsamer ihre Buchstaben malten, dachten, sie würden sich schon an die vier großen Schriftzeichen in einem Worte gewöhnen können. Aber die Gewohnheit spielte doch Manchem arge Streiche und das Gericht, das der Fürst für solche Fälle eingesetzt hatte, ließ nicht mit sich spaßen.

Es dauerte auch nicht lange, so wimmelte es von Anzeigen ohne Unterschriften. Scherz wurde mit gutem Vorbedacht als Ernst genommen, Muthwille als Frevel; ja, persönliche Feindschaft scheute sogar nicht davor zurück, die Schreibhefte eines verhaßten Gegners zu fälschen und das Gericht kannte nur eine Strafe, den Tod durch Feuer.

Nicht lange hatte der gute Monosogoporibius I. auf seinem stillen Jagdschlosse gehaust, so wurde sein Friede wieder gar arg getrübt; so oft er auszog, begegneten ihm Schaaren von Auswanderern, Männer, Weiber und Kinder, welche der Schrecken aus dem Lande scheuchte, wehmüthig grüßten sie stets ihren alten, guten König, und Tag für Tag und immer zahl-

reicher strebten die Züge der Grenze zu; als aber eines Tages verzweifelnde Hinterbliebene von sogenannten Ketzern vor dem Schlosse Asche und verbrannte menschliche Gebeine auf den tiefgrünen Rasen streuten, da schluchzte der alte Mann laut auf, man sieht, er war kindisch geworden, wer wird denn weinen?

Als er aber seine Thränen getrocknet hatte, da sammelte er seine wenigen Diener, bestieg ein Pferd, aber da er gar schwach war, mußten ihn zwei Leute rechts und links stützen, und so zog er der Hauptstadt zu; auf dem Wege kehrte jede Auswanderer-Schaar um und schloß sich ihm an, in Dörfern und Städten, wo er vorüberkam, ließen sie die Arbeit liegen und stehen und ein unermeßliches Menschengewoge wälzte sich brausend gegen die Residenz heran.

Ja, man wußte dort gar nicht zu deuten, was das war, als aber Monosogoporibius nach der Stadt hineinschickte und sagen ließ, er fordere seine Krone zurück, da rannte Alt und Jung vor das Thor hinaus zu ihm, und die Großen des Reiches, welche doch nicht ganz allein darinnen verbleiben wollten, entschlossen sich rasch mitzurennen und da es ihnen sehr schicklich schien, die Krone zur Hand zu haben und wie aus eigenem Antriebe gleich anzubieten, so riß der Letzte, der in der Eile aus dem Königssaale entlief, dieselbe etwas unsanft dem jungen Fürsten vom Haupte.

Dieser ärgerte sich nicht wenig und fand es nicht in der Ordnung, daß er mitten in seiner segensreichen Regierung also unterbrochen wurde, denn er hoffte an dem Feuer, an dem er die eine Hälfte seiner Unterthanen briet, würde auch die andere Hälfte für seine Herrschaft gar werden; da ihm nun diese Aussicht benommen war, ging er in ein Kloster.

Draußen vor der Stadt trafen die Großen des Reiches auf unabsehbare Menschenmassen, die einen hinfälligen Greis umjubelten, der mühselig, von Anderen unterstützt, zu Pferde saß und auf alle Zurufe kindlich froh lächelte; aber wehe dem, der über ihn gelacht hätte! Dieser Greis, das wußten Alle, trug zur gegenwärtigen Stunde in seiner Brust das Herz des Landes und für sein Fühlen und Empfinden standen Millionen Arme und Fäuste ein.

Die Großen des Reiches gaben die Krone wieder in seine Hand zurück und ihr Sprecher hielt dabei eine minder schöne Ansprache, wie das erste Mal, wo er Zeit hatte, sich gehörig darauf vorzubereiten. Dem alten König war recht bange wegen seines dritten Neffen, selbst die Prinzenmutter, seine erlauchte Schwägerin, warf sich ihm zu Füßen und bat, ihrem ältesten Sohne die Probe zu erlassen und sollte er damit auch alle Ansprüche auf den Thron verwirken. War es gekränkte Mutterliebe, die es nicht mitansehen wollte, daß gerade das am wenigsten geliebte Kind etwa erreichen könnte, was den beiden anderen Heißgeliebten versagt war? Oder war es wirklich besorgte Mutterliebe, die den Letzten der Söhne nicht auf ein so gefährliches Spiel setzen wollte? Wer weiß es zu sagen? Vielleicht war es Beides zugleich.

Aber Monosogoporibius I. sagte sich, daß nach seinem Ableben doch dieser dritte Neffe sein nächster Erbe sein würde und eben darum sollte auch er seine Probe ablegen, entweder er beruhigte ihn dadurch über die Zukunft seiner ohnehin schwer geprüften Unterthanen oder er verfehlte gleichfalls seine erhabene Aufgabe, dann sollte es die letzte Sorge des greisen Königs sein, einen würdigen Herrscher für das Reich aufzufinden.

Und so sah denn das Land mit banger Erwartung und mit wenig Hoffnung den letzten Prinzen aus seinem Fürstenhause den gleichen Weg dahinziehen, den vor ihm seine Brüder zurückgelegt hatten.

(Schluß folgt.)

# Das Schloß der Bösen.

Original-Novelle.

(Schluß.)

Aus dem lichtreichen Kreise der Schönheit ist die Furcht verbannt. Friedegg athmet auf.

Mit dem ersten Strich auf die Leinwand war alles Bedrängende entflohen — einzig nur die reine Schaffensfreude beseelte den jungen Künstler.

Wir vermögen nicht anzudeuten all' die bewegenden, bangen, süßen Empfindungen, die während dieser Stunde in des schlichten Mädchens Herzen waren. Ganz ruhig und stumm wie eine Bildsäule saß sie da, trotz der Erlaubniß, sich zu bewegen und zu sprechen. Ihr Auge hielt sie meist gesenkt, nur einigemal wurde es aufgeschlagen und flog auf die Staffelei hin, die sie doch nur von der Rückseite sah.

Als die Stunde vorüber und Angla das fertige Bild zu sehen hoffte, war sie sehr überrascht, nur eine leichte, schwarze Zeichnung eines Menschenhauptes zu finden.

Friedegg bat sie, am nächsten Morgen zur bestimmten Stunde wieder zu erscheinen, und zwar in jenem Kleide, das sie zu Hause trage, wenn sie auf der Wiese das Gras sammle.

Sie band die Locken auf und sagte: „O, wie gern komme ich wieder, jetzt hab' ich keine Angst mehr.“

Er geleitete sie den Berg hinab. Sie war heiter und schalkhaft. Er blickte sie immer an; er nahm von jeder ihrer Stimmungen ein Bild in seine Seele auf.

Später begegnete ihm der alte Schuster. Der hielt fest den Mund zugekniffen, aber sein blinzelndes Aeuglein fragte: Na, wie steht's mit der Schönsten des Landes? wird der König zufrieden sein?

Mit Mißbehagen wollte sich Friedegg von dem Alten abwenden, doch durfte er sich's mit ihm nicht verderben. Er grübelte nur, wie es kam, daß ein solcher Vater eine solche Tochter habe. Da erfuhr er: Angla war des Schusters Ziehkind.

## Mit ihren Vorzügen und mit ihren Sünden ....

Der Drack war an demselben Tage nicht gesehen worden. Der Maler hatte beschlossen, die Drohung des unheimlichen Mannes für sich zu behalten, hingegen seine Wohnung zu jeder Stunde sorglich abzusperren und auf seinen Spaziergängen in die schönen Laubwälder eine geladene Pistole nicht zu verschmähen.

Am andern Tage kam Angla unbegleitet in's Schloß. Sie betrachtete die Zeichnung, welche während ihrer Abwesenheit etwas ausführlicher geworden war; sie gewahrte nicht, daß der Maler die Thür verschloß.

Dann setzte er sich auf den Sammt, zog das Mädchen an seine Seite nieder und flüsterte: „Heute, Angela, mußt Du Dich mir im rechten Lichte zeigen, heute geht's an die Farben.“

Ihr leichtes Kleidchen schmiegte sich viel anmuthiger um ihre Glieder, als gestern der Sonntagsstaat.

„Ich verlange ja nur ein Brustbild“, sagte er, „aber das darfst Du mir in seiner Naturschöne nicht versagen. Wenn ich ganz offen sein will, Angela, ich finde selbst das geschlossene Busenleibchen etwas störend. Auch mußt Du im Interesse der Gesichtsfarbe ganz frei athmen können.“

Da wagte das Mädchen einzuwenden, daß die Mutter Gottes auf Bildern gewöhnlich ein Kleid trüge, welches bis an den Hals geschlossen wäre.

Friedegg rückte ihr etwas näher und sagte: „Nicht wahr, Angela, Du

bist mir nicht böse, wenn ich Dir etwas gestehe."

Das Mädchen schlug die Augen nieder und neigte das Köpfchen.

„Ich bin eigentlich ein arger Sünder", fuhr er fort, „die Sehnsucht, bei Dir zu sein und Dein Bild zu schaffen, hat mich zu einem Streich verleitet, der ein wenig mein Gewissen drückt, so lange ich ihn Dir nicht gebeichtet habe, so lange Du mir nicht die Absolution ertheilt hast. — Um von Deinem Vater die Erlaubniß und von Dir die Bereitwilligkeit zu erlangen, habe ich das einemal zum König, das anderemal zur Mutter Gottes meine Zuflucht genommen. Ich hätte Dir's ja gestern schon gestehen mögen, um Deine Besorgniß zu zerstreuen: Angla, ich male kein anderes, ich male nur Dein Bild, als die, die Du bist; und ich male die Schönste des Landes nicht für den König, sondern für mich selbst. Dein Bild wird nicht bloß meine Existenz begründen, es wird mein Glück sein. — Ich bitte Dich, liebe Angla, verzeihe mir daher die Täuschung!"

Das Mädchen war bewegt. Diese Bitte von diesem Manne ging ihr an's Herz. Sie war noch nicht zum Bewußtsein gekommen, daß sie den Maler liebte, daher sagte sie das Wort: „Da habe ich nichts zu verzeihen. Verzeihen Sie mir, wenn ich etwa anders bin, als ich wohl sein sollte. Ich bin gar arm, hab' nichts lernen können und hab' doch meine Fehler und Sünden."

Der junge Künstler legte seine Hand auf ihre Schulter und flüsterte: „Also ich darf Dich malen, ganz wie Du bist, mit Deinen Vorzügen und Deinen Sünden . . . .?

Da versetzte das Mädchen: „Weil es so weit schon ist — ich will nicht tugendhafter sein, als wie mich Gott erschaffen hat."

In diesem Augenblicke ächzte die die Wand, als brause ein Sturmwind um das Gebäude. Draußen aber war der sonnige Morgenfrieden.

Mit sanfter Hand legte der Maler des Mädchens Gelocke so über Schulter und Brust, wie er es für gut fand.

Am dritten Tage, als Angla wieder erschienen und die Thür wieder verschlossen war, sagte Friedegg zu seinem anmuthsvollen Vorbilde: „Heute kommen die Augen daran. Mache sie einmal auf und blicke mich an."

Da leuchteten ihre großen, mächtigen Sterne wunderbar zu den seinen hinüber. Er sah sie lange, lange an, dann schleuderte er den Pinsel weg und rief: „Die kann ich nicht malen!"

Angla erschrak.

„Das Leben wird noch die Kunst besiegen! Mädchen, Du bist schön!"

Er arbeitete in derselben Stunde an anderen Partien des Hauptes und erst, als Angla wieder davon war — lebendig, aus seiner eigenen Seele heraus malte er ihr Auge.

## Der Schatz gehoben!

Emsig arbeitete der junge Künstler und wo er ging und stand, sah er vor sich ihr Bild. Alles Schöne und Liebliche, was sonst die Gegend bot, verwebte er in dasselbe; alles Gute und Frohsame, was er von den schlichten Bewohnern des waldigen Thales erfuhr, legte er in dasselbe; all' das Ueberirdische, das Göttliche, was er in seinem Künstlerideale je geträumt, senkte er in das Bild seiner — seiner Angla.

Oder wäre der Drack, der finstere, grauenhafte Geselle einer andern Meinung? — Schon seit Tagen war dieser nicht mehr gesehen worden. Ein verrückter Alter — weiß heute nicht mehr, was er gestern gethan hat. Der Maler wollte weiters gar nicht mehr an ihn denken.

Das hielt aber etwas schwer und als Angla das nächstemal zu ihm

in's Schloß kam, versperrte er doch wieder die Thür.

Sie saßen beisammen auf dem rothen Sammt — der Maler und sein reizendes Modell.

„Und nun, mein süßes Kind", sagte Friedegg, heute noch inniger als je beseelt von dem Gegenstande seines Schaffens, „Du siehst, welch' reinen Purpur ich heute auf der Palette habe; das feinste Pinselchen ist in Bereitschaft. Was meinst Du, ist es nicht Dein lieber, kleiner, rosiger Mund, der heute d'ran muß?"

Ihre Lippen, solches Lob kaum gewohnt, zitterten leise.

„So wie ich das Auge ganz auf mich wirken lassen mußte", sagte der Künstler „bis es mir gelang, dasselbe auf die Leinwand zu bringen, so wird's wohl auch mit dem Munde sein müßen."

Und er legte seine Hände an ihr Haupt und sanft aber ehern an Kraft zog er es an sich und preßte einen langen, glühenden Kuß auf ihre Lippen. — Als er das Köpfchen endlich wieder losließ, neigte es wie ein geknicktes Blümchen, tieferröthet und geschlossenen Auges, dem Busen zu.

Wie in einem leisen Erdbeben dröhnte der Boden. Friedegg merkte es nicht, erhob sich rasch und malte.

An einem der nächsten Tage kam das Schusterlein wieder einmal zu Friedegg auf Besuch. Das Bild war mit einem weißen Tuche verhüllt. Der Alte verlangte es nicht zu sehen; er erkundigte sich nur nach der Schatzgräberei.

„Pst", lispelte der Maler, „ich habe den Schatz ja schon gefunden! Er ruht tief im Brunnen, aus welchem das Blut fließt. Bald wird er gehoben sein."

Befriedigt trippelte der Flickschuster in sein Häuschen zurück und verachtend stieß er die alten spröden Schuhe und Lederstücke mit dem Fuße von sich.

Als Angela das nächste- und letztemal wieder kam, brachte sie dem Maler einen kleinen Strauß von Nelken und Reseden mit. — Wer das alte Alphabet kennt, mittelst dessen das junge Landvolk sich seine Liebesbriefe schreibt, — wer die Blumensprache kennt, der weiß es nun, was Angla meint und nimmer sagen kann.

Friedegg nahm den Strauß still entgegen. Heute hatte er kein Wort des Scherzes, der Schmeichelei und Liebe. Schier blaß bis zum Munde hin war sein Gesicht. — Zweimal hatte er den Schlüssel umgedreht am Thürschloß. — Es sollte die Stunde der Enthüllung sein.

Die Staffelei hatte er so gewendet, daß das volle Licht eines Fensters auf das Bildniß fallen mußte. Das rothe Sammtsopha hatte er so gestellt, daß es etwas im Dunkeln, vier Schuh weit vor dem Bilde stand.

Darauf ließen sie sich nieder und Friedegg sagte: „Nun will ich Dir zeigen, Angla, wie Du in mir lebst!"

Es fiel der Vorhang. Angla stieß einen kurzen Ruf aus, sah und staunte. Sie hatte das Bild wohl in seinem Werden gesehen, jetzt sah sie es in seiner Vollendung. — In der Schönheit und Reinheit eines Engels, in aufblühender Jugend eines irdischen Wesens, in keimender Lebensluft — im Auge die erwachte sinnende Seele, am Munde das kindliche Lächeln noch und auch schon das schüchterne Begehren und das Dämmern der Liebesahnung auf der Wange — so trat das Jungfrauenbild hervor aus seinem Grunde.

Jede der zarten Gemüthsbewegungen des Mädchens in den Stunden, da es Vorbild war, die Bangniß und die Eitelkeit, das kindliche Geständniß, die heitere Zuversicht, die zarte Schamhaftigkeit, der volle Blick in's Mannesauge und der Kuß war auf dem Bilde — das reizende Landmädchen mit seinen Vorzügen und seinen Sünden.

„— Und das — bin ich?" hauchte Angla.

„— Wie Du in mir lebst. — Du mein süßer Schatz, glaube mir, ich habe gerungen mit mir." — Er stockte, er bebte und glühte. „Ich habe mich sehr nach diesem Augenblick gesehnt! Er wird — ein heißer Hauch — den Thau von einer Blume saugen, die ich noch in ihrem feuchten Morgenglanze der Welt bewahren wollte. Blicke, Angla, noch einmal in diesem Bilde den Frühling der Ahnungen, und dann — sei mein."

Eine schwüle Ruhe lastete im Gemach. — Und es war doch keine Mär', im Hofe rieselte der Blutbrunnen . . . . und auf dem See schaukelte eine Jungfrau . . . . Wie aus einer verklärten Welt blickte das Kunstwerk nieder auf den wildesten der Stürme, der in der Leidenschaften Nacht das Menschenherz durchbraust. . . .

Ein greller Knall in nächster Nähe schreckte die Liebenden. Aufgesprungen war ein Stück der Wand und aus der finsteren Tiefe stieg die hohe Gestalt des Drack. — „Verführer! Verführer!" mit solch' gellendem Schrei, den Dolch in der Hand stürzte er auf den Maler zu. — Da stand er plötzlich gegenüber dem Bildniß. Ein dumpfer Laut der Ueberraschung, die Hand sank mit der Waffe und sein starrer Blick haftete auf dem Kunstwerk.

Reglos kniete Angla vor der Ruhebank; an ihrer Seite stand der junge Mann, bereit, die Geliebte zu schützen.

„Gott im Himmel!" murmelte der Drack, „wer *so* ihr Bild erfaßt, der liebt sie. Der liebt sie wahr und treu." — Der Dolch fiel klirrend zu Boden, und die Hand, die ihn früher umklammert hatte, erhob sich wie segnend gegen das Paar. Und im nächsten Augenblicke war der seltsame Gast verschwunden.

Verschwunden wie ein Gespenst, hätte nicht die offene Tapetenthür und auf dem Fußboden der Dolch ein Anderes bewiesen.

Als sich die Beiden von der entsetzlichen Ueberraschung etwas erholt hatten, sagte Friedegg: „Siehe, mein Lieb', Dein Bild ist doch ein Muttergottesbild. Das erste Wunder ist davor geschehen. Es hat uns vor dem Wuthanfalle eines Wahnsinnigen gerettet."

## Das Bekenntniß eines Unglücklichen.

So ist es geschehen zu Brandau am Kerwald, im Schlosse der Bösen.

Friedegg's Bild hat unter dem Namen „die Jungfrau" auf der Weltausstellung zu Paris außerordentliches Aufsehen gemacht. An dem nämlichen Tage, als Max Friedegg seine Angla in der Brandauer Kirche zum Altare führte, kam eines russischen Fürsten Anfrage, ob er, der Maler der Jungfrau, geneigt wäre, ihm das Bild gegen zwanzig tausend Silberrubel zu überlassen.

An dem nämlichen Festtage aber kam auch eine andere Post aus Italien. Es war ein Paket mit großen Siegeln und bestand aus Urkunden und Schriften. Das Blatt, welches zu oberst lag, war glattes Briefpapier und trug folgenden Inhalt:

„So mögt Ihr, meine Kinder, das Bekenntniß eines Unglücklichen vernehmen. Was Ihr über meine und Eure Vorfahren und über die geschäftlichen Angelegenheiten zu wissen nöthig habt, das werdet Ihr in den beiliegenden Schriftstücken finden. Meine Fußstapfen waren nicht die meiner Ahnen. Mein Leben war wild. Meine Wiege ist in Italien gestanden. Meine Eltern starben früh, meine zwei Brüder, älter als ich, haben sich dem Staatsdienste gewidmet. Ich ging früher an den Genuß, als an die Arbeit. Ich liebte ein junges Weib und erstach in einem Zweikampfe den Nebenbuhler. Dann floh ich in's Ausland und jenseits der Alpen, in jenem nordischen Waldthale, wo Euch das Glück der

reinen Liebe aufgeht, erwarb ich ein altes Bergschloß, ließ es umbauen und wohnte in demselben in Gesellschaft von Freunden, die man überall findet, wo man mit dem Geldbeutel schellt. Unser Treiben auf der Burg mag wohl damals schon Anlaß gegeben haben, daß der Volksmund Brandau das Schloß der Bösen taufte. Wüst ist's zugegangen; der blutige Erwerb des Landmannes ist auf dem Schlosse verpraßt worden. Und die Leidenschaft ist Burgfrau gewesen. Aus Freien wollte ich nicht gehen, denn ich war ein Feind jeglicher Bande. Ein junges Bauernmädchen, das öfters mit Eiern und Beeren auf das Schloß gekommen, muß ich bemerken; ich lernte es kennen, ehe mich ein ausschweifendes Leben auf's Siechenlager warf und mich veranlaßte, wieder das südliche Klima zu suchen. Der wahre Name meines Geschlechtes ist in den beiliegenden Urkunden wohlverbürgt. Ich aber kehrte unter dem Namen Vanetti nach Italien zurück, wo ich nach kurzer Zeit wieder genas. Ich beschloß, ein neues Leben anzufangen und wollte mich der Gesellschaft opfern. Ich beschäftigte mich mit Politik, ließ mich hinreißen von Rath zur That und leidenschaftlich, wie mein Wesen war, brachte ich es so weit, daß man mich als politischen Verbrecher in den Kerker warf. In jahrelanger Haft ist mein Lebensmark erstarrt. Bei Gelegenheit einer Emeute der Sträflinge bin ich entflohen, bin durch viele Noth und ganz verwildert über die Alpen meinem Schlosse Brandau zugeeilt.

Doch durfte ich dort wieder nur unter neuem Namen leben; als Graf Vanetti wäre ich sofort an meine Heimat ausgeliefert worden. Der Name war gebrandmarkt, so weit die Kronen der Despoten strahlen. Ohne Vermögen und krank an Körper und Geist, ein elender Mann, verschaffte ich mir durch Umtriebe als Doktor Drake Eingang in mein eigenes Schloß, wo mir der Aufseher ein geringes Zimmer anwies. Ich verfügte über einen nur kleinen Nothpfennig. Meine Nahrung war kümmerlich, meine Arbeit, um mich irgendwie vor den Leuten zu rechtfertigen, bestand aus Sammlung von allerlei ziemlich werthlosen Gegenständen. Mein Geist war gebrochen; die Haft hatte den Keim des Irrsinns in mein Gehirn gelegt. Bisweilen merke ich seine Spur, und selbst zu Zeiten, da ich sie nicht merke, zweifle ich an meiner klaren Vernunft. In Brandau habe ich mich nun auch nach jenem Bauernmädchen erkundigt, das vor Zeiten mit Lebensmitteln auf's Schloß gekommen. Dasselbe war etliche Monate nach der Abreise des Grafen Benetti, wie es hieß — im Wochenbette gestorben. Das Kind von ihr, ein Mädchen, lebte noch und war in der Pflege des Schuhmachermeisters Zacharias zu Brandau. Ich sah es und habe es im Herzen als mein Kind erkannt. Es ist eine harte Qual gewesen, daß ich mich nicht als Vater des Mädchens habe bekennen dürfen, daß ich nicht die Macht hatte, es erziehen zu lassen, da doch das stolze Schloß auf dem Berge und die reichen Waldungen ringsum mein Eigenthum waren. Ich hatte die Urkunden, hatte all' die Papiere, nur den Namen durfte ich nicht tragen, der mich wieder in den Besitz gesetzt hätte. Bloß das Eine schien mir ausführbar, wie ein unbekannter Schutzgeist über mein Kind zu wachen, dasselbe vor bösem Fehl zu hüten, bis es einen Führer durch das Leben gefunden hätte. Die Mittel, die ich dazu gewählt, sind zuweilen wohl von der Art gewesen, daß sie mich nachträglich oft über meinen Geisteszustand sehr beunruhigten. Ich habe Angla umlauert, belauscht, erschreckt, geängstigt, habe den Menschen, die ich für ihre Feinde hielt, tolle Versprechungen gemacht oder ihnen gedroht. Das liebe Kind hat sich ja selbst bewahrt; ich habe nichts erreicht, als den Titel: Narr und der

wird wohl kaum jemals gegen einen andern mehr vertauscht werden.

Gefahr ahnend, habe ich vor Allem das Malen des Bildes zu verhindern gesucht. Der Einsamkeit des verrufenen Schlosses hätte ich euch gerne anvertraut. Doch, die gefährlichste Burg der bösen Geister ist das Menschenherz.

So wird Euch nun wohl Vieles klar geworden sein, was bisher dunkel gewesen. — Ich habe keine Verwandten mehr auf der Welt, als Dich, Angla, die ich für mein leiblich Kind und meinen Erben erkenne. — Du hast den Bräutigam gefunden, zu dem ich Dich beglückwünsche.

Es ist besser, ich trete nicht mehr vor Eure Augen, so wie ich war und jetzt noch bin. Ich weiß Euch glücklich, und deß bin ich zufrieden. Meine Tage sind gezählt. Zur Stunde, da Ihr mein Vermächtniß empfanget, hat mich mein Vaterland vielleicht wieder hinter Schloß und Riegel gesteckt. Bleibe ich unter den jetzigen Zuständen frei, so sehe ich Euch wieder. Wie das immer sein mag, meine Aufgabe, Euch die vom Staate nicht eingezogenen Güter zu sichern, habe ich in diesen letzten Tagen erfüllt.

Noch Eins. Auch in Italien habe ich schon viel über das Bild die Jungfrau sprechen gehört. Ihr könnt Euch meine Freude denken. Wenn der Schöpfer dieses Werkes mir altem Manne eine Bitte gewähren wollte, so wäre es die, daß er das Bildniß, welches in Eurem Leben eine so bedeutsame Rolle spielt, nicht verkaufe, sondern dasselbe im Schlosse Brandau in dem nämlichen Gemache aufstelle, wo es entstanden ist, auf daß es auch die Kinder und Kindeskinder sehen.

Alles Gute sei mit Euch!

Graf ......"

Nun erst sah man sich um nach dem Verfasser dieses Briefes. Der war seit Wochen nicht mehr gesehen worden und seine Kammerthür war mit Spinnweben umschleiert.

Anfangs hatte man einiges Mißtrauen in die Dokumente gesetzt, doch hatten diese sich bald als echt und werthvoll erwiesen.

Angla Friedegg, die junge Frau, wollte auf und nach Italien, um ihren Vater zu suchen. Da kam die Nachricht von seinem Tode.

Voll wehmuthsinniger Dankbarkeit zog sie mit ihrem lorbeerbekränzten Gatten ein in das stattliche, reichbegüterte Haus, genannt das Schloß der Bösen, in welchem mancher Dämon sein dunkles Spiel getrieben, bis die zwei Botinnen Gottes kamen — die Kunst und die Liebe.

---

## Wem gebührt des Kampfes Preis?

Wem gebührt des Kampfes Preis,
Wem verneige sich das Haupt:
Jenem, der zu glauben weiß,
Diesem, der zu wissen glaubt? —

Laßt die Palme den nicht missen,
Dem sein Glauben ward im Wissen;
Doch den Lorbeer nimmer rauben,
Wem das Wissen ward zum Glauben.

Anastasius Grün.

---

# Es zeigt im Duft ein Liebespaar.

Eine Kunde aus dem Sandhause.

Von P. K. Rosegger.

Jetzt will ich die Geschichte erzählen, warum der Hammerl-Hans, der alte lustige Hammerl-Hans mit dem erloschenen Pfeifchen im Munde am Sandhause im Koberwald so still und gebückt vorbeischleicht.

Der Hammerl-Hans ist ein fahrender Musikant; er spielt durch kleine Hämmerchen ein schier wunderliches Instrument. Es ist eine Art Hackbrett mit hölzernen Saiten. Da liegen auf Strohriegeln etliche dreißig Holzwälzchen, jedes etwa einen Zoll dick, von verschiedener Länge; sie sind aus Fichtenholz geschnitten und so neben und zwischen einander gelegt, daß sie durch Hämmerchen wie die Saiten des Hackbrettes gespielt werden können.

Der Hans ist vormalen in den Dreisohlergräben Ziegenhirt gewesen. Dort hat er oft den Holzrutschen der Leute zugesehen, wie die zerschnittenen und entschälten Baumstämme die Mulden und Rinnen heranrollen und mit klingendem Schalle in die Kohlstatt fliegen. Und da war dem Hans aufgefallen, daß diese Holzstücke je nach ihrer Größe und Länge einen verschiedenen Klang hatten. Je kürzer das Stück, desto höher und greller das Klingen; je länger der Schaft, desto tiefer und summender das Tönen.

Ein Freund der Tonkunst war der „Gaishalter-Hansl“ von jeher gewesen, und das Ideal seines Lebens, pfeifenblasen oder geigen zu lernen und unter den Dorfmusikanten auf dem Kirchenchor oder im Wirthshause Gott zu loben und die Menschen zu erfreuen. Aber das Instrument kostet Geld, der Schulmeister kostet Geld, das Lernen kostet Zeit, und so hat sich der arme Hansel mit seinem Naturgesang und mit dem Meckern der Ziegen zufrieden geben müssen.

Wohl hatte er sich mehrere Pfeifen aus Rohr geschnitten, hatte Blätter von Enzian über die Lippen gespannt und durch das Blasen Töne erzeugt; doch waren ihm derlei Instrumente nicht vollkommen genug.

Als ihm nun aber das vielfältige Schallen der entschälten Holzblöcke aufgefallen war, kam ihm plötzlich der Gedanke: So ein Werkzeug aus Holz, daß man darauf Musik machen könnte! Mit den großen Blöcken ließ sich allerdings nichts anfangen, die gehörten auch nicht sein; aber im Kleinen aus Fichtenholzstückchen ein Spiel einrichten...

Er hats versucht, hat lange, lange Zeit damit herumgearbeitet, und so ist allmälig jenes oben beschriebene Instrument entstanden. Mit zwei Hämmerchen hat er es geschlagen, bald auf das eine, bald auf das andere der Stäbchen klopfend, und siehe, es haben dabei die Hunde geheult. Darüber war der Hans entzückt, denn Hunde heulen immer, wenn Musik gemacht wird — so war es denn Musik.

Viele Jahre lang hat es freilich gebraucht, bis das Instrument eine solche Vollkommenheit, und der Hans darauf eine solche Fertigkeit erlangt, daß er vor aller Leute Ohren spielen konnte. Dafür thaten sich nun aber die Ohren um so schärfer spitzen. Man hatte wohl schon gehört wie auf Glöcklein oder auf einer Reihe von Trinkgläsern allerlei Weisen hervorgebracht wurden, aber daß gar die Holzklötzchen, die wild aufgewachsen waren im Walde, musikalisch sein konnten, das war gar aus aller Weise. Sechsunddreißig Stäbchen, von den kürzesten bis zu den längsten, gaben sechsunddreißig Töne, die ganz kunstgerecht miteinander harmonirten. Und jetzt hämmerte der Hans den Leuten vor, was sie wollten: steirische

Tänze und wienerische Walzer, heitere Lieder und frische Soldatenmärsche, auch Alpenjodler und Kirchengesänge, was eben die Leute verlangten und — bezahlten.

Da war's mit dem Ziegenhalten vorbei. Der Hans ging mit seinem Spielwerk thalauf, thalab, von einem Dorf zum andern, auch bisweilen über die Berge hin in ein anderes Thal und an der Landstraße weiter auf Märkte und in kleinere Städte; kehrte aber stets wieder bald in seine heimatliche Gegend zurück. Man gab ihm den Rath, er sollt's versuchen, sollt in die Residenz reisen, sollt in der weiten Welt sein Glück probiren, er käme nach Jahren gewiß als reicher Mann zurück.

Der Hans thats aber nicht und er wußte gut, warum.

Wenn er drüben hinter den Bergen war, in einem andern Thal, oder in der Gaustadt draußen, da hatte er, außer in den Stunden, wo er spielte, keine gute Zeit. — „Thut mir halt allerweg ein Bissel ant, wenn ich nit daheim bin", sagte er einmal im Vertrauen; ging er aber wieder zurück in's Thal, wo er geboren worden, wo er die Ziegen geweidet, wo er sein Holzinstrument erfunden — so fand er eigentlich doch nichts vor. Heimweh und keine Heimat! Keine Handbreit Erde war sein. Wozu auch braucht er Erde, der Bettelmusikant, er gehört zu jenen Leichtfertigen und Glücklichen, die bei der Theilung derselben zu spät gekommen. Von seinen Blutsverwandten lebte Keines mehr. Aber die Leute hatte er alle lieb, die in der Gegend der Dreisohlergräben und des Koberwaldes lebten. Den Einen hatte er einst die Ziegen gehütet, den Andern was vorgespielt; die hatten ihn satt gefüttert, wieder Andere hatten ihm gute Schuhe machen lassen. Ferner hatten sie bei seiner Musik viel getanzt und gesungen und hatten gesagt: „Wer wollt' ihm's ansehen, dem Lappen da, daß er ein solches Kreuzköpfel ist und das ganze Spielwerk selber erfunden hat. So ein Mensch ist hell eine Ehr' für die ganze Gegend!" Etliche waren freilich auch, die seine „Holzklemper" verspotteten — aber gut und in irgend welchem Verhältniß stand er zu Allen; auch sagten Alle „Du" zu ihm und hatten stets ein drolliges Wort für ihn, wenn er kam; und mancher Gönner der Kunst verehrte ihm ein Pfeiflein Tabak — und das alles zusammen und vielleicht noch anderes mit, machte es, daß er hinter den Bergen draußen jenes Gefühl hatte, welches wir Heimweh nennen.

Vor Allem hatte er die Kinder lieb, gesellte sich gerne zu ihnen, und sie hüpften und schlugen Purzelbäume bei seinem Spiele.

Ein kleines Mädchen lebte im Hagerhause, am Eingang in die Dreisohlergräben, dem ging der Hans, wenn er von seinen Wanderungen zurückkehrte, gerne zu, und immer begrüßte er es mit den Worten: „Schau zum Wachsen Frieda, Dein Bräutigam trägt schon spannlange Schuh!"

Anfangs hatte sich das Mädchen auf solche Anrede kichernd davongetrollt, später hatte es ausgerufen: „Ja, ich hab' ja noch gar keinen Bräutigam!" und endlich, wie es schon schlank geworden, entgegnete es gar nichts mehr auf die Anrede, sondern blickte auf die Erde nieder. Und da dachte sich der alte Hans: Freilich, freilich, der Mensch, ob klein oder groß, braucht seine spannlangen Schuh! Und der Frieda seh' ich's an, sie hat jetzt einen Bräutigam. —

Auch dem Hans — dem Hammerl-Hans, — wie ihn die Leute nannten — wird das Herz einmal geblüht haben. Ob ein Reif in Frühlingsnacht die Blüthe versengt, ob ein Wettersturm dieselbe verweht hat, ob sie zur Frucht gediehen ist — ich vermag es nicht zu sagen; er erzählt es vielleicht mit seinen Hämmerchen auf den hölzernen Saiten, und die Zuhörer verstehen es nicht oder vermeinen ihre eigenen Geschichten dabei zu hören.

Die Frieda vom Hagerhause hatte ein blaues Auge und flocht die Locken nicht. Sie war auch Ziegenhirtin, und deswegen hatte sie der Musikant einmal um den Namen gefragt. — „Umsonst wollt' sie den Namen nicht sagen, er müßt' ihr ein schönes Stückel dafür spielen." — Das schönste Stückel, das er kann, hatte er ihr vorgespielt. — Von dieser Zeit her ging die Freundschaft und der Spruch von den spannlangen Schuhen. Der Hans wußte gar nicht, wie es war, daß er das Kind so gerne sah; und gerade, wenn er bei diesem Mädchen saß, murmelte er mehrmals: „Bin wohl recht froh, daß ich wieder daheim."

Und Frieda war doch fremder Waldleute Kind, und sie war lange, lange noch nicht tausend Wochen alt, und er — schon gebeugt mit weißem Haar.

Als nun diese Zeit gekommen, in welcher das schlanke Mädchen den Sand auf dem Boden zählte, so oft der Hammerl-Hans das Wort vom Bräutigam sagte, betete er des Abends in seinem Bette um ein Vaterunser mehr, als sonst, und mit dem Zusatz: „Auf daß sie halt sollt' glücklich sein!"

Da trug es sich zu, daß eines Tages vom Koberwald herüber der junge Sandhauser kam, das Mädchen auf der Au bei den Ziegen stehen sah, zu ihm hintrat und das Wort aussprach: „Frieda, jetzt bin ich da um Dich."

„Ist schon recht", entgegnete die Hirtin lächelnd.

„Mein Ernst! in vierzehn Tagen mußt das Herdfeuer im Sandhaus anzünden, und gehst schon heut' mit, so ist's mir noch lieber!"

Da wurde das Mädchen ganz blaß. Mit seinem schönen ernsten Gesichte, mit seinem milden Auge stand er vor ihr und legte die Hand auf ihren Oberarm und warb. Er wußte es nicht, daß er ihr Liebster im Herzen war; sie hatten sich öfters gesehen auf dem Kirchpfad, aber nie ein Wort miteinander gesprochen.

— Ist's ein Scherz, vermochte das verwirrte Kind noch zu denken — so kunnt er sich bitter versündigen; und wenn's sein Ernst — — Sie starrte nieder zu seinen Bundschuhen: Eine Spanne mögen sie wohl lang sein...

„Und daß ich frag', Frieda: hast ein Geld?"

Das Mädchen stieß einen Seufzer aus und flüsterte: „Nicht fünf Groschen."

„Das ist mir lieb", sagte der Sandhauser, „das Geld macht beim Heiraten die meisten Unebenheiten. Na, so hätt's keinen Umstand; ich, der Blasi, hab Haus und Hof, und Du hast den Blasi. Wir machen es auf Güterhalbscheid."

Sie hat kein Sterbenswörtchen gesprochen, sie hat sich hingelehnt an seine Brust. Doch als er wieder davon war — ich meine, er ist schnurgerade zum Pfarrer gerannt, da hat sie den Ziegen zugeschrien: „Ja, bin ich denn gestorben? — denn gestorben, daß ich im Himmel bin?"

Bauers-Brautleute, wenn sie sich einmal erfassen, besinnen sich nicht lang; in vierzehn Tagen ist die Hochzeit gewesen.

Wohl ist der Hammerl-Hans mit seinem Instrument um das Lindenwirthshaus geschlichen, aber kein Mensch hat ihn hineingerufen; d'rin hat ja die vornehme Dorfmusikbande aufgespielt, daß, mein Eid, die Wände gegellt haben; und der Tanzboden unter dem kecken Springen und Stampfen der Burschen hat's büßen müssen.

— Thät nur die Braut ein einzigmal zum Fenster herausschauen! seufzte der Hans. Aber es wurde Nacht und hell waren die Fenster beleuchtet. Da ging der Alte hin über das thaunasse Gras. Er sah Johanniskäfer leuchten; er sah Sternfunken vom Himmel gleiten; er dachte nichts, als daß er es der Braut sagen möchte, welch' ein großes Glück er ihr wünsche.

Und am Tage darauf zog die Frieda im Sandhause ein. Da konnte

es der Hans nicht mehr länger aushalten; er eilte hin und ging vor dem Sandhause so lange auf und ab, bis ihn Frieda bemerkte, zur Thür hinaustrat und ganz leise, als käme ihr das Wort noch gar nicht zu, Folgendes sagte: „Grüß Euch schön Gott, bei uns. Geht in's Haus und rastet ab!"

Da ergriff der Alte ihre Hand: „Dich muß man so viel gerne haben. Der lieb' Herrgott segne Dich, der lieb' Herrgott segne Dich!"

Dann trat er in's Haus und lehnte den Kasten, in welchem sein Holzinstrument eingeschlossen war, an die Ofenmauer und setzte sich selbst daneben hin auf die Bank, und sah in der Stube umher, wie Alles so hübsch und heimlich eingerichtet war. Der Sandhauser kam und meinte: Bei der Ofenbank sei kein Sitzen, der Hans solle sich ein wenig an den Tisch begeben. Bald war ein gewichtiger Laib Brod und ein grüner schwitzender Mostkrug auf dem Tische erschienen.

Der Sandhauser hatte viel aus- und einzugehen, trug in ebenmäßiger Ruhe und doch mit gewissem Eifer den einen Gegenstand hin, den andern her. Und auf dem Oberboden und in der Nebenkammer war der behendige Schritt der Frieda zu vernehmen und bisweilen huschte sie mit einem Kissen, mit einer Decke durch die Stube.

Der Hammerl-Hans kaute langsam an dem schmackhaften Brod, dachte bei sich: Wohl jetzt thun sie schon nesttragen — und that einen gedehnten Zug aus dem Kruge.

Endlich setzte sich der junge Ehmann zu ihm und fragte: „Na, Hans, kriegen wir gar nichts zu hören?" — Er hätte das Wort wieder einfangen mögen; er war erstens heute nicht in der Stimmung, auf dem Dreifuß zu sitzen und einer Musik zu lauschen; und zweitens kam's ja gerade heraus, als wollte er sich für die kleine Jause, die er dem Alten, vorgesetzt, bezahlt machen. Er sagte daher, als der Hans schon mit freudiger Hast die Lederriemen seines Kastens aufschnallte: „Na, na, Hans, nicht deswegen, nicht deswegen. Thu' sich der Hans ausrasten. Ein andermal."

„Wohl nit vonnöthen!" versetzte der Alte rasch, „hab' mich jetzund rechtschaffen gestärkt. Muß ja dem jungen Ehpaar noch mein Brautliedl vormachen, — das wohl, ei, das wohl!"

Sofort that er die Strohriegel auf den Tisch, entfaltete das Instrument und legte es darauf zurecht. In jeder Hand ein Hämmerchen, schlug er zuerst auf eines und das andere der Stäbchen — auch dieses Spielwerk muß gestimmt werden!

Töne sind nicht zu beschreiben, und am wenigsten, wenn sie von einem eigenartigen Instrumente kommen, das die allermeisten Menschen noch gar nicht gehört haben. Und so muß sich der Erzähler begnügen, zu sagen, daß der Hammerl-Hans auf seinem Zeug gar seltsam zu spielen, die anmuthigsten Melodien hervorzubringen versteht. Etwas komisch berührt nur das hastige Hinundherzucken mit den Armen; in raschem Tempo müssen ja die Hämmer fast gleichzeitig in den verschiedensten Gegenden des Tonbrettes sein — jetzt beim brummenden, grollenden Holz, jetzt wieder beim klingenden, schreienden. Das Ganze quillt etwas derb und grell hervor und macht die Nerven zittern. Von der Entfernung gehört, ist es eine weiche, melodische Musik, doch ganz unvergleichbar mit allen anderen Tonspielen.

Zuerst gab der Hans im Sandhause mit sanften Hammerschlägen eine liebliche Volksweise zum Besten. Das lockte Frieda herbei. Sie schmiegte sich mit Haupt und Gliedern an ihren jungen Gatten und horchte dem Spiele zu. In solcher Lage fand auch der Sandhauser die Musik angenehm, und als das erste Lied zu Ende war, bestellte er ein zweites und zog sein Weibchen nieder auf seinen Schoß.

Das zweite Lied klang schon lauter und kecker, und der Blasi trat dazu

mit der Fußspitze den Takt. Das dritte Stück war ein steirischer Tanz, da wiegte sich die Frieda auf den Knien ihres Mannes, bis dieser sie emporhob, selbst aufstand und flüsterte: „Hopsen wir eins mit!“

Da hat sie ihren Arm um seinen Hals gelegt und da haben sie jenen Reigen begonnen, der seiner Anmuth und Sinnigkeit wegen wohl den ersten Rang einnimmt unter den Tänzen des deutschen Volkes.

Als der Hans einen Blick that auf das Paar, da vergaß er schier auf das Hämmern: die Frieda hob gerade das vorhin an Blasi's Brust gesunkene Köpfchen und sah dem Gatten in's Auge. Und diesen Augenblick kann der alte Musikant nimmer vergessen. „Toll“, murmelte er, „toll haben sie sich gern!“ und suchte wieder in den Takt zu kommen.

Nach dem Steirischen ging ein Walzer los, da glitten die jungen Leute schon rascher durch die Stube, und als das Tonbrett schwieg, hob der Sandhauser den Mostkrug, rief: „Unser Musikant soll leben!“ und trank. — Sie tanzten so gerne; sie tanzten das erstemal mitsammen, denn bei der Hochzeit mußte nach der Sitte der Bräutigam mit der ersten Kranzeljungfer, und die Braut mit dem Brautführer und anderen Ehemännern reigen.

Dem Hans selber waren heute die Hämmerchen heiß in der Hand. Er begann eine Polka zu schlagen. Ein Jauchzen entfuhr dem jungen Mann; keck faßte er sein Weib um die Mitte und flog mit ihr im Kreise. Rasch gings. Es dröhnte der Fußboden unter den Sprüngen, es klirrten die Fenster. Grell, fast wild klapperten die Hämmerchen und dem Musikanten rann es heiß durch's Mark, sein Spiel war fieberig und ging rascher und rascher. Das tanzende Paar stieß an Bänke und Stühle und schien es nicht zu merken; der Frieda hatte sich das Kopftuch gelöst, es war niedergefallen auf den Boden, war mit Füßen getreten.

Wie im Sturme hin wirbelte ihr schlichtes Kleidchen, und wieder schmiegte es sich weich um ihre Glieder und flatterte um des Tänzers Beine.

Darauf hatten sich ihre Locken entfaltet, waren niedergewallt bis zum Gürtel, waren hingeweht über die Schulter des Mannes und um seinen Nacken; in ehernem Krampf umklammerte sie seine Gestalt, eine Brunst lag auf ihren Wangen, ihr großes Auge blickte starr in das seine und ihre Lippen, halb offen und zuckend, hielt sie den seinen entgegen.

So rasten sie hin unter dem gellenden Schallen des hölzernen Spielwerkes — da hatte es plötzlich ein Ende. Eines der Hämmerchen war entzwei gebrochen und das abgeschlagene Stück über den Tisch und Fußboden hingekollert. — Ein-, zweimal noch, ohne Musik, war das Paar durch die Stube geflogen, da sank es hin auf einen Block und stöhnte ein tiefes langes: „Ah!“ Große Tropfen standen auf ihrer Stirne, und Frieda hielt sich fest an des Gatten Schulter und schloß die Augen.

„Du bist ganz damisch (taumelig)!“ sagte der Sandhauser, „ein wenig frische Luft, ist gleich wieder gut.“

Der Alte suchte sein Werkzeug wieder herzustellen. Das Paar erhob sich und wankte in das Freie. Frieda sog durch einen langen tiefen Athemzug die kühle, reine Luft ein, und hauchte: „Ah, du Blasi, das thut gut!“

„Ja freilich“, versetzte er, „frische Luft ist gesund!“

So saßen sie, stets sich liebesinnig aneinander schmiegend, auf dem Bänklein vor dem Hause, erquickten sich an dem frischen Hauche, der von den waldigen Höhen strich und sahen, gedankenlos vielleicht, den lebhaft zwitschernden Schwalben zu, an deren eifrigem Umherschießen nicht zu erkennen war, bauten sie zu dieser Spätsommerszeit

an einem zweiten Neste oder bereiteten sie sich zum Abzuge.

„Jetzt hat's mir aber in der Brust einen Stich gegeben!" sagte der Sandhauser plötzlich.

„Jesus Maria!" rief die Frieda und sah ihn angstvoll an. Er saß ein paar Augenblicke unbeweglich, holte tief Athem und sagte: „Ist schon wieder gut."

„Gehen wir in's Haus hinein", sagte das junge Weib.

Der Blasi erhob sich langsam und sie gingen in das Haus.

Die Frieda gab dem Hammerl-Hans ein freundliches „Dank euch Gott!" So machte sich der Alte auf den Weg und sah noch mehrmals zurück auf den Bau, in welchem ein Glück sich eingenistet hatte, wie er es sein Lebtag bislang nicht gesehen. Als er auf der Anhöhe stand, wo man das letztemal zurücksieht auf das blinkende Schindeldach des Sandhauses, hob der Hans seine rechte Hand und murmelte: „Ich mach das Kreuz über Dich!"

Dann ging er davon in der Abendkühle und vergaß sein Pfeifchen anzuzünden, das er im Munde trug. —

Der Blasi war mehrmals langsam durch's Haus geschritten, war zuweilen stehen geblieben, und hatte mit einer gewissen Behutsamkeit Athem geholt.

Die Frieda schlich ihm zweimal nach und fragte: „Gelt, Blasi, es ist ganz gut?"

„Ja", antwortete er.

Das drittemal sagte sie: „Blasi, es ist nicht ganz richtig."

„Ich werde heute nur etwas früher in's Bett gehen", antwortete er.

Da wurde sie blaß.

Das Bett stand bereit und hochgeschichtet oben in der stillen Kammer über der großen Hausstube. Es war bräutlich. Es waren die feinen schneeweißen Linnen überzogen, welche die Frieda von ihrer Pathin zur Hochzeitsgabe erhalten hatte. Und in die zwei linden Kissen waren hellrothe Bänder gestickt. Und in die weiche blaue Decke waren zwei große Herzen eingenäht. Und auf die kopfseitige Wand des Bettes war der „süße Name" gemalt, mit dem Kreuze, mit den Herzen und den drei Nägeln. Und darunter standen roth und schlicht die Worte: „Schlaf' in Gottes Namen!"

In dieses Bett legte sich der junge Sandhauser einen Tag nach der Hochzeit. Die Decke mit den zwei Herzen war ihm lange nicht genug; schier alle Betten des Hauses mußten ausgeplündert werden, um den Mann mit Hüllen zu versehen — so sehr schüttelte ihn der Frost. Und bald war die helle Gluth auf seinem Antlitze und er lechzte nach Wasser.

Noch in der Nacht kam der Doktor von Koberburg heraufgefahren; der sah den Kranken an, deckte dann dessen Brust ab, hub auf dem Brustblatte an zu klopfen und horchte den Tönen, die dabei herauskamen. Die Frieda wartete schier mit eingehaltenem Athem des Ausspruches; allein der Arzt legte die Decke wieder sanft über die Brust des Kranken herauf und sagte nichts.

Erst dem Boten, der wieder mit ihm gekommen war, um die Medizin zu holen, vertraute er, daß eine Lungenentzündung da wäre.

Frieda hatte in selber Nacht nicht eine Minute geschlafen, sie wachte bei dem Kranken, rückte die Decken, rückte die Kissen stets zurecht, reichte ihm Wasser, legte ihm, als der Kopfschmerz kam, kalte Tücher über die Stirne, und las in seinem trüben Auge jeden Wunsch. Er lächelte sie an, dann seufzte er wieder, dann bat er sie, daß sie schlafen gehe: „Heute unten in der großen Stube, Frieda; morgen ist's schon wieder besser."

Sie wich nicht von ihm. Oft preßte sie die Hände an ihre Brust, und wenn es der Kranke nicht sah, so schlang sie sich selbst ein nasses Tuch um die Stirne.

Als am andern Tage der Arzt wieder kam, fand er die junge Sandhauserin in einen schweren Lodenrock ihres Mannes eingeschlungen bei seinem Bette kauern.

Der Arzt sah sie scharf an, langte nach ihrer Hand, um den Puls zu fühlen und sagte: „Die Sandhauserin wird auch noch krank werden, wenn sie sich nicht schlafen legt."

„O nein", antwortete sie rasch, „mir fehlt gar nichts, gar nichts — " eilig mußte sie den Mund schließen, um das Beben ihrer Kiefer zu unterdrücken.

„Ihres Mannes wegen", sprach der Doktor, „darf sich die Sandhauserin gar keine Sorge machen. — Sie hat die Nacht über nicht geschlafen, die Aufregungen der letzten Tage sind noch vorhanden; Sie hat Fieber — muß sich ausruhen, dann wird alles wieder gut sein."

„Arg ist's doch nicht?" flüsterte sie, „arg — mit ihm?"

„Na nu — vor Allem muß auch er Ruhe haben. Geh' die Sandhauserin zu Bette!"

Das war befehlend gesprochen.

Die Frieda beugte sich über den Kranken. „Du, Blasi", lispelte sie, „wir müssen schon wieder auseinander. Ich leg mich ein wenig nieder."

Er nickte ihr beistimmend zu.

„Du sollst auch schlafen, Blasi, gute Nacht!"

Er lächelte. Sie drückten sich die Hand.

„Du bist heiß", murmelte er, „Du mußt Dich nicht kränken, Frieda; wenn nur in der Brust das Stechen gut ist, so stehe ich schon wieder auf."

Dann gingen sie auseinander.

Der Arzt kam auch zu ihrem Bette, das unten in der großen Stube stand. Und er schickte durch den Boten auch für sie Medizin — ganz die gleiche, wie für den Mann.

Vier Tage hernach, als der Bote wieder nach Koberburg kam, sagte zu ihm der Arzt: „Dieweilen nur Mandelmilch trinken. Ich komme bald nach. Und — was ich sagen wollte, wenn Du den Geistlichen könntest mitnehmen."

Als auf dem Thurme das Versehenglöcklein läutete, fragten die Koberburger, wen es anginge.

Der Lindenwirth that eben die aus Fichtenreisern gewundenen Hochzeitskränze von seiner Hausthür, der sagte: „Die Sandhauserleut', hab' ich gehört, die jungen Sandhauserleut'!"

„Das wird wieder eine breite Lug' vom Lindenwirth sein", hieß es. Als der Priester zurückkam, sprach er die Worte: „Eins tragen sie heraus, wenn nicht allzwei."

Frieda, obwohl schier zu kurzathmig für eine einzige Silbe, fragte hundertmal des Tages, wie es dem Blasi gehe. — Dem ginge es schon besser. — Aber warum er nicht zu ihr herunterkäme? — Das hätte ihm der Arzt bislang noch verboten.

Und er: „Was macht denn die Frieda, daß sie gar nicht zu mir kommt?"

— Sie dürfte jetzt nicht zu ihm, hieß es anfangs, sie sei ein junges Blut und könne die Krankheit leicht einathmen. —

„Ich meine allweg — die hat sie schon eingeathmet."

Da verleugneten sie es ihm nicht mehr: Allerdings sei sie auch bettlägerig, aber Gefahr sei gar keine — gar keine.

Einmal, mit geschlossenen Augen sagte der Sandhauser: „Mir ist dem — Hans sein Spielwerk — immer so bekannt vorgekommen. Und hab's — doch nicht gewußt, was es ist. Jetzt weiß ich's. Es ist eine Charfreitagsklapper."

Am Abende des sechsten Tages der Krankheit hörte der Blasi auf zu sprechen. Die Wärter und die anderen Leute gingen rascheren Schrittes durch das Haus. Eine alte Magd eilte herunter in die große Stube zum Wandkasten, der nahe am Bette Frieda's stand.

„Was suchst denn?“ fragte die die Kranke.

„Jetzt hab' ich gemeint, es wär' der Theelöffel da drin“, antwortete die Magd und erhaschte gleichzeitig im Kasten eine rothe Wachskerze, welche sie sofort in der Faust verbarg. Frieda hatte es doch bemerkt. „Was brauchst denn — jetzt die geweihte Kerze?“ fragte sie, und indem sie sich etwas aufrichtete, mit greller Stimme: „Du, sag' mir's; — mein Mann stirbt!“

Die Wärterin suchte sie zu beruhigen; die Kranke sank zurück auf's Kissen und hauchte: „Er wartet schon — bis ich auch mitgeh'“

Und ihre Brust bebte heftig bei jedem Athemzug. —

Oben zündeten sie die Kerze an und gaben dieselbe dem Sterbenden in die Hand, der bewegungslos dalag.

Nachbarn und Verwandte kamen und fragten leisen Tones: „Sandhauser, kennst mich noch?“

Er neigte kaum merkbar das Haupt.

„Hättest noch ein Anliegen,“ sagten sie, „wir wollten Deinen letzten Wunsch gern vollführen.“

Er blickte sie halboffenen Auges betrübt an. Dann war es, als wollte er die Lippen bewegen; aber es waren nur die Stöße des Athmens.

„Leut', hebt an zu beten!“ rief die Wärterin.

Da knieten sie nieder um das Lager, an den Stühlen und Schränken und beteten: „Vaterunser!“

Die Flamme der Sterbekerze zuckte hin und her und warf ihren Schein auf die lehmblasse Stirne des jungen Mannes, auf welcher zahllose Tropfen standen.

So dauerte es gegen eine halbe Stunde, da sagte die Wärterin plötzlich: „Jetzt kommen schon die letzten Schöpfer (Athemzüge)! O Herr Jesu Christ', verlaß ihn nicht! O heilige Maria, bitt' für ihn! O heiliger Josef, steh ihm bei! O ihr himmlischen Engel, bewacht seine arme Seel; thut sie hüten vor dem bösen Feind! steht ihr bei vor dem letzten Gericht! Dir leb' ich, o Jesu! Dir sterb' ich, o —“

Sie hielt ein und horchte nach seinem Athem. Sie nahm ein Spiegelchen von der Wand und hielt es vor die Lippen des Sterbenden. Die Glasfläche trübte sich etwas; da huben sie wieder an zu beten.

Der Athem ging regellos und matt; die Augen waren ganz zugefallen. Da löschte die Wärterin das Sterbelicht aus und flüsterte den Anwesenden zu: „Er schläft.“ Und sie schlichen davon.

Nach einigen Stunden, als an den Fenstern der nebelige Morgen graute, schlug der Sandhauser die Augen auf, blickte unstät umher und hauchte: „Die Frieda, — warum will sie gar nicht mehr — zu mir kommen?“

Ein Nachbar saß bei ihm, der schwieg nach diesen Worten eine Weile; endlich sagte er: „Jetzt ist's besser mit Dir; aber das ist eine harte Nacht gewesen, Sandhauser!“

„Ja,“ antwortete der Kranke.

Er lag wieder wie im Halbschlummer. Und so verging ein Tag und eine Nacht. Am nächsten Morgen als es licht geworden war, wendete er etwas das Haupt und fragte: „Wer ist denn unten?“

Und als er keine Antwort erhielt, fuhr er fort: „So viel Leute gehen um — unten in der Stube.

Er hatte die große Unruhe bemerkt, die im Hause war.

„Der Frieda, wie gehts ihr denn?“ fragte er.

„Sie ist wohl recht schlecht, Sandhauser,“ versetzte der Nachbar.

Der Kranke hob ein wenig das Haupt und lauerte.

„Es kommt mir heut' — nicht recht vor!“ rief er fast laut.

„Ist wohl recht gefährlich,“ sagte der Nachbar, „wir müssen gefaßt sein.“

Die Unruhe im Hause wollte sich den ganzen Tag nicht legen. Einmal wurde unten in der großen Stube ge-

betet; es war das Murmeln sehr vieler Menschen.

Wieder kam der Arzt zum Kranken. Er erklärte bei diesem die größte Gefahr als vorüber und verschrieb ihm nervenberuhigende Mittel. Im Uebrigen war er kleinlaut und ging bald wieder davon.

„Was ist denn das?“ sagte der Kranke plötzlich, „was wird denn im Haus heut' gekocht? Ich riech' Backwerk.“

Man hatte keine Entgegnung.

„Ihr thut mich martern, Leut!“ versetzte er. Dann war er wieder still und starrte wie sinnend drein.

Ein paar hohltönende Schläge, die unten schollen, schreckten den Kranken auf.

„Jesus! — Jesus!“ rief er laut, „eine Todtentruhen!“

Sie mußten ihn mit Gewalt im Bette zurückhalten. Er preßte die Hände in's Gesicht und ächzte bebend: „Sie ist gestorben!“ und hub an, herzerschütternd zu weinen. —

Am nächsten Morgen haben sie auf hoher Bahre die Frieda davon getragen. Man hatte ihr den Jungfrauenkranz um die Stirne gewunden.

Im Sandhause war es noch stiller, als es vor der Hochzeit gewesen so manches Jahr.

Der junge Bauer erholte sich nur langsam, und als er das erstemal in's Freie ging, hatte der herbstliche Reif die letzten Blümchen vernichtet. Und die Schwalben waren längst davon.

Der Sandhauser verlangte, daß man ihm erzähle, wie Frieda gestorben sei. Man wich der Frage lange aus, endlich aber wurde ihm mitgetheilt: In jener Nacht, da die Leute alle um ihn, den im Sterben Liegenden versammelt gewesen, sei Frieda ganz allein und still verschieden.

„Gott sei Dank,“ murmelte der Sandhauser. „Da hat sie in Frieden mögen entschlafen. Ihr glaubt es nicht, Leut', was das schrecklich ist, wenn sie Einem die Sterbekerze in die Hand geben, wenn sie klagen und die Gebete vorbeten, und was Alles dazu gehört. Und nichts kriegst mehr zu hören, als wie: jetzt mußt du sterben! Die Todesangst, ihr Leut'! 's ist grausig!“ —

Heute ist der Sandhauser, wie man gern sagt, ein Mann in den besten Jahren. Er ist, wie die Leute im Koberwald und in den Dreisohlergräben meinen, wieder lebenslustig; doch ob er sich noch einmal verheiraten wird, darüber getraut ihn Keiner zu fragen.

Der alte Hammerl-Hans lebt auch noch. Er geht mit seinem hölzernen Spielwerk thalauf und ab. Er stellt sich lustig und hämmert keck d'rein; aber man merkt es doch, er hat keine rechte Freude mehr an seiner Kunst und übt sie nur um des lieben Brodes willen.

Am Sandhause im Koberwald schleicht er still und gebückt vorbei. Und vielleicht nachsinnend darüber, warum Guteswollen auf dieser Welt so oft zum Bösen ausschlägt, wankt er hin in der Waldeskühle und vergißt sein Pfeifchen anzuzünden, das er im Munde trägt.

# Das Krücken-Mütterchen.

Von

**August Silberstein.**

Im Dorfe, dort unter der Linde,
Streichen die Fiedler die lustigen Geigen;
Mit manchem rothbackigen Kinde
Tanzen die Burschen den schwungvollen Reigen.

Und Jauchzen steigt über die Lieder,
Wie Lerchen über das Wogen der Saaten;
Der Dirn pocht das Herzlein am Mieder,
Ist sie in die Arme des Rechten gerathen!

Und in dem umringenden Kreise
Sitzen die Alten, kluglachend und scherzen,
Gedenken, daß gleichfalls die Weise
Auch ihnen berückt die sorglosen Herzen.

Nur Eine der fröhlichen Runde
Vermag nicht zu hemmen das trübe Besinnen;
Es zucket der Greisin am Munde,
Als sollt' ihr ein Thränlein vom Auge rinnen.

Mit Ehrfurcht zur Seite ihr rücken
Die Andern, um ihrem Behagen zu nützen;
Sie schwankte herbei, doch auf Krücken,
Und muß nun im Alter die Glieder so stützen!

Vergeblich starrt sie zur Ferne
Damit sie den einzigen Sohn dort erblicke;
Nachzog er dem lockenden Sterne,
Wildfremd in die Welt und pfadlos zum Glücke!

Wohl waren viel Jahre gekommen
Und wieder verschwunden in's maßlose Leere —
Sein Name ward nimmer vernommen,
Noch Botschaft, wo er am Leben wäre.

Die Anderen scherzen und singen
Und prangen gemeinsam wie Knospen und Rosen,
Ihr aber möchte zerspringen
Das Herz voll von Sehnen, dem hoffnungslosen!

Da jauchzet die Fidel gar helle,
Trotzdem manch' Pärchen im Kreise stocket;
Umrungen ein fremder Geselle,
Den wohl das Kirchfest herbeigelocket!

Die Anderen fragen und starren,
Die Alte doch bleibet nimmermehr sitzen —
Ein Schrei! und nimmer ein Harren —
Sie eilet zum Sohne, vergessend der Stützen!

Wohl wollte die Hand noch erfassen
Im Zittern die alten gewohnten Krücken,
Doch nimmer den Augenblick lassen
Die Mutter, den Sohn an's Herz zu drücken!

Sie hängt bald am Halse dem Einen —
O Himmel! ihr Sohn ist gekommen, gefunden!
Ihr heilen die Thränen im Weinen
Alle die alten entkräftenden Wunden.

Was nimmer der Balsam der Aerzte
Vermochte der schwachen Greisin zu spenden,
Genesung — ward als sie herzte
Den Sohn mit ihren bebenden Händen. —

Und Alle staunen jetzunder,
Als ob's noch immer unglaublich verbliebe; —
Doch wahrlich stets neue Wunder
Vollbringet die alte Mutterliebe!

# Stillleben im Kriege.

Von

Hans Hopfen.

## I.

Es war endlich Feierabend geworden.

Ich hatte die Ställe und die Remisen, die uns neben dem kleinen Landhause eines Straßburger Patriziers als Vorrathskammern dienten, und den zum Bureau umgeschaffenen kleinen Gartensalon abgeschlossen. Ich hatte Fässern und Kisten, Ballen und Säcken, Flaschen und Düten und all den andern Behältern jeder Art und Größe, welche das Nothwendige in Hülle und Fülle und doch nicht in genügenden Massen aufbewahrten, gute Nacht gesagt und sehnte mich aus dem allgegenwärtigen Geruch der lieben Carbolsäure nach frischer Luft. Ich ging hinaus auf die Landstraße, wo man gerade zwischen den Pappeln des Weges den Münsterthurm über den Horizont emporragen sieht. Die Stadt liegt wenig über eine Stunde entfernt, aber tiefer in der Ebene, so daß man hier nicht mehr von ihr zu sehen bekommt als ihr steinernes Wahrzeichen.

Ueber die weite Rheinebene her bläst ein kühler Wind, er wühlt gar grimmig in den langen Zweigen der Pappeln, diese rauschen und schütteln sich wie Besessene und werfen bald hier und bald dort ein trockenes, staubgraues Blatt zur Erde, das dann in langen Sätzen über Feld fliegt, bis es in irgend einer Furche des zerstampften Ackers festhängt. Dabei brummen die Kanonen in einem fort, obgleich das gegen den Höllenlärm, welcher jedesmal nach eingetretener Dunkelheit anhebt, mich wie eine Art von Stille anmuthet. Man nimmt nach und nach die empörendsten Gewohnheiten an. Nur selten erwach' ich noch in der Nacht von den vielen Bombenschlägen; dann zähl' ich, bis ich wieder einschlafen kann, von einem zum andern. Heute Nacht konnte ich ziemlich lange nicht wieder einschlafen und zählte so fort. Die Bombenschläge fielen meist in Zwischenräumen von drei und fünf Secunden; das längste Intervall, das ich abzählen konnte, waren fünfundvierzig Secunden, also gerade Dreiviertheil einer Minute. Ist es denkbar, daß ein Menschenkind in der belagerten Stadt des Nachts ein Auge zuthun kann? Als ich zum erstenmal diesen mörderischen Spektakel hörte, der aus flammenspeiendem Ring allnächtlich gegen die arme Stadt losdonnert, war es mir unbegreiflich, daß nicht ein gut Theil ihrer Bewohner bereits wahnsinnig geworden sei. Aber der Mensch schläft unter den seltsamsten Umständen. Der Belagerer, der sich nicht entschließen kann, sich auf den durch endlosen Regen zur Pfütze aufgeweichten Boden hinzustrecken, lehnt sich an einen Baumstamm; an diesem nickt er so und so oft ein und sinkt in die Kniee und rüttelt sich wieder auf, bis er endlich vor Erschöpfung heruntergleitet und, von wachsender Müdigkeit besiegt, da wo er eben hinfällt, liegen bleibt; eingeschlafen ist er schon. Und so träumt vielleicht auch der Belagerte in seinem bombensicheren Weinkeller einen schönen Traum aus goldener Friedenszeit, während oben in seinem Salon eine Bombe platzt.

Gestern Nacht lag ein dichter Nebel auf der Stadt. Es war nichts sichtbar als die drei großen Brände, die weit hin in die halbverbrämte Finsterniß ihre schräg vom Winde getriebenen Feuersäulen aufrauchen ließen, und das unaufhörliche Blitzen unserer Batterien. Deutlicher als sonst, fast raketenartig, zogen die Bomben ihre hohen Funkenbogen auf dem Grunde der

Nacht. Drüben auf einem Berg im Schwarzwalde sah man, besonders ehe die Nebel noch so stark vom Rheine aufstiegen, einen mächtigen Schein, ob eine Feuersbrunst, ob ein Freudenzeichen wegen der Einnahme von Toul? wir konnten's nicht wissen.

Heut' ist ein klarer, schöner Abend und die Sonne geht hellleuchtend nieder. Mir zur Linken im Felde stehen etliche von der Hitze geborstene Vierundzwanzigpfündiger. Sie recken ihre pulvergeschwärzten Mäuler in den schimmernden Abendhimmel auf und die Spatzen setzen sich mit vergnüglichem Gezwitscher in den invaliden Gußstahl, aus dem nie wieder die ultimo ratio der Könige das donnernde Wort sprechen wird. Rechts treiben zwei Ulanen eine Rinderheerde heim. Die Pferde nicken so behaglich in ihren Zügeln und von den ungewöhnlichen Hirtenstäben mit der blanken Stahlspitze flattern die schwarz-weißen Fähnlein züngelnd gegen das Abendroth. Einer der Ulanen singt sich ein Lied. Ich kann nicht unterscheiden, was für eines, denn vor mir auf dem Fahrwege rollen polternd und klappernd und rasselnd wie jeden Abend in einer endlosen Linie die Leiterwagen, einer hinter dem andern, die lange Landstraße hinaus. Auf den Wagen stehen bläulich angestrichene, viereckige Kisten. Zuweilen ist der Deckel des einen oder andern ein wenig geöffnet und daraus gucken rundlich zugespitzte, zuckerhutförmige Kegel hervor. Die wackeln so gemüthlich wenn die Räder über die harte, zerklüftete, ganz zu Schanden gefahrene Landstraße schlottern, und sie nicken dir unter dem klappernden Deckel zu, als wären sie nur zum Spaß auf der Welt. Und doch sind's Granaten. Zur Abwechslung kommen dann auch Wagenladungen von großen, schwarzen, löcherigen, eisernen Kugeln; das sind die Bomben. Und in den runden Fässern, deren man beim Nachhausegehen ab und zu eines leer auf der Straße verloren findet, in denen ist jetzt das Pulver. Ueber ein Kleines und was da fröhlich mit singenden, scherzenden Soldaten dahinrottet, übt, in die richtige Verbindung gesetzt, seine verheerende Wirkung.

Vom rasselnden Kriegswagen herunter grüßt mich ein Soldat gar vertraulich. Richtig, das ist der vierschrötige Landwehrmann, welchem ich heute morgen das halbe Dutzend Kinderstrümpfe zuerkannt habe. Der Dienst in den Trancheen und Batterien ist hart. Die Leute müssen die langen kalten Herbstnächte oft bis an die Knie im Wasser und Schlamm stehend arbeiten. Der Bedarf an Fußbekleidungen ist gar nicht zu befriedigen. Jeden Morgen kommen die armen Kerle zu uns ins Depot und bitten und flehen um warme Socken und Strümpfe. Straßburg wird zum guten Theil von Landwehren belagert. So sind es denn meist ältere Leute mit gefurchten Zügen und kräftigen Stoppelbärten, die daheim ein Geschäft und Weib und Kinder haben, und wer kann es ungerührt mitanhören, wenn so ein Mann, noch ganz durchfroren von der nassen Herbstnacht, mit heiserer Stimme einem seine Sappeurdienste oder Kanonierthätigkeit schildert und um eine wollene Unterjacke oder ein zweites paar Socken petitionirt. Ich habe nun die abscheuliche Gewohnheit zu geben, so lange was da ist. Zuweilen tritt in unseren wollenen Vorräthen freilich bedenkliche Ebbe ein; sobald aber der „Liebesonkel" wieder neue Zufuhr gebracht, kann ich keinem braven Mann, der sich über nasse Füße beklagt, einen Strumpf abschlagen. Durch diesen Liberalismus in Wollsachen bin ich mit meinem dermaligen Vorgesetzten, dem Johanniter, bereits in empfindlichen Meinungsstreit gerathen und habe mir ernstliche Rügen zugezogen. Jacken und Strümpfe und dergleichen kostbare Dinge sollen durchaus nicht mehr an einzelne Leute, sondern nur mehr den Feldwebeln „kompagnieweise" abgegeben werden. Das hat auch seinen

guten Grund. Es sind nämlich erstaunliche Fälle vorgekommen, daß einzelne Mannschaften sich wiederholt mit gestrickten oder auch gewirkten Fußbekleidungen, Pulswärmern und andern derartigen Dingen haben begaben lassen, dieselben aber dann keineswegs angelegt, sondern an andere Soldaten oder auch an die Dorfbewohner um ein Billiges verkauft und den Erlös vertrunken, oder wie man das Verfahren in der Depot-Sprache nennt, „inwendig angezogen“ haben. Aber bei einem Menschen mit so verstockten Grundsätzen und so empfindlichen Gehörwerkzeugen, wie die meinigen, fruchten auch so begründete Mahnungen nicht recht. Und wenn am andern Morgen ein armer Teufel in meine Vorrathskammern dringt und wenn ich mir auch nicht ganz klar darüber bin, ob seine Heiserkeit mehr von nassen Füßen oder mehr von nasser Gurgel stammt, so greif' ich doch immer wieder nach der Wolle und vergebe, so lange was da ist. Auch auf die Gefahr hin, ein oder das anderemal beschwindelt zu werden. Denn ich muß es in Zweifel für das geringere Uebel erachten, daß sich ein streitbarer deutscher Mann einmal öfter betrinkt, als daß er sich einmal öfter erkältet.

Mit solchen Grundsätzen ist man freilich kein guter Depotverwalter. Darin muß ich meinem Johanniter ganz Recht geben. Aber unter den gemeinen Soldaten habe ich viele gute Freunde.

Welches Vergnügen mußte einem so dickfelligen Verwalter ein Fund bereiten wie derjenige, welchen ich gestern beim Auskramen einer frischen Sendung machte. Irgend ein Liebesgabenspender in der theuren Heimat hatte — ich kann nicht sagen, ob aus Versehen oder in der Absicht den Pack um so voller zu gestalten — er hatte in sein riesiges Convolut auch eine ansehnliche Partie von Kinderstrümpfen mitdreingehen lassen! Welch' anderer Bestimmung konnte der edle Spender solche Waaren nachträglich unterworfen wissen wollen, als daß sie von irgend würdigen Bruchstücken des deutschen Heereskörpers in gerechter Vertheilung verkneipt würden? Ich habe sie mir in diesem Sinne bei Seite gelegt und beschlossen, sie in kleineren Abtheilungen ungeöffnet und wie aus Versehen, mit ernhafter Miene und begleitet von etlichen barschen Worten, an solche Kerle zu vergeben, welche mir schon wegen ihres öfteren Wiederkommens im Verdacht unbefugten Kleinhandels mit Depotwaaren zu stehen scheinen. An einen solchen hab' ich heute früh das erste halbe Dutzend Miniaturüberzüge für Bébé-Pfötchen mit großem äußeren Unwillen und großer innerer Befriedigung verabreicht. Es war ein riesiger Trainknecht, den ich als wiederkehrender Bittsteller nicht nur an seiner funkelnden Nase, sondern auch an den ungeheuerlichsten Gehwerkzeugen erkannte, deren Gleichen nicht größere mehr auf dem europäischen Continente zu finden sein dürften. Ich bin nicht sicher, ob mein freundlicher Johanniter dieß Verfahren für ebenso menschlich gerecht als wirthschaftlich erachten würde. Der Mann aber, welcher eben zwischen polternden Granatenkisten an mir vorüberfuhr und mir über die Leiter des ächzenden Wagens gebeugt seinen freundschaftlichsten Gruß zurief, deß bin ich sicher, daß seine schöne Seele die meinige verstanden. Er hat die Kinderstrümpfe inwendig angezogen. Und wenn sie ihn warmhalten in der naßkalten donnerdurchbrüllten Nacht, so haben sie auch so ihre Schuldigkeit gethan und er mag dir danken, vorsorglichster aller Liebesonkel, der du kein Maß an die Gaben deiner Wohlthat legtest, als du deine Ladenhüter sämmtlich auf den Altar des Vaterlandes ausschüttetest. Wer weiß, vielleicht braucht der Mann nie wieder mehr einen größeren Strumpf, und seine Füße sehen mit emporgereckten Sohlen die nächste Sonne aufgehen, weil die Kugel einer Wallbüchse drei

Fuß höher eingeschlagen und dem kräftigen Gesellen die letzte Erkältung zugezogen hat, von der sich keiner mehr erwärmt, auch wenn sie ihn noch so dichte zudecken.

Bum! bum!! Bauz!!! Der einsilbige, urmetallische Kolossalklang der Riesenmörser geht einem noch in gehöriger Entfernung durch Mark und Bein. Das Gebelle der Batterien nimmt zu. Es übertönt mit jeder Minute mehr das Rasseln und Knattern der unendlichen Wagenreihe. Die Sonne sinkt hinab und rascher bläst der Wind über alle Ritzen und Klüfte der zermarterten Landstraße den dürftigen Sand. Die Soldaten ziehen die Mützen fester an den Kopf, etliche binden sich ihre Taschentücher um die Ohren und den trottenden Gäulen stehen immer wieder die Mähnen gegen Himmel, so oft sie ihnen auch wie müde auf die Hälse zurückfallen.

Es war ein rechtes Glück, daß mich der Trainknecht an meinen Johanniter erinnerte. Es ist höchste Zeit, nach Hause zu eilen. Wir haben eine genaue, geregelte Hausordnung und das Versäumen der Theestunde müßte den ernsten Mann überzeugen, daß ich die Vorzüge, welche er mir einräumt, durchaus nicht entsprechend zu schätzen wüßte.

Ich kehrte also rasch dem Münsterthurm den Rücken zu und machte mich auf den Heimweg. In diesem Augenblick lösten sich, zu meiner Schande sei es gestanden, sämmtliche Gedanken in Einen leisen Seufzer auf. Wenn ich diesen leisen Seufzer in gemeinverständliches Schriftdeutsch übersetze, so lautet er: Schinken mit Eier!

Die Mehrzahl der freundlichen Leser wird das für einen sehr anmuthigen Gedanken erachten. Allein er war es doch nicht so ganz, vielmehr ein Hauch von Unmuth und Ueberdruß dabei, welchen ich zu erklären habe. Es liegt mir nämlich nicht nur aus confessionellen, sondern auch aus geselligen und gastronomischen Gründen sehr viel daran, weder für einen Verächter des lieben Schweines im Allgemeinen, noch seiner geräucherten Hinterbeine insbesondere zu gelten. O ganz im Gegentheil. Und nun gar das Ei! so schön von Gestalt und so nützlich von Geschmack. Das Ei ist das halbe Leben. Ich will also hier beileibe keinen meiner Freunde in Verlegenheit setzen, wenn er mir beim nächsten Besuche Schinken und Eier auftischen mag. Immer zu! es ist mein Leibgericht, oder um ganz ehrlich und genau zu reden, eines meiner vielen Leibgerichte. Aber Leibgericht hin, Leibgericht her, wenn man jeden Tag zweimal oder — was bei der vielen Beschäftigung im Freien und dem nothgedrungen fleißigen Einathmen der heilsamen Carbolsäure gar nicht zu verwundern ist — wenn man täglich dreimal Schinken mit Eier einnehmen muß, so macht das den Menschen tückisch und unverständig und er beginnt über die gute Gottesgabe heimlich zu schimpfen. Es hilft nicht einmal viel, wenn man seinem Gewissen vorstellt, wie Tausende von geplagteren Brüdern an demselben Tage Gott loben würden, wenn sie sich an Eiern und Schinken satt essen könnten und noch überdieß die gute Aussicht hätten, morgen und die folgenden Tage das Gleiche thun zu dürfen. Auch nützt es wenig, sich die sonderbaren und anrüchigen Dinge zu vergegenwärtigen, welche man selber schon in diesen harten Tagen als Nahrung zu sich genommen und nur durch außergewöhnliche Quantitäten nachgegossener Schnäpse verdauen gekonnt hat. Das bischen Abwechslung, die man sich gönnt, statt des ewigen Schinkens mit Eiern einmal Eier mit Schinken, und ein andermal gar zum Frühstück bloß Eier und zum Abendbrode bloß Schinken oder umgekehrt zu sich zu nehmen — verschlägt auch nicht viel. Der gute Appetit überredet einen immer zu der richtigen Mischung und die mangelnde Kochkunst unseres unter dem rothen Kreuze ver-

schiedene Functionen ausübenden Stiefelwichsers überzeugte mich, daß es besser sei, die Eier immer nur in weichgesottenem Zustande auftragen zu lassen, einen Tag und Abend wie den andern. Aber der Mensch gehört zu einer ungenügsamen Thiergattung; sobald er nur überhaupt zu essen hat, will er gleich viel essen und in anmuthiger Abwechslung. Sowie man nun unser Häuschen betritt, kann man Schinken und Eier gar nicht mehr übersehen. Die mit dem köstlichen Inhalt gefüllten Fässer sind nicht nur in den Vorrathskammern reichlich vertreten, sie befinden sich zum rascheren Gebrauch sogar in unserem Bureau. Ehe ich an den Schreibtisch gelangen kann, muß ich sorgfältig an zwei oder drei Fässern vorüberschleichen, welche mit allem Bedacht in den schattigsten Winkel des Gartensalons gerückt sind, und nicht umgestoßen werden sollen, denn darin liegen in schützende Häcksel gebettet die rundlichen weißen Hühnereier und lachen mich an, als wollten sie sagen: „Ich bin dein und du bist mein, nun werden wir immer beisammen sein.“ Und wenn ich mit dem Blicke der Feder folge, die ich in's Tintenfaß tunke, so ist es gar nicht zu verhindern, daß er in gerader Richtung auf eine hochgeschichtete Säule vorsorglich gekochter goldbrauner Schinkenbeine fällt, würdig, vom Pinsel eines Rubens verewigt, von den Versen eines Uhland besungen zu werden. Der zu oberst auf der Säule liegt, so zu sagen das Capitäl derselben, ist kunstgerecht angeschnitten und je nach unserer bisherigen Leistung völliger oder geringer. Wie leuchtet das rosige Fleisch, wie glänzt der saftige Speck! Und doch kann ich den obersten angeschnittenen Schinken nicht mehr anders betrachten, als ein Gymnasiast seinen Kalender vor dem Examen. Er rechnet jeden Abend, wie viel Tage noch er wird auszustreichen haben, bis der Monat um ist. Nach dem einen Monat kommt freilich noch ein anderer und nach diesem kommen wieder andere, die alle langsam kleinlich tageweise auszustreichen sind. Thut nichts, wenn nur erst der laufende Monat oder Schinken abgethan ist, dann athmet man gewiß etwas leichter auf. Und eine winzige Ueberraschung ist vielleicht denn doch noch dabei, denn jede noch nicht angeschnittene Speckseite birgt gleichsam eine noch ungelöste Frage.

Im Salon des Johanniters — dieser schmale Salon diente auch als gemeinschaftliches Speisezimmer und als meine Schlafkammer, denn das ganze Häuschen hatte im oberen Stockwerke nur zwei Stuben — waren wir am ersten Abende meines Hierseins noch zu Dreien bei der Abendmahlzeit erschienen. Jetzt waren wir nur mehr zwei. Der Dritte war am Morgen nach meiner Ankunft nach Berlin abgereist, um aus den Vorräthen der Centralstelle alle jene nicht länger mehr zu entbehrenden Gegenstände durch persönliche Einwirkung zu erhalten, welche seine Briefe nicht hatten heranbitten können, wie er sagte. Er bot mir an, bis zu seiner Rückkehr seinen Posten zu versehen. Ich sagte gerne zu und er lächelte vor sich hin und zeichnete zwischen dem still Essen eine Caricatur nach der andern. Dieser Graf X. war keiner von den Rittern des Ordens; ein sarkastischer Junggeselle in dem schönsten Alter zwischen vierzig und fünfzig Jahren, hatte er längst auf sein altes Wappenschild die Oelfarben der Palette gedrückt, lebte für gewöhnlich in einer unserer westdeutschen Malerstädte und erschien mir, groß und breit und struppig wie er war, in seiner nachlässigen Haltung und Tracht wie das Urbild eines künstlerischen Zigeuners. Vielleicht verwandte er in Friedenszeiten etwas mehr Sorgfalt auf sein Aeußeres. Die ersten Fragen, welche er an mich richtete, ließen fast darauf schließen. Ob ich Jurist sei? Ich konnte es nicht leugnen. Nun wollte er von mir wissen, wie in aller Welt sein Schneider dazu käme, jetzt während des Krieges

alte Schulden von ihm einzutreiben, und nach welchem bestehenden Rechte ein deutsches Gericht, so lange der deutsche Krieg dauerte, solch unerhörten Anträgen eines unpatriotischen Schneiders Folge geben dürfte gegen ihn, welcher dermalen eine schwarze Mütze mit einem weißen Kreuz auf dem Kopfe und eine weiße Binde mit einem rothen Kreuz am Arme trüge und dreimal des Tages Schinken mit Eiern äße?

Da ich mich am ersten Abend unter dem erdrückenden Gefühl ebenso unverhoffter als zuvorkommender Gastfreundschaft befand, entschuldigte ich meine nicht ganz befriedigende Antwort mit mangelnder Kenntniß des in Betracht kommenden Landesrechtes. Drauf fing er eine neue Caricatur — wahrscheinlich die meinige — zu zeichnen an und sagte dazu, er wolle sich in Berlin auch über diese Frage bei einem berühmten Gelehrten genauesten Bescheid holen. Ich habe ihn leider nie mehr wiedergesehen. Am andern Morgen, ehe noch einer von uns aufgestanden — und das geschah erstaunlich frühe — war er abgereist. Wahrscheinlich hat er auch in Berlin lange keinen Rechtsgelehrten finden können, welcher ihm die schwierige Frage genügend beantwortet, und das ist's gewesen, was seine Rückkehr verzögert hat.

Und so saßen wir denn zu zweien beim abendlichen Mahle und führten häusliche Reden, während draußen Mörser und Kanonen sich mit der wunderschönen Stadt unterhielten, daß einem zuweilen das Herz im Leibe weh that. Seltsames Stillleben, wunderliche Gespräche! Es verlohnte sich wohl der Mühe, auch den Leser an diesen lehrreichen Dialogen Theil nehmen zu lassen. Allein die Welt steckt voller Vorurtheile, besonders gegen die Johanniterritter. Darum erlaubt, daß ich mich ein Weilchen besinne.

## II.

Nun denn, ich würde euch gern einladen, mit mir in den kleinen Salon einzutreten. Aber ich bin gewitzigt. Ich weiß, die wenigsten Menschen lieben es, in die Gesellschaft eines Johanniters eingeführt zu werden.

Die braven Ordensleute gehörten zu den bestverleumdeten Menschen in diesem Kriege. Mit Unrecht. Vor Allem der meinige, der Vorstand unseres Depots, war nicht von jener Sorte, welche aus conventionellen Gründen sich selber zu hoch und Andere zu niedrig schätzt. Im Gegentheil, er war schlicht und liebenswürdig, von geringer Eitelkeit und von einfachen Bedürfnissen, ein leiser Mensch mit zuvorkommenden Manieren, nicht ohne einen Anflug sanfter Schwärmerei und doch so ganz das, was ich einen Mann ohne Federbusch nenne.

Nur in Einem Punkte hielt er leider seinen Aristokratismus aufrecht, den er sonst so artig in's allgemeinmenschliche Gefühl verarbeitet hatte. Und in dem einen Punkt verdarb er's mit den allermeisten Leuten und zwar für's Leben.

Ich habe schon von den vielen Fässern und Kisten gesprochen, die man in dem zum Bureau umgeschaffenen Gartensalon untergebracht. Da waren denn auch zahlreiche Kisten von verschiedener Größe mit Cigarren vom verschiedensten Werthe, vom feinsten Upmann bis herunter zur gewickelten Brennessel, die auch der elendeste Kerl nicht mehr für Geld nimmt und die der Kaufmann schlechterdings nur als Liebesonkel bei einer freiwilligen Sendung an die Armee loswerden kann.

Die Kisten standen deckellos. Auch dem oberflächlichen Kenner genügte ein Blick beim Eintreten, um die Mannigfaltigkeit der hier noch schlummernden Genüsse wenigstens annähernd zu schätzen.

Mit immer gleicher Liebenswürdigkeit kam der Depotvorstand jedem Besuch entgegen. „Wollen Sie sich nicht eine Cigarre nehmen?" lispelten die blassen, kaum bewegten Lippen.

Sobald aber dann der also freundlich Eingeladene die Hand ausstreckte, wie der Geist ihn trieb, so ließen sich die blassen Lippen aufs Neue sehr leise, sehr bestimmt vernehmen und eine graziöse Bewegung der schönen Hand begleitete sanft diese Worte: „Nicht von diesen; ich bitte, sich hier zu bedienen.“

Die Todfeindschaft war im Augenblicke fertig, wenn auch die erste Reaktion sich sehr verschieden äußerte.

Der Melancholicus that mit einem Seufzer dergleichen, als wollt' er rauchen, um dann das Kraut, weil es nicht zog, bei Seite zu legen; der Phlegmatische sagte: „ich danke schön,“ ohne das Zeug zu berühren; der Sanguiniker zog, ohne mehr das Wort an jenen zu richten, sein eigenes Etui; der Choleriker nahm mit empörter Hand die erste beste Cigarre, die oben auflag, und zerdrückte den infamen Stengel während einer scheinbar gleichgiltigen, in Wahrheit aber sehr leidenschaftlichen Rede zwischen seinen bebenden Fingern.

Vergeben hat ihm keiner je! und diejenigen am allerwenigsten, die aus Zorn oder Verlegenheit seine Gastgeschenke wirklich in Rauch aufgehen ließen.

Er hatte dann meistens mehr oder weniger Grund, auch seinerseits über das Benehmen der Herren zu klagen, denen er „so freundlich“ entgegen gekommen war. Daß er den Leuten etwas Empörendes zugemuthet, fiel ihm nicht ein.

Ob einer, der als Freiwilliger oder Reserveoffizier im Heere stand, daheim Richter, Gelehrter, Künstler von Bedeutung war, das galt ihm gleich; derselbe sollte rauchen, was er für den gemeinen Soldaten oder Lieutenant für gut genug achtete. Denn auch der Offizier hatte seiner Charge wegen nur Anspruch auf eine nicht besonders erfreuliche Mittelsorte. Der Geschmack in Rauchangelegenheiten war bei ihm weder Sache der Bildung noch des Avancements, sondern ausschließlich der — Race.

Ein simpler Herr von oder ein neugebackener Baron, so was trat ihm auch noch nicht tief in die Seele. Unter vier Quartiers gelangte man selten zu einem wirklichen Vergnügen. Wenn aber einmal die großen Herren zu Besuch anritten . . .

Wie i ch mit dem Manne dann ausgekommen bin, ohne daß einer von Beiden sich etwas vergeben?

Vortrefflich! ich rauche ja nicht... Und dieß rechnete mir der Brave hoch an, daß ich in den letzten Herzenswinkel, in welchen sich sein angeborenes Vorurtheil nicht ganz ohne Behagen geflüchtet hatte, nicht mit des Gelüstes rücksichtsloser Hand eingriff.

Ihr aber, lieben Leser, ihr raucht mehr oder weniger alle; darum ich es in jedem Falle für besser halte, euch nicht weiter in unsere Häuslichkeit einzuführen.

— Es hätte heut auch nichts geholfen, euch zum Thee zu bitten. Es gab wohl noch Thee und Landwein zum Abendbrot — aber sonst nichts! Keine Schinken, keine Eier mehr! Sie sind alle fort. In der kurzen halben Stunde, da der Verwalter, um sich zu verschnaufen, auf die Landstraße gegangen, kamen Boten von dort und da. Ich will mich umsehen, wo wir im Dorfe was zu essen finden. Aber heute geht auch das nicht an. Auf der anderen Seite des Gartens steht schon das voll gepackte Bauernwägelchen. Es ist noch immer nicht Feierabend geworden.

Ab= und Aufsitzen und nur recht hurtig nach den Nothlazarethen zu B. und S. fahren, ehe die Nacht einbricht.

So rasch folgt auf die Sünde des Gedankens die thatsächliche Strafe. Hätt' ich nur nichts gegen Schinken und Eier gesagt! Aber fort, fort! Nur noch einen Zug aus der Flasche und dann den Mantel her.

Wie ich die Thür aufmache, wirft mir der sausende Wind eine Ladung

welker Blätter vor die Füße. Schaurig und kalt weht's über die Ebene her. Der Bauer auf dem requirirten Wagen mit der flatternden blauen Blouse, die schwarze Mütze tief über den Kopf gezogen, sieht mich halb verlegen, halb ungeduldig an und spielt mit seinem Peitschenstiel. Ich sag' ihm das nächste Ziel der Fahrt und trab, trab geht's rüttelnd und holpernd fort auf der zermarterten Straße.

Eine zeitlang unterhält man sich mit dem allemannischen Nachbar recht gut. Der Fuhrmann thut wenigstens dergleichen, als sei er ganz verständig. „Uns Protestanten wär' es schlecht genug ergangen, wenn die Franzosen gesiegt hätten?" ... Ob er einem Franzosen dasselbe sagen würde? Schwerlich. Gleichviel.

Das Herumkutschiren macht die Bauernknechte nicht verdrießlich. Je näher der Festung, desto schöner. Aber nachdem der Mensch ein Dutzend Fragen beantwortet hat, verstummt das Gespräch. Es wird immer stiller und immer dunkler. In der grauen Dämmerung verschmelzen die Umrisse aller Gegenstände schattenhaft. Die Welt verblaßt. Nur der Wind haut einem manchmal um die Ohren, es scheint aber, als verlör' auch er mit jeder Viertelstunde an Heftigkeit. Sind denn noch Kanonen zu hören? Kaum. Es wird zwar noch immer ab- und zu geschossen. Aber gar nicht so, wie man's mit jedem nächsten Augenblick erwarten zu müssen glaubt, und diese mäßigere Arbeit dünkt einem fast wie Ruhe. Jetzt wird's wirklich still, ganz still, unheimlich still. Die Stille vor dem Sturme.

Heftiger klatscht die Peitsche auf's Rößlein und rascher fahren die Schweigenden dahin.

Halt da! ... Parole?! ... Feldgeschrei?! ... Wie oft noch heut Abend?

Man glaubt, es sei noch immer Abend, aber es ist graue Nacht, die Nacht über der Ebene. Der Nebel fällt. Der Kutscher schläft ein. „Heda Bursch! ist das der rechte Weg, den wir fahren?" „Wohl, Herr". Wieder ein Hieb mit der Peitsche und wieder ein paar Fragen und Antworten, über Gegend, Menschen und Zeit. Auch dieß Gespräch reißt bald wieder ab.

Hu, die Brände! Wie sie heut in den Nachthimmel so deutlich aufragen. Die langen, flammenglühenden, vom Wind schräge gelegten Qualmsäulen.

Und nun bricht der Lärm los! Welch ein Lärm!

Der Kutscher hebt den Kopf, die Nasenflügel zittern, er treibt das Pferdchen, als hätt' er Eile, der Stadt so nah wie möglich zu kommen.

„Haben Sie Verwandte in der Festung?"

„Ja, einen Bruder — er steht in der Mobilgarde — und eine Schwester — sie hatte einen kleinen Kram, der was einbrachte auf dem Dorfe. Sie könnte jetzt viel verdienen, hätte sie sich abreden lassen, nach der Stadt zu flüchten, sowie die Preußen kamen."

Er seufzte und unwillkürlich sagt' ich: „die armen Straßburger!"

„Ach d i e!" sagte der Fuhrknecht und zuckte die Achseln unter seiner Blouse.

Ihm war's nur um Bruder und Schwester; auf die Städter war er nicht gut zu sprechen. Die Bande, die ihn an's alte Staatsgefüge geknüpft, waren entzwei geschossen; andere mit dem neuen noch nicht geschlungen. Das Nationalgefühl hatte in ihm keine Zunge. Er verstand nicht ein Sterbenswörtlein französisch. Sich als Deutscher zu fühlen, hatte man ihm von Kleinauf ausgetrieben. Herrenlos zwischen zwei kämpfenden Völkern, nicht mehr beim einen, noch nicht zum andern gehörig, behielt nur die Familie für den rauhen Menschen Werth und wenn er seufzte, so sollt' es nur Bruder und Schwester gelten.

Brüder und Schwestern! Menschen! In diesem Augenblicke, da die Riesenmörser ihre furchtbaren Geschosse in

gewaltigen Bogen durch die Nachtluft schleudern und eine hochaufwehende Feuersbrunst dämonische Lichter auf den alten Münsterthurm fallen läßt, in diesem Augenblicke sterben Menschen, die kurz vorher noch kühn geathmet haben, sterben elend und unter furchtbaren Schmerzen. Zerrissene Leiber, zerbrochene Knochen, brennendes Fleisch und strömendes Blut .... Und die Feuersbrünste lodern, die Batterien donnern in Einem fort.

Wieder tritt eine schattenhafte Figur vor dem Wagen auf die Straße. Das Pferd steht vor dem gefällten Bajonnet. „Parole!“ ... „Feldgeschrei!“

Noch ein paar Minuten. Da ist das Nothlazareth, ein kleines Haus mit erleuchteten Fenstern, die im Nachtwind rauschende Fahne über der Thür. Sei mir gegrüßt, du brave weiße Fahne mit dem rothen Kreuz! Ich brauche nicht nach Leuten zu suchen, die abladen helfen. Sie kommen mir unter der Thür entgegen. Drinnen ... Bleibt auch hier lieber draußen! Mögen die Schatten der Nacht euch diese Nachtseiten des menschlichen Daseins verhüllen.

### III.

Es war am andern Morgen. Wir wollten gerne die vorgeschobene Batterie sehen, die erst heute Nacht fertig geworden war. Ein junger Militärarzt aus Schwerin, ein tüchtiger und liebenswürdiger Mensch, war mein Begleiter. Ich glaube nicht, daß wir den nächsten Weg gingen, aber wir machten einen hübschen Spaziergang.

Ein wundervoller Herbsttag lachte vom Himmel, die Sonne schien so goldig, nur ab und zu qualmten die runden weißen Wölkchen vor dem Knall von den deutschen Geschützen auf, welche in der Nacht mit so furchtbarem Fleiß gearbeitet; nur sehr selten durchschwirrte von der Stadt her ein Geschoß die blitzende Luft.

Wir kamen mehrmals über einen kleinen Wasserlauf. In dem ringförmigen, halbinselartigen Gefilde, das er umschrieb, waren vordem ausgedehnte Fabriken, ich glaube Lederfabriken und Lohgerbereien, in glücklichem Betrieb gestanden. Was war von ihnen geblieben? Ich hatte nie vordem ein Bild so gründlicher Zerstörung geschaut. Ein weites Feld mit zerbröckeltem Gestein überdeckt. Es sah nicht anders aus, als hätte man die großen Gebäude in einer Mühle zerrieben. Hier und da ragte noch aus dem gräulichen Trümmerwust ein Stück des Gemäuers hervor, in Brüchen gezackt und vom Feuer geschwärzt. Ein paar riesige Maschinen, zu Schanden gewordenes Metall, die mächtigen Stangen zerknickt, die gewaltigen Eisenräder ineinander gedreht, just wie die Kinder ihre Bleisoldaten knicken und zerdrehen. Weiter drüben muß einst eine Villa gestanden haben. Mitten im Schutt blieb das Restchen einer eleganten Façade stehen, ein schmales Stück sorgsam polirten Rohbaues. In dem Sandsteinrahmen glänzte merkwürdigerweise noch eine ganz unversehrte Spiegelscheibe. Das zerbrechliche Glas hat das ganze Haus überdauert.

Die Verwüstung war von französischen Geschützen angerichtet worden. Heute sind sie nicht mehr so fleißig. Immerhin hat noch vor zehn Minuten ziemlich nah' eine Bombe eingeschlagen. Nun gehen die Soldaten hin, die Stelle zu besehen. Es ist in einem früheren Hof oder Garten, dessen Gebäude nur zur Hälfte zerstört sind. Dort wühlte sich das Geschoß in die Erde und that keinen weiteren Schaden. Die Gartenmauer steht noch und vor dem offenen Thor geht ein Berliner Landwehrmann gelassen auf und nieder. Er lacht den Bekannten zu und weist die Fragenden mit gelassener Hand nach der Stelle, keine vierzig Schritte weit von ihm.

An der einen Säule des Fahrthors, das die Schildwache hütete, sah ich oben auf dem rothen Backstein ein kleines abgegriffenes Schnitzelchen Pa-

pier geklebt. Es mußte aus einem Buch oder einem Flugblatt ausgeschnitten worden sein und enthielt in kleinen Lettern die Worte des Psalmisten: „Ich liege und schlafe ganz mit Frieden, denn allein Du, HErr, hilfst mir, daß ich sicher wohne.“ . . .

In der neuen Batterie ging's geschäftig her. Die schwarzen Krupp'schen Vierundzwanzigpfünder standen da und preußische Unteroffiziere unterrichteten daran württembergische Mannschaft. Ein Bild der herbe gewonnenen deutschen Einheit. Wahrlich der neugeborene deutsche Staat beschreit die vier Wände der staunenden Welt mit furchtbarem Getöse! Und recht so! Würde sie sonst an seine Lebensfähigkeit glauben? Und sie soll daran glauben!

Von der Batterie sah man die Umfassungsmauer der Stadt etwa achthundert Schritte vor sich im Sonnenscheine liegen. Der grünlich-graue Bewuchs des Glacis sah mehr wie Schlamm als Gras aus. Dahinter ragte das rauchende Gerippe der großen Finkmattkaserne in die funkelnde Morgenluft. Schaudervolles Werk der Zerstörung, wie lange muß es noch gethan werden!

Wir gingen desselben Wegs nach Schiltigheim zurück. Ich mochte mir's nicht versagen, noch einmal über die Trümmerfelder zu wandeln und zu betrachten, wie gründlich Menschenwitz vernichten kann, was Menschenwitz geschaffen.

So kamen wir auch zu einem kleineren Gehöfte, das in Trümmern lag. Man merkte es an zerknickten Raufen, hier mußte ein Stall gestanden haben. Das hier ist wohl ein Brunnen gewesen und das eine Scheune. Wie wundersam! Nichts war stehen geblieben als der Taubenschlag auf seiner hölzernen Säule. Auch dieser war von Brandschäden schwarz und oben durchs Gehäuse ging auf der linken Seite ein rundes Loch, dem unten auf der rechten Seite ein anderes brandgerändertes Loch entsprach. Auch hier mußte eine Kugel durchgeschlagen haben. Jetzt aber krochen durch das obere Loch die Tauben aus und ein, die in ihrem Kobel trotz alledem weiter nisteten.

Ich habe niemals einen erstaunlicheren Anblick genossen, als auf dieser Trümmerwüste den des halbzerschossenen, aber noch aufrechtstehenden Taubenschlages mit den lieben, frommen, flügelschlagenden Vögeln, von denen das Volk zu sagen pflegt, daß sie keine Galle haben.

„Sehen Sie doch, wie schön und tröstlich dieser Anblick!“ rief ich meinem Begleiter zu.

„Wahrlich!“ sagte der Freund und erstaunte, „das ist lebendige Poesie!“

„Stillleben im Kriege!“

(Siehe „Heimgarten“ I. Heft. S. 36.)

# In der Knechtschaft.

Ein lehrreiches, farbenprächtiges Bild, das uns Prof. G. Kinkel in einem Vortrage über die christlichen Unterthanen der Türkei entrollt. Wir sehen in demselben, wie überaus elend die Existenz der christlichen Bevölkerung auf der Balkanhalbinsel und wie gerechtfertigt ihr Kampf auf Leben und Tod ist.

Unter Verhältnissen — sagt Kinkel in seiner lichtvollen Abhandlung — wo der Mensch an dem Boden kein Interesse hat, den er bebaut, ist der Zustand des Landes schon vor dem Ausbruch der gegenwärtigen Insurrection ein für Europa unerhörter gewesen. Fahrbare Straßen finden sich in jenen Strichen fast gar keine; denn wenn auch die Regierung einmal zwischen ein paar größern Städten Chausseen führte, so wurden sie schlecht angelegt, gewöhnlich ohne Unterbau und bloß durch Beschüttung. Eine von Westen nach Osten quer durch's Land zu legende Eisenbahn wurde 1869 durch die Ingenieure des Barons von Hirsch mit außerordentlichen Kosten und Anstrengungen tracirt, ist aber längst aufgegeben. Die üblichen Verbindungswege sind Saumpfade, nur für Gebirgsrosse zum Reiten und Waarentransport brauchbar, daher in diesen Ländern, mit Ausnahme der ärmsten Rajah, Jedermann beritten ist. Diese Saumpfade sind ohne Führer nicht zu finden, da sie oben auf den nackten Plateaux ganz unerkennbar bleiben. Sie gehen die Berge ohne Krümmungen so steil hinauf, daß man beim Herabsteigen das Roß nachziehen muß. In den Thälern sind die Wildwasser zwar überbrückt, aber die Brücken sind, einige alte Römerwerke ausgenommen, meist nur von Holz und so arg vernachlässigt, daß man sicherer und lieber durch's Wasser reitet. In den Urwäldern sperren oft gefallene Baumstämme den Weg, die nächsten Anwohner sägen dann das Mittelstück heraus, das über den Pfad reicht, und lassen rechts und links die Enden ruhig verfaulen. Der ewige Schatten der Waldung bildet vielfach auch sumpfige Stellen, welche niemals trocknen, weil Wind und Sonne nicht herzukönnen. Im Kalkfels der Herzegowina haben die Säumer im Laufe der Jahre runde Löcher, drei bis fünf Zoll tief, eingetreten, und jedes Thier setzt die Fußeisen genau in dieselbe Spur, um überhaupt die glatten Steinwände hinaufklettern zu können.

Das Gräulichste von Allem sind aber die gepflasterten Straßen, welche dienen, um Sümpfe zu passiren. Solch eine Straße heißt ein Kalderma. In der Mitte des Weges ist in der Breite von 6—9 Fuß ein erhöhter Damm von Steinblöcken aufgeschichtet, welche etwa einen Fuß groß sind. Werden diese allmälig glatt und abgerundet, so kann beim Regen selbst das bosnische Gebirgsroß auf ihnen nicht Fuß fassen. Man reitet daher daneben, und so bilden sich beiderseits des Dammes fußtiefe Gräben. Es bleibt die angenehme Wahl, auf dem Pflaster den Hals zu brechen oder im Sumpf zu ertrinken.

Den Annehmlichkeiten der Straße entspricht das Nachtquartier. Die Wirthshäuser oder Khans liegen weit auseinander. Unten ist ein großer Stall für 60 bis 100 Rosse, oben meist nur ein einziges Zimmer, mit einer großen Matratze über den ganzen Fußboden, die nie geklopft oder gelüftet wird. Bettstellen gibt es nicht, auch keine Tische und Stühle. Man speist am Boden hockend von einer Platte, und dann legt man sich in den Kleidern auf das allgemeine Polster zur Ruhe. Schlafen aber kann der Europäer dort nicht wegen des gräßlichen Ungeziefers, und auch am fol-

genden Tag hat man in der freien Luft keine Ruhe, da man die Plage in den Kleidern mitnimmt. Wer dies vermeiden will, muß Bettstatt, Bettzeug und Provisionen mit sich führen. Hiezu aber braucht ein europäischer Reisender ein Roß für sich, eins für den Diener oder den gemietheten Gendarmen, eins für's Gepäck. Nimmt er hiefür Postpferde, so muß auch dem begleitenden Postillon, der sie nachher zurückreitet, noch sein Roß bezahlt werden. Zu Einer Wegstunde braucht man, die Rasten eingerechnet, anderthalb Stunden Zeit, und so begreift es sich, daß die Kosten für Einen Reisetag auf 20—25 Gulden österreichisch ansteigen. Nur zuweilen gelingt es, bei einem wohlhabenden Muselman oder in einem christlichen Kloster bessere Privatherberge zu bekommen.

Unglaublich traurig ist der Anblick eines christlichen Dorfes in diesen Ländern. Stattlich sind nur die befestigten Häuser der Begs (Vorsteher), unten mit starken Mauern, wo die Rosse ihre Ställe haben, darüber die Wohnzimmer in Holz gebaut. Die Mohamedaner haben gern ein Vorderhaus nach der Straße zu, dann folgt ein Gärtchen, und hinter diesem ein besonderer Bau für die Frauen, wo der Hausherr auch speist, wenn er keine Gäste hat. Dieser Theil wird auch in Bosnien der Harem, das Vörderhaus aber der Selamlik, d. h. der Empfangsraum, genannt. Hier tritt oft der größte Mangel an europäischem Comfort in den wunderlichsten Contrast zu den schönsten orientalischen Teppichen und den edeln Racepferden im Stall drunten. In den christlichen Dörfern dagegen liegen die einzelnen Gehöfte weit auseinander. Jedermann baut sich sein Haus selber, und es wird auch darnach. Aus den Wäldern, die der Regierung gehören, darf man dafür sich Holz holen soviel man braucht. Riegelwerk, mit ungebrannten Lehmziegeln oder Fachwerk gefüllt, bildet die Wände; die Fenster sind Lattengitter mit Papier beklebt. Man sieht von unten durch die geschwärzten Dachbalken auf die hölzernen Schindeln, durch deren Ritzen der Rauch des Herdes entweicht. Doch finden sich zuweilen in den Zimmern auch gewaltige Kachelöfen. Auch diese Häuser sind oft zweistöckig, unten der Stall, oben die Wohnräume. In der Herzegowina baut dagegen der Bauer sein Haus von Stein und deckt es sogar mit Steinplatten. Die Dorfkirche ist ein acht Fuß hoher Stall aus hölzernen Sparren, die nur mit der Axt zugehauen sind und den Wind durch alle Ritzen lassen. Der Boden hat keine Diele, ein Brett auf zwei Pfosten ersetzt den Altar. Glocken sind den Christen nicht erlaubt, statt ihrer dient vor der Kirchthür das Alarmbrett, das mit einem hölzernen Hammer geschlagen wird, wie die alten Alarmbretter in der Militärgrenze, welche vor Alters einen Türkeneinfall verkündigten. Auf dem Lande dürfen die christlichen Friedhöfe nicht eingehegt werden, damit der Mohamedaner über die Gräber reiten kann, und so wird jedes Grab einzeln von der Familie eingezäunt. Auch das Haus steht, von Baumhof und Garten umgeben, in seiner besonderen Umzäunung, und grimmige Schäferhunde, auf den Wolf und den Türken dressirt, hindern den Eintritt. Diese Hunde muß der Rajah halten, weil er, ohne einen theuer zu erkaufenden Erlaubnißschein, keine Schießwaffen gegen die Raubthiere besitzen darf. Nur in der Nähe der Dörfer ist das Land angebaut und sehr fruchtbar, auch sieht man hier zuweilen einen schwerfälligen Ackerwagen mit Ochsen bis zu sechszehn Stück bespannt, oder im Sommer wird auf gestampften Tennen im offenen Feld das Getreide ausgedroschen, indem man die Rosse im Kreis darüber treibt. Weiterhin bedeckt den Acker wildes Gestrüpp, und besonders auf dem schönsten Boden machen Brombeersträuche große Strecken ganz

unzugänglich. Auf den weiten Gütern der Grundherren liegen ganze Quadratmeilen Waldboden, außer zur Schweinemast, fast ungenutzt.

Wenn in einem so dünn bevölkerten und dabei so unzugänglichen Bergland einmal der Bauer die Waffe ergreift, so begreift sich, daß ein solcher Aufstand kaum zu dämpfen ist. Zersprengte Banden haben stets einen Rückzug in's weglose Hochgebirge oder sie können sich in den engen Thalschluchten wieder sammeln, wohin keine regelmäßige Truppe ihnen zu folgen vermag. Der Insurgent wird zum Räuber, weil er leben muß, und der regelmäßige Soldat wird es ebenfalls, wenn ihm die Transporte abgeschnitten werden, und er außerdem, wie die türkischen Truppen oft für Monate, keinen Sold ausgezahlt bekommt. Wer kein Eigenthum am Boden hat, wird in regellosen Zuständen ohnehin leicht zum Freibeuter. Daher die allgemeine Unsicherheit auf Weg und Steg, selbst in sonst ruhigen Zeiten. Wenn ein Trupp fremder Reiter auf ein Dorf zukommt, flüchten die Kinder sich schreiend in die Hütten. Die mohamedanische Frau fürchtet sich ebenso sehr, als die christliche. Major Roskiewicz ritt mit seinem Gefolge am hellen Tag und auf breiter Straße einer mohamedanischen Ansiedlung zu. Ein altes Weib lief erschreckt in's Haus; der begleitende Zaptie oder Gendarm, welcher selbst ein Moslem war und die Landessprache verstand, klopfte an alle Häuser, um für die erschöpften Rosse etwas Fourage zu erhalten. Umsonst! Da drückte er eine Scheunenthüre ein und wollte Heu hervorholen. Inzwischen aber waren ein paar Frauen durch die Hinterthüren der Häuser entschlüpft und erhoben nun von einem nahen Hügel ein mit Verwünschungen untermischtes höllisches Angstgeschrei: Zu Hilfe! Sie morden! Sie plündern! Sie zünden die Häuser an! Kein Parlamentiren half, es war nichts zu erlangen, und die Lage wurde geradezu gefährlich, da die Männer das Geheul leicht gehört hätten. Man mußte von der Unterhandlung abstehen und konnte erst eine Stunde weiter in einem Khan Fourage und Lebensmittel erhalten. In diesen Aengsten um Leben und Eigenthum erhält die Rechtlosigkeit und der gegenseitige Haß der beiden Religionen die ganze Landbevölkerung.

Dichter drängt sich denn die Menschenzahl in den Städten zusammen, schon weil hier die Sicherheit größer ist. Es gibt mehrere Ortschaften, welche die Größe unserer Mittelstädte erreichen. Die Hauptstadt von Bosnien, Serajewo oder Bosna-Serai, im Jahre 1465 gegründet, ist ein hübscher Ort von 45,000 Einwohnern. Ein heller, obwohl nicht schiffbarer Fluß, der obern Bosna zuströmend, theilt die Stadt in zwei Hälften. Schöngeschnittene Berge umgeben das sanfte Thal. Blickt man von den Hügeln hinab, so erscheint der Ort stattlich. Die Häuser heben sich aus Gartengrün hervor, von beinahe hundert weißgetünchten Minars überstiegen. Von den Moscheen, welche durch diese Thürme bezeichnet werden, sind einige sogar prachtvoll. Im Innern sind zwei große Marktplätze mit zahlreichen Buden voll Kleinkram, der hier meist von Mohamedanern fabrizirt und verkauft wird. Den Großhandel haben auch hier die Griechen und einzelne europäische Häuser. Man trifft zahlreiche Kaffeehäuser, Garküchen, Schulen und Bäder. Die letztern sind zum Theil religiöse Stiftungen und öffnen sich Jedem, der kommt, wobei man nach Belieben bezahlt. Einige europäische Consulate machen den Aufenthalt für den Fremden angenehm und sicher.

Doch fehlen auch hier wie in Konstantinopel die faulen Straßenhunde und das schlechte Pflaster nicht. Vielleicht hier allein würde man einen regelrecht gebildeten Arzt finden, denn sonst haben Aerzte nichts zu thun, der

betende und zauberkundige Priester vertritt ihre Stelle; der Mohamedaner glaubt an's Fatum, der Christ ist dort gegen das Leben gleichgiltiger als wir es sind. „In ganz Bosnien und der Herzegowina dürfte es (die türkischen Militärärzte abgerechnet) kaum zwei Civilärzte, Doctoren der Medicin, oder auch nur Thierärzte geben."

Woher nun, so fragt man sich, diese Verkommenheit eines von Natur so reichen Landes, dieser Verfall einer Cultur, die unter den Römern so blühend war und wiederum im christlichen Mittelalter hoffnungsreich sich entfaltet hat?

Vor allem liegt es an dem furchtbaren Unrecht in allen Fragen des Eigenthums. Die Wurzel des Uebels ist in dem Einen Satze Theodor Schiff's aufgedeckt: „Der Grund und Boden gehört niemals Jenem, der ihn bebaut."

Zunächst hat die Plackerei des türkischen Steuersystems und die Raubgier der Beamten auch hier, wie in allen Provinzen des osmanischen Reiches, ein starkes Theil des Bodens in die Hände der Kirche gebracht. Das Land, welches einer Moschee gehört, ist steuerfrei. Seit langer Zeit haben daher mohamedanische Landbesitzer, besonders wenn sie kinderlos waren, ihre Güter der benachbarten Geistlichkeit verschrieben, um sie hernach geschützt und steuerfrei auf Lebenszeit behalten zu können. Nach ihrem Tode fällt das Grundstück dann einer Moschee als freies Eigenthum zu. Dadurch hat der Islam überall einen gutbesoldeten und einflußreichen Klerus.

Und wie werden die Steuern eingetrieben?

Die Pforte behält noch immer das in Europa längst gerichtete altrömische System bei, die Steuern an den Meistbietenden zu verpachten, und diese Staatspächter geben sie wieder an Unterpächter ab. Auch manche Grundherren haben bereits diese Praxis der Verpachtung angenommen. „Alle diese Pächter (Sakupniks) aber wurden zur wahren Landplage Bosniens. Was so ein Sakupnik an Unmenschlichkeit zu leisten vermag, davon hat man im civilisirten Europa gar keine Vorstellung. Vor Allem macht er sich zum Gesellschafter des türkischen Beamten, der ihm nicht nur die Zapties (Polizeisoldaten) gibt, sondern auch einen willkürlichen Marktpreis der Früchte festgesetzt. Der Sakupnik begnügt sich nämlich nicht mit der Quote der Naturalienleistung, sondern er fordert von den christlichen Bauern noch um so viel mehr, als die Differenz des willkürlich festgesetzten Marktpreises beträgt. Will dieser die oft bedeutende Differenz nicht entrichten, oder findet sich die geforderte Quantität der Frucht nicht mehr vor, so wird er zur Zahlung aufgefordert. Kann er, wie gewöhnlich, nicht zahlen, so fängt mit ihm die Tortur an. Zuerst wird er geprügelt; hilft das nicht, so beginnt die Operation der Räucherung. Man legt ihn an einige Balken des Dachbodens gebunden nieder und zündet unter ihm mit feuchtem Holz Feuer an, bis er, dem Ersticken nahe, alles dem Sakupnik gibt, was er noch hat. Es sind dies aber nicht bloß einzelne Fälle des Mißbrauchs, sondern das Räuchern gilt gewissermaßen als eine Art Executionsgrad, der zu dem ganzen Verfahren gehört!"

Nicht besser ergeht es dem Bauer, wo der Grundherr in Person sein Drittel einzieht. Im Herbst besucht der Beg mit einem starken berittenen Gefolg seine sämmtlichen Dörfer. Es ist eine Sommerfrische auf fremde Rechnung. Er nimmt freies Quartier bei dem reichsten Bauer, die andern müssen für seinen Haushalt Nahrungsmittel und Fourage beischaffen. Die Kosten dieser Einquartierung dauern, bis alle Streitfragen über den Betrag der

Zehnten so erledigt sind, wie der Herr es befiehlt. Bei dieser Gelegenheit, wo der Beg als bewaffnete Garnison im Dorf gebietet, kommen am häufigsten die so oft besprochenen Unbilden vor, wenn der Bauer eine hübsche Frau oder Tochter hat.

Gegen alle diese Erpressungen hat der christliche Unterthan der Pforte kein genügendes Rechtsmittel. Ueberall, wo im Staat Verstand ist, hat man Verwaltung und Justiz getrennt. In Bosnien ist bis heute auf dem Lande der Mudir (türkischer Religionsbeamter) zugleich Administrativ- und Justizbeamter; nun kommt es aber auch vor, daß ihm gar noch die Steuerpacht zugeschlagen wird. In allen hierauf bezüglichen Eigenthumsfragen ist er folglich Beklagter und Richter in Einer Person.

Insbesondere aber in den Fällen ist kein Recht zu erlangen, wo es sich um Gewaltthätigkeiten der Grundherren gegen Frauen oder entsprechende Brutalitäten von türkischen Beamten handelt. Solche kommen täglich vor. Im November 1875 zieht ein türkischer Steuereinnehmer mit einem Detachement von Polizeisoldaten mitten in dem friedlichen Bulgarien in das Dorf Givora Malina. Zwei ländliche Beamte kommen ihm dienstwillig entgegen, er spottet über ihren Glauben, und als sie Einrede thun, läßt er sie auf den Bauch niederlegen und haut sie durch. Dann befiehlt er allen Bauern sich zu versammeln; da aber die meisten auf dem Felde sind, andere in der Frohnde Bagage nach der Festung Nitsch führen, so werden alle Frauen zusammengetrieben. Diesen befiehlt er in einen Kreis zu treten und ihre Gesichter aufzuheben; denn die türkische Frau entblößt nie ihr Gesicht. Eine senkt aber doch die Augen, und er haut sie mit einem dicken Prügel; die andern laufen fort, er verfolgt sie und schlägt zwei nieder. Des Nachts werden sie alle in das Haus zusammengetrieben, wo er mit seiner Dienerschaft wohnt; sie wehren sich auf Leben und Tod; da läßt er eiserne Stäbe heizen und zwingt sie hinüberzugehen; andere werden auf die Stäbe hingestreckt. Eine kommt in's Sterben, und man wirft sie vor die Thür.

Ein ganz alltäglicher Vorgang ist auch der Raub christlicher Mädchen, der in den übrigen türkischen Provinzen ebenso gut vorkommt, wie in Bosnien.*) Zuweilen läßt die Entführte, um nicht entehrt in's Dorf zurückkommen, sich bewegen, zum Islam überzutreten: in dem Fall verliert der Vater, wie einst bei einer bekehrten Jüdin, jeden Anspruch auf sein Kind. Aber auch sonst würde auf seine Klage kaum ein türkischer Richter einschreiten, um auch nur den Thatbestand zu erheben. In Bosnien, wo der Grundherr den Bauer einfach vom Land ausweisen kann, ist eine solche Klage sogar gefährlich. Ich lasse einen Augenzeugen erzählen:

Theodor Schiff, der viele Jahre zu Sign in Dalmatien, nahe der bosnischen Grenze, gewohnt hat, besuchte einmal einen mohamedanischen Gastfreund in Bosnien, der als Sohn eines türkischen Paschas ganze Quadratmeilen Wald und Ackerland besaß, die sein Vater zum Lehen geschenkt erhalten hatte. Mit diesem, auf schönen Arabern beritten, besuchte er die Be-

---

*) Ueber diesen Gegenstand und andere Bedrückungen zog Sir Henry Bulwer 1860 von den englischen Consuln in der Türkei Berichte ein. Diese wurden auf Grund eines Fragezettels eingesandt und u. d. T. Report of Consuls on the Condition of the Christian in Turkey gedruckt. Das ursprünglich nur für das auswärtige Amt in London bestimmte Schriftstück hat dann St. Marc Girardin damals in der Revue des Deux Mondes veröffentlicht. Dort ist auch die Wahrheit über das Zeugenrecht von Christen gegen einen Moslem und über die confessionelle Zusammensetzung der türkischen Gerichte zu finden. (Auszüge daraus bei Kanitz, Donau-Bulgarien, I, S. 106 u. folg.)

zirksstadt Livno. Es war gerade Gerichtstag, und der Mudir lud beide ganz unbefangen ein, der Verhandlung beizuwohnen. Er klatschte in die Hände und zwei Diener traten ein. Der eine trug Schreibzeug, der andere schob einen sehr defect gekleideten alten Bauer vor sich her, der einen durchlöcherten Feß in den Händen hielt, während von seinem von den Schläfen bis zum Scheitel glattrasirten Kopf ein dünner Zopf herabbaumelte. Ein Mädchen im Alter von 13 oder 14 Jahren folgte. Sie trug weite Pumphosen von blauer Leinwand, keine Schuhe oder Strümpfe, und ein enges, vorn offenes gleichfalls blaues Jäckchen. Zwei prachtvolle braune Zöpfe hingen ihr fettgetränkt über die Schultern. Hände und Füße waren roth vom Einflusse der wechselnden Witterung und vielleicht der schweren Arbeit, aber ihr feingeschnittenes Gesicht war das einer Juno, und ihr Wuchs der einer Hebe. Sie weinte.

Die Verhandlung spielte sich sehr glatt ab. Ein gewisser Hussein Beg hatte dem Bauer den Tabak wegnehmen lassen, den derselbe geerntet und zubereitet hatte. Dazu besaß er das Recht, denn der Tabak war auf seinem, Hussein Beg's, Grund und Boden gewachsen. Vielleicht hätte der Beg Erbarmen gehabt mit dem unglücklichen Bauer. Aber es war ein kleiner Zufall dazu getreten. Die Jele (Helene), die Tochter des Bauers, hatte in der Nähe von Hussein Beg's Wohnhaus Schafe gehütet. Und als Hussein Beg Abends nach Hause kam, gab er ihr beim Absitzen die Zügel des Pferdes mit dem Auftrage, es in den Stall zu führen. Als aber Jele im Stalle war, da kamen zwei Diener des Hussein Beg und schleppten sie in dessen Haus. Des andern Morgens wurde sie entlassen, und weil sie ein Bündel von Maiskolben nicht annehmen wollte, die ihr Hussein hatte verabfolgen lassen, so tractirten sie die Diener mit Faustschlägen. Tags darauf aber ließ Hussein Beg den Tabak aus des Bauers Hütte wegschleppen, seinen, Hussein Beg's Tabak.

Das Alles kam umständlich und klar an den Tag. Hussein Beg war nicht zur Verhandlung erschienen, weil er vor zwei Tagen eine Reise nach Serajewo unternommen hatte. Der Mudir befragte den Bauer und die Jele und notirte Einiges in die Schreibtafel, die er in der linken Hand hielt. Dann sprach er das Urtheil. Der Bauer mußte wegen Besitznahme fremden Bodens 50 Piaster (fünf Gulden) Strafe zahlen. Wenn er sie nicht zahlen könne, so möge man ihm drei Hammel wegnehmen, und da er und die Jele anfingen zu weinen, so wurden sie beide zur Thüre hinausgeworfen. Dann steckte der Mudir wieder seine Schreibtafel in den Gürtel, und die Diener brachten prächtig duftenden schwarzen Kaffee.

„Es gibt", so schließt Schiff seine Erzählung, „viele Hussein, viele Bauern und sehr viel unbebautes Land in Bosnien. Auch haben viele Bauern hübsche Töchter, aber kein Bauer hat ein Feld, kein Bauer irgend ein Eigenthum. Wenn man darum von Unruhen in Bosnien hört, so möge man doch den richtigen Maßstab anlegen und bedenken, daß Aehnliches, wie ich jetzt erzählte, dort alle Tage vorkommt. Die Folgerungen sind dann leicht."

Und was würden Sie, verehrte Frauen, von dem Manne denken, der Solches erduldete und nicht zu den Waffen griffe? Ein Land, wo der, welcher den Boden baut, am Boden kein Eigenthum hat, wo die Ehre der Frau nicht geschützt ist, und wo auch vor dem Gericht kein Recht zu erlangen steht — was bleibt da dem Gedrückten übrig als in die Berge zu gehen, Banden zu bilden und seine Blutsauger mit Flinte und Handschar zu massacriren? So ist es im Juni vorigen Jahres geschehen. Ein Trupp Flüchtlinge war auf montenegrinisches

Gebiet übergetreten und erhielt die Erlaubniß zur Rückkehr. Nur 164 Köpfe stark, erhoben sie in der Heimat die Fahne der Insurrection und brannten einige Dörfer nieder, weil diese sich ihnen nicht anschlossen. Von da breitete der Aufstand sich aus, bis er jetzt den regelmäßigen Truppen förmliche Gefechte liefert und sie oft in die Flucht wirft.

Unsere weichherzige Civilisation, obenein von den Manövern der Diplomaten verwirrt, verblendet sich zu dem Glauben, daß Reformen in Verwaltung und Rechtsverfahren die Bewegung stillen könnten. Selbst wenn die Pforte fähig wäre, diese Reformen durchzuführen, oder der Islam je den Willen haben könnte, die Herrschaft aus den Händen zu geben, indem er der christlichen Majorität wirklich gleiche Rechte einräumte — um alles das handelt es sich hier nicht mehr. Der Bauer weiß, daß ihm das Land gehört, das man ihm durch Gewalt und Betrug abgenommen hat, und sein Eigenthum fordert er zurück. Es ist *eine agrarische Revolution* geworden, so gut wie sie in Frankreich war, wo noch vor hundert Jahren ebenfalls zwei Drittel des Bodens der Geistlichkeit und dem Adel gehörten.

Solche Revolutionen enden nur durch vollständigen Wechsel des Eigenthums an Grund und Boden.

In den letzten Verhandlungen mit dem österreichischen Friedenscommissär forderten die Insurgenten einfach ein Drittel alles Landes zurück, das den Begs gehört. Die Pforte könnte selbst dieß nicht bewilligen, denn sie hat nicht die Macht und kaum das Recht, den Besitzern ihr Eigenthum wegzunehmen; sie hat aber noch weniger das Geld, um eine halbe Provinz abzulösen. Eine Umwälzung dieser Art führt überhaupt keine bestehende Regierung, sondern immer nur eine Revolution durch. Also bleiben nur zwei Ausgänge möglich: entweder Niederwerfen der Insurgenten und hernach ein blutiges Strafgericht, das diese Länder vollends zur Einöde macht — oder Sieg des Aufstandes und dann Vertreibung der Islams und Besitzergreifung des Bodens durch die siegreiche christliche Bauernschaft.

# Eine neue Komödie.

In demselben Verhältnisse, als das Städtethum heute in seinen Sommerfrischlern, Touristen u. s. w. auf das Land gedrungen ist, hat sich das Dorfleben in unserer Literatur und Kunst eingebürgert. Es vollzieht sich ein erfreulicher Ausgleich, der dort mildernd, hier stärkend, und versöhnend nach beiden Seiten wirkt. Die überfeinerte Welt hat ein gesteigertes Bedürfniß nach dem Ursprünglichen und Naiven und begrüßt heute freudiger als je die Vermittler desselben. Mit großem Interesse spürt man der Volkssitte, den Volksliedern nach. Auerbach schrieb Dorfgeschichten; Defregger malt Dorfbilder; Anzengruber schafft Dorfkomödien. Die Welt reicht diesen Männern heute die Palme. Und mit Recht. Eine Zeit, deren wissenschaftliche Bestrebungen mit der Metaphysik gebrochen und die sich der Empirik begeben hat, muß wohl auch ihr Kunstleben dem Realen zuwenden.

Wer ein wahrhaftiges Stück Dorfleben mit seinem ganzen Realismus und mit seiner überreichen Poesie schauen will, der gehe in ein Anzengruber'sches Volksstück. Und wer unter diesen Volksstücken (der Pfarrer von Kirchfeld, der Meineidbauer, die Kreuzelschreiber, der G'wissenswurm) ein's aussuchen will, das in der Feinmalerei bäuerlicher Charaktere besonders groß ist, der halte sich an den „Doppelselbstmord."

Das ist jenes Stück, welches im vorigen Winter im Theater an der Wien zwei- oder dreimal gegeben wurde und dann fort war. Das Publikum hatte es mit Freude begrüßt, die Kritik hatte ihm vollste Würdigung gezollt und dennoch — Theaterstücke haben ihre geheimnißvollen Schicksale — war es vom Repertoire verschwunden. Wir wollen nicht untersuchen, ob hier eine Intrigue spielte, ob es an der Aufführung lag, oder doch am Publikum, oder an einer Grille des Verfassers — kurz, der „Doppelselbstmord" war und blieb verschollen, bis er viele Monate später (Mitte Oktober d. J.) im Stadttheater zu Graz wieder auftauchte.

Die Fabel des Stückes ist possierlich. Der reiche Sentner und der arme Hauderer, einst Jugendfreunde, stehen sich eines wunderlichen Liebeshandels wegen seit zwanzig Jahren als Feinde gegenüber. Der Sentner hat einen einzigen Sohn, der Hauderer eine einzige Tochter — diese lieben sich. Die Alten söhnen sich im Wirthshause aus, bei den Jungen kommt es zur Verlobung. Da — es ist wieder beim Weine — beleidigt der Hauderer den Sentner, der Sentner den Hauderer, es kommt rasch zu neuem Bruche — die Brautleute sollen „gestrichen" werden. Die Verliebten wissen keinen Ausweg, indeß sind sie weniger sentimental als trotzig. Zufällig liest der Wirth aus der Zeitung von dem Doppelselbstmord eines unglücklichen Liebespaares in der Stadt, liest deren Abschiedsbrief an die Eltern, in welchem die Selbstmörder darthun, daß sie wegen hoffnungsloser Liebe hingingen, um sich auf ewig zu vereinigen. — Viel Entsetzen bei den Bauern; dieses Entsetzen aber wird bald noch größer, als auch die Kinder des Sentner und des Hauderer unter gleichen Umständen mit Zurücklassung eines Abschiedsschreibens verschwunden sind. Alles ist auf, um zu suchen. In der Angst versöhnen sich die beiden Alten — aber diesmal gründlich, und mittlerweile wird das junge Paar frisch und gesund in einer Heuhütte entdeckt, wohin es geflüchtet war, um „sich auf ewig zu vereinigen".

Das ist eine sehr einfache, zum großen Theile recht alte Geschichte — aber behandelt mit der ganzen Eigenartigkeit des Anzengruber'schen Talentes.

Nehmen wir ein Stück aus jener Scene, in welcher sich der Sentner und der Hauderer nach dem „Versprechen“ ihrer Kinder wieder anfeinden.

Die Agerl sitzt bei ihrem Bräutigam und meint schämig: „Du, Poldl — ich möcht' Dich gern um Oans fragen — aber mußt wegschau'n.

Poldl: Na ja.

Agerl: Du, meinst — is a Möglichkeit.... Na, ich sag's nit.

Poldl: Na, was denn?

Agerl: Weißt, Poldl, — nit schau her — — ob wir wohl a kleine Waar' ins Haus kriegen?

Poldl: Na, warum denn nit? freilich, freilich.

Agerl (zum Hauderer): No, hast ghört, Voda. — Wirst ja Ehnl.

Hauderer: No ja, Ehnl und Ehnl! Der „reiche Ehnl“ hätt's all' Tag auf'm Knie und um an „armen Ehnl“ schaueten sie sich's ganz Jahr nit um! — Lern' Du mir Kinder kenna!

Sentner: Dürften mir a gar nit zu Dir!

Hauderer: Werfet's eh außi!

Sentner: Nit rühr' mir's an, dös rath ich Dir! — Wann mir heut oder morgen Oans klagen möcht....

Hauderer: Dös kannst erleben.

Sentner: Dös nahmest Du Dir heraus?

Hauderer: Na, an Respekt werd' ich haben vor dö Fratzen!

Sentner: Gegen meine — gegen den Sentner seine Enkelkinder?!

Hauderer: Wohl!

Agerl (zu Poldl): Ich bitt' Dich, so sag' ihnen doh, daß no gar koans auf da Welt is!

Das ist derb, aber unmittelbar und gesund, daher auf der Bühne von großer Wirkung.

Solch lustige Auftritte wechseln mit tiefernsten, ergreifenden Scenen, wovon wir noch jene zur Probe geben, in welcher der Sentner dem Hauderer die Nachricht von dem Verluste der Kinder bringt.

Der Hauderer steht vor seinem Häuschen und sieht sich nach der Agerl um, die schon die Nacht über ausgeblieben war und jetzt noch immer nicht kommt, um ihm die Suppe zu kochen. Da steigt der Sentner heran; blaß und trübsinnig reicht er dem Hauderer die Hand: Grüß Gott, Hauderer!

Hauderer: Was hast denn, wie schaust denn aus?

Sentner: Die ganze Nacht waren wir auf den Füßen und haben g'sucht — und g'sucht —

Hauderer: No, was denn?

Sentner: Nach unsern Kindern.

Hauderer (gelassen): Dö kommen schon wieder.

Sentner: Dö kommen nimmer wieder! (Dann reicht er dem Hauderer den Abschiedsbrief. Dieser liest ihn gelassen und gibt ihn dann ruhig zurück).

Sentner: Nu?

Hauderer: 's is a Dummheit.

Sentner: Mußt's nit sagen, Hauderer. — Zu dir bin ich herg'rennt, weg von den Leuten. Wie ich ihnen a danken muß für's Suchen, aber ich kann's nit ansehen, wie sie neugierig hinter jeden Busch schau'n, als könnten sie's nit erwarten, daß s' Einem zuschrei'n: Da sein s'! und Hand anlegen... Da bin ich her zu Dir, weil ich Ein' such, dem so ist, wie mir...

Hauderer: Du wirst doch nit im Ernst vermeinen, daß sie sich umbringen?

Sentner: Ich mein's im Ernst.

Hauderer: Ah, na, na, na, — geh' zu — geh' zu — Dö Dirn, was als Fratz schon so viel lieb war, und wie s' aufg'wachsen is, a Freud zum Anschau'n, dö soll auf einmal weg sein, weg über Nacht, als hätt's Einem nur der Schlaf eingeben?! — und so frei von selbsten, frei von selbsten? Na, na, Sentner, zu so einem Thun gehören Leut' mit einer grauslichen Selbstigkeit, was nur auf sich denkt und einer Boshaftigkeit auf Andere; es is ein ung'sund's Wesen, ein ung'sund's Wesen. — Unsere Kinder sein brav, dö wissen's schon, wann man amal auf der Welt is, g'hört sich a, daß man sich d'rein schickt und daß dös ka Respekt wär', sich vor dem Vater in die Gruben einzudrängen. Ah, na, na, dös is nit.

Sentner: Doch fürcht ich, Hauderer, ich fürcht's. Nie hab' ich vor nix so an Angst g'habt, als vor dem Alleinsteh'n auf der Welt — unter fremde Leut sein, die auf dein Gut lauern, jeden Sonnenschein, der dich anlacht, finster anschau'n und jed' Uebel, das dich heimsucht, gut Freund heißen. Schon wie mir mein Weib wegg'storben is, hab' ich mir denkt, jetzt is der Poldl der Einzige und Letzte, der mir bleibt; wenn der a vor dir geht?!... Und jetzt, jetzt kann's sein, Hauderer, und so wird's halt da sein, das Alleinstehen. Tragst

Du mir's auch noch nach, dann hab' ich nit amal an Anspruch mehr — nit amal an Anspruch.

Hauderer (reicht dem Sentner ergriffen die Hand): Na, na, Sentner, mußt nit so daherreden, machst Einem ja selber ganz verzagt. Und wenn ma sich erst fragen müßt', wer Schuld d'ran is . . . .

Sentner: No, wer? Wir zwei!

Hauderer: Du nit! Du weißt's recht gut, Du nit. Ich, ich mit mein' Höllrausch von gestern. Dös verflucht' Trinken — der Teufel soll's hol'n! — Der Agerl muß man einschärfen, wann sie Kinder kriegt, sie soll's nit trinken lassen; das heißt, a Milli, a Milli schon, aber nur nix Geistig's soll's über die Kinder lassen. — No, laß' sein, laß sein, mir kriegen noch Kinder, fürcht' nix, Sentner, fürcht nix. — Mei Dirn is nit dumm, dö is kerng'sund, dö lebt lieber mit ihrem Buben, als daß sie mit ihm verstirbt. Wirst es sehen, wirst es schon sehen. Jetzt und jetzt, mein' ich, muß Eins daherrennen und sagen: Sie hab'n 's schon und lebig — versteht sich, lebig —

Da heißt es für den Zuschauer weinen und lachen zugleich! — Und durch den ganzen Dorfroman webt sich hin der heitere Volkssang — voll Lust und Leben überall, vom warmherzigen Lied:

— Glücklich sein voll Friedlichkeit,
Dös is unsers Herrgotts Will!

bis zum kecken Spruch:

Kein ärger's G'sindel auf der Welt,
Als d' Manner und die Weiber!

Wer für das Volksleben kein feines Auge hat und den Dingen nicht auf den Grund zu sehen weiß, dem kann's passiren, daß er dieses Volksstück grundfalsch beurtheilt.

Wer bloß oberflächlich mit Landleuten verkehrt, der sieht nur Typen und wird sie alle mehr oder minder für gleichgeartet halten. Und doch sind die bäuerlichen Charaktere noch verschiedenartiger und in sich origineller, als die anderer, durch die Cultur geschliffener Menschen. Anzengruber's Gestalten sehen sich alle insoferne ähnlich, als jede derselben den Bauernrock trägt und in der österreichischen Mundart spricht. Nur bei einigen Figuren ist die innere Aehnlichkeit auffallend. Der Steinklopferhans erinnert an den Wurzelsepp, der Hauderer wieder hat etwas vom Steinklopferhans; jeder ist ein Philosoph auf eigene Faust — Skeptiker und doch wieder glaubend an sich und die Menschheit. Das sind die Repräsentanten des Autors, der bei dem vielfachen Für und Wider der Conflicte doch auch gerne sein persönliches Dafürhalten abgibt. Hingegen die Hauptgestalten, wie der Pfarrer Hell, der Kreuzweghofbauer, der Bauer vom gelben Hof, der Grillhofer, der Dusterer, der Michel Berndorfer, der Poldl, die Anna Birkmeier, die Josefa, die Horlacherlies u. s. w. sind doch grundverschieden in ihrer Charakteranlage, als auch in ihrem Schalten und Walten. (Freilich wird ein mittelmäßiger Schauspieler, der etwa nur eine einzige Intriguantentype hat, z. B. den Dusterer und den Zangel mit ganz den gleichen Nuancen zur Darstellung bringen und das kann täuschen.) Ebenso ungleichartig sind die Conflikte, die in den verschiedenen Stücken abgewickelt, die Ideen, die verkörpert werden. Wer die Schauspiele genauer kennt, der wird uns eingehende Beweise gerne erlassen und nicht bestreiten, daß bisher jedes neue Stück von Anzengruber eben auch ein neues Stück war.

Auf das engste schließt sich der „Doppelselbstmord“ nur durch seinen Realismus den früheren Volkskomödien an.

Der Realismus dieses Stückes geht einerseits nahe an die Grenzen des Erlaubten; doch erhebt er sich andererseits zur schönen versöhnenden Ebenmäßigkeit — und wenn wir das Schauspielhaus verlassen, so haben wir nicht allein einen tiefen, klaren Blick in das Herz des Landvolkes gethan — was viel bedeutet, weil dem Städter nur allzuselten dazu Gelegenheit geboten ist; — sondern tragen das Bewußtsein mit, zwei wesentliche Ideen — die Unzerstörbarkeit und den Sieg einer wahrhaft gesunden Liebe und den Glauben an die Menschheit, der

von allen Bitternissen des Lebens nicht zerstört werden kann, in der Gestalt des alten Hauderer künstlerisch verkörpert gesehen zu haben.

Wir sind nicht die Ersten, die Anzengruber den Shakespeare der Bauernkomödien nennen möchten. Unter den Städtern gibt es Viele, die sich an seinen Stücken ergötzen, aber Wenige, welche dieselben von der Schale bis zum Kern zu begreifen und zu würdigen in der Lage sind. Bis auf eine geringe modern-tendenziöse Färbung, welche nicht immer aus dem durchaus conservativen Charakter des Bauers hervorzugehen scheint, sind diese Stücke wahr und echt bis in's Herz hinein. Aber selbst diese Tendenz legt vielleicht erst der Schauspieler oder der Zuschauer in irgend einen Ausspruch, welchen der Bauer in der absichtslosesten Naivität vorbringt. Wenn z. B. im Doppelselbstmord der alte Bartl sagt: „No jo, wer denkt denn dran, wann er a Schaar Bauern sieht, daß vorn ka geistlicher Herr is —?“ so scheint es uns, als habe der Verfasser das in einer gewissen Absicht sagen lassen, und doch ist hier Gedanke und Wort streng volksmäßig. Wenn aber der arme, verbissene Hauderer ausruft: „Ih geh unter der Wochen in die Kirch', brauch den Herrgott alleinig — hab a bsunders Gebitt: Daß er sein möcht! —“ so ist das packend, aber bei einem Bauer psychologisch schwer zu begründen. Nun, dieser Hauderer ist eben ein Sonderling, ein Naturphilosoph; er war zum gottgläubigsten Weltkinde geboren und ist zum beißendsten Skeptiker gemacht, dem Liebe und Haß, Leben und Sterben „a Dummheit“ ist. Und doch kann er sich des Hasses und der Liebe nicht entschlagen und zur Stunde, da das ganze Dorf und selbst der reiche Sentner an dem jungen Liebespaar verzweifelt, weil dasselbe mit Hinterlassung eines inhaltsschweren Abschiedsbriefes verschwunden war, um sich dort „auf ewig zu vereinigen“, ist es der alte Hauderer, der Weltlästerer allein, welcher den Glauben an die Kinder bewahrt und in rührendster Weise zum Ausdrucke bringt. Diese Wendung erscheint uns in dem ganzen Stücke, welches so reich an Schönheiten und Ueberraschungen ist, als der bedeutendste Zug — genial gedacht und meisterhaft hingestellt. Der Hauderer ist jene Gestalt im „Doppelselbstmord“, welche die Komödie hoch über das Niveau der Possen hebt.

Die Aufführung des „Doppelselbstmordes“ im Grazer Stadttheater (wir erwähnen vor Allem den Hauderer des Herrn Fr. Müller, den Poldl des Herrn Tob. Müller und die Agerl des Frl. König) ist eine vorzügliche.

Schon mehrmals ist bemerkt worden, daß die Anzengruber'schen Bauernkomödien in Graz mit mehr Verständniß und größerem Fleiße dargestellt würden, als in Wien, wo das Uebertreiben und die Effectmacherei so dankbaren Boden fände. Wir constatiren nur, daß in der steierischen Hauptstadt Schauspieler und Publikum die Anzengruber'schen Dramen mit Liebe halten, wie auch das Repertoire zeigt, welches seit Jahren keines der neueren Stücke so wiederholt bietet, als die Volksschauspiele von dem Verfasser des „Pfarrers von Kirchfeld“.

Haben wir an raffinirten Leckerbissen den Magen verdorben, so sehnen wir uns nach Schwarzbrot. Aus dem Naturunmittelbaren des Bauerndrama's werden wir wieder gesunden Sinn und Empfänglichkeit für echt menschlich angelegte dramatische Gestalten im Allgemeinen schöpfen und so zum Genusse der classischen Meisterwerke neue Fähigkeit erlangen.

# Unsere Schwächen.

## II.

### Etwas über das gnädige Fräulein Von.

Es ist noch nicht lange her, daß ich zufällig die Aeußerungen eines Mannes vernahm, der seinem Freunde vertraute, er beobachte in der Umgangssitte zwischen vernünftigen, feingebildeten und bornirten Menschen einen eigenthümlichen Unterschied, der den herkömmlichen Brauch so ziemlich auf den Kopf stelle und dennoch — so viel er schon oft zu bemerken Gelegenheit gehabt habe, — das Wohlgefallen Aller erwecke.

„Ei", sagte der Andere, „da möchte ich gerne was lernen, denn in unserem Lande, wo die Titelsucht so allgemein verbreitet ist und so hochgradig grassirt, ist man wahrlich in Verlegenheit, wie man in der Umgangssprache das echte Verdienst von dem unechten unterscheide."

„Nichts leichter als das", versetzte der Eine, „kennt man nur erst beiläufig Stand und Charakter der Leute, mit denen man verkehrt, so kommt man mit den Anredeformen trefflich zurecht, ohne daß man verletzt oder sich selbst etwas vergibt."

„Ja, lieber Freund, Stand und Charakter von Leuten sofort zu kennen, die man eben das erstemal sieht und die Einem als der Herr von so und so, oder als die gnädige Frau von so und so vorgestellt wurden — das ist eben das Schwere."

„Wenn Du nur einmal genau Acht gibst auf das Benehmen und die Ausdrucksweise solch' fremder Leute, so wirst Du es in der Regel nach wenigen Worten heraus haben, zu welcher Classe von Menschen sie gehören. Und sofort kannst Du das Verfahren anwenden, welches ich beobachte. Geistig vornehmen Menschen gebe ich nämlich nie um ein Jtipfelchen mehr Titel, als ihnen in der Gesellschaft gebührt, ja, ich thue hierin lieber etwas zu wenig als zu viel. Besonders fremde Leute, deren Rang und Stellung mir nicht genau bekannt ist, für ungewöhnliche Menschen zu halten habe ich doch keine Ursache — vielmehr ist man natürlicher Weise geneigt, Jeden für einen Durchschnittsmenschen zu nehmen, so lange man nicht eines Andern überzeugt ist. Und zuletzt muß es ja auch den Fremden angenehmer berühren, wenn er mehr und Höheres ist, als wofür er gehalten wird — als wie wenn er thatsächlich das nicht vorstellt, wofür ihn der Andere hält, und sich heimlich sagen muß: die Höflichkeit und Ehre, die mir angethan wird, kommt nicht auf Rechnung meiner Verdienste, als vielmehr auf die eines Irrthums. Und schließlich zeugt eben das von weltmännischem Takt, wenn ich auch dem gewöhnlichen Menschen, den ich für gar nichts Besonderes halte und nur etwa mit: mein Herr! oder: meine verehrte Frau! ansprechen kann — mit Bonhomie entgegenkomme. Täusche ich mich, und stellt sich's heraus, daß meine Gegenperson höheren Ranges ist, als ich angenommen hatte, so gestaltet sich die Sache zum gegenseitigen Vergnügen. Hingegen ist es peinlich, wenn ich mir von einem schlichten Manne etwa die Zurechtweisung gefallen lassen muß: Bitte, mein Herr, ich bin kein Von, bin durchaus bürgerlich."

„Je nun", meinte jetzt wieder der Andere, „mit vernünftigen Leuten kommt man immer leicht zurecht, aber wie hältst Du es denn mit den Andern?"

„Ah, das ist was anderes, mein Freund, das sind ohne jegliche Prüfung ein für allemal lauter Herren und Frauen Von, Herren Doktoren, Barone, Exzellenz-Herren, Euer Gna-

den und gnädige Frauen. Denen sage ich mit Bücklingen: Küß' die Hand! und ganz gehorsamer Diener! gleichwohl ich deren Mancher Diener nicht sein möchte. Und bin ich genöthigt, brieflich mit ihnen zu verkehren, so sind sie die: Euer Wohlgeboren, Hochwohlgeboren, und weiß ich, daß ich durch ein einzig Wort besonderes Glück zu gründen vermag, selbst: Euer Hochedelgeboren, oder noch was Klingenderes, und zeichne mich schließlich in besonderster Devotion, wenn nicht gar unterthänigst ersterbend als dero Diener oder Knecht."

„Wie verfährst Du aber in Briefen gegen Personen der ersten Kategorie?"

„Ich gebe ihnen entweder genau den Titel, der ihnen gebührt, oder thue, aus besonderer Hochachtung veranlaßt, ein Uebriges und schreibe: Geehrter Herr! Sehr geehrter Herr! oder: hochgeehrte Frau! und bleibe mit dem Ausdrucke meiner aufrichtigen Hochachtung oder meiner wahren Verehrung ergebenst . . ."

So das Gespräch der beiden Herren. Der Eine, welcher seine Umgangsregel so dargelegt hatte, ist eine bekannte Persönlichkeit, bekleidet ein ziemlich vornehmes Amt im Staate und genießt Hochschätzung von Allen, die ihn kennen.

Einige Tage nach obigem Gespräche überbrachte mir ein Diener des angedeuteten Mannes ein Schreiben. Wie erschrak ich, als ich die Adresse las: „An den hochwohlgebornen Herrn von N. N." — Ich bin ein Kleinbürgerlicher, habe weder glänzende Geistesanlagen, noch eine wohlgeformte Körpergestalt, bin also niedrigunwohlgeboren. — Offenbar zählte mich der Mann zu seiner zweiten Kategorie.

Eine „Empfehlung an Seine Gnaden", gab ich dem Boten mit, ein barsches „Adieu" dann, und als ich allein war, riß ich wüthend über den Schimpf das Couvert in zehn Fetzen von dem Briefe. Das Schreiben versöhnte mich, es lautete:

„Lieber Freund!

Kommen Sie doch heute Abends zu uns; vergessen Sie aber ja nicht, den Frack anzuziehen, um denselben bei mir in der Garderobe ablegen zu können, denn das Nachtmahl findet in Hembärmeln statt.

Ihr N."

Ich wußte wohl, daß letztere Aeußerung nur bildlich zu verstehen war und bloß auf eine ungezwungene Gesellschaft hinweisen sollte.

Das Erste am Abende war, daß ich, auf das oben angeführte Gespräch klopfend, den Gastherrn zur Rede stellte ob des Hohnes auf meiner Adresse.

„Ei", antwortete er lachend, „sagen Sie einmal, mit wem spricht denn der Briefschreiber durch die Adresse eines Briefes, mit dem Empfänger oder mit dem Ueberbringer?"

„Doch mit dem Ueberbringer", antwortete ich.

„Richtig", sagte er, „und meinen Sie nicht, daß man vor den Augen der Dienerschaft etwas anders dastehen solle, als vor denen der Freunde?"

„Wohl", entgegnete ich. Somit waren wir gegenseitig zufrieden. Allein, da anfangs in einer zusammengetretenen Gesellschaft immer etwas Mangel an Redestoff ist, so hatten sich die bereits versammelten Herrschaften des Gegenstandes bald bemächtigt und huben an, ihn mit und ohne Geist — wie es eben Gott gab — zu erörtern.

Zuerst ging's über das „Von" her und Jemand fragte, wer denn in die bürgerliche Welt diese Lächerlichkeit eingeführt habe.

Darauf gab ein junger Doktor (er ließ sich nicht bloß so schelten, sondern war's wirklich) folgenden Bescheid: „Nach dem dreißigjährigen Kriege war's, da hatten die Herrscher kein Geld, die Höfe keines und die Regierungen auch kein's. Heute noch sollen hie und da Spuren von diesem mittelalterlichen Zustande vorkommen. Dafür gab es auch wieder Leute, die

sich eben in den Kriegszeiten auf allerlei Art bereichert hatten. Diese wollten zum Mittel nun auch den Titel und gingen somit den römischen Kaiser zu Wien um gnädige Verleihung von Adelsbriefen an. Der Kaiser hatte ebenfalls kein Geld, hingegen erklecklichen Vorrath an Pergament und so nahm er von den Titelfreunden die Goldgulden und gab dagegen den Adel. Und da waren, zumal in Wien, der Neugeadelten bald so viele, daß man schier nicht fehlging, wenn man Jeden, der ein gutes Wamms am Leibe trug und ein gewandtes Benehmen hatte, mit: Herr von — anredete. So geschah es und so geschieht es noch heute; die Unsitte ist ein Ueberbleibsel aus dem dreißigjährigen Kriege."

„Dieses Von ist ein wahrer Spott und Hohn für Denjenigen, dem wir es unberechtigter Weise zufügen, und ein Eingriff in die Rechte Derer, welchen dasselbe von staats- und rechtswegen zukommt", sagte ein Anderer.

„Nun", versetzte der junge Doctor, „die unechten Herren und Frauen Von verzeihen den Spott und Hohn recht gerne; der Adel ignorirt die Sitte und er allein ist es, welcher dem Bürgerlichen das süße Von nicht in's Ohr träufelt. Unter uns wäre somit die Sache so ziemlich bedeutungslos — aber die Fremden lachen uns darob aus und das ist unangenehm. Wir Oesterreicher sind mit unserem Von ein Unicum. Der Italiener ehrt jeden guten Rock mit: Excellenza! Der Spanier spendet seinem Gegenmann das artige Vuestra Merced! Der Engländer gebraucht in der Umgangssprache sein kurzes Sir, das wohl für den Adel Sitte geworden ist, allein einen älteren Ursprung hat, als das Adels-Sir. Der Franzose hat sein feines: Monsieur, Madame, Mademoiselle — — das ist höflich, weltmännisch, aber es ist nicht lächerlich, es ist keine schreiende Unwahrheit, wie unser Von, das wir, in der Absicht zu schmeicheln, Jedem an's Trommelfell bimmeln."

„Ich finde", sagte ein Dritter, „daß es mit unserem Von eigentlich ganz in Ordnung ist. Wir Alle sind von unseren Vorfahren. Es wird ja im Wörtchen nicht gesagt, daß diese Vorfahren von Adel waren; es zeigt höchstens, daß unser Vater schon jenen Namen führte, mit welchem wir angesprochen werden."

„Ganz richtig. Allein Sie müssen zugeben, daß in diesem Sinne das Von wohl selten gebraucht werden wird."

„Es wird eben in gar keinem Sinne gebraucht, sondern nur in der Gedankenlosigkeit oder in der Absicht höflich zu sein. Und man freut sich ja schließlich, wenn in unseren landläufigen Ansprachen irgend ein Wörtchen vorkommt, an welches man sein Wohlwollen und seine Hochschätzung für die angesprochene Persönlichkeit hängen kann. Wir benützen die Gelegenheit, wenn auch nicht in jener Ausdehnung, wie mein sechsjähriger Junge, der so gerne dem Herrn von Hausmeister oder der Frau von Milchmädl einen guten Morgen wünscht.

Noch viel komischer als das Von erscheint mir das: Gnädige Frau, das: Gnädige Fräulein, das: Euer Gnaden. Wer hängt heute noch von den Gnaden eines Menschen ab? Von Gottes oder der Natur Gnaden lebt Jeder und hätte er der Sterne hundert auf der Brust. Mir ist ein alter Mann bekannt, der betitelt jede Dame, mit welcher er im Gespräche ist, mit den Worten: Verehrte Frau! — Schon manche „verehrte Frau" hat darüber das Näschen gerümpft und eine davon war so demonstrativ, einmal mitten in der Unterhaltung dem Stubenmädchen zu schellen, damit sie in Gegenwart des nach ihren Begriffen unhöflichen Herrn ein: Euer Gnaden! zu hören bekam. — Und ferner die Frau Meisterin, sonst eine höchst ehrenwerthe Frau, hat ihren schönen, echt deutschen Titel um ein lächerliches: Gnädige Frau! verschachert. — Mir ist hierin

früh genug gesteuert worden. Als armer Koststudent hatte ich zweimal in der Woche das Mittagsmahl bei einer betagten Kaufmannsfrau. Aus wirklich herzenswarmer Dankbarkeit, und weil es doch nicht zu leugnen war, daß ich mich von ihren Gnaden satteßen konnte, nannte ich sie: Gnädige Frau. Junge, sagte sie hierauf einmal, schwätze es nicht den Dienstmägden nach; nenne mich Frau Mutter — ist mir lieber. — Philisterhaft, meinen Sie, war es? Nein. Die brave Frau hat sich selbst und mit Recht den schönsten Titel beigelegt, den eine Frau tragen kann."

„Man ist ordentlich froh", meinte hierauf ein Nächster, „wenn Einer, mit dem man zu reden hat, Doctor, Professor, Oberst, Major oder so was ist, da gibts keine Klippen zu umschiffen und wäre es nur zu wünschen, daß deren Gattinnen Frau Doctorin, Frau Professorin u. s. w. benamset werden könnten, wie es wohl in Deutschland und auch anderswo Sitte ist, wo der Klang sich stets nach dem Rang richtet."

„Abhandlungen über derlei Dinge sind löblich, aber fruchtlos", äußerte sich ein Anderer, den die Sache schon langweilen mochte.

„Damit sie letzteres nicht sind", sagte der junge Doctor, „so schlage ich vor, daß jeder der anwesenden Herren, der unseren Ansichten beigestimmt hat, sich hier auf der Stelle verpflichte, im geselligen Verkehr die unsinnigen und lächerlichen Titulaturen zu umgehen und sich echt deutscher, manneswürdiger Ansprachen zu befleißen."

„Es gilt!" sagten wir Alle. In demselben Augenblicke trat die Dame des Hauses ein. Der junge Doctor war der erste, welcher sie mit dem Bückling: „Küß' die Hand, gnädige Frau!" begrüßte.

---

# Briefe aus und über Wien.

Von Frau Therese.

## Alte und neue Häuser.

Wie gerne möchte ich über die Schönheit Wiens sprechen, doch dazu fehlt mir der Muth, weil mir die wissenschaftliche Bildung fehlt, es würdig thun zu können. Ich müßte Dir all' die Baustyle charakterisiren, den Plan der großartigen Umgestaltung Wiens darlegen können; doch wie sollte an solches ich mich wagen? Die Ringstraße kennst Du, die in ihren großartigen Proportionen alle Fremden mit Bewunderung erfüllt; sie umfängt mit üppig jungen Armen die liebe alte Stadt. Doch nun geht man daran, auch diese ehrwürdige neu zu machen, es ist vielleicht eine Nothwendigkeit, doch mir schneidet sie in's Herz, und ich fürchte, daß, wenn die Contraste von alt und neu, von einst und jetzt alle weggenommen werden, eine gewisse Monotonie, wenn auch die der Pracht, wie blasirend auf uns wirken dürfte! Geht es uns ja auch in den inneren Räumen der modernen Häuser nicht anders, wo eine Reihe von Zimmern eins wie das andere uns die Frage aufdrängt, warum überhaupt Zwischenmauern bestehen, wenn nicht um die Personen wie in Zellengefängnissen auseinanderzuhalten.

In diesen alten Häusern hingegen fand sich für jede Stimmung der Seele ein Winkelchen. Das Aeußere hatte ein Gepräge, welches uns von der Individualität des Besitzers einen Begriff gab, und uns nicht selten für ihn mit Interesse und Theilnahme erfüllte; das ist nun alles anders und dahin!

Wir fragen wie der Architekt heißt, der dieses oder jenes Haus gebaut, und schätzen nach seiner Pracht und Dimension das Vermögen des Besitzers, um kalten Herzens weiter zu gehen. Wie anders war das in alter, alter Zeit, wo der Eigenthümer seinen Geschmack, seinen Geist, sein Gemüth, ja alle seine Eigenthümlichkeiten bei dem Bau seines Hauses mit zur Geltung brachte, und so demselben eine individuelle Physiognomie zu geben wußte! — Ich werde nicht den bizarren Wunsch aussprechen, daß man in unserer Zeit solche veraltete Erscheinungen nachaffectiren sollte; aber hätte ich was darein zu reden, so hätte man mir mit einiger Scheu an manches alte Haus, das das Gepräge seiner Zeit in besonderer Auffälligkeit an sich trug, Hand anlegen dürfen, es von innen unter- und überbauen, nur sein altes runzliches Gesicht hätte mir erhalten bleiben müssen! — Contraste wirken immer erfrischend, aufregend, unser Auffassungsvermögen erneuernd; „Contraste wirken wie Witz", sagt Jean Paul „und der wirksamste Witz beruht meist auf einer glücklichen Benützung eines Contrastes." Wir gehen durch Gassen von lauter prachtvollen Gebäuden, ohne den Blick zu erheben hat unser Auge die Herrlichkeit ein paar mal überschaut, und Sinn und inneres Beschauen findet keinen Anknüpfungspunkt. Wie anders ist das einem alten, oft sonderbaren Gebäude gegenüber! So stand ich oft lächelnd und simulirend vor den drei schmalen Häusern mit ihren Giebeldächern auf den Graben, die man jetzt, zu meiner innigsten Betrübniß, niedergerissen, das was die Ecke bildete, fesselte am meisten mein Interesse. Fünf Stock hoch, ohne jegliche Verzierung, nur im fünften Stocke waren zwischen den Fenstern steinerne Fratzenbilder angebracht, die ihre Köpfe vorstreckten und in die Fenster hinein, soviel ich mit meinem guten Auge ausnehmen konnte, gräuliche Gesichter schnitten! Was für ein sonderbarer Kauz muß der Besitzer dieses Hauses gewesen sein? frug ich mich zum hundertstenmale immer wieder, denn das war auf Bestellung gemacht, solches hätte ein Baumeister selbst vor 400 Jahren sich nicht ohne Zustimmung des Besitzers zu ersinnen und auszuführen gewagt, das war ein Humorist, so ein Hans Sachs, folgerte ich weiter! — Ein ander Mal entdeckte ich in einem engen Nebengäßchen der innern Stadt ein kleines, nur stockhohes Häuschen mit einem Bilde über der Hausthüre, und weil es unter Glas war, war sein Gegenstand noch deutlich zu erkennen: eine bürgerliche Stube, in der Mitte derselben ein gedeckter Tisch, auf welchen die Hausfrau eine Schüssel (es scheint mit Klößen) zu stellen eben im Begriffe ist. Zwei Kinder sitzen, mit gefalteten Händen an demselben. Der Vater im Schurzfell steht noch aufrecht obenan und wischt sich mit buntem Tuche den Schweiß von der Stirn, unten steht „im Schweiße deines Angesichtes sollst du dein Brot essen". Warum rollten mir zwei Thränen über die Wange, ehe ich ihrer mir bewußt war? Es war die hier erschütternde Wirkung des Contrastes von einst — und jetzt; Gott, wie anders würde es lauten, käme die Mode auf, unseren Häusern eine Devise zu geben! Du Denkmal heiliger Einfalt, was ist mit dir alles zugleich in Schutt zerstoben! Wie werde ich verspottet werden, um all dieses hier Gesagten willen; ich sage es aber dennoch!

## Die Wien. Die Theuerung. Der Wiener Geist.

Wie nun immer — so ist nicht zu leugnen, daß Wien mit wahrer Jünglingsfrische den Anlauf nimmt, zur schönsten Stadt der Welt sich zu gestalten, wenn nur Eines, nur Eines nicht wäre, ich meine die Wien — ach diese Wien! und daß sie auch noch den Namen trägt! Nicht eine

der schönen lieblichen oder respectablen Eigenschaften eines Flusses hat sie! Sie rauscht nicht, sie trägt nichts, sie treibt nichts, selbst den Unrath, der ihr anvertraut werden mag, hat sie nicht die Kraft fortzuspülen, sondern zieht ihn nur in die Länge! Inmitten des regsten Lebens kriecht er hin, der schwarze Wurm, voll träger Verdrossenheit, nicht beschämt durch die Pracht der Brücken, die ihn überwölben, schleicht dahin wie ein auf Böses sinnender Dämon. Ach könnte ich sie ausmerzen ein paar Paläste unserer palastreichen Stadt wollte ich opfern und sie dort hineinwerfen, wo sie zu uns hereinbringt. Vom Ueberbauen sprach man, doch daran hätte ich keine Freude; sie würde da unten noch giftigere Gase entwickeln, um sie an gelegenen Orten explodiren zu lassen, die uns mit bösen Seuchen bedroheten. —

Auf was ich mich verpflichtet halte, Dich vorzubereiten, das ist die große Theuerung Wiens, sowohl der Lebensmittel als der Wohnungen. Wir leben hier so theuer als in London; Deine vier geräumigen Zimmer mußt Du hier in der Stadt zu demselben Zinsbetrag auf Zimmer und Cabinet reduciren. „Und dennoch soll ich kommen, hör' ich Dich fragen, was soll mir denn für alle diese Opfer Ersatz bieten?“ Die große Bewegung, die Dich hier umgibt! erwiedere ich Dir hierauf; hier gibt es kein Versäuern in engherzigem Abschließen von der Außenwelt, der Strom des Lebens braust an Dir vorbei, und lässest Du dich auch nicht von ihm mitfortreißen, er berührt Dich doch und ruft Deine Zeugenschaft an! Ein Verknöchern im Philisterthum ist hier kaum möglich, eitle Selbstüberschätzung kann hier nicht aufkommen, indem man großen und uns weit überragenden Erscheinungen gegenüber die Augen nicht verschließen kann, und ein organisches Zusammenwirken derselben wahrnehmen muß, welche Ueberzeugung das kleinmüthigste Herz wieder aufzurichten vermag, indem wir dem Geschlechte, zu dem auch wir gehören, unsere Bewunderung nicht zu versagen vermögen! — Die großen Institutionen für Kunst, Wissenschaft und Industrie müssen uns mit dankbarer Anerkennung erfüllen und eine Bürgschaft sein, daß das Gute nicht ausstirbt, und daß, wenn auch die Geschlechter vergehen, der Geist derselben ein ewiger ist, der unermüdlich daran geht, die großen Geheimnisse der Natur und ihrer wirkenden Kräfte zu lösen. Und noch eines, was kein unwesentliches Motiv für die Wahl des Ortes ist, an dem wir uns heimisch niederlassen wollen: es ist der Geist der Bevölkerung! — Der nun von Wien ist kein starrer, abstoßender, gespreizter und in Anmaßung aufgebauschter, es ist ein frischer, aufgeweckter, ziemlich harmloser Geist, Du wirst seinen Flügelschlag fühlen, sobald Du die Stadt betrittst, und er wird machen, daß Du bald hier wie zu Hause bist. Es ist ein kecker schmucker Geist, trägt keine Vatermörder, wie dort — keine grobe Blouse wie da — auch keine Harlekinsjacke, wie anderswo — bewahre! er hat ein schmuckes, glänzendes Gewand aus Flittern gewoben, und tritt irgend ein großes Ereigniß an uns heran, sei es nun froher oder ernster Natur, so schüttelt er dasselbe und eine ganze Garbe sprühender Witzesfunken und kernhafter Einfälle rieselt auf uns nieder, denen es nicht selten gelingt, uns über eine bedenkliche Stunde hinüber zu helfen, und es war ein erschreckendes Zeichen der Zeit, daß dieser Geist während der schrecklichen Börsenkrise seine Schleppe zusammennahm, und nur höchst selten ein Fünkchen fallen ließ, doch er erholt sich schon wieder und treibt seinen Spuk wie in guter alter Zeit!

# Aus der Jubelfeier Anastasius Grün's.

So traurig und bitter für uns Zurückbliebene jetzt der Gedanke ist, daß die Jubelfeier der Gesundheit dieses großen Mannes einen schweren Stoß versetzt, daß „wir ihn zu Tode gefeiert", wie sein Freund Ludwig August Frankel in einem schönen Nachrufe sagt, — so groß und reich und schön ist doch auch die Erinnerung an diese Jubelfeier.

Traurig und bitter ist es, daß der gefeierte Mann leiden mußte unter Freude und Ehre; traurig und bitter ist es, daß die Menschen bangen müssen, Schaden und Gefahr zu bringen, wenn sie ihre Lieblinge umjubeln wollen; aber schön und erhebend war es doch, als Anastasius Grün im Vollglanze seines Ruhmes stand, als ein ganzes Land, ein ganzes Volk ihn mit Dank und Liebe, mit Bewunderung und Jubel begrüßte.

O wäre nur die Nachwirkung ausgeblieben, hätte es nur der Körper nicht zu büßen gehabt, daß sein Geist gefeiert worden.

Von jenem Jubeltage nun, an welchem Graf Anton Auersperg, unser Anastasius Grün, mehr als sonst und je der Oeffentlichkeit angehörte, haben die Zeitungen und die Mitglieder der empfangenen Deputationen vieles mitgetheilt und überall war es zu lesen, welche Besuche der Jubilar empfangen, wie viele Telegramme gekommen waren, welch' schöne Ehrenzeichen und Spenden in dem Empfangszimmer zu sehen waren. Nur von dem Eintreffen und der Empfangnahme *eines* bestimmten Ehrenzeichens, von den eigenthümlichen und charakteristischen Umständen desselben dürfte nichts in die Oeffentlichkeit gedrungen sein und dies eben möchte ich hier erzählen.

Graf Auersperg war am 11. April d. J., am Jubeltage selbst, ziemlich frisch und munter und bei weitem nicht so ermüdet und angegriffen als am Vortage, wo er, von der Fest-Akademie zurückgekehrt, den Seinen über Herzklopfen und krankhafte Ergriffenheit klagte und versicherte, diese Feier werde ihn noch umbringen. —

Diese bessere Stimmung des 11. aber verdankte der Jubilar dem Redakteur der Tagespost, Herrn Dr. Svoboda, welcher bei seinem Besuche am Vortage dem Allzugewissenhaften gerathen hatte, die immer zahlreicher eintreffenden Telegramme und Adressen doch nicht alle einzeln und augenblicklich, sondern collectiv und erst nach der Feier durch einen gedruckten Dank zu beantworten.

Von diesem Augenblicke an fand der Graf seine Ruhe und Heiterkeit wieder, schlief ruhig die Nacht zum Jubelmorgen und sah wieder gut aus.

Obwohl dieser Vormittag nun das Unglaublichste an Unruhe und Aufregung und Anstrengung brachte, hielt der Jubilar tapfer aus, hatte für jede Deputation eine passende Antwort, für jeden Besuch ein freundliches Wort; freute sich, daß sein schmucker Sohn die einlaufenden Telegramme so schön ordnete und den Journalisten Wiens die Honneurs machte und erzählte endlich nach 2 Uhr ganz heiter, daß er seit 9 Uhr die Feder in der Hand habe, um das Telegramm des Ministeriums zu beantworten und nicht dazu gelangen könne, weil seine Thüre sich nicht schließe. — Bis zur Eßstunde um 4 Uhr war es ruhig geworden, nur einzelne Telegramme kamen noch wie fernes Wetterleuchten, und außer einem kurzen freundlichen Trinkspruch, welchen der Graf seiner Familie und seinen Freunden brachte, erinnerte nur die Stimmung, die auf den Gesichtern der Anwesenden lag, an den Festtag.

Nach Tisch, bei Kaffee und Cigarre plauderte der Graf ganz behaglich und gemüthlich mit Dr. Schindler über Vergangenheit und Gegenwart und

manches große Wort fiel darüber, daß der Dichter mehr als jeder Andere nie vollends mit dem zufrieden sei, was er geschaffen, weil es ja noch viel größer und schöner in seinem Innern gelebt habe, als er es zum Ausdrucke bringen konnte.

Endlich des Abends nach 7 Uhr, als Dr. Schindler schon Abschied genommen hatte, kam der Graf nach den Zimmern seiner Gemahlin und seines Sohnes hinüber und erzählte, daß es ihm sehr gut gehe, denn er habe längere Zeit ruhig in seinem Zimmer sitzen und ungestört die „Neue freie Presse“ lesen können, was ihm lange nicht geschehen sei. —

Wir neckten ihn, daß er nicht wie Goethe's Faust sage: „Die Thräne quillt, die Erde hat mich wieder“, sondern: „Ich habe ruhig meine Zeitung gelesen, die Erde hat mich wieder“, und er lachte und setzte sich zu uns. —

Es war aber noch nichts mit dem Ruhigsitzenbleiben.

Die Gräfin frug, was denn in dem netten flachen Pakete gewesen sei, welches schon zwei Tage drüben im Schreibzimmer gelegen. —

Der Graf meinte, er wolle es morgen ansehen, heute sei schon Feierabend, gab aber endlich den Bitten der Gräfin nach, mahnte leise an die Neugierde der Frauen und holte das Paket herbei.

Es war dies ein merkwürdiges Paket. Als der Graf dasselbe sorgfältig und behutsam öffnete, wurde es immer grüner und grüner.

Das Umschlagpapier, der Carton, das feine Seidenpapier, alles war grün und der Inhalt war eine herrlich kalligraphirte Ernennung zum Ehrenritter der „Grünen Insel“, einer Gesellschaft von Künstlern und Literaten in Wien.

Die Adresse war in kräftigen, alterthümlichen Versen abgefaßt und ein Metallkreuzchen an grünem Bande, das Ritter-Ehrenzeichen, lag bei.

Das war Alles sehr schön und sinnig und der Graf betrachtete es mit Wohlgefallen und Freude, aber, o Schrecken, in dem Begleitschreiben stand zu lesen, daß an diesem selben Abende die „Grüne Insel“ eine Fest-Versammlung halten werde, um den neuen Ritter zu begrüßen. —

Da konnte und mußte noch eine Antwort telegraphirt werden. —

Der Graf eilte nach seinem Schreibzimmer, sein Sohn, Graf Theodor, warf sich in einen Wagen, um von dem noch im „Hotel Erzherzog Johann“ anwesenden Dr. Schindler die Adresse der „Grünen Insel“ zu erfahren, und die Gräfin triumphirte, daß ihre edle Wißbegierde es gewesen, welche das Zurechtkommen ermöglichte.

Eine Viertelstunde darnach standen wir Alle im Vorzimmer des Grafen, der seinem Sohne folgendes Telegramm zur Beförderung übergab:

„An die grüne Insel!“

Aus dem grünen Steirerland
Reicht die grüne Ritterhand,
Dankbar euch und froh bewegt,
Der längst Eure Farbe trägt, —
Schwingt den Humpen unverdrossen
Auf das Wohl der Bundsgenossen.“

Anastasius.

Das Telegramm ging ab und kam, wie die Wiener Blätter am nächsten Tage berichteten, in dem Augenblicke an, als der Präsident der „Grünen Insel“ das Glas erhob, um das Wohl des Jubilars und neuen Ritters auszubringen.

So schloß der Festtag im Hause des Dichters, und obwohl fünf Monate nachher das grüne Steirerland schwarze Flaggen ausgehangen hatte, weil dieser große Mann gestorben war, obwohl diese Ritterhand keinen Becher mehr hebt und keine Feder mehr führt, weil sie kalt und todt ist, obwohl ich in Schmerz und Weh an dem Sarge stand, welchem die „Grüne Insel“ einen grünen Kranz gesendet, bleibt mir jene Stunde eine herrliche Erinnerung, in welcher der siebzigjährige Dichter aufrecht und lebhaft wie ein Jüngling dastand, und die im Flug geschriebenen frischen Verse vorlas, ein Bild der ewig siegreichen Kraft des Genius.

H. Kuegg.

# Dem Andenken Anastasius Grün's

(am Tage Allerseelen 1876).

Ein Frühling kam wie keiner noch in's Land —
Auf allen Straßen zog das Volk mit Kränzen,
Die nah und ferne Dir die Liebe wand,
Und Aller Augen sah man festlich glänzen.
Ein Jüngling-Greis trugst Du das Sängerhaupt
So edelfrei, wie Du es stets getragen,
Und drückt es schwer der Lorbeer, der's umlaubt,
Das Volk, das Dich geliebt, an Dich geglaubt,
Nun will's sein Recht, um Alles Dir zu sagen.

Ihm ward sein Recht! Dein Gruß, Dein heller Blick,
Er galt ihm hoch wie eines Königs Gnade,
Dir nah zu sein, ein neidenswerth Geschick,
Und schönster Ruhm zu wandeln Deine Pfade.
Als hätte Dir, Du Sänger kühn und frei,
Der Götter Hand ein dauernd Loos gesponnen,
So fühlte Jeder nur: ich war dabei!
Doch wie Dir selbst darob zu Muthe sei,
Wir haben kaum bedacht es und besonnen.

Da kam der Herbst und löscht die Flammen aus,
Die tausendfach der Frühling Dir entzündet,
Die Heimat scheint ein großes Trauerhaus,
Wo Alles Deinen Heimgang uns verkündet;
Von grauem Flor umsponnen Hain und Feld,
Verstummt die Lerchen rings und Nachtigallen,
Glanzlos das Sonnenaug' ob einer Welt,
Die nimmer uns Dein Geistesblick erhellt,
Als sollte sie zu Moder nun zerfallen.

Ein Siegfried liegst Du auf dem Ehrenschild,
Den uns der Tod erschlug, der grimme Hagen,
Da trauern Städte rings und das Gefild,
Und schwer von Kränzen schwankt der Todeswagen
Hinab zur Gruft! — — Sei Dir die Erde leicht,
Der Besten Einem, der sie je beschritten;
Wir aber fühlen, daß Dir Keiner gleicht,
Wie Ein's dem Andern stumm die Hände reicht,
Als hätt' es eines Vaters Tod erlitten!

Und Allen scheint's, es hab ein böser Traum
Die Seele nur bestrickt mit Nacht und Grauen,
Als müsse lächelnd aus dem Himmelsraum
Dein mildes Antlitz auf uns niederschauen.
Wie hier Dein gold'nes Saitenspiel verwaist,
Und trauerbang viel edle Herzen pochen,
Ein Adler Deine stille Gruft umkreist,
Da ist es uns, als hab' der Weltengeist
Durch Deinen holden Liedermund gesprochen:

„Was ihr beweint, das ist nur die Gestalt,
In der euch das Unsterbliche erschienen,
Das edle Haupt, des Auges Allgewalt,
Des Wortes Klang, die siegverklärten Mienen!
Den Mantel birgt die Gruft, den Pilgerstab,
Den Sängerhut! Aus lichten Weltenfernen
Da schau' ich auf das Volk und Land herab,
Dem in der Zeit ich Ruhm und Lieder gab,
Und ruhig thron' ich über meinen Sternen!

„Erblickt fortan mich in dem Morgenroth,
Wenn jubelnd rings die Lerchenlieder schallen,
Ich bin der Geist, der euch in Blitzen loht,
Ihr seht mich dort in Meereswogen wallen.
Beim Kuß der Liebe, in der Männerschlacht,
Wenn hoch um euch der Freiheit Banner rauschen,
Im Sternenschein der stillen Mitternacht,
Wenn Weisheit noch und das Erbarmen wacht,
Da will ich sel'ge Grüße mit euch tauschen!

„Gedenkt ihr mein, wohlan so folgt mir nach,
Und übt es treu und fest, was ich gesungen,
Bis man des Hasses letzte Zwingburg brach,
Und ihr das gold'ne Alter euch errungen!
Daß Sonnenschein, wo noch das Dunkel lag,
Und jeder nächtlich finst're Wahn zerstiebe,
Dann schaut ihr mich am großen Friedenstag,
Von dem ein Sängerherz nur träumen mag,
Am Tag der Wahrheit, Freiheit und der Liebe."

Friedrich Marx.

# Volksdichtung auf Grabkreuzen.

Eine Studie von P. K. Rosegger.

Allüberall begegnen wir der Menschen Dichten und Trachten. Je vorgeschrittener und intelligenter ein Volk, desto größer und zielbewußter sein Trachten; — je naiver und ursprünglicher, desto lebendiger sein Dichten. Hier kann nicht von wilden Völkern die Rede sein, deren Dichtungen höchstens ihre rohen Götzendienste betreffen, oder in wüstem Kriegsgeschrei bestehen, und die sich gegenseitig zu vernichten und aufzufressen trachten. Das dichtende Volk lebt im idyllischen Hirtenthume oder treibt friedlichen Landbau. Sein Leben bewegt sich noch am liebsten in dem Naiven und Unmittelbaren, aber in diese Bewegungen fällt von der Menschheit Höhen nieder schon der matte Dämmerschein der Cultur.

Die Dichtungen des Volkes vermögen nur dort zu leben, wo sie entstanden sind; zumeist unverständlich sind sie dem weiten Kreise, sie dehnen sich daher nicht aus. Sie haben sich nicht aufs Pergament gewagt, um auf demselben der Zukunft entgegenzuharren; sie wagen sich nicht auf das Papier, um in die weite Welt zu flattern. Das Volk schreibt seine Gedichte auf andere Blätter, es schreibt auf Hausthüren und Balken, auf Votivbilder und Martertafeln, auf Lebzelten und Schußscheiben, auf Tanzböden und Grabkreuze.

Um ein solches Buch der Volksseele zu lesen, muß man wandern von Dorf zu Dorf, von Herz zu Herz. Und wer die Gedichtchen und Sprüche abschreiben und sammeln und ein papieren Buch daraus machen wollte, der würde ein seltsames Werk schaffen, verständlich für Wenige, interessant für Viele.

Wir wollen heute aus diesem Buche der Volksdichtung nur ein einzig Blatt herausgreifen, ein tiefernstes und lustiges Kapitel zugleich — das Grabkreuz. — Das Volk, das naive, gesunde da draußen hat es noch nicht zu jener Ueberfeinerung des Gemüthes gebracht, die auf Grabhügeln nur in lauter, wilder Klage weint; auch noch nicht zu jener moderblassen Philosophie des Pessimismus, die Alles für verloren wähnt, was den Sinnen entrückt ist. Das Volk glaubt und hofft und wird bisweilen fast übermüthig dabei und setzt dem Todtenkopfe so gerne einmal eine Narrenkappe auf.

„Das Sterben ist bitter
Das Gestorbensein süß",

steht zu lesen auf einer Grabtafel zu Steier; und ein Anderes:

„Das hart' Sterben,
Das ich so lang hab gefürcht
Is vorbei.
Ich bin von allem Uebel frei
Und leb' bei der heiligen Dreifaltigkeit
Von nun an bis in Ewigkeit",

zeigt, daß es wohl gerechtfertigt ist, wenn das Volk noch heute seine Todtenfeste mit Essen, Trinken und verschiedenem Schabernack feiert, wie ein freudiges Ereigniß.

Ihm ist der Tod ja kein Enden sondern ein Besserwerden, eine Geburt zum ewigen Leben.

Nur in den seltensten Fällen sind die Todtendichtungen des Volkes angehaucht von trostloser Trauer, nur selten stimmen die Grabschriften mit den düsteren Kreuzen, Sanduhren und Todtenschädeln, mit denen die Dorfkirchhöfe geziert sind.

Diese Zeilen mögen eine ganz kurze Charakteristik der Grabschriften geben, wie solche in den Dorfkirchhöfen unserer Gegenden vorkommen. Dieselben sind zumeist anmuthend, wenn nicht gar humoristisch.

Beliebt ist folgender Vers:

„Ich lieg' hier im Rosengarten
Und thu' auf meine Eltern (Kinder) warten."

Oder:

„Liebe Kinder thut nicht weinen,
Daß wir schon gestorben sein,
Wir sind nur vorausgegangen,
Um bei Gott euch zu empfangen."

Ernster ist Folgendes:

„Was ihr seid, bin ich gewesen,
Was ich bin, das müßt ihr werden,
Alle Blümlein wohl verwesen,
Und du wirst zu Staub und Erden."

Grabschriften, ähnlich dieser letzteren, haben zumeist Priester zu Verfassern; sie sind stets düsteren Inhaltes, sprechen von der Eitelkeit des irdischen Lebens und haben eine moralisirende Pointe. Von solchen sind die naiven Dichtungen des Volkes leicht zu unterscheiden.

Wenn wir auf einem Grabmal in Gröbming (Ennsthal) die Worte zu lesen:

„Hier ruhet Kaydan Strobl, gewesen der Hammelschmiedin ihrer Schwester ein Kind",

oder:

„Willst mich mit Füssen tretten
So must auch ein Vaterunser bethen
für die Agatha Weissenbeckin.
gebohren im 24ger Jar,
Und 1857 lag sie auf der Bahr."

so werden wir hierin an der echten Volksthümlichkeit keinen Augenblick zweifeln.

In Wagrein ruft ein gutes Kind seiner Mutter folgendermaßen nach;

„Du Theire hast nun ausgeliten,
Und sangst so früh ins Grab.
Der Schöpfer lis sich nicht erbiten
Der dir ein beseres Leben gab.
Nun ligst du in der külen Erde,
Lieb gutte Mutter du.
Bis wir dir einst folgen werden
Hinüber in die Himmelsruh."

Auf demselben Kirchhofe ist auch Folgendes zu lesen:

„Gatten, Kinder, Lebet wohl,
Lebet, wie man leben soll,
Mit Schmerzen bin ich aus Eiern Augen verschwunden,
Und kehret öfter bei meinem Grabe zu.
O! wünschet mir die ewige Ruh!

Auf einem Gottesacker im Raabthale an einem Wandkreuze heißt es:

„Hier ruht mein Oheim Peter Paule,
Sterben missen wir ale.
Thue frumb leben
So Wirth dir Gott geben
Antonie Pirstlingerin."

In St. Veit bei Schwarzbach finden sich auf dem Gottesacker folgende Inschriften:

„Hier in diesen Rosse Garten
Wo der Leib des Menschen Ruth
Mus an die Auferstehung warten
Bis der Possaunen schall sie Ruft."

„Ruhe sanft im stillen Schlummerbete
Aus geschlagen hat dein Gutes Herz
Dei Leib wird zwar hier in diesen Grab verwesen
Doch nie was du den Deinen bist gewesen
Den allen Menschen wird zuletzt
Der bittre Sterbekelch aufgesetzt
O Leser bethe für sein Heil
Auch dir wird einst der Kelch zu Theil."

Eine andere Inschrift bei Schwarzach (nächst Lend):

„O grosser Gott, du wunderbarer Schöpfer,
Ich bin der Thon und du der Töpfer."

Einem vielgereisten Schneider hat man in Krieglach folgende Grabschrift gedichtet:

„Er ist die Welt durchgegangen,
Das war auch stets sein Verlangen
Zu leiden alle Noth,
Und sogar den bittern Tod.

Auf dem Grabkreuze eines Tirolerfriedhofes steht zu lesen:

„Hier liegt Nothburga Stöger,
sie starb versehen mit den
K. K. Sterbesakramenten."

Ein anderes:

„Hier ruhet Hanna Brandnerin, geborne Zuntnerin. Was Gott will ist mein Ziel."

Ein Matertaferl in derselben Gegend lautet:

„Hier ist am 10. März 1861 eine Lawine niedergegangen und hat 5 Personen und 3 Böhm' derschlagen."

In einem Friedhofe bei Oedenburg findet man folgende Inschrift:

„Hinter dises Kirchhofs Gittern
Liegt Hans Klaus,
Er trank manchen Bittern"

— und weiter unten die Schlußzeile:

„Kelch des Leidens aus."

Ein sinniger Spruch findet sich auf dem Kirchhofe zu Neuburg:

„Als Gattin blüht' sie mir,
Als Mutter sank sie nieder,
Als Mensch ging sie von hier,
Als Engel kommt sie wieder.
Sie ist vorausgegangen
Den Gatten zu empfangen."

Eine andere Stimmung drückt die Grabschrift bei Lienz aus, die ein Tiroler seinem Weibe gewidmet hat:

„Hier liegt mein Weib Begraben,
Wünsch' ihr die ewige Ruh' zum Lohn,
Ich hab' sie schon."

Auf dem Preßburger Friedhofe ragt ein altes Kreuz mit folgender Schrift:

„Hier unterhalb liegt mein Weib nach dreißig nur edlen Zwecken gewidmeten Lebensjahren. Sie starb nach Erfüllung ihrer Frauenpflicht im Wochenbette den 30. April 1849."

Anstatt der Trauerweide hat ihr der trauernde Gatte einen Zwetschkenbaum gepflanzt, von welchem ihm heute die Nutznießung zu Theil wird.

Eine pessimistisch angehauchte Inschrift steht auf einem Grabkreuze in Spital am Semmering:

„O Mensch, du mußt leben,
Du weißt nicht wie lang;
O Mensch, du darfst sterben,
Doch weißt du nicht wann."

Und ein anderes, das viel zu formglatt und viel zu weltschmerzlich ist, um volksthümlich zu sein:

„Gott, Du bist ungerecht,
Hast uns den Tod erdacht;
Erde ist nicht so schlecht,
Hat ihn uns leicht gemacht."

Gar seltsam naiv und alterthümlich klingt eine in Marmor gehauene Inschrift in der Kirche zu Fladnitz, welche einst die Gemeinde einem ihrer Seelsorger geweiht hat:

„Wold ihr wissen in der Erd
Wer alda begraben ligt
Weil er gelebt hat habt ihr ihm geehrt
Jezt ihr ihm mit Fiessen tritt
M: Jacobus Schaffer sein Name wahr
Mit Achtundfünfzig Jahren
28 Jahr war ehr Pfarherr alhie
Und hat mit grossen Sorgen
Zu Abends auch und morgens fruhe
Seine Schefflein wollen ausborgen
Den 28 May anno 1708 mueß er von hier
Gedenkh der ihm mit Fiessen tritt
Bleibt Keinen aus bald ists an Dir
Fir sein Seel all Gott bitt
Wan ehr werd sein ins Himmels Sall
Bitt ehr fir euch auch allzumall."

Ganz wunderlich wird Einem zu Muthe, wenn man die wilde Grabschrift auf dem Gottesacker in Bischofshofen (an der Giselabahn) liest:

„O theurer Vater, wie sanft er im Grabe ruht,
Während freche D-e-es Hände
Haschen nach Deines Erben Gut.
O liebster Vater, erhalte mir das väterliche Gut,
Bitte Gott, daß er vernichte
Die verfluchte Brut."

Wie doch anders ergreift Einen der Vers auf dem evangelischen Friedhofe in der Ramsau bei Schladming:

„Wie selig die Ruhe bei Jesu im Licht!
Tod, Sünde und Schmerzen, die kennt man dort nicht,
Das Rauschen der Harfen, der lieblichste Klang
Bewillkommt die Seele mit süßem Gesang.
Ruh', himmlische Ruh', im Schoße des Mittlers,
Ich eile Dir zu."

Es ist eine alte Erfahrung, daß protestantische Inschriften in Friedhöfen

Kirchen, Gebetbüchern u. s. w. überhaupt schwungvoller und weihevoller sind, als solche katholischen Ursprungs. Hingegen sind letztere bisweilen origineller, humoristischer, mitunter sogar ironisch.

An einer Kirchhofsmauer in Kärnten steht Folgendes:

„Daß ich gestorben bin,
Das weißt du;
Ob ich im Himmel bin,
Das fragst du;
Nicht sterben, aber im Himmel sein,
Das willst du.“

Ein Anderes in demselben Lande:

Ich muß von euch, ihr Freunde gehen,
Lebwohl, auf Wiedersehen!
Wenn mir Gott seine Gnad' wird geben,
Und ich am jüngsten Tag
Meine Knochen wieder finden mag,
So steh' ich auf zum ewigen Leben.“

Eine Todtentafel bei Ischl — das Denkmal eines vom Baume gefallenen Bauers — sagt Folgendes:

Aufig'stiegen,
Abig'fallen,
Hin gewest,
Die Ehre sei der heiligen Dreifaltigkeit.“

— Die Friedhofswanderung wird schon zu lustig. Ganz anders machen sich die Aufschriften, wenn man sie an Ort und Stelle liest — über sich den weiten, stillen Himmelsraum, unter sich die Gräber. — Doch kamen wir nicht, um zu träumen und nicht um zu weinen. Sentimentalität ist nicht mehr modern; wer Thränen noch hat, der — lache.

---

# 's Liachtl in Wold.

Gedicht in steierischer Mundart von **P. K. Rosegger.**

II.

Imeramol gschiachts
Daß da Wind in Wold saust,
A Krochn in Ästn,
A Sturm, daß Oan graust.
Und d Welt, wia s' in Hansel
Oft zuasetzt und juckt,
Und s Lichtl in Wold,
Wia 's oft blemascht und zuckt.
Zuckt hin und zuckt her,
Daß ma moant, hiazt lischts aus,
Und denah noh brinnts,
Wir a Sterndl a blau's. —
Wann d Somstanocht kimmt,
Und die Buabn gehn zan Schoß,
Schleicht da Hansl mit Öl
Stad hinauf auf sein Ploß.
Do sogt amol die Gretl,
Der da Hansl so guat gfollt:
„Des Liachtl konn mich giftn.
Do obn in den Wold!“
Und amol, do rennt s' auffi
Zan Flammerl vorn Oltor,
Wills dastickn mit ihrn Fiata,
Und mit ihrn guldan Hor.
Da Hansl siachts springa,
Laft noch, joads davon:
„Wos geht dih mein Amperl
Van Jungfraubild on!
— Und so lebt er weita,
Da Hansl, schön stad,
Is lusti, is trauri,
Wias holt die Zeit draht.
Und amol, wie ers Amperl
Wieder auffsuacht und grüaßt,
Steht dabei a feins Dirndl,
Des grod Öl einigiaßt.
Und hella brints Liachtl,
Und d Jungfrau Maria
Locht nieda zan Dirndl,
Und s Dirndl zan ihr.
— Drauf, wia sa sih draht,
Daß s' a Kranzerl noh flecht,
Spreizt da Hansl seine Orm aus:
„Du, du bist die Recht'!

---

blemascht: flackert; stad: langsam; Fiata: Vortuch; joad: jagt.

# Almenrausch.

Eine Sage aus Tirol, erzählt von Josef Erler.

Hellroth glühen sie von der Berglehne herab, ein prächtiger Teppich, den die Natur zu einem Prunklager für die Alpensee gewoben zu haben scheint. Niemand weiß es, wie sie hierhergekommen, eines Morgens haben die Menschen die herrlichen Blumen entdeckt und sie Alpenrosen genannt. Vielleicht nicht so sehr wegen ihrer Farbe als weil sie, gleich den Centifolien im Thale, die stolzesten Blumen auf den Alpen sind.

Wenn die Burschen zu Berge steigen, um Holz zu fällen oder das Vieh auf die Almen zu treiben, pflücken sie ein Sträußchen davon und nehmen es Abends auf Heimgarten mit. Freudig steckt dann die Dirne dasselbe in das Mieder, nicken ihr ja die rothen Blumen in ihrer Sprache freundlich zu: „Sein Herz glüht dir so heiß!“

Wer ihnen die Worte in den Mund gelegt, ist nicht bekannt, im Volke kreisen sie und niemand frägt nach ihrem Ursprunge; die Sage, mit der sie einst verknüpft waren, ist vergessen, — unsere Generation eilt über die Perlen, die halbversteckt im üppigschwellenden Moose unserer Berge ruhen, rasch dahin.

In einem stillen Thalwinkel, wohin nur Gottes Sonne hin und wieder ihre freundlichen Strahlen sendet und das Reh noch den fremden Wanderer furchtlos und erstaunt betrachtet, da habe ich im Familienkreise einer Bauernhütte, während es draußen stürmte und blitzte, die Geschichte vernommen. Ein verwitterter Graubart, der gleich mir hier Zuflucht gesucht, erzählte sie zum Danke für das Stamperl „Wachholder“, das ihm die Bäuerin geboten. Er war Wurzengraber droben im Gebirge und die Leute munkelten, daß er ein eigener Geselle sei, der die Sprache der Vögel und Pflanzen verstehen gelernt habe. Und in der That, die Geschichte vom Almrausch, die er uns zum Besten gab, war so, als ob er sie den Blumen selbst abgelauscht hätte.

Es war um Christi Himmelfahrt. Der Winter hatte schneller sein Bündel geschnürt, als er es sonst in unseren Alpen gewohnt ist, von den Bergen waren die Lawinen schon zu Thale gefahren, üppig schoß das junge Gras aus dem Boden und die Tannen zogen ihr grünes Festgewand an.

Beim Dorfschenken ging es heute fröhlich her. Ein grüner Busch ob der Thüre lud zur Einkehr. Aber heute war die holzgetäfelte Stube verlassen, blaute doch der Himmel und lachte die Sonne, daß einem das Herz im Leibe vor Freude schwellen mußte.

War es da ein Wunder, daß die fröhliche Jugend sich vor dem Hause gelagert hatte und in Lust um die alte Linde einen Reigen aufführte, daß deren Blätter vor Entrüstung über die fliegenden Röcke in gewaltige Aufregung geriethen. Sie hatte Unrecht, die alte Frau Dorfbase, dem Völkchen durfte man sein Vergnügen heute schon gönnen, war ja morgen der Auffahrtstag zu den Almen, an dem so manche Burschen fortziehen mußten, denen die Erinnerung an diese letzten Stunden Monde hindurch ihr einsames Leben auf den Bergen versüßen sollte.

Mit schmunzelndem Gesichte stand der Wirth unter der Thüre und blickte bald auf das bunte Treiben auf dem Dorfplatze, bald auf sein blondzöpfiges Töchterlein, das bei dem Weinfäßchen auf der Hausbank hantirte und fleißig Gläser und Krüge füllte.

Ihr Antlitz aber war nicht so von Freude verklärt, wie das ihrer Genossinnen; über der Stirne lag es wie ein Schatten und aus den tiefblauen Augen schimmerte es beinahe feucht, wenn sie dieselben nach dem braunen Burschen richtete, der mit gekreuzten Armen theilnahmslos vor sich hinstarrend gegenüber an einem verwitterten Gartenzaune lehnte.

Es war der Granatenfranz, in der Gegend so geheißen, weil er sich mit einigen Genossen hoch droben in einer Schlucht, wo sich der Bach brausend über Felsen herabstürzte, eine Hütte gebaut hatte und den Sommer über dem mühsamen und wenig einträglichen Berufe eines Granatensuchers oblag. Manches Stadtfräulein, das stolz um den Hals die rothen Edelsteine trug, mochte wohl nicht daran denken, daß sie ein Menschenkind, das nur die einzige Schuld trug, arm geboren zu sein, mit blutenden Händen hatte aus den Felsen losreißen müssen.

Franz, der schon frühzeitig seine Eltern verloren, war ein fleißiger Bursche, der erste beim Aufstiege, der letzte bei der Abfahrt von den Bergen, und so war es ihm gelungen, so viel zu erwerben, daß er sich ein Gütchen außerhalb des Dorfes ankaufen konnte, das er den Winter über mit eigenen Händen eingerichtet hatte.

Morgen sollte er nun wieder fahren, um seine Arbeit neuerdings aufzunehmen, aber er wollte dies nicht thun, bevor er nicht eine Angelegenheit in's Reine gebracht hätte, die sein Herz mit Glück und Besorgniß erfüllte und die ihn mit immer frischem Muthe zu all' seinem Streben beseelte.

Er liebte des Dorfwirths Toni und wußte sich von ihr wiedergeliebt. Von Kindheit an waren sie einander gut gewesen, als aber die Zeit kam, wo sie sich jährlich trennen mußten, merkten sie es, daß ihre Neigung tiefere Wurzeln gefaßt, daß eines ohne das andere nicht würde leben können. Heute war Franz im Sonntagsstaate zum Dorfwirthe gegangen und hatte in aller Form um Toni's Hand angehalten. Da aber traf es ihn wie ein Blitz aus heiterem Himmel. Er hatte nicht bedacht, daß fleißig und unbescholten zu sein nicht ausreiche. Der Wirth hatte bei seinem Antrage aufgelacht und ihm erwiedert, daß er sein einziges Kind keinem Bettler zum Weibe gebe.

Und als nun der Bursche die Schmähung in sich hineinfressend auf seine kräftigen Arme und die Aussicht einer reichen Granatenernte hinwies, meinte höhnisch der Wirth, so möge er ihm dies beweisen und einen Stein bringen, den er mit seiner Faust nicht umspannen könne. Dann werde er ihm seine Toni zum Weibe geben.

Da war der Bursche tiefgekränkt fortgegangen, wild kochte es in seinem Herzen und wie er jetzt so vor sich hinstarrte, da zuckten gar eigene düstere Gedanken durch seinen Sinn.

Plötzlich legte sich eine Hand auf seine Schulter. „Fort mit den Sorgen, auf zum Tanze!" — Das klang wie Glockenton an einem Maienmorgen.

Franz schlug die Augen auf. Ein Mädchen stand vor ihm so reizend und hehr, wie er noch nie eines geschaut. Ihr Antlitz war von blendendem Weiß und so zart, wie aus schneeigem Marmor gemeißelt. Sie trug die kleidsame Tracht der Dirnen des Thales, nur das ebenholzschwarze Haar hatte sie nicht in Zöpfe geflochten, sondern frei über ihren Nacken herabwallend. Eine seltsame, aus Granaten künstlich geformte Blume hielt dasselbe über ihrer Stirne zusammen.

Franz blickte wie betäubt auf die fremde Erscheinung. Er konnte sich nicht erinnern, das Mädchen je gesehen zu haben. Sie ließ ihm auch keine Zeit, darüber nachzudenken; denn ihre kleine Hand hatte die seine gefaßt und zog ihn mit zur Linde. Wie von un-

sichtbarer Gewalt getrieben, folgte er ihr und er wußte nicht wie ihm geschah, als er im nächsten Augenblicke auch an ihrer Seite mitten unter den Tanzenden dahinschwebte.

Erstaunt blickten Alle auf das neue Paar. Dirnen und Burschen hielten im Tanze inne, der Reigen löste sich und zuletzt spielte der Fiedler nur mehr dem Granatler und der Fremden seine schrille Weise.

Bevor die letzten Töne verklungen, stand Franz wieder an seinem Platze.

„Ich kenne Dein Leid und vermag Dir zu helfen", flüsterte die Unbekannte ihm zu: „Suche mich heute Nacht, wenn der Mond voll am Himmel glänzt, am Adlerstein." — Leicht nickte sie mit ihrem Haupte und trat hinter das nächste Haus. Als Franz ihr nacheilte, war sie verschwunden. — — — — — — — — — — —

— — — Die Sonne sank hinter die Berge hinab. Wie in glühendes Gold getaucht, funkelten noch die höchsten Spitzen, vom Thale drangen die Töne der Vesperglocke und kündeten die nahenden Stunden der Ruhe. Das klang so friedlich und lieb durch die Gegend, daß es einem gar eigen das Herz berühren mußte. Nur einer schien heute dafür unempfindlich und dies war Franz. Auf einen moosigen Felsvorsprunge hatte er sich hingeworfen und sein Antlitz in den Händen vergraben.

Welche Gedanken wohl seinen Sinn durchzuckten? —

Immer höher rangen sich die Schatten die Berghalden hinan, leichte Nebel senkten sich wie ein schützender Schleier über das Thal, an dem wolkenlosen Firmamente flimmerten bereits die Sterne und immer lag noch Franz an derselben Stelle und sann.

Da glühte es plötzlich hinter einer mächtigen Bergkuppe auf, lichtgolden stieg die Scheibe des Mondes empor und ihre Strahlen trafen das Antlitz des Burschen, das bleich hinüber auf das Gestirn stierte.

Da, wie von einem plötzlichen Entschlusse erfaßt, sprang er auf und eilte, des Weges nicht achtend, über Geröll und Gestrüpp den Berg hinan.—

Hoch droben, wo Gras und Kräuter nicht mehr gedeihen, wo nur hin und wieder eine verkrüppelte Krummkiefer am Boden sich hinwindend ihre ärmliche Nahrung sucht, da ragt zwischen Gerölle ein mächtiger Stein einzeln empor. Zur Rechten starrt eine gewaltige Felswand. Dort oben hat einst der Block auf einem Vorsprunge geruht. Aare hatten ihn zum Horste erwählt. Da fand sich einstmals ein kühner Jäger, der sich hinabwagte, die Beute zu holen. Im Kampfe mit den Alten kam der Stein zum Wanken und stürzte mit ihm hinab in die Tiefe. Hirten fanden ihn zerschmettert und nannten den Fels, auf dem noch die Trümmer des Nestes zu sehen, Adlerstein.

Zur Linken des Blockes gähnte eine Schlucht. Ein Bach, der erst aus einem Felsenthore wie ein weißer Schleier herabfiel, toste drunten in seinem engen Bette wild thalabwärts. Es war die Granatenschlucht, wo Franz seine Hütte hatte.

Ein Pfad wand sich drüben hinab, hier bildeten die Felsen eine jähe, drohende Mauer.

Und doch war es von dieser Seite, daß Franz bei dem Scheine des Mondes sein Ziel erreichen wollte. Wie eine Gemse kletterte er, an dem spärlichen Krummholze sich haltend, immer höher und höher, bis er mit einem Schwunge den Vorsprung betrat.

Da lag wenige Schritte vor ihm der Adlerstein, im fahlen Mondlichte ein unheimliches Grabmal. Von der Fremden war nichts zu sehen.

Franz trat näher. Da entfuhr ein Schrei der Bewunderung seinen Lippen. Das Haupt an den Stein gelehnt, lag die schöne Unbekannte auf schwellendes Moos gebettet. Ein Schleier gleich

rosigen Abendwolken umfloß ihren wunderbaren Körper. Ihre Haare hielt ein goldenes Diadem. Darin prangte ein Granat, der sein reinstes Feuer spielte und purpurn die Gegend erhellte.

Langsam erhob sie sich, als sie sah, daß Franz geblendet stand. „Du bist meinem Wunsche gefolgt, wohlan", sagte sie, „ich will Dir meine Hilfe gewähren. Dieser Granat in meiner Krone sei Dein." —

„Und was soll ich dafür thun?" preßte der Bursche freudetrunken heraus.

„Mich lieben", erwiderte sie. Franz zuckte zusammen.

„Liebe mich!" wiederholte sie. Der Bursche wußte nicht wie ihm geschah, er mußte seine Augen auf das wunderbare Weib lenken.

Da sah er, wie sie den Goldgürtel löste, die verhüllenden Schleier fielen zur Erde — keines Menschen Auge hatte noch so Vollendetes geschaut. Seine Sinne verwirrten sich, er sah nur mehr, wie sie ihm die Arme entgegenstreckte. — — — —

„Franz!" gellte es herzzerreißend über die Schlucht herüber. „Toni!" schrie der Bursche wie von einem Zauber befreit auf und stieß die Versucherin von sich — — hinab in den gähnenden Abgrund.

Entsetzt ob seiner That blickte er in die Tiefe. Aber da drang kein Schmerzensschrei empor. Was er vernahm war wie Silberglockenton. Jubelnd trugen die Lüfte den Ruf „Erlöst!" an sein Ohr und wie im Elfenchore klang er von den Bergen und Wäldern wieder. — Franz wußte nicht, wie ihm geschah, als er kurze Zeit darauf vor seiner Hütte in der Granatenschlucht an der Seite seiner Toni saß. Sie hatte die Arme um seinen Nacken geschlungen.

„Franz, mein Gott", hauchte sie noch bebend vor Angst, „welcher Zauber hatte heute Deinen Sinn verblendet? Hast Du Almrausch, die böse Fee, nicht erkannt? Sie lockt die Burschen an sich und wehe dem, der sich ihr ergibt. Er liegt zerschmettert in einem Abgrunde. Dies ist der Fluch des Alpenkönigs, weil einst ein schmucker Jägersmann sie der väterlichen Burg entlockt." —

Und jenen Kuß, den Almrausch verlangt, erhielt nun Toni in heißem Danke und als die Liebenden sich von ihrer Umarmung lösten, da funkelte ihnen ein prächtiger Granat entgegen, ein Granat, den keines Menschen Hand zu umspannen vermochte.

Das war der Dank der bösen Fee.

Um den Edelstein aber sproßte ein lebender Kranz niegesehener Blumen aus dem Boden, ganz so wie sie die Fee beim Tanze aus Granaten in den Haaren getragen. Prächtig blühten sie den Sommer über und als der kalte Herbstwind über die Berge fuhr, da führte er ihren Samen mit fort und streute ihn weit im Lande über die Felsen, so daß im nächsten Lenze auf jedem Fleckchen Erde die schönsten Blumen emporschossen und die Steingiganten wie mit neuem Leben übergossen schienen.

„Almrausch" nennt sie das Volk und bewahrt so das Andenken der Fee noch fort und die Mädchen halten die Blumen hoch, künden sie ihnen ja in ihrer stummen, doch süßen Sprache:

„Sein Herz glüht dir so heiß!"

# Schwänke.

## Werden's schon machen.

Nichts gefährlicher, als wenn ein Bittsteller vor seinem Fürsten steht und der Fürst legt milde lächelnd die Bittschrift aus der Hand und sagt: „Nu, wollen sehen“ oder „schon gut, werden's schon machen“ oder so was Aehnliches.

Jeder Bittsteller ist nicht so unerschrocken wie jener alte Soldat, der mehrere Wunden für König und Vaterland erhalten hatte, und zu Friedrich dem Großen kam, um ihm eine Bittschrift zu überreichen. „Wir wollen sehen“, sagte der König. „Sie können sogleich sehen“, antwortete der alte Haudegen, riß die Weste auf und zeigte die Narben seiner Wunden. Der König hatte ihm seine Bitte sofort bewilligt.

Etwas schlichter freilich, aber doch auch gut hat's jene Landfrau gemacht.

Zu Kaiser Ferdinands Zeiten lebte in Krieglach eine arme Frau, deren einzigen Sohn sie zum Soldaten nehmen wollten. Sie war zu allen Aemtern und Herren herumgegangen, hatte gebeten und geweint, man möge ihr doch die einzige Stütze ihres Alters nicht rauben. War alles vergebens, der junge Mann mußte fort. Da entschloß sich die verlassene Frau: sie geht zum Kaiser. Der Ferdinand ist ein guter Herr, dem ist um einen Soldaten mehr oder weniger nicht zu thun, er hat noch andere genug. Vom Schulmeister läßt sie sich ein schönes Bittgesuch verfassen; sie möchte gerne ihre ganze Lebensgeschichte hineinschreiben, aber der Schulmeister meint, der hohe kaiserliche Herr habe etwas schwache Augen und dürfe deshalb nicht allzuviel lesen. Einen zierlichen Anfangsbuchstaben malt er noch hin und dann muß es gut sein.

Das Weib sucht ihr klein erspart Ding hervor — na 's ist ja nicht viel mehr da, sie hat alles dem Buben in's Leibel genäht. Mit Müh' und Kümmerniß reist sie nach Wien. Die Schuhe haben ihr weh gethan auf der heißen Straße und das Herz in der Brust, und die Augen vor Staub und vor Weinen. Ihr Sohn muß ja auch so marschiren auf fremden Wegen, und vielleicht wochenlang, und Hunger und Durst leiden, und die Oebersten sind gestrenge Herren — und erst gar der Feind, der die Leut' nur so niederschießt und niedersticht. —

Gar müd' und traurig kommt sie nach Wien. In einer Vorstadt kehrt sie ein und erzählt dem Wirth, der sie gefragt hatte, wo sie daheim, ihr Anliegen. Die Audienz wird erwirkt, sie darf zum Kaiser. Da geht ihr die Hoffnung auf; kann sie nur mit ihm reden, dann geht sie kein Zweifel mehr an, sie hat sich's im Kopf schon zusammengestellt, was sie sagen wird.

Aber der Wirth will Alles besser wissen, der meint, es ginge nicht so leicht, wie man glaube, und wenn man auch einmal vor dem Kaiser stehe, so sei das nicht, als wie wenn man mit anderen Leuten rede, man habe nicht Zeit zum Schwätzen. Der Kaiser würde ihr das Bittgesuch aus der Hand nehmen und sagen: werden's schon machen! — und dann könne sie sich wieder trollen und wisse erst nicht, sei ihre Bitte gewährt oder nicht. Aber auf Eins möge sie aufpassen. Wenn der Kaiser das Bittgesuch bloß anlächelt und es dann ruhig auf den Tisch legt, so hätt' sie, die Bittstellerin nichts zu erwarten, und wenn Seine Majestät zehnmal sage, er würde es schon machen. Wenn er jedoch die Schrift an der Ecke einbiegt, bevor er sie hinlegt, so ist die Bitte gewährt.

— Na ja freilich, denkt sich die arme Landfrau, so Einer, wie der Herr Wirth wird's wissen, ist ein recht guter, gemeiner (leutseliger) Herr, der

Wirth. Er gibt ihr noch verschiedene Rathschläge und dann geht sie in die Burg. — Gott, hat das was gebraucht, bis sie durch all' die schauderlich großen Gebäude und vornehmen Leute, die über und über von Gold glänzten, hindurch war! Wenn schon diese Herrschaften so viel Gold und Silber an den Röcken tragen, wie wird erst der Kaiser selber ausschauen!

Der Kaiser war im schwarzen Rock. Er war nicht viel schöner gekleidet, wie daheim in Krieglach der Richter an Festtagen; hätte er an der Brust nicht den Stern gehabt, kein Mensch hätte diesen einfachen, freundlichen Mann für den Kaiser gehalten. Und gerade das verwirrte die Bittstellerin, sie hatte sich ganz für einen goldenen Kaiser vorbereitet, und jetzt stand einer vor ihr, der ihr noch viel erhabener und ehrwürdiger vorkam. Blau wurde ihr vor den Augen, sie brachte kein Wort hervor.

Der Kaiser nahm ihr das Bittgesuch aus der zitternden Hand, warf einen freundlichen Blick darauf, sagte wohlwollenden Tones: „Werden's schon machen!" und legte das Papier auf den nebenstehenden Tisch.

In diesem Augenblicke erlangte das Weib ihre Geistesgegenwart. Sie erinnerte sich an die Worte des Wirthes, sie sah mit Schrecken, die Bittschrift war nicht eingebogen worden. Schon hatte der Kaiser durch eine leichte Handbewegung angezeigt, daß die Audienz zu Ende sei; aber die Landfrau stand da, als wäre sie baumfest in den glatten, glänzenden Boden hineingewachsen.

„Nun!" sagte der hohe Herr, etwas befremdet lächelnd.

„Hätt' halt wohl", stammelte das Weib, „hätt' halt noch von Herzen eine schöne Bitt!"

„Nu, also nur heraus damit, sagte der Kaiser, „wisset, Mutterl, ich hab' nicht viel Zeit."

„Kunnt halt wohl frei nit fortgehen", entgegnete das Weib, „eh vor ich nit weiß, daß mein Hergehen nit umsonst ist gewesen. Wollt' unterthänigst bitten — den Brief dort, mein Bittgesuch — — wenn's mir's halt a klein bissel einbiegen thäten!"

Der Kaiser lächelte und bog im Bittgesuch eine breite Ecke über.

„Küß' die Hand, küß' viel tausendmal die Hand!" hauchte das Weib und verließ tief gerührt von der That des gütigen Kaisers die Hofburg.

Einige Tage nach der Heimkehr der Bittstellerin klopfte es spät Abends noch an ihre Thür: „Mutter, macht auf, ich bin's. Sie haben mich heimgehen lassen. Bin ganz ausgeschrieben."

Du guter Kaiser Ferdinand, hättest du das Glück schauen können, das jetzt in der armen Hütte war! Du hast es geschaffen, du hast die Ecke eines Papierblattes umgebogen!

---

## Aus einem „neuen Evangelium".

Dem Herausgeber dieses Blattes ist eine wunderliche Handschrift zugesandt worden. Sie besteht in vielen hundert Blättern und ist betitelt: „Das Evangelium des neuesten Bundes". Manches darin ist anmuthend, Vieles barock, Einiges dämonenhaft, wie eines wilden Propheten Stimme. Vervielfältigung durch den Druck steht der curiosen Schrift kaum bevor. Hier sei ein kleiner Auszug gegeben unter seiner Ueberschrift: Am letzten Sonntage in der Fasten. Er ist des Buches zwölftes Capitel und lautet also:

In der Zeit sprach der Herr zu seinen Jüngern in folgender Parabel: Einst lebte ein König, genannt Tyrannos. Der regierte ein großes Reich und viele Millionen Unterthanen. An der Grenze dieses Reiches, gegen Mittag hin, lag das Land der Volksherrschaft, in welchem die Menschen durch eine absonderliche Staatsverfassung sich selbst regierten. Es war geheißen Demokratien. Das

Volk war glücklich und das Land war schön. Das Land hatte hohe Berge, auf denen ewiger Schnee lag, und es hatte breite Thäler, in denen Trauben reiften, und andere köstliche Früchte. Es hatte die gesegnetsten Matten und es hatte die herrlichsten Städte, und Alles, was zur Freude ist. Da geschah es, daß Fremde kamen aus aller Herren Länder, und sich ergötzten an der Pracht. Sie ruderten mit wehenden Wimpeln über die weiten Landseen hin, und sie stiegen auf die hohen Berge, die Schönheiten Demokratiens zu sehen. Paläste und Herbergen hatte man gebaut in den Tiefen und auf den Höhen, und alle zusammen konnten die Fremden nicht fassen, die von Jahr zu Jahr in den Tagen des Sommers herbeizogen aus allen Theilen der Erde.

Und siehe, da sagte eines Tages der König Tyrannos zu seinem Minister: Wir mögen es nicht gerne leiden, daß so viele Unseres Volkes hinüberziehen in die Berge von Demokratien. Gib ein strenges Gesetz, daß sie das unterlassen fürderhin. — Darauf antwortete der Minister: Mein gnädigster König und Herr! in dieser Sache vermag ein Gesetz nimmer zu frommen; denn so lange die Unterthanen noch in Euren Landen wandern, bis hart zur Grenze hin, wäre das Gesetz nicht übertreten; sobald sie jedoch einen Schritt in das mit Recht verhaßte Nachbarland thun, sind sie aus unseres Gesetzes Bereich, und dann kehren sie wohl gar nicht mehr zurück, sondern bauen ein Heim in den schönen Bergen von Demokratien."

Hierauf sprach der König: „Wohlan, so versprich meinen Unterthanen in meinem Lande goldene Berge, wenn sie jene meiden, die aus Stein und Eis gebaut stehen über der Grenze."

„Mein hoher Herr", antwortete der Minister, „mit den goldenen Bergen richten wir nichts mehr aus, die haben wir dem Volke allzu oft schon versprochen."

Der König erzürnte und rief: „So will ich eine lebendige Mauer ziehen um mein Reich und wehe Dem, der diesem Walle auf hundert Schritte nahe kommt."

Der Minister verneigte sich bis zur Erde und ging hinaus.

Und nach kurzer Zeit war das Reich des Königs Tyrannos begrenzt durch einen ungeheuren Ring von Soldaten; diese hatten Mordwaffen an sich, vom Fuß bis zu den Zähnen und bewachten das Reich und ließen Keinen hinaus und Keinen hinein.

Und nach einer Weile, da trug es sich zu, daß aus einer Hütte des Volkes ein Mann emporstieg bis vor die Stufen des Thrones. Er hatte einen langen schneeweißen Bart und er hatte ein Saitenspiel, und er sang Lieder von den Herrlichkeiten Demokratiens. Der König ließ den Gesang allsogleich verbieten; aber der greise Mann überhörte das Verbot und sang Lieder von den Herrlichkeiten Demokratiens. Hierauf ergrimmte der König und ließ den Sänger mit Hunden aus dem Palaste hetzen. Der Mann aus dem Volke kehrte wieder zurück und sang Lieder von den Herrlichkeiten Demokratiens. Da ließ ihn der König in's Gefängniß werfen; jedoch bald berichtete ihm der Kerkermeister, der Gefangene sei guten Muthes und singe fortweg das Lob des Landes Demokratien.

Darüber wurde der König Tyrannos nachdenklich und sagte bei sich: „So möchte ich es doch selber sehen, dieses wunderliche Land, das die Menschen rühmen vom Aufgange bis zum Niedergange!" Und er ließ seinen Hofstaat sich versammeln und er reisete mit Prunk und Pracht in das Land Demokratien. Doch siehe, als er hinausgezogen war über die Grenzen seines Reiches, da trat ein Landmann von seinem Pfluge heran zum König, sagte: „Lieber Freund, ich rathe, daß ihr euch den Sitten jenes Landes bequemet, in welchem ihr reiset!" und er hob ihm sachte die Krone vom Haupte.

Erzürnt bis zur Wuth wollte der König die Schmach rächen, doch machtlos waren seine Drohungen im fremden Lande. So beschloß er knirschend, sofort wieder zurückzukehren in sein Reich, und siehe, als er im Begriffe war, über die Grenzen zu schreiten, da streckten die Wachsoldaten, die er selbst aufgestellt hatte, ihre Waffen gegen ihn aus, und er konnte nicht mehr zurückkehren in den Herrscherpalast, der von nun an von erwählten Männern zum Wohle des Reiches bestimmt war. Und das Volk war's zufrieden und wanderte nicht mehr in die schönen Berge des nachbarlichen Landes.

---

**Wie sich ein alter Schlaukopf aus der Maulwurfsschlinge hilft.**

Der hinkende Bote, ein alter Haudegen, — bei meinem Aufwachsen hat der schon graue Haar gehabt — läßt sich noch immer die Welt so viel angelegen sein, aufzupassen, daß Menschen und Thieren nicht unrechter Weise was geschieht. So hat er in seinem vorjährigen Kalender in einem Kapitel über Feld- und Gartenbau den Rath gegeben, daß man im Monat März die Maulwurfshaufen ebnen und die Maulwürfe fangen solle, ehe sie Junge werfen. Und in einem andern Kapitel, in welchem er den gefühlvollen Weltfreund spielte, hielt er eine Lobrede auf die Maulwürfe, was das für gute und nützliche Thiere wären, und daß der ein rechter Dummkopf, welcher solch herzigen Wesen was zu Leide thäte.

Darüber bekam der Hinkende die Menge Briefe zugeschickt: Was denn das hieße? wie sich das reimen sollte? Das einemal die Maulwürfe ausnehmen, das anderemal dieselben schonen, — da könnt' Einer ja ein reiner Narr werden! —

Darauf, wie der Kalender des Hinkenden wieder kommt, bringt er die schmunzelnde Erklärung: Freilich dürfe man den Maulwürfen nichts zuleide thun, besonders den Frau Maulwürfinnen nicht, wenn sie in interessanten Umständen. Hätte es so grob im Gartenbaukapitel auch gar nicht gemeint. Er hätte nicht gesagt, man müsse im März die Maulwürfe umbringen, er hätte nur gerathen, daß man sie um diese Zeit ausheben solle. Dann, wäre er und auch sein Setzer der Meinung, solle man den Thierchen eine Verwarnung geben, ihnen vielleicht einen Maulkorb anlegen und könne sie hernach wieder springen lassen.

So hat sich der schlaue Alte aus der Zwickmühl geholfen.

---

**Wie Röschen zum Flachse kam.**

Im heurigen Herbste war bei Spital am Semmering auf einer Wiese welch merkwürdiger Flachs zu sehen. Er lag auf der Bleiche. Er war so lang und so glatt und so schlank wie ein junger, heiratsmäßiger Mann. Doch war nicht viel davon da; eine ausgewachsene Magd hätte mit beiden Armen den ganzen Flachs zu umspannen vermocht. Und doch war er das ganze und einzige Eigenthum und die Freude eines neunzehnjährigen Mädchens.

Die Geschichte, wie Röschen zu diesem Flachse kam, ist folgende: Im Jahre 1873 nahm der Dienstherr das arme fleißige Mädchen mit nach Wien zur Weltaustellung. Dem Röschen gefiel der Industriepalast und die Maschinenhalle und die Kunsthalle und das internationale Dorf und eben Alles, was da war. Aber die Ackerbauhalle gefiel ihm noch am besten. Und in dieser besonders der Flachs, der lange feine preußische Flachs, der in einer schöngeordneten Schichte aufgestellt war und mit seinen glatten Köpfchen leise nickte. Röschen konnte gar nicht wundersgenug reden über den „schönen Haar", der zwei- oder gar dreimal so lang war, als der steierische auf dem Heimgrund. Auf dem Tische,

der unter diesem prächtigen Flachse stand, lagen zahlreiche Körner, die oben von den Kapseln ausgefallen waren. — Ei ei, denkt sich das Mädchen, wenn ich nur etliche davon mitnehmen und daheim anbauen könnte! — Aber dort steht der Aufseher und hat seine Augen überall. — Was thut die junge Steirerin? Sie netzt den Zeigfinger an ihrer Zunge, zeigt dann auf den Tisch hin und frägt den Aufseher: „Gelts Herr, der Tisch da ist von Buxbaumholz?"

„Könnte Einem nicht einfallen, jetzt interessirt sich die für das alte Bretterpult", lachte der Wächter. Röschen aber wendete sich von hinnen und hatte sein Schelmenstück ausgeführt, an dem nassen Finger waren zwei Leinsamenkörner kleben geblieben. Diese verwahrte das Mädchen in einem Stückchen Papier und als es nach Hause kam, legte es am Gartensaum die zwei Körner in die Erde. Im Herbste darauf standen zwei hohe Doppelstämme dort, jeder mit sieben Köpfen, so wie das Ungeheuer in der Apokalypse. Im nächsten Frühjahre wurden die geernteten Samen wieder fleißig angebaut, und so hatte Röschen heute nach drei Jahren von jenen zwei Leinkörnern eine Ernte aufzuweisen, die in ihren Stämmen hoch und schlank wie ein junger heiratsmäßiger Mann, mit zwei Armen kaum zu umfassen war.

Die Stämme will Röschen brecheln und spinnen und ein schneeweiß Brauthemdchen daraus nähen; den Samen will sie weiter fortpflanzen und so die Stammutter werden einer neuen, edlen Flachsgattung in Steiermark.

---

## Saphir bei Rothschild.

Habt Ihr schon den Witz gehört, welchen der Witzmacher Saphir dem Rothschild gemacht hat? Wenn nein, so erzähle ich ihn; wenn ja, so erzähle ich ihn auch.

Saphir brauchte immer Geld, hatte aber nie eins und das war ein Glück, denn zur Zeit des größten Geldmangels war er am witzigsten. In solcher Stunde einmal fiel ihm der Rothschild ein. Wie auch stünde Rothschild um so viel höher als der Saphir? Der eine ist geldreich, der andere ist geistreich.

„Würde mir Baron Rothschild hundert Thaler borgen?" fragte Saphir einen Freund, „Du bist ja mit ihm bekannt, thu' mir's zulieb', packe ihn an."

„Wollen es versuchen", sagt der Freund, geht zum Rothschild und trägt diesem das Anliegen des beliebten Humoristen vor.

„Gut", sagt der Baron, „will dem Saphir die hundert Thaler vorstrecken, aber er muß sie persönlich bei mir holen und mir bei dieser Gelegenheit einen Witz machen."

Wohlan, der Vermittler hinterbringt die Botschaft: „Der Baron ist bereit, Dir zu willfahren, doch mußt Du selber zu ihm gehen und ihm sogleich einen Witz machen."

„Mit Vergnügen", sagte Saphir und ging zu Rothschild. Dieser kam ihm leutselig entgegen und rief: „Ah, Sie kommen um's Geld?"

„Nein, Herr Baron", sagte Saphir, „Sie kommen um's Geld."

---

## Wer kann schwimmen?

„He da! wer kann schwimmen?" rief ein Tourist, der am Ufer des Wörthersees stand und über das Wasser setzen wollte.

Sogleich umringten ihn die Schiffer und schrieen: „Ich, Herr, ich!" Nur ein Einziger blieb in der Ferne stehen.

„Du dort", rief dem der Tourist zu, „kannst Du nicht schwimmen?"

„Nein, Herr."

„Gut, so fahre mich über!"

# Kleine Laube.

## Todtendienst unserer Väter.

November, das ist der trübe Monat des Todtencultus. Wir sind gewöhnt, den Tod mit Gepränge zu feiern; unsere Vorfahren haben es auch so gehalten. Und doch wie anders!

Groß und wahrhaft heilig war den alten Deutschen nur der Heldentod; traurig und ruhmlos der auf dem Siechenbette. Ersterer wurde durch glänzende Feste, letzterer in wunderlichen Gebräuchen begangen. — Lag ein Sterbender lange in den Zügen, so hob man auf dem Dache drei Schindeln aus und setzte sie verkehrt ein, drehte auch die Hausgeräthe um — das beschleunigte das Ende; machte Thüren und Fenster auf, daß die Seele leichter den Ausgang finde.

War der Leichnam kalt und starr, so schnitt man ihm die Nägel; aus diesen Nägeln hatten die Geister das Schiff, die Naglfar gebaut, auf welchem der Todte über das Meer dem Weltuntergange zugeführt wurde. — Die Augen durfte in heidnischer Zeit dem Todten, dem Erschlagenen, nur Der zudrücken, der für denselben die Blutrache übernahm. — Dem Verstorbenen ist dann ein Todtenschuh mitgegeben worden, der langen, schweren Reise wegen in's unbekannte Land. Es gibt Gegenden, in welchen heute noch die Beerdigungs-Feierlichkeit überhaupt „Todtenschuh" genannt wird. Ferner, wenn der Hausherr gestorben, so ist sein Tod dem Vieh im Stalle, den Bienen in den Stöcken, den Bäumen im Garten angesagt worden: „Der Wirth ist gestorben!"

War der Todte gewaschen, so warf man das Wasserbecken an einen Ort, den die Sonne niemals beschien, oder es ist in's Grab mitgegeben worden. (Davon vielleicht die vielen leeren Urnen in den alten Gräbern?) Auch hat man dem Todten Eisennägel mit in den Sarg gegeben; er mußte sich ja eine Hütte bauen können in der andern Welt. Unter die Zunge hat man ihm ein kleines Geldstück gelegt — der Schiffer will seinen Fahrlohn haben, der Petrus an der Himmelsthür hofft vielleicht ein Trinkgeld. Der verstorbenen Wöchnerin ist Kamm, Scheere, Fingerhut, Nadel und Zwirn, dem Kinde die Puppe mitgegeben worden. Wer keinen Kamm mit hat, der muß drüben seine Haare mit Stacheldornen strählen. Der Jungfrau hat man den Rosmarinzweig um die Stirne gewunden. Aus den Kleidern, die man dem Todten anthut, schneidet man noch heute in manchen Gegenden gerne die Merkzeichen, Namenszüge u. s. w. heraus, damit der Verstorbene nicht wiederkehre und die Familie beunruhige.

Eine seltsame Sitte ist in Südbaiern am Lech. Das Bahrbrett, auf welchem die Leiche gelegen ist, wird in Form einer menschlichen Gestalt ausgeschnitten und an Feldrainen oder an Häusern aufgestellt.

Bei den Alten ist an Flüssen oder am Meerufer der Todte mit all' seinen Gaben auf ein Schiff gelegt und dasselbe den Wellen überlassen worden. Wenn ein nordischer Held im Streite den Tod nicht finden konnte, so geschah es wohl auch, daß er sich selbst einem Todtenschiffe überantwortete, auf hohen Wellen das Schiff mit einer Fackel in Brand steckte und unter Göttergesängen endete. So alt auch ist die Sitte, Leichen auf Scheiterhaufen zu verbrennen. Die Scheiterhaufen wurden aus Eichen-, Birkenstämmen und Wachholder auf Hügeln errichtet und mit einer Stadt von Zelten umgeben, in welchen die Trauernden harrten. Im heidnischen Alterthume sind, war ein hoher Herr todt, auch dessen Frau, Knechte und Diener die Pferde, Hunde und Vögel mit verbrannt worden; doch haben sich die Menschen früher freiwillig den Tod gegeben. Denen, die sich dem Herrn opferten, war in Walhall

ein hoher Lohn verheißen. War der Todte verbrannt oder begraben, so schritten die Leidtragenden dreimal um den Scheiterhaufen oder um das Grab, dann gingen sie zum Schmause.

War eine Thräne auf den Sarg gefallen, so hatte der Todte im Grab keine Ruhe.

Eine Zeit gab es, wo es Sitte war, daß man ungetauft gestorbenen Kindern einen Pfahl durch die Brust bohrte, oder mit der Grabschaufel den Kopf vom Rumpfe trennte, damit sie nicht zu Vampyren würden und den Ihrigen das Blut aussögen.

Von Regenten mußten die Ueberreste, Herz, Eingeweide u. s. w. an verschiedenen Stätten begraben werden, um die Fruchtbarkeit der betreffenden Landstriche zu vermehren. Im österreichischen Kaiserhause ist es heute noch üblich, daß die Ueberreste eines Herrschers in drei verschiedenen Kirchen Wiens vertheilt werden: das Herz kommt in die Hofpfarrkirche, das Eingeweide in den Stefansdom, der einbalsamirte Körper in die Kapuzinergruft.

Ueber den Gräbern schichtete man Hügel, setzte Steine. Mit der Einführung des Christenthums kamen die flachen Grabplatten mit Name und Todestag auf.

Die Bestattung der Todten ließen sich die Deutschen als heilige Pflicht angelegen sein. Es bildeten sich Vereine eigens zu dem Zwecke, um fremde Todte, die auf Straßen und weitem Felde gefunden wurden, zu beerdigen.

In all' den hier berührten und noch vielen anderen von der Religion bedingten Todtensitten der alten Deutschen, lebt der Gedanke von der Unsterblichkeit der Seele. Das ganze deutsche Mittelalter kennt noch keinen Zweifel an der Unsterblichkeitslehre. Erst mit der Rennaissance-Periode im Anfange des 16. Jahrhundertes erschien — zuerst nur nebelhaft und momentan, allmälig aber immer deutlicher — ein trostloses Gespenst — die Idee von dem ewigen Tode des Individuums.

---

## Das Mädchen am Bache.

Serbisches Volkslied, mitgetheilt von O. Dürer.

Am Bache steht ein wundervolles Mägdlein,
Es netzt das holde Angesicht,
Und streicht die blühenden Wangen;
Zu den Wangen d'rauf sie spricht:
Wüßt' ich, meine rothen Wänglein,
Daß euch dereinst küßt ein Greis,
Wollt ich nach dem Walde gehen,
Sammeln dort manch' dornig Reis;
Auch den Wermuth wollt' ich pflücken,
Zöge einen Saft heraus,
Mit ihm netzt' ich meine Wangen,
Daß den Greis erfaßt ein Graus. —
Wüßt' ich aber, daß ein Jüngling
Diese glüh'nden Wangen küßt,
Ginge ich in meinen Garten,
Rosen dort ich pflücken müßt'.
Zög' aus ihnen süßes Wasser
Und benetzt' mein Angesicht,
Daß, wenn mich der Jüngling küßte,
Sie ihm schienen rosig licht;
Daß mein Antlitz lieblich dufte
Und erfreu' des Jünglings Herz,
Wenn er mich mit Gluth umfasset
Und mich küßt im süßen Schmerz.
Mit ihm zög' ich in's Gebirge,
Sucht' am Fels die Lagerstätt',
Lieber als beim Greis zu schlafen
Weich auf seid'nem Ruhebett.

---

## Die Herkunft der Seelen.

Die Chinesen glauben an eine Seelenwanderung — wenn dieselbe auch mit ihrer Ahnenverehrung im Widerspruche steht. Sie brauchen eben eine Religion fürs Herz. Der Buddhismus lehrt nicht das Aufgehen der Seele in ein Nichts. Solch eine Lehre hätte keine Anziehungskraft für die Chinesen. Nur das Grobsinnige verschwindet. Der Ge-

nuß in Nirwana (der Seligen Ruhesitz) ist der feinste, ätherischste, ein alle Begriffe übersteigender.

Doch für diesen Genuß muß die Seele früher dadurch gereinigt werden, daß sie die Thierkörper durchwandert, von niedrigen zu höheren hinan bis zum Menschen, bis zum edelsten Menschen endlich, um von dieser letzten Stufe zur Nirwana einzugehen. Der Hindu z. B. vermuthet in jedem Thiere eine menschliche Seele. Wenn ihm sein Ochs den Gehorsam verweigert und den Pflug nicht ziehen will, so stellt er sich vor den Halsstarrigen, streichelt ihn und fragt, ob Seine Majestät geruhen wolle, den Pflug zu ziehen. Es könnte ja doch eine Königsseele in dem Ochsen stecken. Lebt nämlich die Seele im Menschenleibe nicht nach dem Willen Gottes, so muß sie nach dem Tode wieder tiefer hinabsteigen zum Thierreiche, um neuerdings die Stufenleiter zu erklettern.

Nach chinesischer Anschauung ist es stets eine Seele des willensstarken männlichen Geschlechtes, welche die Wanderung beschleunigt.

Wird dem Chinesen ein Kind geboren, so ist es eine wichtige Frage: „Woher kommt die Seele des neuen Erdenbürgers? Was ist ihr Schicksal in der neuen Geburt? Diese Fragen zu lösen, ist eine der ersten Angelegenheiten der Eltern. Noch ehe ein Kind geboren ist, drängt sich ihnen allerlei Sorge auf. Es liegt ihnen ob, alle Gefahren abzuwenden, durch welche nach dem Glauben der Chinesen die Seele, welche in der Nachbarschaft umherirrt und gerne wiedergeboren werden möchte, sich veranlaßt sehen könnte, in einen andern Körper zu gehen. Man darf daher nicht zugeben, daß eine schwangere Frau aus einem andern Orte oder aus einem andern Hause in eine Familie zieht, in welcher man ein Kind erwartet; denn wenn dieselbe früher niederkommt, als die erste Bewohnerin des Hauses, so nimmt sie die für dieselbe bestimmte Seele weg, und letztere gebiert ein todtes Kind.

W. Lobscheid, der sich lange Zeit im Reiche der Mitte aufgehalten und uns interessante Beschreibungen der Chinesen zugemittelt hat, erzählt uns aus Honkong folgende fast unglaubliche Thatsachen:

An einem schönen Sommertage hörte ich ein furchtbares Geschrei in meinem Hause. Ich eile hinunter und sehe, wie ein vor Wuth schäumender Mann einen alten, durch Krieg verarmten Gelehrten an der Gurgel gefaßt hat und unter Fluchen und Schlagen eine Sühne fordert. Die Männer waren bald getrennt; aber nicht sobald besänftigt. Den wüthenden Mann nahm ich mit auf meine Stube und hörte da von dem Unglück, was passirt war. Längst schon hatte der Mann die Schwiegertochter des Gelehrten gebeten, sein Haus zu verlassen, weil er befürchtete, was jetzt geschehen war. Sie war nicht gegangen. Die vorhergehende Nacht war sie von einem Kinde entbunden worden, und gleich darauf gebiert die Schwiegertochter des Hausherrn ein todtes Kind. Die Theorie war also richtig, und die Seele mußte gesühnt werden. Die Ruhe, mit der ich dem Manne entgegentrat, und die Gründe, welche ich ihm aus einem chinesischen Werke gegen seine Theorie vorhielt, besänftigten seinen Zorn. Er schien das Thörichte seiner Lehre und Handlung einzusehen und ging ruhig und friedlich nach Hause.

Anders ist es, wo die Seelenwanderung mit den Ansichten der Alten in Conflict kommt. Um in der andern Welt versorgt werden zu können, muß man einen Sohn haben. Nun kommt es vor, daß eine weibliche Seele immer wieder bei einer Familie einkehrt, um wiedergeboren zu werden. Um diese Seele abzuschrecken und eine männliche herbeizulocken, schlägt man die Neugeborene todt. Wird das nächste Mal wieder ein Mädchen geboren, so macht man's wieder so, und sofort, bis die Seele erschrickt und nicht wiederkommt. Auf diese Weise werden nicht selten in einer Familie 4—8 Mädchen getödtet. Will man nun erfahren, ob es immer dieselbe Seele ist,

so bezeichnet man das Kind, ehe man es tödtet, mit einem Male. Hat nun das nächste Kind das Muttermal, so läßt man's leben; denn es würde doch nichts helfen, wenn man es auch todtschlüge. Wird aber nach der Tödtung des Mädchens ein Knabe geboren, so hat die harte Behandlung des Mädchens die gewünschte Wirkung gehabt und die weibliche Seele fern gehalten.

Gleich nach der Geburt eines Kindes drängt sich den Eltern die Frage auf: Wird es glücklich oder unglücklich sein? Um Gewißheit darüber zu erlangen, wendet sich der Vater an einen Astrologen. Er theilt ihm den Namen der Provinz, der Präfectur, des Districtes, der Stadt, der Straße, die Lage des Hauses, den Namen und Vornamen des Vaters, die Verhältnisse der Familie, in der das Kind geboren ist, mit und bittet ihn um eine baldige Antwort. Nach einer kurzen Einleitung lautet der Brief etwa folgendermaßen: ... Die Menschen verdanken ihr Leben dem Himmel. Dieser hat das Schicksal Aller bestimmt, sie mögen reich oder arm sein. Am neunten Tag dieses Monats ist mir ein Hündchen (Sohn) geboren worden, und es war mir, als sei ich aus dem Traume von einem Bären erwacht. Da ich jedoch nicht weiß, ob die Zeit seiner Geburt eine glückliche, ob er langes Leben genießen oder eines frühzeitigen Todes sterben wird, so ersuche ich Sie, die fünf Elemente sorgfältig zu prüfen und die acht Zeichen (zwei für das Jahr, zwei für den Monat, zwei für den Tag, und zwei für die Stunde der Geburt) zu erklären und zu sehen, ob ihre gegenseitige Erzeugung und Zerstörung mit den Gesetzen der Natur übereinstimmt, ob sie Unglück anzeigen; ob er der Hilfe der Götter bedarf; ob ein Mangel im Schicksalsbilde (Horoskop) ist, welcher ersetzt werden muß. Dieses Alles müssen Sie uns genau angeben, damit wir wissen, wie wir dem Glücke folgen, Unglück vermeiden oder abwenden, und Fluch in Segen verwandeln können, damit nicht nur das Kind glücklich sei, sondern die ganze Familie Ihr Verdienst preise. Ehrfurchtsvoll unterbreite ich Ihnen die acht Zeichen und hoffe, Sie werden uns mit einer Erklärung derselben beehren. Geschrieben im 2. Jahre Tungtschi's, am 10. Tage des 9. Monats.

Die fünf Elemente sind: Wasser, Feuer, Holz, Metall und Erde. Die Zeichen, welche für Jahre, Monate, Tage und Stunden gebraucht werden, beziehen sich auf die fünf Elemente, deren gegenseitige Erzeugung und Zerstörung folgendermaßen ausgedrückt wird: — Metall erzeugt Wasser; Wasser erzeugt Holz; Holz erzeugt Feuer; Feuer erzeugt Erde; Erde erzeugt Metall. Metall zerstört Holz; Holz zerstört Erde; Erde zerstört Wasser; Wasser zerstört Feuer; Feuer zerstört Metall. (Das Wort, welches hier durch „zerstören" übersetzt ist, heißt richtiger besiegen, überwinden).

Enthält nun das Schicksalsbild zu viel von einem Elemente, wie Wasser, Feuer oder Metall, so würde dieses Ueberwiegende des Einen alles Glück zerstören, welches dem Kinde aus den andern Elementen erwachsen könnte. Es muß dann ein Name gewählt werden, welcher aus Zeichen besteht, die das Fehlende im Schicksalsbilde ersetzen und das Gleichgewicht der sich gegenseitig erzeugenden und bekämpfenden Elemente herstellen.

Außerdem können noch gewisse Conjunctionen der Jahres- und Tageszeiten sechs Verletzungen und drei Strafen*) herbeiführen. Kommen nun im Horoskope solche vor, so müssen auch diese unschädlich gemacht werden. Das erfordert wieder einen kundigen Mann, der mit Gott und der Welt vertraut ist, mithin jedem Unglücke vorbeugen kann.

Das Erste, was den Eltern nach dieser ernsten Angelegenheit obliegt, ist, den Göttern für den Segen eines Kindes zu danken, und zu erfahren, woher der neue Ankömmling kommt; ob er Glück oder Unglück bringt. Die Danksagung

*) Krankheiten, welche man hier nicht weiter erklären kann.

geschieht durch Gebete und Opfer. Ein Buddhist thut hierauf Bescheid, wer die früheren Eltern des Kindes waren und daß dem Neugebornen entweder ein glückliches Leben bevorstehe, da seine vorigen Eltern all' ihre Schulden in Reis oder baarem Gelde bezahlt hätten, oder aber eine unheilvolle Zukunft, wenn irgend welche Schulden der Vorfahren nicht getilgt worden waren. War der erste Act vorwaltend das Werk eines Tauisten, so wendet die Familie sich jetzt an einen Buddhisten, um das Weitere zu erfahren.

---

## Grillen.

Zwingt Niemand, daß er sich beschicke
Und sagt ihm nicht, was er zum Glücke braucht;
Der größte Thor hat Augenblicke,
Wo ihm die Weisheit aus der Nase raucht.

---

Wer sich bewirbt um Huld der Frauen,
Laß' vorerst mit Geduld sich trauen,
Und wird ihm Huld, so rath' ich dann
Zur Stubenmagd — Ergebung an.

---

Die Fliege kam zur Spinne hin,
Zu fragen nach der Weisheit Sinn;
Da gab die Spinne kurzen Rath:
Bedenke nichts vor Deiner That.

---

Viele Kerzen hab' ich verbrannt beim Denken und Dichten.
Sündgeld war's, ich gesteh's, das ich darüber verlor.
Hätt' ich's verkegelt, so hätt' ich gewiß auch einmal gewonnen,
Hätte die Augen geschont, Bücher und Federn erspart.
Sparen, das lernte mir Amor erst. Wenn dieser zu uns kam,
Löscht' ich schleunig das Licht, um ihn noch besser zu seh'n.

---

Du kannst das Laster treiben,
Frei geht's von Haus zu Haus,
Nur wag' es nicht zu schreiben,
Sonst streichen sie Dir's aus.

---

Einst schnitten die Parzen entzwei mit der Scheere den Faden,
Und heut' vom Papiere sie lösen die faulen Coupons.

**P. C. Käfer.***)

---

## November.

Unsere Monatsnamen stammen von den alten Römern her. Theils sind dieselben nach den römischen Göttern benannt, wie Januar (Janus), Februar (Februus), März (Mars), Mai (Maja), und Juni (Juno); theils nach römischen Herrschern, wie Juli (Julius Cäsar), und August (Augustus). (Der April war dem Nero geweiht.) Theils endlich nach den Stellungen, die sie im Laufe des Jahres einnahmen. Das Jahr fing bei den Römern mit dem März an; September bedeutete also der Siebente, Oktober der Achte, November der Neunte und Dezember der Zehnte. Karl der Große hat deutsche Monatsnamen einführen wollen; auch die Franzosen versuchten es nach der Revolution die Namen der Monate den neuen Verhältnissen entsprechend zu ändern — allein das Alte — und wenn es auch gar nicht mehr paßt, — merzt sich so schwer aus, und — bis heute ist es bei den alten Monatsbenennungen geblieben.

November bedeutet der Neunte im Jahre, gleichwohl er bei uns der eilfte ist. Er ist der erste Wintermonat, der Nebel- und Windmonat. Mit Allerheiligen beginnt der sogenannte Altweibersommer. Bald kommt — wenn sie nicht schon da ist — die trübe feuchte Witterung und der Schnee. Von den Bäumen fallen die letzten gelben Blätter ab, im Walde aber herrscht Waidmannslust und in den Küchen ist die Zeit der gespickten Hasen. Die Natur fällt in

---

*) Diese Verse sind entnommen dem Manuscripte eines achtzigjährigen, steirischen Dichters. Die Handschrift führt den Titel: „Ein Pfad zum Parnaß" und enthält meist formschöne, geistesscharfe Gedichte, welche, wohl in vormärzlicher Zeit entstanden, damals die Censur nicht passirten und bis heute im Staube ruhen, des Weckrufes eines unternehmenden Buchhändlers harrend.

den Winterschlaf und wünscht sich eine dicke Pelzdecke aus Schnee.

Im Garten gibts noch zu thun. Rapunzeln, Zuckerwurzeln, Spargel werden gesäet und mit Erde, Mist und Baumlaub bedeckt. Das Gemüse wird in die Keller gebracht. Die Obstbäume werden gereinigt und mit der Pechpfaid versehen. Vögel und Insekten vergraben sich und die Biene ruht in ihrem Hause.

Der Landmann hat seine Einheimsungen und seine Bestellungen für's nächste Jahr in Ordnung gebracht und zieht sich in seine Behausung zurück, wo die Winterarbeit seiner harrt, das Dreschen auf der Tenne, das Besorgen der Viehställe und an den langen Abenden das Kukuruzschälen, das Rübenabschwänzen und das Spinnen.

Zu Anfang des Monates fällt das Fest des Himmels (Allerheiligen) und der Gedächtnißtag der Todten. Etwas später kommt St. Martin mit der Gans, dann Kathrein — die sperrt den Tanz ein, weil der Advent vor der Thür ist. Und endlich naht Andrä mit Eis und Schnee.

Der Tag ist neun Stunden lang und Groß und Klein sehnt sich dem Christmonat entgegen.

---

# Bücher.

## Stelzhamers „Liebesgürtel".

Als vor Jahren ein munteres altes Männchen — nein, sagen wir lieber ein munterer alter Bursche, mit einem jugendlichen Gesicht auf einem betagten Leibe und einer ehrlichen Kupfernase, die in der Umrahmung des das Gesicht umwallenden weißen Gelocks gar eigen leuchtete, in meine Stube trat, mit den Worten: „Also so sieht der H. aus? hab' mirs beiläufig so gedacht!" mich eine Weile mit scharfem und doch gemüthlichem Auge betrachtend, dann aber sogleich, nachdem er die Aufklärung gegeben, er heiße Stelzhamer, von seinem zweijährigen Töchterchen zu sprechen anfing, dem Stolz des siebzigjährigen Erzeugers und liebsten Thema seiner Gespräche — da glaubte ich es gern, was ich damals eigentlich erst vom Hörensagen wußte, daß der liebenswürdige Landstreicher, der vor mir stand, ein vortrefflicher Dichter in obderensischer Mundart sei. Volksthümliche Dialektdichtung, ja, das konnte man gerade von diesem Manne erwarten. Als aber nun vor Kurzem eine hochdeutsche Gedichtsammlung desselben Mannes: „Liebesgürtel" betitelt, (Pest, Heckenast 1876) mir in die Hände kam und ich mich in dieselbe vertiefte da erstaunte ich im ersten Augenblicke und viel hätte ich d'rum gegeben, wenn der muntere „alte Bursche" nicht inzwischen „heimgegangen" wäre, und ich eine Hoffnung hätte haben können, daß er noch einmal in meine Stube treten werde. Aber nur im ersten Augenblicke schien der Adel des poetischen Empfindens und des Ausdrucks in diesen Gedichten mir nicht verträglich mit jener gemüthlichen Weltfahrer-Erscheinung; im nächsten fand ich, daß jener Mensch und diese Gedichte doch zusammengehörten, ja bald merkte ich, daß ich sogar erst den rechten Genuß von den Gedichten hatte, wenn ich dabei den Dichter mir vergegenwärtigte, sie mir mit seiner Stimme, in seiner gemüthansprechenden, naturfrischen Weise gesprochen dachte.

Der nächstliegende Vorzug dieser Poesien ist ein überaus natürlicher Fluß der Rede und des Verses — und doch reichen sie an das Maß edelster Kunstdichtung hinan. Und der „Erdgeruch", der, wie der Dichter selbst sagt, „aufwirbelt aus seinem Liederbuch," ist ein reiner, frischer, hat nichts von Sumpf, nichts Fauliges, Miasmatisches an sich.

So zart, so sinnig und innig klingt es aus vielen dieser Lieder, daß man bis auf die Minnesänger zurückgehen müßte, um ein Beispiel dieser Sangweise zu finden. Will man sehen, welchen naiven Ausdruck das tiefste Erschaudern vor dem ewigen Weltgeheimniß in einem volksthümlich veranlagten Dichtergemüthe findet, so lese man die wundersame Gefühlsarabeske „Sturm" S. 205, oder die originellen, ergreifenden „Letzten Waldlaute" S. 216 ff. Die Perle der ganzen Sammlung aber ist das Gedicht „Ostern", S. 250. Es sei den Zusammenstellern von Anthologien empfohlen. Solche Spenden wiegen einen Band gewöhnlicher modernster Dichterhallen- und Albums-Lyrik auf, deren vornehmstes Merkmal eben in dem Mangel jenes frischen, jungfräulichen „Erdgeruchs" besteht, den unser Dichter in seinem Buche entschuldigen zu müssen glaubt.

An Wendungen eines gewissen „trockenen", nach dem Geschmacke Mancher ans Barocke streifenden Humors ist am reichsten der merkwürdige unter der Ueberschrift „Im Alter" vereinigte Cyklus. Feinsinnige Kenner der poetischen Literatur des Tages werden hier in Versmaß, Ton und Ausdrucksweise eine auffallende Verwandtschaft finden mit manchen Stellen humoristischer Art in der „Gräfin Seelenbrand" unseres Fercher von Steinwand — ein Beweis, daß die Dichter der österreichischen Alpenländer noch Anderes und Tieferes verbindet, als der doch nur mit halbem Rechte von alten und jungen kritischen Spatzen noch immer auf allen Dächern bezwitscherte „Bilderreichthum". Gerade dort, wo der Humor sich geltend macht, wird Verständniß und Genuß für Diejenigen, die den Dichter gekannt haben, durch die Vergegenwärtigung der Individualität desselben sehr gefördert werden. Unmittelbar von seinen Lippen fließend muß man sich Verse denken, wie S. 323:

„Was ich denn mache? Wovon ich lebe?
Das möchten sie dringend gern wissen.
Ei, durch Zeus' Ganymed und Hebe
Von Nektar und lauter ambrosischen Bissen;
Doch machen, wie alle Kinder des Lichts,
Machen thu' ich einstweilen — nichts!"

Herr Dr. Egger von Möllwald hat sich durch die Herausgabe, Herr Heckenast durch die glänzende Ausstattung dieser Sammlung ein großes Verdienst erworben; das Größte aber wird sich erwerben, wer uns den ganzen Stelzhamer gibt, eine Gesammtausgabe seiner Werke, die zu spät kommt, wenn sie nicht bald kommt, bevor das frische Andenken an den Dichter erloschen ist.

**Robert Hamerling.**

---

## „Cromwell",

Tragödie in 5 Aufzügen von Emanuel Wertheimer, Leipzig E. J. Günther.

—. Cromwell, der Lord-General, der in England nach König Karl's Sturze die Zügel in der Hand hat, sprengt mit bewaffneter Macht das lässige, unthätige Parlament und wird vom Volke zum Lord-Protector ausgerufen. Doch sein Streben geht nach dem Königsthrone. Gegen den Rath seiner Getreuen will er sich die Krone aufs Haupt setzen, aber im entscheidenden Momente hält ihn seine Lieblingstochter Elsbeth von dem übereilten und gefährlichen Schritte zurück. Elsbeth ist es überhaupt, in der Cromwell seinen schützenden Engel sieht, an der er mit der innigsten Liebe hängt. Als er aber Slingsby, dem Elsbeth ihr Herz geschenkt, in Folge einer Verschwörung ergreifen und ohne Mitleid hinrichten läßt, da wird Elsbeth wahnsinnig und unterliegt ihrem großen Schmerze. Aber auch von außen hat sich Alles gegen Cromwell und seine stolzen Pläne verschworen, langsam zerfällt sein siecher Körper, vom Fieber durchschauert, will er noch, von Allen verlassen, in den Kampf hinaus. — Da trifft ihn die Nachricht von dem Tode Elsbeth's und todt bricht er an ihrem Sarge zusammen. —

Das ist in kurzen Worten der Inhalt des neuen Drama's. Da der Stoff der englischen Geschichte entnommen ist, die doch schon so oft und meisterhaft behandelt wurde, so lag die Gefahr nahe, daß das Drama schon dadurch etwas an Originalität einbüße. Indeß läßt die durchaus neue Art der Behandlung und die originelle Bühnenführung dieses Vorurtheil bald schwinden. Die Charaktere sind mit viel Geschick gezeichnet, und namentlich steht Elsbeth's Bild sehr rein und klar da, ist's doch sie allein, die unsere Sympathien auch auf Cromwell überträgt. Die Sprache bewegt sich in schönen Grenzen und schlägt an den Höhepunkten der Handlung oft classische Töne an, wenn uns auch das Pathetisch-erhabene hie und da nicht am richtigen Orte scheint. Jedenfalls aber kann man dem Dichter, der sich mit diesem Werke zum erstenmale auf dramatischem Gebiete versucht hat, einen schönen Erfolg prophezeien.
Sch.

---

## Der entfesselte Prometheus.

Lyrisches Drama von P. B. Shelley, deutsch von Alfred Graf Wickenburg. — Verlag von L. Rosner, Wien.

Wickenburg, der uns schon manch herrliche Dichtung aus fremden Sprachen übermittelt hat, bietet uns hier eines der in seiner Art großartigsten Werke der englischen Literatur, das Drama von Shelley: „Der entfesselte Prometheus". Es ist dies zwar keine moderne Dichtung, es ist eine Allegorie, aber es ist — wie Johannes Scherr sagt — ein Hymnus auf die welterlösende Kraft der Humanität.

Mit der Prometheus-Mythe haben sich die größten Dichter aller Zeiten befaßt, denen die Befreiung des Menschengeistes am Herzen lag — so Aeschylos, Byron und Goethe. Bei Aeschylos ist Prometheus der vom Zeus an einen Felsen des Kaukasus Geschmiedete, weil er den Menschen das Feuer vom Himmel geholt hatte. Der Gefangene wird durch den Willen des Zeus endlich befreit. Goethe's entfesselter Prometheus ist der von dem Götterglauben losgerissene Menschengeist in seiner Arbeit, in seinem künstlerischen Schaffen, stolz sich selbst Hütten bauend und Menschen schaffend nach seinem Bilde. Byrons Prometheus ist der trotzende und gefesselte, Shelley's Prometheus aber ist der wohlthätige Menschengeist, der wider das böse Princip kämpft, der eine unendlich lange Zeit hindurch wohl von demselben unterdrückt wird, aber nicht für immerdar geknebelt sein kann, sondern eines Tages zum Entzücken des Weltalls befreit ist, der siegreiche, der erlösende Prometheus.

Es mag wohl die allegorische Form dieser Dichtung nicht zeitgemäß sein, aber der Geist derselben ist es gewiß. Trotzdem in unseren Tagen der Mensch kühn sich eine Leuchte um die andere vom Himmel reißt, will doch der Pessimismus immer mehr und mehr emporwuchern, gleichsam als die gefährlichste Gegenwehr der Götter. Aber die Menschheit kann nicht verloren sein, darf am wenigsten selbst sich verlieren; sie braucht, wie Shelley sagt, nur zu wollen, daß es kein Böses gibt, und es wird keines geben.

Graf Wickenburg nun hat es unternommen, einen solch großen Geist, wie er der Welt noth thut, uns zuzuführen. Schöpferischen Sinnes hat er dessen edles Werk mit tiefem Verständnisse und großer Klarheit in die deutsche Sprache übertragen und so unserer Literatur einen Dienst erwiesen, den sie ihm nicht vergessen wird.

---

## Die Wirthschaft des Menschengeschlechtes

auf dem Standpunkte der Einheit idealer und realer Interessen. Von Julius Fröbel. (Drei Bände, Verlag von Otto Wigand in Leipzig).

Ein groß angelegtes Buch voll schöner, geistreicher Gedanken. Es ist ein national-ökonomisches Werk, doch nicht in der

kalten, trockenen Gelehrtenmanier geschrieben, sondern ideal auch im Praktischen und real in der Auffassung idealer Bestrebungen und Güter. Der erste Band behandelt die Grundverhältnisse und allgemeinen Vorgänge der Wirthschaft; der zweite Band spricht über die Privatwirthschaft und Volkswirthschaft und der dritte Band umfaßt die Staatswirthschaft, die Völker- und Weltwirthschaft und die Wirthschaftspolitik.

Wir wollen Fröbels Standpunkt im Einzelnen kurz andeuten. Der Verfasser sieht in der Personalwirthschaft das sittliche Element; doch habe sie zwei große Gegner: den Jesuitismus und den Communismus. Das Dogma der Unfehlbarkeit und der Communismus zusammen sei die größte Reaction, welche je in der gebildeten Menschheit versucht worden ist. Die Phrase „Recht auf Arbeit" sei Unsinn; der Communismus, der gewissermaßen ein ganzes Volk von staatswegen auf Tageslöhnung setzen will, sei ein System wirthschaftlicher Ehrlosigkeit. — Fröbel empfiehlt die Sparsamkeit. Bei der Besprechung der Familienwirthschaft verurtheilt der Verfasser den „Emancipationsschwindel" der Frauen, deren Beruf es sei, Mütter, Gattinnen, Hausherrinnen zu sein, nicht aber in ihrem Wirken mit den Männern zu wetteifern. — Wir haben gar nichts dagegen, wenn Fröbel unsere unnatürlichen weiblichen Kraftgenies abkanzelt; aber wir vertheidigen die edlen Bestrebungen der Frauenwelt nach einer Stellung, um in der Lage zu sein, im Nothfalle ihr Brot selbst zu erwerben. — Im dritten Bande nimmt Fröbel, was wir hervorheben wollen, die indirecten Steuern gegenüber den directen in Schutz. — zum Schlusse gibt unser Nationalökonom Winke über Erziehung, bei welcher der Staat stets als Obervormund zu wachen habe.

Hundert originelle Gedanken und Rathschläge treten uns in diesem anregenden Werke entgegen; wir empfehlen Fröbels Buch Jedem, der sich mit ernstphilosofischer, inhaltsschwerer Lecture zu befassen pflegt.

---

## Das Judenschloß.

Roman von Erwin Schlieben. (Drei Bände, Preßburg und Leipzig bei Gustav Heckenast.)

Ein Buch voll Kraft und Wärme, voll treffender Einzelnheiten und in gewissen Theilen pikant bis zum Exceß. Des Buches Seele aber ist die Verdammung des Judenthums und die Protektion altadeliger Familien. Wer, um Gotteswillen, soll in unserer Zeit mit solcher Tendenz einverstanden sein! Aber wer, der den ersten Band dieses Romanes gelesen hat, wird nicht nach dem zweiten und dritten greifen? Es ist vielleicht keine gute, aber es ist eine fesselnde Lektüre, die wir nur solchen anrathen, denen ein Roman weder nützen noch schaden kann. Als Unterhaltungsschrift wird das „Judenschloß" seinen Zweck im hohen Grade erfüllen.

---

## Hoch oben im Norden

betitelt sich das erste Heft der „Vaterländischen Volksbücher", welche bei C. Stock und Comp. in Wien erscheinen. Diese Volksbücher stellen sich zur Aufgabe, in begeisternder Schreibweise Alles zur Darstellung zu bringen, was würdig ist, in Oesterreichs Ehrenhalle aufgenommen zu werden, und dadurch die Liebe zur Heimat zu wecken und zu stärken. Das erste Heft dieses löblichen Unternehmens behandelt die österreichisch-ungarische Nordpolexpedition in den Jahren 1872—1874, dargestellt von Hermann Quiquerez. Es ist mit sechs Bildern geziert und mit einer Karte versehen. Das Büchelchen ist anziehend, doch fast zu pathetisch geschrieben. Jene Theile aber, welche die Gespräche der Mannschaft des „Tegetthoff" darstellen, behagen uns nicht; sie sind für ein Volksbuch doch allzuplatt und

unbedeutend. Wir meinen, daß unsere braven Nordpolfahrer besseren Humor an Bord gehabt haben werden, als der Beschreiber ihrer Fahrt.

---

## Der Tod in der deutschen Sage und Dichtung.

Von Oskar Schwebel (Berlin Alfred Weile's Verlag.)

Was über das tiefste Räthsel, den Tod, das deutsche Volk je gedacht und sich erzählt hat, wie den Tod die Künstler dargestellt, die Dichter besungen, die Religionen gestaltet haben — in diesem anziehenden Büchlein finden wir es angedeutet. In lieblichen, phantastischen und schauerlichen Bildern hat das Heidenthum wie das Christenthum das Geheimniß unseres Endes versinnlicht und wohl Vorstellungen geschaffen, die wir heute kaum mehr begreifen, so vielfache Spuren alter Sitten auch auf unsere Tage übergangen sind. Schwebel hat uns in seiner Studie ein Werkchen gegeben, das in übersichtlicher Kürze einen äußerst lehrreichen Einblick in die deutsche Volksseele bietet.

---

## Germania.

Zwei Jahrtausende deutschen Lebens, culturgeschichtlich geschildert von Johannes Scherr. Verlag von W. Spemann in Stuttgart.

So gehen denn auch unsere lieben Geschichtschreiber zu den Bilderbuchmachern. Johannes Scherr, der sonst seine Bücher für Männer mit der Teutonenkeule schreibt, gibt ein Lieferungswerk heraus, „mit schönen Bildern gezieret", wie man noch zu Anfang des Jahrhunderts auf den Titel der Ritter- und Räuberromane gedruckt hat. Zwei Jahrtausende deutschen Lebens! Und dem großen Publikum dargestellt! Soll ein solch' pessimistischer Geist, wie Johannes Scherr es ist, für das Volk schreiben? Oder wird er mit Rücksicht auf die Bestimmung des Buches jene Objectivität zu bewahren wissen, die den Dichter ziert, dem Historiker aber unbedingt nothwendig ist?

---

## Commis voyageur.

Wochenblatt zur Unterhaltung für Handelsreisende und junge Kaufleute und Organ zur Wahrung ihrer Interessen. Seit 1. Oktober herausgegeben von Eduard Schröder in Teschen (österr. Schlesien). Mitarbeiter für den unterhaltenden Theil Oskar Blumenthal, Ludwig Brunier, Friedrich Marx, Th. Quidov, Sacher-Masoch, Erwin Schlieben, L. Temenau, Vacano ꝛc.; für den fachlichen Theil: J. Berger, A. Bischof, J. Kuppis, H. Littow, O. Schröder und K. Mauch.

In der neuesten Nummer dieses mit vielem Geschicke redigirten Blattes finden wir unter Anderem eine pikante Novelle von Vacano und einen interessanten Aufsatz über Figuren in den Geldnoten von Karl Berger. — Dieses neue Organ scheint wirklich einem gefühlten Bedürfnisse abzuhelfen und wird besonders in der Handelswelt seine Freunde finden.

---

## Kärntner Volkskalender für 1877

begründet von K. Pröll; Klagenfurt bei Eduard Liegel.

Ein gutgeordnetes Kalendarium, praktische Mittheilungen, Tabellen, Adressen u. s. w. zeichnen dieses Jahrbuch aus und machen es besonders für Kärnten zu einem unentbehrlichen Nachschlagebuch. Der unterhaltende Theil bringt Erzählungen aus den Werken Auerbachs, die Glocke von Schiller, eine Dorfgeschichte von Fr. Grober und eine Anzahl belehrender Aufsätze moralischen und praktischen Inhaltes.

---

## Das neue Jahr.

Volkskalender für 1877, herausgegeben von P. K. Rosegger, Verlag von Gustav Heckenast, Preßburg und Leipzig.

Das Volksbuch, mit dem Bildnisse Dr. Rechbauer's geschmückt, enthält: Maria im Elend. (Eine Geschichte aus dem Hochgebirge von P. K. Rosegger.) — Geistesworte. — Gedichte von Robert Hamerling: (Alpenrosen, Volksweise). — Ein Anwalt unseres Vaterlandes. — Steirische Weis von Zither- und Hockbrettschloga: (Ah Liabsgsangl. A Wohrsprüchl. 'n Franzl sei Christbam.) — Pest-Röschen. (Eine Erzählung aus schreckensvoller Zeit.) — Ränke und Schwänke: (Vom Spießruthenlaufen. Was hat er predigt? Kratze mich, Fremdling! Unwahrheit bringt Rosen. Wiedersehen in der Hölle. Aus dem Tagebuch des heiligen Petrus. Drei großmüthige Herren und ein kleinmüthiger Diener. Ein Mann, der täglich seinen Knecht verkauft. Eine Räubergeschichte. Große Herren haben große Füße.) — Die Kindlein wissen's. (Gedicht von Robert Hamerling.) — Nachrichten aus Gutweiler. — Wie die Gemeinde Gilau bekehrt worden ist. — Geistesworte. — Anastasius Grün. (Seht den Lenz, den Freiheitshelden! Der Ring. Maria Grün.) — Geistesworte. — Allerlei Alt und Neu: (Ein offenes Wort in Sachen der Volksschule. Ein Doppelblick auf Rußland. Etwas über die Leibeigenschaft. Wer sind wir und wie vieler sind uns? Warum wollen die Männer nicht heiraten? Ich trag' ein süß Geheimniß. Schützet den Sparpfennig. Zur Rettung von Verunglückten. Schule des Sterbens. Halbverklungene Heldenkunde) — Ein Soldatenflüchtling. (Geschichte aus dem Volksleben vergangener Zeit.) — Das Sparcassa-Büchel. (Eine lehrreiche Geschichte für Jung und Alt, erzählt von Dr. Eduard Haike.) — Alpenbilder aus dem Wanderbuche des Kalendermannes: (An meinen Michel. In der Höll'.) — Das Volk im fernsten Osten. — Geh' heim in dein Haus. — Der Neujahrsbote. — Der Anhang für den täglichen Gebrauch enthält: Das neue Maß und Gewicht. Deutschlands neue Münzen. Postwesen. Telegraphenwesen. Jahrmärkte. Das vollständige Kalendarium ist mit Einschreibeblättern versehen.

---

## Postkarten des „Heimgarten“.

**Herrn R. D. R. Wien:** Dank für Ihre gütige Beurtheilung. Ihre Anregungen werden nicht unfruchtbar sein. Die besten Blätter werden vom Publikum selbst gemacht.

**Herrn M. S. v. H.:** Mit Dorfromanen sind wir nach Bedarf versehen. Einsendungen von kurzgehaltenen originellen Volkssagen, Märchen, Schwänken und Volksliedern sind willkommen.

**S. G. —:** Auf welches seltsame Feld haben Sie in Ihrem Aufsatze doch die Stempelfrage geschleppt! Als Katholik sollten Sie wissen, daß Messenzahlungen keiner Steuer unterliegen können.

**An viele Einsender:** Nur keine sentimentalen Gedichte! Der Raum im „Heimgarten“ ist beschränkt und der im Papierkorb bereits überfüllt.

**Frl. M. H.:** Wir können Ihnen nur antworten, was Grillparzer auf die Selbstbiographie einer Dichterin sagt:

Willst vor dem Volk Du Dich entkleiden,
Wie Phryne's Beispiel weist:
So prüfe vorher Dich bescheiden,
Wie schön Du etwa sei'st.

Druck von Leykam-Josefsthal in Graz. — Für die Redaction verantwortlich P. K. Rosegger.

# Der junge Vetter.

Eine Geschichte von A. C. Müller.

Der Mai war gekommen. Die lose Schaar der Vögel jubelte und sang vom frühen Morgen an auf den grünen Zweigen, die Sonne lachte von oben herab und die Wellen des Meeres schlugen leise, ganz leise an das flache, gelbe Ufer. Es war Frühling, wahrhaftiger Frühling, wie er im Buche steht, voll Luft und Leben, und der spitze Kirchthurm, dessen Wetterhahn sich so recht in der blauen Morgenluft drehte, schien heute so hell und freundlich, als ob er sich mit der Erde verjüngt hätte und alle Welt mahnen wollte, doch ja recht heiter und guter Dinge zu sein. Sonst war es still, fast lautlos still rings um das stattliche Herrenhaus mit dem prächtigen Garten, das auf einer Anhöhe lag und das nahe Dorf sowie die Umgebung beherrschte. Ein gelblich-weißer Hund, nicht groß, von unbestimmbarer Race, aber mit einem pfiffigen Gesicht, saß behaglich in der warmen Sonne und beobachtete die jungen Hühnchen, die um die glucksende Henne herumstolperten und purzelten, weil sie ihren Schwerpunkt noch nicht richtig zu balanciren verstanden. Vor der stattlichen Veranda mit den weißgefaßten Glasscheiben vergnügten sich einige Spatzen mit bedeutungsvollem Gezwitscher — sonst schien es hier weiter keine lebenden Wesen zu geben und wäre nur die bewußte Dornhecke gewesen, man hätte wetten mögen, daß hier die Heimat Dornröschen's wäre, die des Prinzen harrte, der sie zum Leben und zur Liebe wachküssen sollte.

Gab es hier wirklich keine lebende Seele weiter?

O ja, und nicht blos eine Seele, sondern sogar noch ein Herz, ein frisches, lustiges Mädchenherz, so gut und so schön wie dieser Frühlingstag selbst und ebenso keck, wie die Finken draußen. Dieses Herz aber gehörte einem „siebenzehnjährigen Dingelchen“,

wie der Onkel sie nannte, nämlich seiner Nichte Margaretha, die seit fünf Tagen aus dem Boden der Residenz hierher verpflanzt und zum Besuch auf einige Wochen gekommen war.

Ja, diese Margaretha! Man spürte es in dem sonst so stillen Herrenhaus, denn sie sang mit den Vögeln um die Wette, sie lachte und sprang, sie war überall in Garten und Haus, in Küche und Keller, denn sie wollte die Haus- und Landwirthschaft beim Onkel Heller lernen und hatte sich aus der Residenz die reizendsten Küchenschürzen zu diesem Zwecke mitgebracht, die nur den einen Fehler hatten, aus der feinsten Leinwand gefertigt und reich languettirt sein. Auch die Guitarre mit dem rothseidenen Band war mitgekommen, desgleichen die allerliebsten Bottinen, nur hatte sich zum Gebrauch beider Dinge bisher keine Gelegenheit gefunden; aber die konnte ja noch kommen, denn der Sommer stand erst in Aussicht.

An dem Morgen nun, wo diese uns're höchst lehrreiche und sehr wahrhaftige Geschichte beginnt, saß Margaretha in einem hübschen Boudoir an ihrem Schreibtisch und schrieb den ersten Bericht über ihren hierortigen Aufenthalt an Helene, die treue Freundin in der Heimat, die Vertraute ihrer Freuden und Leiden, und die Feder flog über das glatte Papier, als hätte sie ganz unerhörte Eile. Ein ganzer Bogen war schon eng beschrieben und gab eine detaillirte Schilderung von Haus, Hof und Garten, und nun begann die hübsche Briefschreiberin den zweiten Theil ihres voluminösen Scriptums auf dem neuen Bogen, also auf der fünften Seite. Hier wäre nun die Stelle, wo wir unsrerseits eine genaue Schilderung dieser merkwürdigen Margaretha geben, wo wir ihr Haar, ihre Augen, ihren Rosenmund, ihre zarten, weißen, wohlgepflegten Hände, kurz ihre ganze anmuthige Gestalt in glänzender Sprache beschreiben müßten; aber wir helfen uns darüber kurz hinweg, indem wir versichern, daß Margaretha in der That ein hübsches Mädchen, nicht zu groß und nicht zu klein, nicht zu hager und nicht zu üppig war, und alles Uebrige überlassen wir getrost der Phantasie unserer geneigten Leser.

Da es nun seit unvordenklichen Zeiten das Vorrecht der Dichter und Schriftsteller ist, überall Zutritt zu haben und selbst in verschlossene Räume dringen zu können, so machen wir zu Nutz und Frommen uns'rer Leser von diesem Privilegium Gebrauch und führen sie an den Schreibtisch, um zu lesen, was Margaretha soeben an Helene schreibt; denn aus seinen Briefen, sagt Jean Paul, erkennt man den Menschen am besten.

„In dem Park", so lautet das, was die Schreiberin meldet, „der unter seinen hohen schattigen Bäumen köstliche Spaziergänge, sowie schöne Aussichten auf die See bietet, verbringe ich den größeren Theil meiner Zeit, und nur an den Vormittagen verweile ich mehrfach in der Küche, um die Mysterien derselben, die mir doch noch zum guten Theil fremd sind, kennen zu lernen. Das ist aber gar nicht so leicht, wie wir uns das früher gedacht haben, und die Tante hat mich mehr als einmal ausgelacht; aber ich verliere den Muth nicht, und wenn wir wieder beisammen sein werden, so lade ich Dich zu einem Diner ein, dessen sämmtliche Gänge ich eigenhändig bereiten werde. Doch es wird Zeit, daß ich Dir die Familie, in welcher ich lebe, vorstelle. Sie besteht nur aus dem Onkel Heller und seiner Gemalin; ein Sohn ist schon in früher Kindheit gestorben. Der Onkel nun ist ein lieber alter Herr, dessen Haar schon recht weiß geworden ist, der sich aber eine geistige und körperliche Rüstigkeit und Frische bewahrt hat, die ich bewundere. Sein ganzes Wesen ist so offen, ehrlich, würdevoll und ruhig, so gütig und doch so fest, daß ich mit einer unbegrenzten Verehrung zu

ihm aufblicke; auch er hat mich nicht minder in sein Herz geschlossen, als ich ihn, so kurze Zeit wir auch erst bei einander sind.

Ich glaube, er ist nie in seinem Leben leidenschaftlich oder erregt gewesen und ist wohl so jahraus jahrein neben seiner Gattin einhergegangen, friedlich und behaglich, aber auch nüchtern und ohne Poesie, wenngleich ich ihm Gefühl nicht absprechen will. Merkwürdig ist es, mit welcher Besonnenheit und Klarheit dieser Mann das Leben und die Menschen zu nehmen weiß; Du solltest ihn nur kennen, den stattlichen alten Herrn, der nur einen Fehler hat: er verzieht mich vollständig, und wenn die Tante ihm das sagt, so antwortet er lachend: Laß nur, Mütterchen, so ein kleines siebenzehnjähriges Dingelchen will zart behandelt sein!

Siebenzehnjähriges Dingelchen! Daß Du es nur nicht in Eurem Lesekränzchen wieder erzählst! Uebrigens bin ich meinem achtzehnten Geburtstag nahe.

Die Tante hat viel von dem Wesen ihres Mannes und zeichnet sich besonders durch ihre Milde aus, ohne daß es ihr jedoch deshalb an Ernst fehlte, nur hat auch sie eine Schwäche, nämlich ihre Neigung für Leinwand und Porzellansachen, deren sie eine unglaubliche Menge besitzt. Ihr Wäschezimmer ist eine Art Sanctuarium, ein geheiligter Raum, „in welchen man kleine Mädchen eigentlich noch gar nicht mitnehmen müßte, weil sie noch keinen Respect vor so etwas haben", und außer der Wirthschafterin, glaube ich, hat noch keiner so wie ich das Vertrauen genossen, alle diese Herrlichkeiten sehen zu dürfen. Jedes Stück Wäsche hat seine eigene Geschichte, wie die Trophäen in einem Zeughause; die Kaffeeservietten sind zum erstenmale benutzt, als der König in dem Hause Quartier nahm; das Tischtuch mit den Rosen ist das letzte Stück gewesen, welches die Mutter der Tante zur Aussteuer hat weben lassen, und die Bettüberzüge des sechsten Dutzends hat der alte Weber gemacht, der nachher mit seinem Sohne nach Amerika gegangen ist.

Die Wirthschafterin, der Inspector und der Hofverwalter werden Dich nicht weiter interessiren.

Die Tante hat einen weißgelben Hund, Dock mit Namen. Der ist mein entschiedener Freund und hat sich an mich angeschlossen, an „Frauchen", wie die Leute sagen, was mir stets so unendlich komisch vorkommt. Frauchen! Nun, wir haben es uns ja fest versprochen, daß wir nie heiraten wollen; Du entsinnst Dich doch? Es war vor zwei Jahren, als Henri Fähndrich wurde und plötzlich Emilien von Stolp den Hof machte, obgleich er ein ganzes Jahr nur Dir gehuldigt hatte. Nein, sie sind es nicht werth, diese Männer, daß ein Mädchenherz — die Tante sagte gestern: „das verstehst Du noch nicht, Kind; wenn nur der Rechte kommt und es Dir so recht brühwarm um das Herz wird!" Brühwarm? So kann mir nie werden, nie, für mich gibt es keinen „Rechten"; einmal nur in meinem Leben wurde mir etwas, ja, wie soll ich es nennen? Also lauwarm, das war im letzten Winter, als ich dem Doctor den großen Bonbon gab, Du weißt ja, dem bekannten ironischen, aber der ist nun vergessen. Ich habe mich überhaupt immer geärgert, daß die jungen Mädchen so auf das Heiraten versessen sind, als ob sie nicht früh genug in das Joch kommen könnten und durchaus der Jugend nicht froh werden wollten. Vor meinem Vierundzwanzigsten heirate ich nicht — vive la liberté — und wenn mich dann keiner mehr will, so ist es auch gut, dann werde ich „spätes Mädchen" und alte Jungfer, meinetwegen mit Tabakdose und großer Brille, und gehe bei meinen Freundinnen umher und helfe und rathe und bringe den Kleinen Zuckerdüten, und Tante Gretchen — ich breche ab, sonst lachst Du mich aus."

Der Bogen war schon wieder zum großen Theil beschrieben, aber noch fehlte es der Briefstellerin offenbar nicht an Stoff, und nachdem sie eine kurze Pause gemacht hatte, begann sie abermals: „Zur Nachbarschaft sind wir bisher noch nicht gekommen; junge Mädchen gibt es auf den Gütern in der Gegend kaum, denn die mir gleichaltrigen sind meistens in den großen Städten, wo ihnen, wie der Onkel sagt, „das bischen liebe Natur herauserzogen und sie mit Pensionsweisheit genudelt werden, wie die Gänschen zu Martini."

Nun, ich entbehre Niemand, als Dich, theuerste Freundin; meine Bücher sind mir ja geblieben und die Verse meiner Dichter, und vor Allem habe ich das große Buch der Natur, das mit tausend und aber tausend grünen, blauen, rothen und gelben Blättern vor mir aufgeschlagen liegt, und in welches jetzt der große Schreibemeister Frühling hineingeschrieben hat und seine Buchstaben sind keine Pedanten und kleine schwarze Teufelchen mit Stielen und Klexen, die uns anstarren, sondern sie leben so schön, so reich, so vielgestaltig, daß man nie müde wird, darin zu studiren.

Der Viehstand — genug von poetischem Schwärmen — ist sehr groß. Ich wollte mich auch mit den unschuldigen Schafen beschäftigen, die in den Idyllen so hübsch geschildert werden zu den Füßen der Schäferin, aber ein garstiger Hammel, dem ich eine halbe gebratene Taube hinhielt, hat mich so gestoßen, bis der Schäfer mich von ihm befreite, und der hat mir gesagt, daß die Hammel kein Fleisch genießen. Das konnte ich doch nicht wissen!

Die Ochsen und Kühe habe ich mir auch angesehen, weil Heine von ihren großen klugen Augen singt; sie haben mich aber sehr dumm angeklotzt und haben wiedergekäuet.

Und denke nur, was ich entdeckt habe! Der Schäfer strickt Strümpfe, große, weiße Strümpfe! Für einen Herrn doch eine sehr komische Beschäftigung! Es gibt hier überaus viel Merkwürdiges, so z. B. brüten die Hühner auch Enteneier aus; nur weiß ich gar nicht, wie die Hennnen es nachher machen, wenn sie die kleinen Enten aufpäppeln? Ich werde aber die Tante fragen. Wenn sie mich nur nicht auslacht!"

„N. S. Interessiren wird es Dich, zu hören, daß der Kohl gar nicht gesäet, sondern gepflanzt wird."

Endlich legte Margaretha die Feder nieder, couvertirte den Brief, um ihn später zur Post zu schicken, und erhob sich von ihrem Sitze.

An der Lehne eines Stuhles hing ihr reizender Strohhut; sie nahm ihn in die Hand und verließ das Zimmer. Sie hatte einen großen Entschluß gefaßt, sie wollte hinaus, in den Park, in den Wald, an den Strand, zu den rollenden Wogen, in's Freie, wo die Bäume ihre Kronen wiegten und sich zu einander neigten, als wollten sie sich wichtige Geschichten zuflüstern, wo die Käfer summten und die Schmetterlinge umhergaukelten, als ob der ewige Friede in der Welt verkündet wäre und keine gefährlichen Abenteuer mehr möglich sein sollten. Der Haushahn stolzirte auf dem Hofe mit seinen Hennen und krähte Margaretha mit Grazie an, die Hühner gluckften, und ein Fink im Baume schrie, als wollte er das junge Mädchen warnen, in den Park oder in den Wald zu gehen. Aber Margaretha wollte nun einmal hinaus in die weite, weite Welt, die so offen vor ihr lag, sie war zu großen Thaten aufgelegt, und da wanderte sie nun durch Gärten, Gebüsch, Korn und Wiese, und da war sie im Wald.

Im Wald, im Wald, im frischen grünen Wald,
Wo's Echo schallt, —

die Worte fielen ihr ein, und sie empfand eine unwiderstehliche Lust, mit Fräulein Echo sich zu unterhalten. Sie jodelte, wie sie es von der „brau=

nen Lisi" aus Innsbruck in der Pension gelernt hatte und ein Hase sprang an ihrer Seite auf und lief davon.

Es war ein köstlicher Weg, der Wald duftete so schön, kleine Blumen steckten neugierig am Wege ihre bunten Köpfchen aus dem Moose und Margaretha pflückte sie und wand sich einen Strauß davon, ohne Draht und ohne Papier; sie fügte die Blumen zusammen, wie der Himmel sie hatte wachsen lassen. Und dann, als sie sich überzeugt hatte, daß Niemand in der Nähe war, begann sie zu singen, erst halblaut, leise, dann lauter und lauter, so gut sie es vermochte, bis das Lied zu Ende war.

„In der Pension", sagte sie zu sich selbst, „haben sie Alle behauptet, ich könnte nicht singen, und nun hab' ich's doch gethan. Es mag freilich auch darnach gewesen sein, aber mir hat es doch gefallen, und ein Anderer, Gott sei Dank! hat es ja nicht gehört."

Und wieder weiter wanderte sie durch den schattigen Raum, ohne recht zu denken wohin, bis sie endlich nahe dem Waldesrande und dem Strande war.

Mit einem unterdrückten Schrei machte sie plötzlich Halt. Etwas Unerwartetes, etwas Schreckliches bot sich ihren Blicken dar. Dort vor ihr, hinter einer kleinen Erhebung des Bodens bewegte sich ein runder Gegenstand. Es war — ein brauner, runder Männerhut.

Die Situation war entschieden bedenklich. Wenigstens war Margaretha dieser Ansicht, als sie den Athem anhaltend unverwandt auf den Gegenstand des Schreckens blickte.

„Wo Rauch ist, muß auch Feuer sein", sagt ein altes Sprichwort, und zum Hut, so calculirte die junge Dame, muß ein Kopf gehören, zum Kopfe ein Rumpf, daraus aber setzt sich ein Mann zusammen, also war mit mathematischer Gewißheit erwiesen, daß sich dort vor ihr ein männliches Individuum befand.

Aber wer konnte es sein? Wer hatte die Zeit, an einem Wochentag hier im Walde zu liegen? Dieser runde Hut war eine geheimnißvolle Sphinx.

Margaretha war nicht neugierig, aber sie hätte gern gewußt: Wer? Woher? Wohin? Wie so? und Warum?

Vor einem Cylinderhut hätte sie sich nicht gefürchtet, denn ein Cylinderhut, mag er nun grau oder schwarz sein, ist ein Zeichen civilisirter Dressur und Salonfähigkeit, aber ein brauner Rattenfängerhut im Walde — der Mann konnte ein Vagabund sein oder ein Räuber. Und in der nahen Festung S. war vor einigen Tagen ein Sträfling ausgebrochen — sie schauderte und wäre gerne davongelaufen, aber sie vermochte es nicht; eine unsichtbare Gewalt fesselte sie.

Hinter eine starke Tanne tretend, beobachtete sie den Feind, sah den Kopf und sah, wie vor demselben eine kleine Rauchwolke emporstieg, die der stärker gewordene Wind weiter trug.

Der Mann war also auch ein Raucher.

Was mochte er außerdem noch sein?

Der Raucher pfiff sehr laut und Margaretha schrak zusammen, sie erwartete seine Spießgesellen hervorbrechen zu sehen, aber es erschien Niemand, dagegen begann der Braunhut eine Melodie aus Don Juan.

Er hatte also vorher blos nur sein Orchester gestimmt.

Der Fremde pfiff die Melodie ganz correct und Margaretha pfiff mit, aber ganz leise, so daß er nichts davon hören konnte.

Jetzt erhob er sich, ohne sich umzusehen, und Margaretha erblickte eine stattliche Figur, die langsam dem Strande zu die Düne hinabstieg. Die Heldin unserer Geschichte wartete einige Augenblicke, dann folgte sie ihm vorsichtig an den Rand des Waldes, der hier ziemlich abschüssig war, was aber den Braunhut wenig genirte, denn er sprang über die Abhänge in küh-

nen Sätzen und war bald beträchtlich weiter unten, während die Dame anhielt und ihm nachschaute.

Da erfaßte der Wind ihren leichten, nicht festgebundenen Strohhut, und bevor sie ihn noch mit der Hand ergreifen konnte, trieb er ihn hinunter, gerade vor die Füße des Fremden, der nun überrascht stehen blieb und sich verwundert umsah. Ein lautes Ach! entfuhr Margaretha's Lippen: Sollte sie dem Hute nacheilen? Was mußte der Herr denken?

Dieser hob den Hut auf, betrachtete ihn einen Augenblick, während Margaretha schnell hinter ein Gebüsch sprang, ohne sich eigentlich Rechenschaft abzulegen, warum sie dies that, und da er Niemand oben erblickte, rief er gegen den Wald:

„Kommt die Besitzerin dieses niedlichen Strohdeckels nach?“

Es erfolgte keine Antwort; die junge Besitzerin verharrte mit angehaltenem Athem in ihrem Versteck, und so begann der Rufende nach kurzer Pause abermals:

„Also herrenloses Gut und als gute Prise zu erklären!“

Nein, das war zu arg, das durfte sie sich nicht gefallen lassen, denn den Hut konnte sie unmöglich aufgeben; sie trat also hervor in den Horizont des Rattenfängers, der ihr seinerseits eine tiefe Verbeugung machte.

„Um Vergebung“, rief er hinauf, „sind Sie die Inhaberin dieser Haube und wollen Sie dieselbe den verehrten Flundern in der See opfern? Ich fürchte, den kühlen Bestien wird mit der Probe des neuesten Geschmacks wenig gedient sein.“

„Es ist allerdings mein Hut“, parlamentirte Margaretha, und der Wind hat ihn mir weggenommen.“

„Gnädiges Fräulein, man muß sich nie etwas nehmen lassen.“

„Aber der Wind war stärker als ich!“

Das läßt sich hören!“

„Wollen Sie mir den Hut nicht wieder geben?“

„Sehr gern; wenn Sie darum bitten.“

„Ich bitte recht sehr“, rief Margaretha, ärgerlich über den ungalanten Mann, der ihre Geduld auf die Probe stellte.

„Aber ich beanspruche den gesetzlichen zehnten Theil als Finderlohn; gestatten Sie mir also, mir denselben zu nehmen!“

Bei diesen Worten zog der Fremde ein großes Messer aus der Tasche, öffnete es und machte in allem Ernste Miene, ein Stück von dem niedlichen Hut zu schneiden, obwohl er doch wissen mußte, daß die Besitzerin desselben darüber empört sein würde. Sie war aufgebracht und betrübt zugleich, sie zerdrückte sogar eine Thräne in ihrem schönen Auge; sie haßte in diesem Momente alle Männer der ganzen Welt, aber sie bezwang sich dennoch.

„Mein Herr, Sie werden einsehen, daß ich mit einem Neunzehntel-Hut nichts anfangen kann; geben Sie mir den Hut also entweder ganz zurück, oder behalten Sie ihn.

Er steckte das Messer wieder ein und schien einen Augenblick nachzudenken.

„Mein schönes Fräulein“, begann er, „ich kann zwar in dieser Entfernung nicht genau sehen, ob Sie dies Prädicat verdienen, aber ich bin zu wohl erzogen, um daran zu zweifeln — Sie bringen mich in ein schweres Dilemma. Auf den Finderlohn kann ich nicht verzichten, und den Hut kann ich auch nicht behalten, da ich selbst ihn nicht tragen kann und keine Frau habe; auch eine holde Schwester blüht mir nicht. Aber ich will Ihnen einen vortheilhaften Handel vorschlagen.“

Die originelle Art des Fremden hatte Margaretha schon halb mit ihm versöhnt und sie hatte die Hälfte ihres Zorns schon schwinden lassen.

„Lassen Sie hören, mein Herr!“

„Sie haben da einen hübschen Blumenstrauß in der Hand, werfen

Sie mir den herab, und Sie bekommen den Hut wieder. Wollen Sie?“

Was war zu thun? Den Hut wollte sie doch gar zu gern wiederhaben und umsonst, das lag auf der Hand, gab ihn der Finder nicht her; sie konnte froh sein, daß er nicht gar einen Kuß als Lösegeld forderte, wie sie anfangs fast gefürchtet hatte, und so überlegte sie einige Secunden, faßte dann einen raschen Entschluß und warf die Blumen den Abhang hinunter, wo jener sie aufnahm. Im nächsten Augenblick freilich bereute sie schon ihr Thun, aber was half es; es war geschehen und nicht mehr zu ändern; ihr blieb nur übrig, abzuwarten, was nun erfolgen würde.

„Muß ich den Strauß nun pflichtschuldigst küssen?“ schrie er hinauf.

„Ich halte es nicht für durchaus nothwendig“, rief sie halb ärgerlich, halb lachend.

„So werde ich Ihnen jetzt den Hut zustellen, meine Gnädige“, tönte es von unten; „da ich aber nicht gern mit Ihnen zusammentreffen möchte, um Ihrem Zorn nicht ausgesetzt zu sein, so ersuche ich Sie, sich einige Dutzend Schritte in den Wald zurückzuziehen; ich werde dann hinaufklettern, und den Hut dort, wo Sie jetzt stehen, deponiren. Ist Ihnen das recht?“

Margarethen fiel ein Stein vom Herzen, als sie diesen Vorschlag hörte, denn sie hatte schon mit Schrecken an den Augenblick gedacht, wo er vor ihr stehen würde. Sie winkte also zum Zeichen ihres Einverständnisses und that, wie er gewünscht hatte. Zwei Minuten später war sie im Besitze ihres Hutes; der Fremde aber war schon wieder unten, hatte bald den Strand erreicht, und die ihm nachblickende Margaretha sah, wie ein leichter, eleganter Wagen heranfuhr, in welchen der jetzige Inhaber ihres Straußes hineinsprang und dann davoneilte, indem er noch einmal aus der Ferne grüßte.

Gedankenvoll stand die junge Dame noch einige Minuten auf derselben Stelle und vergegenwärtigte sich noch einmal das Geschehene; dann wandte sie sich und schlug denselben Weg ein, welchen sie gekommen war und beschäftigte sich unterwegs mit allerlei Gedanken und Fragen, die in ihrer Lage natürlich genug waren: wer der braune Hut gewesen, in wessen Hände nun ihre Blumen gerathen, ob er sie bereits in das Meer geworfen hätte, daß sie weit hinausschwämmen, weit über den Ocean, bis sie endlich in die Tiefe sänken, wo schon so Vieles liegt, oder ob er sie aufbewahrte als Erinnerung an diese komische Stunde?! „Nun“, philosophirte sie weiter, „mir kann es gleich sein; was geht mich auch der fremde Mensch an?“

In diesen und ähnlichen Grübeleien erreichte sie endlich das Haus, wo Tante Heller sie mit einer Neuigkeit empfing. Sie kündigte ihr nämlich einen Besuch an, einen entfernten Verwandten des Onkels, der „Vetter Wolfgang“ genannt wurde, und so berichtete Tante Heller des Weiteren, dieser Vetter war ein Dichter, ein veritabler Dichter mit Novellen, Versen und Reimen. Wirklich, der heutige Tag war ereignißreich. Ein Dichter mit ihr unter einem Dache! Margaretha hatte noch nie einen von jenen Luxusmenschen, Dichter genannt, von Angesicht zu Angesicht gesehen, denn Henri, der jetzige Fähndrich, hatte wohl als Primaner in Versen gemacht, aber die waren auch darnach gewesen und hatten meist ein paar Füße zu viel, die Helene so treffend die Reservefüße für die lahmen übrigen genannt hatte. Neugierig fragte sie bei der Tante und beim Onkel, wie der Vetter aussehe, aber beide antworteten ihr: Warte nur, Du wirst ihn ja selber sehen! und da blieb nun dem armen Mädchen nichts weiter übrig, als sich vorläufig selbst ein Bild von ihm zu entwerfen, und dies Bild sah etwa so aus: Vetter Wolfgang ist, wie die

Poeten in den Romanen, eine zarte, ätherische Gestalt mit langen blonden Locken und blauen Augen; er hat ein sinnendes, etwas melancholisches Gesicht mit einem schmerzlichen Zug um den Mund; schmale weiße Hände und ein kleines Bärtchen auf der Oberlippe. An schönen Abenden greift er in die Saiten der mitgebrachten Guitarre, da die Zither leider unmodern geworden ist, und singt beim silbernen, heiligen Mondenlicht reizende Lieder und sieht Margaretha mit feuchtem Blicke an, klagt um das verlorene Glück, etwa wie Heine:

Ein Fichtenbaum steht einsam,

und dann sinkt ihm das Instrument aus der Hand, leise, ganz leise — ach, wie romantisch!

Am nächsten Morgen rollte ein Wagen vor das Haus. Der Diener öffnete den Schlag und wollte dem Herrn, der darin saß, heraushelfen, dieser war mit einem Satz auf dem Boden und reichte der Tante, die soeben aus der Thür trat, die Hand zur Begrüßung.

„Vetter Wolfgang!" rief die Tante in dem Augenblick, als Margaretha herauskam, um zu sehen, wer gekommen wäre — welche schreckliche Ueberraschung!

Vetter Wolfgang war — der Mann mit dem braunen Hut!!

Vor Schreck und Ueberraschung wäre sie fast zu Boden gestürzt.

Und dieser Mann sollte Dichter sein?

Blondes Haar, blaue Augen, Melancholie, Schmerzenszug, Guitarre und Mondenschein — nichts, nichts von Allem! Vor ihr stand ein großer, kräftiger Mann, fast einen Kopf höher als sie selbst, mit starkem, braunem Vollbart, braunem Haar und braunen Augen, dem die Melancholie so fern lag, als der Süd- dem Nordpol, und statt der Guitarre brachte er eine Doppelbüchse mit! Vetter Wolfgang, der Mann mit dem Strauße — Dichter, Jäger; sie wurde ihm vorgestellt und mit einer officiellen Verbeugung erklärte er trocken, daß er „bereits die Ehre habe".

Wohl paßte Margaretha scharf auf, aber von einem Poeten vermochte sie keine Spur an ihm zu entdecken; er sprach nicht einmal von Literatur, er machte kein Bonmot, ja, sie bemerkte nicht einmal das berühmte „Zucken der Oberlippe", was doch in den Romanen bei Dichtern fast immer vorkommt, sie sah nie „eine Wolke auf seiner Stirn"; sie wurde gänzlich irre an ihm.

Und Vetter Wolfgang selbst schien Margaretha gar nicht zu beachten, er wandte sich im Gespräch fast ausnahmslos nur an die beiden alten Leute, die er von Saatkorn, Schafwolle, Brachacker, Torfstich und Heuernte unterhielt. Sein erster Gang war in die Ställe, wo er über Kühe und Pferde lang und breit redete, während er der kleinen Bibliothek des Onkels gar keine Aufmerksamkeit schenkte, was nach Margaretha's Meinung ein rechtschaffener Poet unbedingt hätte thun müssen. Bald war sie, wie sie glaubte, über ihn im Klaren: er war ein Landwirth, wie tausend Andere auch und weiter nichts; statt im Mondenschein Lieder zu singen, rauchten er und der Onkel jeder sieben Cigarren an einem Abend und setzten der Tante auseinander, daß die Havanna der Manila vorzuziehen wäre. Margaretha war innerlich recht bitterböse, denn er schien sie besonders in der Landwirthschaft für sehr unerfahren zu halten. Aber sie wollte nicht stumm dasitzen, und um sich doch in das Gespräch zu mischen, fragte sie den Onkel, wieviel Heu wohl eine Gans täglich verzehre? Vetter Wolfgang erwehrte sich kaum des Lachens, und der Onkel belehrte sie, daß die Gänse bis dato noch nicht mit Heu gefüttert würden.

Die arme Kleine hätte weinen mögen über ihre Unerfahrenheit, und

doch mußte sie gute Miene zum bösen Spiel machen und lächeln.

Endlich nahm der Herr Vetter ein sehr schönes Notizbuch aus der Tasche und Margaretha war nun überzeugt, daß es sein Buch der Lieder wäre. Abermalige Täuschung — es war der landwirthschaftliche Kalender!

Beim Abendessen entwickelte er einen gewaltigen Appetit, der den offenbaren Beweis lieferte, daß diesem Poeten, wenn er gar ein solcher war, mit Nektar und Ambrosia wohl nicht besonders gedient wäre, und nach dem Essen ging er in sein Zimmer, welches gerade über Margaretha's lag, und noch eine halbe Stunde lang hörte sie ihn Studentenlieder pfeifen.

Margaretha wollte nicht mehr an ihn denken, aber sie vermochte nicht, diesen Entschluß durchzusetzen, und als sie sich endlich zur Ruhe begab, war ihr Zorn gegen ihn bedeutend gestiegen und halblaut nannte sie ihn den „Lupinendichter".

Im Laufe des nächsten Vormittags erfuhr Margaretha endlich von der Tante etwas Näheres über ihren neuen Hausgenossen.

Seine Eltern, deren einziges Kind er war, wohnten fünf Meilen von dem Gute des Onkels auf einem ansehnlichen Rittergut und besaßen noch ein zweites fast ebenso werthvolles, dessen Bewirthschaftung hauptsächlich in den Händen dieses Pseudo-Poeten ruhte, der viel gereist und erst im letzten Herbst in die Heimat zurückgekehrt war. Die Tante behauptete auch jetzt noch, daß Wolfgang Dichter wäre, da sie aber seit Jahren überhaupt nicht mehr las, so kannte sie auch keines seiner etwaigen Werke, und ihn selbst fragen, nein, das hätte Margaretha nie über das Herz gebracht. Ihrer Meinung nach hatte er nie auf dem Flügelroß gesessen, sondern war höchstens fest in dem Sattel seines Engländers.

Und mit diesem Menschen sollte sie Wochen lang in demselben Hause verweilen! Der Lupinendichter wurde für sie ein Gegenstand des Studiums, nur daß dies Studium nicht zu einer Klarheit über sein eigentliches Wesen führte. Er schien stets ruhig und fast gleichgiltig gegen Alles, und dann entdeckte sie wieder Züge an ihm, die jenen vollständig zu widersprechen schienen.

Es war ein ungemein schwüler Vormittag gewesen; die Hitze hatte sich auf das Aeußerste gesteigert; am Nachmittage zogen sich dunkle Wolken am Himmel zusammen und bald brach ein Gewitter von ungewöhnlicher Heftigkeit los. Es blitzte und donnerte unaufhörlich, schwere Regentropfen fielen reichlich herab, das Gesinde nahm nach alter Sitte die Gesangbücher zur Hand und las die Kirchenlieder, die für solche Unwetter als Fürbitten darin enthalten waren. Margaretha zitterte und bebte.

Die große Spritze des Gutshofes wurde mit vier kräftigen Pferden bespannt und in Bereitschaft gesetzt, sobald die ersten Donnerschläge vernehmbar waren, der Küster des Dorfes öffnete die Kirche, um im Fall einer Gefahr die Sturmglocke läuten zu können.

Das Meer war vom Sturm gepeitscht; wie wilde, tollgewordene Rosse jagten sich die Wellen mit den weißen Schaumkämmen, die dumpf ineinander brausten und sich dann überstürzten, die Wasservögel flogen kreischend umher, hochauf warfen sich die Wogen auf das Ufer, und die an Pfähle gebundenen Boote der Fischer tanzten wie Nußschalen. Einmal, als es gar zu grausig tobte, traten Margarethen Thränen in die Augen und so sehr sie diese zu verbergen suchte, hatte Wolfgang sie doch gesehen. Sie meinte, er würde darüber spotten, aber in seiner ruhigen Weise sagte er nur: „Es ist nicht so schlimm, Fräulein Margaretha; es wird Alles wieder gut und vorüber gehen."

Aber so kam es nicht, denn plötzlich erscholl die Sturmglocke und es

gab ein ängstliches Gelaufe und Gelärme. Im nahen Nachbardorfe hatte der Blitz gezündet und ein Bauernhaus stand in Flammen; man konnte es von der Veranda aus deutlich sehen. Im nächsten Augenblick waren die Leute auf der Spritze und zu Margaretha's Verwunderung trat jetzt Wolfgang aus dem Hause, in einen Regenmantel gehüllt und in hoch hinaufreichenden Wasserstiefeln, sprang gleichfalls hinauf, ergriff Zügel und Peitsche, und dann rollte die Spritze vom Hof hinunter, als ob sie in Stücke fliegen müßte und die Leute links und rechts hinunterfallen sollten. Diese Hilfe kam den Verunglückten zur rechten Zeit, Hellers Mannschaft arbeitete mit fast übermenschlicher Anstrengung, Wolfgang Allen voran immer an der schlimmsten Stelle und mit eigener Gefahr holte er die alte Mutter des Bauers aus dem brennenden Hause.

Nach drei Stunden harter Arbeit war der Brand gelöscht, aber die Helfer sahen alle schwarz und unsauber, zum Theil verbrannt aus, am meisten der Vetter, dessen Rock ganz zerfetzt und voll Ruß, dessen Haar verwirrt und versengt war und der den gequetschten Arm in der improvisirten Binde trug. Die Leute im Dorfe hatten ihn als ihren Retter umjubelt, da aber, so erfuhr Margaretha, war er grob geworden und als sie selbst ihm bei der Rückkehr einige anerkennende Worte sagen wollte, ging er davon und sagte lakonisch: „Menschenpflicht! Schuldigkeit!“

Die junge Dame war recht ärgerlich darüber; wenigstens bei dieser Gelegenheit, dachte sie, hätte er freundlicher gegen sie sein können. Aber lieb war es ihr heute dennoch, daß Wolfgang nicht der schmachtende, zarte blonde Poet war, wie sie sich einst einen solchen vorgestellt hatte, und wie er für das Rettungswerk doch durchaus unbrauchbar gewesen sein würde.

Darauf vergingen wieder einige Tage ohne bemerkenswerthe Vorfälle. Margaretha war stiller geworden als sonst und beobachtete. Sie lernte das Leben und die Menschen kennen, genauer und schneller, als sie es je in der großen Stadt gekonnt hätte. In einer großen Stadt laufen wir täglich an Tausenden vorüber und sehen und hören so Mancherlei, aber das ist eben das Schlimme an der Sache, denn die Fluth und Flucht der Erscheinungen macht es uns unmöglich, auch nur einigen derselben näher auf den Grund zu gehen und ihre Verkettung, ihren Zusammenhang und ihre Wirkungen kennen zu lernen. Unsere Interessen werden eben zu sehr getheilt, unsere Aufmerksamkeit nach zu vielen Richtungen in Anspruch genommen und so gelangen wir zu einer Oberflächlichkeit, Gleichgiltigkeit und zu einer Häufung der Genüsse, die uns der Gefahr der Blasirtheit leicht nur allzu nahe bringt. Die tausend und abertausend Fäden, welche sich zum großen wunderbaren Gewebe der Gesammtheit schlingen, mag diese nun Familie, Staat, Kunst, Gewerbe oder sonstwie heißen, bleiben unserem Auge verborgen und die nothwendige Verknüpfung von Ursache und Wirkung entgeht uns häufig.

Margaretha's Gedanken nahmen mehr und mehr diese Richtung und sie versäumte nicht, ihrer Freundin Helene Mittheilung davon zu machen. Wie viele Stunden, schrieb sie, haben wir damit vertrödelt, einen bevorstehenden Ball tagelang vorher und, wenn er vorüber war, ihn nachher in seine detaillirtesten Details zu zerlegen und zu besprechen, welchen Eifer haben wir oft auf die Herstellung der neuesten Toilette verwandt und wahre Conferenzen über die wichtige Frage, ob grünen oder gelben Besatz, gehalten! Diese kleinlichen Interessen beginnen mir jetzt fremd zu werden; manches, was mir glänzend erschien, verblaßt vor meinen Augen und viele Dinge,

die mir sonst fern lagen, sind in den Kreis meiner Betrachtungen getreten und veranlassen mich zu ernstem Nachdenken. Es ist doch ein eigenes Ding um die Culturgeschichte der Menschen und ihre Entwickelung, und wenn man bedenkt, woher wir kommen und wohin wir schon gelangt sind, so kann ich mich einer warmen Bewunderung für die Leistungen des Menschengeschlechtes nicht erwehren. Was muß dazu gehört haben, von dem harten Holzscheit, womit Adams Nachkommen die Erde aufrissen, bis zum neuesten amerikanischen Patentpflug, von der Sichel, womit die Israeliten das Korn schnitten, bis zur Mähmaschine, vom alten indischen Palankin, der von ächzenden Leuten getragen wird, bis zum sausenden Courierzug der Eisenbahn zu gelangen und vom Streitwagen homerischer Griechen zum Salonwagen mit Polster und Schlafkabinet! — —

Der Onkel, Mitbesitzer einer großen Maschinenfabrik in der Nähe, die tagaus tagein eine bedeutende Anzahl von Menschen beschäftigt, schlug seinen beiden Gästen einen Besuch dieser Fabrik vor und bald saßen die Drei in einem leichten offenen Wagen, der von zwei prachtvollen Pferden gezogen wurde. Der Onkel und Margaretha saßen im Fond, der Vetter nahm den Rücksitz ein. Am Himmel hingen dunkle Wolken, aber man dachte noch vor dem Eintreten des Regens das Ziel zu erreichen und Margaretha fand es übertrieben ängstlich von Wolfgang, daß er sich mit einer dichten Reisedecke und mit einem Regenmantel versah. Sie lachte darüber — er schwieg.

Kaum aber war man zehn Minuten von Hause, so brach das Unwetter los. Der Regen klatschte in schweren Tropfen nieder und da der Wagen offen war, so wären die Insassen desselben bald völlig durchnäßt worden. Da langte der Herr Vetter Decke und Mantel hervor. „Erlauben Sie, Fräulein Margaretha“, sagte er und ohne ihre Antwort abzuwarten, breitete er die Decke aus, faßte sie bei den Schultern und wickelte sie so geschickt und flink in dieselbe ein, wie etwa eine ängstliche Mutter ihr verhätscheltes Kind einpackt, so daß Alles geschehen war, bevor sie noch recht wußte, was mit ihr vorging oder wie sie ihrem Unwillen Worte leihen sollte. Da hing der Bösewicht dem Onkel den Regenmantel um und sagte ruhig: „Jetzt wird das Wasser nicht durchkommen.“

Das war wohl richtig, aber — Margaretha sah ihn erstaunt an. Da lachte er — aber unmerklich — und diesmal schwieg sie, aber nur, um in der dichten Umhüllung, in der sie sich sehr wohl befand, desto mehr für sich selbst zu denken, während der Eigenmächtige sich eine Cigarre anzündete. Wer hat denn diesem Manne, der sich sonst fast gar nicht um mich kümmert, so raisonirte die kleine Widerspenstige innerlich, das Recht gegeben, mir nichts dir nichts mich einzuwickeln, als ob ich seine Tochter wäre oder gar seine Fr— nein, dies Wort sollte gar nicht ausgedacht werden.

Vor der Fabrik hob er sie aus dem Wagen; sie war überzeugt, daß er dies ungern that, denn er haßte sie ja offenbar, aber da der Onkel ihn dazu aufgefordert hatte, mußte er wohl. Die Frau des Inspectors empfing die Ankommenden, Wolfgang unterhielt sich sehr lebhaft mit ihr und reichte ihr beim Weitergehen die Hand.

Mir hat er sie noch nie gereicht, dachte Margaretha; ich will sie auch gar nicht. — — —

Der Onkel übernahm nun die Führung durch die Fabrikräume. Er brachte sie in die einzelnen Werkstätten, zu den Holzarbeitern, den Schlossern, Schmieden, Klempnern und in die Modellkammer und erklärte alles Wissenswerthe. Für Margaretha war hier Alles interessant; es war ihr, als ob eine neue Welt sich ihren Augen erschlösse und sie meinte, hier endlich sei auch der Vetter auf einem ihm

unbekannten Gebiet. Aber sie hatte sich geirrt, auch hier wußte er Bescheid und erörterte mit dem Onkel die schwierigsten technischen Fragen. Dieser Mann schien in der That so ziemlich Alles zu kennen und sein scharfer Blick ließ ihn leicht die Lösung der schwersten Probleme finden.

Margaretha glaubte eine ganze Welt im Kleinen vor sich zu sehen, eine Welt, die in sich abgeschlossen zu sein schien, weil sie Alles in sich selber producirte.

In dem großen Arbeitssaale bewegten sich wohl über hundert thätige Menschen, große, breitschulterige Gestalten mit rußigen Gesichtern und Armen, mit schweren Hämmern, Feilen, Zangen und Schüreisen. Sie hämmerten und feilten, sägten und hobelten, die Flammen sprühten und das Wasser zischte, die Werkmeister sahen zum Rechten, die Ingenieurs ordneten an, Alle arbeiteten — sie kam sich wie eine Müssiggängerin vor. Und dabei waren alle diese Leute freundlich und zuthunlich; die Aelteren reichten dem Onkel und Wolfgang die Hand und der Letztere — nein, Margaretha traute ihren Augen kam — ergriff, weil er Durst spürte, die Weißbierflasche eines Meisters, setzte sich auf einen Klotz und trank, trank ohne Glas; es fehlte nur, daß er ihr auch angeboten hätte.

„Auf Flügeln des Gesanges" — nein, dieser Mann hatte nie ein Lied gedichtet; Weißbier und Mandelblüthen!

Ringsum sauste und brauste, zischte und kreischte, schnarrte und knarrte es. Große Räder mit Eisenzähnen drehten sich um ihre Achsen und griffen ineinander, breite lange Treibriemen bewegten sich, Stangen schoben und wiegten sich, es war, als wäre der Raum angefüllt mit einer ganzen Schaar von dämonischen Wesen, Riesen, Zwergen und Koboldn, die mit Armen, Rüsseln, Köpfen und Klauen um sich griffen, nickten und wackelten, ächzten und stöhnten und mit ihren ungestaltigen Kesselhäuptern polterten. Und doch griff Eines in's Andere, half Dieses Jenem, trieb *eine* Kraft Alle, diente Jedes dem großen Ganzen, hatte Alles nur *einen* Zweck. In hundert Hände war die Arbeit vertheilt, jede Hand schuf nur ein hilfloses Bruchstück, aber alle Bruchstücke kamen zusammen, gefügt durch den ordnenden Geist und ein organisches Ganzes war entstanden.

Wie hier in der Fabrik, meinte der Onkel, sei es im Menschenleben. Tausend Bestrebungen, tausend Köpfe, tausend arbeitende Hände, und doch *ein* Ziel nur, ein Ziel in so vielen Ländern, in so vielen Millionen — und dies Ziel ist die Vollkommenheit. Alle Geschlechter und alle Individuen weben an dem großen Webstuhl der Zeit.

Ja, alle, die hier arbeiteten, vom Ingenieur bis zum letzten Lehrling, hatten eine Aufgabe, einen Zweck, den sie zu erfüllen suchten, eine Arbeit, die sie schafften. Unwillkürlich dachte Margaretha an die zahlreichen jungen Herren der Salons in der Residenz, die ihre Zeit mit Nichtsthun tödteten, stundenlang ihre Toilette besorgen und Promenaden machen; die wenig gelernt haben, aber desto höhere Ansprüche erheben und sich für vollkommen halten, wenn sie tadellos gekleidet sind, gut reiten, tanzen und — den Damen fade Complimente sagen. Und die Mädchen? Margaretha wußte nicht mehr recht, ob das Singen, das Beschäftigen mit Holz- und Blumenmalerei und ähnlichen Nichtigkeiten wirkliche Beschäftigungen wären, ob nicht auch die Mädchen ernstlicher arbeiten müßten, wenn auch freilich nicht mit Schmiedhammer und Transporteur, mit Hobel und Zirkel. Sie beschloß, später darüber weiter nachzudenken, denn der Onkel mahnte an den Heimweg.

Ein braver alter Meister reichte ihr beim Hinausgehen die Hand; sie war sehr schwarz und Margaretha

trug helle Handschuhe, was er freilich gar nicht bemerkt haben mochte. Sie schämte sich, ihm die Hand zu verweigern und wie die Handschuhe nachher beschaffen waren, kann man sich denken. Um des Vetters Mund aber glaubte sie einen spöttischen Zug zu bemerken, als wollte er sagen: Wie kann man nur in eine Maschinenwerkstatt mit Handschuhen gehen und gar mit hellen — aber Margaretha!

Der Gedanke war richtig, sagte sie sich innerlich, aber was geht es ihn an? —

Sie war deshalb auf der Rückfahrt recht kühl gegen ihn und sprach fast gar nicht. Wozu auch? Er war ja so lebhaft mit dem Onkel im Gespräch, hatte so viel über Fabrikwesen, Wochenlöhne, Steuer und Eisenbarren zu reden, daß er ihrer Unterhaltung nicht bedurfte.

„Es war mir auch sehr gleichgiltig", schrieb sie am nächsten Tage an Helene; „glaube nur nicht, daß mich diese Vernachlässigung meiner Person gekränkt hat."

Tage vergingen; man war im Juni und Vetter Wolfgang war noch immer da! Aber er kümmerte sich auch jetzt sehr wenig um seine hübsche Hausgenossin, die ihrerseits alle Hände voll zu thun hatte, vieles lernte, aber doch noch manches nicht kannte. Die süßen Kirschen waren reif und sollten abgenommen werden und sie zog mit der Tante hinaus in den Obstgarten, wo ihnen die saftigen Früchte entgegenlachten. Ein junger Bursche begleitete sie, der die Arbeit verrichten sollte und so kamen sie an einen dicken, alten Baum, der zuerst vorgenommen werden sollte.

„Aber wird der Christian den starken Baum schütteln können?" fragte die Residenzlerin in aller Einfalt, da sie wußte, daß Aepfel und Birnen geschüttelt werden und von den Kirschen dasselbe glaubte.

Die Tante sah sie groß an; der Bursche aber kratzte sich hinter den Ohren und — lachte. Es war nur gut, daß Niemand weiter zugegen war, besonders nicht die bewußte Persönlichkeit.

Gott sei Dank, dieser Lupinendichter schwärmte wohl irgendwo in einem Schafstall.

Der Sinn für das Schöne, dachte Margaretha, scheint ihm nun einmal zu fehlen und dieser Mensch interessirt sich offenbar nur für Viehzucht und ähnliche Dinge. Hatte er doch gar keine Augen für ihre Toilette und sie war doch am Sonntag, sie mußte es sich selber sagen, wirklich reizend in dem neuen hellen Kleide mit dem himmlischen Besatz, in dem neuen Hut mit der hübschen Garnirung und in den allerliebsten Bottinen. Sie glaubte ihm unbedingt zu imponiren. Aber sie hatte sich geirrt. Der Onkel schmunzelte zwar und die Tante lächelte beifällig, er aber — ja, meinte Margaretha, wenn ich ein Cochinchinahuhn gewesen wäre, da hätte ich wohl auf ihn gewirkt! Er sah sie lange an, fest und unverwandt, ohne eine Miene zu verziehen, als ob er in ihrer Seele lesen und ihre Gedanken errathen wollte; jedes Stück ihrer Toilette musterte er bei Tische, aber er sagte kein Wort und ging gleich nach dem Essen auf sein Zimmer, was sonst seine Gewohnheit nicht war. Einmal war es ihr sogar gewesen, als ob er leicht den Kopf schüttelte, doch konnte sie sich geirrt haben. Vielleicht imponire ich ihm in der Küchenschürze, dachte die junge Dame, denn sie befleißigte sich besonders der Kochkunst. Himmel, was ein armes Mädchen Alles lernen muß! Musik und Nähen, Französisch und Eierkuchen backen und wozu das Alles? Wozu die vielen Lectionen? Um schließlich eines schönen Tages zu heiraten, einen Hausstand zu führen und Musik, Gesang, Literatur und Malerei und alles Andere zu vergessen, weil man keine Zeit mehr dafür hat und der Mann kümmert sich um all' die Herrlichkeiten

vielleicht gar nicht und brummt, wenn die Suppe zu salzig, der Braten zu kalt — ja, wozu heiratet man denn eigentlich? Und auf's Neue faßte die Philosophin den unabänderlichen Entschluß, ledig zu bleiben, nie eine Sklavin der Ehe zu werden und das helle Kleid mit dem reizenden Besatz doch wieder anzuziehen.

Es gibt Männer, die nichts anerkennen, manchmal sich selbst nicht.

Die Anwesenheit Wolfgangs begann ihr lästig zu werden, denn er verstand es, sich überall geltend zu machen, ohne sich vorzudrängen und sie fühlte sich für nichts geachtet.

Aber war sie wirklich ein Nichts, eine Null, eine Negation? Sie dachte oft auch darüber nach und war der Ansicht, jeder Mensch sei eigentlich mindestens doch ein Etwas (besonders wenn ein solches Etwas weiblichen Geschlechtes, jung und nicht so gar übel von Aussehen), ein, wenn auch kleiner Factor in dem großen Weltexempel und Jeder sei zur Existenz berechtigt, der den ihm angewiesenen Kreis zur Thätigkeit auszufüllen sich bemühe.

So war sie weit entfernt, vor Wolfgang die Segel zu streichen oder sich von ihm in's Schlepptau nehmen zu lassen. Er sollte an ihr seinen Mann finden — dumme Redensart, das ging ja nicht! Also, sie wollte ihm schon gewachsen sein — hm, sie hatte Unglück mit den Sprichwörtern, er war ja eines Hauptes länger als sie.

Nun wollte sie aber an den bösen Menschen auch gar nicht mehr denken und sie schrieb abermals an Helene einen langen Brief, worin sie diesen Entschluß kundgab. Wir setzen den letzten Theil ihres Schreibens her, weil er ein helles Licht auf die Schreiberin und ihre Stimmung wirft: „Ich bitte Dich“, hieß es, „um Heine's Buch der Lieder; es soll mir ein Gegenmittel gegen die Prosa des Landlebens sein. Kannst Du Dir vorstellen, was ich hier lese? Das „landwirthschaftliche Noth- und Hilfsbuch oder der perfekte Gutsbesitzer“, ein dickes, dickes Buch von Rüben, Weizen, Erbsen, Klee, Pferdefütterung, Schlempe u. dgl. mehr. Der Onkel hat es mir geborgt, und wenn es so vor mir steht auf meinem Schreibtisch und Geibel's Gedichte liegen daneben: „O sieh mich nicht so traurig an, Du Röslein jung, Du schlankes Reh“, da wirbelt es mir oft bunt genug in meinem dummen Kopf durcheinander, Runkelrübenbau und Verse, „wie man die Kohlpflänzchen zu stecken hat und wann die Küchlein auskommen“, und „goldne Brücken seien alle Lieder mir, drauf die Liebe wandelt, süßes Kind, zu Dir;“ und kürzlich in einer Nacht haben sich in meinen Träumen dunkle, duftige Rosen und starke Kohlköpfe arg bekämpft und die Nachtigall hackte einer watscheligen Ente die Augen aus, daß ich laut aufschrie und erwachte. Ente und Nachtigall — ein Stoff für die Dichter! Genug, vorläufig werden sich Geibel und das Noth- und Hilfsbuch wohl brüderlich vertragen, habe ich doch immer gehört, daß die Poeten sich mit der Nüchternheit des Lebens herumschlagen müssen und soll doch auch mancher von ihnen nur auf dem Velinpapier zart sein. Ist überhaupt immer noch die Frage offen, wie ein eigentlicher, wirklicher, allen Anforderungen des Reglements entsprechender Normalpoet auszusehen hat, denn von Herrn Wolfgang kann ich auf keine Regel schließen, da ich nimmermehr glaube, daß er von Apollo „des Gesanges Gabe“ empfangen hat, er müßte es mir denn auf einem Stempelbogen und vom Landrath beglaubigt nachweisen oder auf sonst eine unbedingt zuverlässige Art.“ —

— — — — — — — — — — —

Das war eine Fahrt! Das war ein Abend! Dank dem Himmel, daß er uns solche Freuden nicht oft schenkt, wir würden sie bald nicht mehr mit der Andacht genießen, mit der sie aufgenommen werden müssen. So lesen

wir in dem Tagebuch „der Siebzehnjährigen". Onkel Heller hatte seinen Gästen zu Gefallen eine Bootfahrt auf der See bei Mondschein veranstaltet.

Still und unermeßlich lag das dunkle Meer vor ihnen, hoch am Himmel stand der Mond und warf sein Licht auf die weite Fläche, als die feurig-rothe Sonne in die endlose Tiefe gesunken war und leise zitterten die bleichen Strahlen auf dem Wasser. Die Dünen mit ihrer Waldung zeichneten sich in unsicheren Umrissen gegen den Himmel ab, der weiße Strand leuchtete und regungslos lagen die Boote, als der Onkel, seine Gemahlin, Margaretha und Wolfgang sie bestiegen. Heller und Margaretha traten in das eine der beiden Fahrzeuge, die Tante und der Vetter in das andere; dann tauchten die schmalen Ruder der Fischer in das Wasser und die leichten Boote glitten fast lautlos vom Strande fort über die Fläche und in die Unendlichkeit, in die grenzenlose Wasserwüste hinaus. Silberperlen, vom Mondlicht verklärt, tropften von den Rudern, leise plätscherten kleine Wellen an der Spitze des Bootes, ringsum war es so feierlich still und es war Margarethen, als führe sie hinaus, hinaus aus der Welt, schöneren, ewig blühenden Gestaden entgegen. Niemand sprach ein Wort.

Margaretha's Kahn war dem andern wohl hundert Schritte voraus; es war ihr, als wäre sie in ihrem Nachen allein, in seliger Einsamkeit. Leichte Wolken zogen in buntem Spiel über den lichten Abendhimmel, tausend und aber tausend Sterne glänzten in ihrer wunderbaren Pracht und spiegelten sich in der Fläche des Meeres. Sie schloß die Augen.

Duftige Märchengestalten, Träume und Phantasien ihrer Kinderjahre zogen vor ihr vorüber; Leben und Form gewann, was sie sich einst so reizend, so poetisch ausgemalt hatte — da erklang eine Stimme, nicht eben laut und doch auch nicht zu leise, eine klangvolle, tiefe Stimme voll inniger Empfindung, wie eine Geisterstimme, die das wunderbare Lied in so ergreifenden Tönen sang, daß sie sich einschmeichelten in das Ohr, in das Herz: — und es war, als wollte das Lied Alles aufwecken, was tief da drinnen schlief, Hoffnung und Liebe, Leid und Lust und vor Allem eine grenzenlose Sehnsucht, die keinen Namen hat, jenes dunkle, welches der Dichter nicht zu erklären wußte und das er andeutete in den Worten: „Ich weiß nicht, was soll es bedeuten, daß ich so traurig bin"; es war jene geheimnißvolle Lurleisage, die hier wiederklang, jenes Drängen und Wogen, das die Welt durchzieht. Und so scholl es durch die stille Abendluft, über das Wasser, durch das Mondenlicht, jenes innige, zauberhafte Gondellied zum Zitherklang:

O komm' zu mir, wenn durch die Nacht
Wandelt das Sternenheer!
Dann schwebt mit uns in Mondespracht
Die Gondel über's Meer.
Die Luft ist weich, wie Liebesscherz,
Sanft spielt der goldne Schein,
Die Zither klingt und zieht Dein Herz
Mit in die Luft hinein.

Und es war eine Lust, eine so selige, unsägliche Lust, und doch zugleich so schmerzlich-sehnsuchtsvoll. Margaretha, die kleine, trotzige Margaretha, die Schülerin des praktischen Noth- und Hilfsbuches, fühlte Thränen in ihren Augen und faltete unwillkürlich die Hände. Aber das Lied ging weiter:

Das ist für Liebende die Stund',
Liebchen, wie ich und Du;
So friedlich blaut des Himmels Rund,
Es schläft das Meer in Ruh.

Sie hätte laut aufjauchzen mögen und weinte doch; sie hätte ihr Ohr verschließen mögen und lauschte dennoch begierig den Zauberklängen:

Und wie es schläft, da sagt der Blick,
Was nie die Zunge spricht,
Die Lippe zieht sich nicht zurück
Und wehrt dem Kusse nicht.

In demselben Augenblick flog das Boot Wolfgang's an ihr vorbei. Er

war der Sänger gewesen. Er stand mit übergeschlagenen Armen vorn im Nachen; der Mond leuchtete über ihm; es war nur ein Augenblick, dann war das Vorbeifahren geschehen. Bald aber waren die beiden Boote wieder neben einander und fuhren dem Lande zu.

„Das ist ja eine prachtvolle Composition, Vetter Wolfgang", rief der Onkel; „woher hast Du die?"

„Wir sangen sie, als ich noch Mitglied der akademischen Liedertafel war. Darf ich Dich um eine Cigarre bitten, ich habe die meinigen zu Hause vergessen"; — eine Minute später zog Tabaksdampf statt Zitherklang zum Himmel.

Ist denn in diesem Mann stets Poesie und Prosa amalgamirt? fragte sich Margaretha und sie war ihm böse, wie noch nie. Er aber erzählte dem Onkel aus seiner Studentenzeit allerlei Schnurren und Schwänke zu Margaretha's Ueberraschung, die bisher nicht einmal wußte, daß er auch studirt hatte. Lieber Himmel, was steckte denn noch Alles in diesem wahrhaft abscheulichen Mann, der so still und einfach durch das Leben zu gehen schien, als ob die Welt nur zur Landwirthschaft da wäre und der doch alle Tage neue Seiten seines Wesens enthüllte!

Bei der Heimkehr nahm die Tante ihres Gemahls Arm und so kam es, daß der „Lupinendichter" neben Margaretha ging und in Kurzem waren sie beide voraus und allein.

„Darf ich Ihnen den Arm bieten, Margaretha?"

Das war ihr noch nie von ihm passirt. Und Margaretha, schlechtweg Margaretha, nicht „mein Fräulein", nicht einmal „Fräulein Margaretha?" Wie konnte er sich nur das herausnehmen? Sie blieb unwillkürlich stehen und sah ihn groß an.

„Wenn es Sie genirt", sagte er, „es ist mein Grundsatz, niemals lästig zu sein, wenn ich es vermeiden kann; ich bitte, meine Kühnheit zu entschuldigen."

Sie hätte weinen mögen und es zuckte ihr um den Mund. Das Alles sagte er so ruhig und doch mit einer gewissen Herzlichkeit; aber weshalb bot er ihr den Arm, wenn es ihm doch offenbar gleichgiltig war, ob sie ihn annahm oder nicht? Sie war unentschlossen, was sie thun sollte, als die Tante glücklicherweise aus der Verlegenheit half, indem sie rief: „Du bist mir ein galanter Cavalier, Wolfgang; reichst Deiner Dame nicht einmal den Arm!" Schnell erfüllte sie nun seinen Wunsch, denn sie fürchtete unliebsame Erörterungen und so schritten sie nebeneinander weiter.

Sie sprach von der Schönheit des Abends, der Fahrt; er war ziemlich einsilbig; sie erwähnte den Mond, die Sterne, das Meer mit seinen stummen Bewohnern. —

„Ja", sagte er, „Sie haben Recht, gnädiges Fräulein, aber die Fischer behaupten, daß der Mangel an Fischen durch die Dampfschifffahrt verursacht sei und der Häringsfang —" zum Glück war der Weg vom Strande bis zum Hause nicht lang. — —

Völlig irre aber ward Margaretha an dem Herrn Vetter einige Tage später, als der Baron von Goben mit seinem Schwager und mit seiner Tochter Emmy der Familie Heller einen Besuch abstatteten.

Baron Goben und sein Schwager, die ihr Gut in einer Entfernung von zwei Meilen hatten, galten als sehr reiche Gutsbesitzer, waren durch und durch Landwirthe und sprachen fast nur von Gütern, Heerden und dergleichen Dingen. Fräulein Emmy war neunzehn Jahre alt, schlank, blond, hatte ein hübsches Gesicht, war ziemlich lebhaft und etwas coquett, aber dabei recht liebenswürdig, wenn auch schwerlich von tieferem Gefühl. Sie attachirte sich an Margaretha und schien ganz vergnügt, eine Altersgenossin gefunden zu haben. Mit Hof, Küche und Keller wußte sie gut Bescheid und mit lebhafter Beredtsamkeit

schilderte sie dem Vetter die Vorzüge der Sechswochenkartoffeln und den Nutzen der Stallfütterung. Und der Herr Vetter, das sah Margaretha wohl, war ganz in seinem Element, ja, er drückte ihr sehr freundlich die Hand, war ganz Aufmerksamkeit für die junge Baronesse und nahm mit großer Befriedigung ihres Vaters Einladung an, mit dem Onkel ihn zu besuchen, eine Einladung, die natürlich auf Margaretha ausdrücklich mit ausgedehnt war.

In ihr Tagebuch trug Margaretha über diesen Besuch unter Anderem Folgendes ein:

„Das Interesse des Lupinendichters für die junge Dame scheint sehr lebhaft zu sein, vermuthlich schon deshalb, weil ihre Sympathien herrlich im Gemüsegarten und in der Forstkultur zusammentreffen; und die Tante sagte heimlich zu mir: Ich glaube, Vetter Wolfgang hat ein Auge auf Emmy geworfen. Das denk' ich auch. Sie sind für einander wie geschaffen und wenn er sie heimführt, so werden sie gewiß glücklich leben. Mögen sie es; ich würde neidlos ihr Glück sehen. Weiß ich auch nicht, ob mir je die Liebe blühen wird, so weiß ich doch auch nicht, ob wirklich die Liebe das höchste Glück ausmacht. Liebe ist am Ende nichts, als eine Einbildung. Wir lieben diesen oder jenen und glauben, ohne ihn nicht leben zu können — wie nun, wenn wir den Betreffenden nie gesehen hätten? Warum finden wir unter Tausenden, die wir sehen und kennen, gerade den Einen liebenswürdiger als Alle, warum lieben wir gerade diesen, der vielleicht bei Weitem nicht der schönste, klügste, edelste oder gebildetste ist?"

Das philosophische Mädchen stellte Fragen, die ihr die Weisen aller Jahrhunderte nicht würden beantworten können. Die Liebe kennt keine Logik: man fühlt nicht nach mathematischen Regeln und empfindet nicht par ordre du moufti!

Nach dem Kaffee spielte Emmy einige leichte und oberflächliche Sachen auf dem Klavier. Sie hatte eine gewisse Fertigkeit in der Technik, aber es fehlte ihr das Gefühl, die Innigkeit und Wärme des Vortrags. Margaretha trug darauf einiges von Mozart und Beethoven vor und freute sich bereits, dem Herrn Lupinendichter zeigen zu können, daß es wenigstens ein Gebiet gebe, wo sie ihm überlegen wäre.

Aber wie gründlich wurde sie enttäuscht! Als sie geendet hatte, geschah das Unerhörte: Er setzte sich an das Instrument und spielte mit einer solchen Vollendung, daß sie sich wie ein Stümper gegen ihn vorkam.

Ja, er weiß und kann viel, dachte sie, aber er hat sicher sein Wissen auf Kosten seines Herzens erworben, was ja so oft vorkommen soll. Je nun, was geht es mich an; er kümmert sich nicht um mich, so will auch ich ihn links liegen lassen.

Am Abend schied der Besuch; der Vetter nahm ziemlich umständlich von Emmy Abschied und wollte ihr die Hand küssen. So viel Galanterie hätte Margaretha ihm nicht zugetraut, aber freilich, was durfte man ihm nicht zutrauen! Mit diesem Gedanken begab sie sich in die Küche und versuchte ihre Kochkunst an der Herstellung eines Eierkuchens, der nach dem Urtheil der Tante auch ganz vorzüglich gerathen war; und der gestrenge Herr Vetter aß mit großem Appetit und geruhte endlich zu bemerken:

„Liebes Tantchen, der Eierkuchen ist vortrefflich und ich mache Dir mein aufrichtigstes Compliment".

„Das muß ich ablehnen", sagte die Tante lächelnd, „denn der Ruhm, diesen Prachtkuchen gebacken zu haben, gebührt ganz allein unsrer lieben Margaretha."

Es war gut, daß Margaretha ihn in diesem Augenblick nicht ansah, sie hätte sonst ein ziemlich verblüfftes Gesicht wahrgenommen. Dennoch sagte er

einige anerkennende Worte und wurde etwas gesprächiger zu ihr als sonst; es war fast, als ob ihre Kochkunst ihm eine höhere Meinung von ihr beigebracht hätte. Sie fand das abscheulich. Also ein Eierkuchen konnte diesem Manne imponiren und die schönste Toilette, die beste Bildung hatte es nicht vermocht? Sicher, er war die personificirte Prosa. Doch ihre Entrüstung sollte noch steigen. Am nächsten Tage war er nämlich fortgefahren, um erst am folgenden Morgen zurückzukehren. Margaretha fühlte sich freier, wohler, da sie seinem forschenden Auge nicht begegnete; und gegen Mittag forderte die Tante sie auf, mit ihr auf Wolfgang's Wohnzimmer zu kommen, um in seiner Abwesenheit dort Ordnung zu stiften und sie ging denn auch mit.

In dem Zimmer lag Allerlei durcheinander, aber in der Unordnung war doch gerade eine gewisse Regelmäßigkeit und Symmetrie; nur auf dem Schreibtisch herrschte eine geniale Liederlichkeit. Sie räumte auf — nein, sie hatte das Ungeheure nicht ahnen können. Da lag ein Blatt weißes Papier, darauf eine saubere, hübsche Bleistiftzeichnung, die von entschiedenem Talent zeugte. Es war ein Doppelbild; links eine junge Dame in reizendem Putz — es war Magaretha's Portrait, so ähnlich, wie es nur sein konnte und der Anzug genau so, wie sie ihn damals getragen hatte, als er ihre Toilette scheinbar gar nicht beachtete; rechts sah sie sich abermals, aber im Hauskleid, am Herd, mit der Pfanne, Eierkuchen backend. Darunter eine recht malitiöse Inschrift, nämlich unter dem Bilde links: „Salonpuppe" und rechts: „eine kleine Hausfrau".

Sie hätte das Blatt zerreißen oder verbrennen mögen, aber es war leider nicht ihr Eigenthum und somit durfte sie es doch nicht fortnehmen. Der Tante sagte sie nichts, sondern sie schob die Zeichnung schweigend unter andere Blätter. Was hatte sie ihm gethan, daß er sie so verhöhnte! Warum hatte er sie gemalt? so gemalt? Konnte er keinen andern Stoff für seine Genrebilder finden?

(Schluß folgt.)

---

# Die drei Prinzen.

Ein Märchen von L. Anzengruber.

(Schluß.)

Als nun die traurige Oede wieder erreicht war und der Prinz der Hütte des weisen Einsiedlers ansichtig wurde, da erfüllte Wehmuth sein Herz, denn er gedachte seiner Brüder, und ganz leise pochte er an.

Der Einsiedler erschien wie jedesmal allsogleich unter der Thüre und lud den Prinzen ein, Rast zu halten.

Dieser folgte der Einladung, ließ für sein Gefolge Zelte aufschlagen und befahl demselben, sich unterdeß zu lagern.

Als nun der Prinz mit dem Einsiedler in dessen Hütte allein war, sagte er demselben, daß auch er gekommen wäre, die bewußte Höhle zu betreten, und als der Alte darauf, wie gewöhnlich, fragte: „Ohne alle Vorbereitung? Soll ich Dir nicht ein oder das andere Sprüchlein mit auf den Weg geben?" Da sagte der Prinz: „Sei Gott vor, daß ich Deine hilfreiche Hand von mir weise! Ich weiß nicht, worin es meine Brüder verfehlt haben, aber ich bin es dem Lande schuldig, das durch sie so schwer gelitten hat, nichts zu verabsäumen, was mich etwa in den Stand setzen könnte, demselben zu nützen."

Darauf meinte der Einsiedler: „Ich weiß Dir aber nicht zu sagen, wie lange Zeit Du damit wirst verbringen müssen, um dann ohne Fährniß die Höhle betreten zu können."

„Weiser Vater", entgegnete der Prinz, „wie kann mich das abschrecken, da ich doch bereit bin, die eine Hälfte der Tage, die ich noch zu leben habe, dahinzugeben, wüßte ich dafür die andere Zeit über mein Volk glücklich und zufrieden zu machen!"

Da lächelte der Einsiedler gutmüthig: „Mein Sohn, ich sehe, es ist schon an der Zeit, Dich in die „Höhle der Phrasen" einzulassen!" Dann aber begann er ernstlich sich mit ihm zu besprechen und ihn in Allem, was erforderlich war, zu unterweisen.

Zum nicht geringen Verdrusse der Herren des Gefolges, welche in dieser Wildniß alle gewohnten Annehmlichkeiten entbehren mußten, verbrachte der Prinz drei lange Tage mit seinem Lehrmeister; am Morgen des vierten Tages öffnete ihm dieser die eiserne Pforte und der Prinz trat in die Höhle.

Hinter sich hörte er wieder sorgsam schließen

Es ist ein alter Erfahrungssatz, von dessen Richtigkeit nunmehr auch der Prinz Gelegenheit hatte, sich zu überzeugen, — daß man im Dunkeln nichts sieht.

Da stand er nun.

Muß das Auge wegen Mangel an Licht feiern, dann eilen alle anderen Sinne dem geängstigten Körper zu Hilfe und schärfen sich zu dessen Dienst, besonders Gehör und Gefühl. Der Prinz vernahm deutlich, wie rings von den Wänden der Höhle mit gleichmäßigem Geräusche schwere Tropfen niederschlugen, das war so eintönig und wirkte so verstimmend, daß er mit Ungeduld die weitere Entwicklung seines Abenteuers herbeisehnte.

Jetzt fühlte er an einer leisen Luftwelle, daß es rings in der Höhle sich zu regen und zu bewegen begann, wie ein Geflüster wehte es durch den Raum; aber wieder wurde es ganz stille und war nichts zu hören als die fallenden Tropfen.

Sein Auge, nun an die Dunkelheit gewöhnt, versuchte ganz umsonst, auch nur von den nächstliegenden Gegenständen einen ungefähren Umriß zu errathen. Er erschrak fast, als eine volltönende Stimme unmittelbar an seiner Seite begann:

„Das Leben ist schal und leer, der Mensch muß es mit eigenen oder fremden Thaten schmücken, ein Mensch muß den andern dahinreißen in das Ungemeine! Was ist das Gewaltigste, das Du als Mensch vermagst? Ein Held zu sein! Furcht und Verehrung zu erwecken unter denen, die mit Dir über die Erde wallen, und Deinen Namen den künftigen Geschlechtern zu überliefern! Es ist der einzige Wurf, der im Gelingen wie im Fehlschlagen Dir den gleichen Lorbeer bringt! Nicht nur im Siege bist Du groß, auch im Untergange, wenn Du im erhabenen, heroischen Wahnsinne Reich und Volk neben Dich auf die Wahlstatt bettest! Millionen gewaltiger Geister danken Dir für den hochgehenden Wellenschlag ihres Lebens, die dumpfe Menge betet Dich an, weil Du sie, ein Gott, der Armseligkeit ihres Daseins entrissen hast! Du lehrtest sie, das Leben für das Leben freudig einsetzen, Du bietest ihnen, an Deines Namens Hoheit geknüpft, ein unsterblich Sein in den Sängen der Dichter, in den Liedern des Volkes! Sie schulden Dir die ganze Summe ihres Daseins, darum darfst Du sie auch von ihnen fordern! Das ist der Helden heilig' Vorrecht!"

Da sprach der Prinz leise:

„Bleib' Dir getreu' nur,
Laß Dich nicht irren,
Was auch die Thiere
Brüllen und girren!"

Da leuchtete ein fahler Schein auf, und dem Prinzen wurde die Gestalt sichtbar, welche obige Worte an ihn gerichtet hatte, es war ein Tiger.

Da sprach der Prinz sofort;

„Haß ist stets ein traurig Erbe,
Oft der Sieg ein ungerechter,
Krieg sei nimmer ein Gewerbe
Und der Held er sei kein Schlächter!"

Da brüllte der Tieger auf und verschwand, und nachdem das Echo in der Höhle verhallt war, begannen wieder die Wasser eintönig von den Wänden zu tropfen.

Nach einer Weile hörte sich der Prinz wieder, diesmal aber von einer sanften Stimme angesprochen:

„Gott ist unser Aller Vater! Auf Erden gibt es nur eine große einzige Gottesfamilie, selbst für die entarteten Söhne stehen die Wohnungen im Hause des Vaters bereit, aber — wehe — sie streifen lieber in der Irre umher und versuchen auch die anderen Gotteskinder irrezuführen. Sie suchen sie durch Hohn und Spott, durch List und Vergewaltigung abwendig zu machen von ihrem frommen Glauben, von ihrer einfältigen Sitte! Zeugt es nicht für die Wahrheit ihres Glaubens, ihrer Hoffnung, ihrer Liebe, daß die Millionen frommer Gemüther friedfertig dem Spotte von etlichen Tausenden Irregeleiteten Stand halten? Gibt es etwas Erhabeneres für einen Gewaltigen, als die Schwachen zu schützen? O, werde ein Streiter für deren heilige Sache! Steht nicht geschrieben, denen, durch welche Aergerniß kommt, wäre besser, mit einem Mühlsteine um den Hals zum Grunde des Meeres versenkt zu werden? Willst Du Erbarmen kennen, wo das Erbarmen allein bei Gott steht? O lasse nicht Millionen in ihrem heiligen Glauben irre, in ihrer beseligenden Hoffnung wankend machen, laß' ihnen nicht ihren einzigen Trost in dieser Welt des Jammers und der Trübsal rauben, damit die Schwachen, in denen Gott mächtig ist, Dir Deinen Thron stützen, Deinen Namen für alle Zeit lobpreisen, und Du selbst dereinst eingehest in Gottes Reich und Herrlichkeit! Amen!"

Da sagte der Prinz wieder leise das erste Sprüchlein, und im fahl aufzuckenden Lichte stand ein Lamm an seiner Seite, und da sprach er:

„Auch beim Spott der schärfsten Denker
Hält sich echter Glaube rein,
Und auf Erden kann der Henker
Nimmer Gottes Anwalt sein!"

Da blöckte das Lamm gar kläglich und verschwand, und wieder ward es stille wie zuvor.

Nach einer Weile begannen zwei Stimmen neben ihm zu sprechen, eine scharfe, schneidige führte das Wort und die andere zischte manchmal eine Bemerkung dazwischen.

„Klug gehandelt!" sagte die erste Stimme. „Es ist viel ehrender, dem eigenem Kopfe Alles zu verdanken, als fremden Fäusten! Fehlten diese, was würde wohl aus manchen Größen? Ich frage!" —

„Staub sollten sie fressen und doch nicht klug werden bei dieser Kost", zischte lachend die andere Stimme.

„Genug Bausteine für unvergängliche Größe", fuhr die erste Stimme fort, „findet der kluge Kopf an den schwachen Köpfen seiner Mitlebenden. Reizt Dich ein Besitz, locke oder schrecke den Eigner heraus. Steht Dir Jemand im Wege, lehre ihm selber die Schlinge drehen, in der er sich fangen muß. Wer Dir droht, den schmeichle in's Verderben. Wer Dir schmeichelt, dem mißtraue. Krumme Wege, aber sicher."

„Krumme Wege, kluge Wege", zischte die andere Stimme.

„So wird Dein Besitz sich mehren, Deine Feinde sich mindern, Dein Wort mehr als ein Schwertstreich wiegen, Du wirst gefürchtet und bewundert sein. Allüberall in der Natur erweiset sich das Klügere dem Stärkeren überlegen und mit urew'gem Rechte gebrauchest Du des Geistes Uebermacht! Von Dir abhängig fühlen sich die Beschränkten und als dem Klügeren handlangern die Klugen Dir, denn ohne Dich steht doch nichts zu erreichen,

und Du wirst Aller Zweck und Mittel, indem Du als aller Mittel Zweck Dich selber setzest!"

Da sprach der Prinz leise den ersten Spruch und sah im Aufleuchten des fahlen Scheines Fuchs und Schlange neben sich. Er sprach sofort:

„Wohl hat List auf krummen Wegen
Manchen nach dem Ziel gewiesen,
Aber seines Namens Segen
Wird von Sklaven nur gepriesen!"

Da verschwanden auch Fuchs und Schlange und kurz darauf, als hätte sie es nicht abwarten können, daß sie zu Worte komme, begann eine geschraubte, näselnde Stimme:

„Eh, langweiliges Volk da, miteinander! Was? He? — Floskeln, Phrasen, Worte, Flausen — weiter nichts! Was? He? — Bin froh, nur einmal einzig vernünftiges Wort aussprechen zu können, heißt: Genuß! Genuß, was? He? Nicht? — Wozu sonst auf der Welt, als wegen Genießen? Was sonst Zweck und Verstand im ganzen Universum, als Genießen? Was sonst göttliches, natürliches, politisches, eh, sociales Recht, als Genießen?! Alles Andere Unsinn! Was? He? Leben sonst gar nicht der Mühe werth. Staat schafft Industrie, Natur schafft Kunst, Beide: Comfort! Wozu sonst feuriger Wein gewachsen, wenn nicht sollte getrunken werden? Wozu sonst hübsche Frauen und Mädchen" . . .

Lachend unterbrach der Prinz den Redner mit dem ersten Sprüchlein, und neben ihm stand ein Affe.

Der Prinz griff in die Tasche und gab ihm einen Apfel. „Da genieße!"

Der Affe dankte sehr artig und verschwand.

Wieder ward es stille, aber ganz stille, selbst das Geriesel der Tropfen hatte aufgehört, da schritt es durch das Dunkel auf den Prinzen zu, er fühlte seine Rechte von einer warmen Menschenhand ergriffen und er vernahm folgende Worte:

„An Allem erfreu'
Die offenen Sinnen,
Und bleib' Dir getreu
Bei jedem Beginnen!"

Der Prinz hielt die Hand des Sprechers, die sich sanft aus der seinen lösen wollte, fest, denn die Stimme klang ihm gar bekannt, und er wollte eben eine Frage stellen, als sich von der eisernen Pforte her ein ungeheurer Lärm erhob und dieselbe, von wuchtigen Axtschlägen zertrümmert, einbrach, durch die entstandene Lücke drangen gleich hinter dem zuströmenden Tageslichte die Herren vom Gefolge herein. Diesmal hatte es doch gar zu lange gedauert, sie hatten sich müde geängstigt und gehorcht, denn diesmal konnten sie lauschen, der Einsiedler hatte kurze Zeit nach des Prinzen Eintritt seinen sonstigen Posten verlassen; sie waren daher sehr erstaunt, den Alten hier mit dem Prinzen Hand in Hand zu treffen, vielleicht nicht weniger erstaunt als der Prinz selbst, der sich nun von ihm aus der Höhle leiten ließ.

Der Prinz hieß sogleich Alles zur Rückreise rüsten, es war auch sehr bald Alles zum Aufbruche bereit, denn die Herren des Gefolges, welche sehr froh waren fortzukommen, hatten schon alle Vorbereitungen in dieser Hinsicht getroffen.

Bis das Pferd vorgeführt wurde, hatte der Prinz schweigend neben dem alten Weisen gestanden, jetzt, bevor er sich in den Sattel schwang, umarmte er den ihm lieb gewordenen Berather und dieser faßte ihn zum Abschiede noch einmal an der Hand und sagte:

„An Allem erfreu'
Die offenen Sinnen
Und bleib' Dir getreu
Bei jedem Beginnen!"

Lange blickte er den Dahinziehenden nach und lange noch wandte der Prinz sein Pferd

Monosogoporibius I. empfing mit gewohnter Güte seinen dritten Neffen und nachdem er ihm gleich den Andern

probeweise das Regiment übertragen hatte, zog er sich wieder auf sein Jagdschloß zurück. —

Jahre vergingen, seine Ruhe wurde nicht gestört, er war uralt geworden und fühlte sein Ende nahe, da ließ er eines Tages Alles zur Reise rüsten, bestieg eine Sänfte und ließ sich durch das Land nach der Hauptstadt tragen.

Sie waren eine Tagreise weit gekommen, da fragten die Leute am Wege bei den Herren des Gefolges an, wer denn da so vornehm reise.

„Nun," sagte Einer der Herren, „Euer König!"

„Ei, Herr," sagte ein alter Bauer, „Ihr wollt Euch wohl über arme Leute lustig machen! Aber unseren König kennen wir wohl, der ist noch in den besten Jahren, und so kann er doch nicht über Nacht zusammengeschnorrt sein, wie der da in der Sänfte!"

„Aber", sagte der Herr vom Gefolge, „das ist doch Euer rechter und wahrhafter König, Monosogoporibius I."

Da zog der Bauer die Mütze und sagte: „Je der Tausend, ich hätte nicht gedacht, daß der noch lebt! Nun lebe er noch tausend Jahre, vorausgesetzt, daß das ihn selber nicht verdrießen möchte! Das war ein gar schönes Stück von ihm, wie er das Ketzerbraten im Lande eingestellt hat, da war ich selber noch als lediger Bursche dabei. Nun, Gott tröste ihn! Nichts für ungut, man kann es fast nicht glauben, daß er noch leben soll! Aber nicht wahr, den Jetzigen nimmt er uns nicht weg? Das wäre hoch gefehlt. Ah, das wird er wohl nicht?"

„Nein, nein, das wird er nicht!" lächelte Monosogoporibius I. seelenvergnügt in der Sänfte.

Sein Neffe holte ihn, sobald er von seinem Nahen unterrichtet wurde, mit allen Ehren ein. Monosogoporibius I. aber merkte seine letzte Stunde gekommen, er versammelte im Königsschlosse alle Großen des Reiches um sein Sterbebette, und außen um den Palast drängte sich das Volk. Noch einmal, das letztemal, mußte sein alter Hofsecretär ihm ein Schriftstück unterbreiten, das Testament; das war nicht so schön geschrieben, man sah den Buchstaben an, daß manchmal die Hand des Schreibers leise gezittert hatte, der alte König warf ihm einen strengen Blick zu, aber als er ihm die Feder abnahm, drückte er ihm wieder leise die Hand. Der dritte Neffe wurde zum Erben des Reiches eingesetzt und hatte den Namen Monosogoporibius II. zu führen.

Er mußte auf den Wunsch seines erlauchten Oheims sogleich das Manifest über seinen Regierungsantritt dem alten Hofsecretär in die Feder dictiren.

Der Neffe gab erst dem Schmerze über den Verlust seines Oheims mit wenigen, aber liebevollen Worten beredten Ausdruck, dann sagte er, er erneuere nur das Versprechen, das er in seinem ersten Manifeste seinen Völkern gegeben habe, so zu regieren, daß sie es nur merken sollten an der Wohlfahrt des gemeinen Wesens.

Dann mußte er unterschreiben, der Secretär reichte dem alten Könige, der freudig aufgehorcht hatte, das Blatt, und als Monosogoporibius I. in sicheren und schönen Zügen „Monosogoporibius II." las, da war er ganz über die Zukunft seines Landes und Volkes beruhigt und verschied mit einem frohen Lächeln.

---

# Schiffbruch.

Von Ernst Rauscher.

Ein Stoß, ein Gekrache — das Schiff ist leck!
„Gott gnad' uns — o Himmel, Erbarmen!"
Sie stürmen, sie stürzen verzweifelt auf's Deck
Angstbleich, mit gerungenen Armen,
Im Knäuel, der lärmend und schreiend sich ballt.
In der Wogen Gebrause und Tosen
Die Stimme des Kapitän's erschallt
Mit Macht: „An die Pumpen, Matrosen!"

Verlor'ne Mühe! — „Die Boote bereit!" —
Die wimmernden Kinder und Frauen
Gilt's retten vor Allem — noch nimmer war Zeit
So kostbar — o Jammer, o Grauen!
In der kalten, der wilden, der salzigen Fluth
Bei finsterer Nacht zu ertrinken,
Zu ersticken tief unten! — Wohl mag da der Muth
Auch den muthigsten Männern entsinken.

Sie drängen und hängen und klammern sich an
Tollwüthig, in tobenden Massen,
Begierig zu leben; doch wehe! — der Kahn,
Wie möcht' er die Hunderte fassen? —
„Zurück, Wahnsinnige! — er schwingt in der Hand
Den Revolver — „soll Alles verderben?
Wer Einen Schritt noch sich wagt an den Rand,
Der soll auf der Stelle hier sterben!"

„Geh', Mary, Liebe! — Du mußt in's Boot
Jetzt — hörst Du? — hinuntersteigen."
„„O John! Dich verlassen in dieser Noth!
Vier Wochen erst bist Du mein eigen!
Nein! bleiben will ich."" — Sie hält seinen Leib
Umschlungen mit grimmigem Schmerze.
Laut schluchzend — er drückt sein junges Weib
Noch Einmal inbrünstig an's Herze.

„Ich bitte Dich zärtlich, Gott sei mit Dir!
Bewahr' mir ein treues Gedenken!
Laß' los, laß' los — und hinweg von hier!
Schau', wie sich die Maste schon senken." —
Er winkt — sein schwarzer Diener zur Stell'
— Vergebens ihr Sträuben und Klagen —
Ergreift sie und in die Schaluppe schnell
Wird sie kräftig hinabgetragen.

Aus zerrissenen Wolken gespenstisch hervor
Bricht des Mondes verschleierte Helle;
Es reißt in den Abgrund, es schleudert empor
Das Schifflein die schäumende Welle;
Sie liegt auf den Knieen, um Hals und Genick
Wirr flattern die goldenen Locken,
Ausstreckt sie die Arme mit flehendem Blick
Nach Ihm, bis die Sinne ihr stocken.

O siehe! Dort steht er am sinkenden Bord,
Ihr den letzten der Grüße zu winken —
Dann kehrt er sich stumm zu der Mannschaft sofort,
Vor Thränen die Augen ihm blinken;
„„Ein bitterer Tod der unsrige? — nicht
Kapitän? — Daß der Mensch doch so zähe!"" —
„Ein bitterer Tod! — wir thaten die Pflicht —
Was weiter gescheh'n soll, geschehe!" —

# Von Gabriel dem Schwärmer.

Aus dessen Tagebuch wiedergegeben.

Von P. K. Rosegger.

Es war am ersten Weihnachtsabende nach meiner Mutter Tod.

Ich mochte ein bischen armselig dagesessen haben in der großen, frischgescheuerten Gaststube des Bergwirthshauses, denn aus dem Nebenzimmer — dem Herrenstübel, wo ich ein paar Gäste sprechen hörte, kam die Wirthin hervor und setzte sich zu mir auf die Bank. Hausfrauen haben an solchen Tagen für drei Köpfe und zehn Hände zu schaffen, ich mußte ihr daher schon besonders theilnahmswerth oder zerstreuungsbedürftig vorkommen.

Sie knüpfte das Kopftuch fester, fuhr sich mit der rechten Hand ein paarmal über den linken Arm hin und fragte: „Von wo kommt denn der Herr her?

„Von Wien.“

„Und will gewiß heimzu jetzt auf die Feiertage?“

„Wo führt der Weg eigentlich hin, der da an eurem Hause vorbei und über's Gebirge geht?“

„Ja, der theilt sich auf dem Scheideck auseinander und führt rechts nach Schadenbach und links nach Bergwiesau. — Wo will der Herr denn hin?“

„Nach Schadenbach.“

„Doch heute nicht mehr? Du mein Herrgott in deinem Reich, das ist ja heut ganz unmöglich! Jetzt haben wir drei Uhr und nach Schadenbach ist's im Sommer bei gutem Wetter acht starke Stunden. Im Winter geht überhaupt kein Christenmensch hinüber.“

„Gut, so will ich nach Bergwiesau“, sagte ich.

Da blickte mich die Wirthin groß an und dann versetzte sie: „Der Herr ist ja ganz fremd in der dasigen Gegend! Nach Bergwiesau ist's noch weiter als nach Schadenbach und noch unmöglicher. Wenn der Herr nicht dableiben will, so kann er heut auf's Beste nur noch zu den drei Häusern kommen; sie sind die letzten und stehen an der hohen Sul, dort, wo der Weg ansteigt zum Scheideck. Auch dahinein kann Einer drei Stunden gut marschiren.“

„Ich danke schön. So werde ich heute bis zu den drei Häusern gehen.“

Nun hätte — es stand mit leserlicher Schrift auf ihrem guten Angesichte — die Wirthin noch gerne gefragt, was ich denn eigentlich für ein Mensch sei, daß ich um diese Zeit, wo doch Jedermann gerne daheim ist, so mutterseelenallein herumwandere und wisse selbst nicht einmal wohin. Und dann kam ihr der Gedanke, ob man so etwas nicht dem Gemeindevorstande sagen solle, und diesen Menschen im Haus behalten, so lange, bis ihn der Gemeindevorstand selber über Eines und das Andere ausgefragt hätte.

Aber ich zahlte rasch meine Zeche — ein Glas Wein, ein Stück Brot, und ein zweites Stück für unterwegs — dann ging ich davon.

Der Weg war von den Bauernschlitten glatt geschliffen: er ging durch das enge Thal hinein und führte mehrmals auf Brücken über den Fluß, der mit einer Eisdecke eingewölbt war. Die Lehnen an beiden Seiten waren theils bewaldet, theils mit glatten Schneehängen; über denselben bauten sich die hohen Berge, an deren Höhen der kalte Winterglanz der Sonne lag.

Ein Schlitten mit zwei schellenden Pferden kam mir nach und glitt rasch an mir vorüber. Ein mächtiger graubrauner Pelzhaufen lag in demselben und oben guckte eine ebenfalls graubraune Pelzmütze heraus. Es mußte Einer darunter sein, dem fröstelte.

— Ach, die reichen Leute! Denen hilft kein Pelz, bei denen sitzt die

Kälte inwendig, dachte ich mir und schritt fürbaß. — Ich war neunzehn Jahre alt; das Geschick hatte mir mein Herz verwundet und die Welt hatte mir, um diese Wunde zu heilen, ätzend Salz hinein gestreut. — Jetzt war ich fortgegangen und suchte in den fremden Strichen des Hochgebirges eine Weihnacht.

Vor einem Jahre noch hatte ich zweimal das Christfest in Glückseligkeit begangen: am heiligen Abend bei der Mutter im lieben Häuschen am Berge; und einige Tage später bei meinem Freunde Emil in der Stadt. Damals war sein Herz noch lebendig. Ich habe ihn geliebt, wie nur ein Jüngling lieben kann. Und ein Jüngling hat viel Liebe in Vorrath. Die Liebe zum Mädchen, zum Weibe, zum Kinde — sie ist noch nicht vergeben und nicht getheilt — gluthvoll und selbstlos gehört sie dem Freunde. Kaum jemals in meinem Leben bin ich seliger gewesen, als an jenem Abende, da wir in seinem stillen trautsamen Gemache, nur beleuchtet von der knisternden Gluth des Kamins, unsere Weihnacht feierten. Zuerst hatten wir lange Zeit Nüsse und Mandeln aufgeknackt, Backwerk gegessen und Wein dazu getrunken; dabei hatten wir uns wegen einer Liebschaft besprochen, denn wir sahen es ein, daß so Burschen wie wir — Emil trug vor den Ohrlappen sogar schon ein paar hübsche Bartschöpfchen — ihren Spazierstock und ihr Liebchen haben müssen. Er wüßte ein's in einem Kaffeehause, vertraute mir, daß er entschlossen sei, demnächst ihr das drittemal seine Liebe zu gestehen und, wenn sie ihn nicht erhörte, sich nöthigenfalls zu erschießen. Ich bin immer ein weicher Mensch gewesen — hatte damals ein Mädchen im Fenster eines ersten Stockes erblickt und war fest überzeugt, daß ich niemals in meinem Leben den Muth haben würde, diesem engelhaften Wesen meine Liebe zu gestehen, daß ich es aber trotzdem lieben würde, bis „im Tod mein Herze bricht", wie ich in einem Gedichte so schön darthat.

Mittlerweile waren die Nüsse und die Kerze gar geworden und ich legte beim Scheine des Kamins mein Haupt an die Brust des Freundes, und dieser schlang seinen Arm um mich, und da sagte ich: „Emil, ich will sonst gar nichts mehr, Du bist mir Alles!"

„Du mir auch", sagte er und paffte an einer Cigarre. — Ich hätte mir's denken können! Wenn ich sein Alles bin, was braucht er mir daneben noch eine Cigarre? Es war aber bedeutsam genug.

Siebzehn Tage nachher starb meine Mutter. Einer Liebe zur Mutter war ich mir nie bewußt geworden. Sie war mein Leben — aber wer erinnert sich an eine Leidenschaft, mit der er sein Leben liebte? Vielleicht, daß der Sterbende diese Leidenschaft kennt, der Lebende nicht. Das Leben ist eben selbstverständlich und — die Mutter auch.

Eines Tages traf sie auf dem Dachboden des Häuschens ein Schlaganfall, sie wollte noch in die Stube herabeilen, da stürzte sie über die Treppe. Mich traf die Nachricht in der Stadt — ebenfalls ein Schlag und vielleicht härter, als der, den die Mutter erlitten. Trostlos sank ich dem Freunde in die Arme. Emil blieb stumm und legte seine Hand auf meine Stirne. Als die Mutter begraben war, eilte ich wieder zu ihm; er tröstete mich und sagte, es wäre eben schon eine betagte Frau gewesen. Und als ich nach Wochen immer wieder zu ihm kam, um unter Thränen mein Weh zu klagen — denn immer größer erschien mir der Verlust der Mutter, je länger ich sie missen mußte — da sagte Emil einmal: „Geh, laß' das endlich sein, die Mütter sterben alle und selbst das verzogenste Muttersöhnlein weiß sich endlich zu trösten." Ich entgegnete kein Wort und ging davon. Jetzt war der Freund auch dahin. Ich mied ihn mehrere Tage lang und schrieb einen Aufsatz über die Mutterliebe und über die

Treulosigkeit aller anderen Menschen. Diesen Artikel schloß ich mit dem Ausdrucke der Sehnsucht, der Einzigen bald zu folgen.

Aber den Emil konnte ich doch nicht entbehren, schon einmal deswegen nicht, weil ich sonst gar Niemanden hatte, dem ich meine Gedichte und Stimmungen hätte vorlesen können. Emil hörte mich stets freundlich und verständnißinnig an, so lange seine Cigarre brannte. Heute jedoch, als ich das von der treulosen Welt und von meinem baldigen Ende las, hub er gelassen zu pfeifen an, ich glaube, es war das schreckliche „O du lieber Augustin". Ich brach sofort ab und sagte tonlos: „Ein neuer Beweis, wie wahr meine Worte sind."

„Weißt, mein lieber Gabriel," versetzte hierauf Emil und wiegte sich in seinem Rollstuhl, „Du bist ein Schwärmer und benützest den Tod Deiner Mutter nur, um in Gefühlsduselei zu schwelgen — und bist ein langweiliger Patron."

— — „Leb' wohl," sagte ich und hielt ihm bebend meine Hand hin.

„Servus!" rief er, drückte die Hand, blieb übrigens in seinem Stuhle sitzen und blies Rauch von sich.

Von dieser Zeit an war ich nicht mehr bei Emil gewesen. Das war kein Freund für mich. So lange er mich für seine Launen ausnützen konnte, wußte er mich zu fesseln. Und als ich in meiner Betrübniß das Freundesherz suchte — war ich ihm langweilig und er stieß mich von sich. Er verstand mich nicht, seine Mutter lebte ja noch und für seine Herzensergüsse — er hatte auch seine sentimentalen Stunden — schien er doch das Mädchen im Kaffeehause gewonnen zu haben.

Als aber Tage und Tage vergingen, drängte es mich wieder, den Freund aufzusuchen; wir waren seit vier Jahren, seit einem sehr romantischen Zusammentreffen in einem Eichenwalde, Busenfreunde gewesen — und das gewöhnt sich. Doch sagte ich mir nun: er paßt nicht für dich, er ist, seit ihm so arg der Backenbart zu wachsen beginnt, ein selbstischer und prosaischer Mensch geworden. Und er vermißt ja auch dich leicht, sonst würde er dich aufsuchen, denn er ist der Beleidiger.

Ich hatte hierauf im selben Frühjahre einen siebzehnjährigen Gymnasialstudenten gefunden; der troff vor Gemüthsweichheit und schrieb, so zu sagen, seine Gedichte nur mit Thränen. Er kränkte an einer unglücklichen Liebe und an einem „Zweier" in der Arithmetik. Das war für mich der Rechte und er besang unsere ewig treue Freundschaft — vorläufig währte sie nur seit drei Wochen — durch ein rührendes Gedicht. Mit Emil kam ich den Sommer über noch ein paarmal zufällig zusammen; er redete irgend einen Gemeinplatz, oder sprach von Pferden, landwirthschaftlichen Maschinen oder von Düngersurrogaten — denn er wollte sich der Oekonomie begeben und in irgend einem Theile des Landes eine Musterwirthschaft gründen. — Weltgeist, sprach ich insgeheim, das hast du einmal gut gemacht, daß du Diesen zur Pflege der Erdäpfel und Kürbisse bestimmt hast; laß es ihm nur recht wohl ergehen! —

Im Herbste sandte mir Emil noch zwei meiner Bücher zurück, die bei ihm gelegen waren; dabei lag seine Karte mit einem „Gruße".

Von dieser Zeit an war das Verhältniß durchaus gelöst. Leider sollte ich nun auch meinen Freund aus dem Gymnasium verlieren. Da er seine zahlreichen Poesien immer nur in deutscher Sprache geschrieben hatte, so war es kein Wunder, daß ihm zum Schlusse des Semesters das Griechische ebenfalls einen Zweier eintrug und er nun, wie seine Collegen sagten, vierspännig fahren konnte. Mit einem solchen Viergespann fährt man wohl aus dem Gymnasium heraus, aber nicht mehr hinein. Mein armer Freund mußte Ungerechtigkeit der Welt erfahren, er

wurde für ein nächstes Schuljahr in die Handelsschule einer kleinen Provinzialstadt gesteckt. Zwei Briefe von ihm besitze ich noch aus dieser Zeit; der erste ist zu einer Mitternachtsstunde in Trochäen geschrieben, und klagt, daß er, der Schreiber, in seinem neuen, unsäglich prosaischen Kreise nimmermehr verstanden werde; er versichert mich der unverbrüchlichsten Freundschaft. Im zweiten Schreiben theilt er mit, daß unter seinen Collegen doch recht nette Kerle wären, daß am Samstag Nachmittags von der halben Classe regelmäßig die Geometriestunde „geschwänzt" würde, weil der Herr Professor um diese Zeit stets in einem Zustande wäre, in welchem er jeden seiner Hörer ohnehin doppelt sehe.

Das war auch von meinem zweiten Freunde die letzte Nachricht.

Nun wollte ich es mit Liebschaften versuchen, aber da gings mir so, wie manch Anderem auch: die Zugänglicheren behagten mir gleich anfangs nicht oder stießen mich bald ab; und eine echt frauenhafte, Marianna hieß sie, die ich sehr selten sah, die mir aber so gefiel, daß ich das Glück ihres Besitzes einfach für unmöglich hielt — ich suchte sie von der Ferne und wich ihr doch wieder aus.

So war ich der Einsame und suchte nur Genuß in meinen süßen und wehmüthigen Träumereien. Mitunter kam's doch deutlicher, ich fühlte, daß mir was abging und wußte nur nicht, was Da nahte die Weihnacht. Heim in mein Häuschen mochte ich nicht — ich fürchtete mich zu sehr, diese heilige Nacht, das liebe Fest der Kindheit, ohne Mutter zu begehen. Der Christbaum im Salon mit seiner Coquetterie und seinen Frivolitäten war mir ein Gräuel. Fern im Gebirge, in einer Hütte bei armen Menschen, wo die Naivität das himmlische Märchen wiederlebt, dort wollte ich sein. Theils meinem schwärmerischen Hange zum Absonderlichen folgend, theils der Welt zum Trotze zog ich also dem Gebirge zu — den Einöden und den Gletschern — und mir war wohl in diesem Wandern — denn ich ließ die alten Eindrücke in mir wieder spielen und mir war, als wallfahrtete ich dem Bethlehem zu, wo ich den Heiland finden müßte. Worin ich mir diesen Heiland vorstellte, darüber war freilich keine Klarheit da.

Ich fühlte mich, als ich so durch das winterliche Hochthal dahinschritt, in einer recht glücklichen Stimmung, ich träumte viel und dachte wenig.

Bisweilen begegnete mir ein Gebirgler, an dem die bunte Fahne der Armuth ausgehängt war in seinem beflickten Wamms. Er hatte heute sein freudig Gesicht, seine gehobene Stimmung. — Was soll denn ihm das Weihnachtsfest? Er hat keinen Christbaum, weil in diese Berge die liebliche Sitte noch nicht gedrungen ist, er kennt die Herzinnigkeit des Familienlebens nicht, weil sein Gemüth dafür zu rauh ist und weil unter dem Drucke der Armuth kein wahres häusliches Glück aufkommen kann. Zu seiner Kirche geht er in der Mitternacht; der ungewohnte Kerzenschimmer und der Glocken- und Orgelklang zu solcher Stunde, und die alten Krippenlieder wecken vielleicht ein wenig seine Seele auf. Der Mittelpunkt des Weihnachtsfestes aber ist ihm jedenfalls der Festbraten, von seinen fünf Braten des Jahres der letzte. —

O nein, mit so reizlosen Gedanken hat sich der wandernde Junge damals nicht befaßt. Ihm war jeder Aelpler, der ihm begegnete, ein Hirt aus dem Morgenlande. Ihm waren die formreichen Berge mit ihren schlichten Menschenwohnungen ein millionfach vergrößertes Krippel, wie er es als Kind in seiner Pfarrkirche geschaut hatte.

Als ich durch ein schroffes Felsenthor getreten war, wo der Bach keine Eisdecke hatte, sondern wüst und schäumend über die Steinblöcke brauste und hoch an die Wand aufspritzte, um dann in langen, scharfen Zapfen niederzustarren — weitete sich das Thal. Tief

in der Fläche lag dunkler Wald, der nur punkt- und streifenweise vom Schnee besprenkelt war. An beiden Seiten thürmte sich in kühnen Wänden das Gebirge auf, von manchem Engthale durchbrochen. An einem solchen Gewände hoch oben ragte das schlanke rothe Thürmchen einer Kapelle, das wohl nur zur Sommerszeit von Andächtigen besucht werden mochte. Im Hintergrunde endlich war das Thal plötzlich abgeschlossen. Die blauenden Wuchten der hohen Sul — in der Tiefe schon nachtend, oben auf der höchsten Pyramide, die wie eine Bischofsmütze aussieht, der glühende Schein. Im Thale hub es schon an zu dämmern, aber die stille, rothe Gluth auf der Spitze der Sul legte in die scharfen Schatten ringsum einen rosigen Hauch, so daß eine Stimmung in die Gegend kam, die unbeschreiblich ist. — Das sind ja die Eisfelder dort oben, die ewig leuchten, auch in der Mitternacht in blassem Weiß, eine sehnsüchtige Hand der Erde, die sich ausstreckt nach dem unversiegbaren Lichte des Himmels. — An der Sohle jenes Bergriesen, der die glorreiche Krone trägt, werden die drei Häuser liegen. Was soll dort sein, daß es dich aus deinen Kreisen zieht und hierher in diesen Winkel, den du kaum je in deinem Leben nennen gehört hast? — Aber so ist es geworden, daß du die Poesie nur mehr in den Wäldern, in verlorenen Bergschluchten und bei den Naturmenschen suchen mußt. Mit wem ist es so geworden, mit der Welt oder mit dir? — Vielleicht liegt der Fehler in dir. Wahrhaft poetische Gemüther müssen ja doch an allen Orten, in allen Lagen des Lebens und an allen Menschen das Schöne herausfinden können. Hast du nur für die Wildniß Neigung, so ist an dir ein Bär verdorben. — So rief's in mir — noch kecker fast, als einst mein Freund — und ich konnte nicht widersprechen. Ich war nämlich schon müde und etwas abgespannt und ich sagte zu mir selbst: diese ziel- und zwecklose Bergtour kann möglicherweise ein dummer Streich sein.

Der Weg wurde schlechter, endlich waren nur mehr die zwei tief gehöhlten Schlittenleisten, und inzwischen der harte Rücken aus gefrornem Schnee. Die Fußtritte winselten, es war eine harte, trockene Kälte und die klare Luft wie zu einem Krystalle erstarrt. Kein Vogelsang, kein Rehgebell war zu hören, kein Lufthauch in den Wipfeln, kein Rieseln einer Quelle — nichts, als das Knarren meiner Füße und meines Stockes im Schnee. Und kein Walddust, kein Blümlein, kein fliegender Blüthenstaub, keine summende Mücke. Es war ja die Mitternacht der Natur, und der Sommer schlief in seinem Erdreiche.

Der Schnee wurde seichter, der Wald dichter und dunkler, nur bisweilen noch blitzte zwischen den Wipfeln die glühende Tafel von der hohen Sul, welche aber auch allmälig erblaßte.

— Ein seltsamer Christabend, Gabriel, bist du wohl bei Trost? — Sonst hast du die heiligen Stunden im patriarchalischen Frieden deines Vaterhauses zugebracht. Die uralten Weihnachtssitten, theils aus dem Heidenthume der germanischen Vorfahren stammend, theils von der Kirche eingeführt als eine Botschaft aus dem biblischen Bethlehem, wie haben sie dich jedesmal neu bewegt, wie haben sie dir stets ein Stück deiner ersten, glückseligsten Kindheit wieder zurückgegeben. Jetzt ist das liebe alte Haus verschlossen; der Schein der Talgkerze fällt nicht mehr hinaus an den Stamm der alten Esche, die vor dem Hause steht; vielleicht, daß ein Stern des Himmels hineingleitet durch das glaslose Fenster auf den wurmstichigen Tisch, wo sonst die Mutter gesessen war, und wir Kinder um sie herum, ihren Weihnachtsmärchen lauschend. Sie ruht jetzt im Grabe und ihr Kind zieht in fremden Weiten und hat keinen Weihnachtsgruß für den Hügel auf dem Kirchhof. —

Schwer trägt man an Gedanken und Träumen, wenn man sich zu viel davon aufladet. — Ich ging fast willenlos weiter, immer durch finsteren Wald. Es war dichter, junger Tannenanflug, die Bäume waren etwa nur um's dreifache höher als ich. Die schwarzen Spitzen ihrer Wipfel schnitten sich noch scharf am Abendhimmel, an welchem schon ein Sternlein um's andere zu flimmern begann. Ein blasser Streifen, der in der Düsterniß des Waldes vor mir hinlag, zeigte mir den Weg. Ich hob meinen Stock empor und trug ihn wagrecht in der Hand, denn sein Geräusch im gefrornen Schnee kam mir unheimlich vor. Auch mit meinen Füßen trat ich sehr vorsichtig auf den Schnee, daß er nicht allzusehr knarrte. Einst am heiligen Abend hatte die Mutter gerne gesagt: „Nur geruhsam, Kinder, und wecket das Christkindlein nicht auf!" Die Räder und Hämmer aller Fabriken schweigen in dieser Nacht. Nur die Eisenbahnmaschine braust Tag und Nacht und immerfort; sie weiß nichts von Poesie, sie ist ein Kind der Zeit. —

Ich stand einmal still. Ich horchte. Jetzt war nicht mehr die kalte Ruhe des winternächtigen Waldes. Und hätte Einer nichts gewußt vom Kalender — in dieser heiligen, friedensvollen Stimmung der Natur hätte er die Christnacht erkannt.

Es war jenes seltsame Klingen, das zuweilen gehört wird, aber nicht von den leiblichen Ohren, sondern von der Seele, und von welchem meine Mutter einmal gesagt hatte: „Haltet jetzt die Ohren zu, Kinder und horchet, im Himmel oben läuten sie mit allen Glocken."

— Engel verkünden die Stunde,
Die uns geboren den Herrn . . .

sagt das alte Lied, ein Beweis, daß auch unsere Vorfahren die himmlische Musik gehört haben.

Nun funkelten oben alle Sterne in vollstem Glanze — unseres Herrgotts Weihnachtsbaum, den er seinen Menschen auf Erden angezündet hat. Er gibt uns das Licht und das ist unser Christgeschenk.

Und das ist die Stunde, in welcher draußen in allen Häusern die Christbaumlust waltet. Menschen, die sich das Jahr über vielleicht gegenseitig oft bitter weh gethan haben, verehren sich Gaben und sagen, daß sie sich recht lieb haben und von Neuem lieb haben wollen. Die Gesellschaft windet bei dem Strahle des Weihnachtsbaumes eine neue Rosenkette und die Herzen werden weich und warm, wie das Wachs an der jungen Tanne. — O glückseliger Lichterbaum! und hätte Prometheus mit dem Feuer, das er vom Himmel geholt hat, nichts angezündet, als den Weihnachtsbaum — diese Wärme allein hätte die Menschheit durchdrungen. — Und ich bin ausgeschlossen aus den heiteren Kreisen, muß im Froste und in der Finsterniß eines öden Waldes sein? — Ja, Freund, du hast dir's selber gethan? Schreite fürbaß bis zu den drei Häusern, dort kannst du bei fremden Gesichtern und einer rußigen Spanleuchte deine Weihnachtsfreude begehen. — Ach, daß der liebe Cultus des Christbaumes noch nicht zu den armen Landleuten gedrungen ist! Da würde es zum mindesten einmal im Jahre licht in ihrem Hause und in ihren Herzen. — Aber darf man es den Leuten wohl auch licht machen? Das Licht versengt ihre Naivität, die beständige Kindschaft ihres Lebens . . . .

So hatte mein Sinnen eben so wenig Ziel und Zweck, wie mein Wandern. Nur gut, daß mir im Schnee der Weg gebahnt war; zur Sommerszeit würde ich mich verirrt haben in dem Wirrsal des Dickichts, wie ich mich stets immer wieder verirrte in dem Wirrsal der Träume.

Erschöpft fühlte ich mich und trüben Auges blickte ich vor mich hin, ob es sich nicht schon bald lichte, daß ich bei meinen drei Häusern wäre. Aber der Wald wurde wo möglich noch immer dichter und meine Uhr sagte mir, daß

ich wohl noch eine kleine Stunde bis zu dem gesteckten Ziele zu gehen haben würde. Da sah ich durch das junge Gestämme plötzlich etwas schimmern. Ich erschrak und blieb stehen. — Es war die tiefste Stille. — Ich schritt weiter. Es war kein gewöhnliches Licht einer Hütte, eines offenen Feuers — gar hell zitterte es durch die Aeste und die Schäfte der Tannen und Fichten erglühten im seltsamen Schein. Und als ich noch etliche Schritte machte und das Dickicht sich getheilt hatte — was war das? —

Mitten in dem stillen, einsamen Walde, lebendig herausgewachsen aus dem Erdreich, Moos und Schnee, prangte in einer reichen Lichterkrone — ein Weihnachtsbaum.

— Wie erstarrt mag ich dagestanden sein. Dann habe ich meine Augen gewendet und meine Ohren angestrengt — habe nichts gesehen, als den schwarzen Wald und den funkelnden Baum; habe nichts gehört als — das Glockengeläute vom Himmel.

Was ist das?

Ist's ein Traum? nein, du wachst ja und das ist kalter Schnee. Ist's eine Erscheinung deiner überreizten Seele? — oder ist's doch ein Wunder! Ein Wunder, zu dem dich ein unerklärlicher Drang hierher geführt hat?

Mich hatte früher in die Finger gefroren, jetzt rieselte es heiß durch all' meine Glieder, und wie selbst zu einem Baume angewurzelt stand ich da — zehn Schritte vor dem in heiliger Ruhe leuchtenden Tannenbaum.

Ich habe sie nicht gezählt, aber wohl an die dreißig weiße Kerzen mögen gebrannt haben auf den Aesten, und als des Wipfels höchste Knospe stand von keinem Lüftchen bewegt, weiß und hell noch ein Lichtlein. Unten auf dem Schneeboden rings um das Bäumchen hatte der Schatten des Geästes eine dunkelgeflochtene Krone gelegt. Sonst war nichts da und rein von allen Gegenständen irdischer Wünsche in höchster Einfachheit und eben dadurch in höchster Schöne — nur der Seele geweiht — stand die wundervolle Weihnachtstanne auf dem Schnee.

Und da es stille blieb und Niemand kam aus dem Stamme der Menschen und ich ja ein lebloser Strunk geworden war, so schienen die Bäume, die in der Runde standen, vortreten zu wollen zu ihrem heiligen Christ. Deutlicher wurde mir ihr Gestämme und Astwerk, roth vor Freude waren sie und ihre jungen Arme streckten sie aus nach dem lieben verklärten Genossen — der erste wohl, der, auch noch im glorreichen Kleide des Lichtes bei ihnen verblieben war.

Die ersten Schauer in mir waren etwas gewichen, die Thräne des Auges an den Wangen erstarrt. Ich konnte aber nicht vorüber gehen, ich mußte ganz hinschreiten zum Bäumchen, zu sehen, ob denn nicht doch mein Gott verborgen sei hinter diesem brennenden Dornbusch.

Da sah ich, daß eng am Stamme zwischen zwei Lichtern ein Sternchen glänzte. Es war aus Goldpapier geschnitten und mitten in demselben — ich hatte mich schon gar nahe gewagt — standen die Worte: „Gabriel, gehe rechterhand ab von Deinem Wege und komme an unser Herz.“

Neues Erzittern in mir.

Bald jedoch stand mein Entschluß fest, an das Wunder zu glauben. Was da im Rathe Gottes mit mir geplant war, ich wollte folgen. Zum Bösen konnte es nicht führen, dafür war mir die Gestalt des Wegweisers der heiligste Bürge. — Ich wußte nun wohl, mit Menschen hätte ich es zu thun, aber weil es gar so märchenhaft war, wie mir in meinem Leben noch nie was so Seltsames begegnet, so sah ich eben nur das Märchen.

– Gehe rechterhand ab von deinem Wege! — Ich untersuchte den Boden und fand, daß thatsächlich ganz nahe an dem brennenden Bäumchen ein schmaler Fußpfad sich von dem Schlittenweg nach rechts abzweigte.

Noch einmal sah ich den Weihnachtsbaum an und ließ ihn dann stehen in seiner stillen Oedniß und schritt den schmalen Fußpfad hin. Noch sandte er mir, auf der kleinen Blöße meinen neuen Weg beleuchtend, den rosigen Schein nach, und der Schatten meiner Gestalt glitt vor mir auf dem Boden hin, ein dunkler Wegweiser, der den Pfad eher verdeckte als klarlegte. Endlich aber war der Schein erblaßt und erstickt, ich ging wieder durch finsteren Wald und hatte Mühe, mit meinen Füßen in den mir vorgetretenen Spuren zu bleiben. Es ging bergan und es schien, als führe mein Weg in das wüste Gefelse empor, das ich früher über den Wald sich erheben gesehen hatte.

Allmälig wurde der Anwuchs dünner, es lichtete sich und ich sah links und rechts die dunklen Massen des Gewändes und ich stand auf einer Scharte, die jenseits in eine Schlucht sehen ließ, deren Abgrund nicht zu ermessen war. Das Rauschen eines Wildbaches schien sehr tief heraufzukommen. Und mein Fußsteig ging nieder gegen diesen Ungrund. Als ich noch einmal zurückblickte in den Bergkessel mit dem noch immer wie Phosphor schimmernden Gipfel der Sul im Hintergrunde und mit der Waldfläche unten, die wie ein schwarzer See dalag, sah ich dort noch das funkelnde Krönlein des Christbaumes in seiner Einsamkeit stehen.

Es geht ein Märchen vom Irrschein, es geht ein Märchen von jenem ewigen Licht im Walde, das Jeden, der ihm folgt, zum Untergange führt. Ich glaubte nicht daran. Ein Licht, das den Christbaum zu seiner Gestalt erwählt hat, kann nicht falsch sein.

Vielleicht aber war der Christbaum von den Seligen mir gesandt, von meinen Eltern — und sie riefen ihr heimatloses Kind zu sich . . .

Als ich mich gewendet hatte und der Stern im Thalkessel hinter mir entschwunden war, sah ich in der Tiefe, in welche ich eben hinabzusteigen versuchte, einen andern. Er leuchtete roth und flackerte und röthete auch den Rauch, der aus ihm aufwirbelte. Ich hielt das zuerst für ein großes Lagerfeuer und gar für den Brand eines Hauses; aber es war viel näher da, das Licht stieg zu mir herauf — es war eine Spanlunte. — Ein junger Mann trug sie, ein seltsam schöner Jüngling in der Kleidung des Hirten, aber nicht des Senners der Alpen, sondern des Hirten im Morgenlande mit dem klassisch geschlungenen Mantel, mit der Tuchmütze, mit den nackten Beinen und den Sandalen, wie einem Krippel entlaufen. Mitten im winterlichen Hochgebirge! In der einen Hand trug er einen gekrümmten Schäferstab, in der andern die Fackel. Als er mich sah, lächelte er und sagte: „Da ist der Herr. So soll Er mit mir gehen. Ich will Ihn zur Freude führen.“

Dann stiegen wir zusammen in die Schlucht hinab. Der Hang war steil, der Steig ging in Windungen. Mein wunderlicher Führer schritt gemächlich voraus und hielt die Fackel stets so, daß ihr Licht auf meine Tritte fiel.

„Was soll das Alles bedeuten?“ fragte ich ihn.

Er sah um, lächelte mich an, entgegnete aber kein Wort.

„Wohin führst Du mich, mein Freund?“ so meine zweite Frage.

Die Krippelfigur stieß ihren Stab lustig in den Schnee und schwieg.

„Ja“, sagte ich endlich, „es hat weiters nichts auf sich, nur fürchte ich, daß ich wahnsinnig geworden bin.“

Er blieb stumm.

Das Rauschen des Wassers war immer lauter geworden, je näher wir zu ihm hinabkamen, und jetzt war ein Donnern, daß schier der gefrorne Boden bebte. Und plötzlich standen wir vor einer Erscheinung, die mich erschreckte.

Ein kurzes Engthal war. Von einer gewaltigen, senkrechten Felswand niederwarf, einem wuchtigen Schneeschutte ähnlich, in den Strahlen unserer Lunte

golden funkelnd — ein ungeheurer Wasserfall. Oben drängte er sich aus einer schwarzen Kluft, zu der unser Licht kaum mehr hinanleuchten wollte, dann stürzte er in einem kecken Bogen schwer und krachend herab auf einige Felskanten, die ihn in tausend Fetzen zerrissen, so daß er dann in einem breiten, wildbrausenden Strome den zweiten Abgrund niederfuhr, um sich unten tosend und gischtend in eine qualmende Staubwolke zu verhüllen.

Einen Ruf um den andern stieß ich aus, aber ich hörte meine eigene Stimme nicht. Mein Begleiter sprang aus dem Schnee auf einen kahlen Stein und schwang die Fackel hoch über seinem Haupte. Da war in dem Nebel, der aus der brandenden Tiefe emporstieg, der siebenfarbige Bogen.

Und nebenhin spielte das Licht in den Eisgebilden, die, hier wie Orgelpfeifen, dort wie Urwaldgestämme, dort wieder wie erstarrte Wogen- und Wasserstürze, prangten.

Alle Schauer der Ehrfurcht sind über mich gekommen. Mein Begleiter mußte mich an der Hand fassen und von diesem Naturspiele hinwegführen.

Wir waren in einem Thale. Der Weg hatte sich geweitet und neben demselben rauschte immer noch in wüster Aufregung das Wasser. Vielleicht zwanzig Minuten waren wir seit dem Wasserfalle gegangen, da setzte unser Weg auf einer hohen Brücke über den Bach. Auf der Brücke stand ein Kreuz mit einem schönen Bilde der Mutter des Herrn, vor welchem ein rothes Aemplein brannte. Hinter dieser Brücke thaten sich die Berge auseinander, ein breites Thal lag da; am Wege waren junge Baumpflanzungen; Planken und Zäune wechselten; hie und da in der Ferne schimmerte eine Fensterscheibe. Mein Begleiter blieb stehen und steckte die abwärts gesenkte Fackel in den Schnee, daß es zischte und wir im Finstern waren. Aber die Sterne funkelten scharf und über dem Thale lag ein lichter Duft. Aus der Ferne summte das Geläute von Kirchenglocken.

Vor uns stand eine dunkle Masse mit vielen schimmernden Quadrätchen. Dieser gingen wir zu. Zwei Hunde schlugen an, waren aber, als mein Führer einen Laut von sich gab, sogleich wieder still. Wir schritten durch einen weiten Hof der Pforte zu, an welcher zwei Laternen brannten.

Das war doch mehr als ein Bauernhof; es war aber auch nicht der Stall von Bethlehem . . .

Wir traten in das Gebäude und als wir die breite Holztreppe hinanstiegen, klapperten meine steinhartgefrorenen Schuhe. Oben ging eine Doppelthür auf und ich stand in einem milddurchwärmten, hell beleuchteten Saal. Und eine junge Frauengestalt stand da, in einem lichtblauen Kleide und eine Rose im goldfarbigen Haar. Sie hatte große, blaue Augen, und mit denen blickte sie mich jetzt an und hielt mir ihre kleine weiße Hand entgegen und sagte die Worte: „Seien Sie gegrüßt, bei uns, Gabriel, seien sie gegrüßt!"

Ich wußte nicht, was ich entgegnen sollte, ich wußte ja immer noch nicht, was das Alles war und bedeutete. Da ging schon die Nebenthür auf, und er trat herein — er im dunkeln Rock, mit lächelndem Antlitze und mit offenen Armen.

„Servus, Gabriel!" — und er riß mich an seine Brust und küßte mich innig.

— „Emil!" stotterte ich.

„Ja freilich!" rief er, „und so muß man Dich wieder einfangen, Du scheugewordenes Menschenkind, Du wilder Knabe! — Sei gegrüßt!"

„Ja, aber —"

„Das ist", fuhr er fort, die junge Frau an der Hand fassend, „wie Du Dir denken kannst, mein Weibchen, und der da, lieb Tinchen, ist Gabriel der verzauberte Prinz, der in einen Poeten verwunschene Mensch, mein lieber Freund und Zwetschkenröster."

„Aber, wieso kommt —“ stotterte ich wieder.

„Ja!“ rief die Frau, „das wär' ein sauber Ding, jetzt mit den verfrorenen Füßen zu schwätzen anfangen. Kommen Sie mit in Ihr Zimmer, zum Plaudern ist später noch viele Zeit.“

Und sie führte mich in ein freundliches Gemach mit einem knisternden Kamin und zwei schneeweißen, brennenden Kerzen auf dem Tischchen.

Eine Stimmung wie Heimatshauch umwehte mich. Aber vor Allem fühlte ich selbst, was das Nöthigste war. Ich brauchte ziemlich lang, um mich zu durchwärmen; von außen hinein thats der Kamin, von innen heraus der mir gebrachte, mildvolle und gluthreiche Wein mit dem süßen Namen „Liebfrauenmilch.“

Und als ich endlich auch in einem weichen Hauskleide stak, trat ich wieder hinaus in den lichterreichen Saal und durch denselben in ein kleineres Zimmer, in welchem für vier Personen eine Tafel gedeckt war. Eine leicht umschirmte Hängelampe goß ihr volles Licht nieder auf den wohlbestellten Tisch, während die übrigen Theile des Zimmers in behaglichem Dämmerscheine blieben.

„Und jetzt, mein Freund!“ sagte Emil, mir noch einmal die Hände schüttelnd, „vergib! ich hatte kein Recht dazu, aber ich habe es doch gethan. Wir wollten Dich so gerne bei uns haben. Du bist auf dem Oberhofe daheim.“

„Es freut mich von Herzen“, sagte ich, „nur wissen, wie das Alles kommt! Ich bin ein Träumer, aber es liegt mir doch daran, daß dies kein Traum sei.“

„So iß jetzt wacker und trink'“, sagte Emil, „das ist der beste Beweis Deines Wachens.“

Albertine, so hieß sein schönes, junges Weib, legte mir die feinsten Stücke auf den Teller. Emil hielt stets mein Glas in gutem Zustande. Es ist ein heiteres Christmahl gewesen.

„Für wen ist nur das vierte Besteck hier an meiner Seite?“ fragte ich, da uns doch nur drei Personen waren.

„Ich hoffe, Du wirst es noch erfahren, Gabriel“, war der Bescheid meines Freundes. Und der Sessel neben mir blieb leer.

„Nur auf Eines will ich Dich gleich aufmerksam machen, Freund“, sagte Emil, „heute ist Christabend, aber beschenkt werden wir nicht. Wir lassen die Sitte fallen, sie bringt zu viel Spannung in den heiteren Kreis, und der A weiß doch nicht so gut, was der B braucht und am liebsten will, als der B selbst. Der B soll von dem Geld, womit er für den A vielleicht was Unpassendes gekauft hätte, für sich selbst zu Ehren des B das Passende anschaffen. Der A soll es auch so machen — fahren beide Theile besser.“

Mir fröstelte vor solch einem prosaischen Menschen. Wie war der nur im Stande —

„Na“, bemerkte Emil, „Ihr Poetaster seid eben gewohnt, alles Praktische für prosaisch zu halten. Mir wieder scheint das Unpraktische nicht poetisch.

„Und der Christbaum da oben im Gebirge“, sagte ich, „und ihr und ich? — mir wird unheimlich, wenn ich die Lösung nicht bald erfahre.“

„Ich fürchte, die Lösung ist zu wenig romantisch für einen in Aether conservirten Jüngling“, lächelte Emil.

„Spotte, spotte! Wenn man auf prosaischem Wege Solches ausführen kann, dann schwöre ich der Prosa zu für alle Zeit.“

„Ich muß Dir doch erzählt haben, daß ich Landwirth werden wollte?“

„Das hast Du mir mehrmals gesagt“, antwortete ich.

„Und daß ich mir dann ein liebes Weibchen in's Haus führen möchte.“

„Das hast Du mir auch nicht verschwiegen.“

„Wohlan, das habe ich gethan. Im August des vergangenen Sommers habe ich mir den Oberhof im Sulthale erworben, im September bin ich hierher gezogen, im Oktober habe ich das Haus geordnet, im November habe ich mir aus den Weinbergen meine Albertine geholt.“

„Aber, das ist nicht — ?“ rutschte es mir heraus.

„Nein, das ist nicht das Kaffeehausmädchen“, ergänzte Emil seine lächelnde Frau an der Hand fassend, „für die hübsche Kaffeewirthin habe ich nur geschwärmt, aber die liebe Albertine, die ich bei einem Weingartenfeste kennen gelernt, habe ich geheiratet.“

„Gut“, sagte ich nach einer Weile, „so seid ihr da. Aber wie bin denn ich da?“

„Geschwindigkeit ist keine Hexerei“, lachte Emil, „mit Bedacht und langem Vorbereiten hätten wir Dich nicht hierhergebracht, so sehr wir uns darüber den Kopf zerbrochen haben. Du bist überlistet worden. — Wie Du von Wien zum Dreinägelwirth kamst, das weiß ich nicht, wahrscheinlich theils auf der Eisenbahn, theils zu Fuß und theils zu Pferd — auf dem Pegasus.

„Ach, laß' das“, warf ich ein, „ich habe schon seit einer Woche kein Gedicht mehr gemacht.“

„Bitte, genire Dich nicht in meinem Hause; es wird Dir schon ein Winkel angewiesen werden, um solch' allfällige Bedürfnisse zu stillen.“

Ich würde kaum gemerkt haben, daß diese Worte wieder Spott gewesen wären, wenn Albertine nicht ausgerufen hätte: „Aber Emil! — jetzt hast Du Dich so lange — wie ein Kind auf ihn gefreut, und jetzt thust Du ihm allerhand Boshaftigkeiten an. Er lauft uns in dieser Stunde wieder davon.“

„Oh, der bleibt schon da!“ sagte Emil. Und wahrlich mir kam nichts weniger in den Sinn, als aus diesem Hause wieder fortzugehen.

„Gut ist nur, daß er nicht ganz von Nektar und Ambrosia lebt“, fuhr Emil für sich redend fort, mit dem Halse einer Schaumweinflasche spielend, „denn wäre er beim Dreinägelwirth nicht zugekehrt, so hätte ich ihn kaum in unserer Gegend entdeckt und er hätte es auch der Frau Wirthin nicht mittheilen können, daß er wie ein Tschaperl (Närrchen) umgeht.“

„Das habe ich ihr nicht gesagt“, versetzte ich.

„Du wußtest ja gar nicht, wo Du hin wolltest. Schadenbach, Bergwiesau, die drei Häuser an der Sul — Alles war Dir recht. — Aha, denke ich mir im Nebenzimmer, der leidet gerade wieder arg an seiner Poeselei. So Leut' sind wie Mondsüchtige, man muß sie gehen lassen, aber ein scharfes Auge auf sie haben. Dem Wetter ist der gerade gut genug zum Erfrieren, wenn er wo liegen bleibt. — Eilends bin ich nach Dir davongefahren, hab' Dich unterwegs noch einmal gesehen mit Deinem säuerlich verklärten Gesichte, wie Einer, der das Reich Gottes auf Erden sucht und sich dabei die Nase verfriert.“

„Ja, ja“, lachte Albertine, „Du selbst bist trotz Deiner Pelze mit einer verfrorenen Nase nach Hause gekommen.“ — Und zu mir: „Du Albertine, sagt er, der Gabriel streicht in der Gegend um. — Wo? ruf' ich, so hole ihn doch. — Oh, sagt Emil, das verfängt nicht.“

„Freilich“, versetzte Emil, „den muß man poetückischer Weise hintergehen. — Es war keine Zeit zu verlieren, in anderthalb Stunden mußte der Nachtwandler im Kesselwalde sein, wo der Fußpfad nach dem Oberhof herüberführt. Ich bin mit meinem Schlitten schon außerhalb des Kesselthores seitabgefahren, aber das wäre kein Weg für Dich gewesen. Dir mußte man in Nacht und Wildniß beikommen, wie dem Grasel, als man ihn eingefangen hat.“

„Zuerst ist er“, sagte Albertine, und redete von ihrem Manne, „auf den Gedanken gekommen, drüben im

Kesselwald rasch eine hölzerne Hand an den Baum zu heften, die mit der Inschrift: Weg zu den drei Häusern — den Fußsteig zu uns herüber gezeigt hätte. Denn bei uns sind ja auch drei Häuser und eine Viertelstunde weiter draußen sogar ein ganzes großes Dorf."

„Bei rabenfinsterer Nacht so ein Wegzeiger, das wäre ein schlechter Spaß gewesen", lachte Emil.

„So ist er", sagte Albertine, „auf die Christbaumidee gekommen. Gleich war der Fuchs aus dem Stall und mit dem Kerzenpaket ist er davongeritten. Tannenbaum brauchte er keinen erst zu schneiden."

„Bäume gibt es im Walde genug", fügte Emil bei, „bald brannte das Ding lichterloh; und meinst Du, Freund, ich hätte mich nicht irgendwo im Hinterhalt versteckt, um, falls das Manöver nicht gewirkt hätte, Dich doch noch zu ergreifen? Was hättest denn Du in den drei Häusern gemacht? Dort ist ja kein Mensch daheim, sie gehen alle in die Christmette und da müssen sie um acht Uhr schon aufbrechen. Hast mich denn nicht gewahrt, wie ich dann über den Berg hinter Dir und Deinem Hirten hergeschlichen, und mich, dieweilen ihr beim Wasserfall waret, wieder in den Sattel geworfen hab' und davon geritten bin?"

„Aber der Führer", sagte ich, „der hat sich doch seine nackten Füße im Schnee gründlich verfroren!"

„Ach geh!" spottete wieder Emil, „so prosaisch zu denken von dem Hirtenknaben aus Bethlehem!"

Doch, das junge Weibchen beruhigte mich, der Bursche wäre der Sägenfeiler-Michel gewesen. Der wäre in solchem Komödianten-Aufzuge gerade von der Probe zum „Kripelgspiel" heimgegangen, das morgen beim Richterbauer aufgeführt würde; der Michel spiele dabei den Hirten Nathaniel und in der Gestalt habe ihn der Emil gewonnen, dem Gaste mit der Fackel entgegenzugehen. Das enganliegende, fleischfarbige Beinkleid mit ähnlicher Beschuhung wäre von Rehfellen und hielte warm.

„Ihr lieben Leute!" rief ich, „darf ich Bruder und Schwester zu Euch sagen? — Verzeihe, Emil, Du hast ein reiches, schönes Gemüth, das auch aus der Alltägigkeit Poesie zu machen versteht."

Da knallte der Stöpfel, dicker Schaum ergoß sich in unsere Becher.

„Und jetzt laßt die Weihnachtsglocken klingen!" rief Emil sich erhebend und wir stießen die Gläser aneinander. „Nein, kein Toast! Jedes trinke und denke dabei still an sein Lieb!"

Und als wir getrunken hatten, sank Albertine feuchten, leuchtenden Auges an die Brust ihres Mannes. Es war ein langer Kuß; ich hatte meinen Freund nie so küssen gesehen.

Mein Trunk aber brannte mir im Herzen. — „Jedes denke still an sein Lieb!" — Ich hatte keines. Ich war verlassen, wie der Stein auf der Straßen. Ich hatte wohl den wiedergefundenen Freund lieb, und auch seine anmuthige Gattin, aber ich fühlte, wie sie sich gegenseitig ergänzten und um sich einen ewigen Ring schlossen, den kein Drittes mehr überschreiten durfte. Sie waren eine Ganzheit ohne mich — und der Jugendfreund ist dem Ehegatten fremd geworden, wie die abgefallene Blüthe dem Fruchtknoten.

In mir wogte ein unsagbares Weh; noch in derselben Mitternacht wollte ich auf und davon.

Am andern Morgen, als die Spitzen der hohen Sul schon in sonniger Gluth ragten, als lustige Schlittengespanne gegen das Dorf rutschten, gefüllt mit festlich gekleideten Menschen — ging ich wieder meines Weges. Ich ging der nächsten Bahnstation zu und fuhr nach Wien. In meine Wohnung gekommen, that ich den schwarzen Anzug an und ging in das Haus, an dem ich sonst nur sehnsüchtig zu den Fenstern aufblickend, vorüberge-

gangen war, und hielt um die Hand Mariannens an.

Im September des nächsten Jahres wurden wir uns angetraut, und als die Weihnacht nahte, schrieb ich an Emil:

„Lieber Freund, am heiligen Abend, wenn es dunkel wird, komme ich wieder auf den Oberhof."

Von meiner Vermählung hatte ich ihm nicht ein Wörtchen gesagt; diesmal wollte ich ihn überraschen.

Und zur Stunde der Dämmerung fuhren ich und meine Frau wohlgemuth im Oberhofe ein. Nach Gruß und Kuß führten uns Emil und Albertine in den hell erleuchteten Saal und in das Speisezimmer. Hier war wieder — für vier Personen gedeckt.

„Wie wußtest Du?" — rief ich erstaunt dem Freunde zu.

„Das war ja klar", antwortete er, „daß ein Mensch wie Du allein nicht leben kann. Ich habe Dich schon im vorigen Jahre hier durch den leeren Platz an Deiner Seite darauf aufmerksam gemacht. Gott sei Dank, daß er nun besetzt ist."

„Und eben bei Dir, Emil", sagte ich, die Hand meines herzigen Weibchens an mein Herz drückend, „eben bei Dir habe ich im vorigen Jahre gesehen, was die echte Poesie dieses Lebens ist. Vom Oberhofe den geradesten Weg ging ich, mir sie zu holen."

---

# Der Hexenwahn und seine Bekämpfer.

Von H. E. Stötzner.

Wer sich der Menschheit höchstem Zweck geweiht,
Der schreitet kühn voran durch's Grau'n der Nächte,
Und ob ihn auch verkenne seine Zeit,
Mit seinem Leben bricht er Bahn dem Rechte;
Ihn führt die Wahrheit, die er treu befreit,
Stets lebend von Geschlechte zu Geschlechte.
(Duller).

Das dunkelste Blatt deutscher Geschichte liegt vor uns aufgeschlagen: jene finstere Zeit des Mittelalters, da der religiöse Wahn und mit ihm der wildeste Fanatismus seine blutigen Feste feierte.

Langsam, aber mit grauenhafter Sicherheit zog er von Ort zu Ort, von Land zu Land, in der einen Hand das Buch der Bücher, die Bibel, in der andern Schwert und Fackel schwingend, um zur größern Ehre Gottes Menschen zu richten und zu verbrennen. An den schönen Ufern des Rheins und des Mains baute er vorzüglich seine Altäre auf, und Hunderttausende fielen ihm zum Opfer.

Aber auch die längste, bängste Nacht verschwindet vor dem anbrechenden Morgen. Langsam weicht sie zurück in die Thäler und Schluchten, doch auch dahin bringt der Strahl der siegenden Sonne und vertreibt die dunkeln Schatten

Durch Nacht zum Licht! Durch Kampf zum Sieg!

Das ist von Anfang an das Losungswort in der Geschichte, auf politischem wie auf religiösem Felde, gewesen. Jene finsteren Jahrhunderte, in denen Inquisition und Hexenproceß gleich einem Alp die Menschheit quälten, mußten einer erleuchteten, einer besseren Zeit weichen. Unter den Edeln, die sich diesem Frevel gegen die Gesetze der Menschlichkeit, diesem Hohnsprechen aller Vernunft kühn entgegenstellten, die der Schlange Wahn den giftgeschwollenen Kopf zertraten, sind vor Allen Friedrich von Spee und Christian Thomasius zu nennen als die Herolde, welche den neuen Tag verkündeten. —

Zu allen Zeiten hat die Menschheit sich mit Vorliebe einem Wunderglauben hingegeben. Je mehr nun der nach Wissen trachtende Geist in die geheimnißvollen Werkstätten der Natur eindringt, um so größere, um so herrlichere Wunder treten ihm entgegen, aber um so mehr schwindet auch die Binde vor seinen Augen. Anders steht der rohe Mensch den unverstandenen Erscheinungen der ihn umgebenden Gotteswelt gegenüber. Was er sich nicht zu erklären vermag, bleibt für ihn Wunder, und sein Wunderglaube wird zuletzt blinder Aberglaube. Von jeher hat sich der Wahn darin gefallen, einzelne mit den Kräften der Natur Vertraute für besonders begünstigte Wesen anzusehen. Je eifriger dann solche Menschen bestrebt waren, aus der Befangenheit und Thorheit der Anderen Nutzen zu ziehen, desto mehr Schwachsinnige verfielen dem allgemeinen Wahne. Ueberspannte Köpfe glaubten zuletzt an dergleichen übernatürliche Einwirkungen, ja sie bildeten sich zuletzt steif und fest ein, sie selbst seien mit besonderen Eigenschaften und unfehlbaren Kräften ausgerüstet. Nicht alle Diejenigen, die als Zauberer oder Beschwörer auftraten, waren Betrüger; das Gespinnst der Selbsttäuschung, in welches sie sich eingehüllt, hatte sich ihnen über den Kopf zusammengezogen. Die wildesten Ausgeburten der Phantasie fanden Eingang zu ihrem krankhaften Gehirn und was sie selbst glaubten, ward um so bereitwilliger von Anderen nachgeglaubt. So gelangten die ungeheuerlichsten Tollheiten zu Ehren. Wenn die Urheber jenes entsetzlichen Teufelsspukes von der Wirklichkeit desselben fest überzeugt war.n, darf man sich dann wundern, daß die erleuchtetsten Menschen sich in jenen dunkeln Zeiten des Mittelalters nicht von dem allgemeinen Vorurtheile gegen das Volk Israel zu befreien vermochten?

Aus der Finsterniß des Heiden- und der Engherzigkeit des Judenthums war in die erleuchtete christliche Welt der Glaube an ein Reich des Bösen übergegangen. Des Teufels Streben — so lehrte die mittelalterliche Kirche — gehe in der Hauptsache dahin, das Reich Christi zu vernichten und Seelen für seine Herrschaft zu gewinnen. Wer nun an den Satzungen der Kirche, an der Heiligkeit des Priesterstandes, an der Unfehlbarkeit des geistlichen Oberhauptes der christlichen Welt zweifelte, der galt auf Grund des Satzes: „Wer nicht für mich ist, ist wider mich!“ schon von vornherein als ein Feind der Religion, als ein Verächter Gottes, der stand unter dem Einflusse des Höllenfürsten, mit dem er sich verbündet und der ihn für sein Reich gewonnen habe. Solche dem Bösen verfallene „Abtrünnige“ nannte man, wie auch alle Andersgläubige, Häretiker oder Ketzer.

Von nun an gingen die Begriffe von Zauberei und Ketzerei immer mehr ineinander über. Die Kirche selbst lehrte, der Teufel verlocke, um recht viele Seelen zu gewinnen, die Menschen durch allerlei Blendwerk sowie durch Versprechungen aller Art. Durch ihre Verbindung mit den Erbfeinde gelangten die ihm Verfallenen zu allem möglichen irdischen Gewinn und Vorschub, als: Ehre, Macht, Reichthum, Befriedigung der Sinnenlust, — jedoch nur unter der Bedingung nämlich, daß sie auf ihr ewiges Heil, ihre Seligkeit verzichteten.

Immer mehr bildete sich der Teufelsglaube aus. Der Böse spukte überall in den Köpfen, Häusern, Kellern und Wäldern. Bei seiner Jagd auf Menschenseelen verfuhr er aber nach einem bestimmten Systeme und stets ging er sicher. Bevor das Bündniß mit ihm rechtskräftig werden konnte, mußte der der Hölle Verfallene seinen Glauben an Gott förmlich abschwören und dem Satan als seinem Herrn und Meister huldigen. Stand nur erst die Sache fest, die Form fand sich rasch. Der übliche Pact mit dem Bösen war männiglich bekannt, ebenso die Formel,

auf welche hin der gefällige Teufel sich citiren ließ, sowie nicht minder die Verschreibung einer armen Seele durch Unterzeichnung des Vertrages mit dem eigenen Blute.

Die Gerichtshöfe (Parlamente) von Süd- und Westfrankreich sind schier ein Jahrhundert und darüber gegen diesen Wahn, welcher ganze Districte ergriffen und zu Dienern des Teufelscultus mit allen Gräueln und Orgien des Teufelssabbaths herabwürdigte, mit allen Behelfen der mittelalterlichen Justiz zu Felde gezogen. Liest man diese Wahnauswüchse, welchen sich Tausende von Männern und Weibern hingaben und an welchen sie festhielten trotz aller Verfolgungen, so möchte man an der sittlichen Natur des Menschen irre werden. Dieser Schmach geistiger Verirrungen sind nur die entsetzlichen Verfolgungen zur Seite zu stellen, welche Unduldsamkeit und geistige Beschränktheit sich gegen „das auserwählte Volk", nämlich die Juden, in der finsteren Zeit des Mittelalters zu Schulden kommen ließen (Raumer-Riehl's „Historisches Taschenbuch", „Geschichte des Satans").

Immer weiter drang dieser gräuliche Wahn in den Ideenkreis der Völker Europa's ein. Im Mittelalter glaubte alle Welt an Teufel, Hexen, Zauberer und an eine Menge übernatürlichen Spukes. Kein Wunder, wenn sich Ehrgeiz, Engherzigkeit und Herrschsucht der Leichtgläubigkeit als Mittel zur Erreichung ihrer Zwecke bedienten. Die mittelalterliche Geistlichkeit hat nur Dasjenige nachgeahmt, was vor ihr jede Priesterschaft gethan hat, um ihre Macht über die Gemüther des Volkes zu begründen oder zu erweitern. Am Grundgesetze der Rechtgläubigkeit muß jede religiöse Gemeinschaft festhalten, welche sich ausbreiten will. Als „rechtgläubig" galt der römisch-katholischen Kirche nur der, welcher sich an den Buchstaben der verkündeten Heilslehren hielt; wer daran zweifelte, war ein Anhänger des Satans, ein Erzfeind der Kirche, ein Ketzer und Zauberer. Vervehmt und verfolgt, verfiel er zur Bestrafung dem Arme der weltlichen Gerichte. Zu diesem Zwecke wurden schon zur Zeit Theodosius' des Großen unter Oberleitung der Bischöfe Untersuchungsrichter oder Inquisitores bestellt, welche die Abtrünnigen und Irrlehrer aufsuchen und bestrafen mußten. Später, im 11. und 12. Jahrhundert, gelangten die Glaubens- oder Ketzergerichte, Inquisitionen, zu immer größerer Ausdehnung. Fürchterlich wüthete der Fanatismus bei Verfolgung der Waldenser und Albigenser, — Hunderttausende wurden zur Ehre Gottes abgeschlachtet. Papst Gregor IX. nahm die Oberaufsicht über die Inquisition den Bischöfen und übertrug sie den Dominikanern, wobei er jenes Gericht zu einem päpstlichen und allgemein kirchlichen Institute erhob. Er gedachte hierdurch alle persönlichen Rücksichten und Milderungsgründe zu beseitigen. Damit aber der Heiligkeit der Kirche nicht Abbruch geschehe, ward — klug genug — die Vollstreckung der Bluturtheile, ja sehr oft die Untersuchung in der Hauptsache selbst, dem weltlichen Gerichte überlassen.

Das weiteste Feld gewann dies entsetzliche Glaubensgericht in Spanien — dort gab's Ungläubige in Hülle und Fülle auszurotten: Juden, Sarazenen und Christen. Der erste Generalinquisitor war Thomas de Torquemada, Prior des Dominikaner-Klosters zu Segovia, 1478 zu diesem Amte berufen von Ferdinand und Isabella, welche die Inquisition mit dazu benutzten, die alten Landesfreiheiten zu beseitigen und die Königsgewalt zu stärken. Das Wirken des fürchterlichen Arbues ist dem heutigen Geschlechte durch das lebensvolle, wahrheitathmende Bild des deutschen Meisters W. Kaulbach in unseren Tagen ins Gedächtniß zurückgerufen worden. Bald verbreitete sich ein Heer von Aufsehern, Ausspähern und Spionen, Familiares genannt,

über ganz Spanien; man rechnet, daß über 20.000 Menschen im Dienste der Inquisition standen, die in Sevilla, später in Madrid ihren Hauptsitz hatte. Noch im Jahre 1732 erschien eine Verordnung, die es allen Gläubigen zur Pflicht machte, Meldung zu thun, wenn sie wüßten, daß irgend Jemand, er sei lebend oder todt, gegenwärtig oder abwesend, sich gegen die Glaubensgesetze vergangen habe; daß Jemand das Gesetz Mosis beobachte oder beobachtet, ja nur gelobt habe; daß Jemand der Secte Luther's folge oder gefolgt sei; daß Jemand mit dem Teufel einen Bund geschlossen oder ketzerische Bücher oder im Koran oder in der Bibel gelesen habe u. s. w. Sowie der Angeklagte in der Gewalt des Gerichtes sich befand, war er todt für diese Welt. Gefängnisse, heilige Häuser (casas santas) genannt, nahmen den Unglücklichen auf, und in diese grauenhaften Kerker, oft unter der Erde gelegen, drang kein Strahl erbarmender Liebe. Gestand der Gefangene nichts, so wurde durch die entsetzlichsten Qualen der Folter ein Geständniß erzwungen. Gefängniß auf Lebenszeit, Geißelungen, Verlust des Vermögens waren die geringsten Strafen, die das schreckliche Gericht zuerkannte; in der Regel lautete das Urtheil auf den Tod. Dann wurde das feierliche Auto da Fé (Glaubenshandlung) angeordnet. Mit Tagesanbruch lud der dumpfe Ton der großen Domglocke die Gläubigen zum furchtbaren Schauspiele. In feierlichem Zuge zog man durch die Hauptstraßen der Stadt nach der Kirche, in der nach der Predigt das Urtheil verlesen wurde. Die Verurtheilten gingen barfuß und waren bekleidet mit dem Sanbenito, einem safrangelben Bußkleide (das mit einem Kreuze auf der Brust und dem Rücken und mit Teufelsfratzen bemalt war), und der Coraza, einer spitzigen, ebenfalls bemalten Mütze. Ihnen voran schritten die Dominikaner mit der Fahne der heiligen Inquisition und die Reuigen, denen nur Buße auferlegt war. Auch die Bildnisse der entflohenen Verurtheilten und die Gebeine der schon Gestorbenen wurden in Särgen, auf denen Flammen und Teufelsfratzen gemalt waren, im höllischen Zuge den Priester und Mönche schlossen, umhergetragen. Nach Verlesung des Urtheils übergab man die Gefangenen der weltlichen Obrigkeit, die ihnen Fesseln anlegen ließ und sie zum Richtplatz führte. Dort wurde Jeder gefragt, in welchem Glauben er sterben wolle; nannte er den katholischen, so ward er vorher erdrosselt, die Anderen aber führte man lebendig auf den Scheiterhaufen. Und wie zu einem Freudenfeste strömte die Menge zu diesem scheußlichen Schauspiel herbei; selbst die Könige mit ihrem Hofstaate hielten es für etwas Verdienstliches, die Ketzer verbrennen zu sehen.

Milderten sich auch im Laufe der Jahrhunderte die Gräuel der Inquisition, so blieb es doch erst Napoleon vorbehalten, am 4. Dezember 1808 dies entsetzliche Gericht aufzuheben, das freilich durch Ferdinand VII. bis zu einem gewissen Grade wieder hergestellt wurde. Mit Grauen stiegen die sonst so kühnen Soldaten des ersten Kaiserreichs hinab in die gräßlichen Kerker des heiligen Gerichtes und starrten entsetzt die Folterwerkzeuge an, mit denen Tausende und aber Tausende zu Tode gequält worden waren. Man rechnet, daß die Inquisition Spanien zwei Millionen seiner Kinder entrissen habe.

In Deutschland wollten die Glaubensgerichte nie recht Fuß fassen. Schon der erste Ketzerrichter, Konrad von Marburg, ward 1233 erschlagen; auch widerstrebten die deutschen Bischöfe ihrer Einführung. Dafür gediehen aber in unserem Vaterlande, unter dem Schutze des Aberglaubens, im Namen des so oft mißbrauchten Rechtes um so furchtbarer die gleich widerwärtigen Hexenprocesse, und neben Zauberern und Hexen gab es noch genug Ketzer und Irrlehrer.

Hexerei und Ketzerei galten als Geschwister, deren Urheber der Teufel war.

Ein Jahr nach Luther's Geburt beschenkte am 5. Dezember 1484 der Papst Innocenz VIII. die Deutschen mit der Einrichtung der Hexenprocesse. Er erließ nämlich an diesem Tage eine Bulle, in welcher er sagt, daß er vernommen, wie in einzelnen Gegenden Oberdeutschlands, sowie im Mainzischen, Kölnischen, Trierischen, Salzburgischen und Bremischen, viele Personen beiderlei Geschlechts, uneingedenk ihres eigenen Heils und vom katholischen Glauben abweichend, sich mit Teufeln männlicher und weiblicher Figur abgäben, und alsdann durch Hilfe dieser ihrer Bundesgenossen vermittelst zauberischer Mittel und höllischer Künste Menschen und Thieren unsäglich viel Elend zufügten, ja die Früchte der Erde, selbst Weinberge, Baumgärten, Wiesen und Saatenfelder zu Grunde richteten; daß sie außerdem den Glauben, den sie in der heiligen Taufe angenommen, mit gotteslästerlichem Munde abschwören und noch sonst allerlei Ruchlosigkeiten, Ausschweifungen und Verbrechen auf Anstiften des Feindes der Christenheit begingen, zum Untergange ihrer Seelen, zur Beleidigung der Majestät Gottes, zum verderblichen Beispiel ihrer Mitmenschen. Er ertheile also kraft dieser Bulle zwei Predigermönchen die Vollmacht, die Laster der Zauberei in Deutschland auszuspähen, zu bestrafen und auszurotten, wie sie nur wüßten und könnten, und gebe namentlich dem Bischof von Straßburg den Auftrag, sie darin auf alle Weise zu unterstützen. Weiter verbot der Papst den Bischöfen und Erzbischöfen ausdrücklich, diese außerordentlichen Inquisitoren zu belästigen oder sie irgendwie in der Vollziehung ihres Geschäfts zu hindern oder hindern zu lassen; auch solle Niemand sich wider die Untersuchung dieser Art von Verbrechen, so wenig als gegen die Aussprüche der Richter, durch Anrufung des römischen Stuhls verwahren können.

Mit dieser gräßlichen Verordnung ward der entsetzlichsten Tyrannei Thür und Thor geöffnet. Leib und Leben, Ehr' und Gut waren unwissenden, rohen Hexen- und Ketzerrichtern übergeben, die ohne allen Unterschied jeder Anzeige von Hexerei, sie mochte von bösen Buben oder von blinden Werkzeugen des Wahns, oder von der Einfalt eingegeben sein, mit fanatischer Bereitwilligkeit Glauben schenkten. Freilich hatte gerade damals der Wahn, es sei möglich, mit dem Teufel ein Bündniß einzugehen, im gemeinen Volke so tief Wurzel gefaßt, daß an wirksamen Widerstand gegen diese furchtbare Bulle auch nicht einmal zu denken war.

Die beiden Dominikanermönche, welche der Papst als „Inquisitoren der ketzerischen Verruchtheiten" für die Rheingegenden bestellte, waren Heinrich Institor und Jakob Sprenger, und sie begannen alsbald, trotz lebhaften Widerspruchs der Gebildeteren, mit größtem Eifer ihre Ketzer- und Hexenjagd. Aber hiermit begnügten sich die beiden Männer nicht, deren Namen die Geschichte für ewig gebrandmarkt hat, sie brachten all den wahnwitzigen Aberglauben, den Fanatismus, Herrschsucht und Geistesrohheit ausgesonnen, in ein System und drückten damit den tollsten Ausgeburten menschlicher Verirrungen den Stempel der Berechtigung auf. Ihre Ansichten, Vorurtheile und angeblichen Erfahrungen legten sie in einem berüchtigten Buche, dem „Hexenhammer" — malleus maleficorum — nieder. Noch hatten sie in Deutschland nicht festen Fuß gefaßt und es galt daher, alle Hindernisse zu besiegen, die Gemüther gleichsam zu betäuben und die Möglichkeit und Wirklichkeit der Hexerei aus der Bibel, den Kirchenvätern, der Geschichte rc. zu beweisen. Vermittelst des „Hexenhammers" gelang es in der That dem unermüdlichen Jacob Sprenger, der als Hauptverfasser des abscheulichen Buches dasteht, in Deutschland Boden zu fassen und seinem Wirken eine ge-

setzliche Grundlage zu schaffen. Der Hexenproceß galt fortan als eine Angelegenheit des göttlichen Willens, als nothwendig zum Heile der gesammten Christenheit. Das Buch erschien zum erstenmale in Köln um's Jahr 1489 und zerfällt in drei Abtheilungen. Die erste stellt das Zauberwesen als wirklich vorhanden dar und erklärt es für Ketzerei, daran zu zweifeln. Auch wird darin erklärt, warum gerade am meisten die Frauen sich dem Teufel überlieferten.

Der zweite Theil zeigt, wie man sich vor der Macht der Zauberei hüten und ihre Wirkungen aufheben, lösen und heilen könne. Die Kirche mit ihren Heilsmitteln wird hiefür als Gegenzauber hingestellt. Im dritten Theil wird nun mitgetheilt, wie geistliche und weltliche Gerichte wider die Zauberer, Hexen und Ketzer den Proceß führen sollen.

Dasselbe Buch ist von der theologischen Facultät zu Köln approbirt und sogar durch ein Diplom vom damaligen römischen Könige Maximilian bestätigt. Kaum ist's zu glauben, daß der „Hexenhammer", dieses bedauerliche Gesetzbuch für Verbrechen, die man erst erfand, um sie bestrafen zu können, durch Jahrhunderte Geltung erhalten konnte. Es kam bald in unserem Vaterlande so weit, daß selbst die Gebildetsten dem Zauberwahne verfielen. Und nun, nachdem die Hexenrichter durch wohlberechnete Maßregeln den klaren Blick der gesetzlichen Obrigkeiten gebannt, Vernunft und Unschuld unter die Füße getreten hatten, nun durfte sich Niemand erdreisten, der Verfolgten sich zu erbarmen, wenn der Kühne es nicht auf sich nehmen wollte, gleiches Geschick mit den Verfolgten zu tragen. Lange, lange Zeit wagte es auch Niemand. War doch im „Hexenhammer" das Ungeheuerlichste deutlich bewiesen, stimmte doch dies Alles nur zu sehr mit der öffentlichen Meinung überein! Man fand es durchaus in der Ordnung, daß Zauberer und Hexen, ohne Ansehen der Geburt, des Standes, der Bildung, verbrannt werden mußten; Recht und Gerechtigkeit, Glaube und Treue, Erbarmen und Menschlichkeit hörten jetzt auf.

Furchtbare Thatsache! Und wie lange währte dieser grauenhafte Wahn! Alle Leidenschaften wurden nun aufgerührt, die Menschen verwilderten bis zum Entsetzen. Wer sich an Jemand rächen wollte, brauchte ihn nur in den Verdacht der Hexerei zu bringen und die Hexenrichter ergriffen den Unglücklichen. Eine alte Frau mit ein Paar rothen Augen — sie waren vielleicht nur roth geweint! — konnte, sobald der Verdacht der Hexerei auf ihr ruhte, und dies war fast immer der Fall, einen ganzen Ort in Verzweiflung bringen, daß sich Niemand mehr seiner Gesundheit, seines Lebens und seines Wohlstandes einen Augenblick sicher hielt. Traf man auf der Heerstraße, auf dem Felde, im Walde mit irgend einem fremden lustigen Gesellen zusammen, der Bänder am Hute, einen Degen und rothe Hosen oder ganz schwarze Kleidung trug — so hatte man den Teufel selbst gesehen und kehrte zitternd und bebend in seine Wohnung zurück. Zwei Weiber zanken sich, eine nennt die andere eine Hexe; durch eine dritte Frau wird die Sache angezeigt. Die beiden Weiber werden eingezogen, gefoltert und zeigen viele andere Frauenspersonen im Dorfe an, diese beschuldigen wieder andere. Nun verlassen die in Furcht gesetzten Familien Haus und Hof, flüchten in andere Dörfer und in die Wälder; unterdeß wird daheim der Proceß beendet. Ein Dutzend Männer und Weiber, vielleicht sind auch Kinder dabei, werden verbrannt, und der Ort hat das Aussehen, als wenn Krieg und Pest darin gewüthet hätten.

Oft genug kam es vor, daß die Hexenrichter durch bezahlte Spione einen Ort so aufregen ließen, daß die

Leute selber gelaufen kamen und um Gotteswillen baten, die Herren möchten kommen und ihre Stadt, ihr Dorf von den gräulichen Hexen befreien. Rascher, als es sonst in weltlichen Streitigkeiten geschah, kamen die Richter herbei, oft feierlich eingeholt von Rath und Bürgerschaft. Vor allen Dingen wurde nun an die Thür der Kirche oder des Rathhauses ein Anschlag geheftet, demzufolge sie männiglich aufforderten: „jede Person, von welcher man etwas auf Zauberei Hindeutendes wisse, oder von welcher man selbst nur gehört habe, daß sie im übeln Ruf stehe, binnen zwölf Tagen anzuzeigen. Wer dies unterlasse, den solle der Kirchenbann und weltliche Strafe treffen. Dagegen ward dem Angeber nicht nur Verschweigung des Namens, sondern auch Geld und der geistliche Segen ertheilt.

Leider fehlte es nie an Anklägern. Da hatte dieses oder jenes Weib das Vieh behext, „Gewitter gemacht“, Kinder beschrieen, den Hexensabbath und Hexentanz auf einer Ofengabel besucht u. s. w. Die Unglücklichen wurden sofort eingezogen und in den Hexenthurm geworfen. Dort wurden ihnen Arme und Beine in den Stock eingeschraubt oder an eiserne Ringe angeschmiedet, und hier in finsteren, feuchten Kellergewölben ließ man die Armen oft Monate lang bei elendester Nahrung liegen: man wollte sie „mürbe machen“.

Endlich werden die Angeklagten zum Verhör gebracht. Ein armes Weib wird nun gefragt, ob ihr bekannt sei, daß sie von den Leuten eine Hexe genannt worden? Warum sie sich im Stalle oder auf dem Felde habe sehen lassen? Was sie bei Entstehung des Hagelwetters auf dem Felde gemacht habe? Ob ihre schwarze Katze, oder die Kröte, die in ihrem Keller gewesen, der Teufel sei? Ob sie den berüchtigten Hexensabbath besucht habe, zu welchem sich allerdings in Frankreich thatsächlich Tausende von bethörten, im Wahne gefangenen Menschen zu wüsten Ausschweifungen versammelt hatten, wie die Parlaments-Acte von Montpellier, Aix u. s. w. kund gaben. Wußte nun eine Angeschuldigte nichts von dergleichen Gräueln, verneinte sie also die ihr vorgelegten Fragen, so bedrohte sie der Richter mit der scharfen Frage, der Folter. Denn gestehen mußte sie, war doch der Richter schon von allem Anfang an sich klar, daß er eine leibhaftige Hexe vor sich habe. Gestand sie auch jetzt nicht, so sprach der Richter: „Da Du leugnest und nicht willst bekennen in gütlicher Weise, so übergebe ich Dich kraft meines Amtes dem Freimann (Henker), auf daß er thue an Dir zum rechten Bekenntniß mit Schrauben und Leitern, mit Stricken und Feuer oder dem, was ich, Dein Richter, für gut halte in der scharfen Frage.“

Jetzt wurde die vermeintliche Hexe in die Folterkammer geführt. Ein fürchterlicher Ort, gewöhnlich halb unter der Erde, mit dicken Mauern und starken Thüren, die keinen Laut hindurch lassen; denn „die Orte, da die Tortur vorgenommen wird, sollen abgelegen sein, auf daß keine Leute hinzulaufen, damit der Richter die Urgichten des Hexenvolks geheim halten kann. Die Gewölber sollen dick sein, damit der Inquisiten Geschrei und Winseln den Umherwohnenden nicht beschwerlich falle.“*)

Vor den Augen der Inquisitin wurden nun vom Scharfrichter und seinen Knechten die Folterwerkzeuge zurecht gelegt. Es wurde der Marterstuhl herbeigeholt, die Daumschrauben geöffnet, die Leiter hergerichtet und das Alles mit großem Geräusch, um durch Furcht die Angeklagte zum Geständniß zu bringen. Entsetzt schaut das arme Weib um sich. Gesteht sie, dann ist der Scheiterhaufen ihr gewiß. Vielleicht erträgt sie die Qual; sie schweigt — und nun beginnt der Henker sein Werk. Die Folterkunst

*) Wie human! Die Red.

durchlief fünf Grade, einer grausiger als der andere. Mit den Daumschrauben wurde begonnen und dabei die Daumen so gequetscht, daß das Blut hervorsprang. Der zweite Grad war das Schnüren mit den Banden. Die Arme der Deliquentin zog der Henker nach rückwärts und umwickelte sie mit einer festen Schnur, die dann straff angezogen wurde. Oft drang die Schnur bis auf den Knochen und besonders entsetzlich waren die Schmerzen, wenn der Strick hin- und hergezogen wurde. Im dritten Grade wurde die Hexe auf die Leiter gelegt und ihr Körper darauf so auseinander gezogen, daß die Gelenke in allen Fugen krachten. Der gräßlichste Jammer störte weder Richter noch Henker noch ihre Knechte. „Es soll" — heißt es in der Halsgerichtsordnung Karl's V. — „der hartnäckige Inquisit also auseinander gezogen werden, daß man durch seinen Bauch ein Licht scheinen sieht, das hinter ihm gehalten wird." —

Im vierten Grade der Tortur hatte die Hexe die Beinschrauben oder spanischen Stiefel auszuhalten. In ähnlicher Weise, wie bei den Daumschrauben, wurden hier die Beine auf fürchterliche Weise zusammengepreßt, und in Folge davon blieben Die, welche auch diesen Grad überstanden und später freigelassen wurden, zeitlebens verkrüppelt. Als letzter Grad galt die Feuerfolter. Sechs zu einem Bündel zusammengeschnürte Lichter wurden angezündet und die Flammen den Gemarterten unter die Achselhöhle gehalten. Erfährt man, daß dieser Foltergrad bis zum Jahre 1793 ausgeübt worden ist, dann findet man es begreiflich, wenn sich angesichts solcher gräßlichen Verirrungen die rohe, ungebildete Menge so sehr an Blut und Martern gewöhnt hatte, daß die große politische Umwälzung im letzten Jahrzehnt des vorigen Jahrhunderts sich darin gefallen konnte, unbarmherzig Ströme Blutes zu vergießen und Tausende Unschuldiger zu morden.

Ein ganz schauerliches Marterinstrument waren die Zangen — ungulae — die zuerst im 16. Jahrhunderte zur Anwendung kamen. Man nannte sie auch Spinnen, da sie mit diesem Insecte der Form nach einige Aehnlichkeit haben. Man schlug diese Eisenspitzen in das Fleisch der Verurtheilten und riß damit große Stücke aus dem Körper. — Und alle diese erschreckenden Grausamkeiten, von Menschen an ihren Mitmenschen verübt, geschahen zur Ehre Gottes und im Namen des Heilandes, der doch vor Allem einst die Nächstenliebe verkündet hatte.

Gewöhnlich gestanden die Hexen schon in den ersten Graden ein, was der Richter haben wollte. Das sinnloseste Zeug wollten sie gesehen und gethan haben und leider muß hinzugefügt werden: im Irrwahn haben in der That Viele das Unglaubliche und Tollste gethan und — in Folge einer geistigen Pest, welche die Gemüther ergriffen, an die Verirrungen des Wahns, dem sie sich hingegeben, fest geglaubt. Sie gestanden, mit dem Teufel Zusammenkünfte gehabt und den Hexentanzplatz besucht zu haben, wo der Böse in den wunderlichsten Gestalten mit ihnen verkehrte; daselbst hatten sie diese oder jene Nachbarin, welche nun sofort eingezogen wurde, gesehen; sie hatten Kinder verzaubert, Vieh verhext, Hagelwetter gemacht und dgl. mehr. — Der Richter fand dadurch die Anklage bestätigt und das Volk erfuhr mit Schaudern, welches Ungeheuer endlich entlarvt worden sei! Das Ende war der Scheiterhaufen, auf dem der Pöbel die verruchte Hexe, die so viel Schaden angerichtet, mit Vergnügen brennen sah. —

Tiefe Verwirrung bemächtigte sich der Gemüther, ja von selbst kamen oft die Unglücklichen und klagten sich an. Entsetzlicher Wahn ergriff ganze Ortschaften und Districte. Auch die Zeit der Kirchenverbesserung steuerte dem Hexenproceß nicht, er blühte in protestantischen Ländern eben so üppig wie

in den römisch-katholischen, selbst ein Luther warf sein Tintenfaß nach dem Höllenfürsten, — der gräßliche Wahn erbte sich fort von Geschlecht zu Geschlecht. Der „Hexenhammer" hämmerte weiter und schlug von Jahrhundert zu Jahrhundert Hunderttausende zu Boden; nur hatten mit der Zeit die weltlichen Gerichte den geistlichen die Arbeit abgenommen.

Aber gerade zu jener Zeit, da in protestantischen wie in katholischen Ländern der Hexenproceß die meisten Opfer forderte — zur Zeit des menschenvernichtenden dreißigjährigen Krieges — wagte es ein Priester, gegen ihn in die Schranken zu treten. Er war Mitglied eines mit Recht oft geschmähten geistlichen Ordens, — ein Jesuit, aber er war einer der edelsten, die je gelebt haben — Friedrich von Spee heißt der Menschenfreund.

Friedrich von Spee erblickte 1591 zu Kaiserswerth unterhalb Düsseldorf das Licht der Welt und stammte aus dem noch blühenden Geschlechte der Spee von Langenfeld. Als Jüngling trat er in die Gesellschaft Jesu ein, doch seine Seele blieb frei von der spitzfindigen Moral seiner Lehrer, wohl aber kam die Weihe der Poesie über ihn, und in herzinnigen Liedern, die bis auf unsere Zeit gekommen, zeigt sich die Tiefe eines edlen Gemüths. Zunächst, nach Vollendung seiner Studien, lebte er in Köln und lehrte dort Philosophie und Moraltheologie. Später, im Jahre 1627, befahl ihm sein Orden, nach Franken zu gehen, um dort die zum Tode verurtheilten Hexen und Zauberer auf die Richtstätte zu begleiten. Und im Verlaufe weniger Jahre hat er zweihundert auf dem letzten Gange beobachtet. Sein gütiges, helles Auge schaute in die Herzen der Unglücklichen und erkannte gar bald mit tiefem Seelenschmerze, daß unter diesen zweihundert Opfern des Wahns auch nicht eins schuldig war; da drängte es ihn zu beten:

„Vor Traurigkeit im Herzen
Seufz' ich aus tiefem Grund,
Vor innerlichen Schmerzen
Ruf ich all Tag' und Stund'.

Die Zähren mir verinnen
Wie sanfter Regenguß,
Und meine Augen schwimmen
Wie steter Wasserfluß.

O wann wird er erscheinen,
Der vielgewünschte Tag,
Wenn ich von stetem Weinen
Einmal aufhören mag?"

Der Gram über all den Jammer, den er mitansehen mußte und doch nicht lindern konnte, ließ sein Haar vor der Zeit ergrauen. Da fragte ihn eines Tages sein vertrautester Freund, der Kanonikus Johann Philipp von Schönborn: „Woher kommt es doch, daß Euer Haar grauer ist als Euer Alter erwarten läßt?" Mit tonloser Stimme erwiederte der edle Spee: „Das will ich Euch, als meinem liebsten Freund, wohl sagen: es kommt von den vielen Hexen her, die ich zum Scheiterhaufen begleitet habe."

Erstaunt fragte Schönborn weiter: „Wie habe ich das zu verstehen?"

„Ich habe", erzählte Spee, „bei den wegen Hexerei zum Feuertode verurtheilten Personen die sorgfältigsten Untersuchungen angestellt; alle Vortheile, die mir in meiner Stellung als Beichtvater zu Gebote standen, hab' ich gewissenhaft benutzt, um der Wahrheit auf die Spur zu kommen. Trotz alledem habe ich auch nicht bei einer Person von allen Denen, die ich zum Scheiterhaufen begleitete, die geringste Spur gefunden, die mich hätte überzeugen können: es sei irgend ein Grund vorhanden, um sie der Zauberei bezichtigen zu können. Fragte ich die Einfältigeren, so gestanden sie mir zuerst allerdings, sie wären der Zauberei schuldig; aber — sie thaten's einzig und allein aus Verwirrung und Furcht, daß sie nochmals der Folter unterworfen werden sollten. Sobald sie mich aber besser kennen lernten, da faßten die Unglücklichen Zutrauen zu mir und sagten die reine Wahrheit. Da stürzten ihnen Thrä-

nen aus den Augen, da erzählten sie mir von der Arglist der Richter und riefen Gott zum Zeugen ihrer Unschuld an. Das Alles hab' ich nun so oft erfahren, und das ist's, was mir die Haare vor der Zeit grau gemacht hat!"

Tieferschüttert hörte Schönborn zu, und als er später Kurfürst von Mainz geworden war, da trat dies Bekenntniß seines längst gestorbenen Freundes vor seine Seele, und in seinem Lande hörten die Hexenverbrennungen auf. Den Inhalt jenes Gespräches aber hat er dem Philosophen Leibnitz mitgetheilt, und durch diesen ist's der Nachwelt überliefert worden.

Von seinem warmen Herzen getrieben, trat Spee entschieden gegen die Hexenprocesse auf. Die Fortdauer dieses himmelschreienden Unrechts ließ ihn Tag und Nacht nicht ruhen; oft „umleuchtete es ihn wie Feuerschein, oft umrauschte es ihn wie Weinen und Seufzen", — da schrieb er sein Buch: „Kriminalische Vorsicht", oder: „Buch über die Prozesse gegen die Hexen, an die deutschen Obrigkeiten, zu diesen Zeiten nothwendig, aber auch den Räthen und Beichtvätern der Fürsten, den Inquisitoren, Richtern, Advokaten, Beichtvätern der Angeklagten u. s. w. sehr nützlich zu lesen."

Er nannte sich nicht als Verfasser, sondern schrieb nur „von einem römisch-katholischen Gottesgelehrten". Spee verschwieg seinen Namen gewiß nicht aus Feigheit, aber er mußte es thun, sonst wäre nicht nur er verloren, sondern auch die hochwichtige Angelegenheit, für die er in die Schranken trat, auf's höchste gefährdet gewesen. Nur Philipp von Schönborn wußte um das Geheimniß des Freundes und bewahrte es so treulich, daß Spee bei Lebzeiten unangefochten blieb. Erst später theilte er es Leibnitz mit, wer der Verfasser jenes Buches gewesen.

Anfangs ging Spee's Werk nur in Abschriften von Hand zu Hand. Im Jahre 1631 wurde es zuerst zu Rinteln gedruckt und erregte solches Aufsehen, daß es wenige Monate später zu Frankfurt am Main abermals erschien, und zwar mußte hierbei eine Abschrift benutzt werden, weil ein gedrucktes Exemplar der ersten Auflage durchaus nicht mehr aufzutreiben war.

Wie rein und edel tritt uns Spee in diesem Buche entgegen! Mit warmer Menschlichkeit, mit ruhiger, fast wehmüthiger Sprache, weder vorlaut, noch überlaut, führt er darin die Sache des Rechts. Auch er ist noch im Wahne seiner Zeit befangen und stellt die Möglichkeit eines Teufelsbündnisses nicht in Abrede; aber er wendet all seine Kraft gegen die grausame Willkür des Hexenprocesses, gegen Tortur und Scheiterhaufen. Unerschrocken deckt er alle die Niederträchtigkeiten auf, die hier in Uebung waren. So schreibt er: „Die Hexe wird gefoltert, daß sie die Wahrheit sage, d. h. sich schlechthin als eine Zauber'sche bekennen soll. Sie mag Anderes sagen, was sie wolle, so ist es nicht wahr. Bekennt sie auf die erste Folter, so geben sie vor, sie habe gutwillig und ohne Folter bekannt, und sie wird getödtet; denn Widerrufen gilt hier nichts. Bekennet sie nicht, so torquirt man sie zum zweiten, dritten und viertenmale; denn bei diesem Processe gilt, was nur dem Richter beliebt. Verwendet sie nun etwa in der Folter vor Schmerzen die Augen oder starrt mit offenen Augen, so sind's neue Indicia, denn dann sprechen sie: „Sie schaut nach ihrem teuflischen Buhlen." Wird sie dann härter gefoltert und will doch nicht bekennen, verstellet ihre Geberden wegen der großen Marter, oder kommt gar in eine Ohnmacht, so rufen sie: „Die lacht oder schläft auf der Folter; die hat etwas gebraucht, daß sie schweigen kann." Begiebt sich's daß Eine oder die Andere auf der Folter stirbt, so sagt man: „Der Teufel hat ihr den Hals gebrochen." Dann schleppt der Henker die Leiche hinaus und begräbt sie unter dem Galgen. —

„Wo ist hier für eine Angeklagte die Möglichkeit, zu entkommen? Ach! Du äußerst Unglückliche, was hast Du gehofft? Warum hast Du nicht gleich beim ersten Eintritt in das Gefängniß Dich für schuldig erklärt? O Du thörichtes und unbesonnenes Weib! Warum willst Du so oft sterben, da Du nur einmal sterben konntest? Nimm guten Rath an, bekenne Dich, ehe Dich irgend eine Strafe trifft, schuldig und stirb!" —

Zum Schluß des Buches schreibt der edle Mann:

„Ich wagte gerne mehr zu sagen, allein der Schmerz übernimmt mich dergestalt, daß ich diesen Auszug nicht genau und vollständig vollenden kann. Auch kann ich, welches sonst nicht ohne Nutzen sein würde, auf keine deutsche Uebersetzung denken; vielleicht finden sich Einige, die das aus Liebe zum Vaterlande und zu den Unschuldigen besser vollführen. Ich beschwöre endlich alle gelehrten, frommen, verständigen und bescheidenen Beurtheiler dieser Sachen (denn die Uebrigen achte ich nicht), daß sie das, was ich geschrieben habe, sehr fleißig lesen und — wohlgemerkt — auch überdenken mögen. Alle obrigkeitlichen Personen und auch die Fürsten befinden sich in großer Gefahr ihrer Seligkeit, wenn sie nicht sehr aufmerksam sein wollen. Sie werden sich nicht wundern, wenn ich sie etwas nachdrücklich und muthig ermahne. Denn es stehet mir nicht an, unter Denen zu sein, die der Prophet stumme Hunde nennet, die nicht bellen können. Sie mögen auf sich selbst und auf die Heerde wohl Acht haben, die Gott dereinst auf das genaueste von ihrer Hand fordern wird."

Edler Mann, dein Buch in so trüber Zeit war der erste Sonnenstrahl nach trüber Nacht; du selbst ein Held, dessen Lorbeer unvergänglich ist! Unbeachtet von den Zeitgenossen, die, wenn sie geahnt hätten, was du gethan, dich am liebsten verbrannt hätten, ging dein Leben dahin; erst die Nachwelt erkannte deine Hoheit, deine Größe! Wahrhaftig, es ist nicht das geringste Verdienst des großen Leibnitz, daß er der Nachwelt das Andenken Friedrich von Spee's in dieser Beziehung übermittelt hat.

Auch als Dichter hat der Edle, wie schon oben gesagt, in unserer deutschen Literatur einen klangvollen Namen. Nach seinem Tode gab einer seiner Schüler eine Sammlung seiner geistlichen Lieder unter dem Titel „Trutznachtigal" heraus. Außerdem besitzen wir noch von ihm „das güldene Tugendbuch", ein theils in ungebundener Rede, theils in Liedern abgefaßtes Erbauungsbuch. In seinen Liedern liegt sein Herz, die ganze kindliche Reinheit seiner Seele klar ausgesprochen da, es leuchtet daraus der ganze Schatz von Liebe hervor, der in ihm lebte. —

Die letzte Zeit seines Lebens verbrachte er in Trier. Als im Jahre 1635 die Kaiserlichen die Stadt eroberten und in allen Straßen und Gassen das Blut in Strömen floß, da stürzte Spee mitten ins Handgemenge hinein, und gleichgiltig gegen jede Gefahr, verhinderte er, wo er nur konnte, Raub und Mord, und trug die Verwundeten, Freunde wie Feinde, aus dem Getümmel, um sie in den Spitälern verpflegen zu lassen. Allein übermenschliche Anstrengungen warfen ihn aufs Krankenlager und ein bösartiges Fieber machte seinem edlen Leben am 7. August 1635 ein Ende.

Spee's Buch hatte auch anderen Leuten Muth gemacht, gegen den Hexenwahn anzukämpfen. Eine ganze Reihe edler Menschenfreunde erhebt sich gegen diese barbarische Verirrung, unter ihnen auch ein Prediger zu Amsterdam, Balthasar Becker, von Geburt ein Deutscher, der in seinem Buche „Die bezauberte Welt" den Teufel entthronte. Es erregte solches Aufsehen, daß davon in zwei Monaten viertausend Exemplare verkauft wurden. Freilich brachten es seine Gegner dahin, daß er

seines Amtes entsetzt ward, und als er am 11. Juni 1698 die Augen geschlossen, da suchten die Anhänger des Teufels ihn noch im Tode zu beschimpfen, indem sie das Gerücht verbreiteten, Becker habe auf dem Sterbebette seine Grundsätze geändert. Aber sein Sohn trat für die Ehre des trefflichen Vaters ein und veröffentlichte dessen letzte Reden. Der letzte hervorragende Kämpfer, der entschieden gegen den Hexenproceß auftrat und der, wie Friedrich der Große sagt: „den Weibern das Recht zuspricht, alt zu werden" — war Christian Thomasius.

Am 1. Januar 1655 zu Leipzig geboren, genoß er durch seinen Vater, den Professor Jakob Thomasius, den Lehrer von Leibnitz, eine sorgfältige Erziehung und erlangte bereits im 17. Lebensjahre den philosophischen Doctorhut. Hierauf ging er nach Frankfurt a. d. O., studirte dort die Rechtswissenschaften und ward daselbst 1679 Doctor der Rechte. Nach Leipzig zurückgekehrt, trat er als Advocat und akademischer Lehrer auf, denn er meinte, Theorie ohne Praxis sei nur ein todter Körper; letztere sei der einzig richtige Prüfstein für die erstere. Er war der erste Leipziger Professor, der im Jahre 1688 eine deutsche Abhandlung an das schwarze Brett schlug und seine Collegien in deutscher Sprache vortrug. Damit versetzte er dem alten Vorurtheil, als sei unsere Muttersprache des Lehrstuhls auf der Universität unwürdig, den ersten Todesstoß. Weiter begann er eine Monatsschrift in deutscher Sprache herauszugeben, in der er aufs freimüthigste wissenschaftliche wie politische Fragen erörterte und dabei hie und da gar manchen gelehrten Professor am steifen Zopf angriff. Freilich zog er sich dadurch viel Feindschaft zu, was ihn jedoch wenig bekümmerte. Besonders waren es die Theologen, die ihn aufs bitterste haßten und sogar von der Kanzel herab das Volk und die Studenten gegen ihn aufzuhetzen versuchten. Wirklich gelang es ihren Umtrieben, den kühnen Mann bei der Regierung zu verleumden und einen Verhaftsbefehl für ihn zu erwirken. Jedoch Thomasius merkte die Gefahr und entfloh 1690 aus Leipzig, wo man all sein Eigenthum einzog. Der Verfolgte wandte sich nun nach Berlin. Dort bat er den Kurfürsten Friedrich III. um Schutz und um die Erlaubniß, sich in Halle niederlassen zu dürfen, um der studirenden Jugend, die sich etwa dort um ihn versammeln möchte, akademische Vorlesungen zu halten. Der Kurfürst nahm keinen Anstand, diese Bitte zu bewilligen. Er ernannte Thomasius zu seinem Rath und setzte ihm einen Gehalt von 500 Thlrn. aus. Damit beginnt nun die eigentliche segensreiche Wirksamkeit des verfolgten Gelehrten.

Auf der Ritterakademie zu Halle setzte er unbehindert seine Vorlesungen fort, die gar bald zu hohen Ehren gelangten und überaus stark besucht wurden. Seine Leipziger Feinde fuhren fort, Alles in Bewegung zu setzen, um ihm zu schaden. Einer derselben wandte sich nochmals an den Kurfürsten von Sachsen, nannte den Entflohenen einen „notorischen Erzbösewicht" und verlangte dringend, daß man vom Kurfürsten von Brandenburg seine Bestrafung fordern solle. Ja, in Kopenhagen wurden sogar einige Schriften von ihm durch Henkershand verbrannt. Aber Thomasius befand sich nun in sicherem Schutze und lachte über das Schimpfen jener bissigen Leute, besonders jener von Leipzig. Mehr und mehr Studirende wandten sich nach Halle, um den berühmten Rechtsgelehrten und Philosophen zu hören, und dieser außerordentliche Beifall wurde die nächste Veranlassung zur Gründung der Halle'schen Hochschule, denn als der Kurfürst bei einer Durchreise die große Anzahl der Studenten gewahrte, beschloß er die Errichtung jener Universität. Sie ward im Jahre 1694 eröffnet.

Im Jahre 1709, als der Stern dieses bedeutenden Mannes immer leuchtender aufgegangen war, da erkannte man auch in Leipzig, wo inzwischen seine alten Gegner gestorben und verdorben, was man an Thomasius verloren. Man versuchte ihn unter vortheilhaften Bedingungen zurückzurufen, aber er schlug den Antrag aus. Sein Fürst ernannte ihn dafür noch in demselben Jahre zum Geheimrath; bald nachher wurde er Director der Friedrichs-Universität, Professor primarius und Decan der Juristenfacultät.

Diesen erleuchteten Denker hatte die Vorsehung dazu ausersehen, dem Hexenproceß in Deutschland die Todeswunde beizubringen. Er war der rechte Mann dazu, es selbst mit dem Teufel aufzunehmen, und es gelang ihm, die Teufelsfurcht gründlich zu besiegen, den Zauberglauben in seinem Nichts darzustellen und dadurch dem Hexenproceß für alle Zeiten den Garaus zu machen. Anfänglich hatte er das Hexengespenst nicht beachtet, ja er hatte sich übereilt, als die ersten Hexenacten an die neue Universität geschickt wurden, durch die bisherige Gewohnheit verführt, seine Stimme ohne Weiteres gegen die Beklagte abzugeben. Aber seine Collegen dachten anders, als sie ihn überstimmten. Dadurch auf den Stand jener Angelegenheiten erst aufmerksam gemacht, prüfte er gründlich das Verfahren bei diesen Processen; er suchte hinter das Wesen des Höllenfürsten zu kommen und die Natur der Zauberei sowie der Proceßführung dabei zu durchdringen.

Da fand er nun, daß der Teufel der Hexen kaum älter als fünfhundert Jahre sei und daß ein Verbrechen der Zauberei gar nicht existire, aus dem einfachen Grunde, weil es keine Zauberer geben könne. Hierauf legte er seine Forschungen besonders in zwei wichtigen Schriften nieder: „Kurze Lehrsätze von dem Laster der Zauberei“ und „Untersuchung vom Ursprung und Fortgang des Inquisitionsprocesses wider die Hexen“, in denen er den Unsinn und die Rechtlosigkeit dieses Gerichtsverfahrens auf's schlagendste und unwiderleglichste nachwies.

Er erkannte ganz klar, was vor Jahrhunderten den Papst bewogen, den Hexenproceß in Deutschland einzuführen. „Es diente“, schreibt er in dieser Beziehung, „diese Fabel von den Bündnissen mit dem Teufel noch dazu: wenn irgendwo ein frommer und rechtschaffener Mann war, der es mit der Clerisei aus vielen Ursachen verdorben hatte, daß diese ihm war gehässig geworden, gleichwohl aber wegen seiner behutsamen Aufführung ihm unter dem Vorwande eines Irrthums in der Lehre oder Ketzerei nicht in die Haare kommen konnte, da war kein bequemeres Mittel, einen solchen auf den Scheiterhaufen zu bringen, als wenn sie ihn wegen des Lasters der Zauberei verdächtig machte, und durch tausenderlei Marter ihn dahin brachte, daß er ihre unzähligen erdichteten Lügen von der Gemeinschaft und von dem Bündniß des Teufels mit den Zauberern durch sein erzwungenes Bekenntniß bekräftigen mußte.“

Schließlich weist Thomasius die Nichtigkeit alles dessen nach, was die Juristen von den Kennzeichen der Zauberei zu lehren pflegten, und schließt seine Schrift mit den Worten: „Was mich vor jetzo anbetrifft, als der ich das ganze Laster der Zauberei für eine Fabel halte, rathe diese einzige Behutsamkeit: Der Fürst als die hohe Obrigkeit verstatte niemals, daß wegen des Lasters der Magie, d. i. wegen des Bündnisses mit dem Teufel, eine Inquisition angestellt werde; die kleinere Obrigkeit aber vollziehe solches niemals!“ — Ebenso entschieden sprach er sich gegen die Folter aus.

Kein Wunder, daß er von Juristen und Theologen seiner Zeit als der ärgste Frevler an Gottes Wort, als ein „Atheist, Quäker, Socinianer, Sadducäer“ hingestellt wurde. Sogar die Poesie wurde aufgeboten, um ihm den

Proceß zu machen. Freilich waren die Verse auch darnach. — So schreibt ein Hamburger gegen Thomasius:

Gespenster glaubt er nicht, auch keinen Bund der Hexen,
Welch' atheistisch Gift, das er hierunter hegt!
Er ist ein Höllen-Huhn, das jetzo erst will räcksen,
Bis daß es nach und nach die Eier hingelegt,
Den Sadduzäer-Geist von Neuem auszubrüten;
Ach, dafür woll' uns doch der liebe Gott behüten.

Thomasius hörte und las mit Gleichmuth diese plumpen Angriffe. Er meinte: „Vor dem Teufel soll man sich hüten, aber ihn nicht fürchten. Also hüte ich mich vor meinen Lästerern, sowohl vor denen, die des gemalten Teufels Partei nehmen, als vor den anderen, sowohl vor alten als jungen, — aber ich fürchte mich nicht. Ich nehme mich in Acht, daß ich ihnen keine Ursache zur Teufelei, d. i. zur Lästerung gebe; thun sie es aber dennoch, so lasse ich sie diabolisiren so lange sie wollen, und lasse sie gehen, wenn sie sich auch in einen Engel des Lichtes verstellen und unter dem Schein des Gebetes ihre Lästerungen wider mich ausüben." — Bisweilen ließ Thomasius seinem glänzenden Witze freien Lauf, um seine Gegner zurückzuweisen. So hatte ein gewisser Prediger Erdmann wider ihn geschrieben, unter dem Namen Salzmann. Thomasius sagte nun, das habe er gethan, weil er sich der Stelle aus Matthäi erinnert: Ihr seid das Salz der Erden, und weil der arme Erdenkloß gemeint, es schicke sich vortrefflich auf ihn. Thomasius rieth ihm, die Stelle bei einer folgenden Schrift auf das Titelblatt zu setzen, aber ja die Worte nicht zu vergessen, daß das Salz zuweilen dumm würde.

Alles Widerstreben jener Dunkelmänner konnte die große Geistesthat des Edeln nicht hindern. Er erlebte es noch, daß sein Fürst, König Friedrich I. von Preußen, die Brandpfähle aus seinen Landen verschwinden ließ. Mit heiterer Ruhe sah er dem Tode entgegen, der ihn am 23. Sept. 1728 der Erde entrückte. Er hat, wie der berühmte Staatsrechtslehrer Schlözer behauptet, auf Mit- und Nachwelt mehr gewirkt, als alle Philosophen Griechenlands zusammengenommen, und der Historiker Johannes von Müller sagt von ihm: „Viele, die mit großer Pracht und Macht ihr Zeitalter auf das Glorreichste unglücklich gemacht oder mit unsäglicher List und Kühnheit mysticirt haben, werden nicht die Achtung und Liebe, wie solch ein Mann, bei der Nachwelt finden." Auch in der Gegenwart ist sein Gedächtniß nicht erloschen, denn vor wenig Jahrzehnten hat die Universität zu Leipzig in ihrer Aula die Büste des unerschrockenen Kämpfers aufgestellt.

Das Andenken an diesen braven deutschen Mann aber möge uns ermuntern, wo wir nur können, Aberglauben und Gewissenszwang, die sich auch in unsern Tagen noch in verschiedenen Formen zeigen, kräftig zu bekämpfen und uns selbst frei zu halten von den Gebilden des Wahns, der gleich erbarmungslos sich wendet gegen den darin Befangenen wie gegen Andere. Ward in früherer dunkler Zeit der Kampf gegen blutigen Aberwitz geführt, der sich gegen vermeintliche Zauberer, gegen Ketzer und Andersgläubige wandte, so gilt es heute vornehmlich, denen gegenüber zu treten, welche höhere Bildung, Erhebung des Menschen zur Wohlfahrt und Freiheit in geistigen wie bürgerlichen Beziehungen aufzuhalten oder zu verhindern suchen. Eitles, vergebliches Bemühen! Jeder Tag, der dem Vorschreiten der Menschheit durch Unterricht, Bildung und Uebung in allem Schönen, Guten und Großen gewonnen wird, verscheucht mehr und mehr die dunkeln Wolken der Nacht, welche die Geister eines guten Theiles der Menschheit noch immer umlagert. Auf allseitig bessere Erkenntniß wirken heutzutage Schule und Leben, wirken fort und fort Wort,

Griffel und Feder, wirkt die unübersehbare Thätigkeit der Druckpresse. So sehr auch die Gewalthaber und Verächter der Geistesfreiheit den freien Meinungsausdruck durch die Presse verfolgten und knebelten — sie, die nicht an Ort und Stelle gefesselt ist, läßt sich eben so wenig durch den Machtspruch der Gewalthaber unterdrücken, als der Geist der Glaubensfreiheit durch Scheiterhaufen und Tortur erstickt werden konnte. Das erhebende Gefühl, daß Einer für Alle und Alle für Einen einstehen müssen, wird immer lebendiger und durchdringt die Gegenwart, ja in ihm wurzeln alle Hebel der Volksbildung. unsrer Tage sowie der Zukunft. Und so arbeite denn ein Jeder unverdrossen am Werke der Aufklärung. Denn leider, leider

Des Aberglaubens alte Rechte
Erstrecken sich auf jedes Haupt;
Noch ist im menschlichen Geschlechte
Ihr Einfluß größer, als man glaubt.

---

# Wenn ich komm', wenn ich wiederum komm'!

Habt ihr schon gehört? Der Reinhard, Lorle's Reinhard ist wieder da; — Ihr könnt euch doch noch erinnern an die Geschichte von der Frau Professorin — vor dreißig Jahren? sie hat ja in ganz Deutschland Aufsehen gemacht. — Dazu wäret ihr zu jung. Aber gelesen? in Auerbachs Dorfgeschichten gelesen? — Nun, der Professor Reinhard, der berühmte Maler, hat die Wadeleswirths-Tochter, die Lorle, geheiratet. Im Schwarzwald wars und so gings zu: Der Reinhard hat ein Altarbild für die Kirche gemalt und sich dabei ins Modell verliebt — in's schöne, marienhafte Lorle. Hats geheiratet, ist mit ihm in die Stadt gezogen. Es war eine echte Liebe gewesen, aber das Dorfkind hat sich in das vornehme Stadtleben nicht zu finden gewußt und der Reinhard hat sich seiner geschämt, hat es in die hohen Kreise, in die er gezogen worden, nicht mitnehmen können und noch obendrein hat eine vornehme Frauensperson ihm den Kopf verdreht. Wie das das Lorle inne worden, ist es davon und zum Vater heim. Sie hat den Reinhard so von Herzen lieb gehabt, daß sie ihm nicht auf dem Wege stehen wollte zu seinem Glücke — und sie hat still und geduldig gelitten daheim in ihrem Dorfe Weissenbach. Dem Reinhard ist aber auch nicht wohl gewesen, wie das Lorle davon war und er sich sagen hat müssen, er wäre die Schuld; so ist er bald darauf fort nach Italien. Er ist als Maler sehr berühmt worden, aber in den letzten Jahren hat man gar nichts mehr von ihm gehört und es hat geheißen, er wäre gestorben.

Da ist er nun auf einmal in Weissenbach. Mit dem Bahnzug ist er gekommen, denn seit dreißig Jahren haben sie durch die Gegend die Eisenbahn gebaut. Die Leute hätten ihn schier nicht mehr erkannt, denn er trägt einen grauen Bart. Aber um etliche Wochen ist er zu spät daran; das Lorle, mit dem er so unselig auseinander gekommen ist und das er jetzt, nach dreißig Jahren erst wieder aufsuchen will — es ist todt. Noch ehe sie starb, hat sie dem Reinhard ein Grab bestellt an ihrer Seite. Und jetzt kam er und wollte nichts mehr von der Welt und wollte bald sterben und bei dem Lorle begraben sein. Aber wie der Reinhard schon ein Mensch ist, dem's immer anders kommt, als er selber will, so verliebt er sich nun geschwind, noch bevor er zu seinem Lorle ins Grab steigt, in ein junges Mädchen und bald ist er mit demselben verlobt.

Man nimmt ihm's sehr übel — nicht bloß die Weissenbacher allein — auch andere Leute. Eine hat er schon ins Unglück gebracht vom Dorfe, jetzt geht er die zweite an. —

Und wenn er denn die Erste richtig so lieb gehabt hat, wie er thut und daß er, wo er geht und steht an sie denkt und gar nicht weiß, wie er sein Herzleid stillen soll — so steht's ihm gar nicht gut an, jetzt, da noch nicht einmal Gras wächst auf ihrem Grabe, schon wieder an's Heiraten zu denken. Der Reinhard sollte überhaupt ganz ledig bleiben — schon den hunderttausend Frauen zu Lieb, die seine Geschichte lesen. Ein erstes Heiraten hat man in einer Liebesgeschichte gern — aber ein zweites liest sich wahrhaftig nicht mehr gut. Ein Witwer, besonders einer, der im Buche steht, soll entsagen, Allem entsagen und für immer entsagen, damit die Welt an ihm die Poesie „der treuen Liebe“ genießen kann. — Früher hat der Dichter solch verwitweten Personen gerne sich aus Gram das Leben nehmen oder anders wie an gebrochenem Herzen sterben lassen; — das war ein Genuß für die Leser. Neuere Schriftsteller ziehen es vor, das Leben und Streben eines verwitweten Helden vollständig von allen weiblichen Wesen ab- und großen Thaten zuzuwenden, durch welche sie der ganzen Menschheit oder mindestens einem guten Theil derselben nützen. Das erhebt die Leser und sie freuen sich, daß so ein Mann noch vorkommt — und wenn er auch nur gedruckt steht.

Und der Reinhard, auf den man seit dreißig Jahren her so viel gehalten, will wieder heiraten; — und was denn das nützt, wenn man über so Einen Bücher schreibt, der nicht besser und nicht schlechter ist, wie andere Leute! —

Ach, sie sollen sich nur nicht zu früh die Zunge wetzen. Mein Gott, es wird's ja bald genug die ganze Welt erfahren, was geschehen ist. — Vom Söller herabgestürzt . . . herabgeworfen! — Das ganze Dorf läuft verwirrt und jammernd durch die Gassen . . .

Eine böse, traurige Geschichte! — Die Sache hat sich so zugetragen: Als vor dreißig Jahren das arme Lorle von der Stadt zurückgekommen in's Dorf, da ist gerade ihre Schwägerin, ihres Bruders Frau, in der guten Hoffnung und da hat sich dieselbige über die unglückliche Heimkehr des Lorle so erschreckt und entsetzt, daß sie eine Frühgeburt gemacht. Das Kind, ein Junge, wuchs wohl auf, war aber blöde, ein Trottel und bösartig noch dazu. Dieser Bursche hat nun den angekommenen Reinhard nicht leiden mögen und ist's gewesen, der den Mann in seinen zweiten Brautständen von dem Söller des Hauses hinabgestürzt hat. — Jetzt haben sie des Lorle's Reinhard neben dem Lorle begraben.

In dieser Zeit ist auch der „Kohlebrater“, der Herr Reichenmeyer, wieder einmal nach Weissenbach gekommen und hat den Reinhard besucht. Aber das ist ein unangenehmer Mensch geworden — so über alle Maßen gescheidt und altklug — so hochgelehrt, ein Weltverbesserer, der über all seine Selbstlosigkeit die Freundschaft verlernt und mit seinen rücksichtslosen Vernünfteleien dem armen Reinhard, der an ihm das warme Bruderherz zu finden wähnte, bitter weh gethan hat. Aber sonst doch eine gute Seele. Er soll geweint haben im Walde, als er wahrgenommen, daß er den Reinhard beleidigt. Er hat seinen Jugendfreund mitnehmen wollen auf Entdeckungsreisen in die Eisregionen — vielleicht wäre das ein Rechtes gewesen, denn der Herr Reichenmeyer war trotz all seiner Wissenschaften — er hat, wie die Leute sagen, alle Jahre eine neue gelernt — ein guter, natürlicher Mensch und solche Leute treffen unbewußt oft das Rechte. — Nun, 's ist Alles vorbei. Der Herr Collaborator ist wieder

fort, wir wissen nicht wohin, wissen auch nicht, ob er noch einmal ein zweites Tausend seiner oft wahrhaft weisen und oft wahrhaft seltsamen Gedanken in ein Buch drucken läßt, wie er es schon einmal mit dem ersten Tausend gethan hat. — Malva, so heißt die zweite Braut Reinhard's, ist des Bräutigams Erbin geworden. Auch sie wird leicht einen Zweiten finden, doch rathen ihr die Leute, sie soll ja keinen Stadtherrn nehmen, das thäte — und wäre die Liebe noch so groß — ein für allemal kein gut. Lorle's und Reinhard's Geschichte hätt's bewiesen. —

Es ist hier von einem neuen Buche die Rede, welches die Cotta'sche Buchhandlung in Stuttgart erst vor Kurzem hat drucken lassen. Dem Berthold Auerbach fiel es nämlich jetzt, nach dreißig Jahren plötzlich ein, seine Dorfgeschichten fertig zu schreiben, nachdem dieselben dreißig Jahre lang alle Welt für fertig gehalten hat, die Charlotte Birchpfeiffer ausgenommen, welche in ihrem „Dorf und Stadt" dem Lorle zu einem „guten Ausgang" behilflich war.

Die Geschichte von des Lorle's Reinhard kann recht packen, aber mich dünkt, wenn schon nichts Großes und Erfreuliches mehr zu erzählen gewesen ist, so hätte man die längstvergangenen Dinge in Gottesnamen sollen schlafen lassen.

Es mögen vielleicht derlei Fortsetzungen und Weiterentwicklungen dem Wesen der Dorfgeschichte entsprechen, so wie kaum zu zweifeln ist, daß Auerbach auch hierin seine Nachahmer finden wird. Im Dorfleben hängt Alles viel natürlicher und inniger zusammen, als in anderen Gesellschaftskreisen, das Geschick des Einen hat daher oft große Folgen für Nachbar- und Nachkommenschaft. — Kann der Erzähler damit schließen, daß er z. B. seinen Helden nach Amerika gehen läßt? Damit fängts ja eben wieder an und Alles frägt: Wie gehts ihm in Amerika? Wird er reich? Geht er zu Grunde? Wird er wiederkehren? So bei Auerbachs „Tolpatsch"; — und das ist im Buche die zweite Geschichte.

Der Sohn des vor dreißig Jahren ausgewanderten Tolpatsch kehrt in's Schwabenland zurück, um sich ein deutsches Weibchen zu suchen. Und just die, welche ihm sein Vater verbietet, weil sie das Kind jenes Weibes ist, das dem Alten einst untreu war, just die nimmt der Schalk. Macht aber nichts, der alte Tolpatsch drüben ist mit der Wahl des jungen Tolpatsch hüben schließlich einverstanden und das junge Paar fährt lustig nach Amerika. — Das liest sich fein und würde sich noch feiner lesen, wenn es mit etwas weniger Weisheit geschrieben wäre.

Die dritte Geschichte endlich schließt sich den alten „Sträflingen" an und heißt: „Das Nest an der Eisenbahn". Zwei Bahnwächtersleute, die einmal eingesperrt waren (da muß man aber die „Sträflinge" lesen), haben viele Kinder — Buben und Mädchen, auf die theilweise noch der böse Leumund der Eltern Einfluß hat, die aber allmälig recht glücklich versorgt werden. Auerbach ist jetzt vierundsechzig Jahre alt und so ist das Bestreben, all' seine Kinder, auch die mißrathenen, möglichst zu sichern, wohl begreiflich.

Allerdings sind ihm diese seine Kinder ganz entwachsen oder er ihnen. — Auerbach ist kein Dorfgeschichtenschreiber mehr. Seine Naivität ist dahin. Er gestaltet nicht mehr, er grübelt. Oft scheint es, als gelte ihm die Fabel seiner zu erzählenden Geschichte nicht viel mehr, als ein Nagelstock, um seine verschiedenen Betrachtungen daran zu hängen. Und Auerbach ist gedanken- und ideenreich wie kaum ein Zweiter. Schon vor dreißig Jahren waren die Auerbach'schen Bauern im Schwarzwalde sehr gescheidte Leute; und seither sind sie noch viel gescheidter geworden. — Fast Jeder von ihnen kann die tausend Gedanken des Collaborators auswendig.

Seit seinem vollendeten Roman „Auf der Höhe", in welchem mit der reichen Weltanschauung des Verfassers sich noch die ursprüngliche Schaffenskraft gepaart, ist Auerbach mit jedem neuen Werke tiefer herabgestiegen. Neue Hoffnungen erweckten die „Neuen Dorfgeschichten", aber diese sind nicht mehr vom alten, sondern von dem gealterten Auerbach, der sich nun von seinen eigenen Epigonen soll meistern lassen müssen. Süßliche Sentimentalität, Neigung zur Lehrhaftigkeit und Sentenzlust heißen die Elemente, die den Werth der „Neuen Dorfgeschichten" Auerbachs so empfindlich schmälern. Nicht oft mehr blitzt die Genialität des berühmten Meisters aus dessen neuem Werke hervor. Wo sie sich aber zeigt, dort wird das Herz des Lesers warm und das Auge feucht; dort freuen wir uns an der Echtheit und dem Adel der Schöpfungen und dort glauben wir wieder an die große Bedeutung Berthold Auerbach's in der deutschen Literaturgeschichte. R.

## Verse unterm schwarzen Kreuz.

Von **J. Kalchberg.***)

### Der Zeitgeist.

Wie in der Vorzeit regiert noch jetzt das eiserne Fatum,
Beugt mit gewaltiger Faust mächtiger Sterblichen Trotz.
Zeitgeist nennt sich sein Sohn, und wenn ihm trotzen die Herrscher,
Wanken die Throne, es weicht den Beherrschten das Glück.

### Wunsch der Zeit.

Völker, ihr wünschet so sehr zu dämmen die Willkür der Krone,
Aber habt ihr auch Muth, treu zu bewahren den Damm?
Bald verdorret entlaubt die Eiche beglückender Freiheit,
Saugt die Wurzel nicht Kraft tief aus der Bürger Gemüth.

### Macht der Liebe.

Völkergebieter, vertraut nicht Bajonneten die Throne,
Laßt besteh'n sie nur treu, von der Liebe bewacht.

### Warnung.

Völkergebieter vertraut nicht heuchelnden Schranzen das Scepter,
Nichts ist empörender, als Sklave von Sklaven zu sein.

### Die Täuschung.

Kreuze, Bänder und Sterne tragen am Herzen so Viele;
Doch i m Herzen erglänzt so selten der Tugend Gestirn.
Eitles Blendwerk der Welt! Vor jenem erhabenen Throne,
Wo nur die Wahrheit besteht, sinken die Masken in Staub.

### Die Weltgeschichte.

Die Geschichte der Welt enthält in reichlichen Bänden
Monumente der Schmach, zahllos der Menschheit erbaut.
Völker, wünschet euch nicht, in diesen Büchern zu prunken,
Glücklich seid ihr nur dann, schweigt die Geschichte von euch.

*) Vor uns liegt ein Band noch ungedruckter Gedichte, Erzählungen und historischer Aufsätze des steirischen Dichters J. Ritter v. Kalchberg, zusammengetragen im Jahre 1825. Vieles davon und nicht das Unbedeutendste ist mit dicken, schwarzen Strichen überkreuzt. Das hat die Censur gethan. Eben nur das, was damals unstatthaft war, kann uns heute noch interessiren und so heben wir die Grabkreuze weg und lassen für heute einige Distichen auferstehen.

# Wos ban ara Ibaroschung aussa kema kon.

Von Fritz Reuter.

In die steirische Mundart übertragen von P. K. Rosegger.*)

Gegn liab Weihnatn zuwi war dos in insern Haus ollamol a Lafn und Droschln (Flüstern) und Fleanschln, a Hoamlithuerei und a Vasteckn! In d Stubn hobn mir — die kloan Leit — gor nit einiderfn, do drinan is die liab Muada ghuckt mit a por a drei Noderinen (Näherinnen) und hot gnaht und gnaht in an neign Zeig af d Weihnachtn fi meini Schwestern und fir ins Buabn; zu da sewin Zeit sein die Kloanbuabnjöppln und Höserln noh glotweg in oagnan Haus gmocht worn, und nit ban Modischneida. — Na, und don und won is oans von ins einighoaßn worn, hobn eahm d Augn vabundn und Fäustling ongsteckt — und so hobn s eahm 's Gwandl ongmessn in da vabodnen Stubn. D Fäustling, de hot mein Ahndl aufbrocht, wir in vagongen Johr mein elteri Schwester, d Liesl, mit n Händn ollaweil umakroblt hot, daß as het erfohrn, va wos Zeig ihr Rock gmocht wurd.

„Na schau, du Grebl!" sogt mein Ahndl, „wos der Teixl gscheidt is! wart, des wil ih da vatreibn!" — und steckt ihr d Fäustling on. Und sidadem wird ohni Fäustling Koans mehr in d Stubn einiglossn.

Hobn scha de Oldn wos Hoamlichs ghobt, so hobn mir Jungen ah wos Hoamlichs ghobt. — Vor Weihnachtn sein ollamal unseri dochnenen (thönernen) Sporbichsn in Scherbn ghaut worn, und wos das Jahr aufgmessen hot, des wird aussagnomen und nochha wird einkaft. Mei Voda, der kriagt von an Jedn ollamol sei Stangl Petschirwochs und a Bleistiftn; und mir wissn s scha, wan mar eahm de zu Weihnachtn schenkn, so kriagn ma 's zu Neijohr wieda zruck. — Späda kriagt er va meina Schwester gnonnts (genanntes, regelmäßig) a por gstickti Hauspotschn, de er oba nit onglegt hot — wir er gstorben is, hobn ma siebn Por davon gfundn in sein Kostn. Aft nochha, wan mei Moam, d Scheningerin noh an neign Kampl kriagt hot, und mein Ahndl a buderlwormi Pelzhaubn — zu den mir, vasteht sih, Oll zsomgschossn hobn — is fi d Muader ollamol noh 's meiste Geld übabliebn — und nochher is d Hoamlikeit erst ongonga — s onder hobn mar eh olls gwißt, weils olle Johr s Gleich is bliebn. Und wan ih nochha zan Kroma bin grent und a saubers Stückl einkaft hon mit der Ausnohm — und des is ins ollemol auftrogn worn — daß 's wieder umtauscht wern kon — so lauf ich drauf iber und iba zu da Muada und sog: „Muada, Muada, ih schmeiß dir ah wos in Korb!"

Sogt d Muada: „Loß ma's neamt onschaun, wos d hoſt!"

„Ah na", sog ih, „dös zoag ih kan Menschn nit, juſt dir will ih s soggn, des is dos und dos." —

Na, ih bin elta worn, hon ah s Maul holdn glernt, und wir ih va da hochn Schul s erstimol zu da Weihnochtszeit in mein Vodershaus af Bsuach kema bin, do bin ih so hoamli gwesn mit mein Gschenk, daß nit amal mei Vetta, da Mathiasl, wos davon

*) Ich habe hier versucht, eines der lustigsten Stücklein des trefflichen norddeutschen Dialektdichters Fritz Reuter unserem Publikum verständlich zu machen. Durch eine Uebersetzung ins Hochdeutsche würde man dem Schmetterlinge des Reuter'schen Humors den Goldstaub wegwischen. Diese urwüchsigen Dichtungen können nur in eine naive Sprache gekleidet sein. Allerdings würde — in die Alpenmundart übersetzt — auch Manches an deren Inhalt unseren örtlichen und gesellschaftlichen Verhältnissen angepaßt werden müssen. In vorliegendem Stücke brauchte ich hierin nur ein ganz Weniges von dem Originaltext abzugehen.

zwissn kriagt hot. Just oba, wir ih des einpockn will und dabei mehr Siglwochs, Bindfodn und Popier vabrauch, as da gonz Bettel wert is gwen, kimt er ma driber und frogt: „Wos host dann do?"

Ober ih kon schweign und sog: „a, nix nit."

„Nix nit?" frogt er, „ih gsiach oba doh, daß d wos host."

„Des brauchst du nit zwissn", sog ih.

„So!" moant er, „is des an Ontwort fi dein Vettern?" — und — schwupps — hon ih Oans afn Gnack.

Hiazt bin ih oba wild af d Hech gschossn, bin ih doh a Terzianer gwest, und hiazt frog ih n, ob er s wul wissad, daß ih a Terzianer bin!

„Leida Gottes", sogt er, „woaß ih s, daß du noh a duma Bua bist; oba, wan s d ah der Erst in da gonzn Schul warst so bleib ih doh dabei, bist a Lopp!"

Nu, ih hon mi blad (gebläht), hon mih bamt — wir in a so an sechzenjährign Schlanggl da Höllsaggra seine Ghirn scha vadeifelt gspitzt aussasteckt. Mei Vetter is a Mensch gwen, der an Gspoaß vastondn hot; ober in Ernst is s mit eahm nit guat kerschnessn gwen — und ih hon d Herner wieder stad einzogn.

„Na", fragt er schean hondsum, „wos host dan do?"

„Vetter Mathiasl", sog ih, „des sog ih nit. Ich will mei Muada damit ibarumpeln und will ihr a hoamliche Freid damit mochn."

„So!" sogt da Vetter, „iberrumpeln willst as? na, selm loß da sogn: ih bin in mein Lebn heifti gnua ibarumpelt und ibaroscht worn, ober fir oll de Ibaroschungen gib ih nit a Pfeifn Tabok, und de hoamlichn Freidn, mein Suhn, de ins onderi Leit mochn, wern imeramol recht bitteri Leidn — afs mindast Vadruß und Irganuß. — Wos hon ih nit mit da Moam, mit da Scheningerin, fir an Elend ghobt. Ih woaß, daß s' ka Dusn hot und ollaweil aus da Popiertitn schmirt, und so will ich ihr z nahst Kirwah (Kirchweih) a hoamlichi Freid mochn und schenk ihr a schöni Schnopftabokdusn. Du Bua, des hot mih nit schlecht onqschmirt. Sie schmeißt ma 's Ding afn Kopf und schreit, ih war an older, unvaschemta Husarnspitzbua. — Und nochha, mein Suhn, wos is des nit vorigs Johr fir a sauberi Ibaroschung gwest, ba der Ausspielung fi die ormen Leit, wir ih s Spinradl gwungen hon und dei Muada die Pudelhaubn mitn guldan Poschn (Quaste), und die Pforakechin d Neithosn und da Her Pfora s kloan Werklgspiel!"

„Jo, Vetta", sog ih, „zu Weihnachtn is jo des amol a so da Brauch, und do kinen doh selchteni Vadrahtheitn und Vadriaßlikeitn nit firkema."

„Valoß dih nit drauf!" sogt er, „setz dih nieda. D Nutzonwendung, de host scho voraus kriagt, und hiazt lous zua, hiazt will ih dir ah die Gschicht dazehln."

* * *

Vor an etla Johrn, wir ih amol a zeitlong z Parchau glebt hon, is in Gißdorf noh da Herr Omtmon Zärner mit Frau und Tochter gwest — hot ah sei Schwagerin ban eahm ghobt. Na, de drei Weibaleit sein olli Morgn, de Gott in Himel wern loßt, zwischn eilfi und zwelfi spozirn gfohrn af so an kloan Jogdwogn mit a longa Wurst hintn. Voron afn kloan Bock, der hot ogschrauft wern kina, sitzt da Kutscha; die Omtmänin und d Schwagerin huckn hintn af n Benkn, und die Tochter, de reit af da Wurst.

Na, und amol — s is nit weit vor Weihnachtn gwen — kimt da Kutscher einer: „Herr Omtmon", sogt er, „sie hobn ins de Nocht in Bok von Wogn gstuhln."

Da Herr Omtmon schaut n so awenk va da Seitn on und geht granti eini in sei Stubn. Und wir er grod in bestn Grant (Aerger) is, fohrt sei

Schwoga, der Omtmon Daringer z Parchau daher.

Zu der sebin Zeit hobn die Parchauer noh viel gholtn af an Omtmon bi Johrn; no, in Hern Daringer sein ollahond so lustigi Streich noch gsehn worn — is noh, wia ma gsogt hot — Supernumera gwest. Des is er freili dreiazwoanzg Johr long gwest und het schon ah seine Schelmenstickln afn Nogl henkn deafn. Oba na, er hot eahm holt denkt: Wer gibt ma wos dafir? muaß doh umsist Omtmon spieln, zwe sul ih mit ehrwirdigi Gedonkn mei glots Gsicht vaschimpfirn? Und macht holt imma zua und auf so an kloan Gspoaß af onder Leit Kostn. Hets oba Koan rotn megn, af seini Kostn an schlechtn Witz zmochn — do kehrt er gleih sein Omtmon ausser und wos n an seiner Ehrwirdigkeit ogeht, des mocht er mit seina Bissigkeit wieda guat.

No, wia da Her Omtmon Daringer hiazt in d Stubn einakimt, is er tul lusti, und as gfreit n s Wiedasehn; und der Her Omtmon Zärner is recht vadriaßli, denkt af n gstuhlnen Bock. Und wia drauf d Weibaleit dazuakeman, is bös s thoals a Freid va wegn an Bruadan und s thoals a Load va wegn an Bock. Hiazt miassn d Spozirfohrtn eingstellt wern; da Kutscha kon jo nit sitzen und daß er mit da Tochter banond af da Wurst huckad, that sih doh nit schickn. Wird holt driber a Zeit long hin und hergredt und af d letzt gehn s aussi und guckn in Fleck on, wo da Bock gsessn is. Der Omtmon luagt recht gleim zuwi und denkt ban eahm selba: Des war a schens Gschenk fi dei Schwesta zu Weihnachtn. Miad (müßt) so wia so af Bruk zwegn sein großn Prozeß, do kunt er die Bockonglegnheit gleih richtn.

Af d Nocht noch da Suppn schwatzn da Gißdorfer Omtmon und da Parchauer Omtmon stork von Omtssochn, wias z Gißdorf d Feirspritzn probirn und z Parchau die neig Keichn (Arrest), wia Weg und Stroßn bsorgt wern miadn und wo sih da löbli Magistrat iberoll drein zlegn het. Da Her Omtmon Daringer is ober sein Schwogern in Dischgarirn viel z bös, so a Supernumera hot ollahand scheni neigi Einfall, de in Hern Omtmon Zärner bei der olljarign Gholtseinnohm noch und noch draufgonga sein. No, und wia de Zwen Olls so zan Nutzn der Gißdorfer und der Parchauer ausgredt hobn, sein s' ins Bett gongan und hobn, wia ma sogt, in Schlof des Gerechtn geschlofn.

— Ih fi mein Thoal, sogt mein Vetter, da Mathiasl und riblt (reibt) eahm in Kopf, as wia wan do drin ah so a por rubigi (rostige) Gedonkn jung wern sultn, — ih mecht völli frogn, worum, wan die Hern Bürgermoasters olli Johr eahneri Pulizei- und Brondvasomlungen holtn, suln inseri Hern Omtmana nit ah amol a Spritzn- und Keichnsitzung hobn? — af Gmeindeunkostn natirli. Jo, und des is gwiß, sid die zwen Hern driba gredt hobn, sein die Spritzan z Gißdorf und z Parchau ollemol v o r n Feir probirt worn. Da Nutzn va so aner Einrichtung ligt af da Hond.

Na guat. Da Her Omtmon Daringer fohrt af Bruck und noch a fünf a sechs Togn kimt er wieda zruck, und hot hintn af sein Wogn a großi Kistn, und sei Schwoga Zärner frogt: „Wos host dan du in der großn Kistn drein?“ Do sticht in Ondern da Hober, der Supernumera schlogt eahm ins Gnack und er denkt: Sulst an kloan Witz mochn! und sogt: „Na, denk dir amol! War dir z Bruck so a Kerl mit wildi Thier und hot ah an Giroffn; und des Thier is eahm krepirt. Und weil ih woaß, daß ih insern Schuldirekter a Freid damit moch, so hon ih eahm die Knochn und s Fell mitbrocht; da Mon legt fir insa große Schul grod a Naturalienkabinet on, und so a Giroff, zimt mih, wa ka schlechter Onfong.“ Und denkt ban

eahm selba: Wos wird des fir an Ibaroschung wern, wans aus hella Neigirikeit die Kistn aufmochn und findn gstotn Giroffn — in Bock.

Oba da Her Omtmon Zärner und seini Weibaleit sein nix neigieri gwesn afn Giroffn; und wir Togs drauf da Her Omtmon Daringer ogroast is, und mit Fleiß die Kistn vagessn hot, geht sein Schwoga her, siacht die Kistn mitn Giroffn und sogt: „Gottstausnd, hiazt hot da Daringer sein Giroffn vagessn. Fickl, lauf um und suach a Fohrglegnheit af Parchau!"

Findn gleih oani, und der Omtmon Zärner sogt zan Fuhrmon: „A Briaf is nit vonnöthn. Griaß ma n vielmol und ih schick eahm do sein Giroffn."

Da Fuhrmon fohrt in Parchau vor n Hern Omtmon sei Thür, und wia die Kistn oglodn wird, steht da Guldschmied Bohrer do und frogt: „Wos is dan in der Kistn drein?"

„A Giroff", sagt da Fuhrmon.

Glei rent da Guldschmied Bohrer zan Judn Freidnthola und dazehlt eahms, und da Jud zan Brener und da Brener zan Bäckn — und ka Stund stehts on — nit a Stund, sog ih da — so woaß s gonz Parchau: der Omtmon het an Giroffn ongschofft.

Daweil kimt der Omtmon Daringer aus n Omt zruck und wir er auf sei Haus zuageht, steht der old Jochem vor da Thür und sogt: „Guat Morgn, Her Omtmon! enka Giroff is kema."

„Wos Teifel!" moant der Omtmon. Und wir er ins Haus steigt, sogt der Guldschmied Bohrer: „Her Omtmon, wan s in Giroffn von Kostn auslossn, — zoagn s ma s Best ah amol."

Der Omtmon beidlt sein Kopf ba der Red, und wir er in Hof aussigeht — richti! — do steht sei Giroffn-Kistn.

„So a Holblopp von an Schwoga!" schreit er, „do will ih n a hoamlichi Freid mochn, und er bringt mih in an Skandal vor olli Leit. Schmeißts ma de vadonkt Kistn aus n Haus!"

Die Frau Omtmänin schickt gschwind zu die Kausleit in da Stodt rum, ob s dan ka Fohrglegnheit af Gißdorf wißadn; sie het a Kistn af Gißdorf z schickn und a por lari Weinfaßln af Bruck. Die Dirn kimt glei wieda zruck und sogt: „A scheni Empfelung von Hern Kaufmon Zichuri; da Fuhrmon Schnakberger fohrt morgn fria iba Gißdorf af Bruck, und die Frau Omtmänin sult eahm d Sochn na glei schickn, er wults scha besorgn."

De schickt eahms ah. Und wir togs drauf da Fuhrmon fohrn will, sogt da Kaufmon Zichuri: „Na, und die Kistn va da Frau Omtsmänin . . ."

„Ah jo", locht da Fuhrmon, „die Kistn mit n Giroffn, woaß scha — hon mit da Frau Omtmänin selba gredt, a gspoasis Stuck, Her Zichuri."

„Na, so woaßt jo wia oda wo", sogt da Kaufmon und da Fuhrmon fohrt zua.

Na, da Her Omtmon wird a bißl stork mit sein Giroffn groazt (geneckt) und sei liabi Frau hot a bissl vil von seini Vadriaßlichkeitn z leidn. Oba noch a drei vier Togn is des ah wieda guat gwen, und die Frau Omtmänin sitzt recht stil und zfriedn ban ihrn Kafee und sogt zan ihr selba: „Gott Lob und Dank, na, sid de narisch Gschicht vabei is!" — geht die Thür auf und da Postbua bringt zwen Briaff, oan firn Hern Omtmon und oan fir d Frau Omtmänin — an iada va Bruck. Sie bricht in Briaf ehzeit auf und wia s' lest, sinkn ihr oll zwen Orm afn Leib owi und sie schreit: „Himlischa Voda, wos is des!" Sie lest und lest, ober ima s Nemlichi. Da Weinhondla z Bruck schreibt, d Weinfasserln waren richti onkeman, ober ah a Kistn, wo nochn Fuhrmon seiner Aussog a Giroff sitzn sult — und er frogt, wos mit dem z mochn wa.

Und grod, wia s' in ihra Vazweiflung iba d Stubn auf und oh rennt, kim ih — bei Vetter Mathiasl —

eina. Sie stellt sih gleih vor mih hin und sogt: „Vetter Mathiasl“ — woaßt jo, daß ih iberoll da Vetter bin — „s is aus da Weis! s is aus da Weis! Woaßt, wo hiazt der saggramentischi Giroff is?“

„In Gißdorf“, sog ih.

„Z' Bruck! schreit d Frau Amtmänin und nochha dazehlts ma die gonz Gschicht. „Na“, moant s', „wan mei Mon des Stückl wieda zwissn kriagt, so wird er wild und er hot ka ruasumi Stund.“ Aft hot die orm Haut hel onghebt zan Rehrn.

Ih, notirli, muaß af d Seitn schaun, hon jo s Lochn schier nit vaholtn megn; hon mih oba doh christli zsomgnoman und hon s' tröst.

„Gehns“, sog ih, „zwegn so wos do! Mir wern an scha noh kriagn, den vadonktn Giroffn. Muaß eh morgn af Bruck und kehr iba Gißdorf zruck, und wan S' ma s Onvatraun schenkn welln, so bsorg ih des damischi Thier, daß s da Her Omtmon z Gißdorf doh amol richti kriagt. Heind is Irta, afn Freita hobn ma in heilin Obnd — do kimts grod noh z rechta Zeit.“

Na, sie gfreit sih recht iba den Schick und bedonkt sih. Drauf kimt da Her Omtmon einer und sogt: „Guatn Obnd!“ und sie blinzlt mar ollaweil zua, daß ih jo nix sogn sul und gibt eahm sein Briaf va Bruck.

Den lest er und wir er glesn hot, schmeißt ern vadriaßli afn Tisch und schreit: „Hul da Kukuk den Prozeß! nu muaß ih morgn wieder af Bruck!“

„Des reimt sih guat“, sog ih, „ih muaß morgn ah hin und do roasn ma mitanond.“ Drauf is s noh ausgredt worn und togs drauf zeiti sitzn mar ollzwen afn Wogn und fohrn af Bruck.

Wia mar af Gißdorf keman, sog ih: „Wellns nit, daweil Mittog gfuadat wird, a bißl zan Hern Schwogan gehn?“

„Kunt ma nit einfolln“, brumelt der Omtmon und wird folsch, „mei Schwoger is an Esl und seine Weibaleit sein nit viel onderst. Daweil ih eahnar a hoamlichi Freid mochn will, mochn s' mih zan an Norn vor da gonzen Welt.“

„Ha, ha, ha“, loch ih, „zwegn an Giroffn.“

„Holtn s' eahna Maul!“ sogt er, „wil nix meh davon hern. Hiazt hot er die Kistn, da Schwoger und auslochn wil ih mih nit von eahm lossn.“

So sein mar af Bruck kema, sein ban Mittabrei ogstiegn und kriagn zwoa Stubn nebnanonder; ih Numera ocht und er Numera nein. Und wir ih mei bißl Gepäk aufi bsteit hon, denk ih: Sulst hiazt gleih deini Gäng varichtn und geh zerst zan Weinhondla.

„Guat Nomittog!“ sog ih — mir kenan ins guat — „Sie hobn a Kistn von da Frau Amtmänin z Parchau kriagt?“

„Freili“, sogt er olßa lochanda, „wo da Giroff drein is.

„Richti“, sog ih, „seins sa guat und schickns ma die sewi morgn fria zan Mittabrei af Numera ochti.

„Gern“, sogt er, „oba wan des Vest lebendi is gwest, nochha wirds wul tod sein; gfuadat hobn ma nix.“

„Is ollsoans“, sog ih und geh.

No und wir ih Obnds drauf in mei Gosthaus geh und af mei Stubn, sogt ma da Kellna: „Bitt' Her, Sie schlofn af Numera nein. In Hern Omtmon is sei Bett z kurz gwen und hot mit Eahna tauscht.“

„Is scha recht“, sog ih und denk af nix Bös's, geh in mei Bett und schlof bis ma z Morgns d Sun in d Augn scheint.

Ih sitz auf, trink mein Kafee, do her ih danebn afn Vorsol an grauslin Lerm. Und wir ih aus Neigirigkeit ba da Thür außiguck, do rennt drauß da Her Omtmon umanond in da bloßn Pfoad und schreit und schimpft und timelt vor Zorn, und zwen Orbatsleit stehn ban ara großmechtin Kistn und drahn eahneri Hauban afn Kopf umundum und krotzn hintern Ohrwaschln.

„He, wos gibts dan?“ frog ih.

„Der höllmentisch, der verfluachti Giroff!“ schreit der Omtmon und springt in sei Stubn eini und schmeißt die Thür ins Schloß, daß s gonz Haus zibert. Ih wink d'Orbatsleit mit da Kistn in mei Stubn, loß sie za da Wond steln und wirf die Bettdeckn driba.

Daurt nit gor long, kimt der Omtmon zu mir ibera und setzt sih gonz unschuldi af sei Giroff-Kistn und schondirt iba d Leit und schilt iba die gonz Welt: Des war an ongstifts Gspiel und er kenad seini guatn Freind z Parchau durch und durch — de hetn eahm des onthon und er wult eahna s scha gedenkn.

„Wo hobns dan die Kistn hinbstellt?“ frog ih.

„In d Mur sulns as schmeissn, hon ih zu de Kerl gsogt.“

„Recht“, sog ih, „no hobns a Rua.“

Mir redn noh von insera Roas und daß ma morgn hisch vor Togs obfohrn miaßadn, 's wa ba den Flitschweta jo da Weg so schlecht, und wir ih wornim, daß er gehn will, sog ih — weil mi de Giroffngschicht scho höllisch kitzlt hot — „Her Omtmon“, sog ih, „setzns Eahna do liaber af an Stuhl, Se kuntn leicht in Kistndekl durchisitzn.“

„Wos fir a Kistn?“ frogt er und fohrt af d Hech, as hetn a Nober gstochn.

„Je“, sog ih, „Eahna Giroffnkistn“, und ziach die Deckn ower und mog dabei wul ah a wenk glocht hobn. — A zeitlong steht er do und schaut aus wir a Stier, dem mar a roths Tuach vor die Augn holt't; noh guckt er mih on, gukt die Kistn on — und ih denk ma: aha, hiazt paß auf, hiazt fohrt er dir in d Hor! Drauf spuckt er a pormol aus, gibt — daß's olls schepert — da Kistn an Fuaßtrit: „Verafluachts Giroffn-graffel!“ — und aussi is er ba da Thür

Schleicht ober in gonzn Tog um mih uma, wia die Kotz um an hoaßn Brei, und gamt und betrocht mih ollaweil so va Weitn; und wan ih'n zuafeli onschau, guckt er af d Seitn, daß ih scha selba zu mir sogn muaß: Wos er dan hot? Der fohrt af d Letzt morgn gor nit mit dir! — Und dazua hon ihs jo da Frau Omtmänin vasprochn, daß ih die Kistn af Gißdorf mit bringa will. Und wan ers ine wird, daß diesebi mit ins afn nemlin Wogn is — so fohrt er notirli erst recht nit mit. Ih loß ma va da Kelnerin die Kistn in a schworzi Woschleinwad einpokn, ruaf in Kutscher und sog: „Geh, Jochem, nim dih um de Kistn on; poks heint af d Nocht af n Wogn, und wan der Omtmon frogn sult, wos drina wa, so sog: a gneiger englischa Sotl, den sulst fin Dokter Ampl mitbringa.“

Is guat. Togs drauf fohrt der Omtmon doh mit mir. Und wia mar in Dustern durchn tiafn taunossn Weg so fuatfohrn, redt er ka Wörtl. Mir keman gegn Hogndorf, weln in Rossn a wenk a Fuada gebn lossn, und wia mar osteign, kriagt er die schworz Kistn zsehn. Er daschrekt sih hasn (fast) a wenk, luagt a so vadechti hin und hot an urndlin Grugl (Gräuel) davon. Und daweil ih in d Stubn einigeh, wink ih n Jochem, daß er mit eahm redn mecht. Der hot eahm drauf die Gschicht mitn Sotl aufbundn; und wir er nochkimt, is er gonz fideel und redt wieder amol. So kema ma noch und noch af Gißdorf; s is scha spot nochmitog und gor ka Gedonkn mehr, daß ma ba Togliachtn noh af Parchau kema kuntn.

So sitzn ma in Wirthshaus banond und do sog ih: „'s is da heili Obnd, heint.“

„Jo“, sogt der Omtmon, „s is da heili Obnd, heint.“

„Kuntn jo leicht a wenk zan Eahnan Hern Schwogan gehn“, sog ih.

„Na“, sogt er kurzweg.

„Na“, sog ih, „do wil i h a wenk zan eahm ibrischaun, bin jo guat mit eahm bekont, und in so an Obnd is ma doh liaber in aner urndlin Famili, as wir in Wirtshaus sitzn.“ Bind ma s Holstiachl a wenk gscheiter und steh auf. — Na, des mogn wul ah nit ollsoans sein gwest, dahn a wildfremda Mensch voron kam; er steht auf und sogt: „Do geh ih doh ah awenk mit.“ Und mir gehn.

Ehanter hon ih s noh in Jochem zuagstekt: „So um ochti nimst die schworz Kistn, stelst as in Hern Omtmon Zärner sein Hof und schreist wos d konst: „Hop, hop!“

No, und wia ma zan Omtmon Zärner keman, is scha dunkel worn, und die schen worm Stubn is hel va lauta Liachta, und die Gsichta va die Weibaleit — und in Omtmon seins selba — sein hel va Freidn, de onrukn wern. Do is ah in Omtmon Daringer s Herz aufgonga.

Des hot nit long daurt.

Grod is s so recht worm und gmiatli worn, steigt der Omtmon Zärner afn Omtmon Daringer los, klopftn af d Ochsl und frogt: „Na, mei liaba Schwoga, host du dei Giroffen-Kistn richti kriagt?“

Der Omtmon schiaglt (schielt) n so rar in d Augn, wos er wul moan kunt, aft gukt er m i h on, ob ih nit loch. Oba wir er siacht, daß sei Schwoga gonz ehrli dabei ausschaut und ih gonz ernsthoft — hon mih jo tul in die Zung bissen, daß ih nit loch — do sogt er: „Jo, jo. Is olls in Richtigkeit.“

Hiazt keman d Weibaleit und frogn, ob sih da Schuldirekter wul recht gfreit het? und ob s Best ausgstopft wurd? — und ollahond so Martern thoans n on, in Omtmon Daringer, der wir a Kelchsilber (Quecksilber) af sein Stuhl hin und herruckt und nix wia jo und na sogt.

Zan Glik hobn de zwidan Sochn bol aufghert und die Bscherung is losgonga.

Die Frau Omtmänin kriagt a schworzseidanes Kload. Der Her Omtmon kriagt an Schlofrok, daß er mit sein Schlof doh nit gonz af d Amtsstubn ongwiesn wa; und d Schwagerin kriagt an holbn Kreskrogn — die ander Helfti is noh nit fiati gwen — und dritholb por Strümpf — in oan strikt die Tochter noh — und an Nahtisch, ba den noh d Fiaß und s Obagstell ogeht (fehlt). Die Tochter oba, de kriagt so viel, daß guat zwoa Töchter von obn bis untn ausstafirt wern kuntn. Drauf is a großes Hefn Punsch keman in d Stubn, und Guglhupf und Nußn und Epfel und hiazt is d Herlikeit erst recht ongonga.

Da Her Omtmon geht in da Stubn um und putzt d Liachter und brumt ollaloi lustigi Liada zwischn die Zehn und blemascht (blinzelt) ma zua und fleanschlt: „Des ist erst der Onfong, s Best kimt noch. Ih hon fi meini Weibaleit noh a lustige Ibaroschung.“

D Frau Omtmänin biagt sih von ihrn Sessel zu mir her und sogt: „Schauns amol, wia da Zärner lusti is; oba der wird erst späta noh hupfn; mir ibaroschn an mit an sauban Kristgschenk.“

Na, hot ah nit long daurt, geht d Ibaroschung los.

„Hop, hop!“ schreit Oana vor da Thür und stekt an großn Pok in d Stubn einer. In Hern Omtmon Zärner sein Nom steht drauf. Der mochts ah gleih auf, und wos is drein: a neiga Kutschnbok.

Zerscht mocht der Omtmon so an ungwis's Gsicht und schaut d Weibaleit on wia die Kua a neigs Thor; oba mit da Weil foltn wos ein und er sogt zan eahm selba: Schaut Oana des Nagazeig (Nackerzeug) on! Se hobn mei Present auskundschoft und schmirn mih on mit meiner oagnan Fetn. — „Der Gspoaß is nett!“ sogt er drauf laut und locht und frogt: „Na, gfreits enk dan?“ Seini Weibaleit lochn ah und sei Schwagerin

sogt: „Gelt, Olter, af dos host doh nit denkt?

„Denkt? ih af dos nit denkt? Na, wer het dan af so wos denkt! — Ih hon ma denkt, denk ih ma . . . .“

„Jo“ sogt sie, „und mir hobn ins denkt, af des kunst gwiß nit denkn und des deasad scha die gscheitast Ibaraschung sein, hobn mar ins denkt.“

„Fi mih?“ frogt der Omtmon Zärner gonz dakema (vadutzt).

„Jo freili, fi dih!“ sogt sei liabi Frau.

„Is olls Oans“, moant die Tochta.

„Hop, hop!“ rehrt wieder Oana draußt und schiabt drauf wieder a so a Pokat eina ba da Thür, fi d Frau Omtmänin. Und wos is' s? — A neiga Bok.

Da Her Omtmon Zärner schaut seini Weibaleit on und aftn mih und aft sein Schwogan, rukt sei Schlofmitzn af d Seitn und sogt: „Na, zwen Bök! — des kon sih mochn.“

„Zwen Bök!“ schreit sei liabi Frau und schlogt d Hend zsom, „Du liaba Hergott, Olta, jo mir hobn ins denkt . .“

„Jo“, sogt er, „und ih hon ma denkt . . . .“

Und hiazt hobns onghebt zan Hinundherredn und zan Wartln, und wos is dabei aussakeman! a Vadriaßlichkeit.

Grod da Her Omtmon Daringer locht hoamli ban eahm selba, schaut af mih und sogt stil: „Gott sei tausndmol Donk, daß mei vahölti (unselige) Kistn af Roasn is. Da Teixl mecht wetn, wan de heint ah noh onkema war, nochha wa die Gschicht fiati.“

„Hop, hop!“ schreit Oaner intn in da Labn.

„So“, sog ih zu mir selber, „Unglik, hiazt geh dein Gong.“ Ih ken in Jochem sei Stim. Die Thür geht auf, mei schworzi Kistn kimt eina, mit der Aufschrift: An Hern und Frau Omtmänin Zärner z Gißdorf. De hon ih voreh draufpikt.

Klewa (kaum) hot da Her Omtmon Daringer die schworz Kistn gsehn, springt er auf. Er goft die Kistn on, wia wans nit gonz richti wa mit eahm und er het sein Zehnwehtog, und in da Kistn wa s Hondwerkszeig zan Zehnausreißn drein. Er goft die Kistn on, as wult er mit sein Augnan in Teifel totschlogn, wan er dina wa.

„Des is doh!“ sogt er und schaut af mih, „des is doh!“

„Fi mih und mei Frau?“ sogt der Omtmon Zarner und schneidt d Leinwad auf. Oba knop kimt die Kistn zan Vorschein, steßt da Her Omtmon Daringer in Hern Omtmon Zärner af d Seitn — und paff, sitzt er schen broat af da Kistn. — „Is an Irthum!“ schreit er, „is an Irthum! Do drein is a Sotl fin Dokter Ampl z Obadorf.“

„Ah na“, sogt der Omtmon Zärner.

„Ah nah“, sogt sei Frau.

„Ah na“, sogn die zwoa ondern Weibaleit, „er wil nar an Gspoaß mochn.“

Hiazt wird er va da Kistn af d Hech druckt, oba wia ma die Obadekn va da Kistn gsiacht, do schreit der Omtmon Zärner: „Mei Lebatog na, des is jo die Giroff-Kistn!“

„Höllmentisch, varafluachti Kistn!“ schreit der Omtmon Daringer, „loßts mih aus, loßts mih aus — ih wil z Haus!“

Oba zwischn eahm und da Thür stehn d Weiberleit: „Af d Leßt is s gor von eahm selba, des war erst an Ibaroschung! Nix aussiloßn!“

Da Her Omtmon Daringer schmeißt sih af die Pulstabonk und locht grimi ban eahm selber und brumelt: „Schen, schen, na so loßts enk holt ibaroschn. Ih hon hiazt gnua, und Se!“ draht er sih zu mir, „Se kina morgn aloan fohrn, mit Eahna fohr ih kan Schriat meh!“

Die Kistn wird aufgmocht, und wos is drina? A neiga Bock! — Liaba Gott! Wie schaut hiazt da Her Omtmon Zärner aus und wia schaut sei liabi Famili aus! — Ibern Omtmon Daringer aber is hiazt gach a giftige Lustigkeit kema, laut locht er:

„So, so, Zärner, Du Holbesl! Du host mih mit dein Kistnnochschikn zan Norn va gonz Parchau gmocht. Hiazt host Dein Giroffn. So, so, Zärner, wans kimt, so kimts mit Haufn. So, so, Zärner, hiazt weln mas amol oldrei nebnanonda steln, daß ma doh die Bscherung ibaschaun kon! So, so, Zärner, hiazt folt ma noh ein, hiazt hot an Jabs von enk sein oagnan Leibbock."

Oba kasweiß wird er, wia hiazt nohamol die Thür aufgeht.

In Hern Omtmon Zärner sei Kutscher, da Fritzl, kimt eina, hot wos af der Ochsl und sogt: „Mecht wul doh ah gern ah hoamlichi Freid mochn, heint, zan heilin Obnd, Her Omtmon. Do — der olti Bok is wieda firkema. Do is er."

Und setzt in viertn Bok in d Stubn eina.

* *
*

„So, mei Suhn", sogt hiazt mei Vetter, da Mathiasl, wir er die Gschicht dazehlt hot, „hiazt host doh eppa gnua hoamlichi Freidn und Ibaroschungen. Hiazt suach da von bestn Oani aus, nochha wern mas doh noh zwissn kriagn, wos du deina Muada fir an Ibaroschung mochn willst."

Ih pok drauf mei Pakel ausanonder und wos kimt ausser? A por Brilln.

„Schau", sogt er, „Brilln? wia kimst dan do drauf?

„Je", sog ih, „wia ma neili af d Nocht mitanonda bin Tisch sitzn, will d Muada a Nahnodl onfadnan und des wil nit recht gehn; do wirds hel vadriaßli und sogt: Mecht ma doh schier Brilln onschoffn. Und des hon ih ma gmirkt."

„Nah, so kim mit", sogt mei Vetter, ruaft mei Schwesta, d Liserl und frogt: „Liserl, wos schenkst du da Muada?"

„Sogs nit gern", moants, muaßt as oba nit weitasogn — a por Brilln."

„Und du, Gustl?"

Da Gustl, des is so recht a dika Mugl, der gigazt (stottert) a bißl und wir er amol daschrekt is, do bringt er ka Wort aussa. Oba singa kon er, und do hots da Vetter Mathiasl ban eahm eingfihrt, daß er sein Ontwort ollamol singa muaß. Na, da Gustl mocht hiazt holt a recht a broats Gsicht und hebt on zan gigazn.

„Sing, sing, Bua!" sogt da Vetter und da Bua singt mit hela Stim noch da Melodei von Jungfernkronz:

„Ih schenk da Muader a Brilln
Veilchenblaue Sei—i—de"

„Schen, brav, mei Suhn", sogt da Vetter Mathiasl, draht sih zu mir: „Wos sogst dan dazua?"

Ih sog nix.

„Nit wohr?" sogt er, „und bei Muada, de het sih iba drei por Brilln hasn gwiß mehr gift wia gfreit und wans nit so a gscheiti Frau wa, so het sies leicht fir a Gspötlerei holtn kina. — Kim her amol", sogt er und draht sih zan Fensta, „wos ligt do draußt af da Stroßn".

„Schnee", sog ih, „'s is jo Winta".

„Richti", sogt er, „und da Schnee und da Winta wern vagehn und s Fruajohr wird kema, oba nit af Oanmol — noch und noch. Und so gehts ah mitn Sumer und mitn Hiabst — bis da Winta wieder onrukt — und s gonz Johr durch. — Ibaroscht ins insa Hergott in da Winterszeit amol mit an Opfelbam, der in da Blia steht? Und kimt in Sumer amol a kolts Weta, do kriagn die Jungen in Schnupfn und die Oltn gor leicht in Tod. Des thuat insa Hergott und er wirds wissn, zu wo 's guat is. Oba wan mir Menschnwirm eahm amol wos nochmochn weln, so mochn mar a Dumheit und steln a narisches Zeig on. Freid und Load, wans ins gach ibern Hals keman, sein zwoaschneidige Schwerter und ghert a festa Kopf und a hirts (hartes) Herz dazua, weln mas von ins owenden, daß ins nit in Grund steßn. —

Wul, wul, mei Suhn, ah d Freid, wans unvahofft kimt, hot an bittern Gschmochn — is s kloan, va Valegenheit und eppa gor Vadriaßlikeit, is s groß, von zuakinftin Unglick. — Schau in Millnajung on, der just sein Binggl Woazmehl ins Haus einatrogt — wan der heint s groß Los gwingt, so is er sei lebertog der ungliklichsti Mensch; und wan morgn da Kaiser insa Kechin heirat, wos wurd sih de an Flek einbildn — s dumi Mensch lest ollaweil Gschichtnbiachln; — sie wurd ols Kaiserin s Spetakl von gonzn Lond — und sie is an olti Zoschn (unsauberes Frauenzimmer) und sie bleibt an olti Zoschn und sie is nit amol zan a Kechin z brauchen. — An iada gscheite Baur sogt, s besti und reichsti Johr wa des, wos an ruarin (ruhigen) und richtin Valauf hot; und ih sog dir: das glíklichsti Menschnlebn is des, wos so viel wia migli von Ibaroschungen vaschont bleibt." — Und dabei draht er sih um und sein olts, lustis Gsicht is trauri worn.

Holb und holb glaub ih eahms; sei Wort hon ih ma gmirkt und oan Nutzn hots si mih doh ghobt: ih hon mei lebatog nit in d Luterie gsetzt.

---

# Pflanzen und Thiere im deutschen Volksglauben.

Von Ludwig v. Hörmann.

## I.

Längst schon hat das leuchtende Tagesgestirn der christlichen Lehre das Dunkel des Heidenthums aus den deutschen Gauen verdrängt. Auf den Stätten, wo vor Zeiten Blutopfer zur Ehre der Götter rauchten, hat die Religion des Friedens Kirchen und Kapellen erbaut und statt des allmächtigen Wuotan und der milden Hulda thront der Gekreuzigte und die wunderthätige Maria auf den geschmückten Altären. Obwohl jedoch das Christenthum dem eigensten Charakter des deutschen Volkes wie keinem andern entsprach und die neue Religion sozusagen in das Fleisch und Blut unserer Voreltern überging, konnten doch die Spuren des früheren tiefgewurzelten Glaubens nicht völlig ausgelöscht werden. Mit der angeborenen Treue und Anhänglichkeit hielt das deutsche Volk an den ererbten Sitten; es brachte die ihm liebgewordenen Gebräuche zum neuen Cultus in Beziehung, und fast unbewußt wurde das, was ursprünglich den Göttern geweiht gewesen, auch später noch für heilig gehalten. So wird aus verschiedenen Zeichen in der Natur das eigene und fremde Schicksal geschlossen, es gibt Glücks- und Unglückstage und bedeutungsvolle Zahlen. Gewissen Thieren und Pflanzen werden geheime Zauberkräfte zugeschrieben; die einen umgibt der Nimbus der Heiligkeit, andere werden als verderbenbringend gefürchtet. Daß sich diese alten Bräuche und Meinungen in Gebirgsländern, deren stille Thäler vom Völkerverkehr fast abgeschnitten liegen, vorzüglich erhalten und dort ihren Zufluchtsort gefunden haben, liegt in der Natur der Sache. So ist z. B. Tirol noch gegenwärtig reich an diesen alten Sagen und Traditionen, die, ein Schatz für die Wissenschaft, auch dem Laien manches Interessante bieten.

In grauer Vorzeit gab es heilige Wälder und Haine, in denen die geweihten weißen Rosse genährt wurden und die Priester wahrsagten aus dem Wiehern der Thiere und dem Rauschen der Bäume. Letztere besonders genossen vorzügliche Verehrung und standen gewissermaßen unter dem Schutze des ganzen Volkes. Diese Heilighal-

tung der Pflanzen ist ein Grundzug aller jener Völker, die zum großen Stamme der Arier gehören; sie erblickten darin etwas dem Menschen Freundliches und geheimnißvoll Verwandtes. Bäume, Sträucher und Kräuter wurden entweder verehrt, weil man in denselben eine Beziehung zu den Göttern oder eine Aehnlichkeit der inneren oder äußeren Eigenschaften mit denen eines Gottes fand — wie überhaupt jeder Gott seine ihm geweihten Pflanzen und Thiere besaß — oder man gebrauchte sie als Talisman, um sich vor Unglück und schädlichen Einflüssen zu bewahren; ferners gab es auch Zauberkräuter, mittelst welchen allerlei Schwarzkünste getrieben werden konnten. Hat auch der Gang der Zeit Vieles daran verwischt oder umgestaltet, die lebendige Tradition hat doch manches dem Mythen- und Sagensammler für die Forschung übrig gelassen.

Der deutsche Urbaum ist die Eiche. Die alten Deutschen und Skandinavier sahen im Eichenwipfel das Haus des Donnergottes, des gewaltigen Donar, und die Mistel, die auf dem Eichbaume wächst, wurde von den Priestern gepflegt, denn von einem Mistelzweig durch die Hand des blinden Hödhr getroffen, sank verblutend der schöne jugendliche Balder, der edelste der Götter. Der Epheu der Sage und Dichtung umwob einst den Stamm dieses majestätischen Baumes; aber gegenwärtig überdröhnt der lärmende Weltverkehr das geheimnißvolle Rauschen seiner Blätter, die einstigen großen Eichenbezirke sind gelichtet und jeder Axtschlag reißt ein Stück Tradition mit sich. Besonders in Süddeutschland verschwindet die Eiche immer mehr und Tirol, dieses Schatzkästlein alter Ueberlieferungen, hat gerade noch so viel dieser Veteranen aufzuweisen, daß ein Sprosse der jetzigen waldfrevelnden Generation noch allenfalls die Sage verstehen kann, die sich von diesem Wälderkönig erhalten hat. Daß nämlich die Eichen gezackte Blätter haben, soll von folgender Begebenheit herrühren. Es hatte Einer, so erzählt uns J. Zingerle in seiner Sammlung Tiroler Sitten und Gebräuche, mit dem Teufel einen Pact gemacht und ihm seine Seele zugesagt auf die Zeit, wo das Eichenlaub abfalle. Als die andern Bäume ihr Laub fallen ließen, kam der Teufel, um nach der Eiche zu sehen. Diese stand aber noch im vollen Blätterschmucke und ließ ihr altes Laub erst abfallen, als schon das junge nachtrieb. Der Teufel sah sich betrogen, fiel im Zorn über die Eiche her und zerkratzte jämmerlich ihre Blätter. Uebrigens, hätte ein jeder zuvor sagen können, daß der Teufel bei dem ganzen Handel zu kurz kommen würde; denn der Andere soll ein Vinschger gewesen sein. Wenigstens wird nur in Vinschgau diese Sage erzählt.

Ein anderer heiliger Baum ist die Esche. Die nordische Göttersage erzählt von der Esche Ygdrasil, dem Baume, der das Weltall trägt; aus einer Esche und einer Erle wurde das erste Menschenpaar geschaffen. Sie ist ferner ein prophetischer Baum, von ihr herab wird dem Drachentödter Siegfried durch einen Raben sein Schicksal verkündigt und in altdeutschen Gedichten ist die Esche in ihrer sturmtrotzenden Kraft vielfach ein Bild der Helden. Spuren des obgenannten alten Mythus finden sich noch in mehreren Gegenden Tirols. So sagt man, die neugeborenen Kinder kämen aus dem Walde oder wüchsen an Bäumen; in Bruneck ist ein alter hohler Eschenbaum der Ort, aus dem nach der Sage des Volkes die Kinder geholt werden. Daß der Eschenbaum in einer geheimnißvollen Beziehung zum Menschen stehe, lehrt auch der Glaube der Oberuberger, daß die Trude nicht nur die Menschen, sondern auch die Esche drücke. Die Trud ist nämlich ein gespenstisches Weib, das sich dem Schlafenden auf die Brust setzt und dem

Gequälten Stimme und Athem benimmt. Wenn die Trud den Menschen losläßt, sagen die Leute, so setzt sie sich auf eine Esche. Daher kommt es, daß an diesen Bäumen so viel wunderlich verkrüppelte Formen, Trudenknöpfe genannt, vorkommen, die Bischofsstäben, Sicheln und andern sonderbaren Geräthen ähnlich sehen. Wenn der Charfreitag, so heißt es bei Schwaz im Unterinnthale, mit dem Feste Maria Verkündigung zusammenfällt, so soll man an diesem Tage Aeste von der Esche schneiden und zwar von demjenigen Theile, der von der Morgensonne nicht beschienen wird. Auf solche Weise geschnittenes Eschenholz ist unverweslich und hat sich Jemand mit einer Waffe verwundet, so schlage er dieselbe in dieses Holz und die Wunde wird schnell heilen. Auf den Baumcultus weist auch die Prozession, die zu Mals noch bis in's siebzehnte Jahrhundert zu einem Baume gehalten, dann aber bei einer bischöflichen Visitation verboten wurde.

Alte Volkslieder besingen die Zauberkünste der Frau Hasel. Demzufolge geht die Sage, die Zweige der Haselstaude seien die geeignetsten zu Wünschelruthen, mit welchen man Hexen bannen, Geister citiren und zum Sprechen vermögen und Schätze erheben könne. Die Ruthen müssen aber Nachts zu einer heiligen Zeit von einer Weißhaselstaude, die gegen Sonnenaufgang steht, und mit einem noch nie gebrauchten Messer geschnitten werden. Die Haselstaude gilt als der Muttergottes geweiht; denn als die heil. Jungfrau über's Gebirg ging, da rastete sie unter dem Schatten des genannten Strauches. Seit diesem Ereigniß schlägt in die Haselstaude kein Blitz ein; wer sich daher vor demselben sicher stellen will, pflückt am Maria-Heimsuchungstage Haselzweige und steckt sie vor das Fenster, auch hält sich unter dem Gezweige des heiligen Strauches keine Schlange auf und gibt man solchem Gewürm nur ein Streichlein mit einer Haselruthe, so ist es augenblicklich todt. Beinahe dieselbe Marienlegende wird vom Karwendel erzählt, der ihr auch geweiht ist; ja nach der Sage der Zillerthaler soll die Gottesmutter den Zunamen „Karwendlin" geführt haben und deshalb werde das Kraut von den Menschen so verehrt. Desto verhaßter ist dieses aber dem Teufel, der seinetwegen um die Seele mancher unausgesegneten Wöchnerin oder Braut gekommen ist; deshalb sollen sich besonders Letztere in diesem wichtigen Lebensstadium der Pflege und Verehrung dieses Kräutleins befleißigen, damit es ihnen nicht gehe wie jenem Mädchen, das von der Hochzeit weg von einer unheimlichen Macht getrieben weiter und weiter gehen mußte, bis es ermüdet auf einen Karwendelrasen niedersank. Da entpuppte sich ihr unsichtbarer Begleiter als Junker Satanas, der sich mit den Worten empfahl:

„Wärst du nicht auf Karwendel gesessen,
Wärst du ewig mit mir in der Höll' gewesen.

Unzweifelhaft hängt die Verehrung dieser beiden Pflanzen mit dem einstigen Culte der Hulda und Frouwa zusammen; es zeigt dies schon die Uebertragung auf ihre christliche Vertreterin Maria, der diese und noch viele andere Pflanzen geweiht sind. Dazu gehören die Heidern, die Marienblümchen (Maßliebchen), die an jedem Frauentage blühen sollen, und, was schon der Name sagt, die zierlichen gelben und blauen Blüthen des Frauenschuhes. Auch der Hollunder ist ein edler Baum. In einigen Dörfern Vinschgau's trägt man bei Begräbnissen ein Kreuz aus Hollunder vor, das dann auf dem Grabe eingepflanzt wird. Wenn nun die abgeschnittenen Zweige, wie leicht möglich ist, wieder zu grünen anfangen, so versichern die gläubigen Vinschgauer, der Begrabene sei nun gewiß im Himmel, denn das Kreuz habe ausgeschlagen. Eine minder ernste Deutung verbindet der Bauernbursche

mit dem Holler (sambucus niger), dessen glänzend schwarze Beeren ihn an die Kohlenaugen der ungetreuen Liebsten mahnen:

„Schwarz sein die Hollerbeer,
Weiß sein die Blüh,
Schön sein die schwarzen Augen,
Treu sein sie nie.“

Zu den wichtigsten heiligen Pflanzen gehören die sogenannten Palmkatzen (Blüthenkätzchen von salix caprea und einigen anderen Weidenarten). Sie bilden, meistens verbunden mit einem Zweig des Sebenbaumes (juniperus sabina), den Hauptbestandtheil der Palmbüschel. Diese werden an langen, mit bunten Seidenbändern und Bretzeln geschmückten Stangen von Burschen am Palmsonntag in die Kirche getragen, um bei feierlicher Procession um dieselbe geweiht zu werden. Man setzt eine große Ehre darein, die längste „Palme“ zu haben und der dichte Wald von bebänderten und rauschenden Palmen gewährt einen prächtigen Anblick, besonders wenn schönes Wetter die Feier begünstigt. Gegentheilige Witterung sieht der Landmann ungern, denn

Schneit's am Palmsonntag in die Palmen,
Schneit's später in die Garben,

und

Wenn's schneit in die Palm',
Schneit's Vieh aus der Alm.

Diese eingesegneten Palmbüschel sind zu vielem gut. Naht ein Gewitter, so verbrennt man in Südtirol ein paar Palmkätzchen. Noch sicherer ist man vor dem Blitz, wenn man am Palmsonntag drei, vier davon schluckt; auch ist man dann das ganze Jahr vor Halsweh sicher. Ich will es auch glauben, es erinnert diese Cur an weiland Doctor Eisenbarts „eigene Art“, kranken Leuten für ewige Zeiten von ihrem Schmerz zu helfen.

Der lieblich klingende Name Wachholder erinnert an die freundliche milde Göttin Hulda. Man nennt ihn auch Kranewittstrauch und der Tirolerbauer ehrt ihn nicht nur wegen des stärkenden Trankes, der aus den bittersüßen blauen Beeren gebrannt wird, der berühmte „Kranenwitteler“, sondern schreibt auch den Wipfeln besondere Heilkräfte zu. So steckt er ein Zweiglein auf den Hut und glaubt dann beim weitesten Gang nicht zu ermüden. Die Bäuerin aber nimmt zum Buttertreiben einen Schlegel aus Kranewittholz, damit die Milch schneller breche. Denselben Dienst leistet auch geweihter Höllenbrand (orobanche), der unter den Kübel gelegt wird.

Wen es aber gelüstet nach Geld und Reichthum, der lege in der Johannisnacht Tücher und Papier um die Stengel der Farrenkräuter. Denn in dieser heiligen Nacht blühen dieselben und um die zwölfte Stunde werfen sie den Samen ab. Dieser Same kann auf solche Weise aufgehoben werden, ohne daß man ihn berührt. Man muß sich aber hüten, den Stein, womit man allenfalls die Unterlage beschwert hat, bergauf zu werfen, denn das würde dem Sammler schweres Unheil bringen. Der Farrensame, zum Gelde gelegt, bewirkt, daß dasselbe trotz aller Ausgaben nie weniger wird. Dieser Glaube verdankt seine Entstehung wahrscheinlich den paarweise auf dem Rücken der Farrenblätter gereihten runden Früchtchen, die allerdings eine Aehnlichkeit mit aufgelegten Geldstücken haben.

Eine eigene Classe der heiligen Pflanzen bilden die Weihekräuter.

Dieselben werden in den „Dreißigen“, das ist die Zeit zwischen dem Feste Mariä Himmelfahrt und Mariä Geburt, gepflückt; in den drei Rauchnächten wird dann damit das Haus durchräuchert. Zu den Weihekräutern gehören: Rauten, Johanniskraut, Haselzweige, Himmelbrand, Wermuth, Wohlgemuth und Mutterkraut. Am Weihnachts- und Neujahrsabend und am Abend vor dem Dreikönigsfeste legt der Hausvater einen Büschel der gedörrten heiligen Kräuter nebst ein paar Weihrauchkörnern auf die Gluth-

pfanne und beräuchert damit Stube, Kammer, Stall und Scheuer. Ihm zur Seite geht die Bäuerin mit dem Weihbrunnkrügel und besprengt segnend alle Gegenstände mit dem geweihten Wasser. Hinterdrein gehen die Kinder und das Hausgesinde. Während der Handlung wird gebetet und man glaubt durch die Kraft der vorbenannten heiligen Pflanzen vor jedem Schaden, welchen Hexen und der Teufel Menschen und Thieren zufügen können, gesichert zu sein. Auch wenn im Hochsommer aufsteigende schwarze Wolken ein verderbliches Gewitter verkünden, werden geweihte Kräuter verbrannt, denn das drohende Unwetter ist ein Werk der boshaften Wetterhexen, der geweihte Rauch aber benimmt ihnen die Gewalt und das Unheil bringende Gewölk muß sich zertheilen.

Wehe aber dem kecken Schützen oder Bergsteiger, dem es einfällt, ein rothes Alpenröslein bei sich zu tragen. Er wird unter ein Gewitter kommen, der alte Gott brummt, sagt man, wenn es donnert, und das Geschoß Donars wird den Frevler tödtlich treffen. Darum heißt die rothe Alpenrose auch Donnerrose. Wegen ihrer rothen Farbe war sie dem Donnergotte, heilig, der mit feuerfarbenen Locken und Bart auf seinem goldenen, mit Böcken bespannten Wagen durch die Lüfte flog. Selten sind weiße Alpenrosen. Es sollen deren auf der Burgeiser Alpe wachsen, auch im schönen Gnadenwalde bei Hall trifft man sie an einigen Stellen. Sie können aber nur von unschuldigen Leuten gesehen werden, doch hat sich der glückliche Finder einer solchen Wunderblume wohl vor Bethörung zu hüten. Er darf von der erblickten Blume nicht wegsehen, sondern muß seinen Hut oder ein Tuch darauf decken, Leute herbeirufen und auf dem Platze nachgraben. Bald wird unter der Rosenstaude ein großer Schatz vor den erstaunten Augen des Gräbers liegen.

Unter den Pflanzen, denen eine besondere Heilkraft zugeschrieben wird, ist die vorzüglichste die Bibernellwurzel, die gegen ansteckende Krankheiten dient. Folgendes Geschichtlein wird die Wahrheit des Gesagten erhärten. Vor vielen Jahren wüthete in Tirol eine schreckliche Pest. Da flohen die von der Seuche noch verschont gebliebenen Bewohner von Zirl auf den daneben liegenden Martinsbühl und beteten mehrere Tage und Nächte lang um Abwendung der großen Sterblichkeit. Da erschien eine weiße Gestalt und sprach:

„Eßt Kranewitt und Bibernell
Dann kommt der Tod nicht zu schnell.“

Die Zirler thaten wie ihnen geheißen, und von Stund an hörte die Pest auf. Zum Andenken an diese Begebenheit wurde die noch heutzutage stehende Geisterkapelle erbaut, in welcher das Bild des pfeildurchbohrten heiligen Sebastian, des tirolischen Pestpatrones, verehrt wird.

Noch eine Art von heiligen Pflanzen ist zu nennen: die eigentlichen Zauber- und Hexenkräuter.

Um schwarze Künste zu treiben, nützt besonders die Alraunwurzel und die Veitsblume (Brunelle); auch die Mistel ist ein Hexenkraut, wie schon ihr Beiname, „Trudenfuß“, besagt. Am bekanntesten aber ist der prophetische Klee. Wenn ein verliebtes Bauerndiendl durch die Wiesen und Aecker schreitet, so schielt sie wohl neugierig ins Kleefeld, denn wer einen Vierklee findet und ihn Nachts unter das Kopfkissen legt, träumt von seinem zukünftigen Schatz. Findet aber Jemand einen Zweiklee und ist es gerade die glückliche Zeit am Sonnwendabend beim Aveläuten, so wird ihm im Lauf des Jahres eine Braut oder Bräutigam zu Theil. Aber auch anderer Zauber liegt im Vierklee versteckt. Wenn sich eine reine Jungfrau am Frohnleichnamstage oder in der heiligen Nacht während des feierlichen

Amtes einen Vierklee in's Haar flicht, dann sieht sie alle Hexen. Diese Höllencandidatinnen stehen nämlich mit dem Rücken gegen den Altar. Um im Spiel stets Glück zu haben, gebrauchte ein Ministrant folgendes Mittel. Er legte ohne Wissen des Priesters einen Vierklee in das Meßbuch. In Folge dessen kam der Priester beim Messelesen nicht vorwärts, sondern mußte öfters wie verzaubert inne halten. Aber der pfiffige Ministrant zupfte jedesmal den Priester am Meßkleid, um ihn wieder zum Bewußtsein zu bringen und die Messe ward vollendet. Der Besitz des so geweihten Krautes brachte dem Ministranten den erwünschten Gewinn.

Das Auszupfen der weißen Blättchen der **Wucherblume**, auch **Orakelblume** genannt, ist allgemein bekannt. „Er liebt mich, liebt mich nicht", sagt Fausts Gretchen. In Tirol heißt es: „Er liebt mich von Herzen, mit Schmerzen, ein wenig oder gar nicht." Die Mädchen, welche den Stand ihres künftigen Bräutigams zu erfahren wünschen, fragen: „Edelmann, Knödelmann, Bürger oder Bauer." Was es auf das letzte Blatt trifft, ist der zukünftige Ehegatte. In Obernberg aber läßt man die Blume eine sehr ernste Frage entscheiden, indem man sagt: „Himmel, Hölle, Fegfeuer." Was auf das letzte Blatt trifft, dahin kommt die Seele des Fragenden nach dem Tode.

Es soll öfters vorkommen, daß Leute an einem Orte, wo ihnen sonst Weg und Steg genau bekannt ist, sich plötzlich nimmer auskennen und sich endlich nach langem Herumirren auf derselben Stelle finden, von der sie ausgingen. Man sagt dann: „Er ist auf eine **Irrwurz** getreten" und schreibt es höllischem Zauber zu. Dieses kann einem auch passiren, wenn man Morgens ausgeht, ohne ein Vaterunser gebetet zu haben. Denn zu solcher Stunde ist man in der Gewalt des Teufels, dem es Freude macht, die armen Menschenkinder zu foppen.

Ferner sind unheimliche Kräuter die **Kratzdistel** und **Wollgras**. Sie benehmen den heiligen Kräutern die Weihe; es soll daher vorgekommen sein, daß sie von bösen Menschen heimlich unter die Weihebüschel gesteckt wurden. Und wer Abends ausgeht und hört die **Kratzdisteln** flüstern und sieht die weißen Büschel des Wollgrases sich zu einander neigen, der eile nach Hause, denn er ist im Bereiche bösen Geisterspukes.

Ein eigenthümlicher Brauch der Tiroler Holzhauer finde noch hier seine Erwähnung, der, wenn er auch nicht unmittelbar die Verehrung der Pflanzen betrifft, doch mit derselben in Beziehung steht. Wenn nämlich ein Baum gefällt wird, so hackt der Holzhauer drei Kreuze in den Strunk. Damit die Hexen nicht darauf sitzen, heißt es an einigen Orten, meistens aber sagt man, und das ist der schöne ursprüngliche Grund, dieses geschehe zum Schutze der saligen Fräulein. Denn diese milden, dem Menschen freundlichen Wesen würden oft von den wilden Männern, der Sage nach culturfeindliche Riesen von übermenschlicher Gestalt, verfolgt; ein so geweihter Baum aber gewähre den Bedrängten Asyl und Schutz vor ihren bösen Verfolgern. Damit schließe ich die Reihe heiliger Pflanzen, obwohl ich nur die vorzüglichsten mit den sich anschließenden Meinungen und Aberglauben berührte. Noch manchen Bäumen, mancher Blume und manchem Kraut wohnt nach der Sage des Volkes geheime Kraft ein, die trotz Beichtstuhl und Kanzel im Stillen erprobt wird. Besonders interessant wäre die Zusammenstellung der verschiedenen Pflanzennamen, wie sie im Munde des Volkes leben und die dem Forscher manchen Anhaltspunkt für deutsche Mythologie und alten Göttercultus bieten könnten.

# Von der Gemüthlichkeit der Bauern.

Eine Volksstudie von P. K. Rosegger.

Gemüthlichkeit ist eine dehnbare Haut, die sich über alles Mögliche spannen läßt. Gemüthlichkeit soll von Gemüth abstammen, ist aber diesem seinen edelherzigen Vorfahren sehr entrathen. Gemüthlichkeit ist eine Vagabundin, die sich heut zu Tage mit den ungesittigsten Gesellen herumtreibt. Im Gewöhnlichen verstehen wir unter Gemüthlichkeit den Gegensatz von Ernst, Zurückhaltung, Gemessenheit, von strenger Umgangssitte und Höflichkeit. Und was ist da nicht alles gemüthlich! Gemüthlichkeit besitzt nicht einmal einen Rock, sie läuft in Hemdärmeln um; sie ist bald mit Jedem gut Freund, schäkert und hüpft mit dem nächstbesten Fremden und schmiegt ihm den Arm um den Nacken, und trinkt aus eines Jeden Glas und ißt mit eines Jeden Löffel und hat allweg gutmüthig zwinkernde Aeuglein. Sie nennt sich gerne treuherzig, ist aber kein wahrer Freund, denn im Unglücke und selbst in Geldsachen schon hört die Gemüthlichkeit auf.

Das wäre eigentlich gar nicht schmeichelhaft für den Steirer, der sich des Rufes besonderer Gemüthlichkeit erfreut. Indeß aber ist die Gemüthlichkeit des Landmannes wieder etwas Anderes als die des Städters. Die des Städters ist so oft eine verunglückte Nachahmung der ländlichen Natürlichkeit und des natürlichen Humors. Die Natürlichkeit und der Humor des Landmannes jedoch ist so häufig wieder was Anderes als das, was wir unter Gemüthlichkeit verstehen. Der Bauer hat weniger Gemüth als der Culturmensch, aber mehr sogenannte Gemüthlichkeit, und diese Gemüthlichkeit des Naturkindes in die Weltsprache übersetzt heißt — Frivolität. Eigen stellt sich's dar, wo sich die „Gemüthlichkeit“ mit der Rohheit paart.

„Heut' ist's lustig“, schreit der Bauer bei der Kirchweih, „heut' muß gerauft werden!“ Sie sind ja unter sich und aus lauter Gemüthlichkeit heben sie Händel an und wenn Einer halb todtgeschlagen ist, so sagt der Thäter zu ihm: „Mußt nit harb sein desweg; schau, so hab' ich's nit gemeint.“

„Bin auch nit harb“, entgegnet etwa der Geschlagene; „aber wenn ich wieder auf kann, bring' ich Dich um.“

Ein anderer „gemüthlicher“ Fall. Der schwarz' Toni war ein Lumpenkerl; er trieb sich in den Schenken und mit allerhand Weibsbildern um. Deß war sein Weib nicht zufrieden und oftmals weinte sie in ihre Schürze hinein: „Ach Gott, ach Gott, wäre ich ledig (unverheiratet) geblieben!“ Da kam eines Tages der schwarz' Toni halb besoffen und ärgerlich über ein verlornes Spiel vom Wirthshause heim. Sein Weib schluchzte wieder, da packte ihn der Zorn, er faßte das Tischmesser, stieß es ihr in die Brust und sagte dabei mit weichmüthiger Stimme die Worte: „So, meine Luiserl, itzt bist wieder ledig.“

Einen gemüthlicheren Mord kann man sich doch nicht denken.

Ganz anders gemüthlich ist freilich der Lackensepp. Das ist ein Großbauer in der Ratten, sonst ein sehr ernsthafter Mann.

Sein Gesinde hat großen Respect vor ihm. Wenn er aber im Wirthshaus ist, wird er lustig. Für's Erste thut er den Rock aus, er hat allfort ein frisches Hemd am Leibe; dann thut er seine porzellanene Tabakspfeife hervor, auf welcher ein tirolisches Liebespaar gemalt ist, das mit einander Zither spielt, und auf der andern Seite ein tirolisches Ehepaar, das sich prügelt. Dann bringt der Wirth des Lackensepp Stammglas, darauf ist ein tan-

melnder Mann zu sehen, der den Hut schief in den Kopf gedrückt hat und das Weinglas schwingt. Darunter steht zu lesen: „Heunt geh ih 's nit hoam!“ oder es liegt ein Betrunkener unter dem Tisch und neben heißts:

„Dös is a Lump, dös is a Lump,
Der mit an Rausch kimt z Haus!
Drum schlof ih mein Rausch, ih mein Rausch
Im Wirthshaus aus.“

Oh, der Lackensepp schläft noch lange nicht. Wein her! Den besten und viel! er bewirthet den ganzen Tisch.

„Und wan da gonz Rattnboch Wein wa,
Und wan da gonz Rattnboch mein wa,
Dös war a Welt!
Und olle Mühln bliebn da stehn in Birkfeld!“

Der Rattenbach oder die Feistritz fließt nämlich nach Birkfeld, und der Sepp meint, wenn der Rattenbach Wein und sein wäre, so würde derselbe gleich an Ort und Stelle ausgetrunken und so allen untenstehenden Mühlen die Triebkraft genommen.

Hernach wird im Chor gesungen; die Lieder sind alle gemüthlich, sind alle in Hemdärmeln — ja, noch wunders, wenn sie ein Hemdlein am Leibe tragen.

Spät in der Nacht muß sich der Lackensepp trennen von den lustigen Genossen. Er geht nach Hause, er hat keinen Rausch, aber der Wein ist doch ein feines Trankl! „Herrgotts Vater, der ist dir besser gerathen, als wie das Trinkwasser! — Gelt, Mond da oben, du sagst es auch, du Mond, du hast heut' einen Rausch! Tralla la, tralla la, wie ist die Welt so wunderschön! Aber Herrgotts Vater, ist der Weg schmal! — Du Sonnwendkäferl, wenn du nicht weggehst, ich tret' dich zusammen! — Was Dummheiten! Schön ernsthaft muß man sein — tralla la, tralla la —“

Glücklich kommt er nach Hause. Still im ganzen Hofe, Alles schläft. Ist das ein langweilig Nest, so ein Bauernhaus! Der Sepp sagt es selbst: er möchte am liebsten die Knechte aufwecken, daß sie ihm helfen, etzlichen Schabernack zu treiben — 's ist allzu tausendlustig heut! Aber vor dem Gesinde muß der Großbauer stets ernsthaft sein. So will er mit dem Kettenhund anbinden: „Türkel! schau, Türkel, geh' her da! ich laß' dich los, Türkel, wir springen noch Eins um.“ — Aber der Hund knurrt, er erkennt seinen Herrn nicht wieder.

So sucht der Sepp die Kammer auf. Sein Weib schlaft wie ein Maulwurf, und er weiß sich vor Lustigkeit gar nicht zu helfen. In allen Gliedern zuckt's ihm, was soll er nur anfangen? Die Oberdecke zerrt er dem Weibe aus dem Bett und hängt sie an den Wandnagel. Das ist ein feiner Spaß, er reibt sich kichernd die Hände. Da kommt ihm noch ein besserer Einfall, er hüllt die Decke dem Kachelofen über. Er jubelt vor Entzücken. Da erwacht sein Weib: Was treibst denn, Seppel? Bist närrisch worden?“

„Na du mein liab' Weibel“, lallt er, „'s ist so viel gemüthlich heut', so viel gemüthlich.“

Derlei ist eine gemachte Gemüthlichkeit, und nicht jene natürliche, schalkhafte, die den Landmann charakterisirt, die uns in alten Sprichwörtern und Volksliedern so oft antritt. Manches schwere Geschick legt der Bauer auf die leichte Achsel; es ist nicht die stille Ergebenheit, die wir bei ihm finden; er sucht sich an seinem Elende durch Spott zu rächen und gleichzeitig mit dem unvermeidlichen Mißgeschicke Du und Du zu werden. Das Unglück imponirt ihm nicht. Er ist witzig, beißend, höhnisch aufgelegt, wenn ihn ein Ungemach verfolgt. Als dem Raid-Michel die Kornfuhr das erstemal umkippte, that er einen scharfen Fluch, worin gar keine Gemüthlichkeit lag. Als ihm die Kornfuhr das zweitemal überschlug, meinte er: „Aha, geht richtig auch der Teufel paarweise“, und als die Kornfuhr das

drittemal fiel, sagte er: „Ist schon recht, alte Kraxen, itzt kannst selber aufstehen, ich geh' und leg' mich auch in's Gras."

Gar drastisch ist der Ausspruch des alten Häusler-Natz. Der wollte Weizen anbauen und hatte keinen Dünger dazu. Er säete aber doch und machte eine Wallfahrt auf die gute Meinung, daß der gute Herrgott ihm doch einen guten Weizen wachsen lassen möge. Als jedoch die Ernte kam, stand es schlecht mit seiner Frucht. „Ich seh's schon", klagte er dem Pfarrer, „das Beten hilft auch nichts. Ist denn das ein Weizen?" „Aber lieber Freund", sagte der Pfarrer, „Ihr habt ja nicht gedüngt." „Je!" rief der Bauer, „wenn ich Mist hätt', brauchet ich den Herrgott nit."

Eigen muthet es an, wenn zwei Bauersleute mit einander in heftigem Wortstreit sind. Die Ausdrücke und Gleichnisse, deren sie sich bedienen, sind nicht immer bloß derb, sondern oft auch witzig und beißend.

„Wie Du, sind mir neun Tag Regenwetter lieber, das sag' ich!"

„Das glaub' ich schon, die Kröten sind dem Regen gar nicht feind."

Oder Anders.

„Wenn Eins von Dir was verlangen will, muß man eine gute Gnad' Gottes haben."

„Wie kann denn ein Höllbratel, wie Du bist, eine Gnad' Gottes haben?"

„Du, ein Höllbratel geb' ich Dir nit ab, das sag' ich trocken!"

„Wärst mir auch viel zu mager, Du. Bist ja ein zaundürrer Scherben."

In diesem Tone gehts oft eine Weile fort, die gegenseitigen Vorwürfe sind mitunter gar trollig, und nicht zu selten geschieht es, daß der wüthend angefangene Streit mit einem Gelächter endet.

Mit dem Humor geht die ländliche Gemüthlichkeit Hand in Hand. So wie sich im Allgemeinen der Humor erst nach verschiedenerlei Erfahrung im vorgeschrittenen Alter einzufinden pflegt, so tritt uns die Gemüthlichkeit, hier die wohlwollende, stillvergnügt heitere Art, meist bei betagteren Bauersleuten entgegen. Die Jüngeren geben sich lieber trotzig, übermüthig, oder witzelnd und spottend. Ich meinestheils weiche darum den jungen Bauersleuten, wo sie in Mehrzahl beisammen sind, gerne aus und geselle mich zu den Alten.

Selbst wo das wahre, tiefe Gemüth spricht oder aufschreit in Weh und Schmerz, ist gerne ein messerspitzvoll Schalkheit, Gemüthlichkeit dabei.

Dem alten Marhofer war sein Weib gestorben. Langsam, aber stetig schritt er in dem öden Hause umher. „Ei, ei", seufzte er, „nur noch einmal, wenn sie mich nur noch einmal ausgreinen (auszanken) thät, meine Zilla!"

Echte Gemüthstiefe mit Gemüthlichkeit gepaart offenbarte sich mir in einem Zweigespräche, welches ich einst zufällig zu hören bekam.

Vor einer Mühle auf dem Kornsacke saßen ein junger und ein betagter Bauer. Der junge wischte fortweg Staub von seinen Knien und sagte dabei ein für's anderemal: „'s ist wohl hart." Ihm war das Weib gestorben.

„Ja freilich ist so was hart", entgegnete der Aeltere endlich.

„Das Weib entrathet man verfluchtlet schwer im Haus."

„Das ist gewiß", gab der Andere bei, „wirst Dich wohl wieder um Eine umschauen müssen, Hans."

Der Jüngere bürstete mit der flachen Hand beharrlich an seinem Knie. Dann murmelte er: „Was es etwa nachher ist, wenn man einmal gestorben ist? Was meinst, Jak, kommen Eheleut' im Himmel oben wieder zusammen?"

„Dasselb denk' ich mir wohl."

„Nachher kann ich nimmer heiraten. Was fangst denn im Himmel mit zwei Weibern an?"

Der Jak stutzte. „Ist auch wahr", sagte er dann, „auf das hätt' ich mein Lebtag nicht denkt."

„Ja, wie bin ich denn nachher dran? Die Erst' will ich nit versetzen."

„Leicht ist's so, Franzel: Bleibst der Ersten getreu und heiratst nimmer, so kommst wieder zu ihr. Heiratest aber wieder, so wirst gotikeit der Ersten ungetreu und wirst im Himmel wohl mit der Letzten bei einander sein. So denk' halt' ich mirs."

„Wird auch nit viel anders sein. Und itzt weiß ich's, ich verbleib' ledig."

Der Franzel hat dazumal thatsächlich nicht geheiratet. Aber weil es wahr ist, daß man „das Weib verfluchtlet schwer im Haus entrathet", so hat er sich eine Wirthschafterin genommen. Die war noch um etliche Jahre jünger als er. Und nach einer Zeit sind der Franzel und der Jak wieder zusammengesessen auf den Mühlsäcken, oder anderswo.

„Franzel", schmunzelte der Alte, „wenn Du's so treibst, so wirst leicht nit mit deiner Ersten im Himmel zusammenkommen, viel eher mit Deiner Zweiten in der Höll."

„Meinst?" versetzte der Andere, „Du, in der Höll wär's mir zu heiß."

Darauf hat der Franzel seine Haushälterin Form rechtens geheiratet.

Naivität und Schalkheit zusammen macht das aus, was wir unter Gemüthlichkeit im guten Sinne verstehen. Unversehrt finden wir sie nur noch in entlegenen Strichen, die bisher vom Zeitgeist nicht versengt worden, und die vom tiefen Elende der Armuth verschont geblieben sind.

---

# Das Pestmännlein.

Eine Sage aus Oberbaiern, erzählt von J. F. Lentner.*)

Fernab von allen menschlichen Wohnungen, verborgen in der Oede und Schattennacht der Wälder oder auf freien luftigen Höhen, einsam in den Hochwiesen, findet man bei uns Friedhöfe mit eingesunkenen Gräbern und verfallenen Mauern, bei den wenigsten ein ärmliches Bethäuslein, meist nur einen verwetterten Bildstock inmitten der Hügel ohne Stein und Kreuz. Das sind die Stätten, wo in den Todesernten der Pest die zahllosen Opfer hastig verscharrt wurden. Mehrmals streifte die Seuche in vergangenen Jahrhunderten über diese sonst so lebensreiche Gegend, ein nimmersattes Unthier. Diese verödeten Ruhestätten heißen meist „die Pesthöfeln" im Munde des Volks. In wehmüthig schöner Stille liegt ein solcher Gottesacker, brach wie ein ruhendes Feld, in der grünen Waldeskühle nahe am Fußsteig, der vom uralten Heerwege bei Rottenbuch rechts abbiegt nach der wunderholden Einsamkeit der „Wildsteige", dem kleinen Weiler mit der alten Kirche St. Sebastians, des Patrons gegen Pest und jähen Tod, in der Nachbarschaft der ruhigen Seen am Fuße der Hochberge, die hier mächtig anwachsen zur fernspähenden „hohen Bleiche", zu den sonnenreichen Matten der Trauchgauer Almen. — Die Buchen breiten ihre Aeste weit herein über die niedere Mauer, als hielten sie schützende Arme über die Schläfer; ernste dunkle Tannen verhüllen die verwischten Heiligenbilder in einer Blende und hochauf wuchert im frischesten Grün das Riedgras, mit tausend Feldblumen durchwirkt. Ein Bächlein geht unter den Bäumen und rauscht einschläfernde Lieder; aber oben im Gezweige singen hochauf die Vögel von Leben und Liebe.

Durch das wilde „Freithöfle", wie man es nennt, wanderte ich einmal mit einem gesprächigen Landmann,

*) Siehe Seite 244.

dem Meßner unsers Dorfes. Der wies mir im kleinen Friedhofe in einer Ecke einen vereinzelten Hügel, der allein noch über den Boden sich erhebt, obgleich ohne irgend eine Bezeichnung. Hier sei, sagte dazu der Davida Hannes, der Letzte begraben, den die Pest abgeholt, und davon wollte er mir eine seltsame Geschichte erzählen, die er wieder von rechtschaffenen Leuten habe, die das Grab noch schier frisch kannten und etwa ihr Aehni gar noch Den, der da unten liege.

Vor Jahren hatte das Stift zu Rottenbuch sein eigen Recht und Land und ließ seine Leute vor dem eigenen Stuhle richten, selbst auf Leben und Tod. Sie hielten sich dazu einen eigenen Richter und da war denn auch einmal ein gar schlimmer und scharfer, der für die Chorherren Schwert und Wage handhabte, aber weit lieber mit dem einen darein schlug, als auf das richtige Zeigen des Zingleins an der anderen wartete. Er hatte keinen Obern über sich, als den hochwürdigen Herrn Abt; der war aber ein guter Herr und seinem Vogt wohl geneigt, er wußte auch warum. Die Patres in den Klöstern hatten dazumal schon verlernt, wie die ersten Eremiten zu beten, zu fasten und Holz zu hauen und in schlechten Spelunken zu hausen; sie hatten feine, große Häuser als Losament, mit hohen, lichten Stuben, Alles gar zierlich verschnörkelt und vergoldet, Marmor als Fußboden und Sammet als Polster. Dabei aßen sie recht gut und tranken nicht schlechter und zur Bewegung trieben sie allerlei edelmännische Kurzweil, als Jagen, Fischen, Vogelstellen, Kartenspiel und Damenziehen, und mancher saß öfter zu Roß als im Chorstuhle. Sie meinten es dabei freilich nicht bös und hielten derlei für eine billige Entschädigung für ihr gethanes Gelübde. Waren auch manche darunter, die sich in Büchern und Schriften vergruben und allerlei gelehrtes Wesen an den Tag brachten. Es kam viel Geld durch sie unter die Leute, aber das Geld herzutreiben, war nicht immer leicht, und die Hörigen der Klöster im Pfaffenwinkel*) spürten es tüchtig, wenn eben ein Abt am Regiment war, der es hoch gab und den Reichsprälaten spielte.

Im Auftreiben von klingender Münze war aber der Vogt von Rottenbuch, von dem ich spreche, ganz absonderlich geschickt, und wenn oft der Pater Schaffner meinte, jetzt müsse der Säckel leer sein und sich kaum zu begehren traute, kam jener von selbst und bot ihm Geld an, so viel er wollte. Das war dem Abt und dem ganzen Convent ein gemähtes Wieslein und darum waren die Augustiner von Rottenbuch auch die Letzesten**) unter allen Herren, ließen den Herrgott einen guten Mann sein und jubilirten alle Tage, als ob bei ihnen das ewige Reich schon begonnen hätte. Kam ein Bäuerlein oder mehrere von ihren eigenen Leuten, klagten über den Vogt, murrten über Plackerei und Schinden, wie er sie von Haus und Hof pfände und steuere, daß sie die Gilten und Geleiste nicht aufbrächten, die er im Namen der Gotteshäuser eintreibe, so hörte man sie nicht oder lachte oder schickte man sie heim mit den dürren Worten: „Wart', brummiger Bauer, Du halsstarriger Geselle! der Vogt soll Dich zahm machen und Dir das grobe Maul binden.“ So ging es den Klosterleuten recht schlecht und verkamen ihrer eine Menge.

Einmal nach einer großen Tafelei, es war gerade des Herrn Prälaten Namenstag, lag der Richter in seiner Behausung wie ein Stückfaß auf dem Lotterbett und schnaubte und athmete, gleich dem Blasebalg in einer Hammerschmiede, als wollte er zur Stunde ersticken; denn er hatte sich das Ban-

*) Pfaffenwinkel heißt im Munde des Volks die ehemals klosterreiche Gegend am Fuße der Berge, am Amper und Lech.

**) Letz — schlimm, arg.

kett zu wohl behagen lassen. Die Truthähne, Fasane, Kapaunen, Hechte und Forellen belasteten seinen Magen und die dicken Ungar- und Veltlinerweine stopften ihm fast die Adern zu. — In seinem Taumel hatte er lange nicht bemerkt, daß ein Mensch vor ihm stand, ihm zusah in seinen Nöthen und dabei lachte, so gut es sein saures Gesicht erlaubte. Der Mensch war ein schmutziger Bauer, mit nußbrauner Haut und einer Igelperücke, knochigen Leibs und kaum in ein paar Lederfetzen gewickelt. Man hieß den wilden Gesellen den „Filzdracken", weil er wie ein Drache im öden Forst am Filze*) sich eine Lehmhütte gebaut und dorten in Noth und Elend hauste mit Weib und Kind.

Der Drack also brummte ein paarmal etwas in den Bart und machte so seine Gegenwart kund, daß darob der Klosterrichter aus seinem schweren Schlaf erwachte. Wie er nun den Bauer vor sich sah, erschrak er ersichtlich und erblaßte trotz seiner veilchenblauen Weinwangen; denn er hatte den Mann, einen Zinspflichtigen des Stiftes, kürzlich im Uebermuth und um schlechten Vorwand hart gebüßt und ihm die einzige Kuh aus dem Stall getrieben. Schnell aber nahm er sich wieder zusammen, und wie das die Gerichtsherren im Brauch haben, wenn ihnen ein Untergebener vorkommt, dem sie Unrecht gethan, ward er grob und begann den Filzdracken zu inquiriren, was er hier in der Stube suche, wie er gleich Diebsgesindel hereingekommen, weshalb er ihn böswillig erschrecke und mehr dergleichen, wobei er ihm schließlich mit Keuche und Ruthenstreichen drohte. Der Filzdrack ließ sich aber des Gestrengen Zorn nicht irren, stellte sich steif vor ihn hin und hielt ihm mit einer Feuerzange einen alten zerdrückten Bauernhut hin, ohne ein Wort zu sagen.

*) Moorland mit niederem Buschwerk.

„Was sollen die Narretheien!" grollte da der Vogt; „weshalb bringt Er den Hut in der Zange? Was treibt Er für Gespötte mit mir?" Dabei riß er dem Bauer den Hut weg, zerdrückte ihn mit beiden Fäusten und trat dann mit den Füßen darauf herum. Der Filzdrack aber öffnete sein breites Maul und begann faul und eintönig: „Ich habe Ew. Gestrengen nur berichten wollen, wie es sich mit dem Hute verhält, weil das eine besondere Sache ist und mir viel zu bedeuten deucht. Mein Bub, der Jürgenatz*), hütet die letzten zwei Gaisen, die Ew. Gnaden mir noch übrig gelassen, müßt Ihr wissen, und die trieb er heute in das Wäldlein gegen die Wildsteig hin. Da saß der Bub und weinte, weil ihn hungerte und er glaubte, man müsse dann essen. Er ist noch dumm und weiß nicht, daß Ew. Gestrengen es nicht leiden mögen, wenn wir Bauern satt sind, und uns darum das Tischtuch kürzen. Wie er so heulte, kam mit einemmale ein wunderliches Männlein, schier nackend, mit einem Laubgürtel um die Lenden und ein Hütlein auf, aus dem Wald gelaufen und ehe mein Bub vor Angst und Furcht entlaufen konnte, hatte es ihn erwischt und hielt ihn am Kittel fest. Das Männlein, sagt der Bub, war käsebleich und gelb, zottig von Haaren, sah darein mit gläsernen Augen und krächzte ein Kauderwelsch mit weinerlicher Stimme. Meinem Jürgenatz ward todtenübel, er riß sich mit Gewalt los und rannte heimwärts; das Männlein aber sprang ihm nach eine gute Weile und schrie dazu: „Wehe und aber wehe!" daß es wiederhallte im Holz. Wie mir der Bub die Märe vorgekeucht, laufe ich weidlich hinaus, das Männlein zu sehen. Es war aber verkommen und sein Hut lag am Boden, den es meinem Buben hatte schenken wollen. Worauf mir schnell beifiel, ich habe einmal

*) Georg Ignaz.

gehört, wie damals, als der große Sterb gewüthet im Land, ebenfalls ein nackend Weib zu einem Hirtenmädel aufs Feld gekommen und ihm ein Paar Strümpfe geschenkt habe; wie dann allsogleich die Dirn an der Pestilenz verstorben und mit ihr viel tausend Menschen, die allein im wilden Freithof liegen oder bei St. Ruperts Münster, das nun zusammengefallen ist. Da sprang ich in meiner Einfalt zu Ew. Gnaden und wollte vermelden, was geschehen und wie ich fest glaube, daß dieß Wesen das Männlein ist vom selbigen Weiblein und alsbald ein großer Sterb und Todfall anheben wird. In dem Hute hat es uns die Pest gebracht und darum habe ich ihn auch nur mit der alten Feuerzange angefaßt, sintemalen ich gar gut weiß, daß man sie erbt, wenn man auch nur mit der Fingerspitze ein verpestet Ding berührt.

Kaum hatte der Filzbrack dieß Wort gesprochen, so hättet ihr sehen sollen, wie der Vogt von Neuem erblaßte und hinsank in die Kissen. Er hatte ja den Hut des Pestmännleins mit beiden Händen erfaßt; er wußte, daß es wahr sei, was der Bauer vom Pestweiblein erzählt, denn er hatte es in einer Chronika gelesen, die im Kloster lag. Er fühlte sich mit einemmale todtkrank und elend; er hatte die Pest. Der Filzbrack, als er des gestrengen Herrn Uebelbefinden vermerkte, lachte boshaft; jener aber griff nach der silbernen Pfeife auf dem Tischlein und wollte den Frohnknecht rufen, damit er den Boten des Todes fasse. Der Filzbrack aber spürte, wo das hinaus sollte, schlug ihm die Pfeife aus der Hand mit der Eisenzange, lupfte seine Lederkappe und ging von dannen, indem er noch als ein B'hüt Gott zur Thüre hineinrief: „Ich wünsch Euch wohl zu sterben, gestrenger Herr!"

Dem Vogt aber ward noch erbärmlicher zu Muth, und er legte sich den Abend noch hin und starb unter unsäglichen Martern gerade um zwölf Uhr Nachts. Er konnte bald nicht mehr reden, nicht beichten, noch beten, sondern fuhr hin in seinen Sünden, voll Grimm und Wuth auf seinem rothen stolzen Gesicht. Bei seinem Tode entstand ein großes Geschrei und allgemein ward die Furcht, daß die Pestilenz wieder losbreche. — Man begrub darum den bösen Pfleger von Rottenbuch in dem wilden Freithöfle, ohne Segen und Weihbrunnen, ohne Licht und Leucht. Der Schinder mußte ihn verscharren.

Darauf erzählte man überall von dem „Pestmännlein". Mancher hat es gesehen, wenn er durch einen Wald ging; die Hirten auf dem Felde schreckte es und wild schreiend lief es Einzelnen nach.

Bald war es da, bald dort. Einer hatte es auf dem Berg*) gesehen, der andere traf es im Tastwalde am Lech. Da bekehrten sich die Menschen in ihrer Todesangst, die Pfaffheit ward barmherziger gegen die Bauern und allzusammen beteten um Abwendung der großen Noth zu Gott und St. Sebastian. — Es kam auch Niemand mehr um denn einzig der gewaltthätige Vogt, den der Herrgott getroffen hatte mit seinem starken Arm. Gar viel Leute meinten auch, seine Seele habe keinen Frieden und er geiste mit dem neidigen Schaffner, der den Armen das Brot zu klein gab, unten in den steinernen Stuben am Strausberg in der Ampenleithe. Das Pestmännlein aber verschwand und seitdem hat man's nicht wieder gesehen.

*) Den Berg nennt man in Lechrain vorzugsweise den Peißenberg mit seiner herrlichen Aussicht.

# Kleine Laube.

## Unser Schillertag.

Wien, im November.

Die hundertjährige Schillerfeier im Jahre 1859 gab in Wien den ersten Anstoß zur Errichtung eines großartigen Schillerdenkmals in der österreichischen Hauptstadt. Der Verein „die Glocke", welcher am Abende des Wiener Schillerfestes 1859 von Wiener Bürgern gegründet wurde, war es, der 1868 auf's Neue die Anregung gab zur endlichen Errichtung eines Schillerdenkmals. Im März 1868 wurde der herrliche, von dem Obmanne des Schiller-Comités, Anastasius Grün verfaßte Aufruf zu Beiträgen für ein Schiller-Denkmal in Wien veröffentlicht. Des Kaisers Spende von 1000 Gulden war der erste Beitrag zu dem schönen Werke. Später gewährte der Monarch 50 Centner Erz im Werthe von 9000 Gulden zum Zwecke des Monumentes. Im Jahre 1870 waren 50.000 Gulden gesammelt, die seither auf das Doppelte angewachsen sind. Damals wurde die Aufforderung zu Entwürfen eines Schiller-Denkmals ausgeschrieben. Unter vierundvierzig Entwürfen ging der des Professors Schilling in Dresden als angenommen hervor.

Vor dem neuen prachtvollen Gebäude der Akademie der bildenden Künste wurde das Denkmal aufgestellt. Dasselbe ist 33 Schuh hoch. Aus rothem schwedischen Marmor gehauen sind die vier massigen Stufen, die zum viereckigen Sockel aus Bronze hinanführen. Aus den vier Ecken des Letzteren ragen allegorische Figuren hervor, die vier Menschenalter darstellend. Darüber erhebt sich ein kleiner Sockel, auf dessen vier Seiten in Hautreliefs die Gestalten des Genius, der Muse, der Weltweisheit und der Humanität stehen. Und hoch über all' dem ragt das eilf Schuh hohe erzene Standbild Schillers.

Am 10. November dieses Jahres, als am hundertsiebzehnten Geburtstage des großen Dichters, wurde das herrliche Monument enthüllt. Schon der Vorabend versetzte die Kaiserstadt in Feststimmung. In den Theatern und Vereinen wurden Schillers Dichtungen aufgeführt und vorgetragen. Am bedeutungsvollsten darunter war die Aufführung der „Räuber" von den Studenten im Stadttheater. Eine echtere, begeistertere Huldigung des Dichters läßt sich nicht denken, als diese Wiedergabe des sturmbewegten Freiheitsanges von der akademischen Jugend. Die wahre Begeisterung ersetzt bisweilen vollends den geschulten Künstler und nur die Jugend, die heißblütige, die für das hohe Ideal erglühende, vermag die „Räuber" so wieder zu geben, wie sie Schiller gemeint hat. Es war kein Spiel, es war schäumend Leben, und die Bretter waren zur sturm- und leidenschaftdurchbrausten Welt geworden.

Schiller lebt nicht allein in seinen Dichtungen, er lebt im Fleisch und Blute unserer Jugend.

Man hat Scheffel den Studenten-Dichter geheißen — er ist's in der Kneipe; Schiller ist's in der Aula und überall, wo der Jüngling die ewigen Güter der Menschheit anstrebt. — Selten oder vielleicht noch nie werden die „Räuber" von Dilettanten mit der Vollendung gegeben worden sein, als am 9. November im Stadttheater zu Wien, unter der Leitung des Professors Strakosch. Abgesehen von dem musterhaften Zusammenspiele, wie man es bei den „Meiningern" nicht besser haben kann, waren die Rollen des Franz, des Karl Moor, des alten Moor, des Spiegelberg, Schweizer, Roller, Kosinsky, des Pastors u. s. w., wahre Meisterleistungen. Wenn sich die Wiener Presse dieser Aufführung gegenüber theilweise etwas reservirt gehalten hat, so that

sie recht; junger Ehrgeiz ist bald entzündet, die Bühne verlockend — und schließlich würde doch nicht Jeder als Schauspieler seinen Meister stellen können, den er, unterstützt durch die Ursprüngkeit seiner Begeisterung und durch die Weihestimmung des Festes bei der Aufführung der „Räuber" hervorzukehren Gelegenheit hatte.

Am 10. November, Schlag 12 Uhr Mittags, ist die Hülle vom Standbilde Schillers gefallen. Das Donnern des Volksjubels erfüllte den weiten Platz, aber der schneestöbernde Wintersturm umbrauste das eherne Bild, das nun in der Zeiten Sturm und Sonnenschein ragen soll, ein glorreicher Hort des Ideals, hoch über dem Gewühle künftiger Geschlechter.

Nach der Enthüllung war ein Festmahl privaten Charakters, an welchem das Schillercomité und einige andere Persönlichkeiten, die zum Festtage in näherer Beziehung standen (darunter ein Enkel Schiller's) theilnahmen. Die Festsprüche waren zahlreich. Prof. Schröer gedachte in edlen Worten des Dichters Anton Auersperg, ersten Präsidenten des Comité's. Vor Allem zu bemerken ist die Rede Heinrich Laube's, welche, bisher nicht veröffentlicht, ich zur Verfügung stellen kann. — „Es gibt eine Stadt in deutschen Landen", sagte Laube, „welche unsern Friedrich Schiller gleichsam zu ihrem Schutzpatron erwählt hat. Nirgends sonst wo — und ich bin viel herumgekommen in deutschen Städten — habe ich eine so begeisterungsvolle Verehrung und Liebe für einen Dichter gefunden als in Wien für Friedrich Schiller. Soll ich an das Schillerfest vom Jahre 1859 erinnern? Es ist kaum je so was erlebt worden. Vom Praterstern im Norden bis zum Paradeplatz im Süden, die ganze Breite der Stadt Wien hindurch Mensch an Mensch und bis zu den höchsten Dachfenstern hinauf Kopf an Kopf und auf dem Paradeplatze Leib an Leib und unter all' den Hunderttausenden der einstimmige Ruf: „Schiller! Schiller!" Und dies in einer politisch sehr gespannten Zeit. Wir hatten eben den französisch-italienischen Feldzug verloren und aus dem ganzen Reiche erhob sich der Ruf nach einer Verfassung. Ein Ausbruch des Volksunwillens war überall zu befürchten. Wie gefährlich dieser Moment war für eine öffentliche Feier, das bewies mir der Zorn des damaligen Polizeiministers, des Freiherrn von Thierry. Er machte mir Vorwürfe, daß ich als Hofbeamter — ich war Director des Hofburgtheaters — in erster Reihe stünde bei einer solchen Unternehmung, schlug Alles ab, namentlich den Fackelzug durch die Stadt, und rief entrüstet: Wollen Sie die Verantwortung übernehmen, wenn der Tumult ausbricht bei solcher öffentlicher Reizung? — Ja, Excellenz, erwiderte ich, ich übernehme sie, denn ich kenne die poetischen Wiener und bin überzeugt, daß sie ihren Schiller über Alles stellen und bei seiner Feier nichts Anderes einmischen werden. — Das glaube ich nicht, schloß er, und es bleibt bei dem Verbote. Mir aber gelang es, die Frage an den Kaiser zu bringen und der Kaiser, auch ein Verehrer Schillers, bewilligte Alles, auch den großen Fackelzug durch die ganze Stadt. Und die Wiener bewährten sich. Nicht ein Laut ließ sich vernehmen als der Name: Schiller! Schiller! Das höchste Interesse, die tiefste Verehrung, der Gedanke an den hohen Dichter allein waltete in den Menschenmassen, wie eine weihevolle Andacht. Könnte das außer Wien in irgend einer großen deutschen Stadt geschehen? Ich sage: Nein! Und auch die Herstellung des kostbaren Denkmales betreffend, wer hat es zu Stande gebracht? W i e n! Neun Zehntheile der Kosten zahlte Wien.

Wien ist geradezu eine religiöse Gemeinde Schillers und so rufe ich getrost am heutigen Feiertage. Es lebe die deutsche Schillerstadt, es lebe Wien!"

Eine ganz besondere Stimmung hatte der Fackelzug, den an dem Abende des Festtages die Studenten Wiens den Manen Schillers brachten. Es

mögen an die tausend Lunten gewesen sein, welche in einer endlosen Reihe vom Stubenring heranflutheten, von Musik, Trommelgewirbel und Volksgejohle umrauscht, von Schneegestöber umweht, vom Sturm des Winterabends durchbraust, so daß die Flammen jetzt in tiefer Röthe hoch aufflackerten in den finsteren Rauch, jetzt im weißen, wildbrillenden Lichte zuckten und rasten — hoch gehoben über den jungen Trägern, die in raschen Schritten dahintrabten, — fröhliche Revolutionäre, das feurige Schwert des Lichtes schwingend. Empor über die Paläste des Ring wirbelte der geröthete Rauch, und der Himmel leuchtete, wie vom Feuerschein eines großen Brandes. Wohl! das heilige, welterhellende, mitunter auch gefährliche Feuer jugendlicher Begeisterung war entfacht und steckte auch die Menge an, die wie ein finsteres Meer links und rechts der lodernden Kette dahinwogte. Die Polizei war auf der Wacht, zu Fuß und hoch zu Roß, und in Bereitschaft standen die gewaltigen Kasernen — aber nein, es war nicht Sturm und Drang, es war der helle Cultus der Liebe und Dankbarkeit dem Genius des deutschen Volkes.

Der Lichtstrom des Fackelzuges ergoß sich auf den Schillerplatz und umfluthete im Wirbel das Denkmal, dessen hohes Standbild einsam ragte in die fliegenden Wolken des Rauches. Laut erklang das Gaudeamus und manch' begeistert Wort scholl über die Menge hin und weckte die Herzen, und da wurde wohl in Manchem das Bewußtsein wach: Oesterreich, du bist es werth, die großen Dichter des deutschen Volkes auch dein zu nennen!

Endlich bewegte sich der mänadische Zug gegen die Votivkirche hin und die Studenten eilten in ihre Festcommerse. Die Fackeln waren erloschen und auf dem Ring funkelten wie immer die tausend und tausend blassen Gasflammen in den Laternen. H. M.

## Für diesmal genug!

„Kinder, jetzt ist's genug!" rief uns der Vater zu in unseren halsbrecherischen Productionen über Stühle und Bänke, zu denen er selbst uns anfangs angeeifert hatte, um zu sehen, wie hoch wir klettern und wie flink wir springen konnten. Aber die Geister, die er rief, wurde er nicht eher los, als bis sich einer oder der andere von uns Rangen eine Beule an der Stirne stieß oder ein Loch in den Kopf fiel, oder gar den Fuß brach, wie es des Nachbars Engelbert einmal erging.

„Jetzt ist's genug, Kinder!" mag die civilisirte Welt und die Wissenschaft den Seefahrern zurufen, die immer und immer wieder von Neuem ihre Bravourfahrten nach dem Nordpol unternehmen. Die Nordpolexpeditionen haben es längst sichergestellt, daß der Nordpol nicht erreichbar, oder wenn durch die außerordentlichste Gunst der Zufälle erreichbar, derselbe für unsere praktischen Bestrebungen durchaus nutzlos ist. Thatsächlich kommt jede neue Expedition ihrer vorangegangenen stets um etliche Minuten voraus, dafür weiß sie dann nur von noch größerer Kälte, von noch dickerem Eise, von noch längeren Nächten zu erzählen, als die Vorfahrer.

Angeeifert durch die österreichische Nordpolfahrt, die allerdings für die Wissenschaft einigen Werth aufzuweisen hat, ging im Juli 1875 eine englische Expedition mit den zwei Schiffen „Alert" und „Discovery" nach dem Norden ab. Dieselbe kehrte im October dieses Jahres zurück mit der Meldung, daß die „Erreichung des Nordpols unthunlich" sei. Diese Entdeckung kostete der Expedition vier Mann, welche unterwegs zu Grunde gegangen waren.

Die Expedition verließ Port Foulke am 29. Juli 1875 und gelangte in die Eisregion auf der Höhe des Caps Sabine (an der westlichen Küste des Smith-Sundes unter 79° nördlicher Breite). Nach mühevollen Anstrengungen erreichte sie die Nordseite von Lady Franklins

Bay (zwischen 81° und 82° nördlicher Breite), wo die „Discovery" zurückblieb, um daselbst den Winter zuzubringen. Der „Alert" erreichte die Grenze der Schifffahrt am Gestade des Polarmeeres, wo das Eis an Dicke bis zu 150 Fuß variirte. Das Präsidentenland (angeblich unter 84°) existirt nicht.

Der „Alert" brachte den Winter im 82° 27′ nördlicher Breite zu. An diesem Punkte ging die Sonne während eines Zeitraumes von 142 Tagen nicht auf und der verspürte niedrigste Kältegrad war 23 Grad. Mit dem Reisen waren ungewöhnliche Mühseligkeiten verknüpft. Eine nordwärts abgesendete Mannschaft war 70 Tage abwesend und erreichte den 83° 20′ nördlicher Breite. Eine Expedition umfuhr das Cap Colombia, den 83° 7′ nördlicher Breite situirten Punkt von American-Land, und bereiste das Land 220 Meilen westlich. Auch Grönland wurde weit nach Osten durchforscht. Der nördlichste Punkt von Grönland wurde unter 82° 57′ gesehen. Die Mannschaften der Schlitten litten alle durch Skorbut und fanden kein Wild. Hans Christian Peterson starb. Ein Seemann vom „Alert" und zwei Matrosen von der „Discovery" starben auf der Schlittenreise. Eskimos wurden nicht angetroffen. Die alten Spuren hörten nördlich von 80° 52′ nördlicher Breite auf. Eisberge wurden jenseits des Caps Union (83°) nicht gesehen.

Außer der Vermuthung, daß der Nordpol mit 200 Fuß dickem Eise umgeben sei, wußten die Engländer, so viel bis jetzt bekannt, nichts Neues zu erzählen, was nicht schon Weyprecht, Payer und die Früheren uns erzählt hätten.

Für heute genug. Seiner Zeit, wenn die Seefahrt wieder ein Stück vorgeschritten sein wird, wenn Wissenschaft und Industrie den Menschen neue Mittel gegen elementare Hindernisse an die Hand gegeben haben werden, dann wieder eine Fahrt gegen den Pol — denn wohl ansteht es ja dem Geschlechte der Menschen, wenn es die Mittel gestatten, seine Heimat, den Erdball, zu durchforschen, bis in den letzten Winkel.

---

## Vom rothen Cardinal.

Am 6. November starb zu Rom Jakob Antonelli, der Staatssecretär des Papstes, welcher auf die unseligen Gestaltungen der kirchlichen Verhältnisse in unserer Zeit so großen Einfluß geübt hat. Antonelli war mitten unter Räubern geboren, der Sohn eines Rinderhirten. Noch heute sollen einige Verwandte des Cardinals das Räuberhandwerk treiben. Er selbst war niemals Brigant gewesen. Seine großen Reichthümer, die er theils seinen Verwandten, theils dem päpstlichen Stuhle vererbt hat, stammen selbstverständlich wo anders her. Antonelli kam frühzeitig nach Rom in ein Seminar. Papst Gregor XVI. entdeckte den talentvollen Kopf, zog ihn in seine Nähe und bestimmte ihn für die staatsmännische Laufbahn. Seit 1847 war er Cardinal und seit dieser Zeit der einflußreichste Rathgeber Pius IX.

Antonelli war — wie H. Grasberger in seinem geistvollen Essai (Presse, 7. November) sagt — der böse Schatten des guten Papstes, Sr. Heiligkeit unheiliger Diener, in Begleitung reichlichen Segens ein Fluch. Pio Nono wurde immer geliebt, Antonelli nie; Pio Nono wurde nie gefürchtet, Antonelli stets; mit der langen Regierungszeit Pio Nono's versöhnte man sich trotz allen Gelüsten nach einem neuen Conclave immer wieder, aber man fand es unverzeihlich, daß der langlebigste Papst auch den langlebigsten Cardinal-Staatssecretär zur Folge haben sollte. Die instinctive wie die principielle Abneigung gegen Antonelli reichte aus dem Volke auch in die Prälatenkreise hinauf. Es war Einer der unabhängigsten Monsignori, der, keineswegs von Ehrgeiz oder Riva-

lität getrieben, dem Papst in's Gesicht erklärte, Antonelli sei Pio Nono's Sünde.

Auch in anderen Sachen waren die beiden Männer Antipoden. Pio Nono ist heiter, Antonelli war grämlich. Pio Nono ist leutselig, zugänglich und hat unter allen Umständen ein Scherzwort und ein Lächeln in Bereitschaft, Antonelli bildete zu alledem eine wenig erquickliche Kehrseite; Pio Nono ist „ein Fanatiker des Vertrauens", um uns des Ausdrucks eines deutschen Diplomaten zu bedienen, Antonelli war ein ständiger Zweifler und Pessimist; Pio Nono wollte nachgeben, wo Antonelli unbeugsam war, und umgekehrt; Pio Nono endlich hat Glück und Erfolge aufzuweisen, während Antonelli mit all' seinem Weitblick und seiner diplomatischen Kunst doch nur einem unabwendbaren Schicksal ein langsameres Tempo aufzunöthigen vermochte. Antonelli war der unpopulärste Minister des populärsten Papstes.

---

## In der Christnacht.

Im Palast, im schmucken Saale
Flammt ein Christbaum lichterloh;
Um ihn steh'n versammelt alle,
Jung und alt, Familienglieder
Und Gelad'ne hoch und nieder,
Heiter und des Festes froh.

Gold'ne Christgeschenke prangen
Um den heiligen Weihnachtsbaum;
Aber alle Blicke hangen
An dem Knäblein, hold und blühend
An den Eltern, wonneglühend,
In des Kreises Vorderaum.

Welch' ein Jubel, welch' Entzücken!
Wie das Knäblein jauchzt und lacht!
Wie die Eltern froh sich bücken
Zu dem hoffnungsvollen Kleinen,
Wie die Seelen laut sich einen
In des Glückes Zaubermacht!

Heit're Mienen, frohe Herzen,
Selig jedes Angesicht!
Bei dem Glanz von tausend Kerzen,
Bei den prunkenden Geschenken,
Wer soll da an Kummer denken,
Denken, daß ein Leben bricht? —

Unter trauernden Cypressen,
Am verschneiten Grabgefild'
Aber friert und weint indessen
An der Mutter frischem Grabe
Ein verlass'ner Waisenknabe,
Von des Todes Hauch umspielt.

Weint und ruft und bittet klagend,
Will zum Mütterchen hinein;
Wirft sich auf das Grab verzagend,
Und — ein Engel hat Erbarmen;
Sanft gewiegt in seinen Armen
Schläft er auf dem Hügel ein.

Heller Mond und Sterne schimmern.
Die Cypresse auf dem Grab'
Ist sein Christbaum. Leuchtend flimmern
Eiskrystalle an den Zweigen,
Und auf Strahlenleitern steigen
Lichtgestalten auf und ab.

Und der Knabe sieht's im Traume —
Ach, wie ist sein Traum so schön! —
Mutter winkt vom Himmelsraume,
Engel um die Krippe singen,
Und empor auf Seraphschwingen
Fliegt er zu den lichten Höh'n. —

**Felix Ende.**

---

## December.

Der zwölfte und letzte Monat unseres Jahres. Bei den alten Römern, die ihr Jahr mit dem März anfingen, war er der zehnte gewesen, daher der Name des Monats (vom lateinischen decem, d. i. zehn). Karl der Große hat für diesen Monat den Namen Heilmond aufgestellt, weil in denselben das Fest der Geburt des Heilandes fällt. Die Deutschen haben diese Benennung lange beibehalten, endlich ist Christmonat an seine Stelle getreten, eine Benennung, der auch Völker nicht christlicher Confessionen beigestimmt haben. — Der December ist in Mitteleuropa in der Regel der trübste Monat des Jahres. Der Tag scheint zu versterben, die wenigen Sonnenstrahlen, die durch den Nebel brechen, in Eiszapfen zu erstar-

ren. In den Städten brennen die Gasflammen fast den ganzen Tag über. Alle Feld- und selbst die meisten Gartenarbeiten sind eingestellt; der Landmann, muß er nicht noch im Walde sich das Wärmholz schlagen, hat sich eingepuppt in sein Haus. Spinnen, Späneklieben, Besenbinden und dergleichen kleine Dinge sind nebst der Stallarbeit seine Beschäftigung. Wohl eine ganze Woche nimmt die Vorbereitung für die „Feiertage" in Anspruch und kein Fest im Jahre feiert der Landmann so ceremoniös und pietätvoll, als das Weihnachtsfest. Die Kirche beginnt ein neues Jahr, sie feiert in ihren nächtigen Noraten den Advent, am 8. die unbefleckte Empfängniß Mariens und siebzehn Tage später das Christfest. Der Bergmann begeht am 4. Dezember das Fest seiner Schutzpatronin Barbara. Die kleinen und großen Kinder treiben am 5. und 6. den gemüthlich tollen Niklo- und Bartelkultus. Freunden des Spuk- und Hexenwesens zu Trost kommt die Thomasnacht als die längste, und Sylvester als die letzte geheimnißvolle Nacht des Jahres.

Vom Himmel fallen dicht die Flocken, auf den Straßen schellen die Schlitten und Jungen im Freien formen johlend ihr Ebenbild aus Schnee. Und bald kommt junger Wald hereingewandelt in die Stadt, in den Familien beginnt ein heimlich Treiben; in den Kindern erwacht die Vorahnung einer herrlichen, glückseligen Stunde. Und wir Alle, Alle werden zu Kindern an jenem heiligen Abend und die mitternächtigen Glocken wecken längstvergangene Zeiten in uns auf.

Dann acht Tage noch, und zufrieden oder enttäuscht begraben wir das Jahr und strecken unsere Arme sehnend einem neuen entgegen, überschwänglich an Furcht oder Hoffnung. Denn auch das neue Jahr bringt wieder die alte Sonne und die alten Menschen.

---

## Schwänke.

### Ein Geschichtlein aus dem Studirzimmer.

Draußen im Schwabenland, so um Freiburg und Karlsruhe herum, ist es der Brauch, daß jeder Pfarrer seine Köchin hat. Die Küche heißt man dort des Pfarrers Studirzimmer und den Keller des Pfarrers Bibliothek. So war's einmal im Studirzimmer, daß die Köchin just das Frühstück für den Herrn bereitete, Forellen mit Eier und Schnittlauch drauf. Es war nämlich Freitag und der Herr Pfarrer hielt stark aufs Fasten; der hätte um Alles in der Welt am Freitag kein Ochsenfleisch gegessen, umsomehr, als im Dorfe gar kein Ochsenmetzger wohnte, sondern nur ein Kuhmetzger.

Klopfts an die Küchenthür. Ein Bäuerlein steckte den Kopf herein und getraute sich das Uebrige, was noch daran hing, nicht recht nachzuziehen. Die Bauern hatten vor der Jungfer Anna-Margreth einen schauderlichen Respect und sie wußten warum.

„Der Sepp-Toni!" rief die Köchin, „was wollt ihr denn?" und wendete die Fische in der Pfanne um, daß sie brotzelten.

Da schob sich das Bäuerlein vollends zur Thür herein, ballte in den Händen seinen Dreispitz: „Hätt' halt gern mit dem geistlichen Herrn selber gesprochen."

„Selber gesprochen! Natürlich, man meint, der Herr wär' nur wegen euch Bauern da! Der Herr —" und sie schlug die Eier in die Pfanne, „wird jetzt gleich seine Morgenandacht verrichten und da darf man ihn nicht stören!"

„So, so", murmelte der Bauer mit einem sinnenden Blick auf die Forellen, „will halt später wieder kommen, wenn die Morgenandacht vorbei ischt."

„Na, so was wollt's denn?" fragte die Köchin etwas freundlicher; sie hatte in seiner Hand ein ledern Beutelchen erblickt.

„Thät halt gern — — wisset Se, Jungfer, von wegen meines Bruders seinem Sohn die Frau, der Marei

ihrem Geschwisterkind, Bärbele hat sie geheißen, für die möcht' ich gern ein' Meß lesen lass'n —." Und der Bauer that sein Beutelchen auf, legte vier Sechser auf die Ecke des Küchentisches, „da ischt auch gleich die Bezahlung — 's wird so recht sein."

Die Jungfer schob mit dem Kochlöfel die Geldstücke auseinander, da stieg ihr das Blut zu Gesicht: „Was, sechs Batzen und da noch ein Coburger drunter! Seid Ihr verrückt? Na, das wär' mir! Da könnten wir weit kommen bei den theuren Zeiten. Um sechs Batzen eine Meß! — Verstehts!" und sie stellte sich mit gestemmten Armen ihm keck vor die Nase: „Unter dreißig Kreuzern lesen wir keine — gut ists und aus ists!"

„Halt ja, halt ja", sagte der vor dem fuchtelnden Kochlöffel zurückgeschreckte Bauer, „ich laß' mich ja berichten", und legte noch einen Sechser dazu.

„So, Toni", drauf die Köchin, besänftigt das Geld in ihren Küchenschurz steckend, „am Sonntag nach der Predigt wollen wir sie lesen."

— „Das ist schon e Malefiz-Person, die Anna-Margreth", murmelte der Bauer, als er den Pfarrhof verließ. „Die isch durch. Ich erlebs noch, daß die auf der Kanzel steht! Das Maulwerk hat sie dazu."

Der Bauer hat die Geschichte im Adler erzählt. Und so ist in derselben Gegend bis auf den heutigen Tag — wenn man andeuten will, wer in irgend einem Haus die Hosen anhat — das Sprichwort geblieben: „Unter dreißig Kreuzer liest sie keine".

---

## Sprachlicher Unterricht.

Das Du und Er und Ihr ist in der Umgangssprache zwischen nicht vertrauten Personen eigentlich schon abgekommen, aber der Herr Polizeidirector von S. hat immer noch die Gewohnheit, fast Jedermann, selbst achtbare Männer, mit Ihr oder gar mit Er anzureden. Vor Kurzem nun hatte der Herr Polizeidirector einen Mann zu verhören, der sich durchaus artig und höflich benahm, dessen geschmeidig verschmitztes Wesen jedoch so viel Verdacht und Mißtrauen erweckte, daß der Polizeimann im Zorne ausrief: „Ach, Er ist ein Spitzbub!"

Ganz kühl und in belehrendem Tone antwortete Jener: „Man sagt: Sie sind ein Spitzbube, Herr Polizeidirector!"

---

## Tapfer!

's ist immer schön, wenn man sich einer heldenhaften That zu rühmen hat; und dem jungen Soldaten aus dem letzten Kriege sollte man, wenn schon nicht ein Gedenkzeichen auf die Brust, so doch eins auf die entgegengesetzten Theile geben.

„Ja!" sagte dieser junge Held, „bei Weißenbach habe ich doch einem Franzen die Beine abgehauen, daß es nur gleich so!"

„Die Beine?" entgegnete ein Anderer, „warum nicht gleich den Kopf?"

„Ah, der war schon fort".

---

## Man weiß doch, wovon man feit wird.

„Wie gehen sie es an, Vetter", sagte im Eisenbahncoupé ein magerer Reisender zu seinem sehr wohlbeleibten Nachbar, „wie gehen Sie es an, Vetter, daß Sie so prächtig aussehen?

„Ja", antwortete der Dicke, „das ist keine Kunst — vom Kukuruz leb' ich."

— Vom Kukuruz, — das ließ sich der Magere gesagt sein. Kukuruz ist ein nahrhaft Ding — so will er sich nun stets mit dieser Frucht ernähren, damit er doch ein bischen was auf seine Knochen bekommt. —

Beiläufig nach einem Jahre kamen die Beiden wieder zusammen. Der Wohlbeleibte war seither noch dicker, der Magere noch dünner geworden.

„Zum Kukuk", Vetter, sagte dieser, „jetzt würge ich schon seit einem Jahre alle möglichen Kukuruzspeisen hinab und werde nur immer noch mägerer. Sagen Sie mir doch, wenn Sie vom Kukuruz

leben, wie Sie sich die Sach denn zubereiten, daß sie Ihnen so gut bekommt?"

„Ei", antwortete der Dicke, „so mag ich den Kukuruz nicht, ich füttere ihn den Schweinen und erst die Schweine esse ich."

Und so that ein Mann, der von der naturwissenschaftlichen Theorie der Metamorphose kaum jemals ein Wörtchen gehört hatte.

---

## Die neue Statue.

Ein Lieferant — man muß just nicht wissen, was für einer — kam sich so interessant und nicht allein für die Mit-, sondern auch für die Nachwelt so bedeutend vor, daß er vor einem Jahre in seinem großen Parke, in welchem ohnehin schon viele steinerne Figuren von Löwen, Tigern, Adlern und anderen Raubthieren standen, sich aus Marmor die Statue seiner eigenen Person errichten ließ. 's ist ein schönes Kunstwerk geworden; der Lieferant führt seine Gäste gerne in den Park, um es bewundern zu lassen.

So auch an einem der Octobertage, die dies Jahr so schön waren. Der Lieferant hatte einen General und einen Regierungsrath bei sich und als er mit ihnen im Parke wandelte, glücklich über das Lob, welches die Herren seiner Statue schenkten, schritten zwei Bauern durch das offene Thor, um sich bei solcher Gelegenheit ebenfalls die Herrlichkeiten zu besehen.

„Aha", flüsterte der Lieferant, „da kommen auch ein paar; möchte doch wissen, welchen Eindruck die neue Statue auf schlichte Naturmenschen macht. Bitte, treten wir auf einen Augenblick hinters Gebüsch und hören wir, was sie sagen."

Es geschah. Die Bauern traten näher und sahen lange mit offenen Augen und Mund auf das Steinbild.

„Sauber ist er wohl", sagte der Jüngere, der seines aufrechten Ganges wegen Soldat zu sein schien, „es wundert Einen nur von so einem Herrn, daß —"

„Was meinst?" fragte der Aeltere.

„Weißt, Hanns, es staunt mich nur, daß er keine Handschuh' anhat".

„Ah geh", sagte der Andere, „der braucht keine Handschuh', der hat ja seine Hände immer in unseren Taschen."

---

## Warum soll ich's lesen?

Der alte französische Schriftsteller Fontenelle begegnete einst einem ihm bekannten Dichter, der mit glühenden Wangen, bebenden Lippen und wüthenden Geberden in einer Flugschrift las.

„Was gibts, was gibts?" redete diesen Fontenelle an.

„Eine Schmähschrift gegen mich", stieß Jener hervor.

„Und darum so erhitzt?" fragte Fontenelle, „lieber Freund, kommen Sie mit und trinken Sie ein Glas Wein bei mir."

Und als sie beisammen saßen und Wein tranken, rief Fontenelle plötzlich seinem alten Bedienten: „Jakob, bringe mir den Schlüssel vom großen Koffer!"

Der große Koffer war ein ungeheurer Kasten, der fast eine ganze Wand bedeckte. Fontenelle öffnete ihn; der Kasten war mit lauter Heften und Büchelchen angefüllt. „Sehen Sie", sagte der Greis zu seinem Gaste, „das sind lauter Kritiken und Schmähschriften, theils gegen meine Person, theils gegen meine Werke.

„Ist das möglich!" rief Jener und jetzt sah er erst, daß die Broschüren nicht einmal aufgeschnitten waren. „Es scheint, Sie haben von diesen Schriften nicht eine einzige gelesen!"

„Warum soll ich sie lesen?" sagte Fontenelle, „das Gute, das sie etwa enthalten konnten, erfuhr ich sicher und schon viel früher von meinen Freunden und konnte es benützen; das Schlechte und Bissige würde mich nur geärgert haben. Meine Ruhe war mir viel zu lieb."

Fontenelle ist hundert Jahre alt geworden — das wäre kaum von ihm zu sagen, hätte er den Geifer der giftigen Zungen nicht zu meiden gewußt.

---

## Bücher.

### Geschichten aus Tirol und Oberbaiern

von Josef Friedrich Lentner (zweite Auflage), Verlag von Emil Baensch in Magdeburg.

Zu Anfang der Fünfziger-Jahre erschienen die „Geschichten aus den Bergen" von dem bairischen Dichter J. F. Lentner. Sie spielten in Tirol und Oberbaiern. Die meisten derselben waren entstanden noch bevor Auerbach die „Dorfgeschichten" entdeckt hat; sie sind wohl noch unberührt von jenem Geiste, der später die Dorfgeschichte zur Kunstnovelle erhoben hat, aber auch noch frei von jenen Elementen der Sentimentalität und der Reflexion, die später die Dorfgeschichte wieder gefährdeten. Lentner's Geschichten waren kurz in der Form und wahr im Inhalte; sie haben ihre Freunde gefunden und waren seit Jahren im Buchhandel nicht mehr zu haben.

Da veranlaßte mich im letztvergangenen Sommer der Verleger der „Geschichten aus den Bergen", Herr E. Baensch in Magdeburg, von diesem Lenter'schen Buche eine zweite Auflage herauszugeben. Wir verständigten uns, ob und inwieweit das Buch umgearbeitet und für die heutigen Tage zurechtgerückt werden solle. Als ich mich jedoch an eine wiederholte Durchsicht der Geschichten machte, fand ich, daß hier nichts geändert werden dürfe. Das nahm mich zwar bei den eigentlichen Dorfgeschichten und Sagen nicht Wunder, denn solche, echt und ewig Menschliches behandelnd, bleiben immer das, was sie sind, und werden verstanden sein zu jeder Zeit, ganz besonders heute, da die Literatur sich immer mehr dem Realen und dem Volksthume zuwendet. Doch findet sich im Lentner'schen Buche ein Anhang, der eigentlich nicht zu den Dorfgeschichten gehört, den wir „Sommerfrischleben" bezeichnen, und von dem ich fürchtete, daß er — wohl schon in den Vierziger-Jahren verfaßt und viel philosophirend — heute nicht mehr in der Gunst der Geister sein dürfte. — Ich habe den Streichstift umsonst gespitzt. Die touristischen Plaudereien über die Umgebung von Innsbruck und Bozen könnten in vieler Beziehung gestern geschrieben sein. Und selbst das, was gewissermaßen bereits veraltet, wollte ich nicht ausscheiden, weil es durch die witzige und humoristische Schreibweise immer noch unser Interesse beanspruchen darf. Wenn uns Lentner in seinen „Geschichten" als schlichter, treuherziger Bauernpoet entgegentritt, in seinen anmuthigen Schilderungen, tragischen Bildern und lustigen Schwänken nicht über den Kreis des bäuerlichen Fühlens und Denkens hinausspringt, hingegen innerhalb desselben um so packender wirkt: so haben wir im „Sommerfrischleben" den tiefgebildeten und erfahrenen Weltmann vor uns, der die großen Zustände des menschlichen Denkens, Schaffens und Ringens dem Dorfleben und der unentweihten Alpennatur gegenüberstellt. Und dabei — wo er geht und steht, sei's im Thale des Inn, sei's auf dem Mittelgebirge bei Innsbruck, sei's auf dem lustigen Ritten, kann er das Fabeln nicht lassen. Und so vernehmen wir im frohen Wandern mit dem Poeten bald die treffendsten Charakterisirungen und Erläuterungen des Volkslebens, bald pathetische Reminiscenzen aus der Geschichte, bald die anmuthendsten Sagen und Märchen Tirols. Lentner ist ein redlicher Schatzgräber auf den irrlichtumgaukelten Ungründen des Volksthums, der Volksphantasie in Sage und Märchen; frei von den Schlacken tendenziöser Zuthaten weiß er das Goldkorn zu heben und so in seinem Buche ein Schatzkästlein uns zu bieten, das wir ehren und wahren mögen als Kleinod von einem der wackersten Stämme des deutschen Volkes, als gerettetes Bruchtheil des in den Abgrund geworfenen Nibelungenschatzes.

Bei Wiedereinführung eines solchen Werkes ist dem Herausgeber besondere Gewissenhaftigkeit geboten. Ich erlaubte mir nur etliche Sätze zu glätten, einige

Fremdwörter durch deutsche zu ersetzen, ein paar Capitelüberschriften zu stellen und den Haupttitel zu ändern. Der ursprüngliche Titel des Buches: „Geschichten aus den Bergen“ war mir für unsere dorf- und berggeschichtenreiche Zeit etwas zu wenig genau; also taufte ich, den Schauplatz der Darstellungen näher andeutend, das Buch: „Geschichten aus Tirol und Oberbaiern.“

So weit unterrichtet, möchte der Leser nun wohl auch fragen nach einer Kunde über das Leben Josef Friedrich Lentners. Unsere Literaturgeschichten sind hierin recht verschwiegen und berühren nur kurz, doch anerkennend des Mannes Bedeutung als Volksschriftsteller. Einige biographische Nachrichten habe ich mir von dem persönlichen Freunde des Dichters, Herrn E. Baensch, erbeten.

Josef Friedrich Lentner stammt aus München, wo er auch seine Ausbildung empfing. Er sollte Theologie studiren, doch die Schwarzröcke verleideten ihm das Handwerk. Sein frischer Geist ließ sich nicht niederhalten, er wendete sich der Kunst zu. Er war ein großer Freund der Natur, wurde Landschaftsmaler und hielt sich gern in Tirol auf. Auch beschäftigte er sich viel mit Literatur, und auf eine Protection des damaligen Kronprinzen Maximilian und des Herzogs Maximilian in Baiern wurde Lentner mit schriftstellerischen Arbeiten betraut. Er bewohnte auf Kosten seiner hohen Gönner abwechselnd die Schlösser Possenhofen, Berchtesgaden und Hohenschwangau. Im Revolutionsjahre ging er nach seinem geliebten Meran, um seine angegriffene Gesundheit zu stärken. Wenige Jahre hierauf erlöste den noch jungen Mann der Tod.

Außer den Geschichten erschienen von J. F. Lentner „Das Tiroler Bauernspiel“ (1841), „Ritter und Bauer“, Roman in vier Büchern (1844), und das „Novellenbuch“ (1848).

All' diese Bücher sind heute vergriffen und dürften wohl, zum größten Theile wenigstens, neuer Auflagen werth sein.

Lentner's Geisteskinder sind — wie ihr Vater selber gesteht — „etwas zigeunerhaften Ursprungs. Sie sind geboren in vieler Herren Länder: in dem alten hembärmeligen München mit dem Bierkruge, im bairischen Oberlande unter dem Sennhüttendach, oder neben dem Himmelbettlein eines alten Schlosses stand ihre Wiege; eines kroch hinter einem böhmischen Zaune hervor und ein anderes genoß seine erste Bildung unter den Studenten von Padua. — Jetzt steht das Häuflein am Pulte; sie sollen in die Welt hinaus. Es erübrigt nichts, als sie mit dem besten Segen ihrer Wege zu schicken. In ihrem neuen Leipziger Meßröcklein werden sie sich dem Leser vorstellen und eben schwätzen, wie ihnen der Schnabel wuchs. — Was seine Lebensart anbelangt, stehe ich für nichts, aber Eins möchte ich ihnen nachsagen dürfen: 's sind gute Kinder — und mit einem Stück Schwarzbrot nebst freundlichem Geberblick so zufrieden, wie mit Marzipan und gnädigem Stirnküssen.“

Lentner hat mit Adalbert Stifter Manches gemein; wie dieser war er dem priesterlichen Stande bestimmt, wie dieser gab er sich der Malerei hin, wie dieser wich er vielleicht absichtlich der Revolution aus. Auch in seinen Schriften zeigt Lentner eine gewisse Verwandtschaft mit dem Dichter der „Studien“, besonders in der Objectivität seiner Gestalten, in seiner liebevollen Natur- und Charakterschilderung und im feinen Humor. In seinem Erzählen von Sagen hingegen erinnert Lentner an Peter Hebel. Und so mag er wohl auch, wie die beiden genannten Dichter, ein lieber Hausfreund der deutschen Familien werden.

**P. K. Rosegger.**

---

## Wohlthäter der Menschheit.

Herausgegeben von Franz Otto, Leipzig Otto Spamer. (Zweite Auflage.)

Nichts ist geeigneter, empfängliche Gemüther zu dem Idealen hinzuleiten, den jugendlichen Sinn mit Liebe für das ewig Wahre und Schöne zu erfüllen, als die Betrachtung des Lebens großer Menschen. Darum ist besonders für die Jugend das vorgenannte Buch nicht genug zu empfehlen. Dasselbe führt eine Anzahl wahrer Freunde der Menschheit, Kämpfer für die Cultur und Helden des Friedens vor. Den Blicken des jungen Lesers zieht eine Reihe der verehrungswürdigsten Menschen vorüber. Da kommen: der edle Priester Las Casas, der christliche Sendbote und unermüdliche Fürsprecher der Indianer; Friedrich von Spee und Christian Thomasius, die Bekämpfer des Hexenwesens (Siehe Seite 196 des „Heimgarten"); August Hermann Francke, der Armen- und Waisenfreund; der Abbé de l'Epée, Samuel Heinicke und Valentin Hauy, die Wohlthäter der Taubstummen und Blinden; Pestalozzi und Salzmann, die Reformatoren des Unterrichtes deutscher Jugend und Freunde der Erzieher; Gellert, der fromme Sänger und Lehrer; Ernst Ludwig Heim, der leidenden Menschheit Beistand; William Wilberforce, der Fürsprecher der Negersklaven; Fröbel, der Begründer der Kindergärten; Diesterweg, der wackere Pädagoge; Nathusius, der Geschäftsmann, wie er sein soll; Sir Dschamsidschi Dschischibhoy, der Wohlthäter Indiens; George Peabody der Wohlthäter Englands und Nordamerikas; Gustav Werner, der hilfreiche Begründer vieler Wohlthätigkeitsanstalten und endlich eine Gruppe edler Frauen, Schutzengel der Gefangenen, Gefallenen, Kranken und Verwundeten. — Mehrere tüchtige Schriftsteller im Vereine haben das Buch geschrieben und Otto Spamer, der Büchermann der deutschen Jugend, hat es mit vielen Bildern ausgestattet. Für Jung und Alt anregend zu lesen, rechtfertigt dieses schöne Weihnachtswerk sein Motto und beweist die Wahrheit der Worte Hermann Linggs:

Von Aegyptens Pyramiden
Bis zu Delphi's Priesterin
Und zu Ganges' Tempelfrieden
Herrsche einer Lehre Sinn:
Trost zu spenden, Schmerz zu lindern,
Licht zu wecken weit und breit,
Freiheit allen Erdenkindern,
Freiheit, Liebe, Menschlichkeit.

---

## Juschu.

Tagebuch eines Schauspielers. Roman von Hans Hopfen. Verlag: Eduard Hallberger, Stuttgart.

Mit vielen Erwartungen beginnt man das Buch zu lesen und — bleibt kühl. Das ist wieder einmal ein Tagebuch, das immer nur für den da zu sein scheint, der es geschrieben hat. Man will sich nicht weiter zwingen, sondern die Zeit für ein anderes, interessanteres Buch eignen. Aber dieses Tagebuch eines Schauspielers aus der Hand zu legen, will seltsamer Weise auch nicht gelingen. Man liest wieder ein Stück weiter. Lauter Schilderungen, Betrachtungen, Gespräche, Tändeleien — und es geht nichts vor von alldergleichen, was sonst einen Roman ausmacht. Wieder will man das Buch fallen lassen — siehe, es klebt an der Hand, die Finger halten es fest und nun werden wir uns der Umstrickung und Spannung bewußt, die uns bereits gefangen genommen hat. Lebendig wird unser Interesse für die wenigen Personen, die in dem Buche vorkommen und deren eigenartige Charaktere mit bewunderungswürdiger Meisterschaft geschildert sind. So seltsam haben sich die Dinge allmälig gewendet, daß unausbleiblich ist eine schwere Katastrophe, der wir rasch und rascher über die Zeilen hin mit fieberndem Athem entgegeneilen. — Plötzlich ist sie da mit erschütternder Gewalt — und nun erst weiß man, warum das Buch geschrieben worden ist. — Der Roman spielt in der Kaiserstadt an

der Donau. Er führt unter Schauspieler und Mediciner und stellt uns besonders die letzteren mit einer solchen Wahrheit und Feinheit vor, daß wir in Hans Hopfen wohl entschieden einen der allerbesten Charakterzeichner unserer Zeit begrüßen können. Zudem scheint uns in Hopfens Dichtungen der Realismus schön und natürlich mit dem Idealen gepaart. Warm anheimelt uns der Schlußsatz seines Romanes „Juschu": Zufall? und wenn auch wirklich nur dieser? Ist denn der Zufall etwas Geringeres, als der kleine Finger an der Hand des allmächtigen Gottes?!

---

## Deutsche Hochlandsgeschichten.

Von August Silberstein. Verlag: Eduard Hallberger, Stuttgart.

August Silberstein ist es, der das so beliebt gewordene Genre der Dorfgeschichte in Oesterreich eingebürgert hat. Und unser Alpenland ist unermeßlich reich an poetischem Volksthume; es waren vergrabene Schätze, erst die „Dorfschwalben" haben davon gesungen. Dann kamen die Schatzgräber all und gruben — Viele unkundig, in taubes Erdreich, Manche auf wunderbar ergiebigem Boden der Ursprünglichkeit. — Und als Silberstein nach Jahren wieder als Dorfgeschichtenerzähler kam, schien er äußerlich nicht mehr so eigenartig, hingegen unterschied er sich durch die künstlerische Vollendung seiner Gestalten um so vortheilhafter von seinen Epigonen. Die „Hochlandsgeschichten" („Der Gemsjäger vom Attersee", „Auf der Alm des Salzburger Gaisberg", „Christkindl im Schnee", „Das Kräutlein Widertod", „Die Schifferdirn", „Der Hochzeitsbitter", „Der Salzgräber von Hallstadt" und „Der Schuß bei Zell am See") sind Prachtstücke der Dorfgeschichte. Wer Silberstein noch nicht kennen sollte, dem rathen wir nur, das „Christkindl im Schnee" zu lesen und er wird einen liebtrauten Erzähler und Freund gefunden haben, von dem er sich sobald nicht mehr trennen mag.

## Tiroler Volkstypen.

Beiträge zur Geschichte der Sitten und Kleinindustrie in den Alpen von Dr. Ludwig v. Hörmann. Verlag Carl Gerold's Sohn, Wien.

Mit Spannung erwartete man dieses Werk eines der gründlichsten Kenner Tirols. Die Volkskunde ist durch dasselbe um einen hochschätzbaren Beitrag reicher geworden. Volksgestalten, die uns bisher in der alpinen Literatur noch selten oder gar nicht begegneten, treten uns entgegen: die Robler und Dörcher, die Saltner, Züchner und Granatler, die Montafoner Krautschneider und die Ameisenhexen — das sind neue, und jedem Freund des Volksthums willkommene Gäste, wenn sie uns ein Führer, wie Hörmann es ist, vorstellt. Ein solches Buch ist eine That nicht bloß für heute und morgen — es hat bleibenden Werth.

---

## Geschichte der Pest in Steiermark.

Von Dr. Richard Peinlich, Graz, Verlag des Haupt-Stadtpfarramtes.

Bis zum August des Jahres 1875 stand auf dem Hauptplatze zu Graz ein Denkmal aus der Pestzeit, die Dreifaltigkeitssäule. Die Entfernung dieser Bildsäule regte zu Betrachtungen und zum Studium über die furchtbare Geißel an, welche einst die Völker heimgesucht hatte, und so gab uns Dr. Richard Peinlich ein Werk, für welches die Historiker und die Freunde der vaterländischen Geschichte ihm nicht genug danken können. Schon der erste Theil des Werkes berechtigt zu diesem Ausspruche. Derselbe ist theils einleitend und lehnt sich an die Geschichte der Pest im Allgemeinen, er spricht von dem Wesen der Pest und ihren Drangsalen, von den Ursachen der Pest und der Infection, von der Contagion (Uebertragung und Vererbung), von den Vorzeichen der Pest und von den Vorkehrungen gegen dieselbe. Wir finden in diesen Darstellungen nicht bloß den Fleiß des Forschers und Sammlers (in unserem chronikenarmen Lande all die nöthigen

Quellen aufzufinden, war gewiß keine Kleinigkeit), sondern auch ein tiefes Verständniß jener längst vergangenen Zeit, deren Denkmale, weil sie so häufig an Drang und Trübsal gemahnen, den Kindern der heutigen Tage nicht behagen. Mögen wir, von unseren neuen Errungenschaften etwa übermüthig gemacht, nicht spotten über unsere Vorfahren, die ihre beste Kraft und ihren ganzen Scharfsinn zur Selbstvertheidigung gegen wilde Feinde aller Art verwenden mußten. Peinlichs Buch ist so reich an interessanten Einzelnheiten, daß uns aus demselben ein klares, freilich allzu düsteres Bild aus jener Epoche aufgeht. Die medicinischen, polizeilichen, religiösen und allgemein wissenschaftlichen Zustände des 16. und 17. Jahrhunderts, die verschiedenen Landplagen jener Zeit treten uns vor und die Wirkungen derselben auf das menschliche Gemüth und auf die volkswirthschaftlichen Bestrebungen. In drastischen Zügen ist Vorurtheil und Aberglauben des Volkes und der Gelehrten geschildert und — was besonders zu bemerken — dieses Alles ist mit jener strengen Objectivität behandelt, die leider bei den Geschichtsschreibern immer seltener wird und den Autor eben dort so gerne verläßt, wo es sich um Parteistandpunkte dreht.

Den zweiten Theil dieses verdienstlichen Werkes erwarten wir mit Spannung, er wird die Pestchronik der Steiermark enthalten. Der Reinertrag dieser Schrift ist einem künstlerischen Zwecke, nämlich der Renovirung der Haupt- und Stadtpfarrkirche in Graz gewidmet. Bei der Geschmacklosigkeit des Baues und der inneren Einrichtung unserer Kirchen, die sich bis in die jüngsten Tage herauf in so unglaublicher Weise breit gemacht hat, begrüßen wir diese specielle Bestimmung des Buches mit besonderer Freude.

---

## Postkarten des Heimgarten:

**M. Sch. in Badenweiler.** Herzlichen Dank für ihr Wohlwollen. Leider liegt Ihr freundlicher Curort dem Interesse unserer Leser zu ferne, als daß wir von Ihrem Anerbieten Gebrauch machen könnten.

**K. in G.** Als Neuling machen Sie keine schlechten Verse, doch vergessen Sie über der Form den Inhalt. Wer nach dem Krug greift, den dürstet nach Wein.

**S. S. in A.** Der Styl Ihres Begleitschreibens schreckte uns ab, das Manuscript zu lesen. Wieso kamen Sie auf die Idee, daß Sie ein Dichter wären?

**J. S. in G.** Sie dichten Wasser, ja wenn es noch r e i n e s Wasser wäre!

**Herrn K. J. K. Wien.** Fahren Sie nur fort. Solche Pessimisten, die sich an den Bestrebungen und Erfolgen Anderer freuen können, sind uns stets willkommen.

**L. M.** Im Stadtpark haben Sie am 6. November 1876 gedichtet, daß, wie die Blätter vom Baume fallen, so auch die Menschen sterben müssen. Wir sind auf Ihren Wunsch gerne bereit, diese traurige Wahrheit öffentlich zu constatiren.

**Dr. C. S. in Triest.** Viel zu trocken und skizzenhaft für unsere Zwecke.

**Herrn W. S. in Z.** Ihr Dialektgedicht witzig; nur Schade, daß Sie keinen volksthümlichen, ursprünglichen Stoff gewählt haben, sondern in der naiven Sprache des Landvolkes für Offenbachs „Schöne Helena" Propaganda machen.

---

Druck von Leykam-Josefsthal in Graz. — Für die Redaction verantwortlich P. K. Rosegger.

Heft 4. Jänner 1877. I. Jahrg.

# Ein Weg zur Schuld.

Erzählung aus dem Volksleben von P. K. Rosegger.

Beim Wiesenwirth am Zechtisch kauern zwei Männer und schnarchen. Man sieht von ihnen nur die struppigen Häupter, das eine röthlich behaart, das andere grau. Die Gesichter sind in die Aermel gepreßt. In den halbgeleerten Weingläsern, die davor auf dem Tische stehen, schwimmen ein paar ertrunkene Fliegen.

Bei einem andern Tisch, der am Ofen steht und der eigentlich eine Bettstatt ist, welche des Tages mit einer Holzdecke überschlagen eine Gasttafel bildet, sitzt ein junger Mann, der bäuerliche Kleider trägt, sonst aber recht städtisch aussieht. Er hat die Haare glatt nach rückwärts gefettet, so daß sie in der Mitte den schneeweißen Scheitel bilden und er trägt etwas feingekämmten Backenbart. Er scheint zu der neuzeitlichen Secte der Touristen zu gehören, welche auf allen hohen Bergen herumklettern und alle hübschen Landmädchen beunruhigen. Der junge Mann beim Wiesenwirth hat auch schon eines. Es ist die schöne Wirthstochter, die Walpa, die feurige Augen hat und jenes reiche, rothbraune Haar, das nur auf den Häuptern der Heißblütigsten und Begehrsamsten wächst.

Als die Walpa dem jungen Touristen das Weinglas vorgesetzt, hat er ihre Fingerchen erhascht, hat sie hierauf an der Hand gefaßt und weiß an ihren nackten runden Armen immer weiter hinanzutasten. Beim Grübchen des Ellbogens angelangt, jagt er ihr einen Schrei aus, denn sie ist „bremselig". Die beiden Schläfer schlafen behaglich weiter.

Des kecken Städters weiße Hand umspannt des Mädchens Oberarm, so weit das Hemd zurückgeschlagen ist; dann will er sie niederziehen auf seinen Schoß, der heute ja in einer dicken Bockledernen steckt. Das Mädchen sträubt sich eine Weile, dann fügt es

sich doch; Walpa ist schon manchem Burschen auf dem Leder gesessen. Manche Gäste haben das gern und zechen dafür umso wackerer und der Wiesenwirth kann es seiner Tochter nicht oft genug sagen: Nur fort handsam sein mit den Gästen und unterhaltsam — man weiß heutzutag, seit die Postwägen aufgehört haben, ohnehin nicht mehr, wie man die Kreuzer in's Haus bringt.

Da nun die Walpa auf seinem Schenkel sitzt, schlingt der junge Fremde — sie kennt ihn gar nicht, er ist das erstemal im Hause — seinen Arm um ihre Gestalt, beugt sein Haupt so nahe zu ihrem Gesichte, daß sein Athemhauch ihre Wangen bethaut. Dann sagt er leise das Wort: „Aber Du gefallst mir, Mirzel!" In Steiermark, meint der Tourist, müsse jedes Bauernmädchen Mirzel heißen. Die Walpa dachte, weiß er meinen Namen nicht, so braucht er ihn auch nicht zu wissen. „So", sagte sie, „will der Herr noch einen Wein?"

„Einen Kuß!"

Wenn Der nicht mehr als ein Seitel trinkt, dachte Walga, so ist es nicht der Mühe werth, daß ich auf seinem Knie sitz', und machte sich mit einem entschiedenen Ruck los. Er erhaschte sie und raubte ihr einen Kuß; sie blieb dabei anscheinend kalt, wie eine Marmorsäule. Aber aus ihrem Auge sprühte ein Feuerstrom, vor welchem dem Städter graute. Haß oder Liebe? Er wollte es untersuchen, da traten zur Thür drei Männer ein.

„Ich komme wieder, mein Kind", sagte der junge, hübsche und so freundliche Städter, ihre Hand drückend und ein gutes Trinkgeld reichend, „bleib' gesund, Mirzel, wir werden noch recht bekannt werden miteinander, Adieu, Schatz!"

Er ging und die Angekommenen traten in Herrschaft.

„Der Wiesenwirth daheim?" fragte Einer der Dreie.

Das Mädchen deutete auf jenen der Schlummernden, der die grauenden Haare hatte. — „Was darf ich bringen?"

„Weckt ihn auf!" gebot einer der Ankömmlinge.

„Wenn die Herren mit meinem Vater was zu schaffen haben", sagte die Walpa, „so müssen Sie wohl ein anderesmal kommen. Heut' ist's nichts, er ist ganz —". Sie machte eine Geberde gegen die Stirne, anzeigend, daß der Mann heute nicht zurechnungsfähig.

„Wiesenwirth!" rief der Mann und schlug mit dem Stock auf den Tisch, „die Schätzungscommission ist da!"

Der Wirth pfusterte, hob ein wenig sein roth angedunsenes verschlafenes Gesicht, murmelte etwas, dann sank das Haupt wieder auf den Arm nieder.

„Lasset ihn", sagte ein Anderer, „wir haben ja Alles schon in dem Protokoll, wir wollen heute nur die Objecte mit Beschlag legen. — Du, Mädchen, bist wohl die Tochter. Nimm die Schlüssel und komme mit uns. Auch ein Kerzenlicht brauchen wir."

Die Walpa wußte schon, was es geschlagen. Die ganze kleine Wirthschaft war verschuldet. Wenn schlechte Zeiten sind, dann mag das Wirthstöchterlein den Gästen auf den Knieen hocken wie sie will — es gibt nichts aus.

Die Gerichtsmänner durchstöberten Kisten und Kästen, Vorrathskammer und Keller, drückten überall das Amtssiegel auf und dann gingen sie ruhig wieder davon.

Da war es öde im Wirthshause, die Walpa saß auf der Ofenbank und schluchzte.

Endlich, als in der Stube die Dämmerung des Abends zu herrschen begann, regte sich der Schläfer mit dem fuchsrothen Haupthaar und verlangte Wein. Es war ein Mann von etwa fünfunddreißig Jahren, knochig und rauh von Figur. Die Wangen und das Kinn waren glatt rasirt,

der rothe Backenbart unter den Ohren und der Schnurbart standen steif und struppig; die Augen waren grau und tiefliegend und die Knochenwände, die darüber hervorstanden, ließen wohl den eisernen Willen vermuthen, der in diesem Kopfe schlummerte. Im Uebrigen waren die Züge so wie bei anderen Bauersleuten, und doch wieder anders; sie waren abstoßend und doch interessant. Als er seine Augen rieb und das Mädchen erblickte, nahm er eine freundliche Miene an.

Jetzt wachte auch der Graukopf auf und schrie nach Wein.

„Ihr habt zu lang geschlafen", sagte Walpa, „dieweilen sind Gerichtsleut' dagewesen und haben Alles verpetschirt.

„Herr Jesses! bei den Weinfässern werden sie doch nicht gewesen sein!"

„Freilich, auch bei den Weinfässern."

„So bring' einen Holzapfelmost!" befahl der Wirth.

„Ja", sagte das Mädchen, „das Mostfassel haben sie auch verpickt."

„Himmelherrgottsdirn, so trag einen Branntwein her!"

„Ist Alles verschmiert, Vater, und Ihr denkt nur fort an's Trinken."

„Na, so bring' was zu essen?"

„Ja, zu essen haben wir freilich auch nichts, das Mehlkastel und der Schmalztopf sind versiegelt. Wir sind fertige Bettelleut'."

Jetzt wurde der Wiesenwirth nüchtern. Zuerst polterte er mit dem Mädchen, daß es Alles habe versiegeln lassen, dann fluchte er über das Gericht, über die Gläubiger und über die ganze Welt; schließlich fragte er, ob ein Strick noch im Hause wäre, er hänge sich auf.

Der Andere, der neben ihm erwacht war, lächelte hämisch und murmelte: „Bist ein verzagter Steffel, Du. Weißt ja, daß Du einen guten Freund hast. Ich bleib' auch jetzt noch bei meinem Wort, und wenn Du ja sagst, Wirth, so reiß' ich Dich auf eins zwei aus der Klemm'." Er riß eine bauschige Brusttasche aus dem Sack.

„Was hilft mein Jasagen, Du Tropf, wenn die Dirn nicht will!"

„Wenn die Dirn nicht will — nachher — — ist's freilich was Anders," sagte der Rothaarige und schob die Geldtasche wieder ein.

Der Wirth war aufgesprungen und hatte seine Tochter bei der Hand gefaßt. „Walpa," sagte er, „laß' noch einmal mit Dir reden. Schau, zweiundzwanzig Jahr bist alt. Schöner wirst nimmer. Stolz sein, das tragt's Dir nicht; 's selb' magst mir schon glauben. Jetzt freilich noch hupfen Dir allerlei Mannerleut nach. Die werden Dich bald nicht mehr kennen. Nur zum Zeitvertreib bist ihnen gut, heiraten will Dich eh' keiner. 's wird Dich reuen, so viel Du Haar auf dem Kopf hast, wenn Du jetzt beim braven Seizmüller nicht ja sagst."

Das Mädchen hielt die Schürze vor das Gesicht, und ja sagen von Herzen, das könnt' sie halt nimmer.

„Was willst denn anheben?" fragte sie der Vater. „Vielleicht morgen schon kommen sie und werfen uns aus dem Haus. Du kommst, wenn's gut geräth, in einen harten Bauerndienst; wirst nichts zu lachen haben dabei. Und Dein alter Vater geht mit dem Bettelsack um."

Seine Augen waren immer naß und roth unterlaufen, an ihnen war eine Gemüthsbewegung nicht zu merken. Hingegen weinte Walpa bitterlich und der Rothhaarige — das war ja der Seizmüller — trommelte mit den Fingern auf dem Tisch. —

Noch am selben Abend lief die Walpa zu der Nachbarin: „Thorhofbäurin, ein Stein liegt mir auf . . ." Und sie schluchzte.

„Maria und Josef, Walpa, was ist denn geschehen?"

„Weiß mir nimmer zu helfen. Heut' haben sie uns Alles versiegelt und jetzt soll ich den Seizmüller nehmen."

„Was sagst?“

„Der Seizmüller gibt das Geld her, wenn ich ihn heirate, und daß sich mein Vater wieder kunnt heraushelfen.“

„Es ist kaum sechs Wochen her, seit er sein erst Weib in den Freithof hat tragen lassen,“ sagte die Thorhofbäurin.

„Deswegˌ das gefällt mir schon gar nicht und mich deucht, diesen Menschen heiraten, das kann ich nimmer. Ich hab' nichts gegen den Seizmüller, aber allweg kommts mir vor, das ist für mich nicht der Rechte, und es geht mir halt was zu Sinn. Thorhofbäurin, ich bin schon hell verzagt.“

„Walpa,“ sagte die Bäurin, „setz' Dich her und iß mit uns Schmalznocken.“

Dann kam auch der Thorhofbauer herbei, der sagte: „Mit euch Mädeln ist's halt ein Kreuz. Ihr wollt's was, und wißts nicht was, und da habt ihr so allerhand Einbildungen. Ich weiß nicht, warum Du den Seizmüller nicht sollt'st nehmen. Ein braver, fleißiger Mann, der reichste in der Gegend. Oft eine Andere wär' zu tausendmal froh über eine solche Heirat, und es ist ja ein Glück, das euch Gott vom Himmel schickt, jetzt, wo die traurige Sach mit der Pfändung vor der Thür ist. Mit allen Vieren greif' zu, Walpa, das kann ich Dir sagen.“

Als sie davon wollte, eilte ihr die Thorhofbäurin noch bis zur Thür nach und that dort mit leiser Stimme die Frage: „Ja, Walpa, weißt Dir einen Andern?

„Gar nicht, gar nicht,“ versicherte das Mädchen und hat so ein Geheimniß verschwiegen.

Ungetröstet ging sie heimwärts.

Am andern Tag, als sie zur Messe ging, redete sie mit dem Kirchenvater, dem Erlsberger, was denn der meine.

„Gefreut mich, daß Du meinen Rath verlangst, Dirndl,“ sagte der Erlsberger, „schau, mich geht das Ding nichts an, kann auch nicht sagen, daß ich auf den Seizmüller extra was hielt'; er ist bisweilen ein bissel knopfig; aber ich thät Dir doch rathen, daß Du ihn nimmst. Es wirds schon thun. Immer eine Ehe, die aus lauter Liebschaft geschlossen wird, ist zuletzt gar nicht glücklich, und immer eine, bei der sich die zwei anfangs völlig nicht mögen, macht sich nachher recht gut. Das ist halt, wie die Leut zusammen geschaffen sind. Eine Einsicht hat er doch auch, der Seizmüller, und wenn er jetzt um Dich anhält, so wird er auch brav auf Dich schauen. Und mußt wissen, Walpa, in solchen Dingen muß man seinen Eltern folgen. 's ist doch auch was, wenn Du Dir Dein Lebtag lang sagen kannst, Du hast Deinen Vater aus der Noth gerissen, und bei so einem Kind wird der Gottessegen auch nicht ausbleiben.“

„Wenn ich nur ein Bissel was verspüren thät,“ meinte die Walpa, „und er ist halt gar so viel herb und wirbt um mich, als wollt' er — Gott wirds mir verzeihen — einen Mühlesel kaufen. Ist halt ein trauriger Werber, der keine Lieb' mitbringt.“

„Weswegˌ will er Dich denn, wenn nicht aus Lieb',“ wendete der Bauer ein, „er könnt' wohl gewiß reichere haben, als Du bist — auf das mußt Du denken, Walpa und so mußt Dir's auslegen.

„Vergelt's Gott, Erlsberger,“ sagte nach einer Weile die Wirthstochter, „Ihr habt mir leichter gemacht. Ja, ja 's wird das Beste sein, ich probir's.“

„Mit dem Probiren ist's nichts, Walpa. Sagst ja, so sagst es für's Leben. Und da möchte ich Dir noch rathen, daß Du, wenn Du Dich schon entschlossen hast, frisch und munter drein gehst. Das Wanken und Zweifeln und Fürchten taugt nichts. — 's wird schon gehen, er ist brav, ich bin brav und uns hat Gott zusammengeführt — so mußt Dir denken. Na, Dirndl, wünsch' Dir viel Glück!“

Darauf, wie sie den Vater sucht, daß sie ihm's sagte, sie wäre bereit,

findet sie ihn unten im Keller. Hat von der Pippe des größten Fasses das Amtssiegel herabgerissen.

„Aber um der Heiligen Willen, Vater, was treibt Ihr denn?"

„Trinken."

„Da sperren sie Euch ja ein!"

„Deß' will ich mich früher ersäufen."

Nun sagte sie's, sie wolle den Seizmüller nehmen. Darauf trank er erst recht.

Keine Zeit war zu verlieren, denn die Gant des Wiesenwirthshauses war ausgeschrieben. Am nächsten Tage wurde die Walpa Braut des Seizmüller. Der Bräutigam lachte viel und zeigte, daß er gemüthlich sein könne. Allsogleich kaufte er ihr im nächsten Städtchen Stoff für ein goldgelbes Kleid und eine hochaufgebauschte Haube mit feuerrothen Bändern, wie sich's für eine Frau Müllerin wohl geziemt. Aber Walpa dachte, wenn ich diesen Anzug muß tragen, so zeigen die Leute mit Fingern auf mich.

Noch in den letzten Tagen vor der Hochzeit ging Walpa zu ihren Bekannten um, und fragte, wie sie denn dran sei, ob sie den Müller doch nehmen solle. Die Allermeisten riethen dazu, und die ihr davon abredeten, von denen sagten wieder Andere: „Geh, geh, wenn man auf so Leute Reden losen wollt'! Die wissen gegen Jeden was, wen er heiratet, das ist schon so der Brauch. Aber wenn Du nachher allein dastehst und Hilf brauchst, helfen thun s' Dir nicht."

In der letzten Nacht vor der Trauung ist der Walpa im Traume die verstorbene Mutter erschienen, die hat gewinkt, hat die Tochter bei der Hand genommen, als wollte sie sie davonführen. Es war ein süßer und dabei wieder ein angstvoller Traum. Die Böllerschüsse haben sie davon geweckt.

Unter den vielen Hochzeitsgästen war auch der Blasius Steiger, ein frischer, sauberer Bursche, den die Walpa wohl kannte. Er war vor zwei Jahren noch als Postillon durch die Gegend gefahren und hatte das Posthorn geblasen, daß es eine Herzenslust gewesen. Beim Wiesenwirth war er stets eingekehrt, wenn auch nur auf ein klein Tröpfel zum Staubhinabschwemmen — länger wollten die Rößlein und die Reisenden nicht warten. Dem Blasi war die Walpa nicht ein einzigmal auf dem Bein gehockt, wie etwa dem fürwitzigen Stadtherrn, der unter der Bockledernen schauderlich dürre Knochen gehabt hatte. Der Blasius hatte sie auch nie so geneckt, nie bewitzelt, war immer ernsthaft und freundlich gewesen und hatte immer gerade am Wiesenwirthshaus seine schönsten Weisen geblasen. Hätte Einer die Walpa gesehen, wie sie diesem Blasen zuhörte, so hätte der leicht merken können, daß die Burschen alle genarrt waren, denen sie auf der Ledernen saß. Der hätte ahnen mögen, daß dieses Mädchen nicht so seicht wäre, als es sich wohl geben mußte. Seit der Eisenbahnzeit war der Blasius im Pongau drüben gewesen; nun, und heute war er unter den Hochzeitsgästen, eigentlich unter den Musikanten; er blies das Flügelhorn. Nur ein- oder zweimal hatte Walpa den Burschen verstohlen angeblickt — nichts weiter, kein Ehrentänzchen, kein Lächeln, kein freundlich Wort über vergangene Zeit . . .

Mittags, zehn Minuten nach eilf Uhr, war Walpa das Weib des Seizmüllers geworden.

Nach der Trauung ließ sie sich im Wirthshaus ein Stübchen aufsperren, um die Kleider zu wechseln. Sogleich stand ihr Mann da: „Was willst denn?"

„'s thut mir leid um das schöne Gewand," sagte sie, für's Essen und Tanzen will ich einen leichteren Rock anlegen."

„Weißt, Walpa," versetzte er, „wenn 's mir nicht leid thut d'rum, so brauchst keine Umständ' zu machen. Es geht aus meinem Sack, mußt nicht vergessen."

„Ich hab' nur gemeint," entgegnete sie leise, „weil's die Andern auch all' so machen."

„Auf die Andern hast gar nicht zu schauen, Walpa; ich bin der Herr, mir hast zu folgen, und das kannst Dir merken ein für allemal."

„Hätt' mir doch gedacht, daß ich von meinen Kleidern anlegen kunnt, was ich selber wollt' — und das muß ich Dir schon sagen: theuer mag das Kleid wohl gewesen sein, das Du mir gekauft hast, aber sauber ist es nicht."

„Ja hörst, Weibel, wem willst denn jetzt sonst noch gefallen? Etwa dem Postbuben — den Du voreh so verliebt angelugt hast? Du, das sag ich Dir, in solchen Sachen versteh' ich keinen Spaß!"

Ziemlich schwer ließ der Seizmüller bei diesen Worten die Faust auf den Tisch niederfallen. Walpa sagte kein Wort mehr und behielt das orangenfarbige Kleid und die Flitterhaube mit den feuerrothen Bändern am Leibe. Sie war den einfachen geschmackvollen Anzug der Oberländerinnen gewohnt, sie wußte wohl, wie fein ihr derselbe ließ. — Nun wäre sie am liebsten gar nicht mehr unter die Leute gegangen, aber sie wollte ihrem Manne keinen weiteren Anlaß zur Unzufriedenheit mehr geben, und so fügte sie sich in das für sie recht traurige Hochzeitsfest.

Der Wiesenwirth war dabei gar lustig; gab's ja viel Wein und auch daheim waren wieder alle Spundlöcher offen, seitdem der Seizmüller-Schwiegersohn das Gericht und die Gläubiger durch etliche große Banknoten beschwichtigt hatte.

Laut war's im Festhause, und die Leute können heute noch nicht Wunders genug sagen, wie es doch so lustig gewesen wäre bei des Seizmüllers Hochzeit. —

Am andern Tage, als Vater und Gatte noch schliefen, ging Walpa in die Kirche und betete unter heißen Thränen um Gnade und Kraft, sich geduldig in das Ehejoch zu fügen und stets das Rechte zu finden, um den Hausfrieden zu erhalten.

Von der Kirche ging sie auf den Friedhof und legte einen Kranz auf das Grab des ersten Weibes ihres Gatten; der Erdhügel war ganz kahl, nicht ein einziger Grashalm stand darauf. Walpa hatte ihre Vorgängerin nicht näher gekannt, diese hatte immer ganz zurückgezogen in ihrem Hause gelebt und erst von sich sprechen gemacht, als es hieß, ein im Wettersturm niederstürzendes Dachbrett habe die Seizmüllerin erschlagen — Walpa wußte aber, daß es die Ehmänner nicht ungern sehen, wenn die zweite Gattin das Andenken der ersten ehrt, und darum den Grabkranz.

Etliche Tage später sagte der Müller zu seinem Weibe: „Ich habe gehört, auf dem Freithof draußen bei meiner Alten soll so ein Laubwisch liegen. Hast Du's gethan, so will ich Dir nur sagen, es stünd' Dir besser an, Du thätst Dich um die Lebendigen kümmern, als um die Todten. Wie schaut denn mein zerrissen Unterleibel aus?"

„Da bitt' ich Dich wohl um Verzeihung, ich hab' gar nicht gewußt, daß Du ein Unterleibel tragst."

„Trag' auch keins, aber könnt' eins tragen, und eine gute Hausfrau thät' wenigstens darnach fragen." —

So ist diese Ehe angegangen. Diese Ehe, die zum größten Uebel hat geführt und deren Geschichte über manchem Thore stehen sollte als Warnungstafel: Verbotener Weg!

Der Seizmüller, so heiter und laut lustig er in Gesellschaft und im Wirthshause bei Kameraden sein mochte, so finster, herrisch gab er sich zu Hause. Er konnte keinen Widerspruch leiden, widersprach aber selbst in allen Dingen. Trotz reizte ihn, und auch Milde; und wenn er gereizt war, so schlug sein sonst höhnisches Wesen in einen förmlichen Wuthrausch über — und in solchen Momenten kannte er keine Ueberlegung.

Oftmals hat sich in dem jungen Weibe der Trotz aufbäumen wollen, wenn ihr so sehr Unrecht geschah; dann aber sagte sie wieder: Nur noch ein Eichtel Zeit hab' Geduld, leicht kommt noch ein Friedensengel in's Haus. Bös' und schlecht ist er ja doch nicht, mein Mann, nur herb und ein wenig wunderlich; mein Gott, er hat seine Sorgen und Aergerniß in der Wirthschaft. —

In der Wirthschaft stellte der Seizmüller seinen ganzen Mann. In der Mühle klapperten allfort vier Gänge und daneben ging eine emsige Brettersäge. Dann war auch eine Stampfe für Leinsamen dabei, die jedesmal im Winter, wenn die Säge stillstand, viel verdiente. Die Aecker und Wiesen, die zur Mühle gehörten, wurden gut bewirthschaftet. Freilich that auch die Walpa viel dazu, um durch Güte die Dienstleute und Mühljungen zu beschwichtigen, wenn sie die Grobheit und Unbilligkeit des Müllers zu vertreiben drohte.

Bei solch einer Gelegenheit, als sie einem Mühlburschen, der in der Kammer seit einigen Tagen krank lag, eine kräftigende Fleischbrühe zuschanzte, die sonst nicht gebräuchlich war, bekam die Walpa von ihrem Manne den ersten Schlag. „Heimlichkeiten mit dem Mühljungen!" gurgelte er berauscht von Wein, dem er immer mehr und mehr zusprach, „wächst sich die Kellnerinliebelei so aus? Walpa, Walpa, Dich muß man anders biegen, mit der Gütigkeit richtet man bei Dir nichts!"

Unter Weinen lachte sie auf. — Mit Gütigkeit! so sagte Der, von dem sie kaum ein einzig freundlich Wort noch gehört hatte.

Sonst war sie zu ihrem Vater gegangen, um sich an seiner Brust auszuweinen. Jetzt, ein Jahr nach der Müllershochzeit lag der Wiesenwirth unter der Erde. In seinem Keller war er todt gefunden worden. Da klagte sie ihre Noth anderen Leuten, und darüber sagte ihr der Gatte einmal: „Du bist schon ein fürnehm Eheweib Du, gehst von Haus zu Haus und bringst Deinen Mann um den guten Namen, machst mich zum Tyrann, zum Wildfang, zu was weiß Gott Alles! Du, Walpa, ich sag' Dir's, gib Obacht, daß es nicht wahr wird, was Du sprichst!"

„O, das ist lang schon wahr!" rief sie aus, „und ich weiß nicht, wie ich mich denn so versündigt hab', daß ich an einen solchen Menschen hab müssen gebunden werden. Kein größeres Kreuz auf der Welt!"

„Ja freilich, winseln und flennen, das ist noch Dein Bestes, Du Betteldirn!" und er stieß sie hintan, daß ihr Leib an die Kante des Herdes fiel und sie zusammenbrach.

„So — so —" stammelte sie mit dumpfer Stimme, „an mir — weiß ich wohl, daß Dir nichts gelegen ist, aber daß Du Dein Kind im Mutterleib — —"

Da lachte er auf und meinte, das müsse man erst untersuchen, ob es sein . . . . .

Das Weib lag in einer Ohnmacht.

Tagelang schwebte sie zwischen Leben und Tod, und als sie endlich — der Gatte hatte sie in der Krankenstube kaum ein einzigmal besucht — insoweit gerettet war, daß sie wieder zu denken und zu sinnen vermochte, seufzte sie ein um das anderemal: „Das ist eine Ehe! o Gott, mein Gott, verlaß' mich nicht!"

Und im Traume hörte sie das Posthorn klingen; da rief sie mehrmals laut den Namen: Blasius. Und aufwachend flehte sie zur Mutter Gottes; „Bewache mich, daß dieses Wort nicht noch einmal über meine Lippen kommt, sonst ist's mein Verderben."

Als sie wieder so weit genesen war, daß sie — ein Schatten gegen früher — in das Freie wanken konnte, suchte sie den Pfarrer auf und fragte ihn, ob es denn gar kein Mittel gebe, daß sie von diesem Menschen, dem Seizmüller, wieder befreit würde.

Der geistliche Herr riß die Achseln empor und gab ihr schöne Lehren.

„Ei, ei?" unterbrach ihn die Walpa, „was der Herr da sagt, das hab' ich lang' schon gewußt und gethan. Scheiden lassen will ich mich."

Der Pfarrer machte ein saures Gesicht und lächelte. — „Scheiden lassen — das ist leicht gesagt, meine liebe Seizmüllerin. Von Tisch und Bett könnt' ihr euch trennen, aber vor Gott seid ihr doch ein Ehepaar."

„Vor Gott sind wir nie ein Ehepaar gewesen!" sagte das Weib, „ich bin schier mit Gewalt in diese Ehe hineingedrängt worden, mein Herz hat nichts davon gewußt, nnd immer ist es nicht gut, wenn das Kind seinen Eltern folgt."

„Müllerin", versetzte der Pfarrer, „das ist keine christliche Red', und wenn man Euch hört, so könnte man fast meinen, es wäre an Euch selber die Schuld." —

Ganz ohne Trost, nur noch rathloser und erbitterter verließ sie den Pfarrhof.

Eine gutmüthige Nachbarin rieth ihr, sie sollte zum Gericht gehen. Sie ging zum Gericht und drängte auf Scheidung.

— Ehescheidung?! Das war was Neues, das war in der Gegend seit Menschengedenken noch nicht vorgekommen.

„Liebe Frau," sagte einer der Herren, „zum Eheschließen müssen Zwei sein, und zum Ehetrennen auch. Wird Euer Mann einwilligen?"

„O," rief das Weib, „der will wen zum Peinigen haben, der wird sein Lebtag nicht einwilligen."

„Dann ist nichts zu machen. Das Beste, Ihr versucht es noch einmal neu, Euch gütlich miteinander zu vertragen. Wenn es Euch recht ist, so wollen wir Euren Mann, den Seizmüller, rufen lassen und ihm seine Verpflichtungen vorhalten, damit —"

„Um Gotteswillen, nur das nicht! Wenn ich schon bei ihm bleiben muß, so darf er's um all' mein Leben und Sterben nicht erfahren, daß ich in solcher Angelegenheit bin dagewesen."

„So geht heim und versucht es noch einmal, es wird sich geben, nur der redliche Willen gehört dazu. Behüt' Gott!"

— So vernünftig reden sie und wissen nicht, wie es in der Mühle aussieht — Zank und Hader, Trotz und Wildheit, Haß und Gewalt. Die Walpa soll wieder zurückkehren zu ihrem größten Feinde.

Da besann sie sich. Hoch oben auf dem Zinken steht eine Kapelle mit einem wunderthätigen Marienbilde. Schon Viele sind durch der Jungfrau Fürbitte befreit worden aus ihrer Noth. Sie stieg mit Mühe den hohen Berg hinan. Und dort oben zwischen den Felsen, wo kein Bäumlein und kein Blümlein mehr wächst, lag sie vor dem Bilde und betete: „Gib mir ein, o Mutter, was ich thun soll! Weise mir einen Ausweg, und wenn schon kein anderes Mittel ist, so lass' mich sterben."

Am Eingang der Kapelle stand, von ihr unbemerkt, ein Tourist und hörte ihr zu. — Ein blasses, hübsches Weib betet vielleicht in Liebessehnsucht?

Als sich Walpa erhob, trat er zu ihr; er erkannte sie nicht mehr, sie sah es, das war der junge kecke Städter, mit dem sie vor länger als einem Jahre in ihrem Heimatshause zusammengesessen war.

„Bist ganz allein hier oben?" fragte der Fremde, „dann will ich Dich führen und will Dir auch den Ausweg weisen, um den Du eben gebetet hast."

„Wohin wollen denn Sie mich führen, wohin?"

„Einstweilen bis zu den Zirmbüschen hinab, hier geht ein scharfer Wind."

Walpa stieg an seiner Hand hinab und gedachte dem Fremden, der ihr schon das zweitemal freundlich genaht war, ihr Anliegen mitzutheilen.

Auf dem Bergmoos zwischen dichten Sträuchen, die sie wie ein undurchdringlicher Wall umgaben, saßen sie und Walpa schüttete ihr Herz aus vor dem, der ihr so theilnahmsvoll zuhörte.

Und als sie schluchzend geendet hatte, sagte er: „Was Du da erzählst, das könnte Einem das Herz durchschneiden. Das hält kein Mensch aus; dieser Seizmüller muß eine elende Creatur sein. Von dem mußt Du Dich befreien. Wenn Du es nicht schon so machen kannst oder willst, wie es die Kathrina Schmachegger gemacht hat, deren Proceß vor wenigen Tagen abgelaufen ist, so — nu, so mußt Du es eben anders machen. Du bist hübsch und noch jung, meine Freundin, Dir kann's nirgends fehlen. Gehe in die Stadt . . . ."

Nimmer konnte es das harmlose Landweib verstehen, was der Fremde meinte. — In die Stadt gehen, das gefiele ihr schon. Wenn sich nur Alles so einrichten ließe, daß kein Aufsehen entstünde und daß der Seizmüller schließlich nicht etwa ihren Aufenthalt entdeckte. Lieber wäre ihr freilich noch ein anderer Ausweg, als den angetrauten Ehmann so zu verlassen — und was denn die Kathrina Schmachegger gethan habe, von der er vorhin gesprochen?

„Die Schmachegger war eine Bäuerin aus dem Untersaß", belehrte der Fremde, „diese hat ihrem Ehgatten, mit welchem sie im Unfrieden lebte, in einer Krankheit, die über ihn gekommen war, den Beistand versagt und ihn verderben lassen. Sie ist aber freigesprochen worden, denn es war doch nicht bewiesen, daß ihre besondere Pflege ihn gesund gemacht hätte. Und es war nur die Unterlassung einer Tugend, zu der das Gesetz niemanden zwingen kann."

Darauf hat die Walpa stillgeschwiegen und der Stadtherr, der in's Gebirge gekommen war, um die Natur zu genießen, hat seinen Arm ausgebreitet, sie möge ihn für den Freund halten, sie möge sich entschädigen für das harte Kreuz, das sie tragen müsse, und sie möge dieses Kreuz mit aller Macht abschütteln.

Still war's; auf solchen Höhen summen keine Mücken und die Vögel hatten sich versteckt in's traute Heim unter den Büschen. Der Zirm schien höher und höher zu wachsen, ein weißer Schmetterling gaukelte im Zickzack heran.

„So!" rief die Walpa plötzlich und ihre Stimme war laut, „ein solcher Freund sind Sie?" — Nein, lassen Sie mich! Jetzt sitzt doch schon überall der Höllische, wo man hinschaut!"

Sie floh davon und wie lange der Bergwanderer noch gelegen ist zwischen den Büschen, man weiß es nicht — verlangt es auch nicht zu wissen.

Walpa war wieder zurückgekehrt in die Mühle und hatte sich noch einmal fest vorgenommen, dem Müller ein treues Eheweib zu sein, Alles, was über sie kommen sollte, mit Ergebenheit zu tragen und ihr Herz verhärten zu lassen zu einem Stein.

Wohl, Herzen können verhärten, bleiben aber dennoch heiß und schwer und glückbegehrend. Walpa sah andere Ehen voll stillen, fröhlichen Glückes; sah an ihrem Hause vorbei manch freudiges Paar wandeln, manchen Brautzug, sah manch Kindlein tragen von den Engthälern heraus gegen die Kirche zur Taufe. Sie könnte es auch so haben. — Ob der Blasius wohl schon ein Weib hat? — Der liebe Schutzengel behüte vor aller Versuchung. — Ihr Mann ist ja auch ein Mensch, sie will ihn schätzen, will ihn pflegen; er hat ja doch niemanden auf der Welt als sein Weib. — Die mildesten Worte hatte sie für den Gatten und mit Sorgfalt bereitete sie stets sein Mahl. Er aß es brummend und finster. Wenn er nüchtern, so hörte sie

von ihm kaum ein Wort. — Das war ihre glückliche Zeit und sie dachte, sagt er nichts, so wird er wohl zufrieden sein. Aber wie selten! — Es verging kein Tag, an welchem sie von ihrem Manne nicht eine neue Rohheit erfuhr. Er polterte und fluchte und spöttelte und höhnte, er that ihr Schimpf um Schimpf an und wenn sie dagegen auftrat, so gings ihr hart wie einer Sklavin, wie einem Hund, den der Zornige mit Fußtritten von sich stößt. Es ging auch die Wirthschaft schlechter und in der Mühle ruhten die Räder öfter als es Sonntag war. Den Seizmüller reute das Geld, welches er für den Wiesenwirth ausgegeben hatte, anstatt er Brauthabe hätte bekommen sollen. „Wie mich der Teufel nur so hat verblenden mögen!" rief er im Grimme, „daß mir so ein Bettelweib hat können gefallen. Deine Schönheit? Ha, da muß ich lachen! Angethan hat sie mir's und seit sie in der Mühl', ist kein Segen mehr."

Da hob die Walpa zu ihm die gefalteten Hände: „Lieber Mann, so laß' mich wieder fort! Ich seh's ja auch ein, wir taugen nicht für einander, wir können beide nicht dafür. Ich will ja mein Lebtag lang keinen andern Mann, ich will Dir danken bis zum letzten Athemzug, nur fort laß' mich, ich bitte Dich um des heiligen Kreuzes Jesu willen!"

„Ah!" stieß der Seizmüller schnaubend heraus, „davonlaufen, das geht Dir noch ab, Du Zigeunerdirn. Meinst ich wollt' nicht auch meinem Gott danken, wärst Du aus dem Hause? — Thätst Dir wohl in die Faust lachen, wenn die Leut' mit Fingern auf mich zeigten: schau, schau, das ist der alte Esel, dem ist sein Weib durchgegangen! In's Unglück hast mich schon gebracht, jetzt willst mich auch noch in die Schand bringen? — Jesses, mir zucken gerade die Händ'! in die Mauer wollt' ich Dich — Du — Du Kreatur!"

Er langte nach ihren Locken, sie stürzte davon, draußen, hart am Mühlbache sank sie zu Boden.

— Ihrem Leben ein Ende machen? — Noch so jung, so weltbegehrend — und dieses Wütherichs wegen sterben! — — Nein, dafür haßt sie ihn zu sehr. Sie kennt nun ihren Entschluß, sie sinnt nicht mehr, sie weint nicht mehr — in stiller Nacht, während der Mann im Wirthshause sitzt, schnürt sie ihr Bündel und geht davon. Wohin sie kommt, was mit ihr geschieht, — alleins. In alles erdenkliche Elend will sie sich lieber stürzen als bei diesem Teufel zu leben.

Mit der Hast einer Verbrecherin floh sie, alles zurücklassend, was ihr eigen war auf Erd. Mit dem ersten Schritte über die Markung der Mühle hinaus war sie in Acht und Bann der Armuth und Noth. Aber sie kreischte auf vor Lust, als sie sich frei fühlte. So weit man sie noch kennt, ist sie die Müllerin, die mit ihrem Bündel eine drüben in der Scharn erkrankte Muhme heimsucht. Später, wo sie wer anfrägt, ist sie eine Schnitterin aus dem Untersaß und geht aus auf einen Verdienst. — Sie hätte so viel Aehnlichkeit mit der Seizmüllerin in der Transau, sagte ihr ein alt Weiblein. „Ja", entgegnete die Walpa, „ich bin mit ihr verwandt."

„Wie's nur sein hat mögen, daß die das große Glück mit dieser Heirat hat gemacht?" meinte das Weiblein.

„Nach der ihrem Glücke verlang' ich nicht", sagte die Walpa.

„So sollt's letztlich doch wahr sein, was die Leut' reden?" warf die Alte ein.

„Wüßt' nicht, daß die Leute viel drüber thäten reden."

„Daß der Müller so ein Wildling wär! sagt man. Allerweil im Rausch. Soll's denn wahr sein: das erste Weib hätt' er erschlagen und dem zweiten Weib wollt' er's g'rad so machen. — Ich glaub's schon! vom Seizmüller glaub' ich Alles, mit dem ist mein

Hansel in die Schule gegangen und der weiß saubere Sachen zu erzählen. Ein durch und durch schlechter Mensch, der Müller. Die arme Haut, die Walpa!"

„Am besten wär's, der lieb' Herrgott thät sie zu sich nehmen", versetzte ein neu hinzugetretenes Weib mit einem Seufzer.

„Geh', Närrisch!" rief die Alte. „Die Walpa ist ja keinem Menschen im Weg auf der Welt, aber den Müller soll der leidig Teufel holen!"

„Verzeih' Dir die Sünd'!" fiel die Andere ein.

„Na, grimm' Dich nicht. So eine Sünd' wird der Herrgott gerne verzeihen. Wenn's Alles wahr ist, was die Leut' sagen, wahrhaftig, so thät ich mir gar kein Gewissen draus machen, diesem Menschen was anzuthun."

„Ich sag', es soll Jeder Gott danken, dem's besser geht", meinte die Walpa und eilte weiter.

Tagsüber irrte sie in den Bergwäldern. Von Müdigkeit übermannt, schlief sie auf einer Steinplatte, über welche der Epheu spann und die Eidechsen hin- und herliefen.

Auf diesem Stein — ihr schönster Schlummer war's gewesen. Im Klange eines Posthorns hatte sie der Jugend fröhliche Zeit gesehen — da fühlte sie plötzlich einen Stoß, als sei die Welt zersprungen. Rasch fuhr sie empor. Es war dunkel im Wald und nur auf hohen Gipfeln lag des Abends goldreicher Sonnenschein.

Und neben Walpa stand der Seizmüller und grinste. Wie ein geschrecktes Reh sprang sie auf und einen getrennten Fetzen ihres Kleides noch zurücklassend in seiner krampfigen Faust, lief sie den Hang hinab über das kantige Gestein und der finsteren Schlucht zu. Hinter sich hörte sie das Dröhnen seiner Sprünge, hörte seine schnaubenden Flüche. Gott rief sie an und ihren heiligen Schutzpatron — und huschte durch dorniges Gesträuche und glitt nieder über schroffe Lehnen, daß Moos und Sand in den Lüften wehten. — Sie entkommt ihm, schon ist sie seinen Augen entschwunden und das Brausen eines Wildbaches vereitelt ihm das Geräusch ihrer Schritte. — Da steht sie jählings am Wasser und kann nicht weiter. Sie eilt am Ufer auf und ab und hört des Mannes Lachen. Ein wildästiger Tannenbaum, vom Sturme gebrochen, liegt über dem gischtenden Bache. Auf diesen springt sie, um hinüber zu klettern.

Der Mann stürzt ihr nach. Die morschen Aeste krachen. Walpa's Haare verschlingen sich in's dürre Gezweige, da faßt er sie — und hier auf diesem unheimlichen Grunde, der Verzweiflung voll und der Wuth, stemmt sie sich wie rasend ihm entgegen und ihre Finger zucken nach seiner Gurgel. So ringt das Ehepaar auf der wilden Brücke, daß der Baumstamm ächzt und aus dem mächtigen Abgrunde herauf schimmert der Schaum des Bergstroms. — Walga fühlte, daß es ihr Verderben, wenn sie den verhaßten Mann in diesem Augenblicke nicht zu vernichten vermöge, doch sie vermag nicht aufzukommen gegen des Mannes Kraft, nur einen Augenblick loszumachen sucht sie sich von seinen ehernen Armen, um sich in die Tiefe zu stürzen — da erfaßt er sie noch, reißt sie zurück und schleudert sie hinan das Ufer.

Blutend und betäubt liegt sie im Brombeergebüsch und der Müller, an den Lippen noch den Schaum der Wuth, steht hohnlachend vor ihr. — Leicht hätte man es sehen mögen, daß es ihm zur Lust und Leidenschaft geworden — vielleicht zu seinem höchsten Lebensgenuß, sein armes hilfloses Weib zu peinigen. Darum hatte er sie verfolgt mit heißer, verlangender Gluth, darum brachte er sie nun tief befriedigt zurück in sein Haus. —

Von dieser Zeit hatte man die Walpa tagelang nicht mehr gesehen. Der Müller klagte es mit bekümmern-

merter Miene den Leuten, sein Weib sei krank und es mache sich in ihr etwas wie eine Geistesstörung bemerkbar. Wohl sei sie bisweilen launenhaft, auch tückisch und trotzig gewesen, aber er habe doch stets die Nachsicht und Liebe mit ihr gehabt, die einem Ehemanne ziemet. Nun aber, wahrscheinlich von einem unruhigen Gewissen gequält, oder vielleicht auch durch andere Zustände verwirrt, litte sie am Verfolgungswahn. So sei sie vor einiger Zeit mitten in der Nacht aus der Mühle davon und in den Scharnwald hinüber, wo sie sich in das Wasser stürzen wollte. Just daß er — der geängstigte Gatte — noch zu rechter Zeit nachgekommen sei und sie gerettet habe. Seitdem müsse er die Arme bewachen, er hoffe aber, daß durch eine richtige Behandlung sich die Sache wieder schlichten werde.

Walpa war eingesperrt in eine Kammer rückwärts der Mühle, wo der Müller Kornspreu und verdorbenes Getreide gelagert hielt. Auf dem Spreuhaufen lag sie und wühlte die Körner hervor, die sie gierig verschlang. Durch ein vergittertes Fenster starrte eine kahle Felswand herein, und das ewige Rauschen des Fluders betäubte das Ohr.

„Jetzt sehe ich es klar", murmelte sie, „Gott sei Dank, daß ich es endlich sehe. Alle Stege sind gebrochen. Nur ein einziger liegt noch da — nur noch ein einziger. Walpa, das ist ein schwindelnder Steg! — Mein junges Leben, du bist das einzige, was ich noch hab', dich halte ich fest. — Ob ihn das Gericht verurtheilen thät, wenn es wissen könnt', wie er mich martert? Das kann's aber nicht wissen, er sagt's nicht und man kann es nicht sagen, weil es nicht zu sagen ist. Gott, der's weiß, verurtheilt ihn gewiß."

Aus tiefen Träumen fuhr sie manchmal empor und sagte: „Es ist keine Sünde und die Kathrina Schmachegger hat sich auch geholfen." — Dann betete sie ein Vaterunser um das andere und in die Worte: „Führe uns nicht in Versuchung, sondern erlöse uns von dem Uebel", legte sie ihr ganzes Herz.

Von draußen hörte sie zuweilen das Poltern und Fluchen des Müllers. Dann wieder in den Nächten vernahm sie neben und über sich das Unwesen der Mäuse und Ratten und oft that sie einen Schrei des Grauens, wenn so ein Thier über ihren Körper lief. Dann des Morgens, wenn die alte, taube Magd mit angstvoller Geberde das spärliche Brot brachte, stellte sich die Walpa schlafend oder starrte in die Finsterniß hinein. — Man wird sie doch wieder freilassen, man muß ja, denn sonst würden die Nachbarn kommen und die kranke Müllerin sehen wollen. Dann will sie ihre Erlösung vollenden.

Was will sie? So weit hätte sie ihn schon zurückgelegt den Weg des Leidens, der Schmach, der Anfechtung, der Hölle, daß sie jetzt auf der letzten Station steht? Wiesenwirthstochter! Du, mit deinem guten, liebevollen Weibesherzen, eine Einzige aus Millionen, die das vollbringt? —

Endlich war die alte Magd einmal davon gegangen, ohne die Thür der Kammer zu verschließen. Die Walpa blieb noch. Sie sah einem Spiele zu. Nein, es ist nur dem Menschenauge Spiel — dem Thiere ist es Arbeit und Streben nach seinem Lebensziele. Von der morschenden Decke, von der bei allen Erschütterungen in der Mühle der Moder niederstaubte, ging ein feiner Faden herab bis gegen die Füße der Walpa. An diesem Faden strebte eine Kreuzspinne empor.

— Jetzt, das soll mir das Zeichen sein und der Richterspruch, dachte Walpa und starrte auf das Thier. Kann es nicht hinauf bis zur Decke oder bricht der Faden, so gehe ich und werfe mich in den Räderdumpf. Kommt

die Spinne hinauf, so bringe ich ihn um. —

Das Thier krabbelte träge und langsam und mußte oft rasten. Es war schwer, es war noch weit unten und der Faden schien sich bisweilen zu dehnen. Dann wieder nahm die Spinne einen raschen Lauf, und dann wieder stand sie lange still auf einer und derselben Stelle. Es war ein gespenstig Wesen und das weise Kreuz auf seinem Rücken — ein Grabkreuz — wem galt es, ihr oder ihm?

Endlich, die Spinne war noch eine gute Elle von der Decke entfernt, wollte sie nicht mehr weiter, ja kehrte sich ein paarmal um, und war dann wieder bewegungslos.

Walpa zitterte, schier stockte ihr der Athem. Das Thier blickte mit seinen vielen großen Augen gegen den Boden hinab. — Soll sie in's Grab? Ist auch bei diesem Gethier, das kein Gesetz kennt, das tödtet, wenn es nicht selber getödtet werden will, kein Erbarmen? . . .

Plötzlich nahm die Spinne eine Wendung und lief hastig den ganzen Faden empor bis zum Holzmoder, wo sie herfiel über eine im Netze gefangene Fliege.

„Es ist gut", sagte die Walpa laut.

„Was ist gut?" rief der Müller scharf zur Thüre herein, „willst noch trotzen? Heraus geh'!"

Sie ging zu ihm heraus. „Jetzt ist mir schon wieder besser", sagte sie heiter, „jetzt, Mann, will ich recht fleißig sein, daß ich die Zeit wieder einbring', in der ich krank gewesen bin."

„Ja, möcht' mich gefreuen!"

„Aber die vielen Ratten in der Mühl', die muß man doch abfüttern."

„Die Ratten allein fressen mein Gut nicht auf", gab er zur Antwort.

Ihr Gesicht blieb freundlich. Sie ging an ihre Arbeit. Sie stäubte mit Sorge die Kleider ihres Mannes aus, sie überzog sein Bett mit frischer Leinwand, sie setzte ihm das bestgekochte Essen vor und hatte dazu ein gütiges Wort. Und auf all' seine Rohheiten schwieg sie still.

(Schluß folgt.)

---

# Einst.

Was ich gethan und was ich ließ,
Ihr werdet es einst nicht verbuchen . . .
Wie meines Lebens Räthsel hieß,
Nicht noch in meinem Staube suchen.

Ich weiß, es wird Vergessenheit
Mein Loos — wie heute sie mein Hoffen —
Nach trostlos langer, dunkler Zeit,
Die ich durchlebt, zu Tod getroffen.

Vergessen, rasch vergessen wird
Des heißen Herzens lautes Klagen . . .
Der Schmerz nur durch die Lüfte irrt,
Den meine Seele stumm getragen.

Ada Christen.

# Der junge Vetter.

Eine Geschichte von A. C. Müller.

(Schluß.)

Sie berichtete den wichtigen Fall mit allen Nebenumständen an Freundin Helene, und mit musterhafter Pünktlichkeit sandte diese am dritten Tage eine lange, wohldurchdachte Antwort, die im Wesentlichen darauf hinauslief, daß die Herren gerade für diejenigen Damen das regste Interesse hätten, die sie am meisten ärgerten oder quälten; eine Ansicht, die freilich Margaretha nicht theilte, die das Bild durchaus für eine Malice oder günstigsten Falls für das Product der Langweile hielt, „in welcher er das Bild eines armen Mädchens carrikirte, welches ihm aus irgend welchem unbekannten Grunde nun einmal mißfiel“.

„Interesse für mich!“ schrieb sie an Helene zurück, — „ja, wenn ich eine landwirthschaftliche Maschine wäre, ein Dampfpflug oder eine Patent-Egge, da möchte er mich vielleicht beachten. Du meinst, er habe mir doch eigentlich nie Beweise von Gehässigkeit gegeben, das ist richtig, aber er ist zu wohlerzogen, um unhöflich oder unangemessen gegen mich zu handeln; ich schiebe seine Abneigung gegen mich einzig und allein auf persönliche Abneigung; und mit diesem Gedanken will ich mich beruhigen. Die Zeit meines hiesigen Aufenthaltes wird in nicht allzuweiter Ferne ablaufen, er wird schon früher nach Hause zurückkehren, und was ist dann weiter? Zwei Menschenkinder sind sich auf einer Station der großen Landstraße des Lebens begegnet, haben sich begrüßt, mit einander gegessen und getrunken und sind dann nach verschiedenen Richtungen auseinander gegangen, um — sich nicht wieder zu sehen und sich zu vergessen.“

Ganz so mochte aber der Angeklagte doch wohl nicht denken oder sein, wie die Schreiberin dieses Briefes ihn ansah, denn schon am Morgen nach seiner Rückkehr begleitete er sie in den Gemüsegarten, wo sie Spargel stechen wollte. Die Begleitung machte sie einigermaßen verlegen und sie wußte nicht recht, wie sie sich mit ihm unterhalten sollte. Um wenigstens etwas zu sagen, fragte sie ihn, da sie ihn ohne die gewohnte Cigarre sah, warum er nicht rauche?

„Ich glaubte bemerkt zu haben,“ sagte er, „daß Ihnen der Rauch unangenehm ist, und da Sie mir erlaubt haben, Sie zu begleiten, so wollte ich Sie Ihre Güte nicht bereuen lassen, indem ich Sie belästigte.“

„Sie geniren mich durchaus nicht. Aber sagen Sie mir, ist das Rauchen nicht eine seltsame Angewohnheit! Ich kann mir kaum vorstellen, welchen Genuß es gewähren soll, eine Rolle trocknen Krautes anzuzünden und diese in Brand zu halten.“

„Das Rauchen,“ entgegnete er, „ist doch etwas mehr, als Sie glauben. Diese scheinbar nutzlose, häßliche Beschäftigung ist von wohlthätiger Wirkung. Aus dem blauen, sich kräuselnden Rauch, aus dem milden Aroma einer guten Cigarre entsteigen allerlei Gedanken und Empfindungen, oft poetischer Art, und diese trockne Rolle ist ein angenehmer Gesellschafter, der, wenn man mit ihm allein ist, die Langweile verscheucht. Die Cigarre beschäftiget uns; man muß sie pflegen, in Brand halten, die Asche abstoßen, aus dem Munde und in denselben thun, kurz, in jedem Augenblicke gewährt sie uns Beschäftigung, und offenbar wirkt sie belebend und anregend auf den Geist. Jeder Gelehrte, Staatsmann, Feldherr und Dichter sollte rauchen und ich übertreibe wohl nicht, wenn ich

sage, daß drei Viertheile der Männerwelt wirklich der Havanna oder den Pfälzern huldigen."

„Sie sind ein beredter Anwalt Ihres Lieblings," sagte Margaretha, „und in Anerkennung Ihrer Verdienste erlaube ich Ihnen, jetzt einen braunen Sorgenbrecher als Freudenopfer zu Asche zu verbrennen."

Er machte von diesem Anerbieten Gebrauch, und so schritten beide zu den Spargelbeeten.

„Man muß den Spargel von nun an in Ruhe lassen," meinte er, „seine Zeit ist um, und wie Alles in der Welt muß er jetzt Blüthe und Frucht treiben. Das ist der Zweck jedes Pflänzchens, das ist der Zweck der lebenden Wesen, des All's."

„So hat also auch die Menschheit diesen Zweck?" fragte Margaretha schüchtern.

„Gewiß, sie hat ihn."

„Und was ist die Blüthe des Lebens?"

„Die Liebe", erwiderte er ernst.

Sie fühlte, wie sie erröthete. Die Liebe die Blüthe des Lebens, Zweck des Daseins, und sie hatte diese Liebe ganz aus dem Leben streichen wollen!

„Und was ist denn die Frucht des Lebens?" fragte sie weiter.

„Unsere Werke," antwortete Wolfgang, „das, was wir schaffen mit aller Kraft in dem uns zugewiesenen Kreis des Daseins. Wer diesen ausfüllt und schaffend mitarbeitet an dem Werk der Menschheit — dessen Leben hat Frucht getragen."

Er brach ab; vielleicht bereute er, mit einem jungen Mädchen über solche Dinge gesprochen zu haben, und im nächsten Augenblick hatte er dem Gespräch eine scherzhafte Wendung gegeben.

Margaretha stach inzwischen den Spargel und legte ihn in das Körbchen. Dabei fiel ihr das Messer aus der Hand, sie bückte sich und griff darnach, er gleichfalls, und, war es Zufall oder Absicht, seine Hand streifte die ihrige und hielt sie eine Secunde lang; dann hielt er das Messer und überreichte es ihr.

„Sie kennen den alten Aberglauben, daß überreichte Messer die Freundschaft zerschneiden," bemerkte er lächelnd, „ich denke, wir beide sind von solchem Glauben frei."

„Gewiß," sagte sie etwas zerstreut, „ich denke an ganz andere Dinge."

„Ei," meinte Wolfgang heiter, „ich möchte einmal in ein solches Köpfchen hineinsehen können und die bunten schelmischen Gedanken schauen, die darin nisten. Da ist gewiß lauter Leben, Maienlust und Blumenduft und Erinnerungen an die letzte Saison, an Cotillonorden, Bouquets und — "

Ein Blick aus ihrem Auge, der nicht gerade sehr ermunternd war, veranlaßte ihn, sich zu unterbrechen. Und indem er ihr die Hand hinhielt, fragte er sie, ob sie ihm zürne?

Margaretha reichte ihm die ihrige, denn was sollte sie thun? Sie war froh, als die Arbeit beendet war und sie dem Hause zuschritten; aber nachdenklich hatte dieser Vorfall sie doch gemacht, und sie war ziemlich still und einsilbig, bis der Onkel sie auf andere Gedanken brachte, indem er eine Fahrt zur Familie von Goben vorschlug, die auf den Mittag angetreten wurde.

Das Wetter war köstlich, die Gesellschaft, die man dort vorfand, sehr animirt, der Herr Vetter, ganz Humor und Vergnügen, war aufgeräumt, wie sie ihn noch nie gesehen hatte. Margaretha schob das auf Emmy's Nähe, und die junge Baronesse sah mit ihrem Lockenköpfchen und in der hellen Sommertoilette allerliebst aus und erzählte mit großer Lebendigkeit, wie viele Metzen Kirschen, Beeren und Nüsse sie in diesem Jahre einmachen wollte, welchen Ertrag die Obstbäume versprachen, und Margaretha sah schon im Geiste Wolfgang als Emmy's Gatten und wünschte den Beiden von ganzem Herzen Glück, natürlich in Gedanken.

Am Nachmittage unternahm man einen Spaziergang nach einer alten Burg, die in der Nähe des Guts lag und als eine reizende Ruine gerühmt war. In derselben vertheilte sich die Gesellschaft in den verschiedenen weitläufigen Räumen, und Emmy nahm den Arm eines Hauptmanns von Zelter an, Wolfgang aber bot seiner schönen Gegnerin den Arm und führte sie durch Thore, Gänge und Gemächer, indem er mit großer Sachkenntniß die Einrichtung einer alten Veste erklärte. „Hier war der große Saal," sagte er, „in welchem die Ritter kneipten; aber ich bedauere, gnädiges Fräulein, Ihnen eine Illusion stören zu müssen. Unsere Romantiker haben uns meist sehr poetische Bilder von Rittern, Burgfräulein und holden Liebesscenen geschildert, die das Mittelalter in dichterischen Duft und Nebel hüllen. Leider waren die Burgfräulein ebensowenig ätherische Transparentwesen, als unsere modernen Damen. Wie diese ein Beefsteack oder ein Dutzend Austern, einen Kelch Bier oder ein Glas Punsch nicht verschmähen, mit holdem Mund oft arg die Zofe auszanken oder in Küche und Keller rumoren, so waren die Burgfräulein richtige Landpomeranzen mit Schlüsselbund und Spinnrocken, die in der Milch- und Käsekammer, in der Küche und auf dem Boden wacker mit angegriffen und keineswegs ein Geschäft daraus machten, seufzend auf dem Altan zu stehen, Stickereien für den Geliebten zu machen und Zither schlagend den Rhein hinauf oder die Elbe hinunterzuschauen. Und die so zart gemalten Ritter waren derbe Landjunker, die besser im Pferdestall als in der Literatur Bescheid wußten. Diese angedichtete Romantik hat mich von jeher geärgert, denn ich liebe die Salonpuppen nicht, weder im vierzehnten, noch im neunzehnten Jahrhundert."

Margaretha glaubte darin eine Anspielung sehen zu müssen, und sie fragte etwas gereizt, ob er denn in einer Frau nur eine Wirthschafterin sehe?

„Durchaus nicht," lautete seine Antwort. „Kann man nicht das Eine thun, ohne das Andere zu lassen? Kann eine Frau nicht reizende Gemälde schaffen und doch eine gute Köchin sein, kann sie nicht Beethovens Compositionen spielen und gut Gurken einmachen, das Kochbuch jetzt und Romane nachher lesen? Ich denke, das wäre möglich, ebenso gut, als ein Dichter ein sehr vernünftiger, praktischer und arbeitsamer Mann sein kann und nicht mit schiefgetretenen Stiefeln, wallenden Locken und unsauberem Kragen als verkanntes Genie umherzulaufen braucht. Jedes Ding hat eben seine Zeit —"

„Lupinen und Verse," warf sie muthwillig ein. „Wollen sie auch diese beiden Begriffe mit einander versöhnen?"

„Ich kann es," sagte er ruhig; „ist die Lupine nicht eine ungemein duftige, freundliche Blume, ein poetisches Kind der Flur, ein dankbares Geschöpf des Bodens, der sie nährt, ein Sinnbild der Bescheidenheit? Und welchen reizenden Namen hat ihr der Volksmund gegeben: Je länger, je lieber! heißt sie. Ist das nicht schön und sinnig? Ist das nicht ein holdes Gelübde liebender Herzen? Je länger ich dich sehe, je lieber hab' ich Dich; je länger ich Dich liebe, je lieber hast Du mich; je länger ich Dich hege, je schöner scheinst Du mir; je lieber ich Dich pflege, je theurer bin ich Dir. — Lassen Sie die goldige Lupine gelten, liebe Margaretha, und die Dichter dazu, und," fuhr er lächelnd fort, „Gnade auch für Lupinendichter!"

Die Verschen über die Lupine hatten Margarethen nicht mißfallen; sie hätte gern gewußt, ob er sie selbst gemacht. Aber sie wollte nicht darnach fragen, und Wolfgang machte sie sogleich auf die Sonne aufmerksam, die so eben in das Meer tauchte. Er verglich sie mit der Menschheit, mit den Dingen der Welt, die

auch ihren Untergang finden; er erinnerte sie daran, daß die Natur immer wieder aus sich selbst ersteht, sich ewig neu verjüngt, und daß wir auf Gräbern wandeln und unsere Blumen aus Grüften blühen; er zeigte, wie Geschlechter vor uns lebten und liebten und vor uns hinabstiegen, daß Geschlechter nach uns da sein werden und auf unsern Todtenhügeln scherzen und singen.

Dann aber entschuldigte er sich, ihr den schönen Abend, wie er es nannte, mit Philosophien verdorben zu haben, die nicht einmal den Reiz des Neuen besäßen, und führte sie hinab zu der übrigen Gesellschaft, die sich wieder gesammelt hatte; und von da ab machte sich der Hauptmann zu Margaretha's Cavalier und unterhielt sie höchst lebhaft von Prinzessin Eleonore, vom Frankfurter Pferderennen, von Verdi's Opern und von Hundedressur, bis man endlich daheim war, bald darauf zum Souper ging, und endlich zwei Stunden später den Heimweg antrat, Margaretha in der festen Ueberzeugung, daß zwischen Wolfgang und Emmy nun „Alles richtig" sei.

Wie sehr sah sie sich deshalb drei Tage später überrascht, als die Nachricht bei der Tante und dem Onkel eintraf, daß Emmy sich verlobt hatte — mit dem Hauptmann von Zelter! Der Onkel las die Anzeige vor, und Margaretha meinte, Wolfgang müsse sich jetzt entfärben und würde äußerst überrascht sein, aber er zündete nur ruhig eine neue Cigarre an und sagte: „Das ist ja prächtig. Der Hauptmann ist ein sehr braver Mann, und Emmy wird eine vortreffliche Hausfrau sein. Ich wünsche ihnen von ganzem Herz Glück!"

Ja, es war erstaunlich, wie sich dieser Herr Vetter in der Gewalt hatte! Keine Miene, kein Zucken seiner Lippen, kein Zittern der Stimme verrieth die Pein, die er nach Margaretha's Ueberzeugung doch sicher in diesem Augenblick in seinem Innern fühlte. Er blieb ruhig, als ob nichts geschehen wäre. Margaretha bewunderte ihn und gab ihm Recht, daß er die Welt nicht wissen ließ, was in seinem Herzen vorging; aber sie bedauerte ihn auch wegen des Verlusts Emmy's, denn, sagte sie sich, wenn dieser Mann liebt, so geschieht es gewiß mit der ganzen Energie und dem ganzen Ernst, der seinem Wesen eigen ist; und wenn ich auch mit ihm auf schlechtem Fuße stehe, so muß ich doch zugeben, daß er ein ehrenwerther Mann ist.

Eines nur war ihr unerklärlich, nämlich, warum Wolfgang, dessen Besuch doch nur von kurzer Dauer hatte sein sollen, noch immer nichts von seiner Abreise vernehmen ließ; aber sie hatte nicht viel Zeit, sich den Kopf darüber zu zerbrechen, denn schon wieder gab es etwas Neues und zwar etwas ganz Unerwartetes. Von der Freundin Helene kam nämlich ein Brief mit der aufregenden Nachricht, daß Helene Braut sei, die Braut des Assessors, der seit einigen Monaten in ihres Vaters Hause verkehrte.

Das war abscheulich von der Freundin, die damals in Margarethen's Armen geschworen hatte, daß sie nie, niemals heiraten würde, weil die Männer sowohl im Ganzen als im Einzelnen unwürdig wären, und nun! — Aber so sehr unangenehm mußte ein Brautstand doch auch nicht sein, denn in Helenens Brief war lauter Jubel und heller Sonnenschein, und Margaretha hätte — natürlich nur aus Wißbegierde — gar zu gern eine Idee gehabt, wie einer Braut eigentlich zu Muthe ist; und hübsch mußte es doch gewesen sein, als der Assessor zu Helenen gekommen war, vor ihr gekniet und ihr gestanden hatte, daß er sie liebte, anbetete, vergötterte und daß sie allein ihn zum Glücklichsten aller Sterblichen machen könnte, daß er aber sterben müßte, wenn Helene ihn verstieße. Da hatte diese natürlich seinen eventuellen Tod nicht auf ihr Gewissen nehmen wollen, und der Assessor hatte sie geküßt. Freilich hatte sie erst die Absicht zu schreien, aber sie besann

sich doch wieder und da das Küssen gar nicht wehe that, so küßte sie wieder — und das Alles las nun Margaretha schwarz auf weiß. Natürlich ging sofort ein langer, langer Antwortbrief mit Glückwünschen nach der Residenz, und in der unvermeidlichen Nachschrift, die in dem Brief einer Dame niemals fehlen darf, stand so Allerlei von Resignation und das Ganze schloß mit der wehmüthigen Betrachtung: „Entbehren und Entsagen gewinnt das Himmelreich!"

Und nun war gar noch Margaretha's Geburtstag herangekommen.

Heut wurde sie achtzehn Jahre, und das machte sie sehr, sehr nachdenklich.

Der Onkel und die Tante waren die ersten, die ihr gratulirten, dann kamen der Inspektor, der Verwalter, die Haushälterin und das Gesinde. Alle hatten sie gern, das sah sie ihnen an, und reich, überreichlich wurde sie beschenkt. Von den Eltern kamen Geschenke und Briefe, von Helenen eine lange Epistel, die ganz warm war von heißer Freundschaft und glühender Liebe, mit welcher auch die Braut noch ihrer gedachte und des Assessors Photographie übersandte, und Margaretha war so glücklich, so froh, daß sie hätte hinauslaufen mögen, um draußen im stillen Walde mit ihrem Glück allein zu sein. Aber es regnete, was vom Himmel wollte, und so saß sie denn bald allein in ihrem Zimmer, faltete die Hände und überdachte die Zeit, die sie verlebt, Glück und Unglück, das sie erfahren. Achtzehn Jahre! Eine kurze Zeit und doch eine so lange, der Mai des Lebens, die Blüthe des Daseins. Aber der Mai schwindet und die Blüthe welkt, das junge Herz wird einst alt und das blonde Haar ergraut — sie wurde ganz schwermüthig . .

Alle hatten gratulirt; nur er hatte sich nicht einmal sehen lassen; ja, er war, wie sie erfuhr, ganz in der Frühe fortgeritten, offenbar, um sie zu vermeiden; und das kränkte sie tief. Sie hatte ja keine Ansprüche auf ihn, er liebte sie ja nicht und sie liebte ihn nicht, aber er hätte doch trotz all' seiner Abneigung gegen sie schon aus Höflichkeit rücksichtsvoll sein müssen, hatten doch selbst der Hauptmann und Emmy geschrieben!

Da ließen sich Hufschläge auf dem Hofe vernehmen; sie hörte Wolfgangs Stimme und ein tiefer Groll gegen ihn überkam sie. Er ging in sein Zimmer; er hatte sie vergessen. Doch was war das? Es klopfte.

„Herein."

Die Thüre öffnete sich — Wolfgang trat, schnell umgekleidet, im eleganten Promenadenanzug in ihr Zimmer, und sie fühlte, wie ihr das Blut in's Gesicht stieg.

„Verzeihen Sie, Fräulein Margaretha", sagte er freundlich, „daß ich mir erlaube, Sie hier aufzusuchen, und gestatten Sie mir, Ihnen dieses Bouquet als den bescheidenen Herold meiner herzlichsten Glückwünsche überreichen zu dürfen, und nehmen Sie dies Album von mir an, es ist ein solches, wie Sie vor einigen Tagen zu besitzen wünschten."

Bouquet und Album waren in Wahrheit prächtig zu nennen; und in diesem Augenblick, wo Wolfgang so freundlich-ruhig vor ihr stand, hätte sie ihm nicht mehr böse sein können, und wenn er sie früher auch noch so sehr gekränkt hätte.

Sie dankte ihm freundlich und bewunderte die Geschenke. In diesem Augenblicke trat die Tante ein.

„Ah," rief sie, „da ist der Deserteur also wieder! Sieh' nur, Kind, diesen Bösewicht; reitet uns in aller Frühe davon, jagt fast zwei Meilen im tollsten Regen —"

„Aber Tantchen —!"

„Nein, keine Gnade! und macht denselben Weg zurück, um uns aus der Stadt dieses Album zu holen."

„Und um meinetwillen sind Sie in diesem Unwetter stundenlang zu Pferde gewesen," sagte sie in großer Verlegenheit, „wie soll ich Ihnen danken?"

Sie reichte ihm die Hand und er küßte sie. Noch nie hatte sie ihn Jemandes Hand küssen sehen, sie glaubte, es sei dies gegen seine Grundsätze — wenige Secunden später war er, als ob er sein Thun bereute, aus dem Zimmer und die Tante folgte ihm.

Erst bei der großen Haupt- und Staatsaction des Tages, beim Festdiner zu Ehren „des achtzehnjährigen Dingelchens," in nüchterner Prosa Margaretha genannt, sah sie ihn wieder, als sie im Vollbewußtsein ihres würdigen Alters und „unter der Last der Jahre gebückt" in heller Sommertoilette in den Speisesaal „schwebte", um an der Seite des „Lupinendichters" der Küche der Tante alle Ehre zu erweisen. Der Herr Vetter brachte den Toast auf die Gefeierte aus und stieß mit ihr an, trank auch ein volles Glas auf ihr Wohl, wurde dann aber schweigsam, als ob dieser Toast sein ganzes Waarenlager von Reden gewesen und dasselbe nun total erschöpft wäre. Inzwischen hatte der Regen aufgehört, die Sonne lachte freundlich von oben und trocknete die nasse Erde, und Margaretha pilgerte auf eigene Faust hinaus an den Strand und wanderte diesen entlang, das Köpfchen so recht voll von allerlei Gedanken und Träumen. Plötzlich vernahm sie Schritte hinter sich, wandte sich um, und Wolfgang trat grüßend zu ihr und reichte ihr die Hand.

„Darf ich Ihnen meine Begleitung anbieten, Fräulein Margaretha?" fragte er, „oder störe ich Sie vielleicht in Ihren Gedanken, denen Sie soeben Audienz zu ertheilen scheinen?"

„Wenn Sie mich geleiten wollen", sagte sie, „so wird es mir sehr angenehm sein. Meine Gedanken können inzwischen im Vorzimmer Platz nehmen, und übrigens hoffe ich, daß Ihre Unterhaltung mich dieselben durchaus nicht wird vermissen lassen."

„Da haben Sie eine sehr gute Meinung von mir," erwiederte er scherzend, „und ich werde mich bemühen, mir diese zu erhalten; mir liegt an der guten Meinung jedes ehrlichen Menschen."

„Und halten Sie mich für einen solchen?"

„Ja; ohne Complimente. Dieses Gesicht, Fräulein, kann nicht trügen, so wenig als die reine Sonne dort, die ihr goldnes Strahlensiegel auf das blaue Himmelszelt gedrückt hat."

„Der schöne Tag begeistert Sie zu dichterischen Bildern; das ist mir neu an Ihnen; ich glaubte, Sie huldigten nur dem realen Sein und lachten über uns sentimentale Seelen."

„O nein; jeder Mensch ist eigentlich Dichter", entgegnete er, „und nebensächlich ist es, ob er seine Dichtungen der Presse übergibt, oder ob er sie für sich behält, vielleicht verschließt. Die Fähigkeit des Reimens macht den Dichter nicht."

„Sie sagen, jeder Mensch sei Dichter. Gilt es demnach von Ihnen auch?"

„Es gilt," sagte er lächelnd.

„Also ist es wahr," rief sie, „was ich schon vor Wochen hörte! Und dennoch haben Sie uns Ihre Werke vorenthalten. Das ist ein Unrecht gegen uns —"

„Das Sie mir, bitte ich, verzeihen wollen! Wenn es Ihnen Vergnügen macht, so werde ich mir erlauben, bei unserer Rückkehr Ihnen meine Bücher zu überreichen. Unsere Dichtungen sind die Ergänzungen unseres Thuns. Sie haben mich im Uebrigen kennen gelernt, mögen Sie nun Ihr Urtheil über mich vervollständigen; ich hoffe und wünsche, daß es nicht allzu streng ausfalle. Ich habe in mir das Problem zu lösen versucht, ein thätiger, praktischer und nüchterner Mann zu sein und doch mir die Poesie des Lebens, die Wärme des Gefühls, die Idealität der Anschauungen zu bewahren."

„Es ist Ihnen gelungen," sagte Margaretha nachdenklich. „Ich hatte oft den Wunsch, einen Dichter zu sehen; dieser Wunsch ist nun erfüllt —; freilich sind Sie anders, als ich mir in meiner Phantasie einen Musensohn gedacht hatte, und ich gestehe Ihnen offen,

daß mir Doppelflinte, Saatgetreide, Patentpflüge und Dreschmaschinen anfänglich als sehr wunderliche Attribute eines Poeten erschienen sind; aber ich habe diese Widersprüche jetzt mit einander versöhnt, weil ich sie in Ihnen versöhnt finde."

„Ich danke Ihnen für Ihre gute Meinung über mich," unterbrach er sie. „Aber es wird Zeit, an den Heimweg zu denken; die Tante erwartet uns zum Essen, und, ehrlich gestanden, ich habe auch noch nicht gelernt, Sonnenschein zu speisen und Mailüfte oder Zephyrwinde dazu zu trinken."

Er bot ihr den Arm und schritt langsam mit ihr dem Hause zu, wo die Tante bereits ihrer wartete. Eine halbe Stunde später war Margaretha im Besitze der versprochenen Bücher und war nicht wenig überrascht, in ihnen Gedichte und Erzählungen wiederzufinden, die im letzten Winter in der Residenz so bedeutendes Aufsehen erregt hatten, um so mehr, da der Verfasser derselben nicht bekannt geworden war. Besonders aber interessirte sie der letzte, ihr noch völlig unbekannte Band, der kurzweg „Eine Geschichte aus dem Leben" benannt war. Ja, das war wirklich aus dem Leben, aus dem vollen, warmen Leben, so einfach und doch so großartig, so tief poetisch empfunden und geschildert, so alle Lust und alles Leid zusammenfassend, daß sie mehr als einmal das Buch niederlegte und sich fragte, ob dies wirklich derselbe Mann geschrieben, der da vor ihr wandelte, der mit ihr im Wagen gesessen, der sie beim Regen in den Mantel gewickelt und ihren Eierkuchen gelobt hatte — der Lupinendichter!

Sie setzte sich am Abend an den Schreibtisch und trug etwas in ihr Tagebuch ein; und da wir einen Passepartout als Schriftsteller haben, so haben wir der schönen Correspondentin über die Schulter gesehen — natürlich nur im Interesse unserer verehrten Leserinnen — und geben hier den betreffenden Abschnitt wieder: Vortrefflicher Mann, Wolfgang, Dichter von Gottes Gnaden, vergieb mir den schnöden Lupinendichter, den ich Dir in meiner Unwissenheit angehängt habe, vergieb mir alle meine kleinen Bosheiten und die schlechte Meinung, die ich von Dir hatte, denn siehe, ich thue Abbitte, zwar nicht auf meinen Knien in Anbetracht meiner neuen Robe, und weil es nicht reputirlich wäre für eine junge Dame aus der Residenz, aber verzeihe mir meine Ungezogenheit, wie ich Dir die Beistiftzeichnung „Salonpuppe und Hausfrau" und nicht minder das unbefugte Einwickeln von damals vergebe. Du bist ruhiger und verständiger gewesen, als ich, aber das war, genau genommen, natürlich, denn Dein Taufschein zeigt ein um mehr als zehn Jahre älteres Datum, als der meinige, und außerdem gehörst Du zum stärkeren Geschlecht, was bei Deiner kräftigen Figur ganz augenfällig ist, ich aber zu dem schwächeren, oder, wie Du bei der Strohhut-Affaire als wohlerzogener Mann behauptet hast, zu dem schönen Geschlecht. Nur noch einmal, mein braver Lupinendichter, erlaube mir, Dir diesen Namen zu geben und Dir zu bemerken, daß ich jetzt vollständige Buße gethan und mein Gewissen Dir gegenüber salvirt habe. Damit mußt Du zufrieden sein, wenn Du es auch nicht gehört hast, denn es ist das Aeußerste, wozu sich Deine Hausgenossin verstehen kann. Punktum.

Nun war aber der für Margaretha's Abreise bestimmte Termin nahe gerückt; es wurde Zeit, daß sie ernstlich an den Abschied dachte, und so besuchte sie denn noch einmal alle die Orte, die ihr lieb geworden waren, meist begleitet von dem pfiffigen weißgelben Dock, der fast nie mehr von ihrer Seite wich und den der Onkel ihr als Geschenk zugesagt hatte. Auch Wolfgang sprach von seiner Abreise, und Margarethen fiel das Wort schwer auf's Herz; ja, als sie allein war, kamen ihr Thränen in die Augen.

Es ist eben ein eigen Ding, von einem Menschen gehen, mit dem man so manchen Tag gemeinsam gelebt, den man schätzen und würdigen gelernt hat; und ganz melancholisch war sie, als am Nachmittag ein Spaziergang unternommen wurde, vermuthlich der letzte. War es Zufall oder Absicht, sie trug den Strohhut, der damals ihre erste Bekanntschaft mit Wolfgang vermittelt hatte, und er, er führte die Gesellschaft gerade nach der Stelle am Strande, wo dies geschehen war — und erzählte scherzend die ganze Geschichte, zur Beglaubigung — Margarethen's Strauß, hübsch getrocknet, aus einem kleinen Etui präsentirend.

„Er hatte ihn also nicht in's Meer geworfen", dachte Margaretha, „das geschieht erst, wenn ich fort bin." Sie wagte nicht aufzublicken und beschäftigte sich angelegentlich mit dem Hunde, der mit ihr gehen und Residenzbewohner werden sollte, von dem aber Wolfgang mit feinem Lächeln behauptete, daß das treue weißgelbe Landkind dennoch wohl seine Tage einst im Dorf beschließen würde, eine Aeußerung, die Margaretha nicht verstand. — — —

Und nun war endlich der vorletzte Tag erschienen, und mit ihm stellten sich in Margaretha's Köpfchen zahlreiche Gedanken ein, und endlich kam sie zu dem Schlusse, daß es gut sei, daß sie scheide und Wolfgang nicht mehr wiedersehe. Aber ein freundliches Andenken wollte sie ihm bewahren, hatte sie doch von ihm so manches gelernt, hatte sie sich doch, ohne es selbst zu ahnen, an seiner geistigen Reife und Ueberlegenheit herangebildet, wie ihr jetzt plötzlich klar wurde. Mochte er nun sie immerhin vergessen — was that es, was war sie ihm! Und dann — aber sie wollte gar nicht mehr an ihn denken, das hatte sie sich schon längst vorgenommen. Wolfgang war an diesem Tage merkwürdig still; bei Tisch ergriff er sein Glas und erinnerte daran, daß dies der Tag des Scheidens wäre und — bat Margaretha um Verzeihung, wenn er sie jemals irgendwie gekränkt haben sollte, und daß sie ihm eine freundliche Erinnerung bewahren möchte. Damit leerte er sein Glas auf ihr Glück und Wohlergehen, nachdem er mit ihr angestoßen. Nach dem Essen musicirte er mit ihr und sang Geibel's Gondellied, welches er damals auf dem Meere gesungen hatte:

O komm' zu mir, wenn durch die Nacht
Wandelt das Sternenheer!

So hatte seine Stimme noch nie geklungen; so hatte sich Margaretha noch nie ergriffen gefühlt, und als gar die Worte kamen:

Das ist für Liebende die Stund',
Liebchen, wie ich und Du;

da hätte sie ihm um den Hals — doch nein, das schickte sich ja nicht für ein wohlerzogenes junges Mädchen, und es unterblieb; aber das Herz hätte ihr springen mögen. Glücklicher Weise kam der Onkel dazu und unterbrach sie, und sie dankte ihm innerlich für diese Dazwischenkunft.

Stunde auf Stunde verrann und sie wurde immer unruhiger; alles Denken, alles Philosophiren ließ sie im Stich, ihr Verstand war ohnmächtig, als das Herz sprach, am liebsten wäre sie sogleich davon gefahren, um nur der Qual zu entrinnen. Sie war in ihr Zimmer gegangen und lehnte sich in ihr Sopha; sie schloß die Augen, um nichts zu denken, aber da erst recht kamen ihr tausend und aber tausend Gedanken; aus allen Winkeln und Ecken schlüpften sie hervor und umtanzten sie, und sie fühlte sich so recht unglücklich, daß es zum Herzbrechen war.

Glücklicher Weise geht es mit dem Herzbrechen nicht so eilig, und das war gut.

Endlich eilte sie hinaus und suchte Ruhe im Garten.

Am Rande des Gartens erhob sich ein Hügel mit blühendem Gehölz und am Fuße desselben stand eine Bank von Gebüsch umgeben, so heimlich und

lauschig, so einsam und traulich, daß sie Margarethen immer der liebste Platz und der Ort ihrer Träume gewesen war. Sie setzte sich nieder und hatte bald die Welt und Alles um sich vergessen. Mechanisch zeichnete sie mit ihrem Sonnenschirm Kreise und Linien auf den Boden.

Wie lange sie so gesessen hatte, wußte sie nicht; da vernahm sie plötzlich Schritte unmittelbar an ihrer Seite; sie blickte auf, und — Wolfgang stand neben ihr.

Mit der ihm eigenen freundlichen Ruhe begann er das Gespräch:

„Verzeihen Sie, wenn ich Ihre Einsamkeit störe“, sagte er, „wenn Sie befehlen, ziehe ich mich sogleich zurück.“

Margaretha lud ihn zum Sitzen ein.

„Sie haben“, fing er wieder an, „schon Alles zu Ihrer Abreise vorbereitet; Sie wollen also wirklich morgen fort?“

Sie bejahte dies.

„Und Sie scheiden ohne Bedauern von diesem friedlichen Ort?“

„Ohne Bedauern? Nein. Hier ist mir Alles lieb geworden, und es wird mir schwer, davon zu gehen. Aber einmal muß doch Abschied genommen werden, und je später es geschieht, desto schwerer möchte es sein.“

„Sie haben Recht,“ erwiderte er sinnend, „wir sind ja überhaupt nur Gäste auf Erden, und unser Leben ist, genau genommen, nur ein immer wiederholtes Gehen und Kommen. Bald so, bald so, bald hier, bald dort scheiden wir von Menschen und Dingen, mit denen wir lebten und vielleicht sogar glücklich waren. Und nur ein Trost bleibt uns in diesem Lauf der Welt.“ —

„Und dieser Trost ist?“

„Das Wiedersehen!“ — —

„Und doch“, meinte Margaretha, „sollte, wer scheidet, immer scheiden, als ob er niemals wiederkehrte.“

„O nein, nein!“ unterbrach Wolfgang sie lebhaft:

„Wenn Menschen auseinander gehn,
So sagen sie: Auf Wiedersehn!“

Er setzte sich neben sie, während er bisher gestanden hatte. Dann fuhr er fort:

„Fräulein Margaretha, ein gütiges Geschick hat Sie auf meinen Weg geführt, und lange habe ich das Glück gehabt, unter einem Dache mit Ihnen zu wohnen, mit Ihnen zu leben. Jetzt wollen Sie gehen, und Alle sehen Sie mit Schmerz scheiden, alle Herzen bewahren Ihnen eine treue Erinnerung; — dürfen wir hoffen, daß auch Sie uns nicht vergessen werden; dürfen wir glauben, daß Sie auch in der Ferne an die Strandbewohner zurückdenken?“

„Gewiß, gewiß!“

„Und wenn Sie so in stillen Stunden träumen, sich erinnern an die Tage, die Sie hier verlebten, darf ich zu hoffen wagen, daß auch ich in Ihrem Gedächtniß lebe, daß Sie —“

Er faßte ihre Hand mit seiner Rechten; sie wollte sich erheben; aber er hielt sie mit sanfter Gewalt zurück.

„Nein, gehen Sie nicht, Margaretha“, bat er bewegt, „bleiben Sie, ich bitte! Ich kann nicht scheiden, kann nicht so von Ihnen gehen, und diese schöne Stunde darf noch nicht enden. Margaretha, was ich seit vielen Wochen tief im Herzen trage, ein Geheimniß, das mich unsäglich elend und unsäglich glücklich macht, Sie müssen es erfahren, und von Ihren Lippen will ich mein Urtheil hören! Margaretha“ — und leise legte er den Arm um ihre Schulter, „ich liebe Dich, ich liebe Dich mit aller Kraft meiner Seele, seit jenem Tage, wo Du mir den Strauß gegeben hast; ich liebe Dich und Dein Bild, Dein süßes Bild allein erfüllt mein Herz, mein ganzes Sein und Denken; und nun, nun sprich: Ist die Hoffnung, die ich hegte, Deine Gegenliebe zu erwerben, ist sie ein leerer Traum gewesen, oder darf ich Dich in meine Arme schließen, darf ich dies Köpfchen an meine Brust lehnen — Margaretha?“

Sie wußte nicht, wie es gekommen war, aber seine Arme umschlangen sie, ihr Haupt ruhte an seinem Herzen, sie weinte vor Wonne und Seligkeit, und dann ein langer, langer Kuß, und ihre Hände lagen ineinander; die Bäume rauschten, die Blumen nickten, die scheidende Sonne übergoß die beiden Liebenden mit ihren rothglühenden Strahlen.

„Margaretha, meine Margaretha!" jubelte Wolfgang, und sie flüsterte seinen Namen, und es war eine Stunde, wie sie eben nur einmal im Menschenleben blühen kann. Zwei glückliche Menschen dachten den höchsten aller Gedanken, fühlten das hehrste aller Gefühle: die Liebe. Und nun erzählte er ihr, wie er sie gleich zu Anfang gern gehabt; aber er hatte es nicht merken lassen, um sie erst zu studiren und kennen zu lernen, denn er hatte sie der Gaderobe wegen für eine oberflächliche Salondame angesehen. Dann aber im Verlauf der Zeit war er eines Besseren belehrt worden, und ganz hatte sie sein Herz gewonnen, als er sah, daß sie auch für das Praktische reges Interesse hatte.

Ihr unbemerkt hatte der Bösewicht sie erzogen; ohne es zu wollen, hatte sie sich nach ihm gebildet. Er meinte, nun paßten sie Beide zu einander, wie nur zwei Seelen passen könnten, und er hatte Recht. Es war abscheulich von ihm, so mit ihr zu verfahren. Aber er leistete nun auch Abbitte.

So scherzten, lachten, plauderten sie miteinander. Da erschallte des Onkels Stimme im Garten, welche nach Margaretha rief.

Sie stand auf.

„Laß uns gehen," sagte sie, „und Deinem Princip getreu das Praktische mit dem Idealen, das Poetische mit dem Materiellen harmonisch zu verbinden, wollen wir dem Souper der Tante unsere Aufmerksamkeit erweisen. Er willigte fröhlich ein; und bevor sie sich noch widersetzen konnte, ergriff er sie, hob sie empor, wie ein Kind, und trug sie jubelnd durch den Garten, obgleich sie sich sträubte.

Vor der Laube stand die Tante, im Begriff, ein Brett mit Tellern auf den Tisch zu setzen, als sie die Beiden erblickte.

„Um Gottes Willen, Wolfgang", rief sie ihm entgegen, „was gibt es denn?"

„Eine niedliche kleine Braut!" jubelte er laut, „und einen glücklichen Bräutigam!"

In demselben Augenblick flogen Brett und Teller klirrend auf den Boden; Wolfgang aber der Unmensch, legte die kleine Margaretha in die Arme der Tante, die nun Beide um die Wette herzte und küßte, daß ihr die hellen Thränen über die Wangen liefen. Der Onkel kam natürlich bald hinzu, und die Scene spielte noch einmal. Margaretha weinte mit; der Onkel und Wolfgang lachten; Dock bellte lustig dazwischen. Da hob Wolfgang den Hund empor und rief: „Siehst Du, Dock, Du kommst nun doch nicht in die Residenz, Du gutes Vieh! Das kleine Gretchen bleibt ja selber auf dem Lande und an der See und wird nun — im Vertrauen gesagt — die allerliebste Landpomeranze!"

„Wolfgang", sagte der Onkel, „Du hast mehr Glück, als Du verdienst!"

„Ich weiß es", rief er lachend, „aber ich bin nicht böse darüber!"

Noch an demselben Abend ging die telegraphische Meldung von dem Geschehenen an Margaretha's Eltern, und demnächst an Helene ein Brief, dessen letzte Worte unsere ebenso lehrreiche als wahrhaftige Geschichte beenden sollen:

„. . . . Wolfgang tritt in diesem Moment zu mir und trägt mir herzliche Grüße an Dich auf, die ich hiermit ausrichte. Bald sehe ich Dich wieder und umarme Dich; bis dahin gedulde Dich und — der Herr Lupinendichter küßt mich eben auf den Mund und meint, das sei der beste Schluß!" —

# Haussprüche.

Von Hans Grasberger.

Der beste Grund, der eig'ne Grund,
Das schönste Haus, das eig'ne Haus,
Der beste Wein vom eig'nen Spund;
Erwerben macht den Segen aus.

---

Rechtschaffen
Heißt Recht schaffen.
Mit einem Thunichtgut
Thut's nicht gut.

---

Die Sündfluth steigt, ein off'nes Grab,
Der Wirbel faßt und schlingt hinab,
Entweicht, so lang es Zeit, dem Graus,
Der Rettung Arche heißt: das Haus.

---

Hast gleich den stattlichen Palast Du,
Du fühlst in ihm Dich nicht zu Haus,
Und diese Villa, jene hast Du,
Und füllst der Häuser keines aus,
Statt Ruhe findest karge Rast Du,
Dieweil dahier ein flüchtiger Gast Du.

---

Nicht jedes fremde Bette
Ist eine Schlummerstätte;
Man muß im neuen Rock erst schwitzen,
Dann wird er sitzen.
Und wer sein häuslich Glück will rein leben,
Muß erst sich einleben.
Der Unrast Wildniß muß durchmessen sein,
Des Hauses Friede will ersessen sein.

---

## Das ABC.

Die Wildheit, die Verwilderung
Sind Eins, ob alt, ob jung;
Man muß in beiden schlimmen Lagen
Nach gleichen Rettungsmitteln fragen
Und predigen wie vor und eh
Kultur, der wahren, ABC:
Vom Boden, der uns Alle nährt,
Daß Pflug und Axt und Spaten ehrt,
Daß Arbeit Pflicht, daß Schwindel schändet,
Daß Eins dem Andern ist verpfändet,
Daß Redlich edler ist als Klug
Und Zuviel weniger als Genug,
Daß Würde ging und Bildung aus
Vom eig'nen Zelt, vom Heim und festen Haus.

---

## Der Pflug.

Bedenke Jeder, der sein Brot verzehrt,
Was er dem Boden schulde, der uns nährt.

Gefiel's dem Bauer, dieses Jahr zu rasten,
So müßten Spaten, Schwert und Feder fasten.

Wie hoch der Geist zu nehmen wagt den Flug,
Ein Faden knüpft, ein Tau ihn an den Pflug.

Ein Cato, wißt, hat Ackerbau getrieben,
Virgilius Georgica geschrieben.

Vom Pflug eilt Cincinnat zum Schlachtenglück
Und kehrt, ein Held, zu seinem Pflug zurück.

Den Garten zu Salonä zu bestellen,
Läßt Jovius sein Reich den Heergesellen.

Denkt, wer „Der Bauer ist kein Spielzeug" sang,
Als noch der Vogt das Volk zur Robot zwang.
Ein Größ'rer sang vom ew'gen Stiftungsbunde
Des Menschen mit dem mütterlichen Grunde.

Noch wirkt die Weihe jener Scholle nach,
Die Josef einst, der Menschheit Schätzer, brach.
Der Mensch, der edle, liebt die gute Erde
Und theilt den Schweiß, auf daß sie fruchtbar werde;

Was er auch wagt und schafft mit Mannesmuth,
Ein Theil der Sorgen kommt doch ihr zugut.

# Die Salzburger in Ostpreußen.

Von K. J. Schröer.

Da mich diesen Sommer besondere Verhältnisse privater Natur in das ferne Ostpreußen führten, das nicht so bald ein Oesterreicher zur Sommerfrische wählen wird, beschäftigte mich überall der Gedanke: wie es denn gekommen, daß aus diesem ursprünglich nicht einmal deutschen Erdenwinkel die Großmacht Preußen und damit auch das mächtige neue deutsche Kaiserthum hervorgehen konnte. — Was war Preußen im 12. und 13. Jahrhundert? eine Wildniß, bewohnt von barbarischen, heidnischen Völkern. Das war die Zeit der ersten Blüthe der deutschen Literatur, als Oesterreich allen andern deutschen Gauen voranstand, als dort die Lieder der deutschen Heldensage ihre letzte Gestalt gewannen und der Hof von Wien die gepriesene Freistätte der deutschen Dichtung war! — Walther von der Vogelweide war längst schon todt und die Blüthezeit des deutschen Minnesanges vorüber, als Königsberg gegründet wurde. Ottokar von Böhmen und Markgraf Otto von Brandenburg brachen mit einem Kreuzheere, zur Bekehrung der Heiden, im Jahre 1255 in Samland ein und erbauten in dem Walde Twomgste die Feste Königsberg, die dann 1457 zum Sitze des Hochmeisters des deutschen Ordens und 1525 bis 1618 unter den preußischen Herzogen zur Hauptstadt Preußens erwachsen sollte. Erst 1618 fiel Preußen an Brandenburg. Welch' glänzende Stellung nahm indeß, seit dem 13. Jahrhundert in Deutschland Oesterreich ein! Ihm schien die Sendung der Führerschaft in Deutschland zugefallen, durch sein Herrscherhaus schien es bestimmt, den alten Glanz eines mächtigen deutschen Reiches wieder herzustellen, eine Sendung, die dann auf das kleine Preußen übergegangen und von ihm nun erfüllt ist. — Wie ist das nur gekommen? — In den ersten Tagen meines Aufenthaltes hier war ich von einer gräflichen Familie auf dem Lande zu einem Kinderfest geladen. Solche Kinderfeste geben hier, immer einmal im Sommer, die Gutsbesitzer den Schulkindern, die sich auf der Herrschaft befinden. Da kamen nun die Kinder, von den Lehrern geführt, aus verschiedenen Orten in den gräflichen Park angezogen, alle mit schwarzweißen Fähnchen, nur Eine große deutsche Fahne war zu sehen. Es wurden nun Kinderspiele im Freien angeordnet und die Kinder wurden mit Speise und Trank erquickt, und am Abend sammelten und ordneten sich die Schaaren wieder vor dem Schlosse, es wurden Dankreden gehalten vom evangelischen Pfarrer und einem Lehrer, dabei ward des deutschen Vaterlandes und des deutschen Kaisers und preußischen Königs gedacht, und mit der preußischen Volkshymne marschirten sie mit ihren schwarzweißen Fahnen wieder ab. — Auf mich machte besonders die Erscheinung Eindruck, wie die schwarz-weiße Fahne hier doch noch in Ehren steht, der preußische Staatsgedanke! Soll ich an den österreichischen Staatsgedanken erinnern, an die Farben schwarz-gelb? In meiner Jugend waren es noch die Reichsfarben, auch in Ungarn und Siebenbürgen sah man sie noch. Und jetzt! — Man fürchte hier nicht eine Glorification von Schwarzweiß und Schwarzgelb mit allem was darunter verstanden wird — leider identificirte sich mit dem Staatsgedanken auf beiden Seiten die Reaction; ich sah mich nur zu einer Parallele veranlaßt beim Anblick jener schwarz-weißen Fähnchen! Sie erinnerten mich an einen starken Staat, erfüllt von starkem Willen, der von Erfolgen begleitet ist.

— — — Tiefer noch griff mir als Oesterreicher an's Herz eine andere

Erscheinung in Ostpreußen: die hier 1732 angesiedelten Salzburger! — Reiche Grundbesitzer, angesehene, in hoher Achtung stehende Männer der Bevölkerung, namentlich von Preußisch-Lithauen, sind die Nachkommen jener Salzburger, die um 1732, weil sie Protestanten waren, auswandern mußten! Daß das Erzbisthum Salzburg, nicht Oesterreich, jene Protestanten vertrieben habe, kann mich als Oesterreicher über das Geschehene nicht beruhigen, wenn ich an die ähnlichen Austreibungen in Ober- und Niederösterreich, Steiermark 2c. denke. Das Dogma, um das es sich handelte, findet heutzutage wenig Theilnahme bei der gegen Glaubenssachen theilnahmslosen Welt und ich will davon hier nicht sprechen. Daß aber jene einfachen Menschen von einer unwiderstehlichen Macht, wie von einer Naturnothwendigkeit getrieben waren, sich von der römischen Hierarchie loszusagen, wird jeder Unbefangene erkennen, der erwägt, daß die Erscheinung gleichzeitig in der ganzen germanischen Welt auftrat, bei Engländern, Schweden, Dänen, Holländern und Deutschen. Die germanische Welt sprengte die römischen Fesseln. Es vollzog sich die große Scheidung zwischen der romanischen und germanischen Welt! —

Es ist nicht von geringer Bedeutung, daß die preußischen Herrscher dieser die germanische Welt bewegenden Strömung von Anfang an mit aller Entschiedenheit sich anschlossen. Schon 1544 gründeten unter andern auch die Herzoge von Preußen die Universität zu Königsberg mit rein protestantischem Charakter. —

In Salzburg hatte der Protestantismus, schon im Jahre 1520 Wurzel gefaßt. Als der Erzbischof Lange einen gewissen Mathäus wegen Verbreitung evangelischer Lehre gefangen nehmen ließ, befreiten ihn die Bauern. In nächster Umgebung des Erzbischofs befand sich Luthers Freund Johann von Staupitz als Hofprediger, und Paul Speratus verkündigte im Dom zu Salzburg die evangelische Lehre. Wohl erschrak der Erzbischof darüber und Speratus mußte vor seinen Verfolgungen nach Wittenberg zu Luther flüchten. Er starb zu Königsberg in Preußen 1554 als evangelischer Bischof, ein Vorgänger der später vertriebenen, nach Preußen ausgewanderten Salzburger. Denn der Protestantismus war in Salzburg nicht auszurotten, wenn man auch die protestantischen Prediger vertrieb und hinrichtete. Schon 1588 erschien ein erzbischöfliches Edict, durch das alle Protestanten Landes verwiesen wurden. Es wanderten schon damals Viele aus, aber bei den Zurückbleibenden wurzelte im Geheimen fort der Protestantismus. In den Jahren 1613—1615 fanden Verfolgungen der Protestanten statt, daß man denken konnte, nun müsse die neue Lehre bis auf die letzte Spur vertilgt sein. Bei alledem blieben die Herzen der Salzburger dem Protestantismus zugewandt. Ich will die grausamen Verfolgungen und Gewaltthaten nicht wiedererzählen, die vergeblich angewandt wurden, um sie zu bekehren. Im Winter 1685 ließ der Erzbischof alle, die als Protestanten bekannt waren, gewaltthätig austreiben, indem er ihnen ihre Habe, ja ihre Kinder vorenthielt! Aus dem Tefferegger Thal wurden allein 429 Personen vertrieben, denen 311 Kinder und ein Vermögen von 6000 Gulden vorenthalten wurde! Vergebens nahm sich damals schon der große Kurfürst Friedrich Wilhelm von Brandenburg unaufgefordert, aus eigenem Antrieb der Unglücklichen an. Er richtete in der Angelegenheit ein eigenhändiges Schreiben (12. Februar 1685) an den Erzbischof. — Im Jahre 1727 kam in Salzburg Erzbischof Leopold Anton zur Regierung, von dem bekannt ist, daß er den Schwur gethan: er wolle die Ketzer aus dem Lande haben und sollten darüber auch Disteln und Dornen auf den Aeckern wachsen!

Er hat den Schwur gehalten und letzteres Ziel erreicht! —

Die damals verkündete Verfügung des Papstes, daß die katholischen Christen sich mit den Worten: „Gelobt sei Jesus Christus!“ grüßen sollen, mit der Verheißung, daß man für jeden solchen Gruß 200 Tage früher aus dem Fegefeuer komme, empörte die Protestanten Salzburgs. Sie wollten den Gruß nicht annehmen und verriethen sich dadurch als Protestanten. Nun begannen erst die Verfolgungen gegen jeden Einzelnen. Um aber die Sache mit Einem abzuthun, erging die Weisung, daß Alle zu bekennen haben: ob sie Protestanten sind oder nicht. Es sollten schriftliche Namensverzeichnisse angefertigt werden. Man hoffte offenbar, daß die Meisten vor dem Bekenntnisse zurückschrecken würden, dann konnten sie, als Katholiken, zu den Gebräuchen der Kirche gezwungen werden. Unerwartet rasch füllten sich die Namens-Verzeichnisse. Zwanzigtausendsechshundertachtundsiebzig Personen erklärten sich als Protestanten und baten um freie evangelische Religionsübung oder um freien Abzug in protestantische Länder! — Darüber war man fassungslos. Man wollte von den Erklärungen nichts wissen, warf Viele in Gefängnisse und verhinderte sie, sich an den Kaiser zu wenden. Den Kaiser ersuchte man aber um Truppen, „um die Rebellen zu züchtigen“. Die Soldaten rückten ein und nun begann die Austreibung erbarmungslos. Man ergriff die Leute, wo man sie antraf und gestattete ihnen nicht, Abschied zu nehmen oder nöthige Kleider und Habseligkeiten zu holen. Man ergriff zuerst die besitzlosen Knechte und Mägde und hoffte durch die gegen diese Armen angewandte Strenge den wohlhabenden Bauernstand abzuschrecken. Statt aber, daß dies Verfahren abgeschreckt hätte, schlossen sich den mit Kolbenstößen getriebenen Schaaren freiwillig auch die verschont gebliebenen Bauern an! Die Austreibungen dauerten zwei Monate fort; über 14.000 Menschen wurden in dieser Zeit, mit Losreißung von den Kindern, ausgetrieben! — Im Gerichte Werfen z. B. waren von 500 Angesessenen kaum 7 Bauern auf ihren Höfen geblieben! Dornen und Disteln wuchsen auf den Aeckern. — Da erließ der König von Preußen Friedrich Wilhelm I. den 2. Februar 1732 ein Patent, worin er sich bereit erklärte, die evangelischen Salzburger in Preußen aufzunehmen und ihnen daselbst Ländereien anzuweisen.

Die protestantische Gesinnung des preußischen Herrscherhauses steht wohl über jeden Zweifel erhaben da in der Geschichte. Friedrich Wilhelm I. war aber nicht nur ein frommer, sondern auch ein sorgsamer Hausvater seiner Unterthanen. Bei ihm kam allerdings neben der Sympathie mit den leidenden Protestanten auch noch die Einsicht, die er als Monarch besaß, in Rechnung: welchen großen Werth für den Staatshaushalt tüchtige Ansiedler in volkleeren Gegenden haben. Er fand in Litthauen 1713 bei seinem Regierungsantritte 60.000 Hufen herrenloses Land und reiste selbst nach Insterburg, um sich aus eigener Anschauung von den Zuständen der Provinz zu überzeugen.

Er hob die Leibeigenschaft auf und vertheilte die herrenlosen Ländereien an Colonisten, mit Abgabenfreiheit auf drei Jahre. In dem von Natur aus fruchtbaren Lande fand er aber überall „polnische Wirthschaft“. Die Masuren der Umgegend lebten gerne in Saus und Braus, träge, gedankenlos, gastfrei, dem Trunke ergeben. Wir kennen dergleichen Wirthschaft auch in Ungarn.

Die neuen Wirthe ließen, nach Ablauf der drei Freijahre, ihre Wirthschaften im Stich und gingen nach Polen. Die heimlich Entweichenden wurden vergeblich mit dem Strange bedroht. Da reiste der König 1722 wieder nach Litthauen und erließ neue Patente mit den größten Begünstigungen für Einwanderer. Die jährlichen

Staatseinnahmen von Preußen betrugen damals nicht mehr als 7,400.000 Thaler und der sparsame König, der für seine Krönung nur 2547 Thaler 9 Pfennige bewilligte, gab zur Hebung Litthauens 6,000.000 Thaler aus! — Man kann sich denken, wie willkommen dem Könige die fleißigen Salzburger waren! Sie erschienen ihm wie ein wahrer Segen des Himmels! —

Es war in der That ein ganz anderes Volk, diese fleißigen, von einer sittlichen Idee gehobenen Salzburger. Den Unterricht ihrer Kinder hatte man absichtlich verabsäumt, damit sie nicht protestantische Bücher lesen, die Bücher hatte man ihnen genommen, die Prediger vertrieben und sie hielten, Generationen hindurch, aus und unterrichteten sich selbst. In Wäldern hielten sie Bibeln und Gesangsbücher verborgen und gingen mit der Axt, wie zur Arbeit, zur Waldesandacht, um sich zeitweise zu erbauen. Im Hause unterrichteten sie Weiber und Kinder. In der größten Bedrängniß eilten Boten durch die Gebirge und beriefen eine heimliche Versammlung auf den 5. August 1731. Damals ward der berühmte „Salzbund" geschlossen. An 300 Abgesandte waren an dem Tage auf heimlichen Pfaden in Schwarzach zusammengekommen. Die Aeltesten ermahnten Diejenigen, die sich schwach fühlten, zurückzutreten, denn sie seien gekommen, dem evangelischen Glauben Treue zu schwören bis in den Tod! — Wie, nach zweite Chronik Capitel 13, Vers 5, Jehova mit David und seinen Söhnen einen Salzbund schloß, so schlossen sie einen Salzbund mit Gott dem Herrn. Salz war aufgestellt, Jedes tauchte den Finger darein und that seinen Schwur. Dann knieten sie nieder zum Gebet. Noch wird im Gasthause zu Schwarzach ein Tisch gezeigt, auf dessen Platte jene Begebenheit in Oel gemalt dargestellt ist. — Sie haben ihren Schwur, allen Martern und Qualen zum Trotze, gehalten! —

Sobald sie aber bei ihrer Auswanderung die Grenze überschritten, hatten ihre Leiden ein Ende. Ihr Auszug durch Deutschland glich einem Triumphzuge. — Auf die Nachricht, daß 2000 Salzburger in Regensburg angekommen, schrieb König Friedrich Wilhelm zurück: „Gott Lob! Was thut Gott dem brandenburgischen Haus für Gnade; denn dieses gewiß von Gott herkömmt!" Als der preußische Commissär v. Göbel, fast erschrocken über die Anzahl, meldete, er hätte nun schon 6000 Salzburger übernommen, es kämen aber immer noch mehr, antwortete der König: „Gott Lob, und wenn Zehntausend kommen!" Bald waren es aber über Siebzehntausend. Alle erhielten Reisediäten vom Könige und überall wurden sie von der protestantischen Bevölkerung mit Begeisterung aufgenommen, beschenkt und bewirthet. Als aber in Klein-Nördlingen die Katholiken ihnen das Wasser verweigerten, führten die Juden sie zu ihren Brunnen und reichten ihnen überdieß Brot und Bier. — Es ist überhaupt ergreifend, wie theilnehmend die armen Juden sich zu den Auswanderern verhielten. In verschiedenen Städten sammelten sie für die Pilger und beschenkten sie. Im Judentempel zu Halberstadt wurde verkündet: „Der sei verflucht, der den geringsten Vortheil an diesen Leuten sucht!" — Sie dachten an den Auszug ihrer Ahnen aus Egypten. — Gott müsse Großes vorhaben, da solches geschehe, sagten sie. In Frankfurt an der Oder und in Berlin thaten sich die Juden besonders hervor durch Wohlthätigkeit gegen die Salzburger. Sie priesen die Weisheit in den Antworten, die ihnen die Salzburger gaben.

In Berlin, wo nach und nach 14,728 Salzburger durchkamen — die Uebrigen gingen über Stendal und Frankfurt an der Oder — begrüßte sie der König persönlich. Er unterhielt sich mit Einigen über Lehren des Evangeliums und forderte dann Alle auf,

mit ihm das Kirchenlied von Sigmund Weingärtner anzustimmen:

„Auf meinen lieben Gott
Trau ich in Angst und Noth!
Er kann mich allzeit retten
Aus Trübsal, Angst und Nöthen:
Mein Unglück kann er wenden,
Steht All's in seinen Händen!“

Die Salzburger hatten wohl Gesangbücher, in denen das Lied stand, aber die Singweise war ihnen nicht bekannt. Als sie dies äußerten, sagte der König in seinem heiligen Eifer: „Dann will ich sie Euch lehren!“ und begann mit donnernder Stimme ihnen das Lied vorzusingen. Schon bei der zweiten Strophe fielen die Salzburger ein und so sangen sie, vor dem Könige vorbeimarschirend, das Lied mit ihm bis zu Ende. — Das ist keine Sage etwa, sondern eine historische Thatsache und wer den Charakter des schlichten, ehrlich-frommen Königs kennt, wird auch sogleich zugeben, daß diese wunderbar ergreifende Feier, mit der er die Salzburger empfing, keine überlegte Komödie war, sondern unmittelbar aus seinem treuen Herzen kam. Die staatspolitischen Absichten, die er mit den Salzburgern vorhatte, traten hier ganz in den Hintergrund: die Hauptsache war ihm hier der evangelische Glaube und die gottergebene Gesinnung der Auswanderer. — Aber, fragen wir uns, mußte ein solches Auftreten eines Königs, ein solch herzliches, bürgerliches Hand-in-Hand-gehen mit den Strömungen des deutschen Volkes nicht einschlagen in die Herzen?

Die Eingewanderten wurden alle in Ost-Preußen untergebracht, wobei der König, fortwährend auf ihre Wohlfahrt bedacht, überall persönlich eingriff, wo eine Verfügung zu ihren Gunsten zu treffen war. 1734 im Sommer wurde schon an den Hof berichtet: „man siehet jetzt auf den Feldern ungemein viel Salzburger in ihren kurzen Röcken, welche bei ihrem Ackerbau sich lustig, munter, vergnügt, gut und emsig bezeigen. Man sieht aus Allen, daß sie in ihrem Lande müssen gute Wirthe gewesen sein, denn ihre Wirthschaft ist auf das Ordentlichste eingerichtet. — Es bleibt auch dabei, daß diese Leute allen andern Colonisten den Ruhm nehmen werden.“

Jetzt sind ihre Nachkommen in Ostpreußen ein reich begütertes, wohlhabendes Geschlecht. Nach der gütigen Mittheilung eines angesehenen Salzburgers, — die Nachkommen werden noch so genannt, — der in Gumbinnen eine hervorragende Stellung einnimmt, hat sich ihre Zahl in Preußisch-Litthauen, wo sich zehntausend niedergelassen, auf dreißig- bis vierzigtausend vermehrt. Die meisten sind angesiedelt in Gumbinnen, Stallupönen, Pillkallen, Ragnit, Tilsit, Goldap, Darkehmen und Insterburg. Viele von ihnen sind Abgeordnete des Reichstages und des preußischen Abgeordnetenhauses. — Die Salzburger Mundart wird nur mehr in einigen Dörfern des Stallupöner und des Goldaper Kreises gesprochen, die nur von Salzburgern bewohnt sind. Man hört sie auch noch bei einigen sehr alten Leuten im Salzburger Hospital zu Gumbinnen. Sie stehen noch im allgemeinen Ansehen als gute Hauswirthe und rechtliche, zuverlässige Menschen.

Das „Salzburger Hospital“ in Gumbinnen, eine wohlthätige, großartige Anstalt, wurde noch unter fürsorglicher Mitwirkung des Königs Friedrich Wilhelm I. gegründet. Es besitzt ein eigenes stattliches Gebäude und eine eigene Kirche.

Fragen wir noch, was Preußen groß gemacht? — Es war von jeher von einem mächtigen Staatsgedanken erfüllt. Es ging mit dem Strome der Zeit, mit den Sympathien eines großen Volkes. Es verstand es, zu colonisiren. Es wußte den Werth fleißiger Colonisten zu schätzen und wußte sie zu schützen. Ich will nicht von Colonisten in unserer Monarchie sprechen; ich könnte in centralistische Gedanken hineingerathen, was ja bekanntlich verpönt ist. —

Ich bin auf den Gegenstand, die deutschen Colonien in Ungarn, Siebenbürgen und Krain, schon so oft zu sprechen gekommen, indem ich der Erforschung ihrer Mundarten meine Aufmerksamkeit widmete, daß ich mir's schon gefallen lassen muß, wenn man mir in dieser Richtung eine gewisse Voreingenommenheit zuschreibt, als ob ich hierin ein Steckenpferd ritte. Dennoch glaube ich, daß die Bedeutung der deutschen Colonien in den nichtdeutschen Ländern der Monarchie nicht zu verkennen ist. Die arpadischen Könige Ungarns wußten sie wohl zu schätzen, sie gaben ihnen die Freiheiten, die ihnen in unserer Zeit leider genommen werden! Treuere und nützlichere Unterthanen hat die Monarchie kaum, als jene Colonisten. Sie zu schützen liegt im Staatsinteresse.

Nun, wir haben ja jetzt eine Verfassung, die in der That von dem Geiste der Humanität geschaffen ist, mit der, sollte man denken, Alles zu erreichen ist, was ein begabtes Volk — ein solches ist unser Volk doch — was ein von der Natur reich ausgestattetes Land — auch das haben wir — irgend Großes erreichen könne! — Freilich, der Uebergang von verrotteten Zuständen zur freien Entwickelung aller Kräfte hat seine Schwierigkeiten. Der Beamtenstand hat seine alten Traditionen aus früherer Zeit, und so lange dies der Fall ist, dauern die alten Zustände latent fort und führt die Verfassung nur ein Scheinleben. Unsere Verfassung kann nur Wahrheit werden, wenn von maßgebenden Stellen her unzweideutig der Geist ausströmt, von dem unsere Verfassung durchdrungen ist, so daß jede Hoffnung auf Umkehr ausgeschlossen ist und diejenigen Elemente wie welkes Laub abfallen, die eine Umkehr für möglich halten und die durch ihren geräuschlosen Widerstand derart wirken, daß es geradezu herkömmlich geworden ist, an allem wahren Fortschritt zu verzweifeln. Doch wo gerathe ich hin? — Ich wollte ja nur von den Salzburgern in Ost-Preußen berichten!

---

# Als ich candidirte.

Humoreske von Leon R—g.

Mein Freund war nach der gewonnenen Schachpartie guter Laune und rief mir nach, als ich eben im Begriffe stand, das Kaffeehaus zu verlassen: „Herr Meier, candidiren Sie denn heuer nicht für den Gemeinderath?“

Ich zuckte die Achseln und ging. Wie sollte ich auch den Wunsch, der schon längst in meiner Brust gehegt wurde, vor ein paar Leuten, die eben zur Verdauung ihren Kaffee einnahmen, bekannt geben! Im Nachhausegehen fiel mir aber doch die Kundmachung des Bürgermeisters bezüglich der Gemeinderathswahlen auf und ich blieb stehen um sie zu lesen. Hinter mir stand mein Nachbar Breiling, der mir sagte: „Am 7. finden die Wahlen statt, ich hoffe, Sie werden mir ihre Stimme geben.“ Ich schaute mir das kaum 4 Fuß hohe Männlein an und konnte mich, der ich nahezu sechs Fuß messe, bei dem Gedanken, wer nicht alles gewählt werden wollte, eines Lächelns nicht gut erwehren.

Seitdem die Pariser Commune eine so welthistorische Bedeutung gewonnen hat, ist die Würde eines Gemeinderathes selbst in Krähwinkel auf ein höheres Postament gestellt — so dachte ich, als ich zu meiner Frau eintrat, die gerade unser Jüngstes abhielt, mit seinen fettigen Fingerchen einen Prachtband der Bibliothek zu ruiniren. Kaum erzählte ich ihr jedoch, was mich beschäftigte, ließ sie Fritz und Goethe los und ihr Gesicht verklärte sich zu-

sehends. „Hieronymus" sagte sie, „Du wirst doch eine so schöne Gelegenheit, uns zu einem Titel zu verhelfen, nicht unbenützt vorbeigehen lassen. Warum solltest Du es auch? Ich bitte Dich, candidire, Du bist es Frau und Kindern schuldig!" Fritz kriegte hier einen Klaps, weil er im Begriffe war, ein paar Blätter aus Faust zu reißen, um sie als Düte zu gebrauchen. „Oder glaubst Du etwa", fuhr sie fort, „daß Du diesen Posten minder gut ausfüllen wirst als Arnheim oder Heuering?" Daß meine Frau mir gerade die unfähigsten Mitglieder des bestehenden Gemeinderathes entgegenstellte, ärgerte mich nicht wenig, der ich mich im Geheimen mit den Besten verglichen hatte. Schon wollte ich ihr in ziemlich unbescheidenem Tone entgegnen, als mir mein Buchhalter melden kam, ein säumiger Schuldner, den wir die Absicht hatten, pfänden zu lassen, sei im Bureau und erbitte sich unverschämter Weise eine neuerliche Fristerstreckung zur Zahlung seiner jahrealten Schuld. Gegen diesen armen Mann, einen Tischlermeister, wollte ich meinen ganzen Aerger loslassen, als mir noch rechtzeitig einfiel, daß derselbe ein einflußreicher Wähler sei, den ich jetzt, schon um meiner Frau zu beweisen, was ich gegebenen Falls leisten könne, nicht verletzen durfte. Statt ihn barsch anzufahren, wie mein ganzes Personal erwartete, streckte ich ihm freundlich die Hand entgegen, hieß ihn Platz nehmen und bot ihm eine gute Cigarre an, wie er sie wohl in seinem Leben nicht wieder rauchen wird. Der Mann selbst traute kaum seinen Sinnen und brachte schüchtern sein Anliegen vor. Ich kam ihm aber auf halbem Wege entgegen, sagte, daß ich ihn für einen ehrlichen Menschen halte, daß es nichts ausmache, wenn er später zahle und daß er sich wegen dieser Schuld keine Sorgen machen solle.

Dabei lag ein fortwährend wohlwollendes Lächeln auf meinen Lippen. Ganz verwirrt verabschiedete sich Schmidt, so hieß der Mann, und ich gab ihm bis zur Thüre das Geleite. Dort aber hielt ich ihn, wie mich plötzlich besinnend, an und frug ihn, in gleichgiltig sein sollendem Tone: „Bei Gelegenheit, wer hat denn jetzt Hoffnung in den Gemeinderath zu kommen?"

Der Mann entgegnete, daß wohl wieder Candidaten in Vorschlag gebracht seien, daß aber erst eine heute Abend in der goldenen Ente stattfindende Wahlbesprechung zu einer Klärung führen dürfte. Er wollte darauf gehen, ich aber hielt ihn am Rockärmel fest.

„Wissen Sie", sagte ich mit gedämpfter Stimme — ich mochte nicht, daß der in der Nähe Lampen putzende Bursche eine Lüge höre —, „daß meine Freunde die Absicht haben, mich durchzubringen!"

„Wenn Sie candidiren wollten," entgegnete der Tischler, „Sie hätten viel Chancen."

Mein Herz hüpfte vor Freude, ich drückte ihm sehr warm die Hand und kehrte hierauf sinnend zu meinem Schreibtische zurück. Mein Buchhalter, erlaubte sich, zu bemerken, daß ich nicht gut daran gethan hätte, dem Manne die Zahlungsfrist zu erstrecken, ich hörte aber gar nicht auf ihn. Ich dachte nur an die goldene Ente, an die Wähler und die Candidatenrede, die ich halten wollte. Bisher hatte ich zwar nie öffentlich gesprochen, jetzt aber war mein Ehrgeiz erweckt und da hieß es die natürliche Schüchternheit bekämpfen. Was aber sagt man den Wählern, das war die Frage, die mich beschäftigte; noch mehr die andere: wie sagt man ihnen das, wovon ich noch nicht wußte, was es sein werde. Welchen Ton schlägt man an, welche Haltung gibt man seinem Körper und namentlich was macht man mit den Händen während der Rede? Ich dachte auch einen Augenblick daran, meiner etwas rauh klingenden Stimme durch roh genossene Eier nach Art der Opernsängerinnen einen hübschern Klang zu geben.

In allen diesen hübschen Betrachtungen aber wurde ich gestört: da kamen Geschäftsfreunde, die mich sprechen wollten, Depeschen liefen ein, die ich durchlesen mußte, Briefe waren zu unterfertigen und Rechnungsauszüge zu prüfen — ich war fast versucht, meine Thätigkeit als Chef eines Bankhauses zu verfluchen. Wäre lieber ein Tischler ohne Beschäftigung. Und in dem Momente, als sich trotz alldem einige Gedanken für die Rede bei mir ansetzen wollten, war es sieben Uhr: das Ende der Bureauzeit, das geräuschvolle Zuklappen der Geschäftsbücher, das Empfehlen des Personals und die Stimme der Magd, die mich zum Kaffee rief, da die gnädige Frau bereits warte. Meine Frau erzählte mir sie habe Besuch gehabt: Frau Theuer das größte Plappermaul der Stadt, und sie habe ihr mitgetheilt, daß ich candidire. Das hieß dem Reuter'schen Telegraphenbureau eine Sensationsnachricht mittheilen. Nun waren die Schiffe hinter mir verbrannt, es hieß siegen oder sich blamiren. Die Zärtlichkeiten meiner Kinder, die alle gleichzeitig auf mich heraufkriechen wollten, ließen mich kalt; ich achtete nicht auf die Klagen meiner Frau, daß die Köchin neuerdings einen Topf zerbrochen, nicht auf die Bemerkungen meiner Schwiegermutter, daß uns diese Person noch ruiniren werde (indem sie monatlich Geschirr von zwanzig Kreuzern zerbrach); ich goß den Kaffee in mich hinein und ging rasch in's Casino, unter Menschen, unter Wähler. Der Erste, der mir dort entgegenkam, war mein Verwandter, der pensionirte Hauptmann Balsinger, ein Gemeinderath, der dieses Jahr austrat und wieder gewählt werden wollte.

Er empfing mich mit einem: „Was höre ich, Sie wollen auch in den Gemeinderath?" welche Frage nicht ironischer hätte klingen können, wenn ich auf Petri Stuhl Ansprüche gemacht hätte.

Ich entgegnete erregt: „Warum nicht, hat Jemand ein Erbrecht auf diese Würde?"

„Nein," sagte er, „aber ich würde Ihnen keineswegs rathen, zu candidiren, Sie haben nicht die mindesten Chancen."

„Wie können Sie das wissen?"

„Man kennt Sie nicht. Ihr Reichthum, Ihre Stellung als Bankier geben Ihnen noch keine Berechtigung — im Gegentheil. Das Volk will Leute aus seiner Mitte, will Leute, die seine Wünsche kennen, will keineswegs solche, deren Reichthum im ewigen Wachsen ist zum Schaden der Gesammtheit."

„Herr" brach ich los, haben Sie so wenig Begriff von der Volkswirthschaft, daß Sie glauben, der Reichthum des Einen bedinge die Armuth des Andern? Wissen Sie nicht, daß jede productive Arbeit, gleichzeitig indem sie das Individuum bereichert, der Menge zu gut kommt? haben Sie denn einen Smith, Ricardo, Mill, Rau und Röscher studirt?"

Ich wußte, daß er sie nicht studirt habe, wie überhaupt Manches nicht und traute mich deshalb, sie in die Wagschale zu werfen — ich der ich sie gleichfalls nicht studirt hatte und nur aus dem Dühring'schen Werke kannte.

Es traf sich gut, daß diese lebhafte Conversation durch einen Herrn unterbrochen wurde, der für einen verunglückten Diener des Casinos eine Sammlung veranstaltete und sich mit einem einladenden: „Sie werden doch Ihr Scherflein beitragen" an mich wendete. Jedes andere Mal hätte ich mich mit einer Kleinigkeit aus einer solchen Affaire gezogen; denn wenn man reich ist, hat man das Recht wenig zu geben, weil man behaupten kann, man gebe oft; jetzt aber galt es von sich reden zu machen und für die Armen etwas zu thun: ich warf eine große Banknote in den Teller und — ging. Aber nur bis in's nächste Zimmer, von wo ich nach einer Weile umkehrte um mich an der Wirkung zu erfreuen, die meine große Gabe hervorgebracht haben mußte. Gewiß spricht Alles da-

von, dachte ich, als ich wieder in's große Zimmer trat. Aber kein Mensch sprach davon, man spielte Karten, Domino, Schach wie vordem; es war wie wenn nichts geschehen wäre. Selbst der Veranstalter der Sammlung rauchte ruhig seine Cigarre, ohne mir die mindeste Ovation darzubringen.

Es schlug neun Uhr, sonst Zeit nach Hause zu gehen, heute Beginn der Wahlversammlung in der Ente. Auf der Stiege traf ich mit meinem Schwager zusammen. Du gehst heim, frug er mich. Ich schämte mich, ihm die Wahrheit zu gestehen und entfernte mich mit einem unverständlichen Brummen.

Ich muß es gestehen, es wurde mir kalt und warm, als ich vor dem Gasthause stand und im Begriffe war die Thüre zu öffnen, hinter der wohl Hunderte von Mitbürgern versammelt waren, um die Besten aus ihrer Mitte für die Verwaltung ihrer nächsten Angelegenheiten zu erwählen. Cäsar am Rubicon mag nicht mehr Beklommenheit gefühlt haben. Aber die Erinnerung an ihn gab mir Muth — ich überschritt die Schwelle. Die goldene Ente war ein Gasthaus dritten Ranges, das ich heute zum ersten male betrat. Der Speisesaal, wo die Versammlung stattfinden sollte, war ziemlich groß, matt erleuchtet und zu meinem großen Staunen nur von sechs bis sieben Individuen besucht, die an einem kleinen Tische in einer Ecke beisammen saßen. Im ersten Augenblicke dachte ich, die Thür verfehlt zu haben, aber mein Tischler kam auf mich zu und lud mich freundlich ein, Platz zu nehmen. Er rauchte noch immer an meiner guten Cigarre und es ist mir noch jetzt ein Räthsel, wie diese acht Stunden vorhalten konnte.

„Also doch hier“ sagte ich, „aber gewiß nicht heute.“

„Heute, heute,“ sagte mein Mann, „es werden schon bald die Andern kommen.“ Wenn die Andern so aussahen, wie diese Leute, die ich nie im Leben gesehen hatte und mit denen ich nicht gern in einem Hohlwege zusammen getroffen wäre, so mußte das schließlich eine ganz hübsche Sippe werden.

Der Kellner kam. „Bier gefällig!“

„Ja, bringen Sie mir welches.“

„Vielleicht auch ein Stückchen Wurst?“ Ich dachte an mein gutes Abendessen zu Hause, ich schaute mir den Fettfleck auf dem Fracke des Kellners an, der den halben Schultertheil einnahm, und sagte abwehrend: „Nein.“ Die Wurst ist gut, sagte Einer von der Gesellschaft, den ich im Verdachte hatte, er habe sie selber fabrizirt. Er war aber kein Selcher, wie sich dann herausstellte, sondern erzeugte Stiefelwichse. Um Wurst und Bier drehte sich nun das Gespräch eine gute Weile. Ich hätte nie gedacht, daß diese beiden Genußgegenstände bei oberflächlicher Behandlung eine so lange Auseinandersetzung zuzulassen im Stande wären. Von Zeit zu Zeit kam ein Gast oder Wähler und ließ sich nieder. Keiner war mir bekannt: ich weiß wahrlich nicht, wo diese guten Leute das ganze übrige Jahr stecken mögen. Endlich ein bekanntes Gesicht: mein Schneider, über den ich mich nie so gefreut habe wie jetzt.

Gegen zehn Uhr wurde das Kommen etwas lebhafter und eine Viertelstunde später waren wir etwa zwei Dutzend beisammen und ein ältlicher Herr, von dem ich glaube, daß er ein Winkelschreiber war, klopfte bedeutungsvoll auf den Teller und erklärte die Wahlversammlung für eröffnet. Nun wird es ernst, dachte ich, und die Schlacht beginnt. Aber es wurde darauf wieder still und stiller nur hie und da erscholl der Ruf: „Kellner, ein Bier!“ Endlich faßte einer den Muth und sagte: „Meine Herren, ich glaube es wäre gut, wenn wir ein Comité wählten, das die Candidaten bezeichnen soll.

„Ja, ja!" schrie die Menge, und Einige wieder, wohl zum zehnten Male: „Kellner, Bier!"

Jetzt hielt ich es an der Zeit, in Action zu treten und sagte meinem Tischler, ich wünschte in's Comité zu kommen.

„Wählen wir Herrn Meier hinein!" schrie der Mann.

„Ja, ja, Herrn Meier!" rief das halbe Dutzend, mit dem ich eine martervolle Stunde vollbracht hatte.

Zehn Gemeinderäthe waren vom dritten Wahlkörper zu wählen, zehn Mitglieder kamen in's Comité, das sich in eine Ecke zurückzog und beschloß, daß Jeder von ihnen einen Candidaten mittelst Zettelabgabe bezeichnen sollte. Die Zettel wurden feierlich aus dem Hute gezogen und — sonderbar — jedes der zehn Comitémitglieder erschien als Candidat auf der Liste, die ausgefertigt wurde.

Der vorerwähnte alte Herr verzog keine Miene als er dieses Resultat erfuhr. Mit einem gewissen Anstande trat er wieder, wie wir Alle, unter die harrende Menge (14 Personen) und verkündete die Namen der Gewählten. Lautes Bravo ertönte, besonders von meinem Tischler, als er hörte, daß ich gleichfalls von den Erwählten sei. Ich glaubte mich tief verneigen zu müssen als „Meier" verlesen wurde. Dann beantragte man, die Liste noch in dieser Nacht drucken zu lassen und morgen der Bevölkerung durch Plakate bekannt zu geben. Wurde angenommen.

Ein Rauchfangkehrer, der sich die ganze Zeit über nach Bier heiser geschrien hatte — und nicht vergebens — umarmte mich jetzt zu öftern malen, jedesmal länger in meinen Armen liegend, so daß ich befürchten mußte, er werde schließlich in denselben einschlafen. Ich warf ihn daher zuletzt gelinde in einen Stuhl; meine Wäsche aber hatte entsetzlich gelitten.

Es schlug eilf Uhr — ich eilte heim. Meine Frau war noch wach, sie eilte mir bis zur Stiege entgegen. „Gewählt", rief ich ihr zu, und „gewählt", jubelte sie inmeine Arme sinkend.

„Hast Du gesprochen?" frug sie dann.

„Nein, ich kam, sah, und siegte."

Aber wie Wenige wir gewesen, daß unter diesen Wenigen Manche wahrscheinlich gar nicht wahlberechtigt waren und wer diese Wenigen waren, alles dies hielt ich nicht für angemessen, ihr auseinanderzusetzen.

Ich schlief erst um drei Uhr Morgens ein; ich dachte an den Effect, den die nicht gehaltene und gar nicht ausgedachte Rede hätte machen können und war schon um sieben Uhr auf den Beinen. „Will ein bischen spazieren gehen!" sagte ich, aber ich wollte meinen Namen auf den Plakaten lesen.

Und richtig! Gleich an der ersten Ecke klebte eines und die Hempel, Müller und Meier prangten in faustdicken Lettern: man hätte sie eine halbe englische Meile weit sehen können. Warum soll ich es nicht gestehen? Mir lachte das Herz vor Freude. Trotzdem aber las ich den Zettel mit einer so unschuldigen Miene, als wenn mir die gestrigen Vorgänge gar nicht bekannt gewesen wären und wunderte mich schier, daß mein Name gleichfalls auf der Liste stand. Ich Heuchler! Beim zweiten Plakate — fünf Schritte weiter — die Teufelskerle hatten sie an jeder Ecke angebracht — wiederholte ich dasselbe Manöver. Wem that ich damit was zu Leid? Neben mir stand diesmal ein anderer Herr, der gleichfalls die Candidatenliste musterte, und sich dabei vergebens abmühte, aus einem erlöschenden Cigarrenstümpfchen Rauch zu ziehen. Als er den letzten Namen halblaut abgelesen hatte, rief er ärgerlich: „Pfui", warf die Cigarre weg und ging von dannen. Ich hätte etwas darum gegeben, zu wissen, wem dies Pfui galt.

In diesem Augenblicke tauchte am anderen Ende der Gasse ein in fadenscheinigen ausgewaschenen Kleidern

steckendes, einen durch Regengüsse und Sonnenstrahlen stark mitgenommenen Hut tragendes, bärtiges und bebrilltes Individuum auf, das in Wochentagen und gewöhnlichen Zeitläuften Advocatenschreiber war, nach wichtigen Ereignissen aber sich als Correspondent einer großen Zeitung in der Residenz entpuppte. Der Mann war mir von früher her verpflichtet: ich hatte ihm, als er noch studirte, zu verschiedenen malen nicht ganz abgetragene Stiefel geschenkt und ich nahm mir bei seinem Anblicke vor, erstens seine Meinung über die Erlesenen der goldenen Ente zu hören, zweitens bei der Wichtigkeit, die ich denselben beimaß, zu erfahren, ob er bereits telegraphisch, oder mindestens mittelst empfohlenen Schreibens ihre Namen seiner Zeitung mitgetheilt habe. Ich steuerte aber nicht direct auf das Ziel los, sondern erkundigte mich vorerst nach seinem Wohlergehen. Nun erwartete ich, er werde als gebildeter Mensch einsehen, daß mir dasselbe sehr gleichgiltig sein müsse und mir eine kurze Antwort geben; allein er schien gar keine Lebensart zu besitzen und lieferte mir seine vollständige Biographie: daß er verheiratet sei, mit seinen Schwiegereltern in Hader lebe, zwei Kinder habe, und ein drittes erwarte; daß eines der Kinder an den Masern krank liege und das zweite Zähne bekomme, daß die Zeiten schlecht wären, und so fort. Dabei hatte er den Blick immer zu Boden gesenkt, so daß ich vermuthen konnte, er studire den Stand meiner gegenwärtigen Beschuhung, um ihre Brauchbarkeit für sich zu ermitteln. Ich unterbrach ihn kurz und machte ihn auf den Anschlagzettel aufmerksam.

„Ich habe ihn gelesen," sagte er mit trauriger Stimme, die mir hier sehr unpassend erschien, „aber" — „Aberwas?"

„Diese Liste hat keine Hoffnung, durchzugehen." Damit entfernte er sich.

Einen Augenblick blieb ich zurück, wie mit kaltem Wasser übergossen. Dann aber trat der Selbsterhaltungstrieb hervor. Mögen alle andern Neune in die Nacht des Vergessens sinken, wenn nur mein liebes Ich aus der Urne hervorgeht. Die Liste hat keine Hoffnung, hat denn aber Keiner von der Liste Hoffnung? Indeß war mir doch ein Stück Glückseligkeit abhanden gekommen und es berührte mich fast unangenehm, als mir meine Frau beim Nachhausekommen leuchtenden Auges erzählte, unsere Bonne hätte mich auf der Candidatenliste gesehen.

„Candidaten sind noch keine Gewählten," sagte ich ihr und ging in's Bureau.

Um meine fortwährende Aufregung theilweise zu beschwichtigen, hätte ich dasselbe am liebsten bis zum entscheidenden Tage sperren mögen. Mich zog es hinaus, auf die öffentliche Meinung zu horchen. Was waren mir jetzt Coursberichte aus Wien, Berlin und Hamburg, ich wollte nur Eines wissen: welchen Cours meine Candidatur habe. Und deshalb ging ich hinaus auf den Markt, wo ein lebhafterer Verkehr stattfindet und wo auch richtig eine Gruppe vor unseren Plakaten stand. Ein dicker Herr las unsere Namen in sehr ironischem Tone gerade in dem Augenblicke ab, als ich vorbeiging und meinte zuletzt, das wäre weniger eine Liste von Gemeinderäthen, als von Komödianten. Ein wieherndes Gelächter folgte dieser Bemerkung. Ich hätte diesem Manne den Hals umdrehen mögen. Wäre aber der atlantische Ocean dort in der Nähe gewesen, ich weiß nicht, ob ich mich damals nicht hineingeworfen hätte. Aber ich sperrte mich zu Hause in meine Studirstube ab und suchte Trost in Schopenhauers Auseinandersetzungen über die Schlechtigkeit der Menschen. Die Frau des Tischlers hätte ich aber damals unbarmherzig zur Witwe gemacht, wenn er sich bei mir gezeigt hätte.

Am nächsten Morgen war ich ruhiger, Pulsschläge nur noch 150 in der Minute. Gallergießungen im Nach-

lassen. Aussehen übernächtig. Ich saß ruhig in meinem Burau und heuchelte mir Interesse für die gewohnte Beschäftigung vor. Da fiel wieder der erste Lichtstrahl in meine Brust: unser Provinzblatt brachte einen Bericht über die Versammlung in der Ente, ohne irgend eine Bemerkung an die Namen der Candidaten zu knüpfen. Also die öffentliche Meinung hielt uns nicht für Komödianten oder gar für Seiltänzer, wie jener dicke Herr mit seinem Chore. Und als nun gar mein Freund Rath Willig zu mir kam und seine Befriedigung darüber ausdrückte, daß ich in die Gemeindevertretung kommen wolle (es handelte sich nicht um's Wollen, sondern um's Können), da fingen die Schatten in meinem Gemüthe zu verschwinden an. Ich erfuhr auch von ihm, daß an jenem Abende im Rathhaussaale eine Wählerversammlung stattfinde, zu der er mir, sich verabschiedend, rieth, nur recht viel Freunde hinein zu schicken. Das war ein Wink, den ich nicht mißverstand. Eben steckte unser Haussensal seine Nase zur Thüre herein — ich frug ihn, ob er von der heutigen Versammlung etwas wisse. Der Mann erwartete von Wechseln, Rimessen und Devisen zu hören und war ganz verdutzt über meine Frage. Auch der alte Buchhalter, der es stets als eine Entwürdigung der heiligen Geschäftshallen ansah, wenn von etwas Anderem als vom Handel in denselben gesprochen wurde, erhob seinen Kopf aus den Zehen, in denen er steckte. Ich aber sagte: „Meine Herren, schicken Sie soviel Freunde als möglich zur heutigen Versammlung, Sie werden mich sehr verpflichten."

Und sie thaten, was sie konnten. Als ich Abends im Rathhaussaale erschien, war derselbe gefüllt von Gesichtern, die mich anlächelten und es fehlte nicht viel, daß sie einstimmig bei meinem Eintritte Vivat gerufen hätten. Ja, die Gesellschaft war so sehr zu meinen Gunsten disponirt, daß, wenn ich es gewollt und nicht eine lebenslängliche Versorgung in einem Staatsgefängnisse gescheut hätte, sie mir sogar zugerufen hätten: Es lebe der Kaiser. Von diesen Leuten, vielen Lieferanten meines Haushaltes und Clienten meines Bankgeschäftes, hätte ich alles erwarten können, wie gesagt auch einen Thron, aber so hoch verstieg sich vorläufig mein Ehrgeiz nicht, ich begnügte mich damit, mit Jubel wieder als Candidat aufgestellt zu sein.

Das machte meine Gegner stutzig. Ich hatte deren nicht nur unter den mitconcurrirenden Candidaten, sondern auch unter all' ihren Verwandten bis in's fünfte Glied. Ich hatte aber auch Gegner unter den Leuten, die gar nicht candidirten, es aber nicht leiden konnten, wenn es ein Anderer that. Die Hauptgegner aber, Gegner auf Tod und Leben, hatte ich an den Männern der Freundinnen meiner Frau, die schon im Interesse des Friedens in ihrem Hause es nicht zugeben konnten, daß meine Frau Gemeinderäthin werden sollte. Von den sogenannten conservativen Leuten will ich gar nicht reden, die beim Alten so lange verharren möchten, bis es verfault.

Der schon erwähnte Hauptmann in Pension, Balsinger, ersah wieder eine Gelegenheit, mich anzupacken, gebrauchte aber diesmal andere Waffen. „Sehen Sie", sagte er, „Sie sind noch zu jung, es gibt ältere Leute in der Gemeinde, die auf dies Ehrenamt Anspruch machen können. Sie erzeugen durch Ihre Candidatur eine Spaltung, die Ihnen nichts nützen wird und Anderen schadet".

Da der Mann diesmal den Socialisten abgelegt hatte und sich nur als Friedensapostel präsentirte, hatte ich leichteres Spiel und setzte ihm auseinander, daß Spaltung immer eintreten müsse, wo nicht alles ein Stück bleiben wolle, daß Jugend kein Verbrechen sei, und die Frage vom Nutzen und Schaden bei jeder verschiedenen

Beleuchtung sich anders ausnehme. Zum Schlusse sandte ich ihm aber noch eine Kugel nach: daß ich die Candidatur festhalte allen Gegnern zum Trotze.

Die Wellen der Wahlbewegung gingen von Tag zu Tag höher. Die Candidatenliste der Versammlung in der Ente, die fast nur neue Namen zu Tage gefördert hatte, regte alle Ehrgeizigen der Stadt an, sich in die Gemeindevertretung wählen zu lassen. Wo man hinkam und hinsah gab es Candidaten. Nur im Schoße seiner Familie, umgeben von Weib und Kindern, sah man keine Mitbewerber, wie man aber nur über die Schwelle seines Hauses kam, stieß man auf sie bei jedem Schritte. Möglich auch, daß die Aufregung die Phantasie erhitzte und man Gespenster sah, wo keine waren. Einmal sah ich einen Herrn, der ein Paket Schriften trug und alle Welt höflich grüßte. Ich hätte gewettet, das sei ein Candidat; es war jedoch nur ein Briefträger.

Wo man hinkam, wurde von den Wahlen gesprochen und ich glaube auch da, wo man nicht hinkam. Ich zeigte mich überall, nur nicht in meinem Bureau.

Im Kaffeehause las ich einmal die Zeitung, als ein sogenannter Freund, dessen Bruder gleichfalls gewählt werden wollte, auf mich zukam und mich in einem impertinenten Tone frug, wie ich es denn wagen könne, zu candidiren. Ein hitziger Mensch hätte mit einer Ohrfeige geantwortet, ein ruhiger weitergelesen — ich aber entgegnete mit scheinbarer Ruhe, daß das größte Wagniß bei der Sache nur das sei, von ungeschliffenen Leuten Grobheiten hören zu müssen.

Indeß ärgerte mich die Sache. Es gab häufig Momente, wo ich es lebhaft bedauerte, aus meinem ruhigen Leben herausgetreten zu sein und Anlaß gegeben zu haben, daß alle bösen Leidenschaften gegen mich wach wurden. Konnte ich aber zurück? Nein. Ich mußte vorwärts, ich mußte siegen; nicht um meinen Ehrgeiz zu befriedigen, sondern um meine Feinde, und ganz besonders um meine Freunde zu ärgern. Da hieß es aber auch, allen Vorfällen Aufmerksamkeit widmen und sich nichts entgehen lassen, was zur Förderung des Zweckes nothwendig wäre.

Der doppelte Stempel, den ich als Candidat bekommen hatte, befriedigte mich nicht; ich wußte, daß nicht viel dahinter sei, daß die eigentliche Bevölkerung noch nicht gesprochen hatte. Parteien gab es in der Gemeindevertretung keine, oder wenigstens noch nicht solche, die sich auffällig von einander unterschieden. Nur daß die Jüngeren im Rathhaussaale für Verschönerung der Stadt und alle möglichen Neuerungen, die natürlich mit entsprechenden Ausgaben verbunden waren, eintraten, während die Alten die Pfennige festhielten und wo möglich den status quo erhalten wollten.

Einige Tage vor der stattfindenden Wahl rührte sich endlich auch die Bürgerschaft: sie wählte ein Comité, das die definitiven Candidaten aufstellen sollte und hier erst hieß es: Hier ist Rhodus, zeige Dich als geschickter Turner.

Das Comité bestand aus einem Dutzend Personen, die aber, man war durch die Erfahrung gewitzigt, Keinen aus ihrer Mitte wählen durften. Dagegen sollten Diejenigen, die sie vorschlugen, unbedingt als Candidaten angenommen werden. Es war dies Comité, wie man sieht, ein reiner Wohlfahrts-Ausschuß, und sich die Gunst desselben erwerben, hieß die der Gesammtheit besitzen. Mit jenem unbestimmten Gefühle von Furcht und Hoffnung, das den Angeklagten beschleichen muß, wenn er die Liste der Geschworenen liest, die über ihn urtheilen sollen, prüfte ich die Namen dieses allmächtigen Dutzends. Ich ertappte mich einmal dabei, wie ich mich im Geiste flehentlich an sie wendete und sie, umgekehrt wie ein Angeklagter, mit erhobenen Händen bat, sie mögen

Gnade üben und mich schuldig sprechen, vier Jahre im Gemeinderathe festgehalten zu werden.

Daß das Comité meist aus Bekannten bestand, versteht sich in einer mittleren Provinzstadt, wo alle Welt sich kennt, wohl von selbst. Was mir aber nicht bekannt sein konnte, war, wie sie über meine Candidatur dachten. Einer von ihnen, das wußte ich gewiß, war mein erklärter Feind: weil mein Concurrent im Bankfache. Genaueres hierüber ist in dem schönen Capitel von Darwin: Kampf um's Dasein, nachzulesen. Ein Zweiter war mir nicht hold: sein Schwager und der meine führten einen langjährigen Proceß miteinander. Dafür konnte ich zwar wenig, aber die Sünde ward heimgesucht an Schwägern und Vettern, wie wir es schon aus der Bibel wissen.

Meine Frau warf einen Blick in die Liste. Einer der Frauen dieser Gewaltigen war sie seit Jahr und Tag einen Besuch schuldig, den sie sich bisher noch nicht hatte entschließen können, abzutragen. Jene Dame war nämlich nur die Gattin eines Detailhändlers, also eines Mannes, der Woll- und Seidenstoffe nach der Elle verkaufte, die also auf einer niedrigen Sprosse der gesellschaftlichen Leiter stand; während Bankiersfrauen bekanntlich schon auf einer sehr hohen Stufe stehen, höher als die Großhändlerinnen, in gleichem Range mit den Frauen der hohen Beamten und fast in gleichem mit denen des niedrigsten Adels. Ja, sie bilden sich sogar ein, nicht viel weniger Werth zu besitzen, als herabgekommene Gräfinnen, was indeß von starker Ueberhebung zeugt und nur dann einen Schein von Berechtigung für sich haben kann, wenn besagte Gräfinnen schon sehr herabgekommen sind. Denn hätte diese Einbildung etwas an sich, dann könnte man das stolze Wort jenes Schustersohnes begreifen, der, als ihm seine Geliebte sagte, — sie war eines Schneiders Tochter — ihr Vater werde nie in die Heirat willigen, weil er seinem Stande nichts vergeben wolle, darauf kurz und mit dem echt demokratischen Zuge unserer Zeit entgegnete: Bin ich denn weniger als er?

Meine Frau aber, mir ergeben und ehrgeiziger als ich, besann sich nicht lange, warf sich in Sammt und Seide und stattete der Schnittwaarenhändlerin einen Besuch ab, der volle $^3/_4$ Stunden dauerte. Jene war darüber so entzückt, daß sie ihrem Manne gewiß die Augen ausgekratzt hätte, wenn er für mich nicht stimmen würde; ja, ich glaube, sie wäre in einem solchen Falle im Stande gewesen, sich von ihm scheiden zu lassen, trotz der sechs Kinder, mit denen ihre Ehe gesegnet war.

Einer war gewonnen und den zweiten führte mir mein Glücksstern zu, als meine Frau eben weg war, um den ersten zu angeln. Er war Beamter und hatte einen verwickelten Erbschaftsproceß in einer entfernten Stadt, den er mit Hilfe meiner einflußreichen Bekanntschaft in derselben auf gütlichem Wege auszutragen gedachte. Ich behandelte ihn mit ausnehmender Höflichkeit, stellte ihm meinen ganzen Einfluß zur Verfügung; ja, wenn er es verlangt hätte, ich hätte ihm einen unbeschränkten Creditbrief auf Rothschild in Wien gegeben. Zum Glück brauchte er ihn jedoch nicht und zu noch größerem Glücke stand ich mit Rothschild gar nicht in Correspondenz. Ich gab ihm aber bis zur Stiege das Geleite, indem ich ihm vor und hinter jeder Thüre die Hand drückte. Neun mal im Ganzen. Wäre das Küssen nicht außer Mode gekommen, ich hätte ihn, trotzdem sein Schnurbart ein kleines Magazin von Schnupftabak enthielt, herzlich geküßt.

Bei den Namen dieser Beiden aber machte ich rothe Striche. (Ich hatte gerade einen rothen Stift zur Hand.)

Mein gutes Geschick wollte es auch, daß ich zufällig, oder soll ich sagen: in Folge nervöser Aufregung natürlicher Weise, Zahnweh bekam und

einen Zahnarzt aufsuchen mußte. Ich fand ihn nicht zu Hause, wohl aber eine dicke kleine unreinliche Köchin am Herde, die sich bald als seine Frau entpuppte, nachdem sie sich gewaschen und eine Haube aufgesetzt hatte. Wenn man sie so allein am Feuer stehen sah, sah man es ihr gar nicht an, daß sie so viel reden konnte. Was die Zange ihres Mannes gut machte, das machte ihre Zunge schlecht. Aber mitten unter ihren endlosen Erzählungen, die ich neben dem Zahnweh über mich ergehen lassen mußte, und von dem mir nur das in Erinnerung geblieben ist, daß der Herr Doctor, als er um seine Frau warb, grüne Sammethosen trug, was mich vermuthen ließ, daß er spanischer Abkunft sei, klang mir eine Nachricht entgegen, um deren willen ich dieses Tratschmaul mit einem Kusse hätte schließen mögen: der Doctor war, was ich übersehen hatte, Mitglied des mächtigen Comité's.

Man wird es begreifen, daß ich nun der Frau so andächtig zuhörte, wie ein frommer Jude den Gesängen seines Vorbeters; man wird sich nicht wundern, daß ich keine Miene verzog, als mir der Mann den rechten und gleichzeitig einen unrechten Zahn zu Tage förderte; man wird nicht staunen, daß ich ihm ein Honorar gab, das nicht nur für die Mühe, zwei Zähne (ach!) gerissen zu haben, hinreichte, sondern das, ich bin davon überzeugt, ihm einen guten Theil der für sein Studium, die Zange zu hantiren, aufgewendeten Kosten reichlich deckte. Ich gab ihm auch die Versicherung, daß ich mich freue, unsere auf etwas schwachen Beinen stehende Bekanntschaft erneuert zu haben. Und natürlich wird man es auch finden, daß er mir beim Weggehen erzählte, es hätte gestern einen Kampf um mich gegeben, worauf ich lächelte; natürlich, daß ich der Frau galant die Hand küßte, die etwas nach Zwiebeln roch und am natürlichsten, daß der Zahnkünstler nicht begreifen konnte, wie man einen bessern Candidaten finden könnte als mich, was die Frau bestätigte.

Gegen so viele Verbündete konnte mein College im Bankfache nichts mehr ausrichten; ich wurde in zwölfter Stunde in die Liste aufgenommen. Um diesen Collegen zu gewinnen, hatte ich schon daran gedacht, ein Gerücht aussprengen zu lassen, daß mich eine Börsenoperation zum größten Theil ruinirt habe.

Eines Gegners muß ich noch erwähnen, eines Mannes, der als Wahlagitator seines Gleichen suchte und der allein das ganze Comité aufwog. Diesem Manne gefiel, wie es scheint, mein Name nicht und ich weiß noch heute nicht, was Einem an dem Namen Meier nicht gefallen kann; er ist doch sehr unschuldig. Zudem war seine Frau gewohnt, von jedem armen Candidaten einen Handkuß zu bekommen, und ich armer Candidat war zu stolz gewesen, ihr einen zu geben. Meine Frau hätte mir auch die Augen ausgekratzt, wenn ich es gethan hätte. Es blieb mir demnach nur das kleinere Uebel zu wählen, die Frau des Agitators statt der meinen zu erzürnen und durch sie ihren Mann. Er war wohl mächtig, allein viele Mächte waren mit mir.

Den Abend vor der Wahlschlacht saß ich im Kreise der Meinen mit jener erwartungsvollen Gemüthsunruhe, wie sie Ludwig Philipp nach der Julirevolution gehabt haben mochte, als er jeden Augenblick die ihm nun sichere französische Krone erwartete, als der schon erwähnte Balfinger lächelnd in's Zimmer trat. Sein Lächeln war eine Wolke für meinen Himmel, aus dem die Geigen zu verschwinden anfingen.

„Das Comité hat Sie gewählt", sagte er, „und Sie glauben nun schon sicher auf den Sitz im Gemeinderathe rechnen zu dürfen; aber das Comité ist noch nicht die Wählerschaft; Einige werden demselben folgen, Viele nicht, und

Ihre Gegner entwickeln eine nie gesehene Rührigkeit. Man ist nie so nahe dem Durchfallen, als wenn man sich am sichersten glaubt. Und dazu kommt noch Eines, was Sie ganz übersehen haben: Sie heißen Hieronymus Meier; Ihr Vetter, der Eisenhändler, trägt den gleichen Vor- und Zunamen. Gesetzt, Sie kommen aus der Urne hervor, dann wollen die Gegner diese Wahl anfechten und behaupten, nicht Sie, sondern der Andere sei gewählt worden, und ob sich die Stadt ein zweites mal Ihretwegen in Bewegung setzen wird, ist eine Frage. Hätten Sie sich nur nicht in das Ganze eingelassen."

Der Mann hatte mir einen Gifttropfen in's Herz gesetzt und ging. Wohl sagte mir mein gesunder Sinn, daß es Sophismen waren, die er vorgebracht, daß das Comité, das mich aufgestellt hatte, den größten Theil der Bürgerschaft repräsentirte; daß die Gegner gar nicht Ursache hatten, so wüthend gegen mich zu sein, und daß mein gleichnamiger Vetter gar nicht wählbar, weil unter dem gesetzlich vorgeschriebenen Alter sei: allein meine Ruhe war hin, mein Herz war schwer. Und was meiner Tante anno dazumal eingefallen war, ihren Jungen gerade Hieronymus und nicht anders zu nennen, während ihr doch Tausende schönerer Vornamen zu Gebote standen, das war mir damals auch unverständlich. Hätte er doch Klaus geheißen, es hätte ihm sicherlich in seinen Carrière nicht geschadet!

Meine Frau tröstete mich, es sei nicht wahr, was Belfinger sagte; er sei unser Feind und sie sehe mich schon im Geiste als Gemeinderath vor sich, — aber die bösen Ahnungen behielten die Oberhand. Nachdem ich lange geschwiegen, sagte ich ihr in einem ironisch sein sollenden Tone:

„Du glaubst also wirklich, es sei mir so sehr darum zu thun, in Krähwinkel Gemeindevertreter zu werden? Habe den Spaß eine Weile getrieben, nun wird er mir bald zu bunt, und ich werde froh sein, wenn ich durchfalle. Glaube mir, wenn es sich um eine Krone handelte, es wäre nicht der Mühe werth, seine Ruhe auf's Spiel zu setzen. Ist nicht jener römische Imperator vom Throne herabgestiegen, um Kohl zu pflanzen, woraus Du ersiehst, daß das Glück weder auf den rothsammtenen Kaiserstühlen, noch auf den braunledernen Gemeinderathsstühlen zu finden sei."

Trotzdem wollte mir kein Bissen vom Nachtessen munden und im Bette schloß ich wohl die Augen — denn weshalb sollte ich in's Finstere starren? — aber einzuschlafen war es mir unmöglich.

Der Morgen vom 7. October kam; es wurde 9 Uhr; der Rathhaussaal wurde geöffnet; die Wahlcommission nahm Platz; die Bürger kamen anfangs spärlich, dann in großer Menge zur Urne; auf der Gasse und in den Corridoren suchten die Agitatoren noch die Einzelnen umzustimmen; es gab dort Lärm und Bewegung; auch eine Menge Grobheiten und einige wenige Ohrfeigen wurden im Gedränge ausgetheilt und empfangen; Polizei mußte zur Herstellung der Ruhe aufgeboten werden; es wogte und wimmelte; und Einer, der Alles aus einer Ecke erwartungsvoll ansah, empfing jedesmal einen Stich durch's Herz, wenn ein vermeintlicher Gegner seinen Zettel abgab. Dieser Eine war ich, und mein Herz ein Sieb bis zum Abend, als der Obmann der Commission die Wahl für beendet erklärte.

Das Scrutinium begann; allein mir fehlte die Kraft, demselben beizuwohnen und neuerdings Stiche in's Herz zu empfangen, so oft ein Zettel ohne meinen Namen verlesen wurde. Ich ging nach Hause, nahm einen kalten Umschlag um den Kopf und griff — zur Bibel. Um fromme Gemüther nicht zu täuschen, will ich hier gleich erklären, daß dies nicht geschah, um Trost zu suchen, sondern um meine

Unruhe zu verbergen und daß ich eben so gut zum Krakauer Kalender gegriffen hätte, wenn er zur Hand gewesen wäre.

Die Kinder wurden zu Bette gebracht, nachdem sich Fritz vergebens bemüht hatte, mir den Umschlag vom Kopfe zu reißen. Meine Frau blickte mich oft an, aber sie schwieg. Ich las die Stelle von David's Erhebung in den Königsstand wohl ein dutzendmal. Was manche Leute für ein Glück haben, dachte ich. Dann erhob ich mich, um, eingehüllt von den Schatten der Nacht, in meinem Schlafzimmer über meine Chancen ungestört nachdenken zu können. Da erschollen Schritte auf der Stiege — mein Schwager kommt, um mir die Nachricht mitzutheilen, daß von den 600 abgegebenen Stimmzetteln bisher 300 entrollt seien und ich auf 160 derselben als Candidat erscheine; also bisher immer mehr als die nothwendige Hälfte hatte. Meine Frau jubelt auf — ich aber sage nichts als: Gute Nacht — gehe zu Bett und ziehe die Decke über die Ohren.

Ich lag noch im Halbschlafe, als mir des andern Tags das Dienstmädchen die Zeitung und eine Correspondenzkarte brachte. Auf dieser stand wörtlich folgender Morgengruß:

„Mein Herr! An Narren hat es bisher in unserer Gemeindevertretung nicht gefehlt, warum wollen Sie die Zahl derselben noch um einen vermehren? Warum wollen Sie ein öffentlicher Narr werden, nachdem Sie bisher nur ein privater gewesen? Genügt Ihnen die bisherige bescheidene Stellung nicht mehr und muß denn die Welt erfahren, wer Sie sind? Ein Freund."

Die Correspondenzkarten sind, wie man sieht, das billigste Beförderungsmittel von Grobheiten.

Aus der Zeitung aber erfuhr ich meine Wahl zum Gemeinderathe.

— — — — — — —

So hat mir es mein Freund Meier erzählt und so erzähl' ich es zu Nutz und Frommen künftiger Candidaten wieder.

---

# An eine Philosophin.

Das krause Räthsel dieses Lebens
O lass' es ruh'n! — wir lösen's nicht,
An dem Jahrtausende vergebens
Die Weisheit sich den Kopf zerbricht;
Lass' uns nicht sinnen, rathen, fragen,
Wo Keiner Antwort je gewußt!
Wir sind nun einmal da, zu tragen
Des Lebens Weh, des Lebens Lust.

Wie Vieles auch vom Weltgetriebe
Sich dunkel nur begreifen ließ —
E i n Klares gibt es doch: die L i e b e,
Und dieses Eine ist uns gewiß
Auf Erden und in Geisterlanden,
Geahnten über Raum und Zeit —
Denn Herzen, die sich Einmal fanden,
Die finden sich in Ewigkeit!

**Ernst Rauscher.**

# Unheimliche Gäste.

Ballade von Anastasius Grün.

Das war der Dechant von Haselbach,
Der gastfrei und ehrenfeste,
Er segnet beim Opfer Brot und Wein,
Doch trinkt und ißt er nicht gern allein
Und denkt schon der kommenden Gäste.

Da steht mit dem Kännlein der Ministrant
Und flüstert in's Ohr ihm leise:
„Sie kommen nicht! Denn der Eine jagt,
Der Andr' erwartet die neue Magd,
Der Dritte rüstet zur Reise."

Dem Alten entglitt der Meßkelch fast,
Des heiligen Ortes vergessen:
„Der Dachs im Bau nur schmaust allein,
Da lad' ich mir lieber drei Teufel ein!"
Im Schmerze schwört er's vermessen.

Doch kaum gesprochen, bereut er's schon;
Im Pfarrhof sitzt er jetzt betend,
Da klappert im Hofe Pferdegetrab,
Drei seltsame Junker springen ab,
Flink in die Hausflur tretend.

Er seufzt: „Aha, da sind sie schon!"
Doch artiglich grüßen die Andern:
Wir hörten vom gastlichen geistlichen Herrn
Und lüden auch uns zu Tische gern
Mit Hunger und Durst vom Wandern."

Er nickt sein Ja, schlägt still sein Kreuz
Und weiß sich schnell zu fassen;
Doch reicht er den Gästen nicht die Hand,
In ihrem Handschuh glimmt ja ein Brand,
Drum wagt er nicht, ihn zu fassen.

Er mustert die Drei vom Scheitel zur Zeh',
Ein Büschlein am Hut trägt jeder,
Das Schuhwerk scheint nicht vom zierlichsten Bau,
Den Pferdfuß darunter erkennt er genau,
Wie oben die Hahnenfeder.

Er denkt: Die Mahlzeit verleid' ich euch,
Ihr sollt's nicht zweimal wagen!
Dann winkt er den Meßnerjungen herbei:
„Zieh' Deinen Chorrock an als Livrei
Und rothen Talar und Kragen.

In's Salzfaß streu' Sanct Stefanssalz,
Ein Kruzifix begleit' es,
Gieß Weihbrunn in die Kannen ein,
Die Krüge füll' mit Kirchenwein,
Zum Imbiß bring' nur Geweihtes."

Meßglöcklein rufen die Junker zum Mahl,
Doch tafeln sie unerschrocken;
Weihwasser lassen sie Wasser sein,
Sie tauchen den Gaum in den Opferwein,
In's heilige Salz die Brocken.

Und Abend wird's; vom Altare holt
Der Knabe geweihte Kerzen;
Sie zünden am Licht die Pfeifen an,
Verschwinden in Nebeln und Wolken dann,
Man hört nur ihr Singen und Scherzen.

Wie er so tapfer sie zechen sieht,
Dem Dechant beginnt zu bangen:
„Die Zeiten werden gar schlimm und schwer,
Selbst Teufel glauben an gar nichts mehr!
Mein Mittel will nicht verfangen."

Da wünschen die Junker ihm: „Wohl bekomm's!
Und danken für Trank und Speisen:
„Wenn wir dereinst im eigenen Haus,
Vergelten wir gern den heutigen Schmaus,
Dann wollt' uns die Ehr' erweisen."

„Verzeiht, ihr Herren, mir thun nicht gut
Die überheizten Gemächer;
Auch schmeckt verbrannter Braten nicht fein,
Hab' lieber den eigenen sauren Wein,
Als Pech und Schwefel im Becher."

Längst ward zu Gast von größerem Herrn
Der gute Alte geladen;
Jetzt blickt er von seinem Stern in's Land,
Hat längst in den Gästen von damals erkannt
Studenten auf Wanderpfaden.

Und der euch gesungen diesen Reih'n,
War selber bei der Geschichte,
War Einer von den fahrenden Drei'n,
Er hat getrunken des Dechants Wein,
Geküßt des Dechants Nichte.

„In der Veranda."

# Ein neuer klimatischer Wintercurort.

„Eine neue medicinische Reclame mit Paukenschlägen und Trompetenfanfaren für einen neuen Gründungsschwindel?“ So rufst Du, geehrter Leser, unwillig aus. Wenn nun weiters gesagt wird, daß durch diesen neuen Curort den tiefgefühlten Bedürfnissen von Tausenden unserer kranken Mitmenschen abgeholfen wird, große Summen, die früher nutzlos vergeudet wurden, erspart werden, u. s. w., so witterst Du hinter allen diesen Versicherungen mit gerechtem Mißtrauen ein Attentat auf Deinen ohnehin von anderer Seite genugsam geschröpften Geldbeutel und frägst mit kalt-kritischer Nüchternheit: Gibt es denn nicht schon genug klimatische Wintercurorte, wozu brauchen wir einen neuen?

Diese Frage kann uns jedoch nicht in Verlegenheit setzen. Wir beantworten sie ruhig und wohldurchdacht dahin: Weil die bisherigen klimatischen Curorte allesammt nichts taugen.

Jeder von ihnen hat den gewissen wunden Fleck, von dem er wünscht, daß er von der Sonde der Kritik nicht berührt werde. In Krems, das sich gerne österreichisches Nizza schimpfen läßt, ist der Winter für Mitglieder eines Eislaufvereines ebenso angenehm, wie in Wien oder Prag. Meran, Bozen und Görz haben alljährlich, ausnahmsweise in diesem Jahre, einen ganz ungewöhnlich strengen Winter. Ebenso bieten Arco, wo man nur zwischen hohen Gartenmauern promenirt, das gelsenreiche Riva, das aristokratisch-bureaukratische Abazzia nur herrliche Spätherbst- und Vor-Frühlingstage. Wer aber auch im December, Jänner und Februar frische Luft im Freien während des ganzen Tages mit Sicherheit genießen will, der muß, von der Naßkälte gejagt, sich viel weiter in den Süden flüchten. Dem hilft nicht das melancholische Venedig, dessen ganzer Luftkreis nach faulem Seewasser riecht, nicht das häufigen Temperaturwechseln in Folge kalter Winde ausgesetzte Genua, nicht das staubige Pisa. Er muß fort, nach dem Süden, mindestens bis Neapel. Dort und in Sicilien wäre es vielleicht für Gesunde, die sich vor dem Brigantaggio nicht fürchten, nicht unangenehm. Der arme Brustkranke, den man hinunter hetzte, hat hier aber mit den ihn auf Schritt und Tritt verfolgenden Vorurtheilen der Italiener zu kämpfen, daß die Tuberculose eine im höchsten Grade ansteckende Krankheit sei und man beim Verkehr mit solchen Patienten alle erdenkliche Vorsicht anwenden müsse, während doch im Gegentheile gerade der Patient besser daran thäte, sich vor der Mehrzahl der italienischen Aerzte in Acht zu nehmen.

Auch die Inselstationen haben ihre Schattenseiten. Bekanntlich führen noch keine Brücken über das Meer, und der Kranke muß deshalb eine längere Seereise unternehmen, deren Beschwerden (insbesondere die unvermeidliche Seekrankheit) auf sein Allgemeinbefinden in hohem Grade ungünstig einwirken. In Malta quält den Kranken der Staub. Auf den jonischen Inseln tritt das Wechselfieber endemisch auf, und wenn die Freunde Madeira's besagten, daß das Klima gerade dieser Insel für Tuberculose so heilsam sei, so mögen sie uns erklären, warum gerade in Madeira (nicht minder in Korfu und Malta) eine so große Anzahl der Eingeborenen an Lungenschwindsucht zu Grunde geht. Außer den speciellen Gebrechen, die jedem dieser „Wintercurorte“ anhaften, vereinen sie eine gemeinsame Summe von Unannehmlichkeiten, die den Kranken, der doch stets nervös, reizbar und empfindlicher als der Gesunde ist, doppelt hart betrifft.

Da steht er, ferne von der Heimat, ferne von dem trostreichen Zuspruche seiner Lieben im fremden Lande, dessen Sprache er nur mangelhaft oder gar nicht kundig ist. Ihm fehlen all' die tausend kleinen Aufmerksamkeiten und Bequemlichkeiten, mit denen Freundeshände sein trübseliges Dasein zu verschönern bemüht waren.

Ach, wie martert ihn die Langweile, für welche es hier gar kein Mittel gibt. Zu lesen, zu arbeiten, viel zu denken, verbietet der geschwächte Organismus, und selbst die kurze Pause, die er sonst zu Hause so behaglich mit Essen ausfüllte, ist ihm hier vergällt. In welcher Beziehung ist nämlich der Mensch am intolerantesten? In Bezug auf den Ständeunterschied, auf Religion, auf Nationalität? Nein. Die Bauern und die Feudal-Aristokraten vom reinsten Wasser, die Juden und Katholiken, die Slaven und Germanen werden sicher in allen anderen Punkten ihre divergirenden Ansichten mehr respectiren, als in Betreff des Essens. Da hält sich jeder für berechtigt, seinen Nachbar für den ärgsten Tölpel zu erklären. Gansfett, Butter, Schweinschmalz und Oel sind die vier Elemente der Kochkunst ebenso vieler Nationen; und wer nach dem Süden wandert, nehme von den ersten Dreien Abschied, denn Oel wird von nun an ausschließlich die Fettstoffe in allen seinen Mahlzeiten vertreten.

Wir gehören nicht zu jenen Materialisten, welche hierin eine Verletzung der menschlichen Würde sehen; aber hart ist es, wenn man zu Hause die delicatesten und zweckmäßigsten Speisen haben könnte und nun der Gnade und Willkür eines italienischen oder griechischen Boutikenkoches preisgegeben ist. Zur Noth helfen reiche Mittel, vernünftiges Anschmiegen an die Landessitte und weise Auswahl aus dem jeweilig Gebotenen über die ärgsten Klippen hinweg. Anders verhält es sich mit dem Getränke. Wir können die heimischen Wein- und Biersorten wohl mitführen oder ohne zu große Gefahr durch die ortsüblichen vertreten lassen; was wir aber in der Fremde absolut entbehren müssen, obwohl es für unser Gedeihen viel nothwendiger ist als alle geistigen Getränke, das ist das heimische gute Trinkwasser. Gutes, reines Trinkwasser ist jedoch für die Gesundheit des Organismus ebenso nothwendig, als die Einathmung einer temperirten Luft.

In den meisten südlichen Wintercurorten, besonders in Oberitalien, muß man aber gutes Trinkwasser entbehren und ersetzt es nothdürftig durch eine filtrirte, im Eis gekühlte Flüssigkeit, an welche sich nur sehr kräftige Organismen gewöhnen können. Daß diese Gewöhnung bei geschwächten, kranken Organismen nur sehr schwer stattfindet und in vielen Fällen eher die Auflösung beschleunigt wird, liegt auf der Hand. In diesem Momente möchten wir auch den Schwerpunkt der Unzulänglichkeit der bisherigen klimatischen Curorte suchen. Ob reich, ob arm, ob vom raffinirtesten Luxus umgeben, ob auf die bescheidensten Mittel beschränkt, keiner der in Wintercurorte Exilirten entgeht der Nothwendigkeit der Akklimatisation. Den Einen trifft sie schwerer, weil er von Haus aus verwöhnter, weichlicher erzogen, kleine Veränderungen härter empfindet; dem Andern thut sie um so mehr wehe, weil seine bescheidenen Mittel ihn manche Annehmlichkeiten, die er zu Hause umsonst genossen, nicht verstatten, sich in der Fremde für Geld anzuschaffen.

Trinkwasser und Kost, Einwirkung auf Geist und Gemüth, veränderte Lebensweise, ja das Klima selbst sollen angewöhnt sein, und noch dazu nicht von Gesunden, sondern von Kranken! Alle diese Opfer und Anstrengungen, denen gar Mancher unterliegt, sind aber nutzlos. Hat der Kranke endlich seinen Akklimatisationsproceß glücklich durchgemacht und ihn nicht mit dem

Leben bezahlt, so muß er schließlich doch wieder in die Heimat zurück. Und hier? — Hier kann er wieder von vorn anfangen. Jetzt ist er an das südliche Klima, die fremden Sitten, die fremde Lebensweise, Kost und Trinkwasser gewöhnt. Das Alles muß er wieder abstreifen und seinen Organismus wieder in neue Bande zwängen, welche in den meisten Fällen wieder die alten Leiden hervorrufen.

Wir sehen demnach, daß die klimatischen Wintercurorte, in welche unsere Kranken gewöhnlich geschickt werden, in der Praxis lange das nicht leisten, was mancher Theoretiker sich von ihnen versprochen.

In vielen Fällen sind sie gerabezu von Schaden. Nicht nur für Jene, deren Leiden sich in klimatischen Wintercurorten verschlimmern, sondern auch für Jene, welche, weil es ihre Geschäfte oder ihr Geldbeutel oder ihre Krankheit nicht erlaubt, zu Hause bleiben, und sich nun mit dem Gedanken quälen, wie gut es ihnen gegangen wäre, wenn es ihnen möglich gewesen wäre, einen Wintercurort aufzusuchen. Wie behaglich und wohlthuend für Herz und Geldbeutel ist dagegen der klimatische Curort, für den wir hier Reclame machen. Er ist ohne Mühe und Kosten für Kranke und Gesunde erreichbar, gestattet die Verpflegung zu den billigsten Preisen, aber auch Befriedigung der luxuriösesten Passionen. Curtaxe wird nicht eingehoben, dafür werden aber auch die Ohren der P. T. Curgäste von keiner faden Curmusik malträtirt. Die gesammte Curordnung inclusive sämmtlicher Vorschriften des Curarztes besteht aus einem einzigen Paragraph, welcher lautet: Bleib' im Lande und nähre Dich redlich.

Diese Vorschrift, strenge und consequent durchgeführt, genügt aber, um jedes Krankenzimmer in einen klimatischen Curort zu verwandeln. Wir glauben, unsere Kranken redlich zu nähren, wenn wir sie mit den ausgesuchtesten Delicatessen vollstopfen, alle Medicamente der lateinischen Küche in sie füllen. Wenn es die geschätzten Leser des „Heimgarten" interessirt, werden wir ihnen ein anderes mal nachweisen, daß an der gesammten französischen und lateinischen Küche beinahe nur die Eier mit Gewißheit als ungefälschte redliche Nahrung betrachtet werden dürfen. Für diesesmal wollen wir nur auf jene maßlose Verfälschung des unentbehrlichsten aller Nahrungsmittel hinweisen, welches unbedingt hinbeigesellt werden muß, wenn das Krankenzimmer den Ehrentitel eines klimatischen Curortes verdienen soll. Es ist dies die Verfälschung der Luft, die wir athmen und die ganz gewiß das wichtigste Nahrungsmittel ist, da wir von der Wiege bis zum Grabe gar kein anderes in solchen Massen consumiren müssen, wenn wir uns am Leben erhalten wollen. Wer wird das Wasser trinken wollen, in das sein bester Freund hineingespuckt hat? Mit Ekel wendet sich Jeder schon bei dem bloßen Gedanken ab. Und doch athmen die Meisten in geschlossenen Zimmern eine Luft, die viel unreiner ist als dieses Wasser. Sie athmen eine Luft, welcher in gasförmiger, also unsichtbarer, aber ohne jedes chemische Reagenz durch die Geruchsorgane erkennbarer Form eine Masse von Unrath beigemischt ist. In der Luft des Krankenzimmers finden wir die Producte der trockenen Destillation des Tabaks, die Resultate der Athmung von Menschen, Hunden, Katzen und Stubenvögeln, die Ausdünstungen der Auswurfsstoffe der Kranken. Stellt in die Krankenstuben einen gut ventilirenden Ofen, lüftet überdies fleißig, indem ihr Vor- und Nachmittags eine Stunde bei offenem Fenster heizt, und entfernt Alles, was zur Verschlechterung der Luft beiträgt. Die minutiöseste Reinlichkeit ist für unseren Zweck unentbehrlich und muß unaufhörlich mit größtem Verständnisse durchgeführt werden.

Die modernen Aerzte sehen mit geringschätzendem Lächeln auf die älteren herab, welche verpestete Krankenzimmer durch Räucherungen mit Essig oder Weihrauch zu „desinficiren" glaubten. Sie sagen, das Räuchern sei eine Selbsttäuschung, die nur bezweckt, einen unseren Geruchsorganen widerlichen Dunst durch einen wieder unangenehmen zu bemänteln, und daß die Luft durch die gemeinsame Wirkung des ursprünglichen und des daraus erzeugten Dunstes gerade doppelt so schlecht sei als vordem. Sie verfallen ja in dieselbe Selbsttäuschung. Sie „desinficiren" mit Carbolsäure und sind überzeugt, Wunderwerke für die Sanität vollführt zu haben, wenn die ganze Atmosphäre ihrer Krankenstuben vom Carbolgestanke durchdrungen ist.

Die Carbolsäure, die schon in kleinsten Mengen niedere Organismen tödtet, ist ganz gewiß, fortwährend eingeathmet, auch höher organisirten Wesen (besonders kranken) nicht zuträglich.

Sorgt für reine Luft in den Krankenstuben, dann braucht ihr weder Weihrauch, noch Carbol; dann braucht ihr aber auch nicht eure Kranken nach dem fernen Süden zu senden, um sie für theures Geld unter fremden Leuten auf einen Sonnenstrahl warten zu lassen, der ihnen erlauben würde, unter großen Opfern in Bezug auf alle anderen Lebensgenüsse im Winter im Freien manchmal einen Mund voll guter Luft zu athmen, — denn dann habt ihr zu Hause den besten klimatischen Wintercurort.

Dr. E. Lewy.

# Unsere Schwächen.

## III.

### Deutsches Lesepublikum.

Wir stehen vor folgendem Zwiespalt: Das deutsche Volk hat unter allen europäischen Völkern die meisten Dichter und Schriftsteller und die wenigsten Bücherkäufer.

In den deutschen Salons findet man Alles, was das In- und Ausland an Schönem und Anmuthigem hervorbringt — nur keine Bücher. Auf dem Tische wohl ein paar prächtige Einbände mit etwas Inhalt, dann irgend einen Bilderatlas, dann ein Modejournal (von Zeitungen soll hier nicht die Rede sein), schließlich noch eine oder die andere neue Novität, die weder gut noch schlecht, sondern blos in der Mode zu sein braucht — und die geistigen Schätze des Hauses sind gezählt.

Nicht doch! Im Schlafgemach der Dame, auf dem Nachtkästchen, liegen ein paar schöngeistige Werke, aber in einem Zustande, der es nur der größten Toleranz zu danken hat, im eleganten Gemache der Frau mitten unter dem Feinsten und Reinsten der Linnen und Seiden ruhen zu dürfen. Denn gucket einmal und — nein, gucket lieber nicht. Ihr würdet auf dem Betttischchen der Frau, die ihr bisher ja doch gewohnt seid, so hoch zu achten, schlechte Bücher finden, eine recht unsaubere Lectüre, wie ihr sie der Dame wohl nie zugetraut hättet. Wir sprechen hier nicht vom Inhalte, es ist wahrscheinlich Paul Heyse, oder Victor Scheffel oder Adalbert Stifter oder Robert Hamerling, oder Gustav Freitag, oder sonst einer unserer großen Erzähler — das Unsaubere klebt gottlob nur außen dran. Es sind Exemplare von der Leihbibliothek. Sie sind eben schon in allerlei Gesellschaft gewesen. Aber es kommt eben billig, und dieselbe Dame, die alljährlich für Handschuhe zwei- oder dreihundert Gulden ausgibt, ist sparsam wie eine Höckerin, wo es sich um Bücher handelt. Nicht als ob sie nicht die eif-

rigste Leserin wäre; aber wozu, meint sie, wären die Leihbibliotheken, wenn man sich die Bücher anschaffen wollte? Und wozu die Bücher, wenn man sie durchgelesen hat? Hinausgeworfenes Geld. — Diese letzte Aeußerung bringt uns schier auf das Vermuthen, daß unsere Leserin mit leichterer Waare vorlieb nimmt als solcher, wie wir oben angedeutet haben, etwa mit einer Lectüre, die man mit einmaligem Durchfliegen für sich vollends entwerthet. Dann freilich werden uns auch die verschiedenen Küchenspuren, die Fett- und Wachsflecken, der Schnupftabakstaub u. s. w. erklärlich — und es freut uns nur der demokratische Sinn unserer feingebildeten Dame, die ihre geistige Nahrung mit dem Dienstboten- und anderen Volke aus einer Schüssel ißt.

Selten ist ein entlehntes Buch in jenem äußeren Zustande, wie wir es für unsere liebenswürdige Leserin wünschen möchten, es müßte denn ganz neu oder gar nicht begehrenswerth sein. Je interessanter das Innere eines Buches, desto unappetitlicher sein Aeußeres, und gerade oft auf einer Seite, wo sich etwa eine paradiesische Idylle abspielt, prangt ein Merkmal, dessen räthselhafter Ursprung mit den ästhetischen Intentionen des Dichters nachgerade gar nichts gemein hat.

Unsere Beurtheiler, die entweder aus moralischer Entrüstung gewisse Bücher verdammen oder solche mit heimlichem Vergnügen lesen und sie dann zerzausen, um zu beweisen, daß sie scharfe Krallen haben — sie arbeiten für die Leihbibliotheken. Schlechte Bücher will man nicht kaufen, gute nicht lesen. Daher läßt man sich die ersteren aus der Leihanstalt holen und die letzteren verstauben und vergilben im Magazin des Verlagsbuchhändlers, wenn dieser so unvorsichtig war, die Auflage über das erste Tausend hinaus zu erweitern, und wenn der Recensent so gutmüthig oder so boshaft war, das Werk zu loben. Schon Klopstock hat gelegentlich den Wunsch ausgesprochen, er wolle weniger gelobt, aber mehr gelesen sein. Der Arme wird leider gelobt noch bis auf den heutigen Tag und weder Buchhändler noch Leihbibliothekare machen mit ihm auch nur so viel Geschäfte, was das Salz in ihrer Suppe kostet.

Doch dem Rechnung tragend, hat man sich heute modificirt. Ein Wiener Schriftsteller vertraute uns vor Kurzem, daß die Wiener in der Regel nur solche Bücher lesen, welche „ordentlich heruntergerissen" worden wären, und das sei auch die Ursache, weshalb in der Kritik jener gewisse burschikose und pessimistische Ton Mode geworden wäre, der hier Aerger hervorbringe, dort Lächeln, da Beifall, aber Respect nirgends.

So löblich uns einerseits die Absicht einer Recension erschiene, die durch ihre Pikanterien das Publikum für die in Frage stehenden Bücher gewinnen wolle, konnten wir doch eine solche Charakterisirung unseres literarischen Richterstuhles nicht oder nur beschränkt gelten lassen.

Sei das wie immer, wir erinnern uns hier an einen Berliner Verlagsbuchhändler, welcher seinem Recensenten ein neues, etwas obscönes Werk überreichte: „Meister, schreiben Sie etwas darüber!"

„Aber, lieber Freund", versetzte der Berichterstatter, „über dieses Buch vermag ich wohl nichts Anständiges zu sagen."

„So sagen Sie Unanständiges", rief der Buchhändler, „loben Sie es, verschandiren Sie es, wie Sie wollen, nur schreiben Sie etwas."

Schuld an solch ungesunden Zuständen ist indeß weniger der Recensent als das Publikum. Wo Lärm gemacht wird, dort laufen eben die Leute zusammen und wenn sie es zehnmal im voraus wissen, daß es wieder ein Lärm um nichts ist.

Die Leihanstalt ist für uns ein zu interessanter Ort, als daß wir nicht

noch einmal in dieselbe zurückkehren sollten. Hier könnte der deutsche Schriftsteller die fruchtbarsten Studien machen. Hier sagt das große Publikum, was es haben will. Es will das Krasse, das Extreme, das Aufregende, das Pikante und Leichtfertige, das Galante, Graziöse und Charmante — es will — den Franzosen. Aber nicht kaufen, sondern nur seine flüchtige Bekanntschaft machen. Vor Allem wird der Schriftsteller dabei das Eine wahrnehmen, daß das Publikum weder belehrt, noch erbaut, sondern lediglich nur unterhalten sein will. Gleichzeitig aber wird er auch eines Exempels deutscher Sparsamkeit inne werden. Die reichste und vornehmste Kundschaft bringt es über sich, die Lectüre des interessantesten Romans bis zur Disposition eines nächsten Bandes auf Tage, ja auf Wochen zu unterbrechen, bevor sie sich entschließt, das Werk zu kaufen.

Und begegnet die Aristokratin in schwerer Seidenschleppe einmal dem Schriftsteller, so weiß sie ihm kein feineres Compliment zu sagen, als daß sie herablassend mittheilt, sie habe sein neuestes Buch eben — aus der Leihbibliothek holen lassen oder sonst wo entlehnt. Nur der Gelehrte und der Bürger, der Kleinbürger, der Handwerker kauft die Bücher, in die er sich dann förmlich versenkt.

Wir wünschen ja von Herzen den Leihbibliotheken gutes Gedeihen. Obzwar sie es einerseits sind, welche den Verkauf der Bücher und somit das berechtigte Einkommen der Schriftsteller einschränken, so mögen es andererseits eben wieder diese Leihbibliotheken sein, auf welche mancher Verlagsbuchhändler baut. Weiß er z. B., es gibt 700 größere Leihbibliotheken in Deutschland, so kann er bei einem neuen Romane wohl ziemlich bestimmt auf den Absatz von 700 Exemplaren rechnen, während ihm das kaufende Publikum kaum den Consum von 10 Exemplaren sichert.

Aber daß es nicht die ärmeren, sondern die wohlhabenderen Classen sind, welche den billigen Vortheil der Bücherleihanstalten für sich in Anspruch nehmen, und daß gerade die gebildete Welt ihren Bücherschrank draußen in einem öffentlichen Gewölbe stehen hat, das befremdet. — Man mag uns der Uebertreibung anklagen; schöne Ausnahmen gibt es ja, aber im Ganzen haben wir leider recht.

Wenn sich unsere guten Häuser, die ja überall dort glänzen, wo es Edles und Schönes zu fördern gibt, entschließen wollten, so wie die Franzosen und Engländer, stets das Beste der neuen literarischen Erscheinungen ihrer Nation sich anzueignen — wie wäre das plötzlich anders! Die schöpferischen Geister, die Träger der erhabensten Ideen ihres Volkes, würden nicht fortweg zu klagen haben über materielle Sorgen. Die Bücher würden um niedrigeren Preis verkauft werden können und also auch den Unbemittelten zugänglicher werden als bisher. Und, was wohl eine Hauptsache wäre: der Salon hätte seine Bibliothek. Welchen Conversationsstoff, welche Gelegenheit zu geistigen Excursionen gäbe eine ausgewählte Büchersammlung! Und welch' eine Zierde — schön gebundene Bücher in einem schön geformten Schrank! — Der Engländer nimmt sich nicht viel Zeit zum Lesen, aber er kauft die Bücher schon zu dem Zwecke, um die großen Geister seines Vaterlandes um sich zu haben, und daß die prachtvoll gebundenen Folianten seine Wohnung schmücken. Der Franzose kauft die Bücher sowohl zur Ergötzung seines Geistes, als auch zur Zierde seines Salons. Auch der vornehme Italiener, der Russe und selbst unser politischer und siamesischer Zwillingsbruder, der Ungar, halten etwas auf eine gut gewählte und geordnete Bibliothek. Nur der Deutsche will lesen, ohne das Buch zu kaufen. Er füllt die Wände seiner Salons und Wohnzimmer oft lieber mit allerlei Ge-

spiegel, Hirschgeweihen, baroken Möbelstücken und verschiedenen ungereimten Dingen, als daß er durch einen zierlichen Bücherschrank das Zeichen geistigen Lebens aufstellte.

Die eigentliche und tiefe Bedeutung einer Hausbibliothek aber liegt noch ganz wo anders. Selbstverständlich würden für den Hausschatz nur gute und gediegene Bücher gekauft. Dieselben würden allmälig von den Familienmitgliedern gelesen, besprochen, mit Randglossen versehen. So gehen sie dann über zu den Nachkommen und vermitteln die geistige Richtung der ganzen Geschlechtslinie. Doppelt werth und wichtig muß dem Kinde ein Buch sein, in welchem es noch die Randbemerkungen von seinem längstverstorbenen Vater findet. Ist ihm doch der Vater gewissermaßen selbst zum Schriftsteller geworden, der es heute noch sagt, in welchen Punkten er mit dem Verfasser des Buches einverstanden war, oder welch' anderer Ansicht er gewesen ist.

Die Blüthezeit der deutschen Literatur — so heißt es — ist vorbei; aber die Fruchtzeit muß erst kommen. Die allgemeine Einführung der Bücher in's Haus wäre eine Epoche des wahren Erntens, nicht allein für Schriftsteller und Buchhändler, — in erster Linie wohl für das Publikum selbst.

Und die holde Leserin in ihrem Boudoir würde freudig erstaunen, wenn sie anstatt eines unsauberen Schartekleins plötzlich ein geschmackvoll gebundenes Buch mit schneeweißen Blättern in der eben so weißen Hand hielte — und dieses Buch mit seinem geistreichen und herzenswarmen Inhalte — ihr Eigenthum wäre! H. M.

---

# Eine Loge.

Aus dem Französischen von Quadrelles.

Kennen Sie Herrn Pinglet? Nein. Nun gut, Herr Pinglet ist Administrator einer anonymen Lebensversicherungs-Gesellschaft.

Was das für eine Gesellschaft ist? Ich weiß es nicht. Sie hat ihren kleinen Administrationsrath, ihre kleinen Bureaux, ihre kleinen Prospecte, ihre kleinen Versicherten, kurz Alles wie eine andere. Sie zahlt zwar keine Dividenden, wer wird aber auch Alles haben wollen!

Herr Pinglet beschränkt sich indessen nicht darauf, einen Administrationsrath zu besitzen: er hat auch eine Frau, eine Schwiegermutter, eine Schwägerin, drei Kinder . . . kurz, von Allem etwas. — Eines Tages trat er strahlend in den Kreis seiner versammelten Familie.

„Rathet, was ich euch mitbringe!"

„Du bringst uns etwas? Ach! wie liebenswürdig Du bist!"

„Laß doch sehen!"

„Sehen lassen? nein, nein, rathet!"

„Etwas zu essen?"

„Nein, etwas Besseres."

„Als zu essen?"

„Ja."

„Ist's ein Kleid für mich?" sagt die Schwiegermutter.

„Das nicht."

„Ein Velociped?" ruft der älteste Knabe.

„Nein."

„Den Pelz, welchen ich gewünscht habe?" fragt die Schwägerin.

„Auch das nicht."

„Sag' es schnell!"

„Ich . . . bringe . . . euch . . . eine L o g e."

„Ist es wahr?"

„Und zwar für das Gaité-Theater!"

„Nicht möglich!"

„Hier ist die Karte."

„Ah, wie herrlich, wie schön! Da kann man sich unterhalten!"

„Ich habe eine große Prosceniumsloge genommen. Wir werden da Alle sehr bequem Raum haben."

„Du bist ein Schatz!"

„Der beste der Gatten!"

„Und der Väter!"

Die Freude ist eine allgemeine, man ist entzückt, man macht überschwängliche Pläne.

„Es wird doch gesungen, sprich?"

„Gewiß. Vorzüglich!"

„Gibt man den Orpheus in der Unterwelt?"

„Etwas viel Besseres. Glaubt ihr, ich würde eine Loge zu Offenbach nehmen? Ich bin für ernste Stücke, für die großen Schöpfungen unserer classischen Meister."

Man macht bedenklich lange Gesichter.

„Was gibt man denn also?" fragt unsicher Frau Pinglet.

„Athalie! .... Nichts Geringeres als „Athalie" von unserm unsterblichen Racine!"

„Sie haben aber doch von Gesang gesprochen", wirft Mlle. Rémuset, die Schwester der Frau Pinglet, ein; „ich glaubte, wir würden lachen."

„Ihr werdet die bewunderungswürdigen Chöre von dem unsterblichen Mendelssohn hören!"

„Mendelssohn .... ein Preuße!" seufzt enttäuscht Frau Pinglet.

„Das Genie hat kein Vaterland, Madame Pinglet. Sie werden doch Ihre Kinder nicht in's Gaité-Theater führen wollen, um ihre Augen und Ohren beschmutzen zu lassen durch den Anblick und das Anhören einer solchen Schändlichkeit, wie Orpheus es ist? ... Außerdem haben wir ihn schon vier mal gesehen!"

„Ich würde ihn recht gern noch einmal sehen!"

„Ich auch aber nicht mit Clemens, Anatol und Valentin. Sie sind jetzt schon zu groß, um ohne Gefahr den Olymp und die Unterwelt ansehen zu können, Athalie bietet keine solchen Unzukömmlichkeiten wie Orpheus".

„Oh! nein!" seufzt die ganze Verwandtschaft niedergeschlagen. Die Kleinen sind entzückt. Sie quält kein Zweifel über das, was sie erwartet. Nur ein Umstand macht sie traurig: daß sie bei Tage ins Theater gehen sollen, statt Abends wie die großen Leute. — Herr Pinglet hätte gewünscht, daß man den Abend damit zubrächte — in seiner Abwesenheit — das Stück den Kindern vorzulesen, damit sie die Handlung besser auffassen möchten. Frau Pinglet jedoch zieht es vor, ihnen die Ueberraschung nicht zu rauben. Die drei Kleinen legen sich früh zu Bette, um am nächsten Tage recht frisch zu sein.

Am nächsten Tage beim ersten Morgengrauen warf sich Herr Pinglet in ein Jagdkostüm. Die Jagdtasche umgehängt, das Gewehr auf der Schulter, erschien er vor den Augen seiner erstaunten Ehehälfte.

„Nun, wohin gehen Sie denn in diesem Aufzuge?"

„Sie sehen es doch, ich gehe auf die Jagd."

„Was ist denn das für eine Idee?"

„Es ist bereits zwei Monate her, daß ich meinem Freunde Paturel versprochen, ein paar Schüsse in seiner Gesellschaft zu thun, und immer habe ich ihm falsche Zusicherung gegeben. Heute ist schönes Wetter; ihr werdet euch unterhalten, also kann ich ohne Gewissensbisse gehen."

„Indessen ..."

„Ich bedaure unendlich, das Meisterwerk unseres unsterblichen Racine nicht mit euch hören zu können. Ich kenne nichts von ähnlicher Schönheit ... Aber Paturel würde mir zürnen. Unterhaltet euch gut."

Und Herr Pinglet entfernt sich, indem er die Arie aus dem zweiten Acte des „Orpheus" vor sich herträllert.

Eine halbe Stunde nach dem Abgange ihres Gatten tritt Frau Pinglet bei ihrer Schwester ein. Sie hat eine

äußerst geschmackvolle Toilette gemacht: schwere Seide und Sammt mit werthvollem Pelzwerk und ein perlengesticktes Jäckchen.

„Schon angekleidet ... und den Hut auf dem Kopfe?"

„Ja wohl; ich gehe zur Mutter. Ich habe ihr versprochen, sie zur Einuhr-Messe in die Notre-Dame-Kirche zu begleiten."

„Du wirst aber nicht zur rechten Zeit zurück sein."

„Ich habe deshalb auch darauf gerechnet, daß Du die Kleinen ins Theater führen wirst."

„Wie? ... Du willst mich allein lassen?"

„Ich habe einmal der Mutter versprochen, sie in den Segen zu begleiten. Der Abbé Chantechoeur wird über die Enthaltsamkeit der slavischen Stämme in der zweiten Hälfte des zwölften Jahrhunderts sprechen; freilich wird das weniger amusant sein als das Meisterstück unseres unsterblichen Racine und ich bedaure lebhaft, an dem Vergnügen der Kinder nicht theilnehmen zu können. Aber kann ich denn die Mutter um diesen Vortrag bringen, nur um ins Theater zu gehen?"

„Gut, gut! Gehe nur ... laß mir den Frohndienst ... ich bin daran schon gewöhnt ... Ich bin ja die Ueberflüssige in der Familie."

Es entspinnt sich ein Wortwechsel. Der unsterbliche Racine erhält einige Kothspritzer. Der ausgezeichnete Herr Pinglet kommt gleichfall schlecht weg. Madame verläßt ihre Schwester nach einem unsanften Wechsel süß-saurer Redensarten.

„Das ist wirklich ausgezeichnet! ..." ruft Mlle. Rémuset. „Ich bin gut dazu, die Athalie zu hören ... Athalie ist gut genug für mich! Während meine Schwester Près-Saint-Gervais, den Thierbändiger Bidel, Giroflé-Girofla, kurz alles Mögliche zu sehen bekommt, spart man mich für die Athalie auf ... das muß ein Ende nehmen."

Und Mlle. Rémuset, mit zorngerötheter Stirne läutet dem treuen Antonin. Antonin ist der Kammerdiener des Herrn Pinglet, ein verläßlicher Mann.

„Antonin, wollen Sie die Kinder ins Gaité-Theater begleiten?"

„Wäre das möglich! ... Ins Gaité ... Ah! Da wird es einmal was zu lachen geben."

„Lassen Sie Ihre Arbeit ruhen."

„Ja wohl, Mademoiselle."

„Und machen Sie sich bereit."

„Jetzt schon?"

„Hier ist die Karte. Proscениumloge Nr. 1, acht Plätze. Sie werden es dort sehr bequem haben."

„Ist das für Matinée?" fragt mit kläglichem Tone der treue Antonin.

„Ja, für eine Matinée. Da gibt man Athalie".

„Athalie? Ist das von einem verstorbenen Dichter, Athalie?"

„Das ist das größte Werk unseres unsterblichen Racine."

„Das ist ... Ich habe meine Lampen noch zu putzen, die Kamine blank zu scheuern. Madame würde sehr unzufrieden sein, wenn ..."

„Aber, Unglücklicher! Athalie ist ein Meisterwerk!"

„Die classischen Stücke, Mademoiselle, um Ihnen die Wahrheit zu gestehen, sind mir schrecklich. Ich liebe die Stücke, bei denen man lachen kann. Wenn Mademoiselle es erlauben, wird der Hausmeister an meiner Stelle gehen. Joseph war noch sehr selten im Theater. Er wird vielleicht im Stande sein, das zu vertragen."

„So sei es denn! ... Sagen Sie ihm, er soll sich bereit machen. Hier sind fünf Francs, Sie werden ihm dieselben geben. Damit soll er die Schließerin bezahlen und den Kindern während der Zwischenacte Backwerk kaufen."

Der Hausmeister sagt zu. Man macht sich auf den Weg. Die Kleinen strahlen vor Vergnügen. Herr Joseph ist unruhig. Man kommt im Theater an; die Freude der Kinder streift an Enthusiasmus. Sie stürzen sich in die

Loge und verschlingen den Zuschauerraum mit den Augen. Sie beklatschen den Luster, das Orchester, während es stimmt, die Schließerin und ihre Sitze, die Verkäuferinnen von Operngläsern und Theaterzetteln; sie beklatschen Alles. Man gibt das dritte Zeichen. Wie sie sich in den Vordergrund der Loge stürzen! Sie wollen sich nicht niedersetzen. Wie sie sich zusammendrängen, Seite an Seite, im Knäuel; die Ellbogen auf die Sammtbrüstung gestützt, Augen und Ohren weit aufgerissen, hängen sie mit dem halben Körper über die Loge hinaus, wechseln freudestrahlende Blicke und machen sich gegenseitig durch leichte Stöße aufmerksam.

Die Ouverture erscheint ihnen zwar ein wenig ernst, aber sie sind da, um sich zu unterhalten, und unterhalten sich. Sie klatschen in die Hände wie berufsmäßige Claqueurs. — Der Vorhang geht in die Höhe. Kaum haben sie Joad und Abner erblickt, so schlagen sie ein helles Gelächter auf. Das Publikum blickt überrascht auf sie, Herr Joseph zieht sich bestürzt in den Hintergrund der Loge zurück und ermahnt sie von weitem, zu schweigen. Eben so gut könnte man aber einem Orkane Stillschweigen gebieten, wenn er vor den Thüren saust. Sie sind außer Rand und Band; Alles ruft ihre Heiterkeit hervor. Sie halten Joad wegen seines großen Bartes für einen Zauberer und Abner für einen Schotten wegen seiner nackten Beine. Nach und nach mäßigt sich ihre Begeisterung und da sie nichts verstehen, beruhigen sie sich allmälig.

Herr Joseph findet, daß Joad, Abner und Jezabel viel zu lange reden, ohne etwas zu sagen. Eine Lust zu schlafen wandelt ihn an, die er nicht mehr bewältigen kann. Während des ersten Actes hat er diese Anwandlungen wacker niedergekämpft; er wagt es aber kaum zu hoffen, daß ihm das auch ein zweites mal gelingen werde und weil er einen sehr lärmenden Schlaf hat, zieht er es vor, auf die Gasse zu gehen und dort seine Pfeife rauchend das Ende des Stückes abzuwarten, nachdem er vorher den Kindern einen Kuchen zugesteckt hat.

Wie sich diese in ihrer großen Loge mit dem schrecklich dunklen Hintergrunde allein sehen, werden die Verlassenen traurig.

„Unterhält euch das Stück?" fragt Valentin.

„Und Dich?" fragt Clemens entgegen, der sich noch nicht aussprechen will.

„Oh! Ich bin groß genug, um mich zu unterhalten: aber, mein Gott, wie ihr euch langweilen müßt!"

„Ich habe Durst."

„Ich auch! Wollen wir nicht ins Freie gehen? Wir könnten ja allsogleich wieder zurückkommen, damit sich Joseph nicht beunruhigt."

Schon sind sie auf dem Gange. Sie mischen sich in die Menge, welche gegen den Ausgang drängt. Bei der Ausgangsthüre angelangt, befindet sich Clemens, welcher vorausgeht plötzlich einem Herrn gegenüber, welcher ihm eine Karte präsentirt.

„Nimm sie nicht an!" flüstert ihm lebhaft Valentin ins Ohr. „Man könnte vielleicht etwas dafür bezahlen müssen."

So treten alle drei aus dem Theater, ohne das ihnen angebotene Retourbillet anzunehmen. Und zum ersten male befinden sie sich nun allein auf der Straße.

„Valentin . . . hast Du Furcht?"

„Ich habe nie Furcht."

„Ich auch nicht. Willst Du, daß wir jetzt sogleich wieder zurückkehren?"

„Ich habe Durst. Und dann bringen sie ja die Leute um mit ihrem Stücke."

„Gehen wir doch zurück."

„Noch nicht. Es wird ja ohnehin nur der Schluß unterhaltend sein. Habt Ihr nicht auch Durst?"

„Mir ist, als hätte ich einen Schwamm im Magen."

„Würdest Du Dich getrauen, in einem Schankladen etwas zu trinken, vor Leuten, die Du nicht kennst?" fragt Anatol den Valentin.

„Ich? . . . das kannst Du sogleich sehen. Wie viel Geld habt ihr denn in der Tasche?“

„Ich habe noch 43 Sous, welche mir von Neujahr geblieben sind.“

„Ich 37.“

„Und ich 52. Wie viel gibt das zusammen?“

Nach vielem Hin- und Herrechnen kommt man zum Schlusse, daß das 127 Sous ausmache. Jetzt langen sie vor einem Weinladen an. Im Hintergrunde des Ladens sind noch Plätze frei.

„Treten wir ein!“ ruft entschlossen der Aelteste. „Man wird uns wohl nicht aufessen.“

Ein Kellner tritt zu ihnen.

„Womit kann ich den Herren dienen?“

„Geben Sie uns um 127 Sous etwas zu trinken“, erwiderte Valentin, die Faust in die Seite gestemmt.

„Um 127 Sous? Um 127 Sous, aber was?“

„Kann man vielleicht um 127 Sous mehrerlei Sachen haben?“ fragt äußerst verständig Anatol.

„Gewiß!“

„Dann geben Sie uns also von Allem etwas.“

Verblüfft sucht der Kellner seinen Patron auf. Er setzt ihm auseinander welchen Auftrag er erhalten. Selbstverständlich lacht man weidlich am Schanktische. Alle Augen richten sich auf die Kleinen. Valentin allein behält seine Fassung. Der Wirth nimmt eine Flasche von ungewöhnlicher Form, eine kleine durchsichtige Büste angefüllt mit einer goldgelben Flüssigkeit, verpicht und versiegelt: Rübensaft mit Knoblauch gemischt, Zuckerbranntwein, englischer Senf und Anis. Das führt den Namen: „Liqueur du bon patriote“. Die Büste, welche diesen Göttertrank umschließt, ist die Thiers'.

„Hier das Beste, was wir haben“, sagt der Kellner und setzt den erstaunten Kindern die Flasche und drei Biergläser vor. „Sie können das unbesorgt nehmen.“

„Ist das für 127 Sous?“ fragt der weise Anatol.

„Ganz genau für 127 Sous.“

Nach Ablauf von zehn Minuten hatte Herr Thiers sein Hirn leer; am Ende der ersten Viertelstunde fängt seine Nase an durchsichtig zu werden wie ein kleines Seekrebschen; nach einer halben Stunde hat der „bon patriote“ nichts Röthliches mehr als seine Kravate. Die Kleinen sind angetrunken wie Lumpensammler. Man umgibt sie, man fragt sie aus. Valentin tanzt um den Schanktisch. Clemens, den ein Herzleid überwältigt, weint heiße Zähren und fragt alle Vorübergehenden um seine Tante Rémuset, währent Anatol einen Gassenhauer versucht, den ihn ein Todtengräber zufällig gelehrt. Die Flasche ist leer; das Ganze ist höchst erbaulich.

Als seine Gäste an den Kleinen keine Unterhaltung mehr finden, setzt sie der Wirth — ein Familienvater — vor die Thüre. Clemens, der einen schweren Rausch hat, erinnert sich zuerst an Joseph und „Athalie“. An die Mauern taumelnd, athemlos, von der Menge geneckt langen die drei unglücklichen Opfer des Herrn Thiers am Säulengange des Gaité-Theaters an. Der Controlor versperrt ihnen den Weg; Anatol und Clemens weinen bitterlich, während Valentin sich den Eintritt zu erzwingen sucht.

Um sieben Uhr findet sie Joseph auf dem Polizeibureau, wo sie um die Wette schnarchen. Herr Joseph ist eben nicht stolz, als er die Kleinen ihrer Familie zurückstellt. Alle Welt beschuldigt alle Welt und wäscht sich selbst so weiß wie Schnee. Am Ende liegt die ganze Schuld an Racine.

„Das ist einerlei!“ murmelt Mlle. Rémuset, indem sie ihren Neffen einen Kamillenthee bereitet. „Das werden drei kecke Burschen werden. In ihrem Alter in drei Stunden Athalie und einen „bon patriote“ auszuhalten, das zeugt von großer Leistungsfähigkeit!“

Armer Racine!

# Ein seltsam Büchlein.

In Staub und buntem Trödlertand
Ich einst ein uralt Büchlein fand
Mit blassem Rand von Gold,
Das ich um Hellerswerth erstand,
Weil ich es lesen wollt'.

In meiner Stub', bei Lampenschein
That ich den ersten Blick hinein,
Forscht' eine Weil' darin,
Doch 's mußten Zauberworte sein
Mit räthselhaftem Sinn;

Denn jeglich Sprüchlein, jeglich Wort
War wie von Zaubernacht umflort
Und jeder Deutung bar,
Ich legte drum das Büchlein fort,
Vergaß es endlich gar. — —

Manch Jahr verging und manches kam
Und brachte Leid und Lust und Gram,
Als durch des Zufalls Spiel
Das alte Büchlein wundersam
Mir in die Hände fiel.

Ich schlug es auf und — sonderbar —
Das, was mir einst ein Räthsel war,
War mir nunmehr enthüllt,
Gleich einem Born, aus welchem klar
Die Lebenswahrheit quillt!

Da standen Weisheitssprüche drin,
Die wiesen auf die Jahre hin
Aus der Vergangenheit;
Und Deutung fand und klaren Sinn,
Ein jeglich Glück und Leid. —

Manch Blättchen hab ich noch gesehn,
Deß Inhalt mir noch ungeschehn
Und darum deutlos war.
Manch Leid und Glück muß drüber gehn,
Bis mir auch dieser klar.

Nahm ich das Buch oft schmerzbewegt,
Ich hab' es lächelnd weggelegt,
Durch Glück und Leid belehrt:
Durch's Leid, wie man es standhaft trägt,
Durch's Glück, wie man's vermehrt. —

Und mocht ich in das Büchlein schau'n,
Bei Sonnenschein, bei Wettergrau'n,
's war Trost zu jeder Zeit,
Es zog in's Herz mir wie Vertrau'n
Und Hoffnungsfreudigkeit. —

**O. L. Müller.**

# Pflanzen und Thiere im deutschen Volksglauben.

Von Ludwig v. Hörmann.

## II.

Das innige Naturgefühl, welches unsere Vorwärter die Erscheinungen des Pflanzenlebens mit lebhafter Theilnahme betrachten und deuten ließ, machte in noch höherem Grade die Thierwelt zum Gegenstande aufmerksamer Beobachtung und Verehrung. Aus solchen Anschauungen entsprang die Thiersage, dieses Erbgut der meisten arischen Völker, in welcher uns Thiere, Reinhart der Fuchs, Isengrimm der Wolf 2c. gleich Menschen denkend, redend und handelnd vorgeführt werden. Denn gerade diese dem mit Vernunft begabten Menschen zunächst stehenden Wesen wurden als mit besonderen Wunderkräften begabt angesehen und in inniger Beziehung mit den Göttern und Halbgöttern gedacht. So erschienen Götter und Göttinnen im Falkenkleide, Helden verwandelten sich in Schwäne, selbst der Altvater Wuotan verschmähte es nicht, sich von Adlersschwingen durch die Lüfte tragen zu lassen. Wenn diese Thiere also verehrt wurden, so galt

diese Verehrung ursprünglich nicht ihnen selbst, sondern dem höheren Wesen, das sie bewohnte.

Für das edelste Thier hielt man von Alters her das Pferd. Der treueste Gefährte des Helden in Kampf und Schlacht war sein Roß, sein liebster Freund, mit dem er sich traulich unterredete und mit dem er Freud und Leid theilte. Weiße Rosse waren den Göttern geweiht und wurden in heiligen Hainen gehalten. Wenn zu heiliger Festzeit der Gott seinen Umzug durch das Land hielt, so zogen die heiligen Rosse den Wagen; aus ihrem Wiehern weissagten die Priesterinnen, und begehrte die Gottheit ein Dank- oder Sühnopfer, so rauchte das Blut der edlen Thiere auf dem Altare. Sogar im abgeschnittenen Pferdehaupte wohnte noch eine geheimnißvolle Zauberkraft. Wer kennt nicht das Märchen vom treuen Falada, dessen über dem Thore angenagelter Kopf mit der vermeintlichen Gänsemagd spricht und dem Königspaar auf diese Weise ihre königliche Herkunft entdeckt? Noch findet man auf den Giebeln mancher Bauernhäuser in Tirol geschnitzte Pferdeköpfe. Die Bauern sagen, es sei dies ein alter Brauch und für Vieles gut.

Das Rind war den Alten gleichfalls ein heiliges Thier. Vor die Wägen deutscher und nordischer Könige wurden Hengste oder Stiere gespannt; desgleichen hielt die Göttin Nerthus ihren Umzug in einem von Kühen gezogenen Wagen. In Tirol findet sich noch ein Nachklang dieses ehemaligen Cultus in der schönen Nothburgalegende, nach welcher zwei Ochsen den Leichnam dieser frommen Magd in einem Wagen durch den hochangeschwollenen Innfluß zogen und selben im St. Ruprechtskirchlein in Eben vor dem Altare niedersetzten. Auch von redenden Ochsen erzählt die Sage, doch reden diese nur in der Nacht vor dem hl. Dreikönigsfeste. Einem Bäuerlein kam einmal ein Zweifel gegen die Wahrheit dieses Glaubens und er horchte deswegen an der Stallthüre. Da sagte ein Ochs zu dem andern: „Diese Woche werden wir Holz zur Säge ziehen — dem Bauer zur Todtentruhe.“ Und so geschah es, der vorwitzige Bauer erkrankte und starb. Aus den Brettern eines Fichtenstammes machte der Tischler den Sarg. Thiere als Verkünder des Todes kennt auch die griechische Sage. So wird dem Achilles, als er zur Schlacht fährt, von seinem Pferde Xanthos der nahe Tod vorausgesagt.

Das Schwein, der entartete Vetter des dem Gotte Fro geweihten Ebers, hat fast ganz sein Ansehen verloren. An seine einstige Bedeutung als Opferthier mahnt nur noch der Gebrauch des tirolischen Bauers, zu Weihnachten ein Schwein oder Ferkel zu schlachten. An dieser Sitte wird aber auch mit aller Zähigkeit festgehalten, und es muß schon ein sehr „fröttiger (armseliger) Kleinhäusler“ sein, wenn es ihm diesen Weihnachtsschmaus nicht trägt. Es ist dies eine schwache Erinnerung an die große winterliche Festzeit der Germanen, wo man in den Zwölften den Julеber schlachtete und dazu Fros Minne trank. Sic transit gloria mundi! Jetzt bedeutet ein über den Weg laufendes Schwein Unglück, wie umgekehrt eine vorbeiziehende Schafheerde für ein glückliches Zeichen angesehen wird.

Nicht viel besser als dem Schweine ergeht es den Katzen. Einst zogen diese geschmeidigen Thiere den goldenen Wagen der schönen Göttin Frouwa, jetzt aber stehen sie in schlechtem Geruche; besonders solche, die einen langen Schweif haben, gelten im Volksglauben für verwandelte Hexen, die gerne in die Schlafzimmer schleichen, den Schlafenden in den Hals beißen oder ihn gar würgen. Darum soll sich jeder hüten, einer Katze ein Leid anzuthun, damit sie keine Ursache hat, sich zu rächen. Denn ist dieses

der Fall, so erscheint Nachts in der Kammer des Uebelthäters die ganze Sippe dieses Thieres mit brennenden Lichtern in den Pfoten, und der Erschrockene wird mit den scharfen Krallen tüchtig zerkratzt und geschunden. Trotz so wenig schmeichelhafter Eigenschaften haften manche Züge an diesem Glauben, woraus sich die einstige Bedeutung dieses der Liebesgöttin Frouwa heiligen Thieres erkennen läßt. Dahin gehört der Glaube, daß Liebende und besonders Bräute den Katzen schmeicheln und sie gut füttern sollen; und in einem Tiroler Märchen „vom Königssohne" gewährt die freundliche Göttin in Katzengestalt dem Jüngling die gewünschten Gaben. Welch große Rolle diese Thiere im Hexenglauben unseres Volkes spielen, ist bekannt. Noch eine Eigenschaft der Katzen darf ich nicht vergessen, die sie vermuthlich ihren feinen Nasen zu danken haben; sie sind vorzügliche „Visitenschmecker". Putzt sich nämlich ein Kätzchen mit der rechten Pfote, so kommt ein Besuch oder eine Neuigkeit, geschieht es aber mit der linken Pfote, so geht Jemand aus dem Hause.

Das schnelle Wiesel mit den klugen Augen, in Tirol „Harmele" genannt, kennt die „Springwurzel". Das ist nämlich ein Zauberkraut, mittelst welchem man Schloß und Riegel öffnen kann. Erzürnt Jemand ein Wiesel, so holt es ein Blatt von diesem Kraut und bläst damit den Feind an, damit er mitten entzweibricht. Guten Morgen!

In der alten Thierfabel sind die wesentlichsten Thiere Bär, Wolf und Fuchs. So groß war die scheue Ehrfurcht vor denselben, daß man ihre Namen gleich denen der Götter nicht zu nennen wagte; man nannte sie mit umschreibenden Schmeichelnamen; so den Bären den „Alten", „Großvater" oder gar „Süßfuß", den Wolf „Hölzing", „Goldzahn". Seit aber die Urwälder Deutschlands ein Opfer des fällenden Eisens geworden sind, wurden auch die Bewohner derselben fast zur Sage und die verschwundenen Thiere spielen im Volksglauben keine hervorragende Rolle mehr. Der Fuchs aber, der listige Schleicher, ist zum Unglückspropheten geworden und der Bauer, dem Morgens ein Fuchs begegnet, schickt ein frommes Gebet zum Herrgott, daß er das bevorstehende Böse gnädig abwenden möge.

Von viel größerer Bedeutung als die vierfüßigen Thiere sind die Vögel. Die Bewohner der Lüfte sind Göttern und Geistern näher und besitzen Kunde von ihren Geheimnissen. Götter verwandelten sich in Vögel und wählten dieselben zu ihren Boten. Sie müssen weit ausfliegen über Berg und Thal und wenn sich die geflügelten Gesandten versammeln, so besprechen sie sich über das, was sie gesehen und gehört haben, in einer eigenen Vogelsprache. Darum achtete man von jeher auf das Erscheinen dieser Götterlieblinge, auf ihren Gesang, auf ihren Zug, auf ihr Geschrei in der Nähe der Menschen. Auch die Seite, von welcher man den Ruf des Vogels hörte, oder von welcher er zuflog, war bedeutsam; die rechte galt immer als die glückliche.

Der Rabe, Wuotans heiliger Vogel, ist weise, ja allwissend. Er riecht das Pulver, sagen die Schützen, darum kann ein Rabe so schwer getroffen werden. Aus seinem Erscheinen wird Unglück prophezeit. Krächzt er auf einem Hause, so stirbt darinnen Jemand; auf einem Friedhofe bedeutet es, daß jüngst Einer lebendig begraben worden. Wenn auf einer Alm über einer gewissen Stelle die Raben kreisen und zu Boden fahren, so wird auf selbem Platze in kurzer Zeit ein Stück Vieh zu Grunde gehen. Auch dem Hühnerhof verkündet das Geschrei des Raben die Nähe des würgenden Geiers. Die Raben haben in ihren Nestern einen wunderbaren Stein, durch dessen Kraft man sich unsichtbar machen

kann und dessen Besitz außerordentlich glückbringend sein soll. Ist der alte Rabe bedroht, so schluckt er denselben und entgeht so den Augen des Jägers. Derjenige nun, der sich einen solchen Stein auf den bloßen Arm bindet, sowie jeder Gegenstand, der mit diesem Talisman in unmittelbare Berührung kommt, wird unsichtbar. Diese Sache hätte allerdings etwas Verlockendes für einen gewissen Industriezweig und Mancher aus dieser edeln Zunft soll sich bemüht haben, den Wunderstein zu finden; allein dies ist kein Leichtes, da Nest und Inhalt nur mit Hilfe eines Spiegels entdeckt werden können.

Von den Raben und Krähen wird fast in ganz Deutschland eine schöne Legende erzählt. Dieselben waren einst schneeweiß und sehr stolz auf ihr Gefieder, weswegen sie sich oft badeten. Da geschah es zu der Zeit als der Heiland noch auf Erden wandelte, daß der göttliche Knabe großen Durst hatte und aus einem Bächlein trinken wollte. Darin saßen aber die Raben, die unaufhörlich das Wasser trübten. Da sprach Jesus: „Weil ihr so undankbar und so stolz auf euer blendend weißes Gefieder seid, sollt ihr zur Strafe von nun an bis zum Weltuntergange schwarze Federn haben."

So wie der Rabe für seinen Frevel bestraft wurde, ebenso reich mit allerlei Tugenden gesegnet ist der Krummschnabel, der Christus vom Kreuz befreien wollte. Die bekannte, von Julius Mosen glücklich behandelte Legende ist auch in Tirol verbreitet. Fast in jeder Bauernstube wird ein Krummschnabel gehalten, denn die Leute glauben, daß er alle Krankheiten, welche die Hausbewohner befallen würden, an sich ziehe. Auch das Wasser, von dem ein Krummschnabel getrunken hat, soll ein Heilmittel gegen die Gicht sein. Ebenso beliebt wie der Krummschnabel sind die freundlichen Boten des Frühlings, die Schwalben. Sie sind Muttergottesvögel:

„Um Maria Verkündigung
Kommen die Schwalben wiederum."

und:

„Maria Geburt
Ziehen die Schwalben furt"

sagt das bekannte Bauernsprüchlein. Die Schwalben haben Gott Vater den Himmel bauen geholfen; darum bedeutet ein Schwalbennest am Hause Glück und wo sie ihre Wohnung aufschlagen, ist Frieden und Gottes Segen und kein Blitz schlägt in das durch ihre Anwesenheit geweihte Haus. Schrecklich sind die Strafen, die Denjenigen treffen, der den Schwalben etwas zu Leide thut. Tod der liebsten Angehörigen, Unglück, Feuersbrunst und Viehseuchen ereilen den Frevler. Im Pusterthal sagt man, wer eine Schwalbe tödtet, dessen Kühe geben rothe Milch und sterben. Auch die Schwalbe kennt die Springwurzel. Wenn man das Nest mit einem Faden umwickelt und so den Eingang versperrt, muß sie dieselbe bringen. Wenn Schwalben sieben Jahre in einem Neste brüten, so hinterlassen sie darin ein Steinchen von wunderbarer Schönheit und großer Heilkraft, besonders gegen Augenleiden. Auch Derjenige, der im Frühjahre die erste Schwalbe sieht, kann in Besitz eines kräftigen Heilmittels gegen das kalte Fieber gelangen. Er stehe nur allsogleich still und grabe mit einem Messer unter seinem linken Fuße nach, so wird er eine Kohle finden, durch deren Kraft die böse Krankheit weichen muß.

Die Schwalbe bringt Glück und Segen, der Kukuk aber bringt — Geld. Man darf nur in der schönen Maienzeit fleißig den Geldbeutel einstecken; denn die Oetzthaler versichern, wenn man zum erstenmale den Kukuk schreien hört und Geld im Sacke hat, so gehe Einem dasselbe das ganze Jahr nicht aus. Wie, könnte man da nicht in der Wohnung unseres Finanzministers ein paar Steigen voll dieser Vögel aufhängen? — Der Kukuk sagt auch dem Fragenden, wie lange er

noch lebt. In Leutasch rufen die Kinder:

„Gugge Lüger,
Leutbetrüger,
Wie viel Jahre leb' ich noch?"

So vielmal der Kukuk schreit, so viele Jahre hat man noch zu leben.

So fröhlich die erwachsene Jugend den lustigen Vogel zur Frühlingszeit begrüßt, — denn: Wenn der Kukuk schreit, ist für die Lieb die Zeit — so ungern hört man ihn nach Johanni; denn da bedeutet sein Ruf Mißwachs, kalten Winter und Theuerung; läßt er sich aber zufällig bei einem Hause sehen, so wird in diesem Jemand sterben. Dieselbe üble Bedeutung hat auch das Geschrei der Nachteule, der Ohreule — Buhin, wie sie der Tiroler nennt — des Käuzchens, der Dohlen und Elstern. Letzere, welche auch oft als verwandelte Hexen angesehen werden, bringen Unfriede und böses Geschwätz. Mit den Gebeinen und Eingeweiden der Nachteule kann man Zauberkünste treiben; die sogenannte Klag aber, oder das Käuzchen galt schon im Alterthume als todverkündender Vogel, sein Ruf tönt dem Volke wie „lich", Leiche, klagend wie das Weinen eines Kindes, und wer ihn hört, stirbt bald.

Von den geflügelten Hausthieren umgibt den Hahn der Nimbus der Heiligkeit, und zwar den weißen, der, wenn man ihm begegnet, als Glücksvogel angesehen wird. Hingegen das Träumen von weißen Hennen verkündet den Tod eines Freundes oder Bekannten. Auch der Hahn auf unseren Kirchthürmen mag ein heidnischer Abkömmling sein.

Von zwei fabelhaften Vögeln sei noch hier die Rede, welche, obwohl sie wenigstens solchergestalt in keiner Naturgeschichte zu finden sind, dennoch im Volksglauben eine große Rolle spielen. Es sind der Alber und die Habergeis. Unter dem Alber stellen sich die Oetzthaler einen feurigen Vogel vor, in dem der leibhaftige Teufel steckt. Er wohnt in den Höhen des Gebirges in einem Felsloch, das er alle sieben Jahre verläßt, um sich auf anderen Bergen einen Aufenthalt zu suchen. Wenn man ihn sieht oder wenn er sich gar in der Nähe eines Dorfes blicken läßt, so muß man sich segnen und bekreuzigen, auch geweihte Rosenkränze sollen ein gutes Mittel sein, um den boshaften Geist in respectvoller Entfernung zu halten. Nicht überall tritt er jedoch als schadendes Wesen auf; an vielen Orten wirkt er segensreich als guter Geist. Gewiß hat Jeder, der es liebt, auf Höhen und Alpen herumzusteigen, bemerkt, wie oft auf den Mulden neben kargem Grasboden ein Streifen des üppigsten Grüns sich findet. „Da ist der Alber darüber gegangen", sagt das Volk, denn er hat schmalzige Füße und sein bloßes Auftreten düngt die Erde, daß saftiges Gras emporsprießt.

Mehr gefürchtet ist seine höllische Base, die sogenannte Habergeis. Fragt man die Bauern, was denn das eigentlich für ein Vogel sei, so hört man gar seltsame Geschichten. Der Eine sagt, die Habergeis sei halb Vogel, halb Geis und ihr Geschrei, ein langgedehnter Pfiff, ähnlich dem Meckern einer Ziege, bedeute Unglück und Tod. Nach Andern ist sie ein großer abscheulicher Vogel mit drei Füßen oder ein geflügelter Drache, in dem der Teufel wohnt. Darum sagen die Bauern, wenn dieser Vogel schreit: „Der Teufel juchzt." Das Nachäffen seiner Stimme erzürnt ihn und lockt ihn herbei, und wer sich nicht segnet und schützt, der wird jämmerlich von ihm zerrissen. In Oberstein ist es Sitte, daß mit dem heiligen Nikolaus vier Männer als Habergeis vermummt anstatt des Klaubaufs auftreten. Daß darin einer der vielen Anklänge an den Cultus des Donar, dem bekanntlich der Bock heilig war, zu suchen sei, hat die deutsche Mythologie längst anerkannt.

Wer kennt nicht die liebliche Sage von der Krönlnatter, die aus dem Schüsselchen des Kindes Milch trinkt und später aus Dankbarkeit der erwachsenen Jungfrau die Glück und Segen bringende Krone zum Brautgeschenke gibt? Die Hausnattern galten und gelten noch in ganz Deutschland gleichsam als die Schutzgeister der Menschen und des Hauses. Ihre Gegenwart bringt Glück und Segen; mit ihrem Tode welkt auch das Leben des Menschen. Anders die Kreuzotter. Die Schönheit ihrer Form und die Gefahr ihres Bisses gebieten Ehrfurcht und Scheu. Im Ultener Thale wissen die Leute eine Zauberformel zum „Würmerbannen". Mittelst dieser werden dieselben durch ein Feuer gejagt und so getödtet; ist aber ein weißer Wurm darunter, so ist die Execution des Beschwörers sicherer Tod; denn das Unthier überspringt das Feuer und fährt ihm mitten durch den Leib.

Die Blindheit der Blindschleichen ist Strafe eines Frevels, den sie begangen. Sie waren einst sehend, aber so bösartig, daß sie dem begegnenden Menschen mitten durch den Leib fuhren. Aber seitdem eine derselben die Mutter-Gottes heftig erschreckte, tragen alle die Strafe für dieses Vergehen.

Dagegen ist die häßliche Kreuzspinne ein Liebling der heiligen Jungfrau und ihr Erscheinen in Haus und Stall als ein glückliches Vorzeichen angesehen. Man schreibt ihr eine prophetische Kraft zu und manches arme Tirolermütterlein sperrt sie deshalb in ein Glas und legt neunzig Nummern dazu. Diejenigen Nummern, welche die Spinne am Deckel anspinnt, werden das nächste mal in der Lotterie gezogen und Mancher soll Glück und Reichthum dem umscheinbaren Thiere zu verdanken haben, welches wir Ungläubigen so verächtlich mit Füßen treten. Die Spinne war der Hulda heilig, jener freundlichsten aller deutschen Göttinnen, der Gönnerin aller wackeren Spinnerinnen und Beschirmerin des Hausfriedens.

Auch die Mäuse müssen einst in großer Verehrung gestanden sein, da ihrer in Sagen häufig Erwähnung geschieht und mancher abergläubische Gebrauch damit zusammenhängt.

---

# Als Großvater freien ging.

Ein Geschichtchen von **P. K. Rosegger.**

Beim Kreuzwirth auf der Höh' saßen sie um den großen Tisch herum: Fuhrleute von oben und unten, Gewerbsleute von Pöllau und Vorau, Holzarbeiter vom Rabenwald und Masenberg, Grenzwächter von der ungarischen Markung. Mein armer Großvater, der Bauer von Alpl war auch unter ihnen. Er war damals eigentlich noch lange nicht mein Großvater, und ihm war sie noch voll und rund, die Welt, die später jedesmal ein Loch bekam, so oft das schlimme, tollwitzige Enkelein nicht bei ihm war. So geht's auf der Welt, man meint in jungen Jahren, man hätte es fertig mit Allem und ahnt nicht, welche Herzensgewalten noch in der Zukunft schlummern.

Und daß ich denn erzähle. Mein Großvater — Natz—Natz, wie er eigentlich hieß . . . nein, da ich einmal da bin, so will ich ihn doch lieber Großvater heißen schon in seiner Jugendzeit — mein Großvater also ging damals gerade „im Heiraten um". Immer war er auf dem Viehhandel aus, oder im Mostkaufen, oder im Wallfahrten, oder in diesem und jenem — und keinem Menschen sagte er's, warum er eigentlich wanderte. Der hübschen Mägdlein und jungen Witwen gab es genug im Lande; mancher

Bauer sagte, er gebe auch eine gute Aussteuer mit, bevor man noch wußte, daß er eine heiratsmäßige Tochter habe. Aber mein Großvater war einer von denen, die nach etwas Anderem gucken. Er hatte den Glauben, für jeden Mann gebe es nur Ein Weib auf der Welt, und es käme für den Heiratslustigen darauf an, dasselbe aus allen anderen lächelnden und winkenden Weibern herauszufinden. Er hat nach jahrelanger Suche schließlich die Rechte und Einzige gefunden, aber nicht in der weiten Welt draußen, sondern ganz nahe — zehn Minuten seitab von seinem Vaterhause. Dort war sie eines Sonntags im langen Heidebeerkraut herumgegangen, um für ihre Mutter frische Beeren zu sammeln. Das Lockenköpfchen und vom Busen ein erklecklicher Theil ragte hervor, alles Andere stak im Kraut.

Mein Großvater lugte ihr durch das Gezweige des Dickichts zu, sprach sie aber nicht an. Und als sie fort war, schlich auch er davon und dachte: Jetzt geh' ich morgen noch einmal in die Pöllauergegend hinab, und wenn mir keine Gescheidte (hier so viel als passende) unterkommt, so laß ich's gut sein und nimm d i e da.

So war er noch einmal in der Pöllauergegend gewesen. Und dort hatte er richtig Eine aufgetrieben, die reicher und schöner war, als das Mädel im Heidekraut; aber gar zu gerngebig. Das freute ihn wohl für den Augenblick, doch ließ er's dabei bewenden; eine Häusliche wollte er haben und er lenkte seine Schritte heimwärts — der Sparsameren zu.

Und da wars unterwegs, daß er beim Kreuzwirth auf der Höh' einkehrte. Er saß anfangs abseits beim Ofenbanktischchen, trank ein Glas Apfelmost und biß ein Stück schwarzes Brot dazu. Seine Gedanken hatte er — wie alle Freiersleute — nicht beisammen; seine Ohren nahmen wohl Theil an dem lebhaften Gespräche der gemischten Gesellschaft, die um den großen Tisch herumsaß und Wein trank. Die Grenzwächter hatten draußen in der Holzhauerhütte schwerverpönten ungarischen Tabak gefunden und wollten demnach den Eigner desselben mit sich fort zum Gerichte führen. Da kamen jedoch andere Männer des Waldes herbei und mit gehobenen Knütteln stellten sie den Grenzwächtern die Wahl, was ihnen lieber wäre: Prügel oder zehn Maß beim Kreuzwirth, denn mit dem Schergengeschäft wär's diesmal nichts. Wollten die Ueberreiter, wie man die Grenzer nannte, sofort zu ihren Gewehren greifen; diese waren aber jählings in den Händen der Holzhauer, — sonach wählten sie von den beiden verfügbaren Dingen die zehn Maß Wein beim Kreuzwirth. Nun saßen die Grenzwächter lustig unter den lustigen Zechern, hielten Bruderschaft mit den Waldleuten und Fuhrmännern und stopften schließlich ihre Pfeifen mit jenem Tabak, den sie in der Holzhauerhütte in Beschlag genommen hatten.

Zum Kartenspielen kam's und viel Silbergeld kollerte auf dem Tisch herum. Einer der Holzhauer ein schielendes, weißhaariges Männlein, war nicht glücklich; sein bocklederner Beutel, der manchen gewichtigen, schrillenden Fall auf den Tisch gethan hatte, der immer tiefer umgestülpt werden mußte, bis die dürren gierigen Finger auf sein silbernes Eingeweide kamen — der Beutel gab endlich nichts mehr herfür. Da zog das Männchen seine Taschenuhr hervor: „Wer kauft mir den Knödel ab?“ Die Uhr ging im Kreis herum; es war ein tüchtiges Zeug mit drei schweren Silbergehäusen und einer Schildkrötenschale am Rücken, welche ringsum mit Silbernieten besetzt war. Ein Spindelwerk ferner, mit einem gewaltigen Zifferblatt, auf welchem der Messingzeiger just die dritte Nachmittagsstunde anzeigte.

Dreißig Gulden verlangte der Mann für die Uhr; man lachte ihm hell ins Gesicht, der Eigenthümer aber behaup-

tete: „Was wollt ihr wetten! ehe der Zeiger auf halb vier steht, ist die Uhr verkauft!" darauf lachten sie noch unbändiger.

Mein Großvater, der hatte von seiner Ofenbank aus die Sache so mitangesehen. Diese verkäufliche Uhr mit dem Schildkrötengehäuse, sie machte ihm die Seele heiß. So eine Uhr war längst seine Passion gewesen; und wenn er nun als Bräutigam eine könnte im Hosenbusen tragen, oder wenn er sie gar der Braut zur Morgengabe spenden möchte! Eine Uhr! eine Sackuhr! eine silberne Sackuhr mit Schildkrötengehäuse! —

So weit kam's, daß mein Großvater aufstand, zum großen Tisch hinging und das Wort sprach: „Geh, laß mich das Zeug anschauen!"

„He, Du bist ja der Bauer von Alpl!" rief der alte Holzhauer, „na, Du kannst leicht ausrucken und Dir darf ich's unter vierzig Gulden gar nicht geben!"

Mein Großvater hatte aber nicht viel im Sack; darum sagte er: „Steine haben wir dies Jahr mehr im Alpl als Geld."

„Was willst denn, Bauer, hast nicht groß Haus und Grund?"

„Im Haus steht der Tisch zum Essen, aber auf dem Grund wächst lauter Heidekraut," entgegnete mein Großvater.

„Und Korn und Hafer!" rief Einer drein.

„Wohl, wohl, ein wenig Hafer", sagte mein Großvater.

„Hafer thuts auch", rief der Weißkopf, „weißt Bauer, wenn Du einverstanden bist, ich lass' Dir die Uhr billig."

„Damit bin ich schon einverstanden," antwortete mein Ahn.

„Gut," und damit riß ihm der Holzhauer die Uhr wieder aus der Hand, wendete sie um, daß das Schildkrötengehäuse nach oben lag, „siehst Du die Silbernieten da am Rand herum?"

„Sind nicht übel," entgegnete mein Großvater.

„Uebel oder nicht," rief der schielende Weißkopf, „nach diesen Nieten zahlst mir die Uhr. — Für die erste Niete gibst mir ein Haferkorn, für die zweite gibst mir zwei Haferkörner, für die dritte vier, für die vierte acht, und so verdoppelst mir den Hafer bis zur letzten Niete, und die Uhr gehört Dein mitsammt der Silberkette und dem Frauenthaler, der d'ran hängt."

„Gilt schon!" lachte mein Großvater bei sich bedenkend, daß er für eine solche Uhr eine handvoll Hafer doch leicht geben könne.

Der alte Kreuzwirth hatte im selben Augenblick meinen Großvater noch heimlich in die Seite gestoßen, der aber hielt das für lustige Beistimmung und schlug seine Rechte in die des Alten. „Es gilt, und alle Manner, die beim Tisch sitzen, sind Zeugen!"

Er hatte aber keinen Hafer bei sich.

That nichts. Sofort brachte der Kreuzwirth ein Schäffel herbei um, durch Zählen der Körner, wie mein Ahn meinte, die Rechnung zu bestimmen.

Sie setzten sich um den Hafer zusammen, mein Großvater, vom frischen Apfelmost im Kopfe erwärmt, lachte in seinen jungen Bart; des Gewinnes gewiß, freute er sich schon auf die großen Augen, die das Heidebeermägdlein zur gewichtigen Uhr machen werde.

Zuerst wurden die Nieten gezählt, die um das Schildkrötenblatt herumliefen; es waren deren siebzig. Dann kam's an die Haferkörner; mein Großvater sonderte sie mit den Fingern, der Holzhauer zählte nach, und die Anderen überwachten das Geschäft.

Erste Niete: ein Korn; — zweite Niete: zwei Körner; — dritte Niete: vier Körner; — vierte: acht Körner; — fünfte: sechzehn; — sechste: zweiunddreißig; — siebente: vierundsechzig; — achte: hundertachtundzwanzig; — neunte: zweihundertsechsundfünfzig; — zehnte Niete: fünfhundertzwölf Körner. — „Wirthin, den kleinen Schöpflöffel her!" — Das ist gerade ein gestrichener Schöpflöffel voll.

Mein Großvater schob die Körner mit der Hand hin: „Macht 's weiter, ich seh's schon, es wird schier ein Metzen herauskommen."

Und die Anderen zählten: Eilfte Niete: zwei Schöpflöffel voll Hafer; — zwölfte Niete vier Löffel voll; — dreizehnte: acht Löffel voll; — vierzehnte: sechzehn Löffel voll. Das macht eine Maß. — fünfzehnte Niete: zwei Maß; — sechzehnte: vier Maß. — Das ist ein Maßl (Schäffel). Siebzehnte Niete: zwei Maßl; — achtzehnte: vier Maßl; — neunzehnte: acht Maßl; — zwanzigste Niete: sechzehn Maßl, oder ein Wecht. —

Jetzt that mein Großvater einen hellen Schrei. Die Anderen zählten fort und bei der dreißigsten Niete kostete die Uhr über tausend Wecht Hafer. Das war mehr, als die Jahresernte der ganzen Gemeinde Alpl.

„Jetzt hab' ich mein Haus und Grund verspielt," murmelte der Freier.

„Sollen wir noch weiter zählen?" fragten die Männer.

„Wie Ihr wollt," antwortete mein Großvater.

Bei der dreiundvierzigsten Niete hatten sie eine Million Wecht Hafer. Bei der fünfzigsten rief mein Großvater die Hände zusammenschlagend aus: „O Du himmlischer Herrgott, jetzt hab' ich Deinen ganzen Hafer verthan, den Du seit der Schöpfung der Welt hast wachsen lassen!"

„Sollen wir weiter zählen?" fragten die Männer.

„Nicht nöthig," antwortete das weißköpfige Männlein gemessen, „das Uebrige schenk ich ihm."

Mein Großvater — er erbarmt mich heute noch — war blaß bis in den Mund hinein. Er hatte es in seiner Kindheit schon gehört, die Weltkugel mit Allem was auf ihr, drehe sich im Kreise; jetzt fühlte er's deutlich, daß es so war — ihm schwindelte. — Da geht er in's Heiraten aus und verthut sein ganzes Gütel. — „Alle Rösser auf Erden" rief er, „fressen nicht so viel Hafer, als die lumpigen paar Nieten da in der Uhr!"

„Steck' sie ein Bauer, sie gehört ja Dein," sagte der alte Waldmann, „und zahl den Bettel aus."

„Ihr Leut'" stotterte mein Großvater, „Ihr habt mich übertöppelt (überlistet)."

„Du bist auch nicht auf den Kopf gefallen," entgegnete man ihm, „Du kannst zählen, wie jeder Andere, — und die ehrenwerthen Zeugen!"

„Ja, ja, die ehrenwerthen Zeugen," rief mein Ahn, „lauter Leut', die geschwärzten Tabak rauchen!"

„Sei still, Bauer!" flüsterte ihm der Kreuzwirth zu, „umliegend (ringsum) ist der Wald! wenn sie Dich angehen, ich kann Dir nicht helfen."

Der alte Weißkopf schielte in den wurmstichigen Tisch hinein; er mochte merken, daß für ihn hier eigentlich doch nichts Rechtes herauskam, er sagte daher zu meinem Großvater: „Weißt, Bauer, Du könntest jetzt wohlfeil zu einem Körndl (Korn, Getreide) kommen. Ich will Hafer verkaufen. Gib mir dreißig Gulden für den ganzen."

Abgemacht war's. Leichten Herzens legte mein Großvater dreißig Gulden auf den Spieltisch und eilte davon. Im freien Wald sah er auf die Uhr; der Zeiger stand auf halb Vier.

Mein Ahn kehrte heim, warb um das Heidebeermädchen und verehrte ihm die Uhr zum Brautgeschenk. „Aber," sagte er, „mein Schatz, das nehm ich mir aus, Du mußt mir für die erste Silberniete da ein Busserl geben, und bei jeder weiteren Niete die Busserln verdoppeln!"

Das arglose Mädchen ging d'rauf ein. —

Die Leutchen sind über achtzig Jahr alt und während dieser Zeit meine Großeltern geworden, doch starben sie lange, bevor die Uhr bezahlt war. Und wir Nachkommen werden kaum jemals im Stande sein, diese Schuld der Großmutter vollends wett zu machen.

# Wan s Diandl deafad suachn.

In obersteierischer Mundart*)

von

P. K. Rosegger.

Gets Mona, gets,
Äis moañts and räids
Wias as dastets.
Däi, hoaßts, and däi,
Dos ist die Recht!
— Klewa, daß s d Augn vadrat,
Mochts as scha schlechd.
Do zoags glei: Di Doußi,
Di Doußi schauts oñ,
Zart d Fadschn nou noch
And mäichd schan an Mon! —
Äis Maner, äis frali,
Wan enk Dani gfold,
Äis gets as käik oñ,
And in Sock hobs as bold. —
Owa mir ormi Diandla,
Wan mir i da Ghoam
A Biabl gern hobn, —
Mia gen aus, mia gen hoam,
Mia doan nix dasgleichn,
Mian d Augn zan Boun schlogn,
Mian d Liab stil bigrobn
And deafn nix sogn.
— Mian woatn, mian woatn,
Bis a selba kimp frogn . . .

Und wan Dana kimp,
Der Dani gern mäichd,
Sar is s gwis an Onerer
And seltn da Recht.
Wunaseltn da Rechti,
Af den ma hot denkt,
And den ma sei Leib and Sel
Mad Freidn hed gschenkt.
Owa weil ma si grimp,
s Kunt da Recht nid meh kema,
Sa muas mar afd Läist
Ah in Unrechtn nema.
An Unglik si Zwoa!
Owar ausbleibn kunts ah,
Wan s Diandl deafad suachn
Wou der Irige wa
And wan s n hed gfundn,
Deafad nema ba da Hond:
Du gfolst mar, and mogst mi,
Sa bleim ma banond. —
Ouft monigas Ehpoar
Is nid glicklar and gsäignt,
Weil's Diandl nid räidn deaf,
Wan ia da Liabsti bigäignt.

---

*) Dieses Gedicht ist möglichst genau der ursprünglichen Aussprache nachgeschrieben. Das **äi** darf nicht ähnlich wie etwa **ei** ausgesprochen werden, sondern so, daß das ä und das i gesondert zum Ausdrucke kommt. Das n als ñ ist ein Nasenlaut.

# Kleine Laube.

## Januar.

Ein neues Jahr. Jänner heißt der erste Monat oder Januar, benannt nach dem römischen Gotte Janus, der das Doppelgesicht hatte — eines blickte nach rückwärts, das andere nach vorwärts. Auch der Mensch hat zum Schlusse und zum Beginne eines Jahres dieses Doppelgesicht, sein Gedanke ist: Vergangenheit und Zukunft. Trotzdem nimmt er auch die Gegenwart wahr. Kaum sind die heiligen drei Könige als die letzten Weihnachtsgäste fort, so naht der Tolle mit der Schellenkappe, der Hofnarr der Civilisation — der Carneval. Leider ist das heutige Geschlecht nicht mehr froh und witzig genug für die Narrheit und darum heißt der Januar auch der Starr- oder Langweilmonat. Frischer geht's draußen zu, Schlittenfahren, Schlittschuhlaufen und Eisschießen belebt den kurzen Tag und wenn der Sonnenstern am tiefblauen Himmel funkelt und der Schnee auf den Flächen und auf den Bäumen glitzert, und unter den Füßen des Wandelnden doch der Pfad knarrt in klarer Kälte — dann ist's ein Januarbild, das den Menschen erquickt. Der Landmann benützt den Schnee, um in Wald und Feld Fuhrwerke zu verrichten, die zu anderen Zeiten schwieriger wären. Die Holzschläger brauchen den Schnee als Rutschbahn für die in das Thal zu befördernden Baumstämme. An Teichen und Tümpfen wird Eis geschnitten, um so ein Stück ersprießlicher Kälte auch für den Sommer zu bewahren. Die Kirche begeht außer dem Neujahrstag: „Beschneidung des Herrn", und Heiligdreikönig das Namenjesufest mit dem achttägigen Ablasse; es ist der Monat, in welchem der katholische Cultus die wenigsten Ceremonien aufweist. Am 25. Januar ist Pauli Bekehr — „Schlitten weg, Wagen her", wie das Sprichwort sagt. Auf den Dächern aber liegt immer so viel frischer Schnee, daß die Spuren der Ammern, Heher und Spatzen zu sehen sind und all der Vöglein, die mit ihrem bescheidenen Gesang den Winter preisen.

---

## Bunte Denkzettel.

Von Oskar Blumenthal.

### Das praktische Jahrhundert.

Wo lodert noch ein Herz im wilden Brand?
Nur lind und lauwarm rieseln unsere Triebe.
Verlor man sonst vor Liebe den Verstand,
Verliert man heute vor Verstand die Liebe.

---

### Der neue Glaube.

Es bildet sich der Glaubenssatz allmälig:
Der liebe Gott ist todt — Gott hab' ihn selig!

---

### Aus Wien.

Einst sah ein Freund der Mimik fort und fort
Hier Langers Possen, Weilens Dramen dort.
Da mußt' ihn jäh sein Schicksal denn ereilen:
Der Aemste starb an Langerweilen!

---

### Zeitungskritiken.

Der Autor beschaut's nicht,
Den Leser erbaut's nicht,
Den Beweis bleibt man schuldig —
Das Papier ist geduldig.

---

### Einem Liebhaber.

Du stellst im Lustspiel mit guter Routine
Als fescher Liebhaber stets Deinen Mann:
Mich wundert nur, daß die heutige Bühne
Wirklich noch Liebhaber finden kann!

---

### E. Marlitt.

Sie ist das treueste Conterfei
Von phrasentrunkener Blaustrümpfelei.
O wäre doch Alles, was sie geschrieben,
Der alten Mamsell Geheimniß geblieben!

### Offenbach.

Wohl littet Ihr's, wenn er es wagte,
Die Bühne schamlos zu entweihn.
Doch daß er Euch so sehr behagte
Das konntet Ihr ihm nie verzeihn!

### Modernstes Frühlingslied.

Es ziehn die goldnen Wolken
Vorüber in der Luft,
Es zieht in alle Gemüther
Der mächtige Lebensduft.

Es zieht in Dichterherzen
Der Morgensonnenschein.
Es zieht der gesteigerte Miether
In neue Wohnungen ein.

Es zieh'n die Wandervögel
In Schaaren zu uns her:
Ach, nur der Gründungsschwindel
Zieht leider gar nicht mehr.

Das Jahrhundert, in welchem wir leben, hat längst im Glauben ein Aber gefunden und ihn daher als Aberglauben über Bord geworfen.

Je früher dem Menschen die Augen aufgehen — desto früher wird er begehren, sie zu schließen.

Wenn es überhaupt einen Finger Gottes gibt, so hängt er nicht mit dem Arm der Gerechtigkeit zusammen.

War es wirklich so weise vom Diogenes, daß er eine Laterne anzündete, um einen Menschen zu suchen? Er hätte sie vielleicht lieber auslöschen sollen, um — keinen zu finden . . .

Da es kein Mittel gibt, sich das Leben zu verlängern, so muß man nach Mitteln suchen, sich die Zeit zu verkürzen.

Was kann man auf dieser langweiligen Lehmkugel Vernünftigeres thun, als unvernünftig zu sein?

Wer kennt nicht die Geschichte von jenem Herrn, der seinem Affenpintscher die Ohren abschneiden wollte? „Damit es der Bestie nicht so weh thät", schnitt er täglich nur ein Stückchen ab.

Wir sind die Affenpintscher des Schicksals.

Es ist kein Wunder, daß die Meisten sich selbst nicht kennen: es ist bei den Meisten eben eine unlohnende Bekanntschaft.

Man glaube nicht den Thränen der Reue: die Reuigen beweinen meist ihre Strafe, selten ihre Schuld.

Dürften die Menschen auf ihren Neujahrswunschkarten aufrichtig sein, so fände sich hinter dem üblichen P. f. auf manchen vielleicht noch ein u. i.

Die Gesellschaft fordert von Keinem, daß er etwas sagt, sondern nur, daß er etwas redet.

Weiber ohne Weiblichkeit sind nur für Männer ohne Männlichkeit.

Den häßlichen Mädchen muß man Vieles verzeihen: sie sind oft nicht einmal Schuld an ihrer — Unschuld.

Ward ein Mädchen, das dir Liebe schwor, die Frau eines Andern, so gibt es dafür nur einen Trost: — daß sie nicht die Deine geworden.

Um Frauen zu gefallen, ist oft nichts weiter nöthig, als daß man sie begehrt.

An den nützlichsten Lebensregeln ist gewöhnlich doch Eines unnütz: daß sie gegeben wurden.

# Schwänke.

## Wie Graf Adlerstamm den Hahn schoß.

Im R......auerthale steht die alte moosbärtige Fichte, an welcher das Wunder geschehen ist. Dort hat der Graf Adlerstamm den Hahn und der Preiner-Michel den Bock geschossen.

Im letztvergangenen Frühjahre war's, als der Graf in Nimrods kecker Rüstung in's Thal fuhr. Der Oberförster hatte für Jagd und Wild zu sorgen. Er war rathlos. In die nahe Holzknechthütte ging er hinüber, hieß den Vorhacker, den Preinermichel mit sich, und als sie allein durch den Wald gingen und der Michel seinen Tabakbeutel vom Rücken herüberzog, wo er ihn im Gurte stecken hatte und seine Pfeife füllte, sagte der Förster: „Möcht' ich wissen, wie wir das anfangen."

„Ist was anzufangen?" fragte der Michel.

„Der Graf ist da und will morgen früh einen Auerhahn schießen."

„Dem gehört die Jagd, der kann's thun."

„Der kann's nicht thun", sagte der Oberförster.

„Warum? Heuer gibt's ja Hähne genug, weiß selber einen oder zwei. Der Herr Graf muß halt gut auf den Stand geführt werden."

„Das ist zu wenig, mein Lieber, der Graf trifft nichts. Es muß was geschehen. Jetzt, denk Dir einmal, ist's heuer das zehnte Jahr, daß der Herr auf den Hahn kommt, und hat noch nicht ein einzig Federl geschossen. Er wird Dir endlich verzagt, verkauft die Jagd und das wär' arg; Du weißt, Michel, er gibt —" und machte mit den zwei Gebefingern eine bedeutsame Geste. „Kurz, er muß morgen den Hahn schießen. Wenn ich mir das nur anzuschicken wüßt'."

„Binden wir ihm den Hahn auf den Baumwipfel", meinte der Preiner-Michel, nahm seine angestopfte Pfeife zwischen die Vorderzähne und steckte den Tabakbeutel wieder in den Gurt.

„Anbinden", sagte der Förster, „d'ran habe ich schon gedacht, aber es ist zu wenig; er trifft ihn nicht."

„Wenn er aber zwei- und dreimal hinaufbrennen kann?"

„Trifft ihn nicht. Der Graf ist kurzsichtig, das weißt, hat keinen festen Ansatz und keine sichere Hand und keine Geduld und Ruh'; dem fehlt nicht mehr als Alles zum Jäger."

„Nachher kunnt ich keinen Rath geben", sagte der Michel.

„Es gibt nur ein Mittel", versetzte der Förster mit leiser Stimme, als traute er nicht einmal den Bäumen, „und weil es das einzige ist, muß es ausgeführt werden."

„Nachher ist's ja recht!"

„Aber dazu brauch' ich Dich, Michel. Los einmal."

Und sie blieben stehen und der Förster brachte dem Vorhacker was bei.

„Na, Du", sagte dieser, plötzlich laut auflachend, „das thu' ich nicht!"

„Kannst es ganz ruhig thun; 's ist gar keine Gefahr. Er schießt zum mindesten eine Klafter weit an Dir vorbei."

„Zu dem Geschäft such' Dir einen Andern, Förster."

„Nun, zu Deiner Beruhigung — Du weißt ja, daß ich dem Herrn den Büchsenspanner abgebe — werde ich das Gewehr blind laden."

„Das ist eine Red'. Jetzt hast mich. Wo will der Herr Graf den Hahn schießen?"

Oben im Donnerwald, etwa bei der Zwiselfeichten. Je weiter und schwieriger der Weg, desto größer das Vergnügen. Kennst ja das von den hohen Herren. Und um drei Uhr, wo's g'rad noch die rechte Finstere hat."

„Ist recht."

Sie verabredeten noch Manches und verloren sich im Walde.

Um Mitternacht wird der Herr Graf höflich geweckt. Er beladet sich mit Allem, was dem echten Jägersmann an den Leib steht. Und wenn

der Förster meint, das oder das sei heute nicht nöthig, so sagt der Graf fürsichtig, 's wär' immerhin besser, man hätt's bei sich.

„Excellenz!“ sagt der Förster unterwegs, „heut' gilt's Einen. Ich sag's. So schön ist mir noch Keiner gestanden wie der heutige.“

„Soll Sein Schaden nicht sein. Doch — hat Er's gehört, jetzt? ist das nicht ein Schuß gewesen?“

„Wahrhaftig“, lachte der Förster, „auf's Haar wie ein Schuß; das hat mich anfangs auch immer getäuscht. Nein, Excellenz-Herr, eine Lawine ist im Höllgraben drüben abgegangen. Das ist um diese Zeit nichts Seltenes.“

Je höher sie emporkamen gegen den Donnerwald, desto leiser wurde ihr Gespräch. Als sie bei der Rothbuche waren und horchten, hörten sie das erste mal Balzen. Nun hub das Laufen an, um dann, während der Hahn wieder schwieg, starr wie ein Baumstrunk still zu stehen.

So waren die beiden Jäger allmälig zur Zwiselfeichten gekommen, in deren buschigem Gewipfel das Thier schnalzte und balzte, daß es eine Lust war.

Der Förster führte den Grafen auf den rechten Standpunkt und fragte flüsternd, ob er dort oben den Hahn wohl sehe.

„Wohl, wohl! 's ist ein sakrisch mächtiger Kerl.“

„Natürlich, das schwarze Bündel dort ist der Baumwipfel. Daneben der kleine Punkt . . . .

„Gut, gut!“ entgegnete rasch der Graf und fuhr mit dem Schaft zur Wange. — Puff! war auch schon der Knall da. Man meinte, schier zu früh, aber siehe — diesmal Glück! Das Thier rauschte herab von Ast zu Ast und schwer fiel es nieder auf den Boden.

Der Graf sprang hinzu, jauchzte, jubelte; es war auch ein prächtiger Vogel. — Das Telegrafenamt! Allsogleich berichten der Gemalin, den Freunden: Vivat, den Hahn geschossen. Morgen großer Schmaus! —

Ein herrlicher Vogel, fürwahr, und gerade mitten in die Brust getroffen! Aber — was hängt doch dran? An den Klauen hängt ein Knollen, was das sein mag? — Sogleich ist Licht gemacht — welch eine Erscheinung?! In die Klauen verhackt lag ein vollgedunsener Tabakbeutel.

„Verdammter Esel!“ fluchte der Förster und rasch setzte er bei: „Der erste Fall in meiner Praxis, Excellenz-Herr, wo mir das vorkommt, was erzählt wird, daß Auerhähne bisweilen in die Nähe der Holzarbeiter dringen und verschiedene Gegenstände, die die Leute irgendwo bei Seite gelegt, mit sich forttragen. Ich wette, diese Tabaksblase ist ein solcher Raub. Seltsam, seltsam!“

Der Graf starrte drein und sagte kein Wort. Den Vogel lies er liegen; auf dem kürzesten Wege eilte er dem Bahnhofe zu.

Und der Michel kletterte verzagt von der Zwiselfeichten, von welcher er früher den todten Vogel herabgeschleudert hatte.

„Was kann denn ich dafür!“ betheuerte er dem Förster, „Ihr seid zu früh dagewesen. Wie der Schuß fällt, hängt der Vogel noch fest an meinem Gurt. Ich reiß' ihn eilends los, nu, und hab' halt meinen gottverblitzten Tabakbeutel mit hinabgeworfen.“

In acht Tagen war das Revier verkauft.

---

## Der große Hanns.

Papst Nikolaus V. hatte einen etwas wunderlichen Secretär, der aber wieder einen Secretär hatte, den er seinen Schreiber hieß. So hatte der Schreiber das Amt und der Secretär die Würde. Diese vortreffliche Eintheilung ist heute noch nicht abgekommen; der Eine trägt Pflicht und Arbeit, der Andere Titel und Mittel.

Eines Tages brachte der Schreiber dem Secretär den Entwurf eines Brie-

fes, der etwas mangelhaft war und deshalb dem Verfasser zurückgegeben wurde mit dem Befehle, er solle das Schreiben besser machen. Am andern Morgen fand sich der junge Mensch mit seinem Briefe wieder ein, hatte aber kein Wort daran geändert, sondern seine Abendzeit hoffentlich angenehmer verbracht, als Schreibfehler auszubessern.

„Ich glaube, mein Freund", sagte der Secretär, „Du hältst mich für den großen Hanns?"

„Warum, Herr Secretär, wer war dieser große Hanns?"

„Das will ich Dir sagen. Der große Hanns, das war ein Mann, der weder Verstand besaß, noch was gelernt hatte — konnte nicht lesen und schreiben, rechnen nur nach den zehn Fingern*), und der es doch zu Ehren und Reichthümern gebracht hat — wie es solch große Hänse wohl noch heute in der Welt gibt. Er hatte seine Secretäre, die für ihn schreiben mußten, und um diesen Respect einzuflößen, pflegte er jedesmal, wenn sie ihm Briefe zum Unterzeichnen brachten, sich zu stellen, als ob er diese Briefe aufmerksam durchläse. Hernach gab er sie zurück und sagte: Taugt nichts, macht es besser. — Jetzt weißt, was ein großer Hanns ist und jetzt geh'."

Der Schreiber ging nach Hause, änderte nicht einen Buchstaben und brachte am andern Morgen die Briefe wieder.

Der Herr Secretär las sie aufmerksam durch, nickte wohlgefällig mit dem Kopfe und sagte: „Gut, recht gut so, jetzt bin ich zufrieden."

---

**Wenn Sie erlauben, meine Herrschaften!**

Nach einem Gastmahl war's, wir saßen arglos und heiter beisammen um den schwarzen Kaffee. Da erhob sich plötzlich aus unserer Mitte ein blasser junger Mann und sprach mit dumpfer Stimme folgende Worte: „Wenn Sie erlauben, meine Herrschaften, so möchte ich Ihnen bei dieser schönen Gelegenheit mein neuestes Drama vorlesen."

Ein Anderer rief auf diese Worte ein halblautes Bravo, wir übrigen starrten in die großen Rauchwolken, die wir bliesen.

Hastigen und sicheren Griffes, wie der Bandit nach dem Dolche hascht, zog der Dichter ein grauenhaft dickes Heft aus der Tasche. „Die erste Scene", hub er erklärend an", spielt in Capadocien. Sie müssen sich, meine Herren, in dieses Land versetzen und in den Charakter der Nation eingehen."

Darauf entgegnete Einer aus der Gesellschaft: „Können Sie uns auch die Versicherung geben, daß Ihr Stück die Reisekosten deckt?"

„Glaubt Ihr der Poet hätte uns einen verächtlichen Blick zugeschleudert und wäre, sich eines Besseren bewußt, hintangeschritten? Nein. Mit rührender Sanftmuth begann er sein Werk zu lesen.

Als er damit fertig, war Niemand mehr da als der alte Diener, welcher die Porzellantassen und Aschenschalen wegräumte.

„Wo sind die Herren", fragte der Dichter befremdeten Blickes.

„Wahrscheinlich nach Capadocien."

— Der junge Mann ist heute noch nicht geheilt, sondern schmuggelt sich immer noch in Gesellschaften, besonders in Theezirkel ein, um die Leute meuchlings mit irgend einem neuen Werke zu überfallen.

---

**Wie einmal der Dichter den Juden geprellt hat.**

Ein armer Dichter war einem reichen Juden hundert Dukaten schuldig. Darüber lies sich der Jude manch graues Haar wachsen, während des Dichters Locken hübsch kastanienbraun blieben. Auch der Bart wollte in ähnlicher Farbe leichtfertig wuchern, doch der Dichter

*) Aha, das Decimalsystem! Anmerkung des Setzers.

hatte sich seit jeher für ein glattes Gesicht entschieden.

Eines Tages, er saß gerade in der Barbierstube und der Haarkünstler hatte ihm eben das Antlitz vollgeseift, trat der Jude ein.

„Ei, ei“, sagte der Sohn Israels, „da hinter der Seife steckt wohl das sehr verehrte Gesicht des Musjeh, der mir seit Jahr und Tag hundert Ducaten schuldig ist. — Mer ein graußes Vergnügen, den Herrn hier zu treffen.“

„Ah, Sie suchen mich, um mir die Schenkungsurkunde einzuhändigen, von der bereits die halbe Stadt spricht!“ rief der Dichter mit freudiger Geberde.

„Wie haißt Schenkungsurkunde? Mein Geld will ich haben.“

„Thut mir leid“, antwortete der Dichter, „daß es mir in diesem Momente nicht möglich ist, Ihrem Wunsche zu entsprechen. Hätten Sie vielleicht die Güte, zu warten, bis mir dieser Herr den Bart abgenommen hat?“

„Ei bitte, gern, gern will ich so lange warten“, sagte der Jude erfreut.“

„Wohlan“, sprach der Dichter zum Friseur gewendet, „Sie sind Zeuge, mein Herr!“ Stand auf und ging mit ungeschorenem Barte davon.

---

## Bücher.

### Gemüth und Welt.

Gedichte von Friedrich Marx. (Dritte um die Hälfte vermehrte Auflage). E. J. Günther, Leipzig.

Ein formfertiges Gedicht zu machen ist gar keine Kunst, sondern eine Künstelei, die heute von aller Welt geübt oder zum mindesten versucht wird, so etwa, wie man sich mit Rebusauflösen beschäftigt. Die Meisten unserer Versemacher sind nichts als Wortkünstler, oder vornehmer gesagt: Phraseurs. Ihre Spielereien wären an und für sich ganz unschuldig, ja vielleicht sogar löblich — doch ist der Schaden groß, den sie verursacht haben. Sie haben vor dem Publikum die Lyrik in Mißcredit gebracht. Ein neues Bändchen Gedichte mit Goldschnitt! wie sich gleich Alles wegwendet! — Dann heißt es, die Welt wäre prosaisch geworden. Das ist nicht wahr; die Menschen werden immer das Bedürfniß haben, den Ausdruck, die Verkörperung ihrer tiefsten Gefühle und Stimmungen vor sich zu sehen, um dadurch gemahnt und überzeugt zu werden, daß sie mit ihrem großen Glück oder Leid, das ihnen das Herz will zerdrücken, nicht einsam und unverstanden sind, daß Seelenlust und Herzweh Gemeingut Aller ist. — Aber nicht Wortgeklingel will das stimmungsschwere Gemüth; nach heiligen Sonntagsglockenklängen sehnt es sich, oder nach dem Gesange der Lerche über den friedensreichen Wäldern.

Darum wendet sich das Publikum von der heutigen Lyrik ab und traut auch den Recensenten nicht mehr, welche, wenn sie wohlwollend sind, jedes dergleichen Büchelchen anpreisen als „eine schöne Ausnahme von der Dutzendwaare, die den Büchermarkt überfluthet“.

Und wenn endlich einmal eine wahrhaft bedeutende Erscheinung in der Lyrik auftaucht, welches Mittel gibt es denn noch, dieselbe dorthin zu leiten, wo sie hingehör, in das Volk? Keines. Die landläufigen Besprechungen werden ignorirt, die große Trommel zu rühren verschmäht die Sache. Und so ist es einem echten Buche ganz anheimgestellt, sich selbst allmälig sein Reich zu gründen, indem es durch der Jahre Lauf immer tiefer und tiefer in das Volk und in die Herzen dringt. Die Wenigen unserer bedeutenden Lyriker haben auf diesem weiten aber natürlichen Wege ihr Anrecht erlangt.

Zu diesen Wenigen mögen wohl auch die Poesien unseres Friedrich Marx zählen. Vor Jahren ist die erste Auflage seiner Gedichte „Gemüth und Welt“ erschienen. Sie haben nicht jenes Aufsehen gemacht, wie etwa Dichtungen, die nur auf jenen Theil des menschlichen Herzens speculiren, welcher am heißesten und am schwächsten ist und

den Geldbeutel in seiner Nachbarschaft hat. Hingegen sind Marx' Gedichte heute nicht vergessen, sind lebendiger als je, haben im Laufe der Zeit manches dankbare Gemüth gefunden und erquickt. Heute feiern sie die dritte Auferstehung und zwar mit neuen Gaben reich versehen. Dieses Buch ist nicht mehr auf den Passirschein der Presse angewiesen, es ist geborgen und hat das Heimatsrecht. Aber — da wir so oft in die Lage kommen, die Nichtigkeit und Anmassung neuer literarischer Erzeugnisse zu erfahren — so möchten wir zur eigenen Genugthuung einmal laut gestehen, wie dankbar wir Jedem sind, der uns eine wahrhaft gute Gabe spendet.

Gemüth und Welt! zusammen ein einziges Ganzes und doch stets in zwei Theile geschieden zum ewigen Zwiespalt. Wie aber versöhnen diese Gedichte nach beiden Seiten! Ein reines, treues Buch ohne jene bewußten Prätensionen und Effecthaschereien, aber voll inniger Seele, voll männlichen Ernstes und tiefer Gedanken, voll Liebe zu allem Schönen und Edlen. In herzenswarmen Liedern feiert der Dichter die Liebe zum Gespons, zu Eltern und Kindern, zum Freund, zum Vaterlande; in stimmungsvollen idylischen und in hymnenschweren Gesängen verehrt er die Natur und vor Allem seine Heimat, unser herrliches Alpenland. Wohl etwas schwermüthig zuweilen, dann aber wieder weltfreudig und fromm blickt dieses gottgesegnete Auge hinaus, und wo Andere Elend, Trostlosigkeit und Niedergang sehen, dort erblickt es Hoffnung und Urständ des Idealen.

Doch will ein lyrisches Gedicht nicht nur recht gemacht, es will auch recht und zu rechter Zeit gelesen sein. Die Andacht des Herzens ist abzuwarten. Das Lied hat — wie der ernste Ruf des Nachtwächters und wie das Jauchzen des Schäfers auf sonniger Au — seine Stunden und Stimmungen.

Wer diese Stunden und Stimmungen wahrnimmt, dem wird das Buch von Friedrich Marx zur Freude sein.

R.

---

## Dorfleben im achtzehnten Jahrhundert.

Culturhistorische Skizzen aus Innerösterreich von Hans v. Zwiedinek-Südenhorst. Verlag Carl Gerolds Sohn, Wien.

Wir kennen culturgeschichtliche Werke, welche dem Gelehrten zu oberflächlich und dem großen Publikum zu gelehrt sind. An diesem Büchlein mögen Männer der Wissenschaft wie Laien ihre Freude haben. Es läßt an Reichhaltigkeit von Original-Urkunden und Acten nichts zu wünschen übrig, von Urkunden, deren Stil so vertrocknet und verschnörkelt ist, daß selbst der skeptischste Forscher an ihrer vollsten Echtheit nicht wird zweifeln können. Aber es sind nur solche Stoffe aus den bäuerlichen Zuständen des 18. Jahrhunderts ausgesucht, die jedermann interessiren müssen. Es sind Dorfgeschichten im alten Kanzleistile, und zwar Dorfgeschichten, die scharf in die Weltgeschichte eingreifen. Der Titel erscheint uns vorläufig wohl etwas vielsagend, doch glauben wir, daß der Autor es nicht bei diesen uns dargestellten einzelnen Fällen aus Kärnten und Steiermark bewenden lassen, sondern durch weitere Lieferungen den Titel vollständig rechtfertigen wird.

Uns freut vor Allem das Verständniß und die Achtung, welche der Verfasser dem Bauernthume entgegenbringt. „Der Bauer", sagt H. v. Zwiedineck, „ist uns fremd geworden, fremder als unseren Vorfahren; durch viele Jahrzehnte hindurch hat sich der Städter mit einem sehr wenig vornehmen Dünkel von ihm abgewendet und sich um alles das, was sein inneres Leben betraf, kaum mehr bekümmert. — Selbst unsere Richter und Aerzte, unsere Advocaten und Kaufleute, die in kleineren Orten leben, kennen den Bauer nicht immer. Sie wissen zwar Manches von

seinen Schrullen und Eigenheiten zu erzählen, schicken sich wohl auch in sein Begehren, wenn sie dadurch Nutzen erzielen können, doch sie wissen nicht, wie er so wurde. Niemand hat ihnen von der Entwicklung des bäuerlichen Charakters etwas erzählt, sie selbst forschen nicht darnach und dünken sich ganz anders geartet, obwohl sie selbst so manchen Zug vom Nachbarn aus der Dorfgemeinde angenommen haben. Gewiß ist, daß der Strom des bäuerlichen Lebens nur breite ruhige Wellen wirft, nur selten wird er in seinen Tiefen aufgewühlt. Viele Bewegungen, die in den Städten von jedem Einzelnen lebhaft gefühlt werden, gehen an den Dörfern spurlos vorüber. — Daran werden auch die Eisenbahnen nichts ändern.

Und Eines können wir", setzt Zwiedineck hinzu, „aus den (in seinem Buche gebotenen) Erzählungen ohne viel Nachdenken entnehmen: wie der Bauer zu allen Zeiten den härtesten Kampf um's Dasein zu führen hat, wie alle Resultate höherer Cultur auf seiner Leistung beruhen, wie alle Lasten des größeren Besitzes auf seine Schultern überwälzt werden, und wie der doch selbst in den Ansprüchen, die er an den Staat macht, stets der Bescheidenste bleibt. Ich würde mich glücklich preisen, wenn die Bilder, die ich aus dem Leben des vorigen Jahrhunderts flüchtig zu zeichnen versucht habe, nur einige meiner Leser bewegen würden, in der Beurtheilung unserer Bauernschaft etwas mehr Gerechtigkeit walten zu lassen, als es besonders in unseren „liberalen" Kreisen Mode ist. Nicht mit dem Singen der „Vierzeiligen", mit Jodeln und Juchzen, nicht durch den Gemsbart am Hut und grüne Strümpfe wird das Verständniß für das Leben geweckt, das außerhalb der großstädtischen Schlagbäume sich auf und nieder bewegt, — die Last und den Kummer, den geheimen Groll und den offenen Ausbruch lange unterdrückter Leidenschaft, das Gute und Böse im Herzen des Bauers muß man kennen lernen, wenn man diesen schätzen und lieben will."

---

## Allerhand Ungezogenheiten.

Von Oscar Blumenthal. (Fünfte Auflage.) C. J. Günther, Leipzig.

Die Welt entschuldigt diese Ungezogenheiten und der Leser freut sich, daß hier ein rücksichtsloser Sarkastiker den Leuten einmal die widerhaarige Wahrheit sagt. Weil sich Keiner für den getroffenen hält, wird diese geistvolle Lectüre Jedem Vergnügen machen. Zwar werden Etliche mit dem Namen gezeichnet, aber das gefällt den Anderen gerade. Noch entzückender ist freilich das, was allgemeine Schwächen, Verdrehtheiten und falsche Richtungen betrifft. Da ist z. B. ein böses Capitel über die Vorleserepidemie, ein anderes über Aehnlichkeitsjäger, über Kritiker und Künstler, über Deutschthümelei. Da finden wir ein starkes Pülverlein gegen die unzähligen Versemacher, welches in keiner Redaction belletristischer Blätter fehlen sollte. Im Aufsatze: Kuhmägde der Literatur wendet Blumenthal seinen Wurfspieß gegen jene Art von Dorfgeschichten, welche mit großer Wichtigthuerei erzählen, wie die Bauern verbauen und Mist führen. Auch auf die moderne Erscheinung der Gebirgsreisenden und Naturenthusiasten ist unser Satiriker nicht gut zu sprechen. — „Wie", sagt er, „dieser Naturenthusiasmus manierirt ist, ersieht man schon aus seinem zudringlichen Pathos. Wer einem landschaftlichen Anblick gegenüber ein „famos!" in die Welt schmettert, zeigt schon dadurch die geringe Innigkeit seines Naturverständnisses. Und wie blasirt, wie armselig, von einer Wiese zu sagen, sie sei ausgebreitet wie ein Teppich, oder von einem See, er sei klar wie ein Spiegel — als wenn die Natur erst anfinge, schön zu werden, wenn man das Meublement eines anständigen Salons darin wiederfindet." Wir freuen uns über diese Bemerkung, sie beweist, daß dem Verfasser der „Un-

gezogenheiten" doch auch etwas Anderes innewohnt, als der Geist der Verneinung, den man ihm zum Vorwurf macht. Allerdings, eine eben große Freude zeigt Blumenthal im Allgemeinen an dieser Weltordnung nicht, und im Grunde möchten wir uns mit seinen Negationen nicht immer einverstanden erklären; man freut sich eben nur an dem Geiste, der gerade aus den elendsten Zuständen den Stoff zu gewinnen weiß, um uns Andere zu ergötzen. Ein solch wohlthätiger Dämon ist Oscar Blumenthal. Einige seiner Epigramme, die wir an anderer Stelle mittheilen, werden es beweisen.

### Italienische Blätter.

Von Robert Schweichel. Verlag Otto Janke, Berlin.

Italien ist unerschöpflich und macht auf die verschiedenen Besucher desselben verschiedene Eindrücke. Daher begrüßen wir jede neue Schrift über dieses wunderbare Land mit Interesse, und mit ganz besonderem, wenn ein so geistreicher Schriftsteller, wie Robert Schweichel sie uns bietet. Wir reisen in diesem seinem Buche mit ihm, leben mit ihm und lassen uns von diesem Führer gerne belehren über Alles, was in kunstgeschichtlicher, culturhistorischer oder ethnographischer Beziehung wissenswerth ist. Schweichels Darstellungen sind anmuthig, lebendig und stimmungsvoll, und werden Jedem, der Italien kennt oder kennen zu lernen wünscht, willkommen sein.

## Postkarten des Heimgarten:

**Fräulein B. K. in G.** Sie bitten vergebens um Antwort, so lange Sie uns Ihre Adresse nicht nennen.

**Herrn M. S. in B.** Danken verbindlichst für Ihre freundliche Sendung; dieselbe wird den Ansprüchen unserer Leser zurecht gelegt werden.

**Herrn K. J. M. in Dresden.** Sie freuen sich, daß wir den Auerbach „verrissen"? Wir bedauern, daß Sie den Artikel mißverstanden haben, dessen etwas raisonirendes Gehaben nur von den neuen Dorfgeschichten handelt. Wir ehren Berthold Auerbach und glauben mit gutem Gewissen constatiren zu können, daß weder in Dresden, noch in Graz ein Dorfgeschichtenschreiber lebt, der dem Schwarzwälder Erzähler nahe gestellt werden könnte.

**An mehrere Einsender.** Der „Heimgarten" ist kein Magazin für Erstlingswerke.

**Herrn F. K. in P.** Sie sind mit Ihrer Ballade um hundert Jahre zu spät gekommen.

**S. W., Wien.** Verschonen Sie den „Heimgarten" mit Francesconi-Cultus. Der Gegenstand ist, abgesehen von dem gräßlichen Morde und der Hinrichtung, durch die Sentimentalität und Bestialität der Menge unerquicklich genug geworden. Ein Volk, das seine Verbrecher in so begeisterter Weise feiert, ist .... (Das Uebrige unter Couvert.)

**J. W. St. Oswald.** Hübsch, aber für uns zu sentimental. Auch soll bei Gedichten die letzte Strophe die beste sein.

**K. J. K. Wien:** Haben Ihnen rasch die Seite 311 verehrt.

**L. J. in Prag.** Leider haben Sie Recht, wenn Sie Stelzhammer's Dialektschriften einen versinkenden Schatz nennen. Schuld daran trägt theils der Eigennutz, theils die Fahrlässigkeit der betreffenden Verleger, welche das Recht auf neue Ausgaben von Stelzhammer's Werken weder gegen billigen Ersatz hergeben, noch selbst ausüben. Ein Beweis, welches Interesse das Publikum dem oberösterreichischen Dichter noch entgegenbringt, ist die enthusiastische Aufnahme von Stelzhammer's hochdeutschen Liedern „Liebesgürtel", welche vor einem Jahre bei Heckenast erschienen sind.

Druck von Leykam-Josefsthal in Graz. — Für die Redaction verantwortlich P. K. Rosegger.

Heft 5. Februar 1877. I. Jahrg.

# Der Kampf eines Poeten.

Novelle von Ludwig Habicht.

Ja, es ist schön auf dem Lande, in einer friedlichen, anmuthigen Natur! Wie lacht der Himmel, wie grünt die Erde, wie viel Frieden senkt sich da, leise und unsichtbar in's Herz! Und doch auch das Leben in einer großen Stadt entbehrt nicht aller Poesie, gewährt uns Stunden stiller Einkehr, tiefster, seligster Befriedigung.

Wie wunderbar fühlt sich die Seele berührt, wenn sie mitten in dem wilden, ewig tobenden Menschenocean sich eine kleine Stätte geschaffen, wo sie ruhig träumen, denken, sich in sich selbst zurückziehen und wieder auf die Ziele besinnen kann, die ihr in solchen Weihestunden leuchtend vorschweben. Die Rouleaux sind heruntergelassen, die Lampe brennt auf dem Schreibpulte — draußen wogt und braust das Leben ruhelos weiter und doch, wie still wird es im Herzen! — Da liegen Bücher — Alles, was der Menschengeist Großes und Herrliches geschaffen, breitet sich in wunderbarer Fülle vor uns aus, . . . wir können träumen und schwelgen in einer anderen Welt und trotzdem bleibt uns das sichere Bewußtsein, daß wir niemals in Gefahr schweben, von diesen Träumereien entnervt zu werden, denn ein Schritt aus unserem Zimmer und wir erwachen — wir befinden uns wieder im Strudel des Lebens — stehen wieder in der wildesten Brandung, die all' unsere Kräfte fordert und uns beständig aufstachelt, in dem allgemeinen Ringkampfe unseren Platz würdig auszufüllen . . .

Es ist der scharfe Gegensatz zwischen der lärmenden Welt da draußen und der stillen, geheimnißvollen in unserem Innern, der uns hier so mächtig erfaßt und bewegt.

Draußen tobte und raste das Leben der Hauptstadt unaufhaltsam weiter. Der junge Mann, der in seinem Studirzimmer bei der Lampe saß,

merkte nichts davon; er hatte soeben ein Buch aus der Hand gelegt, stützte jetzt den Kopf in die Rechte, und blickte halb träumerisch, halb gedankenvoll vor sich hin. Es war ein blasses, ausdruckvolles Gesicht, das jetzt von der Lampe scharf beleuchtet wurde. Auf der hohen gewölbten Stirn thronte sichtbar ein Gedankenreichthum und in den grün-grauen Augen leuchtete eine sanfte Schwärmerei, die auf ein echt poetisches Gemüth schließen ließ.

Endlich erhob sich der stille Denker, strich mit der Hand über die Stirn und wanderte mit heftigen Schritten im Zimmer auf und ab. Seine Augen verloren den träumerischen Ausdruck, sie begannen wunderbar aufzuleuchten, seine Brust hob sich, der Athem ging rascher und mit einem selbstbewußten Lächeln um die blühenden Lippen murmelte er vor sich hin: „Nein, ich werde niemals dem Geschmacke des großen Hausens fröhnen, mag man immer meine Arbeiten zurücksenden, mögen meine Freunde mir beständig rathen, zum Publikum so tief hinabzusteigen, bis es mich versteht. Ich kann es nicht; lieber will ich meine Feder zerbrechen und auf all' die Träume verzichten, die von Kindheit auf durch meine Seele gegaukelt." —

Er trat wieder an den Schreibtisch zurück, legte die Hand auf das Buch und fuhr, wie im seligen Rausche, begeistert in seinem Selbstgespräche fort: „O, wie recht hat der Dichter:

Entledige Dich der Fesseln allen,
Die gutgemuthet Du bisher getragen,
Und wolle nicht mit kindischem Verzagen,
Der schnöden Mittelmäßigkeit gefallen.

Die letzten Zeilen wiederholte er, wie sich selbst zum Trost und zur Ermunterung.

Dann that er einige Schritte zu seinem Bücherschrank, ließ sinnend den Blick über die stattlichen Reihen gleiten und rief in tiefer, schmerzlicher Erregung aus: „War es Euch Glücklichen allein vergönnt, zu schaffen und zu gestalten, was leuchtend vor Eurer Seele lebte, und müssen wir Armen ganz darauf verzichten?! Sollen wir allein dem Gott des Tages dienen, nur um gehört zu werden? Während diesen Geistesheroen das beneidenswerthe Loos zufiel, ihren Zeitgenossen eine ideale Welt hinzuzaubern, die bis in die spätesten Jahrhunderte ihren Glanz behalten wird, fordert man von uns die Wiedergabe der alltäglichsten Wirklichkeit und jeden erhebenden Gedanken, jedes kühne, in die Zukunft weisende Wort belächelt man, wie das Bemühen eines absonderlichen Thoren, der die Gegenwart nicht versteht, nicht verstehen will."

„Schon wieder über unsterblichen Werken brütend? — Stubenhocker?" ließ sich eine kräftige Stimme vernehmen, und ein breitschultriger robuster Mann stand plötzlich vor dem Sinnenden und weckte ihn unsanft aus seinen Gedanken. Deutlich prägte sich auf dem beweglichen Antlitz des Andern der Unmuth aus, den er über die unerwartete Störung empfand.

„Mache nicht erst ein grämliches Gesicht, lieber Leopold," lachte der Ankömmling, „ich wußte schon, daß ich nicht willkommen war, denn Deine Wirthin wollte Dich verleugnen, nur läßt sich ein Mensch, wie ich, mit solchen Redensarten wie: der Herr ist nicht zu Hause — nicht so ohne weiteres abspeisen. Du hast wohl über Deinem poetischen Träumen ganz vergessen, daß heute Mittwoch ist?"

„Ich habe wirklich nicht daran gedacht, Gottfried," war die zerstreute Antwort. Man konnte deutlich bemerken, daß der junge Mann Mühe hatte, aus seiner Idealwelt in die Wirklichkeit zurückzukehren.

„Gewiß brütest und feilst Du wieder über eine Novelle, in der Du die wunderbarsten Gedanken niederlegen, die tiefsinnigsten Probleme lösen willst, anstatt, wie ich Dir beständig rathe, herzhaft darauf los zu schreiben und Dich um alle Regeln der Aesthetik

nicht zu kümmern, nach denen unser lesendes Publikum ohnehin wenig fragt."

„Ich habe nicht geschrieben," entgegnete Leopold ausweichend.

„Noch schlimmer! Das müßige Grübeln taugt nichts!" war die Antwort Gottfrieds. „Doch nun raffe Dich auf, kleide Dich rasch um, die Freunde werden uns schon erwarten."

„Ich wäre heute am liebsten zu Hause geblieben."

„Daraus wird nichts!" rief der Freund mit großer Entschiedenheit und seine ohnehin kräftige Stimme noch erhebend fuhr er lebhaft fort: „Wie willst Du das Leben schildern, wenn Du es nicht kennen lernst? Der Schriftsteller muß hinaus, der Wirklichkeit ihre Geheimnisse ablauschen, dann erst liefert er die rechte Nahrung für das Volk" — und als er sah, daß sein Freund gegen diese Behauptung Widerspruch erheben wollte, setzte er rasch hinzu: „Wir wollen heute die alten Streitfragen unberührt lassen, jetzt verlange ich nur, daß Du in fünf Minuten fertig bist. Ich werde inzwischen hier, wie Mirza Schaffy, der Erwartung Pfeife rauchen" und der Freund machte sich's auf dem Sopha bequem, zündete sich langsam eine Cigarre an und dampfte große Rauchwolken vor sich hin.

Wenn nach dem ziemlich allgemein geltenden Grundsatze Gegensätze sich anziehen, so waren zwischen den beiden Freunden deren genug vorhanden, welche ihren gemüthlichen Verkehr rechtfertigten.

Leopold von Ferber war kaum von mittlerer Größe, schlank und zart gebaut, mit einem bleichen, durchsichtigen Gesicht, das durch das lange schwarze Haar noch mehr hervortrat und das man, einmal gesehen, nicht so leicht vergaß. Um die fein gebaute Nase schlängelte sich ein Zug von Stolz, ja vielleicht von Hochmuth, und während die obere Partie des Gesichtes mit ihrer hohen gewölbten Stirn mehr den Denker bekundete, sprachen die blühenden Lippen, das bei aller Träumerei doch zuweilen wunderbar aufblitzende Auge davon, daß der junge Mann einem heiteren Sinnengenusse nicht ganz verschlossen sei. Leopold von Ferber machte schon auf den ersten Blick den Eindruck eines feinen aristokratischen Geistes; auch sein ganzes Auftreten war von großer Liebenswürdigkeit, wenn auch anfangs ein wenig zurückhaltend. Er sprach gerne leise und nur in Momenten der Aufregung ließ er sich hinreißen, dann bekam seine Stimme einen mächtigen Klang, ohne deshalb an Wohllaut zu verlieren. Neben seinem Freunde erhielten seine feinen Formen eine fast mädchenhafte Zierlichkeit.

Gottfried Schmidt war eine herkulische Gestalt; groß, breitschultrig, etwas aus dem Groben gehauen, aber der gutmüthige Ausdruck in dem breiten, von einem mächtigen hellblonden Bart umrahmten blühenden Gesicht versöhnte damit. Auch die Stirn war ziemlich hoch, über den Augen stark gewölbt; sie verrieth einen tüchtigen, soliden Menschenverstand, auf der etwas plumpen, bereits röthlich schimmernden Nase hockte ziemlich nachlässig eine goldene Brille, hinter der kleine kluge Augen hervorlugten. Der große Mund mit seinen stark entwickelten Kauwerkzeugen bekundete, daß Gottfried Schmidt den Genüssen einer guten Tafel nicht abhold war.

Er hatte etwas von einem deutschen Recken und das blonde, beinahe aschfarbene Haar, die blauen, gutmüthig dareinschauenden Augen würden ohne die goldene Brille das Bild vervollständigt haben; der alte Burschenschafter blieb aber auf jeden Fall übrig und sein ganzes Auftreten verrieth, daß er sich darin gefiel, noch immer den Studenten herauszukehren, obwohl er schon mehrere Jahre die Universität hinter sich hatte.

Schmidt hatte freilich ein paar Semester länger als üblich die alma mater besucht und es war kein Wunder,

daß ihm der alte Bursche tief im Fleische saß; er hatte anfangs, aus Liebe zur Mutter, Theologe werden wollen, als diese aber plötzlich starb, rasch noch einmal umgesattelt und Jura studirt, und jetzt war er wirklich schon als Referendar bei einem vorzüglichen Rechtsanwalt der Residenz beschäftigt.

Leopold von Ferber dagegen hatte eine bestimmte Fachwissenschaft nicht ergriffen; er hatte eine Menge Collegien gehört, aber von Jugend auf hatte es ihn mit unwiderstehlicher Gewalt zur Poesie gezogen; schon auf der Universität entstanden eine Menge Dramen, die freilich alle unaufgeführt blieben, doch einige seiner Lehrer interessirten sich für das junge, vielversprechende Talent und nach Absolvirung seiner Studien beschloß Leopold, sich ganz der Schriftstellerei zu widmen.

Ein kleines Vermögen sicherte ihn wenigstens für den Anfang gegen die drückenden Nahrungssorgen.

Obwohl der junge Dichter nun schon seit drei Jahren an allem Möglichen seine Kraft versucht hatte, waren all' seine Bestrebungen bisher vom Glück wenig begünstigt worden. Hier und da hatten wohl die Journale ein kleines tief empfundenes Gedicht oder irgend eine Abhandlung gebracht; aber seine größern Arbeiten kehrten mit rührender Treue zu ihm zurück.

Niemand mochte den Versuch wagen, gerade solche Sachen von einem ganz namenlosen Autor zu bringen. Leopold von Ferber und Gottfried Schmidt waren schon auf der Universität befreundet gewesen und dieses Verhältniß war mit den Jahren noch herzlicher geworden. Es verging wohl kein Tag, wo nicht die herkulische Gestalt Gottfried's bei dem Freunde erschien und wäre es nur gewesen, um ihm einen guten Morgen zu sagen.

Trotz der großen Verschiedenheit ihrer Charaktere, ihrer Ansichten und ihres Temperaments, fühlten sich doch Beide von einander angezogen; der junge Dichter empfand die derbe Natürlichkeit, Frische und Gesundheit Gottfried's wie eine Ergänzung seines Wesens, und dieser hatte doch den instinctartigen Drang, durch den Anschluß an den idealistischen Freund sich vor der Gefahr zu schützen, im rohesten Materialismus völlig zu versinken.

Jetzt erschien Leopold aus seinem Schlafzimmerchen und während er noch seine Handschuhe anzog, sagte er eifrig: „Wir können jetzt gehen, ich bin bereit.“

Schmidt dehnte sich noch behaglicher auf dem Sopha.

„Lass' mich erst meine Cigarre zu Ende rauchen, es hat nicht solche Eile.“

„Aber warum drängtest Du mich so?“ fragte Leopold verwundert.

„Ich wollte Dich nur aus Deiner Träumerei aufrütteln“, war die Antwort des Referendars, er strich jetzt bedächtig die Asche von seiner Cigarre ab, und das Aschenhäuflein aufmerksam betrachtend, als sei es der sorgfältigsten Studien würdig, fuhr er langsam fort: „Ja, was wollte ich Dir denn sagen? Richtig, da fällt mir's ein. Die Humoreske, die ich in einer müßigen Stunde flüchtig hingeworfen und die Du als roh und realistisch hart verurtheilt, hat der Redacteur der „Dornen“ mit Entzücken angenommen, sofort abgedruckt und mich zu der Einsendung neuer Arbeiten dringend aufgefordert. Ich sehe auch wirklich nicht ein, warum ich mich nicht ebenfalls der Literatur in die Arme werfen sollte.“ Schmidt hatte in einer so nachlässigen Weise gesprochen, als handle es sich um die gleichgiltigsten Dinge von der Welt, und er blickte halb fragend, halb herausfordernd zu dem Freunde auf. Dieser ließ sich davon nicht täuschen; er kannte schon die Manier Gottfried's, der sich gern das Ansehen gab, als stehe er über dem Allen.

„Ich warne Dich ernstlich davor“, rief Leopold ungewöhnlich lebhaft. „Hast Du nicht an den bittern Er-

fahrungen genug, die ich mache? Gibt es wohl einen härtern Kampf als den des jungen Schriftstellers, und wer bürgt dafür, daß all' sein heißes Ringen und Streben endlich noch zu einem befriedigenden Ziele führt?" Der junge Mann hatte mit großer Wärme gesprochen und seine Augen nahmen einen schwermüthigen Ausdruck an. Er mußte an sein eigenes Schicksal denken, das noch so wenig entschieden war. Mit welchen Hoffnungen hatte er diese Laufbahn betreten und wie war ihm seitdem schon oft der Muth entsunken!

„Du redest mir so entschieden ab; wenn ich eine mißtrauische Natur wäre, müßte ich glauben, daß Du mich einmal zu fürchten hättest", erwiderte Gottfried mit kurzem Auflachen.

Leopold machte eine abwehrende Bewegung; er nahm die Bemerkung nicht scherzhaft auf und entgegnete hastig: „Es geschieht wirklich aus reinster Freundschaft, wenn ich dringend abrathe, nicht den Weg zu betreten, welcher Dir keine Rosen bieten kann," und mit jener herzlichen Offenheit, die er seinen Freunden stets bewies, fuhr er fort, indem er die Hand auf die Schultern des Referendars legte: „Du bist ein prächtiger Mensch, ein wackrer Freund, ein klarer, praktischer Kopf; aber was man von einem Poeten fordert, das hast Du nicht und so viel Selbstkenntniß traue ich Dir zu, um dies ebenfalls zu wissen."

„Vollkommen, und trotz alledem werde ich es versuchen" — war Gottfried's ruhige Antwort.

„Ach, Du willst Dich unglücklich machen?"

„Lass' mich nur ausreden," entgegnete der Referendar, und behaglich den Rauch seiner Cigarre vor sich hinblasend, fuhr er fort: „Ein praktischer Kopf, wie Du mich eben zu nennen beliebtest, läuft nicht so leicht in sein Unglück. Wir sind jetzt in der Literatur bei der Kleinmalerei angelangt. Nun, ich habe mich nicht umsonst in der Welt umhergetrieben, ich werde sie schildern, wie sie ist, die Leser werden entzückt davon sein, die Redactionen sich um meine Erzählungen reißen, ich werde herzhaft darauf losschreiben und in wenigen Jahren habe ich mein Schäfchen im Trocknen."

„Ach, lass' die alten Scherze! Mir ist heute durchaus nicht spaßhaft zu Muthe."

„Wer sagt denn, daß ich Spaß treiben will?" entgegnete Schmidt, und sein breites, volles Gesicht veränderte sich nicht im Mindesten. „Bei meinem üppigen Vollbart, es ist mein heiliger Ernst" — und er strich mit der Hand über das helle Buschwerk, auf das er nicht wenig stolz war. „Wie ich nun einmal Oben angeschrieben stehe," fuhr er langsam und bedächtig fort, „habe ich sobald auf eine etatsmäßige Richterstelle nicht zu hoffen. Hier dagegen winkt mir ein hübscher, angenehmer Erwerb. Hussah, ich werde Erzählungen schreiben, welche man verschlingen soll. Dorfgeschichten, Criminalnovellen, Humoresken, — alles derb, gesund, der Wirklichkeit abgelauscht. — Die Kritik, die anfangs mit offenem Munde meine Sachen angaffen und nicht wissen wird, was sie dazu sagen soll, muß endlich Rad schlagen vor Entzücken, denn hier wie überall entscheidet nur der Erfolg."—

Leopold schüttelte den Kopf; er wußte noch immer nicht, ob er die wunderlichen Reden Schmidt's für Ernst oder für Scherz nehmen sollte, denn der Humor des Freundes gefiel sich darin, mit der nüchternsten Miene von der Welt allerhand tolles Zeug auszukramen und es stets unentschieden zu lassen, wie er eigentlich eine Sache gemeint habe.

„Sieh mich immer verwundert an," rief Gottfried lachend: „Ich werde Dir doch beweisen, wie es ein praktischer Kopf anfängt, um ohne alle Poesie sich in der Literatur eine Stellung zu erwerben. Jetzt aber lass'

uns aufbrechen und mache nicht ein solch' bedenkliches Gesicht, ich bin heute noch ganz nüchtern und deshalb gar nicht zum Spaß aufgelegt." —

„Nun, um so schlimmer, wenn Du im Ernst Dich solchen Illusionen hingeben solltest," entgegnete Leopold und sein Gesicht nahm einen bedenklichen Ausdruck an.

Schmidt lachte noch kräftiger: „Mache Dir um mein Schicksal keine Sorgen. Es ist mein fester Entschluß, ich gehe unter die Schriftsteller und weiß genau, was ich dort erwerben kann: — viel Geld und viel Ehre. — Du sollst noch Wunderdinge an mir erleben."

Sein Freund wußte jetzt genug; er kannte schon den harten Kopf Gottfried's, der niemals von einer Sache abließ, die er einmal erfaßt hatte, und daß ihn jeder Widerspruch noch hartnäckiger machte; es war deshalb alle Mühe vergebens, dem tollen Menschen Vernunft zu predigen, trotzdem mochte er ihn nicht in seiner kühnen Zukunftsträumerei bestärken, und er sagte deshalb ohne jeden Rückhalt: „Ich fürchte, daß Du weder das Eine noch das Andere finden wirst."

Gottfried zuckte mitleidig die Achseln. Er war seines Erfolges viel zu gewiß und er erwiderte etwas gereizt: „Komm' nur endlich, beim zweiten Glase wird Dir die Geschichte schon in ganz anderer Beleuchtung erscheinen," und er zog den Freund mit sich fort.

Die Mittwochgesellschaft, welche jetzt die Beiden aufsuchten, bestand aus einem kleinen Kreise von jungen Schriftstellern und Künstlern, der sich allwöchentlich an diesem Tage regelmäßig versammelte, um durch einen lebhaften Austausch ihrer Ansichten, Hoffnungen und Träume sich gegenseitig anzuregen und weiter zu entwickeln.

Fast all' die hier Versammelten hatten kein anderes Vermögen unter der Sonne, als ihren Lebensmuth, diese unversiegbare Kraft der Jugend, und ihre Hoffnungen diese Million der Armen. Als die Freunde erschienen, war die kleine Gesellschaft beinahe vollständig versammelt und die lebhafteste Unterhaltung hatte bereits begonnen.

Wie viel Träume von künftigem Glück und Ruhm gaukelten an diesen jugendlichen Herzen vorüber, die, im Besitz ihrer zwanzig Jahre, alle Entbehrungen und Täuschungen nicht völlig entmuthigen konnten. — Ach, wie sie lachen und jauchzen die jungen Talente, die so zuversichtlich an ihren guten Stern und ihre Zukunft glauben! — Dort der blasse, hagere Mensch mit dem langen Haar und den funkelnden Augen hat keine anderen Gedanken, als einmal Cornelius und Kaulbach zu verdunkeln; er spricht dies mit jugendlicher Keckheit offen aus — und wie würde sein ehrgeiziges Herz zusammenzucken, wenn er einen Blick in die Zukunft thun, und sich nach zehn Jahren als armer Photograph sehen könnte, der froh ist, wenn sich ein paar Kunden in sein Atelier verirren. Wer ihm dies Schicksal prophezeihen wollte! Der junge Künstler würde laut auflachen und diese Zukunftsmalerei als Wahnsinn bezeichnen — und doch wird nach zehn Jahren seine stolze Seele längst den kühnen Flug verlernt haben, der junge Aar flügelgebrochen, philisterhaft still und dumpf brütend, in seinem Käfig hocken.

Jener junge Journalist mit dem blonden, koketten Bärtchen und der scharfen Stimme träumt von großen Staatsumwälzungen, bei denen er eine hervorragende Rolle spielen muß, — vielleicht winkt ihm der Präsidentenstuhl — und in zehn Jahren sitzt der feurige Republikaner im Redactionsbureau eines Regierungs-Organs und wendet jetzt allen Witz daran, um die Ideen zu bekämpfen, für die er einst geschwärmt.

Ja, wer all' den hier Versammelten die Zukunft deuten könnte; wie viel

bittere Täuschungen, wie viel Umwege wären ihnen erspart, aber auch um wie viel beglückende Illusionen wären sie ärmer . . .

Zu den Uebermüthigsten und Lustigsten gehörte ein kleiner blondhaariger Mensch: er hatte ein gewöhnliches Gesicht; nichts verrieth die Bedeutung seines Innern, und doch besaß er, wie all' seine Freunde anerkannten, ein hervor-agendes Talent. Der kleine Wildbach hatte die größten Anlagen zum Satyriker, die aber durch angeborene Gutmüthigkeit gemildert wurden. Er war der heiterste Gesellschafter, dessen unversiegbare gute Laune nicht wenig dazu beitrug, daß sich die erhitzten jugendlichen Geister, die oft hart an einander prallten, immer wieder versöhnten.

„Es ist Zeit, daß Ihr kommt," rief Wildbach sogleich den eintretenden Freunden zu. „Von heut ab beginnt für uns eine neue Aera und Ihr sollt sie mit genießen."

„Ach, verschone uns mit diesen „ärarischen Hoffnungen", witzelte der Journalist, „die in einem echten Demokratenherzen nie wieder Wurzel schlagen können."

An Dich, politischer Schwarzfärber, habe ich dabei auch gar nicht gedacht," entgegnete Wildbach, „nur für uns Söhne des Apoll winkt ein neues Dasein."

Man fragte lebhaft durcheinander. — Ist ein Karl August geboren worden, ein neuer Cosmo de Medici in der Hauptstadt eingetroffen? Scherze und übermüthiges Gelächter folgten von allen Seiten.

„Nichts da, laßt mich nur zu Worte kommen!" rief der Kleine, und seine Stimme gewaltig anstrengend, setzte er im feierlichen Tone hinzu: „Ein Buchhändler wird sich heute Abend bei uns einfinden."

Ein allgemeines „Ah" des Erstaunens war die Antwort; nur ein junger Lyriker schrie ganz erbittert: „Ich will von diesen Ungeheuern nichts wissen; sie sind unsere Todfeinde."

„Weil sie durch trübe Erfahrungen gewitzigt, von Deinen unsterblichen Gedichten, dunkler Ahnungen voll, sich entschlossen abwenden?" fragte Wildbach spottend.

„Diese Buchhändler sind die gefährlichsten Mitglieder der menschlichen Gesellschaft; sie verlegen alles Schlechte, Unbedeutende, während sie der wahren Poesie rücksichtslos den Weg verlegen," erklärte der Lyriker.

„Ja, all' diese Barbaren haben Dein letztes großes Epos sehr gewissenhaft zurückgeschickt, weil sie aus Erfahrung wissen, daß von solchen Sachen nicht zehn Exemplare abgesetzt werden. Ich würde einen Buchhändler bemitleiden, der sich noch von den Gedichten eines jungen Poeten ein Geschäft verspricht," mischte sich Gottfried mit seiner nüchternen Lebensanschauung in die Debatte.

Während seiner Rede war geräuschlos ein junger Mann eingetreten; er mußte die letzten Worte Schmidt's noch gehört haben, denn sein kluges, intelligentes Gesicht überflog ein beifälliges Lächeln und er betrachtete mit Aufmerksamkeit den Sprecher. Jetzt hatte auch Wildbach den Ankömmling bemerkt: „Ach, meine Freunde, hier kann ich Euch unsern besten Verbündeten vorstellen, Herrn Verlagsbuchhändler Burchardt; er will den nicht verachtenswerthen Muth haben, ein Häuflein junger Talente um seine Fahne zu schaaren."

Man begrüßte den Verlagsbuchhändler mit großer Zuvorkommenheit; manchem angehenden Schriftsteller pochte unruhiger das Herz, denn von diesem Manne konnte leicht das Schicksal seines ganzen Lebens abhängen und da Herr Burchardt das liebenswürdigste Benehmen entfaltete, befand sich die kleine Gesellschaft bald in der behaglichsten Stimmung.

Wie wurden erst die jugendlichen Geister entzündet, als der Buchhändler

die vertrauliche Mittheilung machte, daß er ein neues belletristisches Journal gründen und den Rath der Anwesenden über Form und Inhalt des Blattes hören wolle.

Nun schwirrten die Ansichten bunt und wirr durcheinander. Jeder hatte seine besondere Idee, von der er sich den glänzendsten Erfolg versprach.

Der Buchhändler hörte aufmerksam zu, wie Jemand, welcher sich eifrig bemüht, aus einer Menge Spreu einige Körnchen Wahrheit zu entdecken.

Nur Leopold und Gottfried hatten sich still verhalten, freilich aus ganz verschiedenen Gründen. Der Eine, weil ihm das Geschäftliche dieser Angelegenheit kein Interesse einflößen konnte, der Andere, weil er die ausgekramten kühnen Ideen lächerlich fand.

„Ihr habt ja gar noch nichts gesagt,“ wandte sich endlich Wildbach an die beiden Freunde: „Lieber Leopold, warum willst Du nicht auch Deine Meinung zum Besten geben?“

Noch ehe dieser eine Antwort ertheilen konnte, fuhr Gottfried mit seiner kräftigen Stimme dazwischen: „Lassen Sie sich, lieber Herr Burchardt, von diesen kühnen Träumereien nichts einreden. — Veredelung des Geschmackes, sorgfältige Kritik-Lectüre für die Gebildeten — damit sind meine Freunde rasch bei der Hand und das klingt Alles recht schön; aber wir haben derlei Journale im Ueberfluß und hier ist nirgend eine Lücke vorhanden, aber was wir brauchen, ist ein Blatt für die untersten Schichten des Volkes — derbe, gesunde Kost, dabei äußerst billig — ich versichere Ihnen, ein solches Unternehmen, geschickt angefaßt, hat noch eine große Zukunft.“

Die Aeußerung Schmidt's weckte bei den jungen Idealisten den lebhaftesten Widerspruch, doch Gottfried war nicht der Mann, der sich so leicht einschüchtern ließ. Je heftiger man ihn bekämpfte, je rücksichtsloser schlug er seine Gegner aus dem Feld und mit der ihm eigenen Verstandesschärfe verfocht er seine Ansicht. Jedes seiner Worte bekundete den nüchternen, praktischen Menschen, der sorgfältig allen Träumereien und Selbsttäuschungen aus dem Wege ging. Je länger der Referendar sprach, je beifälliger hörte der junge Buchhändler seinen Auseinandersetzungen zu und als die erhitzten Köpfe ein wenig ruhiger geworden waren, löste er endlich sein kluges Schweigen und Gottfried die Hand hinreichend, sagte er mit freundlichem Lächeln: „Ich theile vollkommen Ihre Ansichten, Herr Schmidt, und werde sie mir bei Gründung meines Blattes zur Richtschnur dienen lassen.“

„Das freut mich,“ entgegnete Gottfried geschmeichelt und blickte triumphirend auf seine Freunde.

„Und damit Sie sehen, daß es mir damit Ernst ist,“ fuhr Herr Burchardt ruhig fort: „würde ich sehr glücklich sein, wenn Sie die Redaction meines neuen Blattes übernehmen wollten.“

Der Vorschlag kam den Anwesenden so unerwartet, daß sie in ein unauslöschliches Gelächter ausbrachen. Freund Schmidt, Redacteur eines belletristischen Blattes — der Gedanke schien den jungen Dichtern und Künstlern zu komisch — ihre Heiterkeit wollte kein Ende nehmen. Selbst über das ernste Antlitz Leopold's glitt ein Lächeln. — Er achtete wohl den Charakter seines Freundes; aber von seinen Geistesgaben hatte er keine so hohe Meinung und am wenigsten hielt er den nüchternen, hausbackenen Gesellen für fähig, einem solchen Unternehmen vorzustehen.

Das Anerbieten des Buchhändlers kam zwar Schmidt ein wenig überraschend, aber er faßte sich schnell. Sein stark ausgeprägtes Selbstbewußtsein fühlte sich den schwierigsten Aufgaben gewachsen, und da seiner Derbheit jede Empfindlichkeit fremd war, nahm er nicht einmal das höhnische Gelächter der Freunde für eine Beleidigung auf, ja er hielt es nicht der

Mühe werth, diese unpassende Heiterkeit gehörig abzutrumpfen.

„Wenn wir uns über das Redactionshonorar einigen können, dann nehme ich sofort Ihr Anerbieten an und ich hoffe, das neue Journal bald zu dem gelesensten Blatte zu machen." Trotz seiner gewaltigen Stimme hatte Gottfried alle Mühe, das Gelächter zu durchdringen, das noch immer nicht enden wollte.

„Er ist kühn, dieser literarische Bayard," rief der junge Journalist, und Wildbach setzte spottend hinzu: „Unser Freund besitzt nun einmal jene Verwegenheit, die vor keinem literarischen Verbrechen zurückscheut," und das Lachen begann von Neuem.

Weder Schmidt noch der Buchhändler ließen sich von dem kecken, übermüthigen Benehmen der Anderen irre machen, sie zogen sich in eine Ecke des Gemaches zurück, und während die kleine Gesellschaft noch immer über den drolligen Einfall witzelte und das Ganze für einen Scherz hielt, brachten die Beiden ihre Angelegenheit rasch in's Reine.

Der junge Buchhändler hatte mit scharfem Blick erkannt, daß er gerade an Schmidt den rechten Redacteur für sein neues Unternehmen gefunden. All' seine Ansichten waren verständig, hatten Hand und Fuß und erhielten Burchardt's vollen Beifall. Auch über das Honorar einigte man sich schnell, da Gottfried für den Anfang keine übertriebene Forderung stellte.

Nach wenigen leisen, geflüsterten Worten waren sie einig und Schmidt trat sogleich mit einem triumphirenden Lächeln an den Tisch zurück und rief mit einer Stentorstimme: „Meine Freunde, die Sache ist abgemacht. Ihr seht den wohlbestallten Redacteur des neuen Journales vor Euch."

Einige lachten wieder hell auf und fanden die Geschichte doch zu belustigend; Andere zeigten sich plötzlich ernst. Die Sache mußte ihre Richtigkeit haben, das zeigte schon das Benehmen des jungen Buchhändlers, und nun kam Manchen doch der Gedanke, daß sie für die Redaction weit besser gepaßt hätten als dieser rohe Bursche. Referendar Schmidt, Redacteur eines Blattes, das ging über allen Spaß! —

„Ich hoffe, daß Ihr mich Alle mit Euren Talenten unterstützen werdet — ich will mit allen Traditionen brechen und mich wenig um die gefeierten Namen kümmern; wer mir eine gute Novelle einschickt, der soll mir willkommen sein, gleichviel, ob er Hinz oder Kunz heißt."

„Bravo, der neue Redacteur soll leben! Seine Ansichten sind vielversprechend für uns Namenlose!" rief Wildbach und erhob sein Glas. Halb war es Spott, halb Ernst — Schmidt nahm es für das Letztere, ergriff sein Glas und stieß mit seinem zukünftigen Mitarbeiter kräftig an.

Das Beispiel fand Nachahmung. Mit der Beweglichkeit der Jugend fügte man sich rasch in die veränderten Umstände. Dem Referendar war einmal durch blindes Glück die Redaction zugefallen und es wäre Thorheit gewesen, ihn länger vor den Kopf zu stoßen. Er war plötzlich eine einflußreiche Persönlichkeit geworden, deren Gunst man nicht verscherzen durfte. — Jeder von den jungen aufstrebenden Schriftstellern dachte schon an die im Pult liegenden Novellen und Gedichte, die endlich durch Schmidt die Bewunderung und das Entzücken der Welt erregen sollten, denn es war selbstverständlich, daß ihr alter Freund diese Sachen zuerst in seinem Blatte bringen mußte.

Während der Referendar Schmidt in dieser Gesellschaft von Schöngeistern und jungen Poeten bisher nur geduldet wurde und Mancher an seiner prosaischen Denkweise den härtesten Anstoß nahm, war er ganz unerwartet der Mittelpunkt des kleinen Kreises geworden. Mit der ihm eigenen Keckheit maßte er sich rasch eine größere Herrschaft an; er hatte sogleich das volle

Bewußtsein seiner veränderten Stellung und ließ es auch sofort den Freunden fühlen.

Wenn man jetzt von allen Seiten auf ihn einredete, ihm versprach, aus reiner Freundschaft die beste Novelle, den glänzendsten Artikel ihm zu überlassen, sagte er nur trocken: „Schickt es mir ein, Kinder, ich werde Alles gewissenhaft prüfen."

Während die jungen Apollosöhne das neue Unternehmen besprachen und Jeder seine persönlichen Hoffnungen darauf setzte, verhandelte Gottfried mit dem Buchhändler das Geschäftliche weiter; man einigte sich über Format, Preis, alle Aeußerlichkeiten, und Herr Burchardt gewahrte immer mehr, daß er an Schmidt den rechten Mann gefunden, denn derselbe entwickelte für all' diese Dinge eine Umsicht und Gewandtheit, die ihm die beste Bürgschaft für das Gelingen seines Unternehmens war. Er nahm deshalb auch keinen Anstoß daran, daß Schmidt den baldigen Abschluß eines Contractes forderte und sicherte ihm denselben bereitwilligst schon für den folgenden Tag zu.

Gottfried hätte am liebsten die Sache auf der Stelle schriftlich abgemacht; aber er mochte kein allzugroßes Mißtrauen zeigen, um so weniger, als der junge Buchhändler der Inhaber einer alten, im besten Rufe stehenden Firma war. Deshalb wußte er, daß er sein unerwartetes Glück in festen Händen hielt, und zugleich war er von sich selbst überzeugt, daß er es nicht mehr loslassen würde. Als sich daher der junge Buchhändler bald darauf empfahl, thaute Schmidt vollends auf. Er hatte sich bisher bei seinen Freunden immer etwas zusammengenommen und seinem „eigenartigen" Humor nicht die Zügel schießen lassen, nun kehrte er mit sicherem Behagen die wahre Seite seines Wesens heraus. Die überschwänglichen Glückwünsche, die noch einmal auf ihn einstürmten, nahm er äußerst gleichgiltig hin, und als der junge Journalist scherzend ausrief: „Der neue Redacteur müsse seine Mitarbeiter sogleich mit Champagner bewirthen," und die Meisten diesem genialen Vorschlage zujubelten, ließ er sich durchaus nicht verblüffen und entgegnete rückhaltslos mit lautem Auflachen: „Fällt mir gar nicht ein. Ihr habt jetzt alle Ursache, mich warm zu halten, nicht aber ich Euch."

Gottfried war durchaus kein Knauser, in lustiger Gesellschaft ließ er gern etwas d'raufgehen; es widerstrebte jedoch seiner selbstsüchtigen Natur, Andere freizuhalten, und wie er auch gern den alten Burschen herauskehrte, in diesem Punkte entwickelte er stets eine zähe Schlauheit, die sich hütete, für gute Freunde die Zeche zu bezahlen.

„Dann wollen wir den neuen Redacteur bewirthen, um ihn bei guter Laune zu erhalten", rief Wildbach übermüthig und bestellte Champagner.

„Du wirst Dich zu Grunde richten", warnte ein Freund.

„Bah, ob ich ein paar Thaler mehr Schulden habe, soll mir morgen keine Kopfschmerzen machen. Ich liebe das Heute," war die Antwort, und mit dem Leichtsinn der Jugend stimmten Andere dem Collegen zu.

Die kleine Gesellschaft wurde immer heiterer, die Lebensplane eines Jeden wurden immer kühner — und unbekümmert, ob man in dem allgemeinen Wirrwarr Beachtung fand, ließ man die Hoffnungs-Raketen lustig steigen. Wie rauschten sie glänzend durch die Luft, um dann vielleicht in ewige Nacht zu sinken . . .

Je mehr die Anderen sprachen, desto stiller war Leopold geworden. Die Träumerei der Andern brachte ihn plötzlich zum Bewußtsein, daß er an demselben Fehler litt. Welch' überschwellende Hoffnungen, welch' kecker Uebermuth, der das Höchste zu leisten meint, weil er noch nicht die eigene Kraft völlig erprobt. — Litt er nicht an derselben Unreife, die sich unerreich-

bare Ideale schafft und der Welt feindlich gegenüberstellt, weil sie ihr eigenes Können weit überschätzt? — Wenn die geachtetsten Blätter ihm und seinen Freunden bisher den Raum in ihren Spalten verweigert hatten, so mußte doch wohl ein anderer Grund vorhanden sein. Gewiß lag es nicht an der unergründlichen Tiefe ihrer Productionen, sondern an der mangelnden Welt- und Menschenkenntniß, welche auf himmelblauem Grunde nur romantische Schattenbilder entwarf, anstatt der vollen blühenden Wirklichkeit, welche man von den Schöpfungen der Gegenwart fordert.

Schmidt war auf dem Heimweg in bester Laune, er schob den Arm in den seines Freundes, und kaum hatten sie das Local verlassen, da rief er lachend: „Die Narren glauben wirklich, daß ich ihren phantastischen Krimskrams aufnehmen und damit mein Blatt im ersten Vierteljahr zu Grunde richten werde. Außer Wildbach und Dir haben die Andern nicht das mindeste Zeug zum Schriftsteller. Nun, Ihr könnt lange warten.“

„Du hast es ihnen aber doch versprochen.“

„Daß ich ihre Beiträge prüfen werde“, war Schmidt's Antwort; „ich kann mir jedoch die Mühe sparen, denn ich weiß schon, daß all' die Geschichten nicht einen Pfifferling werth sind.“

„Dann werde ich mich hüten, Dir ein Manuscript anzuvertrauen.“

„Ach, das ist ganz was Anderes. Du bist mein bester Freund! Freilich mußt Du Dich auch etwas herunterschrauben, wenn Du für mein Blatt geeignete Beiträge liefern willst.“

Es hob Gottfried's Selbstbewußtsein nicht wenig, als ihm der Freund, anstatt wie sonst lebhaft zu widersprechen, ruhig zustimmte. „Er beugt ebenfalls sich schon vor dem künftigen Redacteur“ — dachte er selbstgefällig, denn er hatte keine Ahnung davon, welch' innere Kämpfe Leopold soeben durchgemacht. Um so behaglicher entwickelte er noch einmal seine Ansichten, was man dem Publikum bieten müsse und wie man es anzufangen habe, dessen Beifall zu finden. Aufmerksam hörte ihm der Andere zu und Schmidt fühlte sich davon außerordentlich geschmeichelt.

Als die Freunde sich trennten, drückte er Leopold so heftig die Hand, daß sie diesen schmerzte: „Von heute an gehört die Zukunft uns. Wir wollen das Eisen schmieden, so lange es warm ist,“ und mit einem kräftigen „Gute Nacht“ eilte Gottfried seiner Wohnung zu.

* * *

Das neue illustrirte Volksblatt erblickte wirklich das Licht der Welt und Gottfried schrieb gleich für die erste Nummer unter dem duftigen Namen „Gottfried Rosen“ eine Criminalgeschichte, die seine Leser auf eine so furchtbare Folter spannte, daß sie die Fortsetzung nicht erwarten konnten.

Das Glück der neuen Zeitschrift war damit gemacht.

Während sonst derartige Unternehmen stets mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen haben, strömten dem Schmidt'schen Blatte zahlreiche Abonnenten zu; freilich kamen sie aus den untersten Volksschichten, aber Gottfried hatte mit scharfem Blicke gerade nur für diese Kreise Form und Inhalt seiner Wochenschrift eingerichtet und der intelligente Verleger war mit der Wahl seines Redacteurs außerordentlich zufrieden.

Wenn auch Gottfried mit derber Rücksichtslosigkeit seines Weges wanderte und der steigende Erfolg seine unbefangene Grobheit noch stärker hervortreten ließ, für die Freundschaft hatte er stets in seinem robusten Herzen eine gewisse Schwäche gehabt, und besonders war es Leopold, an welchem er wirklich in ehrlicher Gesinnung festhielt und für

den er sogar bereit war, sich in Bewegung zu setzen, wenn es galt, ihm irgend einen Dienst zu erweisen. —

Deshalb blieb Schmidt's unerwartete Uebernahme einer Redaction auch auf das Schicksal und den Lebensgang seines Freundes nicht ohne Einfluß. Nach lebhaften Auseinandersetzungen und Erörterungen gelang es Leopold, einen realistischen Beitrag zu liefern, der Gottfried's Beifall fand und zu dessen Annahme er sich bereit erklärte, wenn ihm der Freund kleine Kürzungen und Abänderungen gestatten wolle.

Leopold hatte ohnehin nicht, wie sonst, die Arbeit mit vollem Herzen geschrieben; sie war ihm deshalb weit gleichgiltiger und er willigte gern in die Forderungen des neuen Redacteurs; aber als er dann seinen Beitrag gedruckt sah, fühlte er sich doch unangenehm berührt, denn der Freund war mit seinem kleinen Werke allzu willkürlich umgesprungen. Er hatte nur spärlich einige Gedanken und poetische Reflexionen eingestreut, aber auch diese waren dem unerbittlichen Rothstift des Redacteurs zum Opfer gefallen.

Der junge Dichter konnte nicht umhin; er mußte sich bei dem Freunde beschweren.

Dieser lachte hell auf, als Leopold um seine weggestrichenen Gedanken jammerte, und ihm derb auf die Schulter klopfend, sagte er in bester Laune: „Klag' nicht um Deine tiefsinnigen Betrachtungen; hätte ich sie stehen lassen, dann wäre ich sicher, daß Tausende meiner Leser aus Langerweile den Gähnkrampf bekommen hätten."

„Du willst also, daß in die Seelen dieser armen Leute nicht ein Lichtstrahl fallen soll?"

Schmidt zuckte mitleidig die Achseln: „Wie oft soll ich Dir's noch sagen. Mein Leser will, nachdem er Tageslast und Hitze getragen, unterhalten sein; — da muß immer was vorgehen, was ihn tüchtig in Athem hält und auf die Fortsetzung gespannt macht; jede, selbst die schönste Reflexion, sieht er für ein unnützes Beiwerk an, das ihn nur aufhält und das ihm die ganze Geschichte verleidet, wenn es zu oft sich hervorzutrauen wagt."

„Und denkst Du denn nie daran, welche Verantwortung Du hast? Daß Dir die schöne Aufgabe geworden, das Volk zu erziehen, seinen Geschmack allmälig zu läutern und ihm den Blick für das wahrhaft Gute und Schöne zu öffnen?"

„Gewiß, theurer Freund", versicherte Schmidt zuversichtlich: „Lass' uns nur erst die Abonnenten völlig in dem Sack haben, dann wollen wir an das Erziehungswerk gehen," und der junge Redacteur nahm eine sehr stolze Haltung an.

Die Aufnahme der Novelle, die Leopold unter dem Autornamen „Leonhard Fernthal" veröffentlicht, hatte wenigstens das Gute, daß auch andere Blätter auf den jungen Schriftsteller aufmerksam wurden; er bekam von mehreren Seiten Aufforderungen zu der Mitarbeiterschaft, und nach Verlauf von zwei Jahren war sein literarischer Ruf soweit gegründet, daß seine Beiträge auch in den besten Zeitschriften Aufnahme fanden. Was zu der Seltenheit gehört, auch ihr beiderseiter Erfolg trennte die Freunde nicht.

Schmidt war viel zu sehr von sich eingenommen, um auf den jungen Ruhm Leopold's eifersüchtig zu sein. Wurden die Novellen des Dichters „Fernthal" auch von einigen Backfischen und geistreichen Frauen gern gelesen, was wollte das gegen seine eigene literarische Thätigkeit viel bedeuten? — Ihm klatschte das ganze Volk stürmischen Beifall zu, und wenn er in ein öffentliches Local trat, war er sicher, daß ihm eine schwielige Hand dankbar die Hand drückte für die köstliche Geschichte, mit der er seine Leser jüngst beglückt. —

Gottfried war auch der Mann dazu, diese Popularität mit vollem Behagen zu genießen; es verging kein

Tag, wo er nicht seinem Freunde ein solch' kleines Begegniß erzählte, das seine wachsende Berühmtheit in's glänzendste Licht setzte. Was wollte da die Wirksamkeit Leopold's viel bedeuten? — Und hatte dieser nicht all' seine Erfolge ihm allein zu verdanken?

Wenn irgendwo der Dichter Fernthal genannt wurde, konnte Gottfried nie umhin, laut zu verkünden, daß er allein diesem Schriftsteller den Weg gebahnt habe, und daß er ohne ihn zu Grunde gegangen wäre.

Obwohl Leopold dem Geschmacke des großen Haufens nicht mehr, wie im Anfange, dieselben Concessionen machte und sich Form und Inhalt des Schmidt'schen Blattes nicht im Mindestens geändert hatte, nahm Gottfried dennoch bereitwillig von dem Freunde Beiträge auf; ja, er verzichtete dabei sogar auf kräftige Handhabung seines Rothstiftes.

„Da siehst Du meine Freundschaft," rühmte er sich selbst; trotzdem war dies bei dem schlauen Praktikus nicht der einzige und letzte Grund. Zur Abwechselung für seine Leser konnte eine solch' stille Geschichte auch nichts schaden und es schärfte nur den Appetit für die kräftigeren Speisen, die seine übrigen Mitarbeiter und vor allen Dingen er selbst dem Publikum zu bereiten wußten.

Schmidt hatte damals Recht gehabt. Von den Freunden, die mit jugendlicher Schwärmerei den Tempel der Kunst umlagert, war es nur noch Einem gelungen, die Pforten zu sprengen und sich den Eingang zu erkämpfen — dem kleinen Wildbach, und mit ihm blieb Leopold im lebhaftesten Verkehr.

Während Gottfried die Schriftstellerei immer handwerksmäßiger auffaßte und nur darauf bedacht war, sich mit seiner Feder so viel Geld wie möglich zusammenzuschreiben, blieb Wildbach ebenfalls einer idealen Auffassung seines Lebensberufes treu und Leopold fand deshalb bei dem kleinen Freunde so manche Berührungspunkte.

War Schmidt in ihrer Gesellschaft, dann wußte er stets die Unterhaltung auf das Niveau des Alltäglichen herabzudrücken, dann wurde vom Geschäfte gesprochen, von Erzählungen, welche man bei ihm bestellt, und höchstens von dem stürmischen Beifall, den ihm irgend ein schlichter Handwerker gespendet; — waren aber die beiden Freunde sich selbst überlassen, so wendeten sie ihre Aufmerksamkeit Dingen zu, die allein ihre Seelen ausfüllten.

Bei solchen Gelegenheiten mußte Leopold stets das feine Empfinden, das scharfe Urtheil Wildbach's anerkennen; aber noch mehr wurde er überrascht von der Tiefe und Gluth, mit der sein kleiner Freund seinen Lebensberuf erfaßt. Seitdem sich die Beiden näher aneinander schlossen, gestattete Wildbach zuweilen einen Blick in sein Inneres, und zu seinem Erstaunen gewahrte Leopold, daß in seiner Brust die Flamme einer hohen Begeisterung nicht reiner und heiliger lodern konnte, als in der des Freundes, während er doch aller Welt gegenüber den Satyriker oder den harmlosen Lebemann herauskehrte, der es ebenso leicht mit Ausübung seiner Kunst nahm.

Als ihm einst Leopold dies Versteckspiel vorhielt, entgegnete Wildbach lächelnd: „Wer sein innerstes Empfinden wahrhaft lieb hat, darf es nicht der Welt enthüllen. Uebrigens ist, was in mir lebt und glüht, nicht mein Werk, — die Flamme hat meine Schwester angezündet, und oft kommt es mir vor, daß sie nur so lange brennen wird, als diese sie schürt."

„Deine Schwester?" rief Leopold erstaunt, ich habe bisher nicht einmal gewußt, daß Du eine Schwester hast."

„Wir hatten immer so viele Ideen auszutauschen, daß wir noch niemals bis zu solch' persönlichen Geschichten gekommen sind", entgegnete Wildbach — „und doch sollte ich Dir schon immer sagen, daß es meiner Schwester Ver-

gnügen machen würde, den Dichter Fernthal kennen zu lernen".

Leopold erröthete. „Das hast Du nicht nöthig", spottete sogleich sein kleiner Freund: „Meine Schwester ist schon längst, was die Welt eine alte Jungfer nennt; aber da ich mich einmal ihres Wunsches erinnert habe, wie wäre es, wenn wir ihn erfüllen wollten?" Wildbach ließ seine klugen Augen auf dem Freude ruhen.

„Ich bin auf der Stelle bereit", erwiderte Leopold, der mit Mühe seine Enttäuschung zu verbergen suchte, um Wildbach nicht Gelegenheit zu geben, seine satyrische Neigung an ihm auszulassen.

Die Freunde machten sich auf den Weg. Wie dies in einer großen Stadt nichts Seltenes ist, hatte sich früher ihr Verkehr darauf beschränkt, an einem verabredeten Abende im Kaffeehause zusammenzutreffen, und erst in jüngster Zeit hatte Wildbach den Freund in seiner Wohnung aufgesucht, ohne je ihn ebenfalls einzuladen.

Leopold war deshalb etwas neugierig, wie sich sein kleiner Freund, der noch keinem seiner Bekannten einen Einblick in seine Häuslichkeit gestattet, eigentlich eingerichtet habe.

Der Weg war ziemlich lang und führte zu einer Vorstadt, die vorwiegend von Arbeitern bewohnt wird.

„Ein Anderer würde Ihnen vielleicht sagen, er habe seine Wohnung nur deshalb hier gewählt, um seine Studien unter diesen Leuten zu machen; — ich erkläre Ihnen aber ganz ehrlich, daß mich die Noth dazu getrieben", meinte Wildbach, und auf ein kleines Haus weisend, vor dem sie angelangt waren, setzte er lachend hinzu: „Da ist unsere Höhle."

Gerade diese Bezeichnung verdiente das kleine Gartenhaus am wenigsten, das, hinter grünen Bäumen versteckt, inmitten der gewaltigen Häusermassen, die es von allen Seiten umringten, beinahe idyllisch hervorlugte.

Die mächtigen Akazienbäume ragten über das Dach des kleinen einstöckigen Gebäudes hinaus.

Wildbach führte seinen Gast die Stiege hinauf: „Wir haben die ganze Etage inne", sagte er lachend, „was freilich nicht viel bedeuten will." Auch die Zimmer, die sie jetzt betraten, waren klein, ein wenig niedrig, aber statt der ärmlichen Einfachheit, welche Leopold erwartet hatte, fand er eine Eleganz, die ihn überraschte. Die ganze Einrichtung verrieth nicht nur das sorgfältigste Bestreben nach Comfort, sondern auch den feinsten Geschmack.

Die klugen Augen Wildbachs mußten in dem Antlitz Ferber's gelesen haben, denn er bemerkte rasch: „Nicht wahr, es sieht recht leichtsinnig aus, daß ein Schriftsteller, welcher noch mit der verhängnißvollen Namenlosigkeit zu kämpfen hat, sich mit solchem Luxus umgibt? Und doch gestehe ich Dir, daß ich diesen hübschen Trödel brauche und mir lieber in allem Andern Beschränkungen auflege."

„Ich theile ganz Deinen Geschmack", entgegnete Leopold, „und wenn mir einmal das Glück wird, eine Häuslichkeit zu gründen, dann müßte ich eben ein solch reizendes kleines Nest haben", und seine Blicke ruhten mit Behagen auf den freundlichen Zimmerchen, die nur durch Portièren von einander getrennt waren.

„Freund Schmidt-Rosen würde uns freilich für Narren erklären", bemerkte Wildbach, „er schreibt seine unsterblichen Werke in einem verräucherten Malepartus, in dem ich keine Zeile hervorbringen könnte."

Wildbach gewahrte wohl, daß Ferber eine Frage auf den Lippen hatte: „Ach richtig, ich soll Dich ja meiner Schwester überliefern", setzte er lebhaft hinzu; „da wir sie hier nicht getroffen, müssen wir uns schon in den Garten bemühen."

Durch die Andeutungen des Freundes war unwillkürlich in der Seele

Leopold's ein Bild von dem alten Mädchen entstanden. — Ein kleines, zierliches Figürchen, ein schmales, geistreiches Gesicht, das durch seine Häßlichkeit interessirt, und dabei eine poetische Schwärmerei, die zu den vierunddreißig Jahren nicht mehr recht stimmen will, — so dachte er sich die Schwester Wildbach's, und als sie jetzt in den hinter dem Hause gelegenen Garten hinaustraten, beachtete er deshalb die hohe Frauengestalt nicht, die in einem Seitengange auf und ab wanderte; — im leichten Sommerkleide, den breiten Strohhut auf dem Kopfe, ein zusammengeklapptes Buch in der Hand, in das sie den Zeigefinger geschoben. Diese stattliche Erscheinung, deren Haltung und Bewegungen so viel Jugendlichkeit verriethen, konnte unmöglich die zehn Jahre ältere Schwester des Freundes sein; aber jetzt rief ihr schon Wildbach zu: „Guten Morgen, Emilie, wir suchen Dich!"

„Ich bin leicht zu finden", entgegnete sie mit einer kräftigen, volltönenden Stimme und wendete nun ihr Antlitz den Ankömmlingen zu.

Jetzt konnte Ferber wohl bemerken, daß sie über die erste Jugend hinaus war, denn die Züge ihres regelmäßigen gebräunten Antlitzes hatten schon einen recht scharfen Ausdruck, trotzdem war die Schwester Wildbach's noch immer eine fesselnde Erscheinung, die Niemand so ohne weiteres zu den alten Jungfern zählen konnte. Schon ihr hoher, schlanker Wuchs, die Raschheit all' ihrer Bewegungen erinnerten nicht an ihre Jahre, noch weniger die tiefliegenden dunklen Augen, die jetzt wunderbar aufblitzten, als Wildbach den Namen des Freundes nannte.

„Es freut mich, Ihre Bekanntschaft zu machen", sagte sie und in ihrem Munde klangen die Worte nicht wie eine gewöhnliche Redensart. Sie streckte ihm dabei die wohlgepflegte kleine Hand entgegen.

„Du wirst mir nicht zürnen, daß ich meiner Schwester Deine Autorschaft verrathen habe", setzte Wildbach hinzu. „Gegen alle Welt werde ich Deine Pseudonymität auf's strengste zu wahren wissen, aber Emilie gehört mit all' ihren Seelenkräften zur Gilde, vor ihr brauchen wir kein Geheimniß zu haben."

„Ja, ich habe alle Novellen von Fernthal gelesen und deshalb ist es mir besonders angenehm, ihren Verfasser kennen zu lernen."

„Um ihn mit Schmeicheleien zu füttern", neckte der Bruder.

„Du weißt, daß mir dies unmöglich ist", entgegnete Emilie und sie hob ein wenig den Kopf stolzer in den Nacken.

„Ich hasse auch nichts so sehr wie Schmeicheleien, die nur auf unsere Dummheit oder Eitelkeit zu wirken suchen, mir ist dagegen ein unumwundenes Urtheil unschätzbar."

„Das soll Ihnen werden", entgegnete sie rasch und jetzt streifte ihr Blick mit unbefangener Neugier den jungen Dichter. Sie schien mit dem Resultat zufrieden zu sein, denn sie nickte, wie befriedigt, mit dem Kopfe.

Es lag in ihrem ganzen Benehmen ein unverkennbares Selbstbewußtsein und eine gewisse geniale Nachlässigkeit, die es mit den Formen nicht allzu genau nimmt, und doch hatte ihr Auftreten hinwiederum nichts Abstoßendes, es hielt sich noch immer in den Schranken der Weiblichkeit — sobald man eben nur den Frauen eine stärker ausgeprägte Individualität gestattet.

„Gehen wir in die Laube, dort läßt sich ungestörter plaudern", setzte Emilie hinzu, und sie nahm sofort den ihr gebotenen Arm Ferber's, während der Bruder ihnen langsam folgte.

Es war gar nicht, als ob die Beiden sich zum erstenmale gesehen; Emilie schlug sogleich einen Ton an, als ob der junge Dichter schon seit Jahren zu ihrer vertrautesten Bekanntschaft gehöre, und Leopold wußte selbst nicht, wie es kam, sein im Grunde

scheues, schüchternes Wesen war diesem Mädchen gegenüber völlig verschwunden, er gab sich willig dem behaglichen Eindruck hin, welchen es immer macht, dort eine Herzensthür schon offen zu finden, wo wir glaubten, erst mühsam aufschließen zu müssen, und unwillkürlich gab er diesem Gedanken Ausdruck.

Ueber Emiliens Antlitz flog ein Lächeln, das sie noch mehr verjüngte: „Ja, diesen Vortheil hat der Schriftsteller, daß man bei ihm heimisch wird und längst die tiefsten Blicke in seine Seele gethan hat, noch ehe man ihn persönlich kennt."

„Und so habe ich mich wohl auch schon Ihnen völlig enthüllt?" fragte Leopold.

„Das möchte ich doch nicht behaupten. Man gewahrt wohl in Ihren Arbeiten einen gewissen Reichthum, aber auch, daß sie ihn noch nicht völlig zur Schau legen durften."

Ferber blickte überrascht in ihr Antlitz. Er mußte sich gestehen, daß sie das Rechte getroffen.

Emilie bemerkte sein Erstaunen und fuhr ruhig fort: „Oft legt ein junger Schriftsteller den Schatz seiner Lebenserfahrungen, all' seiner Gedanken in seinem ersten Werke nieder und in seinen späteren Arbeiten bleibt ihm nichts übrig, als sich zu wiederholen; ein Anderer greift mit jedem Werke nur um so tiefer in den unerschöpflichen Born seines Innern, und was er uns gibt, bleibt uns ewig neu und überraschend. Sie stehen ebenfalls erst am Anfang ihrer Laufbahn."

Ein junges, mit sich und der Welt ringendes Talent fühlt sich immer unsicher, heute glaubt es an die Macht seines Könnens und morgen verzweifelt es an Allem. So berührten auch Leopold diese aufmunternden Worte wunderbar und wie ein belebender Hauch. Sie hatte so ruhig und mit der ihr eigenen Sicherheit gesprochen, als habe sie nur völlig objectiv eine Beobachtung zum Besten gegeben, und da sie jetzt in der Laube angelangt waren, machte sie eine einladende Handbewegung, auf der einfachen Holzbank Platz zu nehmen.

Wildbach war ihnen so dicht gefolgt, daß er ihr Gespräch hören mußte; er setzte sich an die Seite der Schwester, und seine Hand leicht auf ihre Schulter legend, sagte er mit einem bitteren Aufzucken im Gesicht: „Was hilft uns das Alles! Gerade das gebildetste Publikum hält meistens seine Lectüre mit den Classikern für abgeschlossen und läßt die neuen Hervorbringungen unbeachtet. Der Dichter muß hinabsteigen, um gehört zu werden, und zuletzt weiß er selbst nicht, wie tief er dabei herabgekommen, wie die reichen Schätze seines Innern todtes Gestein geworden, weil er sie nicht zur rechten Zeit an das Licht fördern durfte."

„Das ist eben die schwere Kunst, sich oben zu erhalten und dennoch die Menge zu gewinnen," entgegnete Emilie. „Ich glaube, ein Ausweg wird nur dann gefunden, wenn der Schriftsteller durch den stofflichen Gehalt seines Werkes die weitesten Kreise zu befriedigen und durch die feine Form auch die Gebildeten anzuziehen weiß."

„Ich kann Dir nicht ganz Recht geben", war Wildbach's eifrige Antwort. „Das ganze Unglück ist, daß der große Haufen nicht denken, nicht sich weiter entwickeln, sondern nur unterhalten sein will, deshalb stößt ihn schon die geschliffene Form zurück; man soll ihm seine derben Lieblingsgerichte auch in irdener Schüssel vorsetzen, wer sie ihm in silbernen Schalen zu bringen wagt, den behandelt er mit Mißtrauen. Unser Freund Gottfried versteht das Geschäft; er hat sich zum ersten Schank- und Speisewirth aufgeschwungen und bald wird er seine kecke Drohung, die uns damals so lächerlich erschien, wahr gemacht haben."

Das Gespräch bewegte sich jetzt von Einem zum Andern und immer blieb es interessant und anregend.

Emilie entfaltete eine Tiefe des Geistes und Vielseitigkeit des Wissens, die jedem Gegenstande eine neue Seite abzugewinnen wußte, und Leopold schied in einer so behaglichen Stimmung, wie er sie lange nicht empfunden.

Er fand sich jetzt sehr oft bei Wildbach ein, bald war er der tägliche Gast, und er blieb, selbst wenn sein Freund gar nicht anwesend war. Zuletzt fühlte er sich stets am wohlsten, wenn er mit Emilien allein war, und hatte Wildbach seine Neigung errathen oder wurde er durch Arbeiten in Anspruch genommen, genug, er überließ die Beiden sich selbst, und Leopold empfand es wie ein höchstes Glück.

Wohl hatte sein Herz schon einige Vorstudien durchgemacht, im lyrischen Drange eine Schönheit besungen; es war jedoch mehr der junge Dichter gewesen, der für die Ueberfülle seiner Empfindungen irgend ein Object gesucht, das er zu besingen vermochte; aber noch niemals hatte ein junges Mädchen einen solchen tiefen Eindruck auf ihn gemacht, wie die Schwester Wildbach's, welche sich ihrer vierunddreißig Jahre so bewußt war.

Ihr Benehmen gegen den jungen Mann war deshalb desto unbefangener und natürlicher; — sie hegte die Ueberzeugung, daß sich in ihr beiderseitiges Verhältniß keine schwärmerischen Gefühle mischen konnten und in dieser Sicherheit gab sie sich ganz dem Behagen hin, das für sie aus dem Anschluß des jungen Schriftstellers entsprang.

Ihr Bruder war im Grunde eine zu reflective, satyrische Natur; auf ihn konnte sie nicht den begeisterten Drang ihres Herzens ausströmen und ihn mit fortreißen. Leopold dagegen folgte willig ihrem kühnen Gedankenfluge und ihr Einfluß machte sich bald in seinen neuesten Arbeiten geltend. Er besprach mit ihr die Stoffe zu Novellen; sie wußte oft mit feinem künstlerischen Verständniß den ursprünglichen Plan zu erweitern und zu vertiefen, und wenn er dann ihr die kleine Dichtung vorlas und sie sich billigend darüber aussprach, fühlte er sich reicher belohnt, als durch den etwa folgenden Beifall des Publikums.

Niemals war ihr Lob überschwänglich, ermüdend, immer enthielt es zugleich den Stachel zu neuen Anstrengungen und wie glänzten dann ihre großen dunklen Augen, wenn sie mit brennenden Wangen von den Zielen sprach, die ihm noch vorschwebten.

Was Leopold besonders an seiner Freundin schätzte — sie hielt nie nach Frauenart irgend eine weibliche Arbeit in der Hand, sobald er ihr vorlas; sondern opferte ihm willig die ganze Zeit, ließ müßig die Hände in den Schoß sinken und auf ihrem ausdrucksvollen Antlitz prägte sich deutlich die gespannte Aufmerksamkeit aus, mit der sie seiner poetischen Schöpfung folgte.

Der junge Dichter wußte dies Opfer zu würdigen, und die Theilnahme, welche sie seinen literarischen Bestrebungen entgegentrug, senkte immer wärmere Strahlen in sein Herz.

Er vergaß den Unterschied der Jahre; für ihn war Emilie noch von wunderbarer Schönheit und in vollster Jugendblüthe. Was ihr die Jahre genommen, das ersetzte sie reichlich durch ihren Geist, mit dem sie Alle überstrahlte. Er sah nicht eine alternde Jungfrau vor sich, sondern nur eine ideale Frauengestalt, die erst mit ihrer kühnen, feurigen Seele in ihm die Flammen der echten Poesie weckte, seinem noch zaghaft herumtastenden Talent die Richtung gab. Sie war es, die beständig ihn drängte, sich dem Drama zuzuwenden, das allein dem Dichter den höchsten und schönsten Lohn gewähre.

„Alle andern Hervorbringungen sind vergänglich" — darauf kam sie immer wieder zurück — „sie mögen heut noch so sehr die Bewunderung der Menge erregt haben, morgen sind

sie vergessen, höchstens schmeichelt sich noch das Lied in das Andenken des Menschen ein, aber wer für die Nachwelt wirken will, muß sich die Bühne zu erobern suchen."

In solchen Augenblicken erschien sie Leopold von einer hinreißenden Schönheit. Wie wunderbar leuchteten ihre Augen, wie bebten ihre Lippen vor innerer Erregung und welch' bezaubernden Klang hatte dann ihre tiefe, sonore Stimme.

Ja, sie war die echte Muse eines Dichters, die mit ihm jubelte, mit ihm träumte und ihm in leuchtender Ferne das glänzende Ziel zeigte, wenn er ermattet mitten auf dem schweren, dornenvollen Wege zusammenbrechen wollte . . .

Wie hätte er ihrem Drängen, welches ihn so unendlich glücklich machte, widerstehen können! — Von ihrer flammenden Begeisterung fortgerissen, schrieb er in kürzester Frist ein Drama.

In ruhigen Stunden sagte er sich wohl selbst, daß seine ideale Dichtung den realistischen Anforderungen der Bühne von heute nicht entsprechen würde; aber als er Emilien sein Werk vorlas und sie ihm mit Enthusiasmus zujubelte, es gerade eines echten Dichters würdig fand, daß er dem Geschmacke des großen Haufens nicht fröhne, da vergaß er all' seine Bedenken und in höchster Aufregung reichte er ihr die Hand: „O, wie dank' ich Ihnen für Ihren Beifall, mehr bedarf ich nicht, nun bin ich reich genug belohnt."

Auch Emilien hatte heut' ihre gewöhnliche Ruhe etwas verlassen. Vielleicht schwellte doch etwas das stolze Bewußtsein ihre Brust, daß sie allein diese Dichtung hervorgerufen und ihr Wort mächtig genug war, in seiner Seele jede noch schlummernde Kraft zu wecken.

„Man wird das Drama nicht gleich aufführen, nicht heute, nicht morgen", sagte sie rasch und ihre Brust hob sich heftiger als sonst: „aber einmal wird doch seine Stunde schlagen, früh oder spät ist Ihnen der Erfolg gewiß".

Sie sprach mit jener Sicherheit, die ihr eigen war und ihre dunkel blitzenden Augen schienen prophetisch in die Zukunft zu blicken. Wie jubelte und jauchzte es in dem Herzen des jungen Schriftstellers! Solch' glühende Theilnahme konnte nur eine wahrhafte Liebe zeigen, und von dieser edlen, feurigen Seele geliebt zu werden, dünkte ihm das höchste Glück. — Wohl wagte er kein Wort der Erklärung, aber wie mit magnetischer Gewalt zog es ihn zu Emilien, ihre Unterhaltung ersetzte ihm Alles und er schloß sich immer mehr gegen die übrige Welt ab.

Wildbach gewahrte wenig von der wachsenden Neigung des Freundes zu seiner Schwester oder mochte nichts gewahren. Für Emilie hatte er nicht zu fürchten; er kannte sie zu genau, ihr klarer, selbstbewußter Geist ließ sich nimmermehr von einer blinden Leidenschaft unterjochen, und für den Freund sah er darin weiter kein großes Unglück. Was konnte es ihm schaden, wenn sein Herz in lebhaftere Schwingungen versetzt wurde? — der Schriftsteller zog gewiß daraus den reichlichsten Gewinn. —

Leopold hatte sein Drama an die deutschen Bühnen versandt, von einigen völlig ablehnende, von andern hinzögernde Antwort erhalten; keiner war geneigt, die Arbeit eines dramatischen Anfängers rasch zu bringen, obwohl sich derselbe bereits auf anderen Gebieten einen geachteten Namen erworben.

Der geistanregende Verkehr mit Emilie war für das Schaffen des jungen Dichters vom allerbelebendsten Einfluß. Seitdem schien seine Kraft gewachsen zu sein, eine novellistische Arbeit nach der andern entsprang seiner jetzt rastlosen Feder; aber er schrieb nur im Hinblick auf die Geliebte.

Sie drängte ihn immer wieder zu neuen Productionen, und von ihr

ein beifälliges Lächeln zu erhalten, ein aufmunterndes Lob, war ihm der einzige und höchste Lohn. Was die übrige Welt zu seiner schriftstellerischen Thätigkeit sagte, war ihm völlig gleichgiltig; mochte sie seine Versuche bewundern oder verurtheilen, es härmte ihn wenig; — an dem Urtheil Emiliens allein lag ihm Alles — und er schuf nur so rasch neue Arbeiten, um ihren rastlosen Geist beständig zu beschäftigen.

Wenn er ihr eine Novelle vorlas, sie eingehend sich mit Form und Inhalt derselben beschäftigte, dann konnte er bemerken, wie glücklich sie dabei war, wie sie nur in einer Idealwelt lebte, und darüber die Wirklichkeit vergaß.

Als er ihr eines Tages wieder eine Erzählung mitgebracht hatte und sie nach deren Vorlesen längere Zeit schwieg, fragte er lebhaft: „Sind Sie damit nicht zufrieden? Halten Sie mit Ihrem härtesten Urtheil nicht zurück; Sie wissen, daß ich's vertragen kann und nur das einzige Ziel im Auge habe, mich weiter zu entwickeln."

Emilie zögerte noch eine Weile mit der Antwort; sie hielt nach ihrer Gewohnheit die Hände lässig im Schoß und ihn mit ihren großen dunklen Augen anblickend, entgegnete sie ruhig: „Ich wollte es Ihnen schon immer sagen, ich hielt mich jedoch meiner Sache nicht völlig gewiß; jetzt aber bin ich von der Richtigkeit meiner Entdeckung überzeugt; — Ihnen fehlt noch eines, um ein großer Dichter zu werden, Sie müssen sich leidenschaftlich verlieben." —

In ihrem schönen regelmäßigen Antlitze regte sich bei diesen Worten keine Muskel; sie sprach ihren eigenthümlichen Rath so ruhig aus, wie ein Arzt, der endlich die richtige Diagnose gemacht zu haben glaubt und dem Kranken die heilende Arznei verordnet.

Der junge Dichter wurde von ihrer Bemerkung seltsam überrascht: sein Herz gerieth in die heftigste Wallung. Ahnte sie nicht, was in ihm vorging, daß er bereits längst ihrer Weisung gefolgt war und sie liebte, so tief und stürmisch, wie er nur ein Mädchen zu lieben vermochte? — aber würde sie sonst so unbefangen dieses Thema berührt haben.

„Und wenn nun wirklich schon diese Liebe in meine Brust eingezogen wäre?" fragte er mit zitternder Stimme und seine Augen ruhten voll tiefer, leidenschaftlicher Empfindung auf Emilien.

„Ich kann die Spur davon in Ihren Arbeiten nicht finden", war ihre Antwort, und Ton und Haltung blieben dieselben.

„Weil sie nur in meinem Herzen lebt. O, Emilie, wissen Sie denn noch immer nicht, daß ich Sie verehre, wie ich noch nie eine Frau verehrt habe, daß Sie mir Alles, Alles geworden sind und jeder Athemzug, jeder Pulsschlag nur Ihnen gehört?" Er wollte auf sie zueilen, sie stürmisch an seine Brust ziehen; aber sie blieb unbeweglich sitzen, kein Zug in ihrem vollen Antlitze veränderte sich und sie entgegnete mit besonnener Ruhe: „Ich ahnte wohl, daß es so kommen, daß Sie sich einmal selbst über Ihre Gefühle täuschen würden, — doch glauben Sie mir, die ich zehn Jahre älter bin als Sie, was Sie für mich empfinden, ist nur eine seelische Freundschaft, — Ihr Geist fühlt sich zu mir hingezogen und ihr jugendliches Herz nimmt irrthümlich für Liebe, was niemals auf diese Bezeichnung Anspruch machen kann."

„Nein, nein, ich liebe Sie mit der ganzen Gluth meiner Seele und jeder Gedanke — mein besseres Selbst weilt nur bei Ihnen," rief Leopold in leidenschaftlicher Erregung und suchte ihre Hand zu erfassen, seine feurigen Blicke in ihr Auge zu senken, um dieselben Flammen dort anzuzünden, die in seiner Brust loderten.

Emilie hatte längst den Ausbruch dieses Sturmes vorausgesehen und sie war deshalb davon nicht im Mindesten überrascht. Ihr klarer, unumwölkter

Geist war sich viel zu objectiv geworden, um nicht ihr Verhältniß zu dem jungen Schriftsteller bis in seine kleinsten Einzelnheiten zu übersehen. Sie wußte, daß seine Liebe nicht Dauer haben würde, denn sie kannte schon diese flüchtigen, leicht erregbaren Dichterherzen, die ewig auf der Wanderung sind nach irgend einem Ideal — und sie machte sich keine Illusionen darüber, daß er früh oder spät aus seinem Traume erwachen und in der einst Vergötterten die zehn Jahre ältere Frau entdecken würde, und sie war viel zu stolz, um den Gedanken zu ertragen, daß ihn einmal nichts Anderes an sie fesseln solle als die Pflicht. — Dennoch mochte sie ihm gerade diese Bedenken nicht mittheilen; sie wußte schon, daß ein leidenschaftlich erregtes Herz auf solche Einwürfe doch nicht hört, und stets von der Ewigkeit seiner Gefühle überzeugt ist, deshalb entgegnete sie ausweichend: „Ich bin nicht die passende Frau für einen Dichter. Sie muß ihm mit geistiger Schmiegsamkeit überall hin folgen, sich ihm zu Zeiten willig unterordnen, ihn stets bewundern, und ich könnte ewig nur die Muse eines Dichters sein, welche aufstachelt, die Flamme schürt und ihn an die fernen, unerreichbaren Ideale mahnt, die ewig vor seiner Seele stehen müssen" — und als er sie unterbrechen und ihr sagen wollte, daß sie ja damit alle seine Ansprüche erfülle, schien sie seine Gedanken errathen zu haben, denn sie fuhr in größerer Erregung fort: „Mir würde niemals sein Schaffen genügen, ich würde ihm niemals Ruhe gönnen, etwas Höheres, Größeres von ihm fordern, bis seine Kraft erschöpft zusammenbräche."

Leopold hatte Emilie noch niemals so gesehen, ihre Augen leuchteten in fast wildem Feuer, sie hatte die Hände auf die hochwogende Brust gedrückt und ihre Lippen zuckten. Ein Dämon schien sie erfaßt zu haben und mit fortzureißen, und noch ehe Ferber etwas erwiedern konnte, setzte sie rasch hinzu: „Mein theurer Freund, ich tauge nicht zur sanften, geduldigen Hausfrau eines Dichters, und weil ich es eben weiß, bis zur Ueberzeugung weiß, so mag ich Sie und mich nicht erst unglücklich machen."

Sie hatte das entscheidende Wort mit einer Sicherheit ausgesprochen, die von vornherein jeden Einwand abwies. Jetzt reichte sie ihm die Hand, sie war wieder völlig die alte, ihr wilder Paroxismus, der sie noch eben heimgesucht und stürmisch mit fortgerissen, schien erloschen und mit dem Versuch eines Lächelns sagte sie so ruhig wie immer: „Sie sehen, wie furchtbar ich werden kann und deshalb fliehen sie mich, eh' es zu spät ist."

Der junge Dichter gab noch nicht all' seine Hoffnungen verloren! er behielt ihre feine Hand in seiner Rechten und sie sinnend betrachtend, als wage er nicht, ihr in's Antlitz zu blicken, entgegnete er in tiefster Bewegung: „Und haben Sie mir nicht eben bewiesen, daß Derjenige der glücklichste Sterbliche ist, dem Sie für immer zur Seite treten, denn Ihre stolze, unbeugsame Seele zeigt ihm beständig das leuchtende Ziel und Sie stacheln ihn von Neuem auf, wenn er ermattet zusammenbrechen will."

„Ich sagte Ihnen schon, daß mir kein Mannes-, auch kein Dichterherz genügt. Unvereinbares fordere ich. Wen ich lieben soll, den muß ich bewundern, zu ihm aufsehen können, und doch würde mein Stolz nicht eher ruhen, bis ich ihn zu mir herabgezogen, und wäre mir dies gelungen dann müßte ich ihn verachten." Ihre dunklen Augen leuchteten wieder so unheimlich wie vorher und auf ihrem schönen Antlitz prägte sich deutlich der geistige Hochmuth aus, der ihr eigen war und der noch niemals so scharf und rückhaltslos zu Tage getreten, als in dieser Stunde.

Der junge Schriftsteller wurde von diesen Worten in's innerste Herz getroffen. — Er fühlte es deutlich, —

ein Riß ging durch seine Brust, sie waren nach diesem offenen Bekenntniß getrennt auf immer.

War's nur eine Anwandlung von Ueberspanntheit, zu der ihr hochfliegender Idealismus hinneigte, oder hatte sie damit das tiefste Geheimniß ihres Inneren enthüllt? Leopold wußte es nicht, er wußte nur so viel, daß ihr unerträglicher Hochmuth auch seinen Stolz geweckt und das schöne, beseligende Verhältniß zerbrochen vor seinen Füßen lag. Sie hatte ihn also nur ertragen, weil sie ihn tief unter sich gedacht und sie bebte vor dem Gedanken zurück, daß er ihr gleich und zuletzt über ihr stehen solle. —

Die widerstreitendsten Empfindungen durchwühlten seine Brust. Und dieses Mädchen, das ihn mit ihrem wahnsinnigen Dünkel wieder herabzuziehen drohte, wenn er sich auf irgend eine Höhe geschwungen, hatte er geliebt und als den Genius seines Lebens betrachtet?

Welch' ein fürchterliches Erwachen aus dem erträumten Himmel! Er richtete sich in die Höhe, strich mit der Hand über die Stirn, als könne er damit die letzten süßen Phantombilder verscheuchen, und so ruhig, wie es nur seine innere Erregung zuließ, sagte er nach einer langen Pause: „Ich danke Ihnen, daß Sie mich von meinem Irrthum geheilt haben. Ich glaube nun auch nicht mehr, daß Ihnen die Kraft innewohnt, mich auf die Höhe zu bringen, die Ihnen vorschwebt und damit wird Ihnen auch der Schmerz erspart werden, mich alsdann wieder herabzuziehen. Leben Sie wohl, Emilie, und welch tiefe, unheilbare Wunde Sie auch meinem Herzen geschlagen haben, seien Sie überzeugt, daß ich das Andenken von Ihrer Freundschaft heilig halten werde." Seine Augen ruhten noch einmal mit einem tiefschmerzlichen Ausdruck auf ihr; sie schien seine Blicke zu fühlen, aber sie regte sich nicht. Ihr vorher noch so glühendes Antlitz bedeckte jetzt eine Todtenblässe, sie hielt die Hände übereinandergefaltet und nicht das leiseste Zucken verrieth, was in ihr vorgehen mochte.

Kein Laut kam als Antwort über ihre Lippen, sie ließ den Freund ruhig hinausgehen; aber als sich die Thüre hinter ihm leise schloß, das Geräusch seiner Tritte auf dem Flur verhallte, da kam plötzlich Bewegung in ihren Körper, ihre Lippen öffneten sich und mit einem wilden, verzweifelten Aufschrei rief sie seinen Namen. — Er war fort — er kam nicht wieder . . . Sie rang jammernd die Hände. — Vergeblich flüsterte ihr die Vernunft zu: es mußte sein — dieser eine heiße namenlose Schmerz erspart dir tausendfaches Leid und furchtbare Demüthigungen — sie stürmte in wahnsinniger Verzweiflung durch das Zimmer und endlich löste sich ihr Schmerz in einem unaufhaltsamen Thränenstrom.

So fand sie der Bruder. Er ahnte sogleich den Zusammenhang: „Und meine selbstbewußte Schwester hat dennoch dieses große Leid über sich gebracht?" fragte er voll zärtlicher Theilnahme; „trotzdem weiß ich, daß Dein Stolz ihn zuerst vergessen wird, damit Du von ihm nicht vergessen wirst."

Sie schüttelte düster das Haupt und mehr für sich selbst, als zu dem Bruder gewandt, rief sie mit schmerzlich zuckenden Lippen: „Mußte ich ihn denn aufgeben? Und wäre es mir nicht möglich gewesen, ihn für immer zu fesseln?" Unwillkürlich warf sie dabei einen Blick in den Spiegel, als wolle sie prüfen, ob ihr nicht von ihrer Schönheit noch so viel geblieben, um sich sein Herz zu sichern.

„Nein, Du hast Recht gethan!" entgegnete der Bruder mit großer Bestimmtheit und seine Augen ruhten voll inniger Theilnahme auf der geliebten Schwester: „wenn auch Dein Geist über Deinen Körper eine verjüngende Macht geübt, so wäre doch der Unterschied der Jahre später weit schärfer hervorgetreten und Du darfst

nicht vergessen, daß er zur Gilde der Poeten gehört. Diese Dichter schwärmen und brennen stets für eine eingebildete Gottheit und sie haben nichts als ein wenig Asche für die einfache Sterbliche, die sie ebenfalls zu lieben sich zuweilen einbilden, oder nur vorgeben, denn ihre vagabundenhafte Phantasie fesselt sich an nichts und folgt jeder rauschenden Robe und jedem flatternden Bande. Glaube mir, der ich mich ebenfalls zur Zunft zählen kann und Selbstkenntniß genug besitze, um die uns anhaftende Schwäche einzusehen."

Emilie hatte sich diese herben Wahrheiten nur zu oft selbst gesagt, waren sie doch mächtig genug gewesen, sie zu dem heiligen Entschluß zu drängen; trotzdem klang nur durch ihr Inneres ein einziger Schmerzschrei, daß sie ihn verloren . . . Sie war sich stets so seelenstark vorgekommen und hatte immer das Bewußtsein gehabt, daß sie solch' sentimentalen Anwandlungen nicht unterworfen sei und abseits von der Menge, einsam und ruhig, unbeirrt von leidenschaftlichen Empfindungen ihres Weges gehe. Niemals hatte sie es für möglich gehalten, daß sie einen Mann lieben würde. Immer waren ihr die Repräsentanten des sogenannten starken Geschlechts sehr schwach vorgekommen; ihr geschärfter Blick hatte überall kleinliche Schwächen und unangenehme Eigenschaften entdeckt, welche sie abstießen. — Nun kreuzte Leopold ihren Lebensweg und der junge Mann schien ihr wie das Ideal ihrer Mädchenträume. — Alle seine Anschauungen trugen den Stempel des Edlen und Reinen, seine feurige Seele nahm gern den Flug zum Höchsten und mit geistiger Schmiegsamkeit wußte er ihr überall hin zu folgen. —

Weil sie ihr Herz schon durch den Unterschied der Jahre für so sicher gewähnt, hatte sie sich rückhaltlos dem Genuß hingegeben, der für sie in dem Verkehr mit dem jungen Dichter lag. Ihr Stolz fühlte sich geschmeichelt, daß sie das Feuer in seiner Brust schüren, ihm den Weg weisen konnte, der ihn zum Ziel führen mußte, und eh' sie es selbst geahnt, war eine tiefe, glühende Liebe in ihr Herz eingezogen. — Sie sah, daß auch die Gefühle Leopolds eine andere Färbung erhielten und nun begannen für sie die tiefsten und furchtbarsten Seelenkämpfe.

Wohl war sie jetzt seiner Liebe sicher; aber wer bürgte ihr für das flattrige Herz eines Dichters! und sie hätte niemals den Gedanken ertragen, daß eine Zeit kommen sollte, wo sie dem theuren Mann nicht mehr Alles war! — Wer weiß, ob sie selbst so viel Entsagungskraft besessen, um auf immer sein Herz mit seiner Muse zu theilen! — Der Mann, den sie liebte, sollte ihr allein gehören und doch sagte sich wieder ihr reflectirender Verstand, daß Leopold dies nicht dürfe, wenn er sein Talent nicht untergraben wolle und daß sie ihm das Letztere ebenfalls nicht verzeihen würde.

Für diese tiefen, unversöhnlichen Widersprüche gab es nur eine Lösung — das Scheiden auf immer und sie hatte heute diesen Ausweg gewählt, — wie viel er ihr kostete, das vermochte selbst ihr Bruder in seinem ganzen Umfange nicht zu ahnen. Es war die erste und einzige Liebe, die ihre Brust erfüllt und es brach ihr stolzes, starkes Herz, auf das sie stets so gepocht, in Stücke.

Fortsetzung folgt.

# Ein Weg zur Schuld.

Erzählung aus dem Volksleben von P. K. Rosegger.

(Schluß.)

Am nächsten Sonntag sagte sie: „Hast nichts dagegen, Mann, so wollt' ich heute gern eine Kirchfahrt verrichten zu Dank für die wiedererlangte Gesundheit. Wolltest mitgehen?"

„Ja, ja, häng' Dich dem Herrgott nur recht an die Zehen, Du Betschwester und verscherg' (verschwärze) mich bei ihm, verschergst mich ja so gern."

Sie ging hinaus gegen den Markt Salgstein. Sie suchte die ödesten Wege, wo die wenigsten Kirchengänger wandelten. Sie hatte Angst, sie werde sich durch ihre Miene verrathen beim Kaufmann, wenn sie Rattengift verlange. Das mußte sie gut machen, sie mußte sich üben. In einem verlassenen Waldschachen stellte sie sich zuerst vor einen fahlen Baumstrunk, dann vor einen grünen Strauch, endlich wendete sie sich gegen ein Eichhörnchen in den Zweigen, hielt gesittig das Sacktuch in den Händen vor der Brust und sagte halblaut, wie sich Bäuerinnen in Kaufmannsgewölben gerne stellen: „Hätt' auch gern ein wenig was. — Aber das sind saubere Seidentüchel, die kosten gewiß recht viel. Schön sind sie. Ja, daß ich sag, ein Hüttenrauch zum Rattenfutter hätt' ich gern." Sie war aber nicht ganz zufrieden. Ob sie vom Rattenfutter lieber gar nichts sagen sollte? Wenn man Hüttenrauch kauft, so versteht sich's ja von selbst, daß man es als Rattengift braucht.

Im Kaufladen zu Salgstein waren nach dem Gottesdienste viele Leute beisammen. Walpa verlangte zwei Ellen blaue Hemdschnüre, um fünf Kreuzer Neugewürz und um drei Zehner Hüttenrauch.

„Wozu braucht Ihr den Hüttenrauch?" fragte der Kaufmann.

„Wir haben so viele Ratten in der Mühle."

„Da müßt Ihr Euch wohl ausweisen, wer Ihr seid, meine Liebe, sonst darf ich kein Arsenik hergeben."

„Na, na", rief Einer aus der Menge, „bei Der ist's nicht so gefährlich, das ist die Seizmüllerin in der Transau."

„Nachher hat's keinen Anstand", sagte der Kaufmann. „Thut das Ding nur gut verwahren, 's ist ein wildes Gift."

Als die Walpa auf dem Heimweg an dem Salgsteiner Armenhause vorbeiging, saßen davor etliche Pfründner. Ihr Herz war heute so sehr zum Wohlthun aufgelegt, daß sie alles Geld, welches sie bei sich trug, an die armen Leute verschenkte. Dann eilte sie der Transau zu. Wer sie heute so hätte gehen gesehen, die schöne Frauengestalt, im einfachen Sonntagsstaate, an welchem nicht Eitelkeit, wohl aber guter Geschmack zu spüren war! Tausend rohe Worte hatte sie darüber erdulden müssen, aber die gewohnte Art, sich zu kleiden, hatte sie den Launen ihres Mannes nicht zum Opfer gebracht. Ihr Antlitz war in seiner Blässe nur noch schöner; doch wehte heute über ihre Wangen zuweilen ein rosiger Hauch. Ihr Auge leuchtete in lebensvoller Klarheit, als sie hinanblickte zu den sangumjauchzten Wipfeln des Waldes und zum Himmelsblau. — Ihr war wohl, wie einer wiedergeborenen Seele. — Man hat nur ein einzig Leben, und das soll man sich wahren, von dem soll man Alles fernhalten, was häßlich ist und verderblich, um das soll man Alles sammeln, was Freude weckt. So auch hielten es die anderen Menschen, sie mochten jung sein oder alt, weltlich oder bigott; so hielt es selbst das Thier und jedes Geschöpf. — Und endlich

sollte sie — die Walpa — ja der Welt wieder sein, sollte leben, wie Menschen leben mit jungem frischen Blute und fröhlichem Sinn. Sommerlicher Hauch voll Waldodem spielte um ihr lockig Haupt. Ihr Fuß schien den Kalksandboden des Waldweges kaum zu berühren; es hätte ihr auch weh gethan, heute eine Ameise, ein Würmlein zu zertreten. So freudvoll war sie und die Arme breitete sie aus: Sei gegrüßt, mein süßes Leben! — An einer alten Rothföhre kam sie vorüber, an welcher das Bild der Jungfrau mit dem Kinde hing. Diesem Bilde gab sie einen Kranz von Glockenblumen und wilden Lilien.

Zur späten Nachmittagszeit nach Hause gekehrt, fand sie ihren Mann in der Stube auf einer Wandbank ausgestreckt und schlummernd. Lange stand sie da still und blickte ihm in's Angesicht. Der harte Zug auf demselben war verschwunden, sanfte Ruhe lag darüber hingegossen. — Wie schön war dieser Mann, wenn er schlummerte! — — Als sie so auf ihn hinsah, leuchtete ihr Auge. Seine rechte Hand hing über die Bank hinab, sanft hob und brachte sie dieselbe in eine bequemere Lage. — Er hat Mühsal und Sorgen, wie gut wird ihm das Schläfchen thun!

Auf dem Tische, in Papier halb eingeschlagen lag neuer lichtblauer Schafwollenstoff für ein Frauenkleid.

— Den hat er mir heute gekauft, 's wird ja mein Tag sein in der Woche! jubelte das Weib im Herzen, nein, er ist gewiß nicht so hart, wie er thut. Er ist doch ein guter Mann. Gott verzeih' mir Alles! — Ihr Herz wurde warm. Wie wollte sie ihn so gerne liebhaben! — — Es verlangte ihr, ihm einen Kuß zu geben. Sie beugte sich zu ihm nieder — sein Athem roch nach Fusel. Hastig schreckte der Mann auf, sprang empor — starrte sie an und grinste.

„Hast gut geschlafen", sagte Walpa sanft.

„Was soll's denn!" fuhr der Müller los, „soll ich etwa nicht mehr schlafen in meinem Hause? Was schleichst denn so um mich herum? Willst mir die Augen auskratzen?"

„Geh', Mann", versetzte die Walpa lächelnd, „das ist ja doch nicht Dein Ernst. Weißt es wohl, Du meinst mir's besser, als Du's sagen magst. Ich bedank mich für den schönen Rockzeug."

„Bedank'st Dich!" lachte der Müller auf, „meinst, er gehört Dein?"

„Wüßte nicht, wem sonst", sagte sie, „oder weißt eine Andere dafür?"

„Und wenn auch!" schrie er und starrte sie mit rothunterlaufenen Augen wild an, „hast Du mich etwa gepachtet? Wie viel hast denn 'geben für's Jahr, he? Zehn Bessere weiß ich, und Du bist mir die Schlechtest'!"

Das war ihr wie ein Stich in's Herz. Ohne noch ein Wort zu sagen, ging sie hinaus. —

Immer mehr ergab sich der Seizmüller dem Trunke.

In der Gegend hatte sich ein zweiter Müller angesiedelt, ein ferner Verwandter von der Walpa. Er verschlechterte dem Seizmüller das Geschäft; dieser ließ es seiner Frau entgelten. Seine Lust war, ihr wehe zu thun, seine Labe der Krug. Oft gab es Stunden, da er in Tobsucht ausbrach und sich sein Weib gar nicht vor ihm sehen lassen durfte. Der Arzt kam in's Haus, dem weinte sie bitterlich vor.

„Ist traurig, liebe Müllerin", sagte dieser, „aber das mag Euch noch trösten: schlecht ist er nicht. Und das mögt Ihr sicher glauben, wenn er Euch wehthut, so ist ihm auch selbst nicht wohl. Er ist krank, er leidet an so einer Art Manie und er kann selber nicht anders."

— An so einer Art Manie! dachte die Walpa bei sich, — daß er neben mir andere Weibsleute hat, denen er Geschenke macht — ist das auch so eine Art Manie? — Seine aufgedeckte Treulosigkeit hatte in ihrer Seele einen

Dämon erweckt, den sie früher noch nicht gekannt, der nun fort und fort an ihr rüttelte, wenn sie sonst in Stumpfheit versinken wollte; da bäumte sie sich auf und ihre Nerven bebten und ihr ganzes Wesen dürstete nach einer That.

Ihre Obliegenheiten im Hause besorgte sie mit auffallender Milde und Sanftmuth. Ihr Angesicht war blaß, oft fast fahl, die Augen waren wie eingefallen und dennoch voll seltsamen Glanzes.

„Weiß gar nicht", bemerkte in diesen Tagen eine Magd des Hauses, „wie mir neuzeit unsere Müllerin vorkommt; mich deucht alleweil, die lebt uns nicht lang."

Vor der Hausthür mehrten sich die Bettler; denn es waren die Gaben größer geworden, und Walpa reichte den Armen mit vollen Händen.

Eines Tages hatte sie einem mühseligen alten Weiblein drei Silberzehner in die Hand gedrückt: „Sieh, das nimm Dir, und thu' beten für mich!"

Ueber den Hof hinabtorkelnd begegnete die Beschenkte dem Müller, aus Herzensfreude und Dankbarkeit wollte sie ihm die Hand küssen: „Für das viel Geld, Seizmüller, für das viel Geld. Dein Weib hat mir drei Zehner geschenkt. Davon leb' ich wie ein Graf; vergelt's Gott bis in den Himmel!"

Eilte der Müller in's Haus, beschuldigte sein Weib der Verschwendung und ob sie das Geld auf der Straße aufzuheben habe, daß sie dasselbe wieder auf die Straße werfe; und sie sei nur zum Verschleudern da, er sehe schon, er müsse sie todtschlagen, wolle er nicht, daß sein ganzes Hauswesen und er selbst zu Grunde gehe. Und gleichzeitig hat er ihr einen Schlag versetzt auf das Haupt, daß sie in die dunkle Nebenkammer taumelte.

Er stand auf seinem Flecke wie angewurzelt still und schrie: „Komm' heraus, Walpa, komm' nur noch einmal heraus!"

Sie meldete sich nicht, kam nicht heraus. Da trat er mit geballten Fäusten in die Kammer und sah, wie sein Weib eben etwas hinter dem Wandschrank verbarg.

„Was hast Du dort! Gib her!" schrie der Müller und haschte nach ihrer Hand. Diese war leer.

„Heimlichkeiten?!" sagte er und grinste vor Hohn und Wuth.

Ihre Gurgel war einen Augenblick wie zugeschnürt, ihre Augen traten schroff hervor; bald aber entgegnete sie voll stumpfer Ruhe: „So schau, so such', was ich für Heimlichkeiten hab', wirst es wohl sehen."

Vom Gewehr, das an der Wand hing, riß er den Ladstock herab und stöberte mit demselben hinter dem Wandschranke herum. Ein paar halbblinde Mücken kamen zuerst hervor, dann etwas Staub, dann der Fetzen eines Spinnengewebes, dann etliche alte Papierstückchen, dann eine blaßrothe Halsschleife.

Der Müller hob mit dem Stäbchen die Schleife empor und fragte: „Was ist denn das, meine Liebe?"

„Das ist ein Halsband", antwortete sie ruhig.

„Das weiß ich wohl, Du Schlange Du", versetzte er, „aber warum hast Du denn dieses Halsband vor mir verbergen wollen, he?"

„Weil — weil ich mich nicht getrau, weil Du so hart bist auf mich."

„Viel tausendmal zu gut bin ich noch für Dich, Du schlechte Creatur!" schrie er, „jetzt auf der Stell' sag' mir, wo hast Du dies Halbband her, oder ich erschieß' Dich mausetodt!"

„Sagen will ich Dir's wohl, Franz", antwortete sie gelassen, „dies Band hab' ich vor Zeit von einem Buben kriegt; das Band ist schon lang blaß und der Bub' ist lang schon verstorben, und jetzt weißt es."

Da lachte der Seizmüller wild auf und rief mit einer Stimme, die man kaum verstand, dazwischen: „So wohl,

Walpa, so wohl! Der Bub' wird noch nicht verstorben sein!"

„Nu, so lebt er noch", antwortete sie.

„Ich steh' ihm nicht gut auf drei Tage. Und Dir, Weib, Dir schlag' ich die eheliche Lieb' noch mit Haselstöcken hinein, darauf leg' ich Dir ein Jurament ab!" Und er stürzte aus dem Hause.

Die Walpa stand eine Weile wie betäubt und trocknete sich mit einem Tuche das Blut, das ihr aus dem Munde floß. Dann verriegelte sie die Thür und suchte hinter dem Wandschranke ein blaues Papierchen hervor, das sie in der Eile dort hinabgeworfen, und welches sie dadurch vor den gierigen Blicken des Müllers zu sichern getrachtet, daß sie das alte Halsband als den Gegenstand ihres Geheimnisses ausgegeben hatte. Das Halsband war eine Brautgabe ihres eigenen Mannes gewesen; wäre jedoch dasselbe nicht als fremdes Liebeszeichen vorgeschützt worden, so hätte der Müller weiter gespäht und das blaue Papier mit seinem Inhalte gefunden.

Nun aber hatte Walpa die letzte Brücke hinter sich abgebrochen. Sie wußte, welch' neue Waffen sie durch ihre Angabe dem Gatten an die Hand gegeben hatte, daß es nun in seiner Macht lag, seine Rohheit gegen sie vor allen Leuten zu rechtfertigen und ihre Ehre vollends zu nichte zu machen. —

Am andern Morgen stieg der Seizmüller zu sehr früher Stunde aus dem Bette. Er wollte auf den Kornmarkt fahren. Draußen klapperte die Mühle, er rief sein Weib; das hörte ihn nicht sogleich. Er tappte im Finstern an seinen Kleidern umher, er riß das Winkelkästchen auf, das in der Ecke hinter seinem Bette stand. Dabei hub er zu lachen an und sein Lachen war wie ein Röcheln. Und als die Walpa kam, fuhr er sie an: „Du, jetzt weiß ich's, Du kannst leicht Almosen geben. Du hast mir mein Geld gestohlen."

Ein Aufschrei aus ihrer Brust. Es war ein Schreckruf; er hatte geglaubt, es wäre ein Schrei des Geständnisses gewesen. „Mein Geld ist weg!" rief er, „sag', Bestie, wo hast Du meine Brieftasche? Ah, jetzt weiß ich's, die hast Du gestern hinter der Wandlad' versteckt, Du falscher Satan, Du!"

„Mißhandle mich nur nicht, ich sage Dir Alles."

Er ließ sie los: „So sag' es!"

„Bei meinem Gott, Franz, von Deinem Geld weiß ich nichts."

„Hexe, Dir will ich die Wahrheit noch herausziehen!" Und sofort begann ein Auftritt, den der Erzähler nicht schildern kann.

Später, als Licht gemacht wurde, fand sich die Geldtasche auf der Bettdecke des Müllers, auf welche sie aus dem Rocksacke gefallen war.

Walpa kauerte in einem Winkel; sie klagte nicht, sie schluchzte nicht. Kein Mensch hat das schreckliche Beben ihres Herzens vernommen. — Vielleicht erwartete sie nun von ihrem Manne Abbitte. Dieser hatte sich wortlos aber pfusternd angekleidet und plötzlich sagte er! „Wer weiß es, kannst das Geld doch am Leib' gehabt und mir dasselb' nur so auf's Bett hingeworfen haben. Dir trau ich nimmer. — Troll' Dich jetzt, Du Kröte, und schau, daß ich mein Frühstück krieg'!"

Noch zwei Augenblicke war Walpa nach diesen Worten gekauert in ihrem Winkel. Dann erhob sie sich, richtete ihr Angesicht gegen die Decke des Zimmers empor und ging in die Küche hinaus. Sie war wieder die Emsige, und bald stand das Frühstück auf dem Tische. Walpa ging mit seltsamer Gelassenheit an weitere Arbeiten.

Der Müller, immer noch grollend, schnitt Brod in den Kaffee. Dann aß er und gab indessen durch kurze, herhervorgestoßene Sätze Befehl, was während seiner Abwesendheit im Hause zu geschehen habe.

Plötzlich hielt er ein und sah seinen Löffel an. Dann starrte er in

die schon halbgeleerte Schale und sog mit der Zunge an seinem Gaumen.

„Du, Walpa", sagte er hierauf, und seine Stimme war unsicher, fast weich, „Du Walpa, geh her da. Iß mit mir Kaffee: er ist übrigs genug für allzwei."

Sie schichtete sein Bett auf, ging dann in die Vorstube und überhörte die Einladung.

Erregt, indem er sich mit der flachen Hand über die Stirne fuhr, stand der Müller vom Tische auf und sagte noch einmal in gedämpftem Tone: „Weib! verkost' mir jetzt den Kaffee!

Die Walpa stürzte zur Thür hinaus.

„Herr Jesu! Herr Jesu Christ!" schrie der Müller, „jetzt hat sie mich vergiftet! — Jetzt bin ich hin! — — Du Weib! — mußt mit mir!"

Hinaus raste er. Im Vorhause erfaßte er mit krampfhaft zuckenden Armen ein schweres Beil und stürzte damit der Fliehenden nach.

Die Walpa floh über den Hof, floh, an Stock und Pfeiler rennend, durch den Wagenflur, floh in die Mühle — der Müller in wüthender Hast, doch schwankend, ihr nach mit gezücktem Beil und schäumendem Mund. Um den Mehlkasten noch ging der Beiden rasender Lauf, da erreichte Walpa wieder die Thür, schlug diese hinter sich zu und stand im Freien.

Noch hörte sie es, wie er innerhalb der Thür mit einem gräßlichen Schrei zusammenbrach.

Dann ging sie im Morgengrauen davon. Sie war ledig und erlöst, sie war frei. Ihr Herz jubelte, ihr Gewissen war leicht und licht, wie nach einer guten That.

Ueber dem Thale thaute ein dünner Herbstnebel; neben dem Wege, auf welchem Walpa hineilte, lagen grünende Rübenfelder und abgeweidete Wiesen, auf denen die blassen Kelche der Zeitlose standen. — Allmälig war es licht geworden. Walpa ging dahin und sah nicht um und für jeden ihr Begegnenden hatte sie einen heiteren Morgengruß.

„Wohin so früh?" rief ihr ein junger Fuhrmann zu.

„In die Kirch', wenn Du willst mitgehen."

„Oh, da vergehst Dich ja, Seizmüllerin, der Weg führt sein Lebtag nicht in die Transau."

„So wird er wohl wo anders hinführen."

„Ei freilich, freilich, Seizmüllerin, das ist gewiß."

Als sie zur Brücke kam, wo der Weg über den Fluß setzt und ein schmaler Steg über den hier sich abzweigenden Mühlbach leitet, begegnete ihr eine lebhafte Schaar von Schulkindern. Die Erfahrung zeigt, daß zur Herbstzeit die Kinder viel lebhafter und lauter sind, als in anderen Jahreszeiten Naturforscher haben den Grund dafür in der Kühle und Dünnheit der Luft gefunden. So johlten auch heute die Kinder hüpfend und muthwillig heran, neckten sich gegenseitig, schlugen sich mit ihren Hüten, Hauben und Schulsäcken, warfen sich auf die Straße hin und lachten dabei und kletterten auf die Zäune und Sträuche, auf das Brückengeländer auch und hüpften über den Mühlsteg hin und her und warfen Steine in's Wasser und stießen mit Stangen in die Dümpfe unter den Uferrasen hinein und lärmten in heller Lust, wenn sie eine Forelle aufschreckten. Plötzlich ein Schrei, ein hohes Aufgitschen im Flusse und: „der Michel, der Michel ist in's Wasser gefallen!" zeterten die Kleinen durcheinander.

Die Walpa, noch nicht weit von der Stelle, eilte zurück, sah, wie der Knabe, von dem jetzt nur noch ein Fuß hervorstand, im tiefen Wasser davonrann. Ohne Bedacht streifte sie ihren Ueberrock von sich und sprang in den Fluß. Sie rang mit den Wellen, sie verlor allen Grund und Halt, sie

fiel um, wallte davon und verschwand unten, wo sich die Weidenbüsche schwer und dunkel über den Fluß wölbten.

Die Kinder schossen planlos umher; nur ein achtjährig Mädchen blieb gefaßt und sagte zu einem andern: „Du, jetzt muß ich zum Pfarrer gehen, daß geläutet wird, weil der Hüttenbaumer Michel und die Seizmüllerin ertrunken sind.“

Da wand sich unten zwischen den Sträuchen die Walpa hervor, in ihrem Arm den bewußtlosen Knaben haltend, aus dessen Mund ein Wasserstrom hervorquoll. Sie legte ihn sofort über der nächsten Feldplanke auf den Bauch, so, daß Haupt und Füße zu beiden Seiten niederhingen, sie preßte alles Wasser hervor und rieb seinen Leib — da hub der Kleine wieder an zu athmen.

Bald kamen mehrere Leute zusammen und der Michel und die Walpa wurden unter freudiger Erregung nach Transau gebracht.

„Heut' hat die Seizmüllerin den Hüttenbaumer Buben aus dem Wasser gezogen!“ Die Kunde verbreitete sich bald im ganzen Thale. „Sie wäre selber schier dabei ertrunken. Sie ist aber ein kräftiges und muthiges Weib, hat sich und den Knaben mit Noth noch herausgearbeitet. Jetzt ist sie im Pfarrhof unten und der Richter ist zu ihr gegangen und die Herren sind alle beisammen und loben die Walpa; und die Hüttenbaumerleut' sind auch schon herausgekommen von ihrem Graben und sie wissen gar nicht, was sie der Müllerin Gutes anthun sollen.“

Es war auch so. Die Walpa wollte fort; aber sie stak in den Kleidern der Pfarrersköchin, denn die ihren waren noch nicht getrocknet. Eine große Unruhe war in ihr, aber sie mußte aushalten und für den Abend wollte man zur Feier der Heldenthat eine Unterhaltung anstellen; — und dem Müller wollte man es schon zu wissen thun, wo sein braves Weib heute stecke und daß für den Abend auch er selbst in's Wirthshaus komme.

Da berichtete Einer, der Seizmüller wäre heute gar nicht daheim und dem lauten Klappern nach ginge auch die Mühle schon den ganzen Vormittag leer.

„Ja, sind denn sonst keine Leute auf der Mühl?“ fragte man.

Der Mühlbursche sei vorgestern davon und die Anderen wüßten nicht Bescheid. Auch könne man gar nicht in die Mühle hinein, sie sei versperrt und es würde doch nöthig sein, daß die Müllerin auf ein halbes Stündchen nach Hause gehe.

Als Walpa gegen die Mühle kam, eilte ihr eine Magd entgegen: „Sie solle doch nicht gar zu hart erschrecken um des lieben Gottes Willen, in der Mühle sei heut' was geschehen.“

Wortlos aber festen Schrittes ging Walpa weiter. Die Thür der Mühle war bereits weit offen, das Räderwerk war gestillt. Nachbarsleute standen herum, sprachen viel hin und her, und als nun die Walpa nahte, stellten sie sich bei Seite und redeten nichts. Nur Einer trat ihr entgegen: „Müllerin, dieweilen Ihr heut' so wacker seid gewesen, ist daheim schlecht gehaust worden. — Kein Mensch weiß, was ihm widerfahren.“

Er führte sie in die Mühle und deutete im Dunkeln hinter der Thür zu Boden. Dort lag, hart am Pfosten, der Seizmüller starr und todt.

Die Leute hatten sich herangedrängt, um zu sehen, wie sich das Weib bei dem todten Gatten geberden werde. Jetzt blickten sie sich gegenseitig an. Walpa stand an der Leiche ohne ein Zeichen des Schmerzes, ohne ein Wort der Klage. Nicht einmal Ueberraschung war an ihr zu merken. In grauenhafter Ruhe stand sie vor dem Todten.

„Da kann er nicht liegen bleiben“, sagte sie endlich, „die Leute sollen ihn ins Haus hineintragen.“

„Nein“, versetzte einer der Männer, „das darf nicht geschehen; wir müssen ihn liegen lassen, bis der Arzt und die Herren vom Bezirksgericht da sind.“

„Was wollen denn die?“ sagte die Walpa kalt, „daß er todt ist, das seht ihr auch, und so hat man nichts weiter zu thun, als ihn zu begraben.“

Die Leute stutzten.

„Der liegt schon lang' da hinter der Thür“, bemerkte ein Bauer, „vielleicht seit früh, da die Müllerin selber noch in der Mühl' gewesen ist!“

„Leicht sieht sie ihren todten Mann jetzt nicht das erstemal“, sagte ein Anderer.

„Das schaut seltsam aus.“

„Die zwei Leut' sollen sich ja spinnefeind gewesen sein.“

„'s geht nicht recht her.“

„Am Ende hat sie ihn umgebracht“, warf Einer ein.

Sie konnte es gehört haben, that aber nichts desgleichen.

Da stellte sich Einer vor sie hin und rief: „Du, Müllerin, viel wett' ich nicht, Du hast was angestellt!“

„Ich?“ versetzte sie mit den Augen zuckend, „was kann ich denn angestellt haben?“

„Wird sich weisen!“ —

Spät Abends kamen Aerzte und Herren vom Gericht. Sie sahen zuerst die Leiche des Müllers und beschrieben, wie sie lag hinter der Thür. Sie sagten: „Es läßt sich ziemlich sicher constatiren, daß er eines natürlichen Todes nicht gestorben ist.“ Die Herren vom Gericht gaben Weisung, daß sofort das Haus bewacht werden solle, so daß niemand dasselbe verlassen könne. Hierauf stellten sie eine Bank mitten in der Mühle auf, legten die Leiche auf dieselbe hin und ließen mehrere Spanlunten anzünden. Frisch mit dem Messer machten sie sich daran. Ziemlich wortkarg ging die Arbeit vor sich, nur manchmal ein kurzes Gemurmel, ein verständnißvoller Blick.

Nach kaum einer Stunde war der zerrissene Körper mit einem weißen Tuche bedeckt.

Die Herren begaben sich — es war schon Mitternacht — in die Stube der Müllerin. Diese lag angekleidet auf dem Bette und barg ihr Gesicht in das Kissen. Man rüttelte sie auf. Sie strich sich mit Hast die Haare aus der Stirne und starrte den fremden Männern ins Gesicht.

Einer von diesen erhob seine scharfe Stimme und sagte: „Euer Mann, der Seizmüller, ist durch Arsenik vergiftet worden.“

„So?“ antwortete sie, „dann hat er Rattengift gegessen.“

„Man hat ihm das Gift in den Kaffee gethan!“

„— Wer wird ihm denn das Gift in den Kaffee gethan haben“? sagte sie dumpf.

„Es ist alles bewiesen. Hier ist der Rest in der Kaffeeschale, die ihr ihm selbst vorgesetzt habt. Euch hilft gar nichts mehr, Seizmüllerin, gesteht es nur, ihr habt Euern Mann umgebracht.“

Da fuhr die Walpa zusammen, ein wilder Krampf schien durch ihr ganzes Wesen zu toben. Die Männer standen bewegungslos da und blickten sie an. Nun löste sich allmälig die grauenhafte Starrniß, ihre Arme sanken auf den Schoß und sie hauchte: „Da — da bin ich. Hab's ja gewußt, diese Ehe bringt mich noch auf den Galgen.“

Am nächstfolgenden Tage ist sie dem Gerichte überliefert worden.

* * *

Lange ließ man die Seizmüllerin nicht in ihrem Gefängnisse. Wozu soll der Staat ein solches Wesen noch füttern? hieß es.

Eine Woche vor dem Allerheiligenfeste, zur Zeit, da in der Gegend die lautlustigen Kirchweihen abgehalten wurden, führte man die Walpa in den Gerichtssaal. Da stand sie vor

dem grünen Tische, auf dem das Kruzifix und zwei rothe Kerzen ragten. Hinter dem Tische saßen die Richter. Links davon auf einer Doppelbank waren zwölf Männer, theils in städtischer, theils in ländlicher Kleidung. Walpa sah Bekannte darunter. Da war der Thorhofbauer, der ihr einst zur Heirat mit dem Seizmüller gerathen, da war der Erlsberger, der ihr auch nicht abgeredet hatte. Neben diesem saß der Kaufmann von Salzstein, der ihr das Rattengift verkauft hatte; nicht weit von diesem der Hammerschmidt, welcher ihr mehrmals, sie bedauernd, zu verstehen gegeben, der wilde Seizmüller würde sie noch eines Tages todtschlagen, so wie er sein erstes Weib todtgeschlagen habe. Und endlich saß noch Einer unter den ernsthaft dreinschauenden Männern, bei dessen Anblick der armen Walpa das Herz weinte. Es war der einstige Postillon, der Blasius Steiger — nun schon glücklich verheiratet — es war der Mann, an den sie liebend und sehnsuchtsvoll so oft gedacht hatte. — Das waren jetzt ihre Richter, die Geschwornen.

Rechts vom grünen Tisch, vor einem Pulte saß auch ein Bekannter. Es war jener Herr, den die Walpa schon zweimal gesehen hatte. Das erstemal vor etlichen Jahren, noch im Wiesenwirthshause; das zweitemal später oben auf dem Zinken bei der Kapelle und bei den Zirben. Er hatte damals Manches zu ihr gesprochen, woran sie seither oft und oft gedacht, er hatte ihr ja einen ganz neuen Lebensweg vorgeschlagen — „er hätte es gewißlich gut mit ihr gemeint“.

Heute trug er einen schwarzen Frack, dessen Aufschläge mit silbernen Borten und Knöpfen geziert waren. Er warf nur ein paar kurze Blicke auf die Angeklagte hin, blätterte dann eifrig in den Schriften und Büchern, die vor ihm lagen und schrieb zuweilen mit dem Bleistift etwas auf ein Blatt.

Nicht weit von der Sünderbank der Walpa, neben welcher zwei Gendarmen standen, wieder an einem eigenen Tischchen, saß endlich ein ganz fremder schwarzgekleideter Mann mit dunklem Vollbarte und blassem Gesicht. Auch der hatte ein Buch vor sich liegen, doch stülpte er sein Haupt auf den Elbogen und starrte vor sich in das Leere.

Walpa sah nicht um, merkte aber leicht, daß hinter ihr eine große Menschenmenge versammelt war. Diese flüsterte und war unruhig und konnte den Beginn der Verhandlung kaum erwarten.

Endlich begann das Verhör. Der Richter fragte die Angeklagte, was sie veranlaßt habe, ihren Mann aus dem Leben zu schaffen.

„Ich habe mir nicht anders zu helfen gewußt“, antwortete die Walpa.

Hierauf wurde Punkt für Punkt erörtert, von der Werbung des Seizmüllers bis zu dessen Tode, die Mißhandlungen und Rohheiten, die sie zu erdulden gehabt, ihre Versuche, von ihm loszukommen, der keimende und wachsende Gedanke endlich, sich durch das letzte Mittel von ihrem Peiniger zu befreien.

Walpa gab auf die Fragen, die ihr gestellt wurden kurze, aber entschiedene Antworten. Eine besondere Aufregung war an ihr nicht zu merken, und als sie der Richter fragte, ob sie denn keine Reue empfinde, die That begangen zu haben, die ihr Lebensglück, vielleicht ihr Leben vernichtet habe, antwortete sie: „Es ist nicht möglich, daß es noch schlechter mit mir wird, als es gewesen ist.“

Nach alldem und Anderem begann sich der Mann zu rühren, der rechts vom Richtertisch bei seinen Schriften saß und während des Verhörs immer in seinem Buche geblättert hatte. Er erhob sich nun, und derselbe, der seinerzeit im Gebirge zu Walpa gesagt hatte: dieser Seizmüller muß eine elende Kreatur sein, von dem mußt

du dich befreien, — begann nun eine Rede zu halten, in welcher er die Gattenmörderin mit den schärfsten Worten anklagte und jeden Erschwerungsgrund angelegentlichst hervorhob. Und seine Rede schloß er mit folgenden Worten: „Sie sehen also, meine Herren, daß hier ein langgeplanter, zielbewußter, meuchlerischer Gattenmord vorliegt. Das schwärzeste Blatt in den Verbrecherannalen heißt Gattenmord. Dieses Verbrechen richtet die Familie zu Grunde und erschüttert dadurch die Grundfesten des Staates. Ferner müssen Sie erwägen, wie tief verdorben ein Weib sein muß, das im Stande ist, gerade jenen Mann auf die grausamste Weise zu tödten, der sie als die Liebste erkoren, dem sie ewige Treue geschworen, der sie zur geachteten Stellung der Frau erhoben hat, der ihr Ernährer und Beschützer war. Sie haben gesehen, wie die Angeklagte gerade in der größten Verlegenheit eines zerrütteten Hauswesens, ich möchte sagen, als Betteldirne von dem Seizmüller aufgenommen worden ist, wie der Seizmüller ihren Vatter gewissermaßen vor dem Untergange gerettet hat. Wer solche Wohlthaten mit dem Giftbecher lohnt, der verdient das Leben nicht. — Ich habe mich sehr nach Milderungsgründen umgesehen, denn der Staat, welchen hier zu vertreten ich die Ehre habe, kennt keine härtere Aufgabe, als einen seiner Bürger vom Leben zum Tode bringen zu müssen. Es mögen in den Fall allerdings Umstände hineinspielen, welche Sie, meine Herren, zur Milde stimmen könnten; aber prüfen Sie strenge! Selbst ein Mann, der Brot entwendet, weil seine Kinder hungern, wird verurtheilt. Was hier vor uns liegt, ist ein kaltberechneter Gattenmord, und die vollständige Reulosigkeit, welche Sie auf dem Gesichte der Angeklagten lesen, sie gelte Ihnen mehr, als alle Erschwerungsgründe, sie mahne Sie, durch ein gerechtes Urtheil weitere Verbrechen zu verhüten. — Was Ihnen etwa noch gesagt werden mag von Menschlichkeit und Milde, so bedenken Sie, meine Herren Richter aus dem Volke, daß Sie nicht geschworen haben, hier Verbrechen zu verzeihen, sondern dieselben nach Gerechtigkeit zu bestrafen. Lassen sie sich durch falsche Gefühle zu einem milden Urtheile bestimmen, wohlan, so geben sie allen Ehefrauen, auch den Ihren, meine Herren, das Anrecht, sich ihrer etwa unbequemen Gatten durch ein übelgewürztes Frühstück zu entledigen. Ich verliere weiter kein Wort, ich verlange für die Gattenmörderin Walpurga Wiesamer den Tod durch den Strang!“

Nach diesen Worten ließ sich der Staatsanwalt mit fast gleichgiltiger Miene nieder auf seinen Sitz und ergriff eine Bleifeder, um damit zu spielen. Walpa richtete ihr großes Auge auf diesen Mann, der, wie sie sah, da war, um sie zu verderben. Sie bewahrte auch jetzt noch ihre Ruhe, nur fuhr sie sich mit dem Aermel einmal über die Stirne. Sie erwartete nun von dem Richter das Urtheil. Dieser aber sagte kalten Tones: „Der Herr Vertheidiger.“

Sofort erhob sich der schlanke, blasse Mann, welcher in der Nähe der Angeklagten seinen Platz hatte, und blickte zuerst mit bekümmerter Geberde die Richter und die Geschwornen an. Plötzlich nun schoß ein Leuchten aus seinen Augen und er begann anfangs in etwas beißender, dann in warmer Betonung so zu sprechen:

„Meine Herren Richter!

Der Herr Staatsanwalt hat sich Mühe gegeben, mir, dem Sie um Milde und Menschlichkeit Bittenden, Ihre Herzen zu verriegeln. Ich jedoch erkläre, daß ich gefühlvoller Herzen gar nicht bedarf, daß ich in diesem heutigen Falle nur Ihre Vernunft anzurufen brauche, um eine Unglückliche zu retten, die erbarmungslos in den Tod gestürzt werden soll, weil sie in der Nothwehr ihren größten Feind ge-

tödtet hat. — Nie noch ist mir mein Fürsprecheramt leichter geworden, als heute, da die Verhandlung so klar und deutlich gezeigt hat, daß weder Böswilligkeit noch schmutziger Eigennutz, noch ein anderer Zug eines schlechten Charakters die begangene That verursacht hat. Lediglich die Liebe zum nackten Leben hat dieses Weib auf die Sünderbank gestoßen. Und wer, meine Herren Geschwornen, wer wollte nicht leben! Lebenwollen ist ein Naturgesetz, dessen sich selbst der hinfällige Greis nicht entschlagen kann, geschweige denn ein warmes Blut von siebenundzwanzig Jahren. Sie haben ja gehört, wie entsetzlich der Seizmüller sein Weib gequält hat, wie er sie beispielsweise wochenlang in einer finstern Kammer gefangen hielt, wie er sie schlug und der Untreue und Unredlichkeit zieh, während er gewissenlos alle Rechte der Frau mit Füßen trat. Sie finden in dem Charakter des Mannes nicht einen lichten Punkt; er war ein ganz schlechter Mensch, dessen empörende Rohheiten durch nichts zu entschuldigen, die für ihn selbst zwecklos waren und sogar für den Psychologen abstoßend und völlig interesselos sind. Sie haben gehört, wie dieser Wütherich seinem sanftmüthigen Weibe wiederholt mit dem Todtschlagen gedroht. Der Seizmüller hätte sein Wort gehalten. Hätte die Walpurga, nachdem Alles vergebens gewesen, sich von ihrem Folterknechte freizumachen, das Los ihrer Vorgängerin theilen sollen? Oder, im besten Falle, meine Herren, sagen Sie selbst, ob es für ein junges, lebensheiteres Weib möglich ist, neben einem Menschen, wie dieser Seizmüller war, zu existiren? Und die Freunde, an die sie sich gewendet in der Noth, haben sie verlassen, ja, haben ihr selbst vielleicht den Gedanken des einzigen, letzten Mittels beigebracht. Lag es doch offen da: diese beiden Menschen mußten geschieden werden. Sie waren ja nicht vor Gott, sondern nur vor den Menschen vermählt. Walpurga hatte den Müller nicht geliebt und nicht erwählt; nur ein Opfer war ihr Entschluß, den Mann zu nehmen; dieses Opfer hat sie ihrem verzweifelten Vater gebracht. Aus einer Tugend, aus der Kindesliebe, ist diese That entsprungen, die vor der Welt nun als Verbrechen gelten soll. Sie haben bei der Untersuchung gesehen, meine Herren Geschwornen, welche Kämpfe das arme, einsame Frauenherz durchgerungen hat, bis es dem Dämon der Natur unterlegen ist. Wie unsagbar sie, die wohlerzogene und gesittete Frau, gelitten haben mag, das läßt sich freilich in einer Untersuchung nimmer zeigen. Ich sage absichtlich, die wohlerzogene, gesittete Frau, denn im vorliegenden Falle hat der Vertheidiger wahrlich nicht nöthig, auf die beliebten Milderungsgründe einer schlechten Erziehung hinzuweisen. Auch Unzurechnungsfähigkeit und Irrsinn mag ich gerne entbehren, denn meine Clientin hat logisch und so gehandelt, wie sie handeln mußte. Allerdings, wäre die Angeklagte mit größerer Intelligenz oder mit weniger Ehrlichkeit begabt, sie wäre nicht in's Criminal gekommen, sie hätte leicht Mittel gefunden, den Verdacht eines Mordes von sich abzulenken; und der Seizmüller wäre vor den Augen der Welt eines jähen Todes gestorben, wie auch dessen erstes Weib eines jähen Todes gestorben sein soll. Daß aber die Angeklagte ihre That nicht einen Augenblick geleugnet hat, daß sie selbst in dieser Stunde noch ruhigen Gemüthes dasteht, das beweist: ihr Gewissen klagt sie nicht an, der strengste Richter in der eigenen Brust klagt sie nicht an! — Und fällt es Ihnen nicht auf, meine Herren Geschworenen, daß die Vorsehung durch einen Zufall dem armen Weibe, wenn nicht ihre Beistimmung, so doch ihre Gnade geoffenbart hat? Walpurga hat in derselben Stunde, da ihr Peiniger zur Ruhe ging, einem andern hoffnungsvollen Menschen das

Leben gerettet. Wollen Sie, meine Herren Richter, den Tod mit dem Tode bestrafen, so müssen Sie auch das Leben mit dem Leben belohnen. — Wenn mein geehrter Herr Vorredner behauptet hat, Sie gäben durch ein mildes Urtheil Ihren Frauen das Anrecht auf eine gleiche That, so sage ich: das, was Sie an dieser Frau strafen, verschulden Sie in demselben Augenblicke in einem viel höheren Grade. Verurtheilen Sie die Angeklagte, so schwören Sie moralisch zur Tyrannenherrschaft des Ehemannes und begehen einen Verrath an den Frauen. Ja, um es kurz zu sagen, sie begehen einen Verrath an sich selbst, an der Menschheit und Menschlichkeit, wenn Sie nach dem starren Buchstaben ein bedrängtes Herz mit dem Tode richten, das den Tod nicht verdient. Und wenn Sie, meine Herren aus dem Volke, im Pharisäerstolze das Schuldig fällen, dann steige mit der armen Walpurga Wiesamer auch noch manch' Anderer mit hinauf zum Schaffot, dann sprechen Sie ein Schuldig über Alle, die mit ihrer ganzen Kraft um's liebe Dasein kämpfen. — Nein, meine Herren, Sie stiegen aus dem Herzen des Volkes empor zum Richterstuhle, und Ihre Stimme ist Gottes Stimme. Gott ist gerecht und gütig und barmherzig, — seien Sie es auch, und lassen Sie dieses Weib, das bisher nichts vom Glücke der Erde genossen, das mit heißer Lebenssehnsucht im Auge stumm Sie anfleht — lassen Sie es leben!"

Erschöpft war der Sprecher zurückgesunken auf den Stuhl. Auch die Walpa ließ sich nieder auf ihre Bank. In ihrem Auge stand eine schwere Thräne.

Der Vorsitzende fragte die Angeklagte, ob sie irgend noch was zu bemerken habe. Sie verneinte mit einem Nicken des Hauptes. So erhoben sich nun die Geschwornen und schritten in einer langen, ernsten Reihe aus dem Saale in das Nebengemach.

Und nun herrschten im Gerichtssaale jene für das Publikum so aufregenden, für den Angeklagten so gräßlichen Minuten des Schwankens zwischen Freiheit und Kerker, zwischen Leben Sterben. Staatsanwalt und Vertheidiger saßen anscheinend ruhig auf ihren Plätzen, ihrer Worte Frucht gewärtigend. Der Richter saß zurück in seinen Sessel gelehnt und schloß halb die Augen. Die Angeklagte kauerte auf ihrer Bank und bewegte sich nur ein wenig, so oft sie tiefen Athem schöpfte aus ihrer Brust. Ihre Züge waren wie die Wand so blaß. Einen umflorten Blick that sie gegen das Fenster hin, zum hellen Sonnenschein. — Dieses liebe goldene Licht! oder die ewige Nacht! — Welches soll nach menschlicher Satzung nun ihr Antheil sein? —

Endlich ging die Thür auf und in einer ernsten Reihe, wie sie hinausgeschritten waren, schritten die zwölf Geschworenen wieder in den Saal und nahmen Platz in ihren Bänken.

Dann wurde das Verdict der Geschwornen verkündet: Auf den Antrag, schuldig zum Tode durch den Strang, hatten eilf Stimmen mit Ja, eine mit Nein geantwortet.

Walpa hatte es gehört. Sie richtete sich auf und mit fester Stimme sagte sie: „Ich bitte nur um Eins. Laßt mir's wissen, welcher hat mir das Nein geschenkt?"

Keine Antwort. Finster blickten Richter und Geschworne drein. Nur Blasius Steiger, der einstige Bursche mit dem Posthorn, schlug sein Auge nieder und wurde roth und blaß.

Walpa sah es und aufathmend, hell wie im Jauchzen rief sie das Wort: „Ich hab's gewußt, er kann mich nicht verdammen. Nun habe ich gelebt, nun will ich sterben!"

---

# Altdeutsche Bilder.

Von K. J. Schröer.

## Ein Muttersegen.

In alten, alten Zeiten stand
Ein Mütterlein an Bergesrand.
Und unten zog ein junger Held,
Ihr Sohn, fort in die weite Welt!

Ihr war, sie wußte selbst nicht wie,
Da fiel sie nieder auf die Knie.
Und, wie sie ihn sah ferne zieh'n,
Hob sie die Hände über ihn:

„Ich schau Dir nach und sende Dir
Mit jeder meiner Hände Dir,
Mit jeder Hand fünf Fingern mein,
Dir fünfundfünfzig Engelein!

„Daß Gott Dich einst mit gutem Glück
Mir wieder sende heil zurück;
Er öffne Dir das Freuden Thor
Und schließ vor Dir der Leiden Thor.

„Er sei vor Dir und hinter Dir
Und ober Dir und unter Dir!"
Und wie sie sprach so inniglich,
Verklärten ihre Züge sich.

„Und wo Du wallest, wo Du eilst,
Sei Frieden mit Dir, wo Du weilst,
Solch Frieden, wie er war bestellt,
Da unser Heiland kam zur Welt!"

Der Mutter Segen zog mit ihm
Wie Seraphim und Cherubim;
In Glück und Unglück ihn umkreist
Der Mutter liebevoller Geist.

Doch als nach Jahren ihn das Glück
Führt' in die Heimat heil zurück,
Da wurde ihm das Herz so schwer,
Da stand der Mutter Hüttlein leer!

Sie lag im stillen Grab allein,
Bedeckt von einem schlichten Stein.
Da kniete lang im Abendwind
Der heimgekehrte Mann, ihr Kind.

## Die brave Stiefmutter.

(Motiv eines Volksliedes.)

Das Dirnlein kömmt zur Frau hinein,
Der Morgen dämmerte kaum:
„Ach Frauchen, liebstes Frauchen mein,
Wer deutet mir den Traum?

„Zwo Sonnen sah ich am Himmel stehn,
Ich sah's mit bangem Muth,
Und vor eurem Fenster eine Fahne weh'n,
Da schoß mir zum Herzen das Blut."

„Ach Dirnlein, liebes Dirnlein mein,
Mit den Wangen so frisch und roth:
Zwo Sonnen nicht können am Himmel sein;
Die Fahne mir kündet den Tod!

„Verlassen muß ich, so ist mir's bestimmt,
Meinen Herrn und die Waislein mein;
Mein Herr dann Dich zur Gemahlin nimmt,
Du wirst seine Hausfrau sein.

„Und wenn Du wirst seine Hausfrau sein,
Und wenn Du recht glücklich bist,
So thu' an meinen Waislein klein,
Was gut und was menschlich ist!

„Wenn Du Deinen Kindern gibst weißes Brod,
Gib auch meinen, wenn schwarzes auch nur;
Wenn Du Deinen Kindern gibst Wein so roth,
Gib auch meinen, wenn Wasser auch nur!

„Und schüttelst Du Deinen das Federbett
Und sind sie recht frisch und froh:
Gib auch meinen Raum zur Lagerstätt',
Gib ihnen, wenn auch nur Stroh!"

Die Frau ist gestorben, der Herr, er nahm
Das Dirnlein, das junge Blut.
Doch als sie selber Kinder bekam,
Da that sie menschlich und gut:

Den Waislein gab sie das weiße Brod,
Den eig'nen das schwarze nur;
Den Waislein gab sie vom Wein so roth,
Den Eignen vom Wasser nur.

Den Waislein gab sie ein Federbett,
Da waren sie frisch und froh!
Den eignen gab sie zur Lagerstätt
Auf der Erde ein Schäublein Stroh.

Da spricht eines Tages der Herr zu ihr:
„Du liebe Hausfrau mein,
Was gibst Du nicht gleich, o sage mir,
All unsern Kindelein?"

„Deine erste Frau mich bat, wenn Du
Mein Ehgemal einst bist:
Daß ich an ihren Kindern thu'
Was gut und menschlich ist!"

# Das Porträt.

Der Besuch der kleinen Residenzstadt hatte mich einen ganzen Tag festgehalten. Der Hofgarten mit seinem Belvedere, von dem man die Aussicht auf die dunkelblauen Berge hat, der kleine, von Trauerweiden beschattete Tempel am Teiche mit seiner Statue der Penelope als Personification der Gattentreue, das kleine Theater, wo einst mythologische Allegorien und französische Pastorale aufgeführt wurden, sie gaben Stoff genug zur Betrachtung. Ich belebte mir die verlassenen Räume mit den Gestalten der Hofherren in der Puderperrücke und der goldbetreßten Roquelaure, die mit leicht tänzelndem Schritt die großen Bandrosen ihrer Schnallenschuhe zeigen, mit den Gestalten der Hofdamen in bauschiger Robe, die auf ihrer hohen Fontangefrisur den kleinen Schäferhut tragen. Ich wandelte im Geiste in der Zeit des Rococo.

Eine Allee von uralten Platanen, der Gartenscheere längst entwachsen, führt zu einem seltsamen eliptischen Bau: dem Gartensaal. Ich ließ mir ihn aufsperren. Statuen stehen umher in den Nischen, hier Pan mit der Flöte am Munde, hier Paris mit der phrygischen Mütze auf dem feinen Köpfchen, hier Frau Venus mit ihrem Söhnlein, hier die Göttin der Jagd mit der Hinde. Schwarze Negerkönige mit Federkronen tragen die vergoldeten Leuchter, auf denen sonst Gruppen von Wachskerzen gestanden, ein ungeheurer Kronleuchter hängt von der mit reicher Stuccatur geschmückten Decke herab. Alles ist wohlerhalten, aber verblaßt und erstorben, ein seltsamer Modergeruch erfüllt den Raum. Gerade fünfzig Jahre ist's her, daß dieser vom Großvater des jetzt regierenden Herrn erbaute Saal das letzte Fest gesehen hat. Seitdem ist er verschlossen geblieben, kein Sonnenschein ist mehr hineingedrungen, kein Kerzenglanz hat sich in den ovalen Trumeaux wiedergespiegelt.

Die Geschichte aber, weshalb er seit jener letzten Festnacht geschlossen gehalten wurde, hat sich noch in der Erinnerung einiger alten Leute erhalten.

Ich gebe sie einfach, ohne Ausschmückung wieder.

## I.

Franziska von Marwitz hatte sich kaum ein Jahr nach ihrer Verheiratung auf eine traurige Reise begeben müssen. Ihr junger, vor kurzem noch blühender Gemahl war an einem schleichenden Leiden erkrankt, die Aerzte meinten, daß nur von einem milden Klima Heilung erwartet werden könne. So lebten die Gatten einen Winter in Venedig. Aber die Krankheit schritt ohne Stillstand vorwärts, der Tod raffte den jungen Mann dahin und als Witwe von zwanzig Jahren kehrte Franziska in die Heimat zurück.

Die beiden Gatten hatten sich unaussprechlich geliebt. Vor dem Scheiden loderte die Leidenschaft in beiden Herzen noch einmal so hoch auf. Es war nur eine freie Aeußerung ihres Schmerzes, daß Franziska am Bette des Sterbenden das Gelöbniß ablegte, dem Geliebten noch über das Grab hinaus die Treue zu bewahren und sich nie wieder zu vermählen.

Drei Jahre hindurch hatte sie jede Freude, jede Zerstreuung geflohen und war nicht zu bewegen gewesen, ihr schwarzes Witwenkleid abzulegen. Willst Du denn, fragten sie täglich ihre Verwandten, Dein junges Leben ganz vertrauern? Meinst Du, daß die Todten darum wissen, ob wir schwarz dahergehen? Du hast lange geweint, es sei genug. Du hast genug Freuden an Dir vorüberziehen lassen, es ist Zeit, wieder zur Welt zurückzukehren.

Franziska hatte gegen das Männergeschlecht die größte Gleichgiltigkeit bewahrt. Nun näherte sich ihr der Fürst, ein schöner, noch junger, lediger Mann. Er machte ihr zuerst von acht zu acht Tagen einen Besuch, nun bewog er sie, ins Theater zu gehen und sich ein ernsteres Stück anzusehen, er zeigte sich dann unfehlbar in ihrer Loge. Das gab viel zu reden in der Residenz, denn noch keiner anderen Dame war diese Ehre widerfahren.

Der Fürst verbarg seine Gefühle nicht. Er sagte wiederholt zu seinen Freunden: Es gab nie eine liebenswerthere Frau, als Franziska von Marwitz. Ich würde mich glücklich schätzen, wenn sie meine Hand annähme. Sie erfuhr diese nicht unabsichtlich fallengelassenen Aeußerungen; aber so oft der Fürst ihr näherrücken wollte, war's, als träte ein Hinderniß zwischen Beide: der Todte, dem sie die Treue übers Grab hinaus gelobt.

Indessen konnte die treue Anhänglichkeit und warme Verehrung eines so wackeren Mannes wie der Fürst war, ihren Eindruck auf das Herz der jungen Witwe doch nicht verfehlen. Frau von Marwitz zeigte an, daß sie diesen Winter bei den Hoffesten erscheinen werde.

Sogleich sagte der Fürst ein costümirtes Ballfest an, um den Eintritt würdig zu feiern.

Alles was die Stadt und die Umgegend an vornehmen und vorzüglichen Persönlichkeiten besaß, war geladen worden. Der eirunde Gartensaal war mit den schönsten Gewächsen der fürstlichen Treibhäuser geschmückt, der mächtige Kronleuchter ergoß sein Licht auf ein Gedränge von frohen Gästen, unter denen die reizvollsten Frauen nicht fehlten, die schwarzen Negerkönige mit den Federkronen hielten ihren Strauß von Wachskerzen gleichsam in heiterer Dienstbarkeit empor . . . Als Frau von Marwitz, die Königin des Festes, den Saal betrat, fiel die Musik mit einem festlichen Jubel ein. Das Bewußtsein, daß das Fest ihr gelte, machte sie stolz und gab ihrem sonst so ernsten Gesichte einen heiteren Zug. Aber sie hatte kaum einige Schritte vorwärts gethan, als sie stockte. Sie fühlte sich genirt in ihrer Robe von carmoisinfarbener Seide und bewegte sich nur wie scheu.

Der Eintritt zahlreicher Masken steigerte indeß die laute Heiterkeit der Gäste. Es wurde nach dem Takte der Musik eine Promenade durch den Saal ausgeführt. Die ganze Gesellschaft zog in den abenteuerlichsten Schlangenwindungen paarweise dahin, Franziska am Arm des Fürsten.

Der Fürst hatte seine Dame eben verlassen und die Musik schwieg, als eine männliche Maske in schwarzer Kleidung an Frau von Marwitz herantrat. Die Maske hatte kaum einige Worte mit der schönen Frau gewechselt, als sie ein goldenes Medaillon aus der Brust zog. Dabei streifte der schwarze Ritter den Handschuh ab, er drückte eine Feder und hielt der Dame ein Miniaturporträt entgegen.

Die Wirkung war eine schreckliche.

Frau von Marwitz war augenblicklich ohnmächtig geworden und wurde todtenblaß und bewußtlos von den Armen der Umstehenden aufgefangen.

Ein Bild des Schreckens, eilte der Fürst herbei.

„Einen Tragsessel!“ hörte man ihn rufen.

Man sah sich bestürzt an, man stellte sich in hundert Formen die Frage wie das gekommen? Niemand wußte eine Erklärung. Man suchte nun den schwarzen Ritter, den Unheilstifter.

Aber er war verschwunden.

Bald darauf hörte man einen Wagen rasselnd davonfahren. Es war die Hofequipage, die Frau von Marwitz nach Hause brachte.

Der Ball hatte ein rasches Ende gefunden.

## II.

Als Frau von Marwitz langsam unter der Obhut ihrer Tante zu sich gekommen war, erzählte sie Folgendes:

„Du weißt doch wie alles war. Der letzte Tag war gekommen, die Nacht, von der ich nicht wußte, daß sie die letzte sein solle. Ich hatte ein wenig geschlafen. Da ließ mich Marwitz rufen. Ich trat an's Bett. Seine Augen erkannten mich nicht mehr, wohl aber noch das Medaillon mit dem Porträt, das er in Venedig hatte malen lassen. Er hatte es während seiner Krankheit nie von sich gelassen, er zog es immer wieder aus der Brust hervor und blickte es an. „Ich habe eine Bitte an Dich", flüsterte er, — ach, mit welcher Stimme, so hohl — so klagend — „es ist mein letzter Wunsch, Du wirst mir ihn erfüllen. Laß mir dies Medaillon, gib es mir in's Grab mit . . ." Ich versprach es ihm. Er wollte mir danken, seine Stimme versagte den Dienst, aber ich fühlte den Druck seiner Hand. Es kam ein letzter, furchtbarer Anfall und er erlebte den Tag nicht mehr."

„Nun, und" —

„Nun, das Medaillon, das er nicht von sich lassen wollte, das Porträt, das man ihm seinem Wunsche gemäß in's Grab mitgegeben, Er hat es mir entgegengehalten! Er — denn ich weiß ihn nicht anders zu nennen. Ich erkannte das Bild, Zug um Zug, ich erkannte das Medaillon."

„Eine schreckhafte Einbildung!"

„Nein, keine Einbildung. Wohl aber eine Erscheinung. Was ich gesehen, hab' ich gesehen."

Der Fürst ließ sich melden.

„Ich darf ihn nicht wiedersehen", rief Franziska, erschreckt aufspringend. Nie, nie mehr. Warum kam Er und hielt mir das Bild entgegen, schweigend, wie mit vorwurfsvollem Blicke? Weil er um mich geworben — weil ich nahe daran war — doch nein, nichts mehr davon. Er hat mich an meinen Schwur gemahnt. Ich darf den Fürsten nie mehr sehen."

Trostlos verließ der Fürst das Haus, ohne Franziska gesehen zu haben.

Während man die Kranke zu Bette brachte, sprach der Medicinalrath mit den Angehörigen.

„Wir haben es", sagte er, nachdem er deren Erzählung angehört, „mit einer starken Nervenerschütterung in Folge eines gehabten Schreckens zu thun. Doch an der Heilung der Patientin wird dem Polizeidirector ein ebenso wichtiger Antheil wie dem Arzte zufallen. Die Sache ist klar. Man hat das Grab des Herrn von Marwitz beraubt und das Medaillon wieder zu Verkauf gebracht. Ein Böswilliger hat es erstanden und es Frau von Marwitz triumphirend vorgewiesen. Es war ein grausiger Scherz und daß der Thäter die Tragweite desselben kannte, beweist der Umstand, daß er nicht mehr aufzufinden ist. Der Mann in der schwarzen Maske ist ein Räthsel."

## III.

Das Fieber, das Frau von Marwitz befallen hatte, war schwer und führte sie bis an den Rand des Grabes. In ihren Phantasien sprach sie immer von ihm, der aus dem Grabe gekommen sei, ihr ihre Untreue vorzuhalten.

Sie lag noch zwischen Tod und Leben darnieder, als ein junger Mensch, der sich durch seine äußere Erscheinung, wie durch sein gebrochenes Deutsch als Fremder und zwar als Italiener verrieth, sich im Hause meldete und die Dame zu sprechen begehrte.

Man erwiderte ihm, daß kein Besuch vorgelassen werden dürfe.

„Ich stelle mich Ihnen", sagte nun der Fremde zu den Angehörigen „als den Unglücklichen vor, der unwissentlich und ohne es zu beabsichtigen, die edle Frau so sehr erschreckt hat. Als ich von den Folgen meiner Unvorsichtigkeit hörte, bin ich tief erschrocken, seitdem klage ich mich fortwährend selbst an und bin zurückgeeilt, das Räthsel, das

sie bestürzt hat, zu lösen. Ich bin ein Venetianer, der Sohn des Malers Signorelli, der die Dame in Venedig gemalt hat und selbst Maler. Ich sah die Dame im Atelier meines Vaters, ich beneidete ihn um das Glück, das bezaubernde Bild malen zu dürfen und copirte es im Stillen für mich, während mein Vater daran arbeitete. Derselbe Goldschmied verfertigte die beiden Medaillons. Eins wurde Herrn v. Marwitz übergeben, das andere behielt ich zurück ... Als ein theures Andenken habe ich es bei mir getragen. Auf einer Reise durch Deutschland begriffen, konnte ich an der Stadt nicht vorübergehen, in der die bewundernswürdige Frau wohnte. Ich kam am Tage des Ballfestes an, mein Wunsch, sie zu sehen, war unbezwinglich, ich verschaffte mir einen Maskenanzug und bin unter dessen Schutz in den Saal gelangt. Ich habe mich ihr, das Bild in der Hand, vorstellen wollen — doch sie verstand nicht meine Ansprache, meine Bewegung muß mich ihr unheimlich haben erscheinen lassen: ich sah wohl, daß sie mich wie eine Geistererscheinung anstarrte. Als ich sie ohnmächtig sah, entfloh ich. Mehrere Tage habe ich mich in der Nachbarstadt aufgehalten. Dort erst erfuhr ich, welches Unheil ich angerichtet. Aber der arme Signorelli ist unschuldig! Die edle Frau hat keinen wärmeren Verehrer. Kann das Medaillon die Kranke von ihren Vorstellungen heilen — hier — so werth es mir war, ich lasse es in Ihren Händen zurück. Es hat schrecklich gewirkt in meiner Hand, nie mehr könnte ich es ohne Schmerz betrachten" .....

Das Räthsel war hiemit gelöst, aber Frau von Marwitz war nicht in der Lage, die Lösung zu vernehmen. Ihr Geist irrte noch in dem wilden Gebiete der Fieberphantasien umher.

Sie kam doch auf. Die bösen Geister schienen für immer in die Flucht geschlagen. Man erzählte ihr Alles, man reichte ihr das Medaillon. Zaghaft nahm sie es in die Hand, betrachtete es lange, legte es dann wieder scheu weg.

Sie schien der Erzählung keinen rechten Glauben beizumessen.

Der Fürst verdoppelte seine Aufmerksamkeit, die sich Franziska mit einer milden Freundlichkeit gefallen ließ. So viel treue Liebe, durch alle Vorkommnisse noch vertieft, schien endlich belohnt werden zu sollen. Man sprach wieder von einer bevorstehenden Heirat, aber je näher der Tag kam, der die Beiden hätte vereinigen sollen, desto ernster und blässer wurde Franziska. Es fiel an ihr eine Gereiztheit, eine unruhige, sprunghafte Stimmung auf, die der sonst so ruhigen, gleichmäßigen Frauennatur gänzlich fremd war. Endlich erklärte sie, es könne von einer Verbindung zwischen ihr und dem Fürsten keine Rede sein, sie wolle dem Todten die Treue bewahren.

Im nächsten Winter — gerade am Jahrestage jenes Festes mit traurigem Ausgang — erkrankte Frau von Marwitz ein zweitesmal. Nach drei Tagen raffte sie der Tod hinweg.

Der Fürst ließ ihr zur Erinnerung den Tempel am See erbauen und stellte darin die Statue der Penelope, die an sie erinnern sollte und ihre Züge trug, auf.

Der Gartensaal wurde für immer geschlossen.

Der Fürst lebt noch, ein Greis und unverheiratet.

* *

Als ich Abends noch den Teich entlang ging, überglänzte ihn die niedergehende Sonne und ließ den schilfumrankten grünen Punkt in der Mitte wie eine Geisterinsel erscheinen. Ich trat in das kleine Heiligthum des Tempels, das mich jetzt mehr als vorhin anzog und las auf einer Granittafel am Sockel folgende Zeilen:

„Zur Erinnerung an Franziska von Marwitz:

Dauernder als in den Stein
Bist Du in mein Herz geschrieben,
Jenseits noch werd' ich Dich lieben,
Gibts für uns ein and'res Sein."

Der schmerzliche Gedanke, der in diesen einfachen Worten zum Ausdruck kam, fesselte mich und ließ mich einen Augenblick zögern. Auf dem Seespiegel vor mir zogen Schwäne ihre Kreise. Zwei derselben, ganz schwarz, in treuer Gattenliebe vereint, zogen immer paarweise, ein dritter, grauer, war allein. Nun tauchte Eins der beiden Gefährten unter, erschien wieder und verschwand auf der Insel. Der Zweite folgte. Der Graue wartete, als ob sie wiederkehren würden, dann schien er sich einsam zu fühlen und wollte folgen..... Laß sie, dachte ich bei mir, sie sind einander genug. Störe sie nicht auf ihrer Geisterinsel!

**Alfred Meißner.**

---

# Lord Byron's erster Schritt in's öffentliche Leben.

Von **Emilio Castelar**.

Deutsch von Prof. Julius Schanz in Rom.

Der Cultus der Kunst hätte im Leben Lord Byron's für die von seinen Eltern vernachlässigte Erziehung und seine erste unglückliche Jugendliebe einen wohlthuenderen Ersatz bieten können. Eine Idee absorbirt das Leben dermaßen, daß sie dem Herzen keinen Raum läßt, auf andere Gedanken zu kommen, noch dem Willen die materielle Zeit, sich mit dem Bösen zu beschäftigen. Das unendliche Vergnügen an der Arbeit, an der langsamen Ausarbeitung eines Werkes, an der beständigen Betrachtung jener Urbilder, welche uns durch den Sinn ziehen, vertreibt in Wahrheit allen Geschmack an der niedrigen Wollust der Materie. Es gibt kein physisches Vergnügen, welches sich mit der geistigen Freude an großen Künstler-Schöpfungen oder an großen wissenschaftlichen Entwürfen vergleichen läßt. Die Kunst erzog Michelangelo, die Mathematik Newton, die Philosophie Kant zu einer so reinen Keuschheit, daß sie gewissermaßen bis zu einer mystischen, ja einer klösterlichen Jungfräulichkeit ging. Ihre Liebe war das Ideal, ihre Geliebten waren die Ideen, ihre Nachkommenschaft die Statue der Nacht, die Kritik der reinen Vernunft, die Berechnung des Unendlichen. Byron gehörte der Menschheit mehr an als diese Genien, die eine Art Solitair des Gedankens, eine Art Statuen sind, welche von einer unsterblichen Idee erleuchtet werden; Byron war geschaffen, um zu lieben und um geliebt zu werden. Ohne Zweifel war jedoch die Begeisterung, die Gegenwart des Idealen, der reinen Liebe zu den reinen Formen der poetischen Schönheit, alles Große, was ihm die Seele erfüllte, mächtig genug, um ihn nicht in jenes namenlose brutale Lieben verfallen zu lassen, das zwei in das unreine Vergnügen eines Moments versunkene Körper empfinden, der vorübergeht wie der Schwindel des Rausches, um im Geiste nur eine Erinnerung voll Beschämung und im Herzen das Gefühl einer ewigen Enttäuschung für das ganze Leben zurückzulassen.

Gleichwohl war er auch im Cultus der Kunst unglücklich. Er strebte vor der Zeit nach Ruhm und begegnete dem herbsten Tadel.

Man muß mit dem Berufe zum Schriftsteller geboren sein, um die Ungeduld zu begreifen, mit der man im ersten Jünglingsalter seine Werke gedruckt zu sehen wünscht; und wenn sie gedruckt sind, die Ungeduld, mit der man jedes Urtheil sammelt, mit der alle Stimmen gewogen werden.

Die Eigenliebe vergrößert das eigene Verdienst in einer ungeheuerlichen Weise. Allein diese Unruhe über das Urtheil Anderer ist ein Beweis des Mißtrauens gegen sich selbst, ein Beweis, wie das Gewissen im

Menschen über jeder Leidenschaft, auch über der Liebe zu sich selbst steht.

Unzähligemale wird der Beifall, den man der Mittelmäßigkeit leicht zugesteht, dem ungewöhnlichen Verdienste verweigert. Jede große Natur hat etwas Unbegreifliches. Jede große Eigenschaft hat etwas Erhabenes. Und das Erhabene erdrückt uns mit einer unberechenbaren Last, vor allem wenn wir seine Größe nicht zu fassen vermögen.

Wie viele Leute habe ich gesehen, die, nachdem sie das Gewölbe der Sixtinischen Kapelle, das Wunderwerk Michelangelos, jene Legion von Titanen, Phropheten und Sibyllen, welche die äußersten, dem Ausdruck der Ideen zugestandenen Grenzen berührt, und die höchsten Gipfel der Kunst erreicht haben, eine zeitlang betrachtet hatten, nichts davon trugen als aus all' ihrer Betrachtung einen großen Schmerz im Nacken.

Und nichts ist leichter als schlecht über das reden was man nicht begreift. Noch mehr, es gibt literarische Schulen, wie es politische Schulen gibt, die alles verwerfen, was nicht in ihre Aesthetik oder in ihre Verfassung paßt. Der Mord und die Verleumdung erscheinen ihnen als gute Waffe gegen ihre Feinde. Diejenigen vorzüglich, die einen langen Zeitraum hindurch den Ruhm monopolisirt haben, können keinerlei Mitbewerber vertragen, noch dem Jünglinge es verzeihen, der ihren Platz einnehmen will. Sie haben ein Symbol des kritischen Glaubens gebildet, eine Kirche des Geschmacks gegründet, excommuniciren die Ketzer und verbrennen ihnen, da sie sie nicht mit Haut und Haaren verbrennen können, das Blut.

Byron trat mit seinem ersten Band Poesien vor diese Gerichtshöfe der Kritik, vor die berühmte Revue von Edinburg. Dieses angesehene Journal goß geschmolzenes Blei in die Wiege des Dichters. Nie war die Kritik so hart, nie so unversöhnlich. Der junge Autor hatte es nicht einmal bis zur Mittelmäßigkeit gebracht. Seine Ideen gingen weder über dasselbe Niveau hinaus, noch darunter herab, gerade wie ein stehendes Gewässer. Man nannte ihn minderjährig im Tone der Entschuldigung und warf ihm die Minderjährigkeit vom Anfang bis zum Ende seines Werkes als unzertrennliche Begleiterin seines Styles vor. Es war ihm wie allen ergangen: er hatte von seinem Austritt aus dem Colleg bis zu seinem Abgang von der Universität eine lange Reihe abenteuerlicher Verse geschrieben. Man hielt ihm vor, daß man, um Dichter zu sein, zum wenigsten ein bischen Gefühl und ein bischen Phantasie haben müsse. Die Nachahmungen Ossian's und Homers waren nicht mehr als gute Probearbeiten für eine Classe der Rhetorik, und verdienten daher nicht veröffentlicht zu werden. In der Mitte des Artikels machte sich der Hauptgedanke geltend, daß der edle Lord nicht zum Dichter geboren sei und eine so seltene Kunst besseren Talenten überlassen müsse.

Lord Byron fühlte den Schlag mit der den Dichtern eigenthümlichen nervösen Reizbarkeit. Der Faden dieser Kritik ging ihm durch's Herz. Seine Lippen spien Blut und Galle. In seinem Schmerze wendete er sich erzürnt gegen das Vaterland und gegen sämmtliche Zeitgenossen, die mit mehr oder minder berühmten Namen geschmückt waren. Alle die satanischen Eigenschaften, mit denen er mit sehr wenig Eigenliebe begabt zu sein glaubte, hoben sich ab von dem dunklen Grunde seiner Satyre: der Cynismus, die Ironie, der Sarkasmus, die Wuth, der ungeschliffene Groll und die Rachlust. Der hinkende Unsterbliche tritt wie Vulkan mit dem glühenden Hammer in den Olymp Englands und verschont dort auch nicht eine der Statuen seiner Gottheiten. Zu den einen sagt er, daß sie geizige Kaufleute und keine begeisterten Dichter sind, zu den andern, daß man, da ein Idiot zum Helden eines Werkes gewählt wurde, nach der

Lectüre desselben nicht wisse, wer der Idiot sei, ob der Held oder der Verfasser des Buches; zu diesen, daß sie ein furchtbares Duell mit Pistolen ausfochten, die mit Staub geladen waren; zu jenen, daß sie Camoëns mit englischen Spitzen bekleideten; zu einem edlen Lord, daß seine Diners mehr werth seien als seine Uebersetzungen; zu einem berühmten Geschichtsschreiber, daß er schreibt, weil er ißt und ißt weil er schreibt; zu den Lords, daß sie Gesellschaften besuchen, wo sich ihre Töchter unter einer Schaar bezahlter Eunuchen dem lasciven Tanze und sie sich dem ruinirenden Spiele ergeben, während sich jeder in diesem lasterhaften Babel schmeichelt, das Geld und das Weib des Nächsten zu gewinnen. Man stelle sich vor, welche Wirkung diese Satyre in einer Gesellschaft hervorbringen mußte, wo die Achtung vor der Scham so gewissenhaft beobachtet wird, in der die Lippen so keusch sind und die Sprache so rein! Man stelle sich vor, wie die von diesem feurigen Genie Getroffenen sich gegen die Hände wenden mußten, die ihnen das Fleisch verbrannten! Eine Wolke von Schmähungen überzog den Poeten.

Diese verwünschte Satyre trug nicht wenig zu dem unversöhnlichen Hasse bei, mit dem er von seinen Zeitgenossen verfolgt wurde. Lord Byron veröffentlichte sie anfangs anonym und setzte schließlich seinen Namen davor, indem er erklärte, daß er in London jede gewünschte Satisfication geben würde. Und da sich alle darauf beschränkten, zu murren, ohne ihn herauszufordern, rief er traurig aus: „Die Zeiten der Ritterlichkeit sind vorüber!“

Unter den am ärgsten Mitgenommenen befand sich einer der Seinen, Carlista, der sein Vormund gewesen war. Der edle Jüngling bereute es nie, dies gethan zu haben. Im Gegentheil beklagte er in einer der Ausgaben seiner Werke seine eigene Unerfahrenheit, daß er ihm ein Buch gewidmet habe, indem er versicherte, das sämmtliche Blut der Howards reiche nicht hin, um aus einem Grobian einen Cavalier, aus einem Einfaltspinsel einen Weisen zu machen. Der Grund zu dieser unsterblichen Rache verdient bekannt zu werden, denn er steht im engsten Zusammenhang mit einem der Gesichtspunkte, unter denen wir Byron betrachten, mit seiner Bedeutung als Redner, und mit einem der wichtigsten Ereignisse seines Lebens, mit seinem Eintritt in die Kammer der Lords von England.

Lord Byron hatte Carliste um Schutz und Beistand gebeten, damit er der Versammlung vorgestellt werde. Nichts natürlicher als der Wunsch, in dieser großen Oligarchie zu sitzen, die durch ihre Aehnlichkeit, besonders dazumal, mit dem römischen Senat und durch ihren Einfluß in der Welt die Einbildungskraft des Dichters allerdings erwärmen und entflammen konnte. In der Seele Lord Byrons wohnte neben jenem bei allen ungewöhnlichen und genialen Talenten natürlichen Heimweh ein außerordentlich lebhafter Ruhmdurst. Und der größte, der berauschendste menschliche Ruhm ist ohne Zweifel der Ruhm des Redners, der ohne einen Tropfen Blut zu vergießen, ohne seine Lorbeeren mit den unseligen Trophäen des Soldaten zu beflecken, von der Tribüne herab die Herzen seiner Zuhörer erobert und sie alle mit seiner Seele in Eins verschmilzt. Es gibt kein ähnliches Schauspiel, das sich mit dem Redner vergleichen läßt, der gleichzeitig Philosoph, Dichter, Künstler, Musiker, Taktiker sein muß, aus der Tiefe seiner Seele die Schätze des Gedankens ziehen, sie mit jener schöpferischen Kraft, die gleich dem Worte Gottes Welten erstehen läßt,. und durch ein Wunder der Intelligenz und des Willens unter nicht endenden Beifallsstürmen unsichtbare Ketten flechten muß, an welche die Herzen sich wie die Sklaven jener

Magie hängen, deren übernatürliche Macht eines der tiefsten Geheimnisse des Geistes ist. Byrons unruhige, thätige Seele träumte sich schon in den Visionen ihrer eigenen Phantasie als Siegerin über alle Feinde durch die Meisterschaft des Wortes und im Dienste des Menschengeschlechts durch die Heiligkeit der Ideen.

Ja jener Mann, den die Gegner als gleichgiltig für alle menschlichen Leiden, als einen Zweifler an allen Ideen, als einen Verächter seinesgleichen und als einen Widersacher Gottes schildern, der nur dem Cultus seiner Eitelkeit und der Befriedigung seiner Laster ergeben ist, hatte in der Tiefe seiner großen Seele einen der Religion der Unterdrückten vorbehaltenen Altar: den Fortschritt, der streng genommen nur die Erfüllung der göttlichen Gesetze der Gerechtlichkeit auf Erden ist.

Es lag nicht allein ein Gefühl egoistischer Eigenliebe in der gerechten Ungeduld Byrons, die Rechte zu verlangen, die ihm der Erbfolge nach zukamen, sondern es leitete ihn dabei auch die edelste Liebe zur Menschheit, wie er später bewies, als er sein kräftiges Wort zu Gunsten der Katholiken Irlands einsetzte und damit den Samen der Institutionen streute, die in unsrer Zeit aufgehen sollten, ein Prophet, wie alle großen Geister, einer neuen socialen Welt.

Allein auf alle diese edlen Wünsche antwortete Lord Carliste mit einer verdammungswürdigen Gleichgiltigkeit. Doch nein, wir haben uns falsch ausgedrückt: er antwortete mit dem lebhaftesten Wunsche, den wenn auch ehrgeizigen, aber immerhin heiligen Bestrebungen des Neffen entgegenzutreten. Er vernichtete die vom Gesetz geforderten Documente, damit seine officielle Aufnahme in das Oberhaus verzögert würde. Er nahm mit Entrüstung die Widmung einiger Dichtungen auf, die, obwohl sie nur von einem Knaben herrührten, seinen Namen feiern und unsterblich machen sollten, als seine eigenen Thaten, seine Thaten als gereifter Mann, schon vergessen waren. Und er weigerte sich sogar, dieses große Genie, das unter seiner Stirne einen Himmel voll Poesie trug, dem Oberhause vorzustellen. Lord Byron trat in dasselbe in Begleitung eines entfernten Verwandten ein, den er kaum kannte.

Das hohe Haus widmete sich den gewöhnlichen Geschäften mit jener mathematischen Regelmäßigkeit, die dem englischen Leben eigenthümlich ist. Niemand in dieser aristokratischen Versammlung vermuthete, daß der edle Lord, der gekommen war, um einen dieser curulischen Stühle einzunehmen, in Zukunft der Dolmetsch des Gedankens seines Jahrhunderts sein würde, der Sänger seiner Schmerzen und Zweifel. Vielleicht sah Byron aus der Tiefe der Erniedrigung, in die er verfallen war, und trotz des Skepticismus, den die brutalen Kritiken ihm in die Seele geworfen hatten, mit dem Bewußtsein des eigenen Werthes und mit dem natürlichen Blick des Genies den unter der Dornenkrone verborgenen Lorbeerkranz und die der Zukunft seines Talentes vorbehaltene Verklärung voraus. Ohne Zweifel mußte den Jüngling eine geheimnißvolle Atmosphäre umgeben und eine glänzende Aureole um seine Schläfe strahlen. Er war schon damals einer jener Symbol-Menschen, die unter vielen auserwählt sind, ein Jahrhundert zu personificiren und zu repräsentiren. Ganz wie unser Zeitalter mußte er seinen Körper wie ein Reptil am Boden dahinschleppen und seine Seele wie ein leuchtendes Sternbild durch die Unendlichkeit; sinnliche Freuden suchen und nur Eine volle Freude an der Betrachtung der Ideen haben; den Glauben lächerlich finden und für seine Ueberzeugung sterben; einen brutalen Epikuräismus erheucheln und es verdienen, durch sein Leben unter die

Helden und durch seinen Tod unter die Märtyrer gezählt zu werden. Seine Figur, die schönen Züge seines griechischen Kopfes, seine breite Stirn, die geschwungenen Augenbrauen, die Tiefe seiner Augen, die bald heiter aussahen wie der Himmel, bald dunkel wie ein Abgrund, gleich einem Ocean verworrener Gedanken, die überaus schöne Form seiner Lippen, die wie geschaffen zu sein schienen um ewige Gesänge ertönen zu lassen, seine Adlernase, sein mit einer unvergleichlichen Grazie gewachsener Bart, die olympische Geberde, die majestätische Haltung, die durch Güte gemilderte Grandezza, das Genie, welches aus jeder seiner Stellungen sprach, diese bleiche und bronzene Farbe gleich einem Marmor, der von der Sonne und den Jahrhunderten gebräunt ist, sein ganzes Wesen, seine ganze Persönlichkeit mußte es offenbaren, daß Gott ein so vollendetes Gefäß nicht schuf, damit es leer sein solle, sondern um es mit unsterblichen Essenzen zu füllen.

Sein Eintritt in das Oberhaus war kalt und förmlich. Die Sitzung war eine gewöhnliche und nur wenige Lords anwesend; der Kanzler nahm ihm den Eid ab und erklärte seine Zulassung wie man eben stets und überall dergleichen übliche Formen hersagt.

Ich habe den alten Parlamentspalast nicht gesehen, allein ich kenne den neuen und kann versichern, daß er in mir einen unvergänglichen Eindruck zurückgelassen hat, ähnlich wie die Kathedrale von Toledo, wie das Colosseum in Rom, wie der Kirchhof von Pisa. Trotz der unglücklichen Originalität der Architektur und der allzugroßen Häufung der Ornamente lassen die hohen gothischen Mauern, die furchtbaren Thürme, die Größe der Verhältnisse, die durch den Rauch aus den Essen der Fabriken und die nebligen Ausdünstungen der Themse noch erhöhte dunkle Farbe, die Vergoldungen der Bogen in den hohen Kuppeln, dunklen Cypressen vergleichbar, die von den Strahlen einer geheimnißvollen Sonne erleuchtet werden, in der Seele ein unerklärliches Bild von Größe zurück, gleichsam als der erhabene Ausdruck der Souveränität eines Volkes, der durch die Sanction der Jahrhunderte in's Riesige gesteigert wurde. Die Gemälde und die Sculpturen zeichnen sich nur durch ihre Unzulänglichkeit aus. Doch die hohen Bogen und die ausgedehnten Linien geben dem Geiste gewiß eine Idee von allem Großen. Allein das was euch überrascht, ist nicht sowohl das, was ihr seht, als vielmehr das, was ihr unter diesen Wölbungen denkt: die Macht der Institutionen, die Größe der Freiheit, der Fortschritt, der keine Unterbrechung erleidet, das Ansehen eines Volksstammes, der seine Rechte zu retten wußte vor der allgemeinen Sklaverei, in die alle anderen im sechzehnten Jahrhunderte verfielen, als der Absolutismus eingeführt wurde, der alles niederwarf.

Ich für meine Person dachte in diesem ungeheuren Palaste an den unermeßlichen Schaden, den sie ihrem Vaterlande zufügten, als sie Byron durch ihren unbesonnenen Haß von diesen Bänken ausschlossen. Vielleicht würden ihn die hohen socialen Ideen und die fortschrittlichen Reformen dem Abgrunde entrissen und seinem unendlichen Verlangen nach Liebe Nahrung gegeben, vielleicht würde die Leidenschaft für die Freiheit seine Seele positiver erfüllt haben als die Leidenschaft für das Ideal, vielleicht würde er zu den Glorien der Poesie auch die Glorien der Beredtsamkeit gefügt haben. Die Freiheit ist keine Bacchantin wie die Fortschrittsmänner in der Welt sie darstellen, sondern die treue Braut ernster Tugend und keuscher Fruchtbarkeit. Wir können für sie leiden, kämpfen, sterben, in der Ueberzeugung, daß künftige Jahrhunderte die Frucht all' uns'rer Opfer ernten werden. Der gegen Byron verschworene Haß zwang ihn, nicht allein die Kam-

mer zu verlassen, sondern auch das Vaterland.

In seiner Verzweiflung brachen tausend Verwünschungen aus seinem Busen. England trieb ihn von sich fort, ohne zu wissen, daß er einer der schönsten Sterne seines Firmaments werden sollte.

Dies Scheiden Byron's war keine Reise, sondern eine Verbannung. Er selber sagt uns, daß er aus England traurig ging, wie Adam aus dem Paradiese.

Wenn euch euer Vaterland für unverträglich mit seiner Ruhe, seinen Staatseinrichtungen oder seinen Anschauungen hält, bleibt euch kein anderer Ausweg, als es zu verlassen, obgleich ihr mit ihm die Hälfte des Lebens verlaßt. Luft gibt es überall, allein es ist nicht die Luft, welche die Seufzer der ersten Liebe vernahm. Alle Nationen können euch ein Obdach bieten, allein nirgends findet ihr das Haus, wo ihr den Segen eurer Mutter empfinget. Der Himmel ist groß und breitet sich über die ganze Erde aus, allein nirgends findet ihr den Himmel, unter dem ihr mit euren in der Blüthe gestorbenen Hoffnungen träumtet und glücklich waret unter lachenden Illusionen. Jeder Winkel der Erde kann eure Leiche bergen; aber ach! eure Gebeine werden einsamer in der ungeweihten Erde ruhen, welche die Gebeine eurer Väter noch nicht birgt. Auf fremder Erde sterben ist die größte aller Strafen. Nicht umsonst wurden wir in einem Lande geboren. Wir nahmen vom Boden einen ähnlichen Saft auf, wie ihn die Wurzel des Baumes aus der Erde zieht; wir erhielten von unserem Himmel einen unvergänglichen Kuß auf die Stirne gedrückt, unser Herz wurde hier aus diesem Thon geknetet, unsere Ideen verschmolzen sich gewissermaßen mit den Worten, die das Vaterland uns auf die Lippe legte. Die Verbannung verwandelt sich schließlich in eine moralische Gemüthskrankheit. Ihr wünscht, ihr sehnt euch, euch unter Leuten zu finden, mit denen ihr durch jene Gemeinschaft des Ursprungs, des Blutes, der Sprache, des Lebens verbunden seid, welche das Wesen eures Vaterlandes, die Erweiterung eures eigenen Wesens bildet. Und wenn, nachdem ihr die größten Nationen der Welt, die berühmtesten Städte, die erhabensten Monumente gesehen, nachdem ihr mit den ruhmreichsten Männern verkehrt, nachdem ihr eine große Sitzung in den Kammern von Paris oder London, einer Messe in der Sanct Peterskirche in Rom, einem Sonnenuntergang in der Bucht von Neapel, einer Serenade auf dem Canal grande in Venedig beigewohnt und eine Excursion auf die Gipfel der Alpen, unter den ewigen Gletschern, bei dem Getöse der Wasserfälle, die brausend in's Thal herniederstürzen, und dem Donner der Lawinen, die den Schnee gen Himmel wirbeln, mitgemacht habt, wendet ihr die Augen traurig dorthin, in das ferne Land, wo eure Wiege gestanden, und setzt allen euren Ehrgeiz darein, der letzte seiner Bürger, der unbekannteste seiner Söhne zu sein, um heute unter eurer Familie und den Freunden ein Haus und morgen in der Erde eurer Väter ein vergessenes Grab zu haben.

Die Liebe, nur die Liebe hätte für Byron eine neue Welt des Glücks und der Hoffnung schaffen können. Allein die heftigste Liebe seines Lebens, die erste, wahrhaft große Liebe seines Herzens, fand nicht die Erwiderung, die sein dauerndes Glück geworden wäre. Lieben und nicht geliebt werden! Könnt ihr euch eine größere Qual vorstellen? Nur in einem einzelnen Herzen wachsen Schlangen wie in der Wüste. Niemand kümmert sich um euer Leben und interessirt sich für euer Schicksal. Die schönsten Gedanken versinken durch ihre eigene Schwere in den Abgrund der Seele, denn ihr habt Niemanden, dem ihr euch mit-

theilen könnt. Ihr könnt ausgehen so oft ihr wollt, ohne daß euch Jemand anhält, und wieder heimkehren, ohne daß euch Jemand erwartet. Da eure Gesundheit nur euch angehört, gebt ihr sie der ersten besten Gefahr preis, setzt ihr sie auf die erste beste Karte. Weil der Tod nur ein einsames Herz treffen kann, erwartet ihr ihn mit Gleichgiltigkeit. Ihr habt Niemanden, mit dem ihr euren Kummer, Niemanden, mit dem ihr eure Freuden theilen könnt. Die Seele, die sich, wenn sie sich unter Zwei theilt, bis in's Unendliche vergrößert, schrumpft in Egoismus zusammen und vertrocknet wie jene Früchte, die grün vom Baume abfallen.

Wenn die starken Regungen einer männlichen Brust, wenn die rauhen Seiten eines Charakters, der viel zu kämpfen hatte, nicht vom Lächeln eines geliebten Weibes gemildert werden, nehmen sie etwas Verwildertes an, wie die unbestellt gelassenen Felder. Nach einem Sturme tritt keine Ruhe ein, auf die Nacht folgt kein Frühroth, aus dem Zweifel entspringt kein Glaube; nach dem Schmerze gibt es keinen Trost — ein Leben ohne Liebe ist ein Himmel ohne Sterne. Miß Chaworth raubte Byron, indem sie ihn verstieß, vielleicht die Fittige, mit denen er gen Himmel geflogen wäre, und gab ihn mitten im Strudel der Welt den Leidenschaften und der Einsamkeit des Gedankens preis.

Vor seiner Abreise wollte der Dichter sie noch einmal sehen. Er hatte in der That den Muth, den Blick jener Frau zu ertragen, die glücklich in den Armen eines Anderen war, der nicht ihr erster Geliebter gewesen. Indem er seinem Herzen und seinem ganzen Innern Gewalt anthat, trat er in jenes Zimmer, das er für bestimmt gehalten hatte, der Tempel seines Glücks zu sein. Das blonde Haupt verneigte sich, um ihn zu grüßen. Die Augen der beiden Liebenden, die für immer getrennt waren, begegneten sich bei diesem letzten Lebewohl. Byron erklärte ihr, daß sein einziger Wunsch das Glück seiner Freundin war und daß er zufrieden abreise, da er sie glücklich sehe; daß er einen großen Schmerz empfinde, allein daß er vor und über Allem eine unendliche Freundschaft für sie fühle, die so weit gehe, daß er fähig sei, ihren Gatten zu lieben, weil er sie liebe. Als er das Kind Maria's sah, das damals kaum zwei Jahre zählte, als er in seinem Gesichte Spuren der Physiognomie des Vaters entdeckte, brach sein Herz vor Eifersucht in tausend Stücke; allein als er es näher betrachtete und die Augen seiner Mutter erblickte, drückte er es an das Herz und küßte es bis zum Ersticken. Endlich entschloß er sich zur Abreise.

# Von einem vergessenen Dichter.

## Ein Literatur- und Lebensbild aus vergangenen Tagen.

Von Dr. **Anton Schlossar.**

## I.

Das 3. Heft des „Heimgarten" brachte eine Reihe „Verse unter dem schwarzen Kreuz" von Johann Ritter von Kalchberg, von einem Manne, der seinerzeit Ruhm und Ansehen genossen wie wenige Poeten der Steiermark, dessen Werke Hoch und Nieder mit Entzücken gelesen, der zu den besten Schriftstellern Deutschlands gezählt hat, den in- und ausländische Blätter — und das letztere wollte damals mehr sagen als heute — mit den glänzenden Sternen verglichen, welche gleichzeitig am deutschen Literatenhimmel aufgegangen waren, von einem jener echten und rechten Dichter, wie sie nicht jedes Jahrzehnt, ja nur selten jedes Jahrhundert hervorbringt.

Und was ist aus dem Ruhme dieses Mannes geworden? Er ist unverdient verblichen in der Reihe der darüber hinweggezogenen Jahrzehnte, er ist fast ganz vergessen worden. Auch die Bücher der deutschen Literaturgeschichte gönnten dem steiermärkischen Dichter nicht eben viel Raum; die Nachrichten über sein Leben, über seine Thätigkeit, waren und blieben lückenhaft und seine Dichtungen, die schönsten derselben kennt heute der Steiermärker selbst fast nicht, ich müßte denn eine oder die andere dramatische Arbeit — nicht einmal die beste — ausnehmen.

Die nachfolgenden Zeilen sind nun dazu bestimmt, den Vergessenen wieder bekannt zu machen, ein poetisches Talent Steiermarks, Oesterreichs, ja Deutschlands vorzuführen, das, wenigstens innerhalb der Grenzen des Staates, in dem es lebte, nicht seines Gleichen hatte; die nachfolgenden Zeilen wollen das Leben und Dichten jenes Mannes schildern, welcher für die ganze literarische Bewegung Oesterreichs zu Ende des vorigen Jahrhunderts von solcher Bedeutung war. Damals kannte und liebte man den Dichter, seine gemüthvollen Erzählungen waren allüberall verbreitet, seine freundlichen, wohllautenden Verse sprachen die Herzen an und ergriffen, von der Bühne herab gesprochen, so mächtig das Gemüth der Zuhörer, und als die Bücher, in welchen seine Werke gedruckt standen, erschienen, da konnte man sie bald bei Hoch und Nieder finden; man betrachte heute diese vergilbten, zerlesenen Bände, wenige nur wird man überhaupt noch finden, aber die man findet, sind alle, alle durch viele Hände gegangen, sie tragen die Spuren vielmaligen Lesens an sich; heute noch wird jedes Bändchen von Kalchberg, das zufällig irgendwo zum Verkaufe ausgeboten ist, rasch von irgend einem Freunde der Poesie angekauft; denn so vergessen ist doch, Gott sei Dank, der Dichter von einst so bedeutendem Namen nicht, daß nicht hier und da ein Freund des Schönen sich fände, der es hegt und pflegt und sich durch die zerlesenen Blätter erzählen ließe in Vers und Prosa von den ritterlichen Thaten seiner Ahnen, von der schönen Welt vergangener Jahrhunderte; der sich nicht an der Hand der anmuthigen Dichtkunst führen ließe in ihr herrliches, zaubervolles Reich durch einen ihrer bedeutendsten Jünger. Diese kleine Schaar sollen die nächstfolgenden Blätter mehren und vergrößern und dem Dichter der „Tempelherren" wieder einen Theil jenes Ruhmes zuführen, dessen Glanz ihm vor achtzig und mehr Jahren geleuchtet.

Das Mürzthal in Obersteiermark ist die Heimat des Dichters. Dort lebten zu Anfang des vorigen Jahrhunderts in dem Orte Wartberg die Großeltern Kalchberg's noch mit dem schlichten bürgerlichen Namen Veit Kalchegger und Johanna Katharina Kalchegger. Ihnen wurde am 10. Jänner 1704 ein Sohn geboren, der den Namen Josef Jakob Erhard erhielt nachträglich mit Diplom vom 30. Dezember 1760 in den Adelsstand erhoben wurde. Er hieß nun Josef Jakob Erhard Kalchegger von Kalchberg und ist der Stammvater des ganzen Geschlechtes, das ja bekanntlich heute noch so bedeutende, hervorragende Mitglieder aufweist. Er verehlichte sich viermal, zuerst mit der „edlen, ehr- und tugendsamen Frau" Anna Maria Fasching, Witwe nach Josef Fasching in Krieglach, dann mit der Jungfrau Katharina Kippner von Kapfenberg, ferner mit der „gnädigen Frau" Anna Maria de la Mare, verwitweten Baronesse von Ghabelkhofen. Wie die beiden andern Gattinnen, so starb auch diese nach kurzem ehelichen Glück und Kalchberg schloß die vierte Ehe mit dem „hochedelgebornen" Fräulein Anna Katharina Wampl, Edl. v. Summerstorff. Indem ich die Kinder aus den früheren ehelichen Verbindungen übergehe, führe ich nur an, daß die letzte Gattin ihn mit drei Kindern beschenkte. Franz X., Alois und Johann Nep. *); der letztgenannte ist unser nachher zu so bedeutendem literarischen Rufe gelangter Johann Ritter von Kalchberg.

Er ward am 15. März 1765 auf dem väterlichen Schlosse Pichl im Mürzthale geboren. Anfangs schwächlich und von mancherlei Krankheiten heimgesucht, entfaltete sich später der Körper des Kindes, wie auch der Geist desselben schön und kräftig. Früh von der Mutter einem geliebten jüngeren Bruder nachgesetzt und von dem viel beschäftigten Vater wenig beachtet, blieb der feurige Knabe mit allen in ihm schlummernden Kräften und Anlagen fast ohne Führer und Freund, sich selbst und der Natur überlassen, an die er sich aber auch mit desto innigerer Liebe anschloß. Noch in späten Tagen erinnert sich Kalchberg seiner Jugendzeit und der prächtigen Naturumgebung des heimatlichen Schlosses; in seinem Aufsatze „das Mürzthal" *), welcher eine Reise durch Obersteiermark beschreibt, ruft er beim Nahen an seinen Geburtsort aus: „Je näher ich ihm komme, je traulicher sprechen alle Gegenstände mich an. Selbst die Luft, die ich einathme, scheint mich als eine altbekannte Freundin zu umsäuseln. Diese Straße, diese Felder, diese Bäume, selbst dieser Hohlweg von Gesträuchen überschattet, den ich hier zur Linken erblicke — alles ist mir so bekannt, scheint mich freundlich zu begrüßen und erweckt in meinem Gemüthe süße Jugenderinnerungen. Es ist doch sonderbar, daß die Erfahrungen aus der Blüthenzeit, ja selbst aus der Kindheit unseres Daseins, daß sogar unbedeutend scheinende Ereignisse einen unauslöschlichen Eindruck in unserer Seele zurücklassen, indeß die späteren Erscheinungen, wenn sie auch wichtiger sind, einen schwächeren Eindruck auf unser Gedächtniß machen." Und er trifft immer wieder alte liebe Stellen; hier lief er den Schmetterlingen als Knabe nach, hier saß er als Jüngling, „hier", fährt er rührend fort, „unter dem

*) Diese Daten sind authentisch, ich entnehme sie den Aufzeichnungen aus den Matriken zu Krieglach, welche mir durch die Güte des hochw. Herrn Joh. C. Rösch (im J. 1869 Kaplan in Krieglach) zukamen und ergreife gleichzeitig freudig diese Gelegenheit, dem genannten geistlichen Herrn für diese Auskünfte meinen verbindlichsten Dank auszusprechen.
D. Verf.

*) J. Ritt. v. Kalchberg's sämmtliche Werke. V. S. 84. Ein für allemal bemerke ich, daß meine Citate sich auf die genannte Ausgabe beziehen, welche in den J. 1816 u. 1817 in Wien (Gerold) in 9 Bänden erschienen ist. Vorkommende Ziffern weisen also auf Band u. Seite dieser Gesammtausgabe hin.

grünen Dache der schattigen Linde, bei dem fernen Geräusche des Wasserfalles, senkte sich zuweilen aus den leise lispelnden Aesten der Dichtkunst heilige Muse zu mir herab, und der Jüngling machte seine ersten Versuche." Und dann gibt er wieder in einem schönen Gedichte, das dem genannten Aufsatze eingefügt und ihm so recht aus dem Herzen geflossen ist, seiner Stimmung Ausdruck. Aus diesem Gedichte seien nur wenige Strophen hieher gesetzt:

„Kleines Plätzchen auf der großen Erde,
Wo mein Aug' der Sonne sich erschloß,
Mir als Kind am lieben Vaterherde
Silberrein die Lebensquelle floß,

Sei gegrüßt mit deinen heil'gen Mauern!
Hier, wo sich mein Dornenpfad begann,
Scheinet alles über mich zu trauern,
Ach, und spricht mich doch so traulich an.

Wie ein Geist aus andern Weltgefilden
Seinen Staub besucht, so steh' ich hier;
Fremdling ward' ich, nur in Traumgebilden
Schwebet die Vergangenheit vor mir. — —

Diese Thürme, diese traute Linde,
Dort des Baches naher Wasserfall,
Rings umher die grünen Wiesengründe
Und die Bäume, Berge, Thäler all —

Weh, sie sprechen laut zu meinem Herzen:
Alter Freund warum entflohest du!
Fandst du Trost für deine Seelenschmerzen,
Fandest du im Weltgewühle Ruh? —

Doch nun wieder zurück zur frühen Jugendzeit unseres Dichters. Die anmuthige Lage des Schlosses Pichl und die herrliche Umgebung übten, wie man schon aus dem Erwähnten sieht, auf die poetischen Anlagen des Knaben einen nachhaltigen Einfluß aus. Das Schloß selbst ist ein echter alter Herrschaftssitz mit vier alterthümlichen Thürmen und einer Linde im Hofe, welche die Schloßmauern überragt. Eine Kapelle, getäfelte Gemächer mit kleinen Fenstern und vielen uralten Gemälden befinden sich hinter diesen Mauern. Ueberall, wo man hinsah, erinnerten damals Reliquien an eine längst entschwundene Vorzeit, alte Waffen, Rüstungen, ein Turniersattel, letzterer „ein wahres Meisterstück der Kunst", wie es der Dichter selbst nennt, gemahnten noch an die prachtliebenden Zeiten des ritterlichen Heldenthums. Was Wunder, daß die Phantasie des Knaben in solcher Umgebung geweckt und angeregt wurde!

Den ersten mangelhaften Unterricht erhielt Kalchberg von einer im Schlosse lebenden alten Tante. Die Schicksalsschläge des Lebens sollten ihn schon in der Jugend hart treffen, denn er erreichte kaum sein eilftes Jahr, als er seinen Vater verlor. Der Knabe wurde nun einem benachbarten Pfarrer in Hohenwang übergeben, um von diesem in der lateinischen Sprache unterrichtet zu werden. Der geistliche Herr war aber ein übler Lehrmeister, statt seinem Zöglinge mit Liebe und Vertrauen entgegen zu kommen, kannte er nur Schläge und Mißhandlungen als Hilfsmittel der Erziehung, ja er brachte es damit so weit, daß der arme Knabe beinahe Abscheu vor aller Wissenschaft erhielt und sich leider schon in jener zarten Jugend der Hang zur Melancholie und Schwermuth in Kalchberg entwickelte, der später seinen düstern Schatten über des Dichters ganzes Leben warf.

Drei peinvolle Jahre machte der Knabe hier durch, endlich erschien auch für ihn die Zeit der Erlösung; er kam in das k. k. Seminarium nach Graz zu seiner höheren wissenschaftlichen Ausbildung. Allerdings lebte er hier düster und förmlich menschenscheu. Wenn seine Kameraden sich in munteren lauten Spielen ergötzten, blieb der „Landjunker" in irgend einer Ecke sitzen und wurde wohl auch von den Spöttereien der übrigen verfolgt. Die Anstalt hatte damals eine treffliche Oberleitung, es dirigirte sie der für die Jugendbildung jener Zeit so ein-

flußreiche Gelehrte Caspar Royko*). Das Seminar faßte junge Leute aus allen „Klassen, Berufsarten und Ständen; Stiftlinge und Kostgänger, Gymnasialen, Zöglinge der Philosophie, des Rechtes und der Theologie". Der Director kannte jeden einzelnen dieser Zöglinge genau und wachte, ohne übertrieben streng zu sein, als wahrer Pädagoge über dieselben. Dem armen, nun schon dem Jünglingsalter sich nähernden Knaben war anfangs hier selbst die Welt des Geistes verschlossen, ja in einer handschriftlichen Lebensbeschreibung des Dichters, welche niemand Geringerer, als die Tochter desselben, Emilie v. Kalchberg, eine geistvolle Dame, verfaßt hat und die sich nun in meinen Händen befindet, erzählt die jedenfalls competente Biographie, daß einmal Kalchberg es einem freundlichen Kameraden beinahe übel nahm, als dieser ihm zumuthete, sich die Zeit mit Lesen zu vertreiben; der künftige Dichter versicherte, er habe schon an den Büchern in seinen Lehrstunden genug. Bald lernte er seinen Irrthum einsehen; die großartigen Schöpfungen unserer classischen Dichter, in ihrer herrlichen Zeit lebte ja Kalchberg, wurden ihm bekannt und bald war sein Geist, der nur auf einen Anstoß gewartet hatte, fast überwältigt von den Schönheiten der damals modernen Dichter Klopstock, Lessing, Wieland, Uz, Schiller, Goethe u. A. Freilich wurden selbst hier dem nach Erlösung ringenden Geiste Schranken gesetzt, es war streng verboten, sich mit Lecture zu befassen, die nicht der genauesten Prüfung der Leiter einzelner Abtheilungen der Anstalt unterzogen wurde und die Bücher unserer classischen Autoren waren es besonders, welche den Zöglingen so wenig als möglich zu Gesichte kommen durften. Manche Nacht saß nun Kalchberg im hellen Mondschein an seinem Fenster und verschlang mehr als er las die herrlichen Schöpfungen der großen Geister des Jahrhunderts.

Aber einem Manne war das Ringen dieses Geistes doch aufgefallen, nämlich dem Director Royko selbst; dieser erkannte in dem Jüngling das erwachende Genie und wandte ihm nun besondere Aufmerksamkeit zu; er zog ihn in seinen näheren Umgang, machte ihn sogar zu seinem Tischgenossen und gestattete ihm den unbeschränkten Gebrauch seiner ausgezeichneten Bibliothek, die besonders an Dichtungen der neuesten Literatur reich war. Einem Manne, wie Royko nachzufolgen, ward gar bald des jungen Dichters eifrigstes Bestreben und so wurden in des Jünglings Brust die Triebe jener edlen Ehrbegierde geweckt, die, ein mächtiger Sporn, ihn auf der Bahn des Wissens und Wirkens rastlos vorwärts trieb bis zu seinem Lebensende. Das Fachstudium, dem sich Kalchberg eigentlich gewidmet hatte, war das der Rechte, daneben betrieb er aber bald auch mit großer Vorliebe historische Studien; von literarischen kann keine Rede sein, weil eine deutsche Literaturwissenschaft damals fast gar nicht existirte und die wenigen Vorlesungen über Aesthetik, welche allenfalls abgehalten wurden, bedeutungslos und sehr wenig anziehend waren. Der begabte junge Mann, welcher sich nun bald mit den Wissenschaften vertraut gemacht, versuchte sich dann bald auch in eigener Produktion und war erst einundzwanzig Jahre alt, als die dramatische Erstlingsarbeit: „Agnes, Gräfin von Habsburg" (Grätz 1786), von ihm im Drucke erschien. Mit diesem Drama, auf das ich noch eingehender zu sprechen komme, hatte Kalchberg ein Gebiet betreten, das bis dahin von den Schriftstellern Oesterreichs und Steiermarks noch geringer Aufmerksamkeit gewürdigt worden war: das des hi-

*) Das Nähere über diesen ausgezeichneten Mann findet Derjenige, welcher sich darüber Auskunft zu verschaffen wünscht, in meinem „Grazer Leben zu Ende des vorigen Jahrhunderts" II. 5. in der (Grazer) Tagespost v. 27. September 1876. M.-Bl.

storischen vaterländischen Schauspieles, und schon diese Arbeit lenkte die Aufmerksamkeit auf den strebsamen Verfasser, da der Stoff der ganzen höchst gelungenen Dichtung erst auf dem mühsamen Wege des Forschens aus Familien-Urkunden mit Fleiß zusammengetragen und dann dramatisch bearbeitet worden war.

Kalchberg hatte zu dieser Zeit seine Studien beendet; er sollte sich zur Wahl eines Lebensberufes entschließen und diese ward dadurch entschieden, daß er im Jahre 1785 in k. k. Bankaldienste trat, deren trockene Berufspflichten freilich mit der Strebsamkeit des feurigen Geistes wenig harmonirten. Er verließ dieses Amt auch bald und verbrachte eine Zeit auf dem heimatlichen Schlosse Pichl, woselbst ihm ein bis in's Alter treuer Freund, der Dichter Franz Schram, dessen Namen wir noch in dieser Skizze begegnen werden, Gesellschaft leistete.

Was seine literarische Thätigkeit betrifft, so erschien inzwischen im Jahre 1788 das Drama „Die Tempelherren", welches der Dichter schon in seinem 19. Jahre entworfen hatte und das, zu seinen besten Leistungen zählend, ihm bald einen bedeutenden Ruf im In- und Auslande verschaffte. Gleichzeitig war eine Sammlung lyrischer Gedichte aus der Feder Kalchberg's erschienen, die ebenfalls nicht verfehlte, bei den damaligen so unendlich traurigen Literaturverhältnissen Oesterreichs Aufsehen zu machen. Die Anerkennungen blieben nicht aus; Kalchberg genoß in demselben Jahre die Auszeichnung, von der arkadischen Gesellschaft in Rom deren Diplom übersendet zu erhalten. Indem ich vorgreife, erwähne ich noch, daß die herzoglich deutsche Gesellschaft zu Jena im Jahre 1793 ihn, „dessen Liebe zu den schönen Wissenschaften, dessen Eifer für die Ehre unseres Vaterlandes den würdigsten Beifall der Kenner und den Ruhm eines edelmüthigen und geschickten Beförderes der deutschen Literatur ihm schon längst erworben", zu ihrem „vornehmen" Mitgliede ernannte.

Im Jahre 1788 vermählte sich der Dichter zum erstenmale mit einer jungen Witwe, Hedwig von Gemilscheg, die ihm aber schon nach drei Jahren durch den Tod entrissen wurde. Durch eine Reise suchte der tief gebeugte Mann seinen Geist aufzurichten; er durchreiste den größten Theil Oberitaliens und kehrte sodann über Triest zurück. Hier war es, wo er ein mit vortrefflichen Eigenschaften des Geistes und Gemüthes ausgestattetes Mädchen kennen lernte, das er nach der Ueberwindung vielfacher Hindernisse, die ihm dabei in den Weg gelegt wurden, zum Altare führte und mit der jungen Gattin sodann auf seinem väterlichen Schlosse bleibenden Aufenthalt nahm. — Schon 1789 gab Kalchberg die für die dichterischen Verhältnisse der Steiermark so interessante und bedeutsame Sammlung, „Früchte vaterländischer Musen", heraus, den ersten Musenalmanach, der im Lande erschien, und 1790 folgten „Die Grafen von Cilli", zwei zusammenhängende Schauspiele, die sich durch prägnante Charakteristik und eine glänzende Diction auszeichnen.

Die Stände Steiermarks, welche dem nun immer bedeutender werdenden Manne ihre Aufmerksamkeit zuwendeten, wählten ihn 1791 zu ihrem Ausschußrathe, welche Stelle er zwar annahm, aber schon 1792 wieder zurücklegte und nach Wildbach, einem Gute im Marburger Kreise, zog, das er nach dem Verkauf von Pichl an sich gebracht hatte. Kalchberg stand damals mit den ausgezeichnetsten Männern des In- und Auslandes in Verbindung. Von hier aus erschienen die folgenden Dramen: 1792 „Die Ritterempörung" (in der Folge in Verse umgearbeitet und „Andreas Baumkircher" betitelt), 1793 „Maria Theresia" und 1796 „Die deutschen Ritter in Accon", eine vorzügliche dich-

terische Leistung, anläßlich welcher eine Kritik bemerkte, Kalchberg verdiene durch sie „unter den deutschen Schriftstellern wirklich einen classischen Rang".

„Attila, König der Hunnen", das letzte Drama Kalchberg's, erschien 1806. Von nun an widmete sich Kalchberg aber ausschließlich den ernsten Studien der Geschichte, und zwei Bände im Jahre 1800 gedruckte historische Skizzen zeugen von seinen Arbeiten auf diesem Gebiete, wenn er den Poeten freilich auch hier nicht verleugnen konnte und die Resultate seiner Studien in heitern oder ernsten, doch poesievollen Darstellungen niederlegte, die zu den gelesensten Büchern ihrer Zeit gehörten.

Die Stände wählten 1796 schon den Dichter wieder zum Ausschußrathe, und er nahm diesmal die Stelle mit allen ihren schwierigen Pflichten auf sich, ohne sie wieder zurückzulegen. Kalchberg's Amtsgeschäfte nahmen ihn immer mehr in Anspruch, er ward Mitglied mehrerer ständischen Deputationen und Commissionen, Kanzleidirector, Theatercensor und Mitglied der ständischen Oberleitung des Theaters und überall arbeitete er mit Aufwand aller Kräfte. Eine Folge seiner ausgezeichneten Leistungsfähigkeit war, daß er im Jahre 1810 von den Ständen zum zweiten Verordneten des Ritterstandes erwählt wurde. Nach einer Wahl mit gleichem Resultat im Jahre 1816 rückte er 1817 zum ersten Verordneten der Stände vor und ward 1823 nochmals als solcher bestätiget.

Ein besonderes Verdienst hatte sich Kalchberg durch die eifrige Theilnahme an der Gründung jener vortrefflichen gelehrten Anstalt in Graz erworben, die unter dem Namen des „Joanneums" heute noch so glänzend dasteht. Ein ausgedehnter Briefwechsel mit dem eigentlichen Begründer des Joanneums, mit Erzherzog Johann selbst, von dem es ja den Namen trägt, zeigt das warme Interesse, welches der Dichter für dieses so bedeutsame Unternehmen (die Anstalt wurde im Jahre 1811 gegründet) immer gehabt hat. Erzherzog Johann ernannte denn auch durch ein vom 26. November 1811 datirtes Schreiben den Grafen Ferd. v. Attems, den Abt zu Admont, Gotthard Kuglmayr, und den „Herrn Johann v. Kalchberg, bekannt durch seinen literarischen Ruf, durch seine Landeskenntniß und seine Denkart" zu Curatoren des Joanneums.*) Kalchberg widmete sich nun fast ausschließlich seinen ständischen Geschäften und den Pflichten, welche ihm durch sein Curatorenamt bezüglich des Joanneums auferlegt waren.

In Verbindung mit dem Archivar Wartinger hinterlegte er sogar ein Capital, von dessen Interessen jährlich eine passende Medaille angeschafft und dem in der steiermärkischen Geschichte kenntnißreichsten Jünglinge übergeben wurde. Zahlreiche gelehrte und für Verbreitung des Schönen und Nützlichen gestiftete Gesellschaften hatten den Dichter inzwischen durch Verleihung von ehrenhaften Mitgliederdiplomen ausgezeichnet. „Seine Kenntnißfülle, seine durch lichtvolle Darstellung ausgezeichneten Ausarbeitungen, sein durch vieljährige Uebung erlangter praktischer Tact, der im wirren Knäuel streitender Interessen den Faden glücklichen Entwindens so oft getroffen", entging dem Scharfblick höherer Behörden nicht, daher v. Kalchberg später dem 1820 eingetretenen Grundsteuer-Provisorium und bei der darüber aufgestellten Commission zum Referenten ernannt worden war.

Doch hatten den Armen schon früher harte Schicksalsschläge getroffen. Eine schwere Krankheit hatte im Jahre 1812 ihn fast bis an den Rand des Grabes gebracht; ein schleichendes

*) Näheres hierüber zu finden in Dr. Göth's „Das Joanneum in Graz", Graz, 1861, S. 14 ff.

Nervenfieber, in welches eine heftige Lungenentzündung übergegangen war, war seiner physischen Kraft unendlich nachtheilig geworden. Kurz zuvor erlitt Kalchberg durch den Verkauf von Gütern und die nachher eingetretene unglückliche Finanzoperation des Jahres 1811 enorme Vermögensverluste; der Gedanke, die materielle Existenz seiner Familie nicht gesichert zu sehen, mag wohl nicht wenig zum Ausbruche der langwierigen Krankheit beigetragen haben. Mehrere Todesfälle, darunter der eines alten Jugendfreundes, Josef Linze, wirkten zu jener Zeit nicht minder nachtheilig auf das ohnehin schon zerrüttete Gemüth des zartfühlenden Mannes. Mit unermüdlichem Fleiße widmete er sich von Neuem den Geschäften seines Berufes und ging beinahe ganz in denselben auf. Durch diese in Anspruch genommen, konnte er, wie seine Tochter erzählt, den eigenen Arbeiten immer seltener einen Augenblick widmen, obschon er oft ganze Nächte hindurch am Schreibtische saß. Seine literarischen Arbeiten beschränkten sich aber von nun an nur auf Aufsätze und Gedichte in Journalen und Zeitschriften; besonders enthält das vortreffliche von 1811 an in Graz unter der Redaction Kollmann's erschienene Blatt „Der Aufmerksame" manchen interessanten Beitrag aus Kalchberg's Feder.

In den Jahren 1816 und 1817 erschienen des Dichters Werke gesammelt bei Gerold in Wien, nachdem sich das Bedürfniß einer solchen Gesammtausgabe längst gezeigt hatte. Die Ausgabe umfaßte 9 Bände. Weniges und nur Trauriges ist es, was man über die letzten 10 Lebensjahre des Dichters noch zu berichten vermag. Sein Geist erschien gebrochen, sein Körper siechte dahin. Eine unglückliche Industrieunternehmung, durch die er seine und seiner Familie materielle Lage zu verbessern gedachte, schlug ebenfalls fehl und der gebeugte Mann ward 1824 noch einmal an den Rand des Grabes gebracht. Zum letzten male erholte er sich noch, aber die Brustkrankheit wollte ihn nun nimmer verlassen. Vielleicht war auch seine trotz des Körperleidens nicht zu unterdrückende geistige Regsamkeit Ursache des schnelleren Todes. Am 3. Februar 1827 war sein schwerer Kampf mit dem Leben ausgekämpft. Freilich war für ihn das Grab nicht tief, sondern, um mit den Worten des großen Jean Paul zu sprechen, der leuchtende Fußtritt eines Engels, der ihn lange suchte und endlich die Dornenkrone von seinem Haupte nahm.

Wie die Geschichte seines engern und weitern Vaterlandes dem Dichter bei Lebzeiten schon eine treue Freundin war, so wollte er auch im Tode einem der interessantesten historischen Denkmäler der Stadt nahe bleiben: der durch ihr Alter ausgezeichneten Kirche der deutschen Ordenscommende am Leech. „Ich wünsche, an der Leechkirche begraben zu werden", schreibt v. Kalchberg in einem schon im Jahre 1812 verfaßten in meinen Händen befindlichen Testamente, „da ich einer der Ersten war, die in der Steiermark die Liebe zu den Wissenschaften wieder belebten, dem Staate fünf, den Ständen vierzehn Jahre unentgeldlich diente, so könnte man diesen Wunsch wohl erfüllen." In demselben Schriftstück bittet er um einen Grabstein mit folgenden von ihm verfaßten Versen als Inschrift, die ich hiehersetze, um das Gemüth und das Herz des Dichters zu beleuchten:

Wandrer, ich war nur ein Mensch, ein Freund der Natur und der Musen,
Viele verstanden mich nicht, Wenige kannten mein Herz.
Hast du Sinn und Gefühl, so schenk' ein Thränchen dem Menschen,
Weih' ein Blümchen dem Grab, wo hier der Dichter verstummt.*)

*) In der Gesammtausgabe I, S. 212, steht dieses Gedicht auch, doch weichen die Schlußzeilen in Einigem von dem oben angeführten ab; ich ließ absichtlich die Version nach der Handschrift, die mir vorliegt, stehen.

Uebrigens drückte Kalchberg seinen Wunsch, an der Leechkirche begraben zu werden, auch später (1823) in einem Gedichte an die Stände aus, das ebenfalls im Auszuge hier seinen Platz finde:

Ein armer Pilger, der des Wallens müde,
Sich schon nach einem Ruheplätzchen sehnt,
Wo in der Mutter Schoß der ew'ge Friede
Sein schlummernd Haupt mit Todtenblumen krönt,
Hat sich ein solches Plätzchen auserseheu,
Und bittet nun mit frommer Herzlichkeit,
Es ihm zu gönnen, wenn im Thal der Wehen
Der Todesengel seine Hand ihm beut.

Dort an der Kirche mit zwei kleinen Thürmen,
Worauf die Zeit selbst Eisenkreuze bog,
Die Alles beugend, unter tausend Stürmen
In sechs Jahrhunderten vorüberzog,
Wünscht er zu ruhen, nah' dem Marmorbilde
Des alten Ritters, und ein kleiner Stein
Soll an der Kirchenmauer im Gefilde
Des Todes seines Grabes Herold sein. — —

Vielleicht, daß mancher von den Enkelsöhnen
Dort noch sein Grab besucht in später Zeit,
Ihm, wenn der Heimchen Abendlieder tönen,
Gerührt ein segnend Angedenken weiht;
Vielleicht, daß dann auch manche sanfte Schöne
Wehmüthig auf den kleinen Hügel blickt,
Des Dichters Grab bethaut mit einer Thräne
Und es mit einen Myrtenkranze schmückt.

Kalchberg ist denn auch in der That seinem Wunsche gemäß an diesem altehrwürdigen Bau, dem ältesten Denkmal ächter Gothik in Steiermarks Hauptstadt, begraben worden. Der Grabstein erscheint an der Südseite des Kirchleins eingemauert, wahrscheinlich hatte der Dichter aber später über die Inschrift anders verfügt; die beigesetzten Verse wenigstens sind nicht diejenigen, welche er in der obengenannten letzten Willensverfügung wünschte. Diese Inschrift lautet:

Hier ruht

Johann von Kalchberg, Mitglied mehrerer gelehrten Gesellschaften, Verordneter der steiermärkischen Herren Stände und Curator des Joanneums, welcher geboren warden 13. März 1763*) und starb den 3. Februar 1827.

Dir geweihet, Vaterland!
War sein Dichten, war sein Leben
Und — schon an des Todes Hand
Noch dein Heil sein höchstes Streben.
Mancher deiner besten Söhne
Denkt in später Zeit noch sein
Mit des Dankes stiller Thräne.

Als Denkmal der Liebe ihm geweiht von den Seinen.

Von den Nachkommen des Dichters lebt noch ein Sohn Heinrich und eine Tochter Emilie. Der bekannte Staatsmann Joseph Freiherr v. Kalchberg, ehemals Statthalter von Schlesien und später k. k. österreichischer Handelsminister, ist ein Neffe von Kalchberg und hat seinen gegenwärtigen Aufenthalt in Graz.

Das Leben eines Poeten sind seine Lieder, sind seine Werke, dort hat er Alles niedergelegt, was er gefühlt und gedacht; dort hat er die ganze Kraft seines Geistes zusammengefaßt, und wenn wir bisher in Kalchberg den Menschen und den tüchtigen Beamten, den für das ganze öffentliche Wohl so einflußreichen Mann kennen gelernt, so wollen wir uns in dem Nachfolgenden mit seiner Dichtkunst beschäftigen und einen Blick werfen auf sein geistiges Schaffen. Um dieses aber recht beurtheilen zu können, ist es nothwendig, einen Blick auf die damaligen Zustände der Literatur zu werfen.

Es ist bekannt, was für einen Einfluß auf das bis etwa um die Mitte des 18. Jahrhunderts ziemlich regungslose Leben der deutschen Literatur die Schöpfungen derselben hatten, welche in der zweiten Hälfte und besonders im letzten Drittel desselben Jahrhunderts zu Tage getreten sind, die Anakreontiker schon, jene Sänger, wie Uz, Gerstenberg, Gleim, die im

*) Diese Datirung ist, wie man aus meinem oben mitgetheilten nachgewiesenen Datum ersieht, unrichtig.

Anklange an den griechischen Dichter der Liebe, Anakreon, ihre Stimme erhoben, gaben dem bis dahin so trockenen Tone der Dichtung einen bedeutenden Umschwung; ihnen folgten die Fabeldichter Gellert, Pfeffel, Lichtwer und Hagedorn, und die großen Geister unserer Nation, wie Klopstock, Lessing, Wieland, Herder, Schiller und Goethe waren ihnen theils zur Seite getreten, theils bald nachgekommen, so daß der deutsche Parnaß nun auf das würdigste vertreten erschien.

Ich habe schon oben erwähnt, daß die Lecture der genannten und anderer ungenannten großen Geister belebend und anregend auf die Production Kalchbergs auf poetischem Gebiete gewirkt hatte. Es lassen sich in den einzelnen uns von Kalchberg vorliegenden lyrischen und lyrisch-epischen Gedichten die Richtungen leicht bezeichnen, denen er folgte. Schillers „Jugenddramen", von den „Räubern" angefangen, müssen selbst bis in die gebirgigen Gaue der Steiermark einen ungeheuren Einfluß auf die Gemüther der Jugend ausgeübt haben, auch seine Gedichte fanden bald Eingang in alle Herzen und das in ihnen pulsirende Leben hatte auf die ganzen Literaturverhältnisse eine lange, nachhaltige Wirkung ausgeübt.

Aber die Bedeutung, welche die ersten poetischen Schöpfungen Kalchbergs errungen, liegt noch in einem eigenthümlichen Umstande, der sich speciell auf das Geistesleben Oesterreichs in jener Periode bezieht, die man die Aufklärungsperiode zu nennen pflegt. Bis zu den Zeiten Josephs II. lastete ein Druck auf dem ganzen Literaturleben innerhalb der österreichischen Grenzen. Die Jesuiten hatten die niedere und höhere Ausbildung der Jugend in der Hand, sie hatten jede Art von Gelehrsamkeit zu vertreten. Man braucht sich auf keinen politischen Sonderstandpunkt zu stellen, um einzusehen, wie sehr diese Einflüsse auf die Entwicklung des Geisteslebens von Nachtheil waren; selbstverständlich überwog die Wissenschaft der Theologie und jede andere Kunst und Wissenschaft erschien der Gottesgelehrheit untergeordnet. Daher kommt es denn auch, daß lichtvollen Schöpfungen des Geistes nur bedingungsweise der Eingang zur Jugend, ja selbst in das größere Publikum gestattet wurde, daß beispielsweise die Dichtungen eines Lessing verpönt waren, daß man mit mißtrauischen Augen über jeden Schriftsteller wachte, welcher freiheitlichem Geiste die Zügel ließ; dazu kam weiters die vollständige Abhängigkeit der Presse von der Bücherrevision, von der Censur. Heutzutage, in unserer lichtvollen aufgeklärten Zeit begreift man den großen Zwang gar nicht, der damit auf den schöpferischen Geist ausgeübt wurde; mußte doch Jeder fürchten, seine besten, trefflichsten Gedanken von der Büchercensur unterdrückt zu sehen. Wenige wagten es daher, mit neuen Schöpfungen den Weg der Oeffentlichkeit zu betreten, ja wenigen sogar war es vergönnt, die großen Werke der neuesten Dichter auch nur zu kennen, die vielleicht anregend auf den gährenden Geist eingewirkt hätten. Zu diesen wenigen gehörte Kalchberg, der mit seinem positiven Wissen auch ein bedeutendes Formtalent verband und daher bald nach seinem Bekanntwerden den damaligen Heroen der Wiener Literatur: Denis, Mastalier, Ratschky u. a. angereiht wurde, obgleich er an Schwung und dichterischem Feuer, meiner Ansicht nach, alle Genannten übertraf.

Die „Gedichte" Kalchbergs im engeren Sinne des Wortes seien es zuerst, welche wir einer Betrachtung unterziehen wollen, hier schon betone ich jedoch, daß des Dichters ganzer Ernst eigentlich im Drama liegt, auf welches ich in einem Folgeartikel zu sprechen komme. Die erste Sammlung kleinerer Poesien erschien im Jahre 1788 und nachher öfter, die vollständigste befindet sich in dem I. Bande

der „Sämmtlichen Werke", daran schlossen sich im Jahre 1789 und 1790 zwei Bändchen, „Früchte vaterländischer Musen" betitelt. Um die Bedeutung auch dieses Unternehmens ganz würdigen zu können, muß man wissen, wie wichtig die Entstehung der Musenalmanache für die Literatur des 18. Jahrhunderts geworden ist. Die Musenalmanache wurden, seitdem der erste (von seinem Druckorte sogenannte Göttinger) von Boie und Gotter herausgegebene derartige Almanach erschien, der Sammelplatz aller damaligen poetischen Größen der deutschen Nation: Klopstock, Goethe, Schiller, Bürger, Gleim, Hölty, Lessing u. a. m. betheiligten sich eifrig mit Beiträgen, geben auch wohl selbst derartige Anthologien heraus. Karl Goedeke zählt zwei enggedruckte Seiten nur von Titeln der erschienenen Musenalmanache auf; die schönsten, unvergänglichsten Perlen deutscher Poesie wurden oft hier zuerst veröffentlicht. Ein solcher Almanach war auch Kalchbergs Unternehmen, allerdings waren es meistens Beiträge provinzieller Dichter, welche er enthielt, aber wir finden hier Stücke von großer Schönheit und, was die Hauptsache ist, diese Sammlung zeigt den Anschluß an das große deutsche Literaturleben, zeigt den Abglanz jener Bestrebungen auf geistigem Gebiete in der schönen grünen Steiermark und darum ist sie für die ganze Geisteswelt des Oesterreich jener Zeit so wichtig und bedeutend. Unter den nennenswerthen Mitarbeitern der „Früchte vaterl. Musen" finden wir die Namen, Dr. J. E. König, Franz Schram, Xav. v. Unruhe, J. J. Scheiger, vor Allem ist der Herausgeber selbst durch Poesien vertreten. Ausführlicher darüber habe ich an anderem Orte gehandelt*) und nur Kalchbergs Lyrik ist hier ins Auge zu fassen.

Der eigentlich lyrischen Gedichte finden sich nicht überwiegend viele, mehrere erinnern im Metrum und im Tone an die Oden Klopstocks, manche in derselben Weise an Schiller. Ein echter Freund seiner Heimat zeigt sich der Dichter gleich in dem Eingangsgedichte „An die Steiermark", von dem ich einige besonders wohllautende Strophen hieherseťze:

O du in dessen waldigem Schoß mein Aug'
Den ersten Strahl der wärmenden Sonne trank,
Du, deß forellenreiche Ströme
Einst um die Wiege des Dichters sausten,

Dir, holdes, theures Vaterland, tönt mein Lied
Dir, das ich liebe glühend und innig, wie
Der gute Sohn den Vater, wie die
Zärtliche Tochter die Mutter liebet!

Schön bist du, unter Oesterreichs Töchtern, schön,
Es gab Natur der Reize so viele dir;
Auch ihres Segens ganze Fülle,
Reichlich zu nähren die guten Kinder.

Die antiken Metra, welche Klopstock zuerst wieder in die deutsche Literatur einführte und welche bekanntlich auch von Denis, Mastalier und anderen Wiener Dichtern gepflegt wurden, finden sich in Kalchbergs lyrischen Gedichten nicht selten vertreten, jedenfalls sind dies Anklänge an die Jugendlectüre des Dichters. Daß Kalchberg mit dem Dichterkreise der österreichischen Residenz in Verbindung stand, beweisen ja zahlreiche Stellen in seinen Werken und beispielsweise die Ode „An die Freiheit", welche an seinen „Freund", den Dichter Retzer in Wien gerichtet ist, die mit der Strophe beginnt:

O gold'ne Freiheit! Süßer als Sphären-Klang
Dem Dichter, als dem durstigen Wanderer
Der kühlen Quelle fernes Murmeln
Tönt mir entzückend dein holder Name.

Mancher wird vielleicht heutzutage dieses oder jenes der Gedichte Kalchbergs etwas phantastisch, wohl auch in der Form nicht ganz correct finden. Hiezu mag wohl die Jugend des Dichters viel beigetragen haben; sagt er doch selbst in der Vorrede zu der

*) „Grazer Leben z. E. d. v. J." II. 4.

Gesammtausgabe, welche an den Erzherzog Johann, seinen hohen freundlichen Gönner, gerichtet ist: „Die meisten dieser Geisteserzeugnisse entstanden in jener früheren Epoche meines Daseins, wo noch der Jugend erwärmende Frühlingsstrahlen Phantasie und Herz mit rosigem Dämmerlichte erfüllten.“ Welch' ein edles Herz dem Dichter im Busen schlug, zeigt jede Seite der Gedichte, man lese die „Phantasien eines Weltbürgers“, das Gedicht „Auf den Tod Leopold's Herzogs von Braunschweig“, die prächtige, melancholisch-ernste „Elegie“ und man wird nicht nur den gemüthvollen Dichter, sondern auch den für die höchsten Ideale der Menschheit begeisterten Menschen kennen lernen.

Aber auch der Frohsinn und die Lust nahen dem Sänger:

Laßt uns fröhlich sein, ihr Brüder!
Und genießen unsere Zeit . . . .

Die Vergangenheit wird immer
Unsrer Macht entrissen sein;
Schwacher Menschenblick dringt nimmer
In der Zukunft Tiefen ein.

Nur die Gegenwart, ihr Brüder,
Ist dem Menschen zugetheilt,
Die ihn küsset und dann wieder
Rasch aus seinen Armen eilt . . . .

Von den Liebes- und Freundschaftsliedern erinnern manche überraschend an Vorbilder der gleichzeitigen classischen Literatur, so beispielsweise das Gedicht „An Mariannen“.

Holde Schöpferin geheimer Triebe!
Die mich mit den Fesseln heißer Liebe
Schnell an ihren Siegeswagen band,
Gute, traute, sanfte Marianne!
Heil mir, daß auf meinem Lebenskahne
Ich im Ocean der Welt Dich fand.

Lange, lange sucht' ich stets vergebens
Unter Traumgestalten dieses Lebens
Eine weibliche Vollkommenheit;
Nicht allein zum Durste nied'rer Sinne,
Auch gemacht zur höhern Geisterminne
Und zur wechsellosen Zärtlichkeit.

Ach! schon fing mein Hoffen an zu wanken,
Schon versank ich tief in dem Gedanken,
Daß mein Suchen ewig fruchtlos sei;
O, da sah ich Dich, erhab'ne Schöne!
Und der erste Deiner Silbertöne
Machte mich von meinen Zweifeln frei.

Gedanke und Form lassen hier den Einfluß von Schillers Jugendlyrik nicht verkennen, Humor und Scherz sind dem Dichter nicht fremd, das zeigen manche humoristisch angehauchte Verse, so das Gedicht „Der Weiberfeind“ oder „Die zweifache Schminke“, „Siegeslied eines Weiberhelden“, „Mädchenlaunen“ u. A.

Bemerkenswerth erscheinen in der Sammlung auch die Balladen. Kalchberg war der erste, der sich in Oesterreich der Balladendichtung wieder zuwendete. Die Wiener Dichter pflegten zu jener Zeit nur die Lyrik im engsten Sinne des Wortes, und die in den „Früchten vaterländischer Musen“ zuerst veröffentlichten, sodann in die Sammlung aufgenommenen Balladen dürften wohl zu den ersten gerechnet werden können, die überhaupt in der Steiermark, ja im ganzen Staate diese Gattung der Dichtkunst belebten. „Hans von Stein“, „Andreas Eberhard von Rauber“, „Heinz von Plaßmann“ gehören hieher, die Stoffe entnahm auch hier der Dichter meist der Geschichte seiner Heimat. Die dramatische Belebtheit der Handlung zeigt in diesen einer frühen Zeit angehörigen Dichtungen schon deutlich die Gestaltungskraft Kalchbergs, welche den „Dramatiker“ in der Folge so berühmt gemacht und den wir noch eingehender besprochen in einem Folgeartikel kennen lernen werden.

Man wird es dem Dichter vielleicht übel nehmen, daß manche der Verse einen, wenn ich mich so ausdrücken darf — lüsternen Charakter an sich tragen. Dieser Vorwurf könnte aber nur einen Dichter treffen, der heute so schriebe; damals lag der Ton im Geschmacke der Zeit, man durchblättere nur die Schiller'schen

Gedichte der ersten Periode, die Goethe'schen Poesien vom Ende des 18. Jahrhunderts und die Werke anderer lyrischer Zeitgenossen Kalchbergs. Kürzere erzählende Gedichte Kalchbergs und einige Fabeln gemahnen an Gellert und Lessing.

So sehen wir überall Anklänge an die große klassische Zeit, Anklänge, die um so bezeichnender genannt werden müssen, als sich daneben auch wirkliche Originalität und Selbstständigkeit bei Kalchberg geltend macht.

Der erste Theil dieser Skizze schließe nun mit einem der hübschesten aus den kleineren Gedichten der Sammlung:

Gleichnisse.

Ein Werk des Witzes ist ein schimmernd Kleid,
Es blendet nur des Pöbels Sinn;
Doch mit dem flücht'gen Reiz der Neuigkeit
Stirbt bald auch die Bewund'rung hin.

Ein sanftes seelenrührendes Gedicht
Ist wie der holde Abendstern:
Jahrtausende schon strahlt sein mildes Licht,
Noch trinkt es unser Auge gern.

# Drei Zigeunerbursche zogen.

Von

**August Silberstein.**

Mit Trompet und Fiedelbogen
Drei Zigeunerbursche zogen
Ueber Ungarns Haideland.
Frostig war's und schneebedecket
Lag die Erde hingestrecket
Bis zum fernen Nebelrand.

Keine warme Schenke rauchte,
Nur der böse Nordwind hauchte
Rastlos seinen Athem aus.
Singt er auch sein Lied den Ohren,
Eilen heißt es unverfroren,
Denn es harrt das Hochzeitshaus.

Plötzlich bei dem Weitersputen
Seh'n sie's fern wie Kohlengluthen
Und Geheule dringt herbei.
Herrgott! Diese grause Stimme —
Wölfe sind's im Hungergrimme,
Angst erstickt den Todesschrei!

Starr gewurzelt auf den Plätzen
Steh'n die Spielleut vor Entsetzen,
Blaß wird selbst ein braun Gesicht!
Und stets eng're Kreise ziehen
Jene Grimmen — ein Entfliehen
Gibt es für die Opfer nicht.

Da — schon wär' er matt gesunken,
Zuckt's dem Geiger wie ein Funken
In's Gehirn, das Nacht umfing;
Und er leget bloß die Fiedel,
Streicht darauf gar fest ein Liedel,
Daß es durch die Lüfte dring'!

Eilig folget der Trompeter
Mit dem Blasen, und nicht später
Stimmt des Basses Geiger bei.
Wölfe, derlei nicht gewärtig,
Steh'n und kriegen's nimmer fertig,
Was da nun zu machen sei.

Schnuppernd mit der scharfen Nase,
Prüfen sie Gegeig', Geblase,
Halten auch die Ohren steif.
Endlich, zum Entschluß gekommen,
Wenden sie sich um zum Frommen
Mit tief eingeklemmtem Schweif.

Immerfort mit Melodeien
Die Zigeuner sich befreien,
Bis die Wölf' auf ferner Fahrt.
Nur beim späten Hochzeitsessen
Jene sich mit Wölfen messen
Und trinken nach Musikantenart!

# Aus dem Stimmen- und Laut-Concert der niederen Thierwelt.

Wir bestaunen den wunderbaren Organismus der menschlichen Sprache, wir lauschen dem süßen Gesang der Nachtigall, das markige Gebrüll des Löwen flößt uns Respect ein vor dem „Wüstenkönig“, die mannigfachen Lautäußerungen zahmer und wilder Vierfüßler sind uns vertraut, auch aus der Kleinwelt dessen, was da „kreucht und fleugt“, entsinnen wir uns manches unverdrossenen Schreihalses, manches aufdringlichen Lärmmachers. Aber nur dem fleißigen und schärfer aufhorchenden Ohre des Naturforschers, des genaueren Beobachters der Thierwelt, ist bekannt, daß es unbedingt stumme, jeder Fähigkeit einer Lautäußerung beraubte Thiere, selbst unter den verhältnißmäßig kleinen und kleinsten, beinahe gar nicht gibt. In der That, auch das kleinste Thierlein will sein bischen Stimme oder Laut haben, um sein bischen Seele hineinzulegen, und wenn es nicht miteinstimmen dürfte in das große Concert der Lebendigen, so würde es keine Freude haben am Dasein.

Sich äußern will jede Creatur und wenn ihre Kehle von der Natur nicht bezogen ist mit der schwingenden und tönenden Saite der Stimmbegabten, so macht sie wenigstens ein Geräusch zu ihrem Vergnügen, indem sie gewisse Gliedmaßen rhythmisch gegeneinander reibt und so, wenn nicht singt, doch musizirt.

Da kam mir kürzlich ein merkwürdiges Buch in die Hände, ein echt deutsches Buch, betitelt: „Thierstimmen von Dr. H. Landois, Prof. der Zoologie“ (Freiburg i. Br., Herder'sche Verlagshandlung 1874). In diesem Werke sind mit deutscher Gründlichkeit alle Stimmen der niederen Thiere belauscht und zum Theil auch in Noten aufgeschrieben. Es wird Bericht erstattet über die Lautäußerungen der Muscheln, der Schnecken, der Krebse, der Spinnen, der Grillen, Heuschrecken und Küchenschaben; der Netzflüger, der Fliegen und Mücken, der Schmetterlinge, der Bienen, Ameisen, Käfer und sonstiger Insekten; ferner der Fische — ja, wahrhaftig auch der Fische! — der Molche, Frösche und Kröten, der Schlangen, Krokodile und Schildkröten. Von allen diesen wird erörtert und erwiesen, wie und warum und womit sie rascheln, rasseln, quicken, quacken, zirpen, pfeifen, pfauchen, summen, brummen, schnarren, knurren, knistern, knarren u. s. w. Sorgsam in Noten aufgezeichnet sind die Melodien oder „Leitmotive“ der verschiedenen Grillenarten, der Feldheuschrecke, des Moschusbocks, der Schnabelwanze, der Schmeißfliege; desgleichen die Melodien unterschiedlicher Fliegen und Mücken, wie der Mittags-, Stuben-, Schwebe-, Schlamm- und Schnabelfliege, der gemeinen und der geringelten Stechmücke; ferner die der Erdhummel und Mooshummel, der Wegwespe und der Blühenbiene, auch die des Landfrosches, Laubfrosches, grünen Wasserfrosches und der Kröte.

Man kann übrigens neben den Sängern recht gut die verschiedenen Instrumentisten und Orchestermitglieder der kleineren Thierwelt unterscheiden. Es gibt Bläser, Pfeifer, Geiger, Trommler u. s. w.

Geiger sind z. B. die Grillen und Heimchen, ganz besonders aber die Feldheuschrecken. Ihr Schenkel entspricht dem Fiedelbogen; eine längs der Flügeldecke verlaufende scharfe Kante vertritt die gespannte Seite, als Fiedelbogen dient eine gezahnte Ader des

Schenkels, die sogenannte „Schrill-ader"; als Resonnanzboden tönt beim Anstrich der Saite die ganze Flügeldecke mit. Auch die Küchenschabe ist nach den Beobachtungen der Naturkundigen zu den Geigern zu rechnen, indem die Männchen, wenn sie sich zur Paarung anschicken, ihre lederartigen Flügeldecken in kurz abgebrochenen Stößen an einander reiben, was mit einem schwachen rhythmischen Geräusch verbunden ist.

Die Termiten sind Trommler, was ihrem beherzten und kriegerischen Charakter gut entspricht. Einige schlagen, besonders in der Aufregung, mit dem Kopfe, andere mit dem Hintertheil zu wiederholten malen scharf gegen die Wand ihrer Gebäude, oder gegen eine sonstige feste Unterlage und bringen damit einen Ton hervor, den man 4—5 Fuß weit ungefähr wie das Picken einer Taschenuhr vernimmt. Etwas Aehnliches wird von den weißen Ameisen berichtet. Auch das Käferlein, das den schauerlichen Namen der „Todtenuhr" führt, ist nur ein armseliger Trommler. Man muß nämlich das Pochen, welches durch das Zernagen des Holzes von Seite der Larven dieser Käferchen entsteht und das absichtliche Klopfen des Thierchens unterscheiden. Will man dasselbe beim Ticken beobachten, so braucht man nur mehrere Individuen dieser Art in ein Holzdöschen zu sperren. Klopft man hernach in ihrer Nähe mehrere mal hintereinander mit dem Nagel auf den Tisch, so beantworten die Thierchen sofort den vermeintlichen Lockruf, ja, sie sind so keck, daß sie auch bei geöffnetem Deckel ihr Trommeln fortsetzen und man kann dann genau beobachten, wie sie dasselbe zu Stande bringen. Sie setzen ihre sechs Beine fest an einer Stelle auf; dabei machen sie mit dem Körper abwechselnd in der Richtung nach vorn und nach hinten schlagende, hämmernde Bewegungen. Man überzeugt sich bald, daß es die Oberkiefer des kapuzenartig eingebogenen Kopfes sind, durch deren wiederholtes Aufschlagen das regelmäßige Getick entsteht.

Als stimmkräftige Trompeter im großen Concert fungiren die Frösche. Sie sind von der Mutter Natur mit einem Stimmorgan ausgerüstet worden, dessen Stärke und Ausdauer begreiflich wird, wenn man die äußerst grobmaschigen Lungen dieser Thiere betrachtet. Die außerordentliche Menge von Luft, welche in den Froschlungen gleichsam aufgespeichert ist, vermag natürlich auch die Stimmbänder in eine starke und ausdauernde Schwingung zu versetzen, nicht zu reden von dem stimmverstärkenden Apparate, der sogenannten Schallblase, die sich am Kopfe des Frosches angebracht findet. Jedoch nur am Kopfe des männlichen Frosches — denn es ist eine ebenso merkwürdige als unbestreitbare Thatsache, daß, während beim Menschengeschlechte die Zahl der Sängerinnen und Clavierklimperinnen fast noch größer ist, als die der musicirenden Männer, im Thierreiche der musikalische Beruf fast ausschließlich dem männlichen Geschlechte vorbehalten ist. Die männliche Wasserwanze z. B. besitzt einen eigenthümlichen Reibapparat zur Erzeugung von Tönen, von welchem man kaum eine Spur bei den Weibchen antrifft. Bei den Weibchen der Feldheuschrecke bleibt die Reibleiste zeitlebens im Larvenzustande. Pries doch schon der alte Grieche Xenarchus in einem Epigramme die Cicaden glücklich, weil ihre Weiber — stumm sind!

Dagegen gereicht es den Thierweibchen zur Ehre und könnte vielleicht als ein Vorzug vor den Weibchen der menschlichen Art bezeichnet werden, daß sie, wie es namentlich bei dem Vogelgeschlechte so schön hervortritt, mehr durch die edle Kunstfertigkeit, also die ästhetischen Vorzüge ihrer Bewerber, als durch gemeinere Eigenschaften derselben bestochen und gewonnen werden. Die Cicadenweibchen versammeln sich um musizirende Männchen, die sich, als Rivalen in der Liebe, in

eine Art Wettsang einlassen. Bei den Schlammfliegen sieht man zuweilen im brennnenden Sonnenschein das Weibchen ruhig auf einem Blatt oder einer Blüthe sitzen und sich behaglich sonnen, während gerade senkrecht über ihm in gewisser Entfernung ein Männchen sich schwebend erhält und dabei einen unablässigen, gleichmäßig hohen Sington von sich gibt. Zuweilen schießt es auf einen Augenblick herab, streift das Weibchen und stößt es flüchtig an, wie um seine Aufmerksamkeit noch stärker anzuregen. Ueber diesem Männchen schwebt dann zuweilen, ebenso rastlos summend und ebenso von Zeit zu Zeit das Weibchen streifend, ein zweites. — Selbst der männliche Alligator tummelt sich brüllend in der Lagune und hält dies für eine Galanterie gegenüber dem Weibchen!

Daß die Thiere und Thierchen auch ohne Rücksicht auf das Geschlecht mit ihren Lauten einander anlocken, ist gewiß und dies geht so weit, daß man sie häufig durch Nachahmung ihrer Stimmen täuschen und herbeiziehen kann. Unsere gemeine Stechmücke läßt an warmen Sommerabenden, wenn sie in Schwärmen wolkenartig umhersummt, ihre Stimme in der Höhe des Tones „c“ oder „d“ vernehmen. Singt man diesen Ton in der Nähe eines derartigen Schwarms oder streicht ihn auf der Violine an, so läßt sich plötzlich der ganze Schwarm auf den Sänger oder Geiger hernieder. Wenn man die Stimme des Laubfrosches nachahmt, so stimmt er sofort ein: „Ich habe Jahre lang“, sagt unser Autor, „Laubfrösche in Glasbehältern gehalten, welche auf das Signal „Äpp, äpp, äpp!“ mit mir ein Duett sangen.“

Kein Wunder übrigens, wenn in einer Welt, die ebensowohl auf den Streit, als auf die Liebe gegründet ist, auch das Stimmchen des Thierleins nicht immer ein Lockruf ist, sondern gar manchmal auch ein Streitsignal, ein Warnungsruf oder ein Nothschrei. „Wird das Heimchen“, sagt Darwin, „während der Nacht überrascht, so gebraucht es seine Stimme, um seine Genossen zu warnen.“

Unter den Käfern gab es, wie unser Autor sich ausdrückt, Kanoniere schon lange, bevor Berthold Schwarz das Pulver erfunden hatte. Die Brachinusa ten erwehren sich ihres Feindes auf ganz militärische Manier, indem sie ihn durch ein Bombardement von sich abzuhalten suchen. Gelingt es einem solchen „Bombardierkäfer“ nicht, seinem Verfolger zu entschlüpfen, so erwartet er ihn in anscheinender Ruhe, läßt ihn bis auf eine gewisse Entfernung herankommen und eröffnet sodann das Bombardement, d. h. er stößt einen blauen, unangenehmen Dunst mit einem hörbaren Knall nach seinem Feinde aus. Durch Beugung der Bauchgelenke kann er dem Schuß eine beliebige Richtung geben. Erschreckt zieht der Verfolger sich auf einen Augenblick zurück, wiederholt dann seinen Angriff, wird aber immer auf die gleiche Weise empfangen, bis er sich entschließt, sein Wild fahren zu lassen. Dies eigenthümliche Schutzmittel des Käfers besteht in einer ätzenden Flüssigkeit, die so flüchtiger Natur ist, daß sie sich in Berührung mit der Luft in einen bläulichen oder weißlichen Dunst verwandelt.

Höchst anerkennenswerth ist ohne Frage der Eifer, mit welchem unser trefflicher Autor den Zwecken nachspürt, welche die Kleinwelt der Thiere in Lieb' und Streit, in guten und bösen Augenblicken mit ihren Lautäußerungen verbindet. Aber ich glaube, einen Fall und nicht den seltensten, hat er zu wenig hervorgehoben: wie die Thierlein auch ohne allen Zweck und Grund, zu ihrem bloßen Vergnügen, sich äußern, klangfroh sich dessen erfreuen, was die Natur an Lautfähigkeit in sie gelegt hat. Es ist die reine Daseinslust, die von keinem menschlichen Pessimismus angekränkelte Lebensfreude, die aus allen Stimm-

und Lautbegabten hervorjauchzt, von dem Vogel auf dem Baume, der sich erschöpft in süßen Frühlingsliedern, bis hinunter sogar zu dem gräulichen Geschlechte der Klapperschlangen, die in der Einsamkeit transatlantischer, frühlingsduftiger Wälder, zu zwanzig in einen Knäuel geschlungen, ihr Vergnügen darin finden, mit erhobenen Köpfen zu zischen und dazu aus Leibeskräften mit ihren Klappern zu rasseln...

Dürfte man den Biographen einiger berühmter Componisten und Virtuosen glauben, so hätte bei manchem Thiere die Freude an Sang und Klang — durch „Anpassung und Vererbung", würden vermuthlich die Darwinianer sagen — zu einer Art von musikalischer Kennerschaft sich entwickelt. Die Rolle, welche bekanntlich der Delphin in der Lebensgeschichte des Arion spielt, wird in den Biographien einiger moderner Virtuosen, z. B. Paganini's, den Spinnen zugetheilt, die sich, so oft ihr Lieblingsgeiger oder Pianist in seinem Gemach musizirte, von der Decke des Zimmers auf das Instrument des Künstlers herabgelassen haben, um seinen Tönen zu lauschen. Das ist aber noch gar nichts im Vergleich zu dem, was dem griechischen Lautenspieler Eunomos von Seite einer Cicade widerfuhr. Als nämlich diesem bei seinem Wettstreite mit dem Ariston eine Saite sprang, setzte sich eine zuhorchende Cicade auf seine Laute und half für die Töne der gesprungenen Saite mit ihrer Stimme so gut aus, daß sie ihrem Schützling den Sieg über seinen Nebenbuhler verschaffte.

Die Griechen schwärmten für die Cicaden; nüchterner stand ihnen der Römer gegenüber. Virgil beklagt sich geradezu, daß ihm die Cicaden den Hain „vergällen". Wer hat Recht? Ich für meine Person halte es bei Tage mit den Griechen, bei Nacht mit Virgilius. Was jedoch unsern thierstimmen-freundlichen Autor betrifft, so erklärt dieser, auch seine Nachtruhe mit Vergnügen zu opfern, um das Concert der kleinen Schreihälse nicht zu versäumen. „Man wird freilich", sagt er, „diesem Cicadengesange den Vorwurf der Einförmigkeit machen können; aber bei aller Einförmigkeit hat derselbe doch etwas ungemein Sanftes (?) und Rührendes (!), das sich besonders in der stillen Nacht dem Gemüthe des lauschenden Menschen leicht mittheilt!" — Habeat sibi!

Sind doch auch über die Frösche und ihre musikalischen Leistungen die Stimmen sehr getheilt. Ziemlich ungeschlacht läßt sich z. B. der alte Abraham a Sancta Clara in seinem „Judas der Erzschelm über dieselben vernehmen. „Die grüngehoseten Lackendrescher", so schreibt er, „verbringen ja eine verdrießliche Musik die mehreste Zeit, wenn sie auf einem moosigen Gestade eines Fischweihers oder Teiches ihre Pfundgosche aufsperren, daß fast der Kopf nicht sicher ist, daß er nicht zum Maul herausfalle; sie machen solche Triller in ihrem Gesang, daß gegen ihnen ein kropfeter Pinzger ein lieblicher Amphion im Singen scheint zu sein, und soviel man den Text ihres liederlichen Liedes versteht, so quakezen sie nichts anders, als: gib Acht, gib Acht, gib Acht!" Auch dagegen hat unser Autor sehr viel einzuwenden. Er ist ein Sohn Westphalens, welches, wie er sich ausdrückt, „seines feuchtwarmen, amphibiotischen Inselklimas und seiner zahlreichen Lachen wegen einer überaus großen Anzahl von Fröschen einen beliebten Aufenthalt bietet". Er ist der Meinung, daß des Frosches Stimme und Gesang „eben so gut zur Frühlingszeit gehört, wie das Lied der Nachtigall". Und er versichert, „tüchtige Musikkenner in Städten" gekannt zu haben, die „sich im Garten unmittelbar in der Nähe ihrer Wohnungen eigene Froschteiche anlegen ließen und ganz verstimmt wurden, als die gefangene Schaar, trotz sorgsamster Pflege, ihr lärmendes Lied nicht zum Besten gab". — Sind ohne Zweifel

auch Westphalen gewesen, diese „guten Leute“ und trotzdem nicht „schlechte Musikanten“ — wir Andern aber, um deren Wiege die Frösche nicht so zahlreich gesungen haben, befreunden uns in der Regel etwas schwerer mit ihnen; wir finden das Froschgequack in der Frühlingsnacht begreiflich und verzeihlich, aber nicht immer angenehm, und wir trösten uns dann höchstens mit dem Gedanken, daß in der Nähe unserer Schlafgemächer wenigstens der Aberfrosch und der nordamerikanische Bull- oder Ochsenfrosch sich nicht ansiedeln, von denen der erstere sich durch ein „heftiges Brüllen“ auszeichnet, „welches viele Aehnlichkeit mit dem einer Kuh hat“, während der letztere die Größe eines kleinen Kaninchens besitzt, mit welcher die Stimme natürlich im Verhältniß steht.

Glücklicher Weise ist auch das Geschlecht der Riesen-Cicaden nur jenseits des Oceans heimisch. „Jeder, der in einem tropischen Walde umhergewandert ist“, schreibt Darwin, „wird über den Klang erstaunt gewesen sein, den die männlichen Cicaden hervorbringen. Der von ihnen hervorgebrachte Laut konnte deutlich am Bord des Beagle gehört werden, als dieses Schiff eine englische Viertelmeile von der Küste entfernt vor Anker lag, und Capitän Hancock sagt, daß der Laut in der Entfernung einer englischen Meile gehört werden könne.“

Eine Schilderung des Gesanges dieser Cicade gibt Lenz: „Sie trillert meistens das zweigestrichene e mit dis eine halbe Minute lang sehr schnell und zieht dann durch die zwischen e und dem eingestrichenen g liegenden Töne zu letzterem Intervalle herunter, so als wenn man auf einem Saiteninstrumente mit den Fingern schnell niederrutscht und dabei doch mit dem Bogen auf derselben Saite streicht, worauf sie entweder im eingestrichenen g schließt oder zu einer neuen Periode wieder zum zweigestrichenen e hinaufzieht, und dabei immer auf dem Anfangston der Periode länger als auf dem Schlußtone verweilt.“

Es scheint, daß diese Cicadenart im Thierreiche die „Musik der Zukunft“ vertreten will und des Bayreuter Meisters allein seligmachende „unendliche Melodie.“ R. H.

# Die Danksagung.

Eine Hochzeitsrede aus Obersteier.

Wenn Gäste, die vom Festgeber zu einer Mahlzeit geladen wurden, schließlich ihr Speis und Trank selber zahlen müssen, so ist das eine kuriose Sach'. Auf der Bauernschaft ist das nichts Seltenes: und wo käme der junge Gamshofer oder Wiesbauer, oder wie er schon heißen mag, wo käme er hin, wenn er die sechzig oder achtzig Personen, die er zu seiner Hochzeit laden muß, weil es lauter Nachbarsleute und Blutsfreunde sind, aus eigenem Säckel einen ganzen Tag füttern wollte, und noch dazu mit dem Köstlichsten, was das Dorf zu bieten vermag! Sein ganzes Gütel ginge drauf und die erheiratete Sach' von seinem Weibe mit drein.

Am Hochzeitsmorgen im Hause der Braut ein Frühstück, das „guat und gmua is", das gibt man ohnehin. Das Hochzeitsmahl aber, das nach der Trauung meist von der Mittagsstunde bis in den dunkeln Abend hineinwährt und aus einem dreimaligen „Zusammensitzen" (jedes Zusammensitzen mit fünf bis sechs Gängen) besteht, das muß jeder Gast selber zahlen. Nun mögen es aber die Alten schon gefühlt haben, und vielleicht merklicher als heute die Jungen, daß es doch keinen rechten Schick hat, wenn plötzlich, mitten in der festlichen Lustbarkeit, der Wirth mit seiner Kreide kömmt und den Leuten das Sündenregister ihrer Völlerei vormacht. Sie haben sich daher Ceremonien und Sprüche ausgedacht, durch welche in lustiger Weise das traurige Zahlen, das „Weisen", wie es auf Hochzeiten heißt, eingeleitet wird.

So tritt zur Stunde, wenn das Mahl zu Ende ist, entweder der „Bidelmann", Hochzeitsleiter, oder ein Anderer aus dem Ort, der „ein Kreuzköpfel auf hat und der Sachen ein' Form geben kann", zur Thür herein und hält die „Danksagung."

Die Danksagung, das ist eine Rede, die in spaßhafter Weise das Anliegen des „Speisemeisters" (Wirthes) vorbringt und endlich den Betrag angibt, den jeder der Hochzeitsgäste zu entrichten hat. Diese „Danksagungen" sind verschieden und je nach dem Talente eines vielleicht längst verstorbenen Verfassers oder des Redners, mehr oder weniger witzig. Ich habe in meinem „Volksleben in Steiermark" bei der Schilderung der Bauernhochzeit Gelegenheit gehabt, ein paar solche Festreden wiederzugeben. Heute liegt mir ein anderes dieser Redestücke vor; dasselbe ist schon auf Veranlassung des Volksfreundes Erzherzog Johann aus der Gegend von Fohnsdorf im Murthale hervorgeholt, bisher aber nicht veröffentlicht worden. Es charakterisirt so recht den Bauernspaß, ist aber auch noch darum erhaltenswerth, weil derlei Denkmale bäuerlichen Humors ohnehin mehr und mehr in Vorfall kommen.

Unsere jungen Bauern haben kein Vergnügen mehr an den eigenartigen Sitten und lustigen Schnacken der Vorfahren, und neuzeitlich findet man äußerst selten mehr eine jener bunten, humor- und poesievollen Bauernhochzeiten, die einst so berühmt und gesucht gewesen sind. Heute — je mehr alte Leute auf der Hochzeit sind, desto heiterer geht's dabei zu. — Ein Beispiel den Jungen, wie die Alten sungen, sei die „Danksagung" hierhergesetzt.

Der Mann tritt mit komisch-pathetischer Geberde zur Thür herein; bemerken sie ihn, so wird's gleich still im Festsaal. Mancher ist schon begierig, ob sein Weisgeld, das er in

der Hosentasche bereit hält, auslangen oder davon gar noch was übrig bleiben wird.

Inmitten des Saales bleibt der Mann, gegen die Ehrentafel, wo Bräutigam und Braut sitzen, gewendet, stehen, und fängt an so zu reden:

„Hiaz bin ih mehr amol do, meini liabn Hochzatleit. Hiaz wa s ma wul bold schlecht gonga."

„Zwe dan? zwe dan?"

„Jo. Ih und da Wirt hetn ins bold zgreint. 's het wos ogebn, wan er nit rund gonga wa."

„Zwe dan? zwe dan?"

„Ih geh in Keller einhi, hon welln an Wein hobn. Do hukt er hintern Foß, und mocht da mit da Kreidn daheifti Krotza. — Wos er dan tat? frog ih'n. — Zsomroatn, wos ös vasoffn hobs. sogt er. — Auweh! sog ih drauf, hobn dan d Leit so viel trunkn? Muaßt wul na du selba gsoffn hobn, weils da des einbildst. — Glei fluigt er her af mih, will mar Oans einigebn. Bin oba gschwinda gwen, schmeißn hinta d Fassa, daß er gmegazt hot. Ih ren zan Foß, wisch d Strichla glei wek und denk: hiaz hots da grotn. Daweil steht da Wirth wieder auf, gibt ma guati Wort und ih sult so guat sein, suln s Sachl zsomroatn helfn. — Mochst an Gscheitn, sog ih, so will ih da helfn. — Na guat, mir hebn on zan roatn — und roatn — und roatn, und wos er voron hot aufgschriebn, hon ih hintnoch wieda wekgwischt und hon ma denkt, so geht da Hondl scha guat. — Oba da Wirt, des is an Odrahta (ein Schlauer)! Bringts Luader aussa, die Poschaun (Person) sult a zwoanzg Guldn zohln. — Jegerlas! hon ih drauf gsogt, du bist a Nor! wia kuntn dan d Leit so viel zohln, des wa gfahlt! Koan Oanziga kam da mehr ins Haus! — Und hon onghebt zan hondln, bi grob worn; eahm is da Schiach ongonga (hat sich gefürchtet), hon an owa brocht bis af drei Guldn und hon ma denkt, hiazt hots da grotn.

Daweil kimt da Breitigon zu mir, frogt, wos ih mochad. Ih dazehl eahm die Gschicht, daß s zan Zohln wa. — Sult still sein, sogt er, sult nix varothn, er thats Olls selba zohln. — Scha Nor! hon ih gsogt, wos folt da dan ein! Wirst dei Geld scha no brauchn; kehr um d Hond, konst a Wiagn kafn, a Fatschn. Wa weit gfahlt! Muaßt kluag (sparsam) wern! Zwe suln dan d Leit nit selba zohln, wos s gessn und trunkn hobn, sein jo lauta rundi, bravi Leit — wia da Hulabar, — der hot jo so viel gessn, daß n d Leiblknepf afn Hiasbarn sein Tala sein umigsprunga. Und da Tonibar hot mi in sei Briaftoschn lossn stirn (starren), de is da jo so wompad (bauchig) gwen, daß er klewa ba da Tir hot einigmecht. Da Mestlbarin hobn d Oar(Eier-)kreizer in Kidlsok die Knia aufgwezt; wuascht (würde) vula Grand sein, wan sie s wiada miad hoamtrogn. — Na, aftn hots da Breitigon lossn gelten und hot mih betn, ih mecht mih ban enk holt wul gstot seina bedonkn.

— Und zan Erstn, olo, bedankt sih der ehrnwerti Breitigon mit seina liabn Jungfrau Braut, daß seids kema zan Ehrntog und hobs valiabgnoma mit an Leffl Suppn, und daß eahna s Bloat (Geleite) hobs gebn von eahna n Haus iba Gossn und Strossn bis zu da lobwirdige Pforkirchn, zan heilign Pforpatron Ruperti (oder wie er eben heißt), und hobn in hochheilign Meßopfer und da Kuplazion beigwohnt. Bedonkn sih, daß eahna wiada hobs s Bloat gebn iba Gossn und Stroßn, iba Weg und Steg, her do, bis zan ehrnwertn Hern Speismoaster, in Joglwirt (oder wie er eben heißt) und hobn eahnern Ehrntog mit Lustbarkeit und Freidn und in da liabn Oanigkeit zuabrocht.

Zan Zweitn bedonkt sich da Her Speismoasta, daß oll seids kemen und mit den kloan Traktament valiab

hobs gnoma. Hot zwor wul gsogt, daß seini Gest wos Bessers warn wert gwen, hot ah a Duzat Fischer und Jager und Wildschitzn ausgschikt. D Fischa warn datrunkn, d Jaga warn va die Wildschitzn daschlogn worn, und die Wildschitzn hetns eingfongt. — Mei, mei, hon ih gsogt, sog ih, s wird Koana humeri (hungerig) hoamgehn derfn; d Monleit hobn eahneri Seckl und Hiat ongfült mit Bschoadessn, des ibabliebn is, und d Weibaleit hobn eahnan Toal ins Firter eingfoßt. — Aft hots n selber ah wiada gfolln.

Und zan Drittn bedonkn sih d Spielleit fir Olls und sie mechtn winschn, das des Lebn an ocht Tog a so tat daurn. Ih blibad weida wul so lang do, wans enk recht wa. Wos olli Tisch essn, mecht ih gern zohln, oba wos d Leit brauchn, von sebin gang ma da Schiach on.

Zan Teixl eini, da Wirscht doscht, da Her Speismoasta, will ih sogn, mocht schon a saurs Gsicht — er wurd scha gern s Geld hobn. Na jo, wans as ehanta nit vastondn hobs, so sog ih enks holt nohamol: d Monsbilda sultn zohln na glei a drei Guldn; oba d Weibsbilda, de hisch viel Dargeld in Sok hobn, mian zohln dreihundert Kreizer. —

Und weil des hiaz amol in da Richtikeit is, so wird af d Leßt der ehrsami Brautfihra kema, wird d Jungfrau Braut aufbegehrn von Tisch af a drei Tanz af an ehrlicha Tonzstot. Sul an Jada (Jeder) sein Ehrntonz mit ihr mochn. Sul sih Koana vastekn, sul af sein Ort sitzn bleibn; es sul der Ersti so guat sein, wia da Leßt, und da Leßti so gut, wia der Ersti. Ma kon nit Olli af oanmol zgleich ehrn.

Aft wird af an iadn Tisch a Startin Johanessegn aufgwelzt wern, den sults sein briaderli zuatrinkn, Oaner in Ondern. Und hiazt mochts gschleivi (schleunig) in Beidl auf, zohlts in Wirscht aus, und iber a Kloans hobs mih gsehn, und iber a Kloans sechts mih neama."

Ist der Redner verschwunden, so kommt der „Speisemeister", vom Brautführer begleitet, mit einem weißen Teller, geht damit unter Musikklang die Tischreihen ab und Jeder legt die verlangten Gulden auf. An Braut und Bräutigam aber eilt der Teller flüchtig vorüber; deren Theil ist bereits den Anderen miteingerechnet worden.

Es lassen sich die Festgeber von ihren geladenen Gästen freihalten; — und doch fühlt sich Jeder erfreut und geehrt, der zur Hochzeit geladen worden. — Manchem mögen derlei alte Dinge unwesentlich erscheinen. Doch näher besehen haben sie nicht allein für den Freund des Volksthümlichen, sondern auch für den Cultur- und Sprachforscher und dem Ethnographen einen gewissen Werth. Die Volkskunde ist eine Wissenschaft geworden und Jeder, der zur Vervollständigung derselben ein Scherflein beiträgt, dient jener Richtung unserer Zeit, die der Gesellschaft neue Kräftigung aus dem Materiellen und der Ursprünglichkeit zuführen zu müssen glaubt.

Anundfürsich interessirt uns das, was das Bauernvolk denkt, spricht und treibt in der Regel nicht — nur die Leute selbst wollen wir dadurch kennen lernen. Und das ist wichtig.

**P. K. Rosegger.**

---

# Das Kräutlein für den Tod.

Ein Geschichtchen, wie sich's das Volk erzählt.

Aus den Thalgründen der Maros erhebt sich ein finsterer Fels, so steil wie eine Wand und von Weitem zu sehen über der Ebene ragen wie eine graue ungeheure Festung. Diese Festung ist ein Schatzkästlein der Volkspoesie. Sagen und Lieder gehen im weiten Ungarland vom schatzreichen Geisterschloß, an dessen Grund die gelben Wellen der Maros fluthen, herangewogt aus Siebenbürgens fernen Bergen. Im Innern des Felsens Gold und Edelgestein, und außen an den wüsten Schroffen seltsam blaue Blümlein, die nirgends sonst wachsen auf der Erde, Heilkräuter, Wunderpflanzen, — darunter auch das Kräutlein für den Tod. — Das Kräutlein für den Tod, sagen die Leute und verstehen darunter ein Mittel, den Tod zu tödten. Ist schon Mancher emporgeklettert die finstere Wand an der Maros, aber das Wieslein, wo jenes Kraut wächst, war noch Keinem erreichbar. Man siehts von unten, es ist wohl siebenmal so hoch oben, als die höchste Eiche kann ragen, es ist nicht senkrecht, es ist überhängend und das Moos und die Kräutlein wachsen von oben herunter. Und alte Leute sagen, diese Pflanzen wüchsen immer länger aus dem Stein, und vor ein halb hundert Jahren hätte man sie noch nicht so herniederranken gesehen wie jetzund, und allmälig würden sie sich schon herabschlängeln und von den Menschen erreicht werden.

Ja, sagen Andere, die keinen Glauben mehr haben an die liebvollen Wunder der Welt: herabschlängeln werden sie sich schon, die Kräutlein für den Tod, aber der Tod wird sich wohl beeilen und die Menschen früher vertilgen.

Wenn auch, sagen wieder die Ersten, und ist der Mensch nicht mehr, so wird schon das Gethier die Kräutlein finden; gar der Bär und der Wolf werden froh sein, wenn der Tod nicht mehr lebt.

Da lachen die Andern. Wenn der Tod nicht mehr ist, dann muß der Bär und der Wolf selber versterben; oder wovon leben denn die Raubthiere? vom Tode Anderer. Und weil der Mensch das größte Raubthier ist, so könnte leicht er am wenigsten leben, wäre der Tod umgebracht.

Das ist den Ersten wieder nicht recht und so bilden sich um den Felsen an der Maros zwei Parteien; die eine sagt: der Tod ist das Leben, und die andere sagt: das Leben ist der Tod.

Und über all dem Streit bleibt der Fels wie er war.

Am Fuße des Felsens und hart am Ufer des Flusses lebte ein Mann. Er war anscheinend arm und nährte sich von Feldbau und Fischerei, aber die Leute sagten, er sei in Freundschaft mit den Geistern des Berges, welche die ungeheuren Schätze bewachten, und diese ließen ihn nicht darben. Darum kamen sie in ihren Nöthen auch oft zum Manne, auf daß sie ihn um Rath fragten. Sie meinten, wenn sie den guten Alten um guten Rath baten, so würde er ihnen vielleicht klingendes Silber und Gold geben — denn es gibt auf der Welt kein besseres Auskunftsmittel, als das liebe Geld. Aber der Mann am Fuße des Felsens gab sein Schärflein in Worten. Zu verachten war's auch nicht, gewißlich nicht, und die Leute sahen es bald ein. Der Mann war so gut und theilnahmsvoll und trostreich und weise, daß Manchem mit einem Wort aus seinem Munde mehr gedient war, wie mit einer Hand voll

von Silberlingen. — Nicht Alle wissen es, was ein rechtes Wort zu rechter Zeit werth ist, aber der Alte freute sich darüber, daß er einen Schatz besaß, von dem er reichlich theilen konnte, ohne daß er zur Neige ging.

Aber der Mann, der Anderen Gutes that, hatte selber ein tiefes Leid im Herzen und das konnte Niemand von ihm nehmen, und das verbitterte ihm sein Leben. Wenn er's auch erreichen hätte können, das Kräutlein für den Tod, er hätte es nicht gepflückt. Es war ihm ein Trost, daß er sterben konnte. Der Mann hatte nämlich einen Sohn, der ungerathen war. Ungerathen, so wußte er es und so sagten die Leute. Der Sohn war leichtlebig und ging seiner Jugend nach. Er trank feurigen Wein in den Schenken und sang dazu Lieder, welche die schönen Mägdlein heranlockten, und die Mägdlein, die nahm er dann gefangen in seine beiden Arme. Eins um's andere, ja, und ließ sie nicht mehr los. Den alten Vater aber ließ er in der Einsamkeit der Hütte, die unter der finsteren Felswand ruhte, am Ufer der Maros. Selten kam der Sohn nach Hause und vernahm die liebreichen Worte des Vaters. Er horchte ihrer mit Andacht und guten Vorsätzen, aber als die Welt wieder winkte, ging er wie vor und eh fröhlich ihren Freuden nach.

Aus Gram darüber wurde der Alte krank — schwer und bis auf den Tod krank. Da kamen die Leute herbei, die ihn ehrten, und versuchten, ihn zu trösten, zu erquicken und zu heilen, mit ihren armen Mitteln, die nichts beleben und kräftigen können, als einzig nur die Hoffnung. Der alte Mann aber hatte die Hoffnung, daß er von seinem Herzleide nun bald erlöst werden würde, denn daß er ein mißrathenes Kind hatte, das hielt er für das größte Unglück auf der Welt.

Endlich hörte auch der Sohn von der Erkrankung seines Vaters. Er trank den Rest nicht aus, der vor ihm im Glase stand, er küßte der jungen Schenkin auch nicht mehr den Thau von dem Mund, der ganz nahe an den seinen herangehaucht gekommen war, er stand auf und ging der Heimatshütte zu.

Er hielt sich drei Schritte vor dem Krankenbett und starrte mit wirren Augen auf den blassen Vater hin.

„Aha," sagten die Leute, „jetzt ist er da, daß er ja die Erbschaft nicht versäume."

„Kind," sagte der Alte mit trüber Stimme, „ich sehe Dich doch noch einmal. Komm', daß ich Dich segne!"

Und als der Sohn sah, es gebe keine menschliche Hilfe mehr für seinen Vater, da wartete er nicht auf den Segen und nicht auf die Erbschaft. Hastiger noch, als er gekommen, ging er wieder davon. Die Leute schauten ihm staunend nach, mit Stock und Haken und Strick gerüstet stieg er den Felsen hinan.

— Wo will er denn hin? Weiß er da oben eine Schenkin? — Man sah es bald, er kletterte dem Ueberhange zu, an welchem das Kräutlein für den Tod wuchs. — Ist er wahnsinnig geworden?

Hoch stieg er empor, seitwärts an der Wand, wo er sich an Strupp und Strunk halten konnte. Er verschwand im Gebüsch. — „Ei," sagten sie, „der geht anderswo hin, als um Medicin für seinen Vater!"

Nach einer Stunde baumelte hoch oben über der wilden vorspringenden Wand an einem Seil ein Menschenkörper nieder — so, als ob eine Spinne herabschwebe an ihrem dünnen, unsichtbaren Faden. Und dort, wo eine Felsleiste hinausstand, klammerte sich der Tollkühne an's Gestein und kletterte quer an demselben weiter. Wie ein Schattenpunkt an der glatten Wand, so bewegte er sich dahin; von unten sah man die kleinen Vorsprünge und Sträuche nicht, die aus den Sprüngen wucherten, und

die Leute wollten lärmen vor Staunen und Bewundern, und sie konnten vor Angst kaum Athem holen. Er hat auch längst den Strick nicht mehr um sich, der viel zu kurz geworden war, und es war keine Menschenmöglichkeit da, wieder heil vom Gewände zu kommen.

Der Kletterer hatte nicht mehr weit zur Stelle hin, wo vom Ueberhange nieder das Wunderkräutlein wuchs. Vor ihm war noch eine Kluft zu überspringen und dann wäre er dort, wo er wie eine Fliege müßte kleben können am Ueberhange, wollte er nicht auf der freien Luft stehen. Er stand still und blickte um sich, als sähe er sich noch einmal die Welt an. Wie roth leuchtete der Abendschein unten in den Fluthen! — dann wendete der junge Mann sein Haupt nieder gegen die Hütte des Vaters, und dann — dann machte er einen weiten, kräftigen Sprung; noch einmal berührte sein Fuß einen Stein, während er mit der Hand gegen die in Halmen und Blättern niederhängenden Kräuter fuhr — und der zweite Sprung fand keinen Boden mehr — im Bogen zuerst und dann senkrecht stürzte er nieder wohl an die siebzig Klafter, und fiel in die Krone einer Eiche, wie sie unten standen.

Gar zerschlagen und zerrissen haben sie ihn in die Hütte gebracht, den Todten, der krampfhaft in seiner Hand noch hielt das Kräutlein für den Tod.

Der Alte hatte Thränen gelacht und dann von dem Kräutlein etliche Blätter an die Lippen geführt. Und wisset, daß er wieder gesund worden ist! —

„Bin ich auch ganz allein auf Erden,“ hatte er noch oft gesagt, „so freut mich jetzund doch wieder das Leben, da ich weiß, ich hab' ein gutes Kind gehabt. Und mache ich die Augen zu, so bleibt's noch für andere Eltern wahr: ein liebes, braves Kind holt das Kräutlein für den Tod.

R.

# Der Weltverdruß.

In österreichischer Mundart von **Franz Keim.***)

Mir is mei Vater g'storb'n,
Mir is mei Mutter g'storb'n,
I hab ka Schwesterl und ka Brüederl kennt.
I bin a ledigs Kind,
Als wiar a Staudn im Wind:
I bin der Weltverdruß, — so hams mi gnennt.

Oft steh i draußt im Feld
Und schau in d' weite Welt
Und denk: Wer hat denn s' Glück so ungleich thalt?
Der Ane kennt ka Not,
Der Andre kränkt si z' Tod,
Wann Aner herzkrank is, er wird nöd ghalt.

I soll mi lusti stölln,
Weil d'Dirndeln danzen wölln —
So danzt's nur zua! i spül eng auf zum Danz!
I kanns ka'n Menschen sag'n,
I kanns ka'm Menschen klagn,
Für mi hat d' Welt ka Freud und d' Sun kan Glanz!

I hab wul glaubt amal,
Daß i an Dirndel gfall;
Da hab ich gjuchazt, gjuchazt, daß 's hat gällt!
Und i hätts wissn solln,
Du hast an Andern wolln,
Es blüet ka Blümerl für mi auf der Welt!

So pfüet Di Gott, mei Schatz,
I such an andern Platz,
I mueß in d' weite Welt, mir laßts ka Ruah.
So lang mei Geig'n no singt,
So lang mei Herz nöd springt,
So lang ertrag i's, — aft nacher is's gnua!

*) Verfasser des Trauerspiels „Sulamith“.

# Kleine Laube.

## Ein Capitel das uns nahe geht.

Der Mensch — er mag wissensdurstig alle denkbaren Bereiche der Schöpfung durchwandern — interessirt sich doch vor Allem für sich selbst. Auch ist er, wie ein berühmter Gelehrter sagt, das Maß und der Messer der Schöpfung; er kann daher erst dann mit Erfolg das Studium der äußeren Welt betreiben, wenn er sich selbst kennt.

Das Grundwesen unseres Lebens — die Seele — entzieht sich freilich noch sehr unseren Beobachtungen; doch was in ihrem Bereiche der Philosoph nicht leistet, das vollbringt vielleicht der Statistiker. Wo alle Propheten schweigen, da kommt er mit der Wahrscheinlichkeitsrechnung; er zieht aus tausend und tausend beobachteten Fällen das Mittlere heraus, stellt dieses als Norm hin und sagt: Willst du wissen, Mensch, wie es mit dir im Besonderen ist und sein wird, so sieh, wie is im Allgemeinen steht — darnach richte dich ein.

Auch dieses Hauptstück hat ein Wahrscheinlichkeitsrechner geschrieben.

Die Bevölkerung der Erde wird zur Zeit auf mehr als 1300 Millionen geschätzt. Das mittlere Lebensalter des Menschen beträgt ungefähr 33 Jahre 6 Monate. Ein Viertel der Geborenen stirbt vor dem 7. und die Hälfte vor dem 47. Jahre. Von 100 Personen erreichen sechs das Alter von 60 Jahren und darüber; von 500 wird eine 80 Jahre und von 1000 nur eine bis 100 Jahre alt. Jedes Jahr sterben 33 Millionen Menschen, also im Durchschnitte 96.000 den Tag, 3730 die Stunde, 60 die Minute, 1 die Sekunde. Mithin macht durchschnittlich jeder Schlag des Sekundenpendels ein Menschenleben erlöschen. Die jährlichen 33 Millionen Todesfälle werden aber durch 42½ Millionen Geburten mehr als ersetzt und es würde der Ueberschuß von 9½ Millionen eine gleich große Zunahme des Menschengeschlechtes herbeiführen, wenn nicht von Zeit zu Zeit Kriege und andere außerhalb des regelmäßigen Ganges der Natur liegende Ereignisse wieder eine Abnahme der Menschenzahl nach sich zögen.

Einen wesentlichen Einfluß auf Geburt und Tod üben die Tageszeiten aus, und zwar will man bemerkt haben, daß Geburten sowohl als Todesfälle am häufigsten während der Nacht — vornehmlich von Mitternacht bis 6 Uhr früh — vorfallen.

Hängt schon Geborenwerden und Sterben an gewissen, gleichförmig waltenden ewigen Gesetzen, so herrscht ein gleiches Gesetz rücksichtlich der verschiedenen Geschlechter. Die Vergleichungen Hufeland's über das Zahlenverhältniß der beiden Geschlechter lieferte nämlich folgende Resultate: Während bei den Thieren in der Regel das weibliche Geschlecht in der Zahl ein bedeutendes Uebergewicht über das männliche hat, steht bei den Menschen das Gesetz fest, daß das männliche Geschlecht ursprünglich einen kleinen Ueberschuß über das weibliche hat, der sich wie 21 zu 20 verhält, sich aber schon vor dem 14. Lebensjahre wieder aufhebt und so die völlige Gleichzahl der Geschlechter herstellt. Nach Hufeland ist dieses bestimmte Verhältniß über die ganze Erde verbreitet und in allen Zonen das nämliche.

Das neugeborne Kind wird von der äußeren Luft, in die es jetzt zuerst tritt, so gewaltig angegriffen und gereizt, daß ihm der Schmerz die ersten Töne des Schreiens auspreßt; aber eben durch dieses Schreien lernt es athmen. (Haller.)

Nach Aristoteles lachen die Kinder nie vor dem vierzigsten Tage. Den Alten galt das frühe Lachen der Kinder für eine gute Vorbedeutung. Die Tradition erzählt, daß Zoroaster schon am

Tage seiner Geburt gelacht und die Hand der Wehmutter vom Kopfe geschüttelt habe.

Ein Kind hat in der Regel mit drei Jahren die Hälfte seiner Länge erreicht; wenn wir noch einmal so lang würden, als wir bei fünf Jahren waren, so würde ein Riesengeschlecht die Erde bewohnen. (Erdmann, Psychol. Briefe.)

Die Höhe (Länge oder Statur) des Körpers, welche beim Erwachsenen etwa fünf bis sechs Fuß beträgt, wird hauptsächlich durch die Höhe des Knochengerüstes bestimmt. Sie erreicht erst im fünfundzwanzigsten bis dreißigsten Jahre ihr Maximum und nimmt mit dem fünfzigsten Jahre wieder etwas ab. Im Allgemeinen findet sich in den gemäßigten Zonen ein größerer Menschenschlag, als in den heißen und kalten Klimaten.

Der Umfang, die Breite und Dicke des Körpers wird bedingt: durch die Entwicklung des Knochengerüstes, durch die Ausbildung der Muskulatur und durch den Fettreichthum. Im Allgemeinen trifft man magere und schlanke Körper bei den Bewohnern der heißen Erdstriche, dicke und breite dagegen bei denen der kalten.

Das Gewicht des Körpers, welches durchschnittlich beim Manne bei 60 bis 64 Zoll Höhe, 125 bis 150 Pfund, bei der Frau bei 56 bis 60 Zoll Höhe 110 bis 150 Pfund beträgt, richtet sich besonders nach der Ausbildung der Knochen und Muskeln und hängt deshalb vorzüglich von der Statur und dem Umfang des Körpers ab. Der Mann erreicht das Maximum seines Gewichtes gegen das vierzigste, das Weib erst gegen das fünfzigste Jahr; dann nehmen beide merklich wieder ab.

Es fallen nach Solon gegen das 7. Jahr dem Menschen die ersten Zähne aus und erscheinen die beständigen. Ludwig XIV. brachte drei Zähne mit auf die Welt, womit er seinen Ammen so beschwerlich fiel, daß man zuletzt eine Bäuerin zu dem Geschäfte nahm, die ihm in der Angst durch Zuschlagen das Beißen abgewöhnte. Hugo Grotius gab dies scherzhaft in einem Briefe an Oxenstierna für eine Vorbedeutung künftiger Raubgier aus, was nur zu sehr eintraf.

Gegen das 14. Jahr wird der Leib mannbar und wir sehen gegen das 21. den Bart wachsen und die Brust sich vorzüglich erweitern. Das 4. Stufenjahr wird durch viele Krankheiten und in gesundem Zustande durch das Eintreten der höchsten Muskelkraft merklich. Es findet sich im 5. Stufenjahr die reifere Vollendung des Zeugungstriebes, im 6. die Mäßigung der Begierden, im 7. die Reife des männlichen Verstandes und der Ueberzeugung, im 8. bliebe es so beharrend, im 9. nehme es ab, im 10. reife der Mensch zum Grabe.

Als ein seltenes Beispiel von Uebereilung der Natur führt die Geschichte Ludwig II., den Frühzeitigen, König von Ungarn, auf. Er kam zu früh, fast noch ganz ohne Haut, auf die Welt, hatte im 14. Jahre schon vollkommenen Bart, im 18. graue Haare und ward im 20. auf der Flucht nach der unglücklichen Schlacht bei Mohács (1526) von den Türken getödtet. Diesem raschen Processe der Natur war auch der Lauf seiner Schicksale ganz angemessen. Er war schon verlobt, ehe er noch geboren war, wurde im 2. Jahre gekrönt, kam auf den Thron im 10. und heiratete im 15. Jahre.

Der Körper des Menschen besteht aus 245 Knochen und hat über 500 animale (willkürliche) Muskeln. Die Menge des Blutes ist nach Alter, Körperbau, Temperament und Lebensweise sehr verschieden; man schätzt die gesammte Blutmenge bei Erwachsenen auf acht bis 10 Pfund, etwa $1/12$ des ganzen Körpergewichtes.

Die Entdeckung des Blutkreislaufes war bekanntlich dem großen Engländer Wilhelm Harvey aus Falkston (geb. 1578, gest. 1657) vorbehalten, welcher, durch 17jährige gründliche Forschung hierüber sicher geworden, zuerst im Jahre

1619 die Rückkehr des Blutes durch die Venen und zuletzt durch den großen Stamm der Hohlvene in die rechte Herzkammer lehrte, sowie das Ausströmen aus dieser nach den Lungen und von hier zurück nach der linken Herzkammer, welche dann das neu belebte Blut durch die Arterien nach allen Theilen sendet.

Der Puls schlägt im neugeborenen Kinde circa 140, im einjährigen 124, im zweijährigen 110, im dreijährigen 96, im siebenjährigen 86, im Jünglinge 80, im Manne 75, im Greise 60mal in einer Minute; in krankhaften Fällen kann die Pulsfrequenz sich bedeutend erhöhen und ebenso vermindern. Nimmt man das Körpergewicht für einen erwachsenen Menschen zu 140 Pfund an, so würde sich dessen Blutmenge auf circa 11 Pfund belaufen. Ungefähr $^2/_5$ Pfund Blut werden mit jeder einzelnen Herzzusammenziehung durch den Körper getrieben, und demnach, etwa 27 Zusammenziehungen für einen Umlauf der Gesammtblutmenge erforderlich sein. Die Zeit binnen welcher diese zu Stande kommen, beläuft sich auf dreiundzwanzig Secunden. Eine Herzzusammenziehung nimmt also nicht ganz eine Secunde in Anspruch.

Die Zahl der Athemzüge beträgt bei Erwachsenen etwa 12 bis 20, bei Säuglingen gegen 40, bei größeren Kindern 24 in der Minute. Ein Erwachsener gibt per Stunde 40 Gramm Kohlensäure und 20 Gramm Wasser von sich. Was Kinder betrifft, so gehen hier nicht etwa, wie anderwärts deren zwei auf einen Erwachsenen, sondern ein Kind von 50 Pfund Gewicht producirt ebensoviel Kohlensäure, wie ein Erwachsener per 100 Pfund Gewicht.

Der menschliche Körper enthält durchschnittlich etwa 70 Percent Wasser. Auf ein Körpergewicht von 130 Pfund würden demnach etwa neunzig Pfund Wasser kommen. Verliert der Körper bei anhaltendem Dürsten täglich etwa 5 Pfund Wasser, so sinkt sein Wassergehalt nach einem Tage auf circa 68 Percent, nach zwei Tagen auf circa 66 Percent, nach sechs Tagen auf 60 Percent, nach 10 Tagen 50 Percent. Sind auch diese Zahlen nur annähernd richtig, so sind sie doch hinreichend, zu erläutern, warum der Mensch einige Tage dürsten kann, ohne daß Gesundheit und Leben ernstlich bedroht werden. Der Körper hat in seinem Innern so viel Wasser aufgespeichert, daß innerhalb weniger Tage beim Dürsten der durchschnittliche Wassergehalt seiner Theile nur um wenige Percent herabgedrückt wird.

Ein erwachsener Mann hat in unseren klimatischen und sonstigen Verhältnissen im Durchschnitt täglich ungefähr nöthig 2500 Gramm Wasser und außerdem (alles Folgende im trockenen Zustande gedacht) etwa 100 Gramm Albuminate (stickstoffhältige, eiweißähnliche Körper), 250 bis 350 Gramm Kohlenhydrate (kohlenstoffhaltige Körper: Stärke, Zucker 2c.), 100 Gramm Fette und 25 Gramm Salze.

Das Verweilen der Nahrungsmittel im Magen beträgt, je nach der Löslichkeit derselben, zwei, vier, sechs Stunden; die Zeit, binnen welcher Genossenes den Verdauungskanal passirt, ist gewöhnlich 12—18 Stunden. Kerne sah man erst nach drei bis vier Tagen abgehen. Nach den Beobachtungen des Amerikaners Beamont macht Rinderbraten drei, Kalbsbraten vier, Kaffee und Butterbrot vier und ein halb, hartes Ei fünf, eingesalzenes Schweinefleisch gar sechs Stunden unserem Magen zu schaffen.

Von acht Pfund Speisen bleibt nur der fünfzigste Theil, etwa $5^3/_{25}$ Loth im Körper; alles Uebrige geht durch die Verdunstung und durch die Excremente ab. Aber selbst diese 5 Loth vermehren das Gewicht des Körpers bei ausgewachsenen Menschen und im gesunden Zustande fast um nichts; auch sie verdunsten theilweise allmälig mit.

Die Oberfläche des menschlichen Körpers wird im Mittel auf 14 bis 15 Quadratfuß berechnet, so daß der Druck

der Atmosphäre auf dieselbe über 300 Zentner beträgt. Die Zahl der Lungenzellen ist so bedeutend, daß sie, in einer Ebene ausgebreitet, 14.000 Quadratfuß oder einen halben preußischen Morgen bedecken würden.

Für die normale Lebensdauer gab der französische Physiolog Flourens als Formel an: die Zeitdauer des Wachsthums (der Körper wächst so lange, als die Knochen mit ihren Ansätzen nicht verbunden sind) mit fünf multiplicirt. Darnach ergibt sich als normale Lebensdauer für den Menschen 100 (für den Elephanten 200, das Kameel 40, das Pferd 25, den Ochsen und Bären 20, den Hund 19) Jahre. Die Messungen von Quetelet habe indeß erwiesen, daß keineswegs mit dem zwanzigsten Lebensjahre, wie Flourens annimmt, das Längenmaß des Mannes beendet ist. Die Zeitdauer der Knochenentwicklung bei Thieren ist jetzt kaum annähernd bekannt.

Was die durchschnittliche Lebensdauer anbelangt, so beträgt sie nach gemachten Beobachtungen bei Geistlichen 65, Kaufleuten 62, Gelehrten und Landleuten 61, Militärpersonen 59, Juristen 58, Künstler 57 und Aerzten 56 Jahr.

Nach den Ländern classificirt: für Rußland 21, Preußen 29, Schweiz 34, Frankreich 35, Belgien 36 und England 38 Jahre. Diese letzteren, scheinbar viel ungünstigeren Zahlen erklären sich leicht durch die große Sterblichkeit vor erreichtem 20. Jahr.

Nach medizinisch-historischen Nachweisen sollen die meisten Menschen, die nicht von Epidemien weggerafft werden, in der Nähe ihres Geburtstages oder Zeugungstages sterben.

Der menschliche Leichnam bedarf unmittelbar in der Erde fast nur eines Frühlings und eines Herbstes, um zu verwesen. Die Beschaffenheit des Bodens bewirkt indessen zuweilen auch ein Uebergehen der Leichen in Fettwachsbildung, wie das noch vor nicht sehr langer Zeit in Worcester und Zürich nachgewiesen worden ist.

An letzterem Orte fand man auf dem Kirchhofe an der Promenade, welcher im Jahre 1849 eröffnet wurde, als man die Umlegung der Leichen vornahm, sämmtliche Leichen in Leichenfett verwandelt. Es ist dies eine Masse, die die Form- und Gesichtsbildung ganz deutlich erhält, eine totale Verfettung des menschlichen Körpers. Sie kommt stets nur da vor, wo Leichen längere Zeit $1\frac{1}{2}$ bis 2 Jahre auf einem lehmigen Boden und vollständig im Wasser eingebettet liegen. Aehnliche Wahrnehmungen hat man früher schon in Venedig, Brüssel, Paris, Toulouse ꝛc. gemacht.

Auch die Verwesung unseres Körpers ist eine Entwicklungsstufe der ewig jungen, ewig sprossenden Natur. Nur in dem Momente des eintretenden Todes ist der Stoff unseres Körpers zweck- und leblos; der erste Augenblick des Todes ist schon wieder der erste Augenblick eines neuen Lebens. Das Tagewerk ist aus; die Stofftheilchen, die sich gewissermaßen als Arbeiter verdingt und zusammen eine Körperschaft geschlossen hatten, gehen auseinander — jeder zu den Seinen — um aber alsbald wieder neue Verbindungen einzugehen, und allmälig so im Dienste aller Wesen zu arbeiten, die auf Erden leben.

---

## Die Wissenschaft wird humoristisch.

Ein witziger Kopf hat es unternommen, die Darwinische Lehre von der Abstammung des Menschen aus der Thierwelt in schöne Verslein zu bringen. Für alle Jene, welche sich auf diesem noch ungewöhnlichen Weg über die epochemachende Theorie zu unterrichten wünschen, sei hier ein kleiner Vortrag aus dem Buche: „Das neue Laienbrevier des Häckelismus“ von M. Reymond dargelegt:

Meine Herren!

Der Mensch ist ein gelehrtes Haus,
Weiß überall, wo ein, wo aus;

Indeß — Sie nehmen mir's nicht krumm —
In einem Stück ist er doch dumm:
Ihm fehlt's an näherer Bekanntschaft,
Mit seiner eigenen Urverwandtschaft!
Um diese Lücke auszufüllen,
Will mein System ich nun enthüllen,
Mit dem ich's klar herausgebracht,
Wie sich die ganze Sache macht;
Doch muß ab ovo ich beginnen,
Will Ihr Verständniß ich gewinnen!
Ich frage gar nicht, was ein Ei
Nach Wesen und Bestimmung sei;
Denn Ihre Antwort wär' — ich wette:
„Der Stoff zu einer Omelette!"
Wie sehr der Mensch auch Bildung heuchelt
Und cultivirt zu sein sich schmeichelt,
Er weiß vom Ei nur dies genau:
Man kauft es bei der Eierfrau!
Erfahret d'rum aus meinem Munde
Zum erstenmal die ernste Kunde:
Das Ei ist eine simple Zelle,
Des Lebens primitivste Quelle;
Dem Ei so Mensch als Thier entspringt
Und nicht der Storch die Kinder bringt!
Habt dieses Ihr erfaßt mit Fleiß,
So höret, was ich weiter weiß:
Der Embryo im Mutterleib
Verwandelt sich zum Zeitvertreib,
Bevor er, wie es meist geschieht,
„Papa zum Sprechen ähnlich sieht",
In Bestien sehr verschied'ner Art.
Erst gleicht er der Amöbe zart,
Da er als Ei, wie Ihr schon wißt,
Einzellig nur, gleich dieser, ist.
In seiner nächsten Wandelform
Dient die Gasträa ihm als Norm;
Seescheidenartig nimmt er dann
Die Grundform eines Wurmes an.
D'rauf ähnelt er — 's ist wirklich komisch —
Dem Fisch, wenngleich nur anatomisch;
Doch bald gestaltet er sich um
Zum richtigen Amphibium.
Um dann durch weiteres Variiren
Zum Schnabelthier zu avanciren,
Und dieses spitzt sich mälig zu
Zu einem netten Känguruh.
Das Beutelthier, es wird zum Affen,
Aus diesem wird der Mensch geschaffen.

## Die Briefpost in den Himmel.

Ein Beitrag zur Geschichte des Aberglaubens.

Daß Kinder in besonderen Anliegen dem lieben Gott oder der Jungfrau Maria Briefe schreiben, dieselben nach dem Himmel adressiren und in den Briefkasten werfen, ist schon öfters geschehen. Wenn das aber auch Erwachsene thun, so steckt der Narr dahinter oder wer Anderer.

In den hinteren Ländern von Südamerika, weitab von den Culturvölkern, ist so ein Winkel, wo es unglaublich zugeht. Dort war es, wo in den Fünfziger-Jahren die Gläubigen, besonders die Frauen und Jungfrauen aufgefordert wurden, sich mit der Mutter Gottes in Correspondenz zu setzen, um derselben ihre geheimsten Anliegen und Bitten vorzutragen. Die Briefe waren zu versiegeln und mit Piastern zu frankiren. Die Frauenkirche in Sanjago (Chile) war eine berühmte Wallfahrtsstätte. Am Eingange derselben hatte man einen schwarzbemalten Briefkasten angebracht, zu welchem die Engel, als die himmlischen Briefträger, die Schlüssel besaßen. Schon vor Jahrhunderten hat ein heiliger Kirchenlehrer gesagt, daß die Engel Gottes im Dienste des Priesters stünden.

Jede Frau und jedes Mädchen hat mindestens ein Geheimniß, das schier zu schwer ist für ein weiblich Herz, oder zu dunkel für den Mitmenschen, oder gerade süß genug für ein holdselig Engelein, das es der himmlischen Frau unterbreitet. Manchen ist bloß um die Mittheilung ihres Geheimnisses zu thun, den meisten freilich um Abhilfe in irgend einer Noth.

Mädchen von 12 und 14 Jahren schreiben in Südamerika schon ganz interessante Briefe. Bräute brauchen die Mutter Gottes in der Regel nicht, denn alle Herzensdinge kommen schnurgerade dem Bräutigam zu. Hingegen waren hoffnungslos liebende Fräulein und eifersüchtige Ehefrauen die eifrigsten Himmelscorrespondenten. Mancher Jung-

frau Sehnen blieb nicht unerfüllt und geruhte die gnadenreiche Empfängerin der Briefe zuweilen als Vollstrecker ihrer Huld irgend einen Erdgebornen zu bestimmen.

So sind denn jeden Abend ums Dunkeln die jungen Frauen dem geheimnißvollen Briefkasten der Wallfahrtskirche zu Sanjago zugehuscht und haben in vollster Zuversicht, deren gläubige Gemüther fähig sind, ihre versiegelten Schmerzen und Wünsche auf die Himmelspost gegeben.

Freilich sind hinterher bald die Verlobten und die Gatten und die übrigen Interessirten geschlichen und haben mit Leimstäbchen die Briefe wieder aus der Lade geholt. Da hat's dann Auftritte gegeben, bei denen die Vermittlung der himmlischen Adressatin nicht im Mindesten zu verspüren gewesen.

Gesetzlich war diesen Frevlern des Briefgeheimnisses nicht beizukommen, denn die diesbezüglichen Bestimmungen Südamerikas gelten nur für die irdische Post. Die Geistlichkeit mußte sich ins Mittel legen; sie verordnete die Aufstellung des Briefkastens im Innern der Kirche. Die Wallfahrtskirche war prächtig aufgeputzt; jede Andächtige hatte einen Kranz, einen künstlichen Strauß, ein Band, einen Schleier geopfert.

Am Hochaltare war der Himmelsbriefbeutel angebracht; dort wurde er an bestimmten Tagen geöffnet, dort wurden die Briefe durch den Priester während einer Messe, vor aller Leute Augen verbrannt. Es hatten sich nämlich böswillige Gerüchte verbreitet, die zu widerlegen sich die Geistlichkeit angelegen sein ließ. Freilich flüsterte die Bosheit weiter, wären die verbrannten Stücke nur leeres Papier; die echten Briefe wisse man schon bei Seite zu schaffen, um dieselben gelegentlich zu berücksichtigen.

Lasset böse Zungen schwätzen. Die Gläubigen wußten doch, daß in Gestalt des Rauches ihre Anliegen gegen Himmel stiegen und dort oben beim Marienbilde genau in jenen Worten ausklängen, in welchen sie hiernieden aufgeschrieben worden. Es ist was Wunderbares um den Glauben, er ist ein Zauberstab, ihm ist Alles möglich. Er ist, von außen besehen, Täuschung, aber seine Wirkungen im Menschengemüthe sind thatsächlich, und so ist der Glaube eine reale Kraft.

Der aufsteigende Rauch von den verbrannten Briefen konnte also den Herzen der Gläubigen nur nützen, leider haben die damit aufsteigenden Flammen nicht immer dasselbe gethan.

Am 8. Dezember 1863 bei der Frühmesse war's, als vom Altare eines der Flammenzünglein emporflog in das Flitter- und Bänderwerk des Marienbildnisses und dasselbe ergriff. In unbeschreiblicher Hast stoben die Flammen weiter, nach wenigen Augenblicken brannte das ganze Innere der mit Menschen überfüllten Kirche. Alles drängte in wahnsinniger Flucht dem Ausgange zu. Viele wurden erdrückt, zertreten, erstickten im Dunst oder verbrannten. Fast die ganze Versammlung, zumeist aus Frauen bestehend, ist zu Grunde gegangen. Wilder, schwarzer Qualm ist über dem Klageschrei der Sterbenden gegen Himmel gestiegen. Sind auch diese Briefe gelesen worden dort oben?

In der Stadt Sanjago brach über dieses Ereigniß eine förmliche Empörung aus. Gegen die Priester gings los, auch gegen die Unschuldigen. Und die Himmelsbriefpost ist seitdem aufgelassen worden.

---

## Gedichte

von Stephan Milow.

### Ueber Nacht.

Gestern Knospe, noch verhüllt;
Heute eine offne Rose,
Farbenglühend, reich gefüllt —
Schnell entfalten sich die Lose.

Gestern scheu der erste Kuß,
Banges Zaudern und Verhehlen;
Heut — o süßer Ueberfluß! —
Küsse, nimmermehr zu zählen.

### Nach der Krankheit.

Du arme Seele, himmelstrebend,
Du arme Seele, so genügsam;
Noch gestern stolz dich überhebend,
Und heute schon so still und fügsam.

Das war ein Hadern, Grollen immer
Im Ringen nach dem höchsten Preise,
Und jetzt, o welch ein Gnadenschimmer,
Daß Du nur wieder athmest leise.

(„In der Sonnenwende".)

---

### Februar.

Der Hornung, oder wie der Deutsche lieber sagt, der Feber (Februar, genannt nach dem altitalischen Gotte Februus), ist ein recht merkwürdiger Monat. Er ist der kleinste von den zwölfen, aber an ihm allein liegt es, ob das Jahr ein Gemein- oder ein Schaltjahr sein soll. Er ist ein übermüthiger Geselle und schellt mit seiner Narrenkappe die ganzen Nächte hindurch. Plötzlich wirft er sie weg und wäscht sein Antlitz mit Asche, bis es ganz fahl wird und spielt den Büßer. In seiner tollen Zeit ist der Feber ein arger Kuppler, er möchte aus den jungen Männern und Mädchen lauter Liebespaare und aus den Liebespaaren lauter Eheleute machen. Die geriebenen Städter gehen ihm, was das Letztere betrifft, nicht so leicht in die Falle; aber die Bauersleute lassen sich massenhaft fangen, und diese Gefangenen reibt er dann mit Asche doppelt ein, und am besten hilft sich jedes überlistete Paar dadurch, daß es sich die Asche gegenseitig von der Stirne küßt. — Der Feber ist der Heiratmonat und darum ist es vielleicht nicht ungeschickt, daß er so wenige Tage hat. — Mitten im übermüthigen Carneval weiht die Kirche (zu Lichtmeß) die Opfer- und die Sterbekerzen. Schon vor dem Eintritte der eigentlichen Fastenzeit verhüllt sie ihre Altäre, so wie draußen die Natur ihren feuchten Nebelmantel über das Land breitet. Aber unter der grauen Larve keimt der Lenz.

---

## Schwänke.

### Ein lustig Stücklein von einem hohen Herrn.

Von einem volksthümlichen österreichischen Prinzen wird Folgendes erzählt:

Derselbe gab in . . . berg, wo er sich im Sommer mit Vorliebe aufhielt, einmal einen Ball. Da waren alle Jäger und Förster und Werksbeamte dabei, und die frischesten Bauern der Gegend, und die hübschesten Schwaigerinen fehlten auch nicht. Der lustigste darunter — ein echter Waldbursch über und über — in Bocklederhosen und bloßen Hemdärmeln — war der Prinz. Ein solches Beispiel voran, gings toll zu bei der selbigen Lustbarkeit. — Nachher aber, als beim Wirth die Rechnung zu zahlen war, schnitt diese so tief in die Hunderter hinein, daß es den hohen Herrn gar verdroß. Nicht als ob er's nicht gehabt hätte, das Geld, was andern Leuten so häufig passirt; aber das offenbare Unrecht, das ihm geschah, that dem Herrn gerade so weh, als es unsereinem armen Gauch ans Herz geht, wird man gleich auch nur um etliche Kreuzer beschwindelt. — Und von dieser Zeit an hat der Prinz an die zehn Jahre und länger . . . berg nicht mehr besucht.

Endlich aber, da jener gewinnsüchtige Wirth und seine Mithelfer nicht mehr an der Stange waren, ist er doch wieder gekommen, und ist oft gekommen und die guten Leute ließen sichs nicht nehmen, ihn stets mit Pfeifen, Glocken und Trommeln zu empfangen, gleichwohl unser lieber Erzherzog allerorts mit ländlicher Musik, Pöllerknall und Glockengebimmel genugsamlich gequält wurde. —

„'s ist ihm zuwider", meinten Einige.

„Ah, 's g'freut ihn doch", sagten Andere, „so Herren sinds gewohnt und 's thät armselig ausschauen, wenn er g'rad bei uns nit besser als wie die alt' Hammerschmiedin einfahren müßt', und nichts wie die Hund' thäten

dem Wagen nachkeifen — na, na, das thät's nit."

Und einmal wieder so.

Im Dorfe . . . berg war der Prinz angesagt. Am Abend wurde er erwartet. Der alte Schullehrer dressirte tagsüber als Kapellmeister seine Rotte — und ging dann des Abends auf Schleichwegen aus, um noch rechtzeitig das Nahen des fürstlichen Wagens zu erspähen. Es wurde finster und die meisten der Musikanten waren am Eingange des Dorfes bereits versammelt. Nur der alte Schmied-Michel, das buckelige Kerlchen, das sich arg versäumt hatte, schnaufte noch der Kirche zu und die Chorstiege hinan, um die zwei Festpauken zu holen. Bald kam er kollernd damit die Treppe wieder herab, rannte schnaufend im Finstern durch den Baumgarten, um noch rechtzeitig — man hörte über den Lindenbühel schon den Wagen rasseln — bei den Musikanten zu sein.

„He, Alter, wohin mit Deinen Kübeln?" rief eine Stimme im Buschweg dem Schmied-Michel zu.

„Wer hätt' denn jetzt — Zeit zum Antwortgeben!" ächzte dieser ohne aufzublicken, „werd's leicht doch wissen — daß der Prinz kommt."

„Du schleppst ja aber wie unsinnig", sagte der Andere, „halt, lange mir her die eine Pauke, will sie Dir tragen. Vielleicht kann ich auch beim Musikmachen mitthun."

Ueberließ ihm der Schmied brummend das Instrument — und bald darauf standen die Beiden mitten unter der mit einer Spanlunte beleuchteten Dorfkapelle. Aber der Schulmeister war noch nicht da, und es war die höchste Zeit zum Anfangen, der Wagen — es war am weichen Rollen die prinzliche Caleß' leicht zu erkennen — kam schon nahe. Der Kaufmann schwingt seine rechte Hand als Dirigentenstab: „Eins, — zwei — drei — bums! fielen die Pauken drein und die Pfeifen jodelten durcheinander.

„Hoch, Vivat!" —

Da — verstummten jählings die vordersten Bläser und die anderen hinterher und nur die zwei Paukenschläger donnerten noch eine Weile drein.

Das Stück ist deshalb nicht ausgespielt worden, weil im Wagen, der mittlerweile angehalten hatte, kein Prinz zu sehen war. Die zwei Laternen am Bock strahlten in das breite, lachende Gesicht des alten Schulmeisters, welcher drinnen saß.

Enttäuschung und Gejohle.

„So hör' doch Du einmal auf, Du verblitzter Trommler mit Deinem höllischen Lärm!" schrie Einer dem immer noch polternden, fremden Paukenschläger zu. Da stieß der Schmied-Michel schon den Schreckhauch aus: „Herr Jesses, das ist der leibhaftige Prinz!"

Hat sich nicht geirrt — es war der leibhaftige Prinz.

Hinter dem Lindenbühel drüben hatte der hohe Herr den lauernden Schulmeister entdeckt, aufgegriffen und ihn in den Wagen gesteckt, während er selber auf Fußwegen heranschlich, um aus dem großen Pathos einen großen Spaß zu machen. Zufällig begegnete er im Baumgarten dem Paukenträger, dem er, da er schon einmal in lustigster Laune war, seine Dienste anbot, um das Stücklein zu krönen.

Seither hatten die guten . . . berger den Prinzen nie mehr mit Musik empfangen. Der leutselige Herr kam nun aber um so öfter in ihr Dorf, als sie ihn unbehelligt kommen und ziehen ließen. Er übte daselbst so manch' kleinen Scherz und bedachte den Ort mit so manch' großer Wohlthat. Mit dem alten Schmied-Michel hielt er's besonders gern und hieß ihn nie anders, als den Collegen in der Musik.

---

## Johannes aber taufte . . .

Bauern sind zuweilen fürchterlich in ihrem Humor, wie folgendes Geschichtchen zeigt, das sich die Kärntner gerne erzählen, und das wir als harm-

losen Volksschwank, bei dem in der Extrastube Priester und Laien lachen, wiedergeben.

Im Lieserthale lebte ein Pfarrer, der auf der Kanzel häufig gegen die Uebertretung des Fastengebotes predigte; eines Sonntags schloß er seinen Vortrag mit den Worten: „Wer am heiligen Freitag Bratel (Braten) ißt, der wird selber einst ein Höllenbratel werden, Amen".

Ein Bäuerlein, das es hörte, verdroß das und es dachte bei sich: Unserm Pfarrer thu' ich doch wahrhaftig was an. Und am nächsten Kirchenfeste, das auf einen Freitag fiel, lud das Bäuerlein den Pfarrer demüthiglich ein zu einem Löffel Suppe, und der hochwürdige Herr sollt' halt zufrieden sein mit dem Wenigen, was der arme Tisch bieten könnte.

Redensart, denkt sich der Pfarrer, und stellt sich mit gutem Appetit beim Bauer ein. Die Stube hübsch ausgescheuert, gelüftet, der Tisch schneeweiß gedeckt. Da kommt eine Einbrennsuppe. Der Gast ißt davon nur ein paar Löffel voll, will sich den Appetit nicht vorzeitig verderben. Nach der Suppe sitzen sie da und reden von allerhand und — es kommt nichts mehr. Etliche male zieht der Pfarrer die Uhr aus der Tasche und endlich meint er, der verehrte Speisenmeister möge sich nicht geniren und das Weitere nur bringen lassen.

Der Bauer sieht den Gast erstaunt an und sagt ganz kleinlaut: „Muß wohl recht um Verzeihung bitten, aber bei mir wird an Freitagen halt sonst nichts gekocht — mein Gott, man will doch auch die Gebote halten."

— Hast mich überlistet, Fuchs, denkt sich der Pfarrer, aber wart', das bleibt dir nicht geschenkt. Mit dem Schulmeister redet er sich ab, wie er es dem Bäuerlein am Besten eintränken könnte. Der Schulmeister rathet unter anderm, mit der Bibel ihn in Verlegenheit zu setzen, darin sei der Bauer gewiß nicht bewandert.

Und bei einer nächsten Gelegenheit, wieder an einem Fasttag, wird das Bäuerlein vom Herrn Pfarrer zum Speisen geladen. Aha, denkt sich dasselbe, gescheidt sein, heut' thut er mir was an. Höflich findet es sich im Pfarrhofe ein; ist schon Alles bereitet, der Schulmeister ist auch da.

Sie setzen sich zu Tische. Die Suppe wird guten Muths verzehrt. Nun folgt ein fein zubereiteter Fisch mit Sauce. — Sei auf der Hut, Bauer, denkt der bei sich selbst.

„Meine lieben Gäste", sagt der Pfarrer, „wisset, bei mir ist's der Brauch, daß Jeder bei dem Herausnehmen eines Stückes auf den Teller irgend einen Spruch aus der heiligen Schrift aufsagt. Ich beginne sonach und sage: „Im Anfange schuf Gott Himmel und Erde!" Dabei hob er die obere Hälfte des Fisches auf seinen Teller.

Der Schulmeister aber spricht: „Gott ist von Anfang bis zu Ende!" und nimmt vom Fisch die andere Hälfte.

Für den Bauer ist nichts mehr da, als die Sauce. Wohlan, er erhebt sich feierlich, ergreift die Tasse und mit den Worten: „Johannes aber taufte Jesum im Jordan!" gießt er die Sauce über das Haupt des Pfarrers.

---

## Bücher.

### Novellen aus Oesterreich.

Von Ferdinand von Saar, Verlag von G. Weiß, Heidelberg.

Diese Sammlung besteht aus den fünf Erzählungen: „Innocens", „Marianne", „Die Steinklopfer", „Die Geigerin" und „Das Haus Reichegg". Wenn die neue Literatur ein Dutzend mustergiltige Erzählungen aufzuweisen hat, so gehört Saar's „Innocens" dazu, eine Erzählung, die so allseitig bekannt und anerkannt worden ist, daß hier weitere Worte überflüssig sind. „Marianne", ein eigenartiges Stück in Tagebuchform, reiht sich dem ersten

trefflich an. Schwächer erscheint „Das Haus Reichegg", trotz des außerordentlich guten Tones im Eingange. Die ergreifende Geschichte von der „Geigerin" erzählt das unglückliche Leben und Lieben eines Mädchens, welches sein gutes, treues Herz an einen Unwürdigen hing.

Die Dorfgeschichte „Die Steinklopfer" spielt am Semmering und in unserer Steiermark. Wir wollen sie etwas näher besehen.

Ein gemeiner, halbsiecher Soldat verliebt sich in ein armes Mädchen, erschlägt dessen Vater und führt es davon. Ist das ein Gegenstand für eine Novelle? Ist das nicht ein Fall für die Gerichtshalle? — Sachte!

Es war zur Zeit, als über den Semmering die Eisenbahn gebaut wurde. Da stieg eines Tages ein fieberkranker Urlauber den Berg hinan, um bei dem Baue Arbeit zu suchen. Im Hause des Arbeitsaufsehers traf der Soldat ein Mädchen, das den Ankömmling freundlich und mitleidig aufnahm. Der Aufseher hingegen, des Mädchens Stiefvater, war ein gar roher, böser Mensch, der die Stieftochter nicht selten mißhandelte und auch den neuen, armen und kränklichen Arbeiter in herzloser Weise quälte. Georg und Tertschka, wie die beiden Leutchen hießen, hatten gar Niemanden auf der Welt; so schlossen sie sich einander an. Tertschka nährte und pflegte den Urlauber, bis er genas; sie arbeiteten zusammen im Steinbruch, klopften fleißig Steine und erleichterten sich gegenseitig die Bürden des Tages. Bald aber gewahrte der Aufseher das freundliche Verhältniß der jungen Leute, und nun war es sein angelegentlichstes Werk, sie zu trennen. Aber Georg und Tertschka kamen am Sonntag auf dem Kirchwege zusammen, gönnten sich manches stille Stündchen im Waldesschatten, und da vertraute das Mädchen dem Freunde einmal, wie der Stiefvater, der auch ihre Mutter in das Grab gebracht, gegen sie, die Tochter, Absichten hege, die er, wenn nicht mit Zärtlichkeit, so mit Gewalt zu erreichen hoffe. Das erbitterte den Urlauber noch mehr gegen den Aufseher. Sonst sanften, nachgiebigen Charakters, beschloß Georg, das Mädchen zu schützen und es um jeden Preis von dem Unholde zu befreien. So verlangte er eines Tages vom Stiefvater, mit Hinweis auf obige Thatsache, freien Abzug des bereits großjährigen Mädchens. Das brachte den Aufseher in Wuth, er warf Tertschka hinter Schloß und Riegel, und auf weiteres Andringen des Soldaten stürzte er mit einem Messer auf diesen los. Im Drange der Nothwehr erraffte Georg den Steinhammer und versetzte damit dem Wüthenden einen Streich auf die Brust. Der Urlauber wurde als Todtschläger in das Stockhaus gebracht; er kam mit einer mehrmonatlichen Untersuchungshaft davon, aus welcher ihn Tertschka zu befreien wußte. — Bei Ehrenhausen in Steiermark steht ein Bahnwächterhaus, darin sollen Georg und Tertschka mit mehreren Nachkommen zu finden sein.

Das ist der Grundzug der einfachen Geschichte, die uns Ferdinand Saar so schlicht und wahr erzählt.

Es ist behauptet worden, daß Armuth, Entbehrung und das Tagesmühen gewöhnlicher Menschen im Reiche der Poesie nicht das Bürgerrecht besäßen. Dem widersprechend, könnten wir darauf hinweisen, daß Noth beten lehrt, erfinderisch macht und Eisen bricht, und daß die ehernsten, imposantesten, ja vielleicht gediegensten Charaktere in der Regel nicht aus den licht- und überflußvollen Salons hervorgehen, sondern weit eher aus der herben Noth armer Hütten. Das ist uns kein braver Leser, dem Herzenstreue und Seelengröße nicht behagt, weil der Arbeiterkittel darüber hängt. Wir selber tragen mit wenigen Ausnahmen den Rock des Arbeiters. Auch unter uns und tiefer und selbst in den ärmsten, verkommensten Kreisen können einzelne große, edle Menschen leben, deren Seelenbilder des Dichtergriffels würdig sind.

Saar's „Steinklopfer" sind ein neuer Beweis dafür. Sie mögen steinklopfen immerdar; so lange in ihnen die Ergebung in ihre Pflicht einerseits und die heldenhafte Entschlossenheit andererseits, und so lange die Liebe und die Treue in so reiner Gestaltung steht, wie sie hier geschildert wird, — so lange müssen wir dem Dichter danken, der uns mit solchen Menschen zusammenführt.

## Nasia & Comp.

Eine Familiengeschichte von E. M. Vacano, Verlag von Eduard Schröder, Teschen, Leipzig.

Ein ganz kleines, rothwangiges Buch. Aber die Bücherpolizei hat dafür Reclame gemacht. Confiscirt und wieder freigegeben! steht mit großen Lettern über dem Titel. Was muß das doch für ein böses Büchlein sein? Man will wissen, daß der Verfasser mit seinem Helden eine bekannte Persönlichkeit meint. Wäre das wahr, so müßten wir das Werkchen mit aller Entschiedenheit zurückweisen. Doch sehen wir keinen Einklang zwischen dieser Dichtung und jener Wirklichkeit. 's ist nichts weiter, als ein Roman in seltsam phosphporeszirendem Schimmer.

## Deutsches Dichterlexikon,

für Freunde der Literatur zusammengestellt von Franz Brümmer. Verlag der Krüll'schen Buchhandlung, Eichstätt und Stuttgart.

Trotz all' unserer Lexikas und Literaturgeschichten haben wir bis heute kein biographisch-bibliographisches Nachschlagebuch der deutschen Dichter und Schriftsteller gehabt, das so wie dieses gediegene Werk den Bedürfnissen entspräche. Es hat zwei Bände und erzählt uns das Wichtigste aus dem Leben und Wirken von 3500 deutschen Dichtern und belletristischen Schriftstellern, unter denen mehr als 700 Autoren der Gegenwart, mit welchen der Herausgeber in directen Verkehr getreten ist. Wenn wir gleichwohl im ersten Band Namen vermissen wie L. Anzengruber, A. Bittner, A. Dux, H. Grasberger, A. v. Hörmann u. a., so fällt das in einem sonst so ausführlichen Werke stark auf. Indeß erscheinen alljährlich Nachträge, welche die Fehlenden und die Neuen hoffentlich mit Gewissenhaftigkeit nachbringen werden.

## In der Sonnenwende.

Neueste Gedichte von Stephan Milow. Verlag von Georg Weiß, Heidelberg.

Das Bändchen ist eingetheilt in „Lieder", „Vermischte Gedichte", „Hymnen der Liebe" und einen philosophischen Winkel: „In der Einsamkeit." Manches seelenvolle Gedicht ist hier niedergelegt. Von großem Reiz sind die Hymnen der Liebe, die in ihrer gesunden Sinnlichkeit an Mirza Schaffy's Lieder erinnern.

## Liederquelle.

Ausgewählte Lieder für Oesterreichs Volks- und Bürgerschulen, herausgegeben von Adalbert Proschko und Franz Pammer. Verlag M. Quireins, Linz.

Was klingt so lieblich und so klar?
Was ist so schlicht und doch so wahr?
Was dringt so mächtig zum Gemüth?
Es ist des Volkes schmucklos Lied.

Freudigst begrüßen wir den Gesang in der Volksschule zu einer Zeit, da die Instrumentalmusik mehr und mehr untergeht. Und doppelt zu begrüßen ist eine gute Auswahl von Liedern für die Kinder und Jugend zu einer Zeit, die das Bestreben hat, der Kindschaft allzufrüh die prosaische Praxis des Lebens einzupfropfen. Märchen und Gesang sind des Kindes geistig Leben. Darum die Freude, die wir an diesen vorliegenden Liedern hegen; dieselben sind für die Zeit vom 1. bis zum 8. Schuljahre. Spiel-, Turn-, religiöse, patriotische Lieder u. s. w. nach Grundlagen der einschlägigen Werke von Ludwig Erk, Heinrich Hoffmann, Fallersleben, Hugo Holtsch bilden die Reihe. Die patriotischen Lieder, deren Einbeziehung in die

Sammlung der Landesschulinspector Adam angeregt hat, stammen textlich zum großen Theil von Otto Prechtler und Johann Nep. Vogl. Die Melodien sind fast durchwegs dem Schatze des deutschen Volksliedes entnommen.

---

**Handbuch für österreichische Geschworne**

von Dr. Victor Leitmaier, Verlag Ig. von Kleinmayr und Ferd. Bamberg, Laibach.

Dieses Büchlein ist allen, die sich für das Geschworneninstitut interessiren, insbesondere aber den Geschwornen selbst auf das wärmste zu empfehlen.

Der Verfasser hat im ersten Kapitel die allgemeinen Rechtsgrundsätze des Strafgesetzes behandelt und die für die Folgerung eines gegebenen Falles unter das Strafgesetz aufgestellten Regeln an den wichtigsten und am häufigsten vor das Forum der Geschwornen kommenden Delicten erläutert.

Das zweite Kapitel behandelt sohin nebst einer kurzgedrängten Geschichte des Geschworneninstitutes die wesentlichen Grundsätze der neuen Strafproceßordnung und erläutert schließlich die wichtigsten Bestimmungen dieses Gesetzes insoweit sie auf das Verfahren vor den Geschwornen Bezug haben. Der am Schlusse dieses Kapitels erzählte Schwurgerichtsfall soll den Geschwornen ein klares Bild von der Hauptverhandlung geben und das Verständniß des letzten Kapitels vorbereiten, in welchem die Aufgabe der Geschwornen auseinandergesetzt und die Wege und Mittel zu ihrer richtigen Lösung nebst den hauptsächlichen Rechten und Pflichten der Geschwornen erörtert werden.

---

## Postkarten des Heimgarten:

Einsender von Erzählungen werden ersucht, in einem beiliegenden Briefe an die Redaction den Inhalt der offerirten Arbeit kurz und bündig darzuthun. Wir haben nur Zeit, solche Erzählungen näher zu prüfen, deren Gegenstand originell, bedeutend und von allgemeinem Interesse ist.

**R. J. K. Wien.** Besonderen Dank für Ihre freimüthige Beurtheilung, sie ist uns kräftigend. Von R H—g finden Sie schon in diesem Hefte einen neuen Beitrag; über Anastasius Grün's neues Buch im nächsten Hefte. Die Geschichte, wie Defregger Maler geworden, kommt später.

**E. J. S.** Manuscript liegt zum Abholen bereit.

**H. M. in Graz, S. G. in Hamburg.** Auf Beurtheilung von Gedichten können wir uns nicht einlassen.

**Rothe Maske:** Ihre Frage ist schwer zu beantworten. Selbst der würdige Hiddigeigeri im „Trompeter von Säckingen" hat sich mit diesem Probleme vergebens beschäftigt:

Warum küssen sich die Menschen?
's ist nicht Haß, sie beißen sich nicht,
Hunger nicht, sie fressen sich nicht.
's kann auch kein zweckloser, blinder
Unverstand sein, denn sie sind sonst
Klug und selbstbewußt im Handeln.
Warum also, frag' umsonst ich,
Warum küssen sich die Menschen?

Besser, Sie gäben Antwort, anstatt zu fragen.

**Herrn J. Martini in Cilli.** Beglückwünschen Sie zu der schönen Idee und prächtigen Ausführung des Anastasius-Grün-Bildes mit den Ansichten der Wohnhäuser unseres Dichters. Den zahllosen Verehrern A. Grün's wird dieses Bild willkommen sein.

**Freund Pelösi's:** Bezüglich der angedeuteten Erzählung „Ein Walzer von Strauß" ist, so lange wir Sie nicht kennen, keine Zusage möglich.

**J. E—pf, Triest.** Sie wollen durch Romanlektüre Culturgeschichte studiren? dann lesen Sie Stifter's „Witiko" und Scheffel's „Ekkehard".

!!! Zahlreiche Klagen, besonders von Redaktionen, laufen uns ein darüber, daß Heimgartenhefte unter Kreuzband ihre Adresse nicht fänden. Wo bleiben die Sendungen?

**J. O. Wien.** Von dem Bergsturz bei Steinbrück hoffen wir im nächsten Hefte ein möglichst vollständiges Bild bringen zu können.

---

Druck von Leykam-Josefsthal in Graz. — Für die Redaction verantwortlich P. K. Rosegger.

Heft 6. März 1877. I. Jahrg.

# Der Kampf eines Poeten.

Novelle von **Ludwig Habicht.**

(Fortsetzung.)

Für das Herz des jungen Schriftstellers war diese bittere Erfahrung ein harter Schlag; aber für sein literarisches Schaffen wurde sie von der höchsten Bedeutung. Jetzt erst zeigten seine Arbeiten jene Wärme und Tiefe, welche der Dichter aus einem leidbewegten Innern schöpft. Was seine Seele erfüllte, erhielt Form und Gestalt, er fand nun wieder sein einziges und reinstes Glück in seiner schriftstellerischen Thätigkeit; aber wie verwandelt kehrte er zu seinem Schreibtisch zurück! Was er früher nur durch Reflexionen erzeugt, brach jetzt voll und frisch aus seinem tief verwundeten Herzen. Er kannte nun Liebeslust und Leid aus eigenster schmerzlichster Erfahrung und wußte es zu schildern . . . Aber damit wiederholten sich auch zuweilen die alten Kämpfe.

Wenn er dem Geschmacke des großen Haufens Concessionen machte, wurden seine Arbeiten eifrig begehrt und gedruckt; versuchte er jedoch, sich ganz in eine Idealwelt zu flüchten, Alles das wiederzuspiegeln, was sein eigenes Herz gelitten und gefühlt und höhere Gedanken und Anschauungen zu wecken, dann fanden seine Productionen wenig Abnehmer, denn die Zahl jener Blätter, die einen wahrhaft gebildeten Leserkreis um sich zu versammeln gewußt, war noch gering.

Erhielt der junge Schriftsteller dann eine solch' sorgfältig gehegte und gepflegte Arbeit zurück, während weit flüchtigere Erzeugnisse mit Vergnügen acceptirt worden, dann überkam ihn doch eine rechte Muthlosigkeit und der Gedanke von dem Vergeblichen all' seines Ringens und Strebens kehrte immer öfter bei ihm ein. — Er fühlte sich frei von Neid und doch, wenn er sah, wie sein Freund Gottfried und Alle, welche ihr literarisches Wirken

eben so handwerksmäßig auffaßten, die Helden des Tages geworden, da konnte er sich kaum einer bitteren Empfindung erwehren. Er grollte diesen scheinbar Glücklichen nicht, die gerade in ihrer Mittelmäßigkeit goldene Ernten hielten, während Derjenige, der es Ernst mit seinem poetischen Schaffen nahm, sich kaum das Nothwendigste erwarb; aber er grollte einer Zeit und einer Welt, welche in ihrem Materialismus auch auf dem Gebiete der Kunst und Poesie gern den rohesten Talenten zujubelte. —

Da schwellte plötzlich ein unerwartetes Glück seine Dichterbrust. — Das Drama, das bei allen Bühnen so lange unbeachtet gelegen, war durch Zufall einem Manne in die Hände gefallen, der beim Theater einen großen Einfluß besaß und der nicht eher ruhte, als bis wirklich das Stück zur Aufführung angenommen wurde.

Leopolds Herz schlug in stürmischer Erwartung. Jetzt nahte sich die Entscheidung seines ganzen Lebens. Emilie hatte ihm gesagt, daß seine Kraft im Drama liege und er fühlte es selbst. Hatte doch all' sein Sehnen ihn dahin gedrängt und nur die zwingende Nothwendigkeit ihn bisher daran gehindert, sich auf diesem Gebiete mit voller, hingebender Begeisterung herumzutummeln.

Welch' wunderbare Hoffnungen schwellten seine Brust und doch auch wieder welch' angstvolle Befürchtungen suchten ihn heim. Er wagte nicht, seine Pseudonymität aufzugeben und bat seinen Freund Gottfried, den Proben in seinem Namen beizuwohnen, der sich gern dazu bereit erklärte.

Der Tag der Aufführung rückte immer näher. Man war auf das Drama um so gespannter, als sich Leonhard von Fernthal bereits auf novellistischem Gebiet einen sehr geachteten Namen gemacht hatte und alle Literaturfreunde dann recht gut wissen, wie viel gerade ein solcher Autor auf das Spiel setzt. Das ehrenvolle Ringen und Streben von zehn Jahren kann jetzt ein einziger unglückseliger Theaterabend vernichten. — Für den Schriftsteller, der sich bereits auf andern Gebieten eine Stellung errungen, ist der Erfolg seines ersten Drama's besonders verhängnißvoll. Das Drama eines völligen Neulings in der Literatur wird weit unbefangener beurtheilt, während man an das Werk eines bekannten Schriftstellers mit Ansprüchen und meist zu hochgespannten Ansprüchen herantritt, welche leicht zur Ungerechtigkeit verführen.

Auch Leopold sollte es büßen, daß er sich nicht mit dem Erfolge begnügt, der ihm auf novellistischem Gebiet bereits geworden war; alle jungen und alten Dramatiker stimmten ohne jede Verabredung darin wunderbar überein, den kecken Eindringling zurückzuweisen und noch eh' der Vorhang aufging, hatte Leonhard Fernthal die Stimmung eines Theiles der Zuschauer gegen sich. Obwohl Leopold Anfangs der Muth fehlte, der ersten Vorstellung beizuwohnen, ließ er sich doch dazu von seinem Freund Schmidt überreden und er mußte dem alten Praktikus Recht geben, der behauptete, daß der junge Dramatiker durchaus die Wirkung seines Stückes zu beobachten habe.

In einer der dunkelsten Parketlogen harrte Leopold auf das Aufgehen des Vorhanges. Er fühlte das heiße, stürmische Klopfen seines Herzens und dennoch saß er still und unbeweglich da. Niemand hätte in dem blassen, schweigsamen Mann den Verfasser des Stückes vermuthet. Nun sollten die Gestalten, die bisher in seiner Seele gelebt, verkörpert vor ihn hintreten und sich die Gunst des launenhaften Publikums erobern . . .

In athemloser Spannung lauschte Leopold auf jedes Wort — jede schlechte Betonung einer Silbe machte ihn erzittern, jedes Geräusch der Zuschauer erfüllte ihn mit namenloser Unruhe, denn Beides konnte den Erfolg seines Stückes beeinträchtigen. Der Angstschweiß

perlte ihm auf der Stirn, wenn eine Stelle kam, von der er sich eine mächtige Wirkung versprochen und die spurlos vorüberging.

Nun gewahrte er erst, an welch' kleinen Steinen das Ganze scheitern konnte. — Das Ungeschick des Statisten, ein bei einer Verwandlung zurückgelassener Sessel war im Stande, den Eindruck der besten Scenen zu stören. — Und wie verzerrt starrte ihn seine Dichtung an, wie war sie von der Regie verstümmelt worden und wie thaten jetzt die Darsteller das Uebrige, um sie dem Verfasser unkenntlich zu machen.

Trotzdem gingen die beiden ersten Acte mit steigendem Beifall vorüber, und selbst die ewigen Nihilisten, die grundsätzlich nichts anerkennen dürfen, um ihren überlegenen Geist und ihr kritisches Talent zu zeigen, wagten sich so wenig mit der Opposition hervor, wie die dramatischen Collegen Leopold's, die mit der Absicht gekommen waren, Leonhard Fernthal wo möglich für immer von der Bühne zurückzuscheuchen.

Der dritte Act wies schon einige Längen auf, der Darsteller des Helden hatte noch dazu schlecht gelernt und sprach deshalb in Momenten leidenschaftlicher Erregung so gedehnt, wie ein Sonntagsnachmittagprediger, um nur jedes Wort vom Souffleur bequem abzufangen. Unbedeutende Zwischenfälle erregten zuweilen Heiterkeit am unrechten Orte und die Opposition wußte dies geschickt auszunutzen; — sie erweiterte das leise Geräusch zu einem Gelächter.

Nun war einmal die gute Stimmung des Publikums erschüttert. Mochten immerhin die folgenden Acte noch tiefgreifende, echt poetische Scenen und Gedanken bringen; sie weckten kein Echo mehr; — die entschlossenen Gegner des Drama's brachten einzelne Beifallszeichen sogleich zum Schweigen und am Schlusse des Stückes behielt die Opposition die Oberhand. Der Vorhang fiel unter Lärmen und Zischen.

Wie Leopold das Theater verlassen, wußte er selbst nicht. In seinem Ohre klang nichts weiter als dies verhängnißvolle Zischen, er hörte es beständig und auf Tritt und Schritt, die ganze Nacht über, es kam kein Schlaf in seine Augen und am andern Morgen war sein Entschluß gefaßt.

Mit diesem einzigen harten Schlage war Alles in ihm zerbrochen, jede Hoffnung erloschen. Er war es müde, noch ferner um die Gunst des Publikums zu buhlen, ja müde, nur je wieder eine Feder anzusetzen. Sein Ehrgeiz fühlte sich zu tief verletzt und eine völlige Abneigung gegen Alles, was ihm bisher so theuer und heilig gewesen, bemächtigte sich seiner Brust. — Er wollte mit seiner Vergangenheit brechen, auf immer brechen, das stand unerschütterlich in ihm fest und wie ihm bisher die Ausübung seiner Kraft Alles gewesen war, so sollte ihn von jetzt ab nichts mehr daran erinnern. Sein Entschluß war bald gefaßt und mit jener unbeugsamen Hartnäckigkeit, der er bisher seine Erfolge zu danken hatte, führte er ihn aus.

Seine Freunde trafen ihn nicht mehr heimisch; selbst als Gottfried kam, ließ er sich verleugnen. Er bedurfte keiner Trostworte — was in ihm bisher gelebt, war herausgebrochen — eben so wenig mochte er ihre vernünftigen Vorstellungen hören. Sie würden seinen Schritt thöricht, unsinnig schelten, ihn mit Aufbietung aller Ueberredungskraft davon abzubringen suchen, das wußte er schon, und doch wollte er ihnen die Mühe ersparen; was er jetzt that, geschah nach reiflicher Ueberlegung und keine Macht der Erde konnte ihn mehr davon abbringen.

Wie er seine Vergangenheit haßte seit jenem Abend, an den er nicht denken durfte, ohne daß ihm nicht ein Ekel ankam vor Allem, was auf Literatur nur irgend Bezug hatte! Seine Hoffnungen und idealen Träume lagen

tief eingesargt; er war jetzt ein nüchterner, realistischer Mensch wie sie alle — der kühl und verständig seines Weges ging, und deshalb wollte er in einem Welttheil sein Heil versuchen, der am entschiedensten mit dem Idealismus gebrochen hatte — in Amerika.

Dort, fern von den Menschen, auf einer einsamen Farm, wollte er vergessen, was einst seine ganze Brust erfüllt — dort drängten sich nicht mehr poetische Träume und Gedanken zu seinem unruhig zuckenden Hirn, dort brauchte er nur seine Arme, und er wollte sie kräftig rühren, um den bisher rastlos arbeitenden Kopf in Ruhe zu setzen.

In kurzer Zeit war er zur Auswanderung gerüstet, und ohne von seinen Freunden Abschied zu nehmen, die es endlich müde geworden, den allzuempfindlichen Menschen aus seiner Schwermuth aufzurütteln, fuhr er auf den Bahnhof, um zuerst Hamburg zu erreichen. —

Mit welch' eigenthümlichem Behagen hatte er all' seine Bücher verkauft, aus denen er einst so viel Glück und reine Befriedigung geschöpft! Weder Feder noch Tinte hatte er in seinen Reisekoffer gepackt — er empfand einen förmlichen Ekel vor all' diesen Dingen, und er hatte sich geschworen, sie nie wieder zu berühren.

Wie frisch und gesund kam er sich augenblicklich vor, seitdem er dieser papiernen Welt den Rücken gekehrt! — Selbst sein Aeußeres hatte er völlig verwandelt und als er jetzt im Wartesalon auf- und abging und sein Blick zufällig in den Spiegel fiel, war er mit sich zufrieden. Er sah bereits wie ein Landwirth aus, mit dem man gewiß nicht literarische Gespräche einzufädeln weiß, denn vor nichts graute ihm mehr, als nur durch ein flüchtiges Wort Anderer an seine Vergangenheit erinnert zu werden. Sie sollte für immer aus seinem Gedächtniß, seinem Herzen ausgelöscht sein ....

Mit welcher Ungeduld wartete er des Augenblickes, welcher ihn davontrug! — Endlich wurden die Wagenthüren geöffnet, er durfte einsteigen, die Signale erschallten und der Zug setzte sich in Bewegung.

Wie er aufathmete, als die Locomotive mit ihm davonbrauste und er nun glücklich die Stadt zurücklassen konnte, die ihm so bitter wehe gethan! — Nun mußte das Zischen in seinen Ohren verstummen. — Was härmte ihn noch alle Kritik, alle Gleichgiltigkeit des blasirten Publikums — er fuhr einem neuen Leben, einer neuen Welt entgegen, und wie von einer furchtbaren Last befreit, hob sich seine Brust. — Ihm war's, als habe er bisher in einer erstickenden Atmosphäre sein Dasein zugebracht und er athmete nun erst freie reine Luft.

In seinen Selbstbetrachtungen versunken, hatte er anfangs gar nicht auf seine Umgebung geachtet; erst nachdem die Fahrt eine längere Zeit gedauert und die Hauptstadt sich immer mehr in einen Nebelstreif gehüllt hatte, gewahrte er, daß er im Coupé nicht allein saß. Am andern Fenster hatte ein alter dicker Herr und ihm gegenüber eine Dame Platz genommen, die einen tiefen Schleier über das Gesicht gezogen und von Zeit zu Zeit den Rauch mit ihrem Taschentuche wegwehte, den ihr der alte Herr mit seiner kräftig dampfenden Cigarre rücksichtslos ins Gesicht blies.

Plötzlich erhob sich die Dame und faßte einen raschen Entschluß. Sie nahm ohne weiters Leopold gegenüber Platz und sich an ihn wendend, sagte sie mit einer leichten Verbeugung: „Verzeihen Sie, daß ich mich hierher flüchte, aber wie ich sehe, rauchen Sie nicht, und da ich leider in einem Damencoupé keinen Platz mehr erhielt, muß ich wenigstens versuchen, mich vor dem Tabaksqualm soviel wie möglich zu schützen."

Früher würde Leopold dies etwas sichere Auftreten nicht sehr bewundert

haben, jetzt, in seiner angehenden Farmerstimmung, war er entzückt davon.

Die Stimme der Fremden hatte einen weichen, angenehmen Klang; er konnte sich nicht denken, daß die Besitzerin derselben häßlich sei, obwohl es ihm unmöglich war, hinter dem dichten Schleier ihre Gesichtszüge zu erkennen.

„Ihr Vertrauen wird Sie nicht täuschen, da ich überhaupt nicht rauche," erwiderte er verbindlich.

„Das freut mich", war ihre rasche Antwort, „mein voriges Gegenüber verstand oder wollte nicht verstehen, daß mir der Tabakrauch lästig war." Sie sprach so laut, daß es der alte Herr hören konnte, der nun doch aus seinem Gleichmuth aufgerüttelt wurde und ein sehr ärgerliches Gesicht machte.

Herrn v. Ferber gefiel diese rückhaltlose Offenheit immer mehr; er bemühte sich deshalb, das Gespräch fortzusetzen: „In Amerika würde es kein Herr wagen, ohne besondere Erlaubniß der Damen weiter zu rauchen und da ich dahin unterwegs bin, muß ich mich schon auf diese Pflichten gegen das schöne Geschlecht etwas einüben."

„Sie wollen nach Amerika? Ich habe auch Verwandte drüben und schon immer Lust gehabt, dieses merkwürdige Land kennen zu lernen."

„Was hindert Sie daran?" fragte er zurück.

Sie lachte ganz unbefangen. „Für eine alleinstehende Dame hat eine solch' weite Fahrt doch ihre großen Bedenken."

Ihr Lachen klang so frisch und silberhell. Sie konnte unmöglich alt sein. Er wollte den heiteren Plauderton beibehalten, vielleicht entlockte er ihr wieder ein Lachen, das ihn so angenehm berührte. „Aber Fräulein, haben Sie nicht schon den Muth zu dieser Reise gehabt?" fragte er weiter.

„Ach, mein Herr, ich komme nicht soeben aus der Pension, ich bin eine alte Frau, die schon seit Jahren gezwungen ist, auf eigenen Füßen zu stehen."

Also doch nicht mehr ein junges hübsches Mädchen, wie er gehofft! Er bedurfte all' seiner Artigkeit, um seine Enttäuschung zu verbergen. Das Gespräch plötzlich abzubrechen, wäre unhöflich gewesen; er mußte es weiter spinnen, obwohl es für ihn alles Interesse verloren und er am liebsten sich in einen Winkel gedrückt und von dem Urwald geträumt hätte, der ihn erwartete.

„Dann sind Sie glücklich zu preisen, denn nur wenige Frauen lernen dies zur rechten Zeit", raffte er sich nach einer Pause zur Entgegnung auf.

„Nein, nein", war ihre lebhafte Erwiderung; „es gibt für eine Frau nichts Qualvolleres, als das Alleinstehen; wir sind nun einmal dazu nicht geschaffen", und etwas wie ein Seufzer entschlüpfte ihren Lippen.

Leopold hätte laut auflachen mögen. Eine alte Frau, die dennoch ihre Verlassenheit beklagte! — Hatte sie noch immer nicht ihre Hoffnungen aufgegeben und suchte sie vielleicht jetzt noch einen Gatten als Stütze für ihr Alter? Die Dame steuerte mit amerikanischer Rücksichtslosigkeit auf ihr Ziel los.

Wer bürgte ihm dafür, daß sie nicht im nächsten Augenblick das Anerbieten machte, ihm über den Ocean zu folgen? Es war Zeit, sich vorsichtig zurückzuziehen. — Um sie abzuschrecken, entgegnete er deshalb: „Und ich habe keinen andern Wunsch, als ganz allein zu sein, deshalb werde ich mich im fernsten Westen Amerika's ansiedeln."

„In unserem Erzgebirge gibt es auch noch Stellen, die an Einsamkeit nichts zu wünschen übrig lassen", war ihre Antwort, „und ich habe ebenfalls auch das Glück, einen solchen Winkel mein zu nennen."

„Ich beneide Sie darum", entgegnete er rasch und bereute sofort seine Uebereilung. Wenn dieses hei-

ratslustige alte Weibsbild ihn nun einlud, dieses Glück mit ihr zu theilen?

Zu seiner Beruhigung zuckte sie mit den Achseln und schwieg. Leopold glaubte sich nun auch jeder weiteren Antwort überhoben, lehnte sich in seiner Ecke zurück und schloß rasch die Augen, als sei er sehr ermüdet und bedürfe der Ruhe. Schade, daß sein Gegenüber eine alte Frau war, — ihr resolutes Wesen gefiel ihm, sie wäre eine passende Gefährtin gewesen, auf dem neuen Lebenswege, den er jetzt eingeschlagen und den er fest entschlossen war, bis an's Ende zu gehen. — Einen solch' praktischen, nüchternen Charakter brauchte er — das fühlte er selbst, das allein konnte ihn vollends in seiner, dem Realen zugewandten Richtung befestigen. —

Was war es für ein verworrener, phantastischer Traum gewesen, der bisher seine Sinne umnebelt! Jetzt fuhr er der Wirklichkeit entgegen, das Leben nahm ihn auf seine starken Arme, er brauchte nicht mehr dies Doppeldasein zu führen, das ihm so viel gekostet und so wenig eingetragen . . .

Bilder einer glücklichen Zukunft gaukelten vor seiner Seele und allmälig schlief er wirklich ein. Der wunderlichste Traum verfolgte ihn. Er hatte das Ziel erreicht und saß vor seiner Blockhütte, um von des Tages Arbeit auszuruhen; da erschien plötzlich Emilie vor ihm, sah ihn mit ihren dunklen Augen verwundert an und überhäufte ihn mit bitteren Vorwürfen, daß er der Poesie untreu geworden — er vermochte kein Wort hervorzubringen, aber die Fremde trat ganz unerwartet vor Emilie hin, stieß ihr helles, glückliches Lachen aus und schlug ein Schnippchen in die Luft, als wolle sie sagen: — „Was härme ich mich um Dein phantastisches Geschwätz!" — und dankbar eilte er auf sie zu, um ihr die Hand zu drücken — da erwachte er.

Sein Traum war so lebhaft gewesen, daß er die Hand ausgestreckt. Er mußte sich erst einen Augenblick besinnen, wo die Wirklichkeit eigentlich begann. —

Vor ihm saß wohl noch die Fremde, aber es war keine alte Frau, sie hatte jetzt den Schleier zurückgeschlagen und zeigte ein hübsches, freundliches Gesicht, welches höchstens einer Zwanzigjährigen gehörte. Es machte freilich auf hervorragende Schönheit keinen Anspruch, im Gegentheil war das Gesichtchen mit seinem stumpfen Näschen und seinen blauen, ziemlich ausdruckslosen Augen etwas alltäglich; aber dennoch war in diesen Zügen so unverkennbar eine große Herzensgüte ausgeprägt, die unwillkürlich für die Fremde einnahm. Auf dem Antlitz Leopold's mochte sich zu deutlich seine Verwirrung gezeigt haben, denn sie mußte lächeln und sagte dann wie zu ihrer Entschuldigung: „Sie haben trefflich geschlafen, mein Herr!"

„Und inzwischen hat sich viel verwandelt," entgegnete er rasch: „aus der alten Frau, welche mir vorher gegenüber saß, ist ein junges Fräulein geworden." Da die Fremde sich so zwanglos benahm, glaubte auch er einen kecken Ton anschlagen zu dürfen.

Sie erröthete anfangs bis in die Schläfen, dennoch ging sie sofort auf den Scherz ein: „Sie unterschätzen mein Alter, ich bin schon seit Jahren Witwe."

Ferber machte ein sehr verwundertes Gesicht: „Dann müssen Sie sehr jung das Glück der Ehe gekostet haben."

„Es war kein Glück dabei," erwiderte sie mit jener Offenheit, die ihn bei jeder Anderen abgestoßen hätte und die ihm an der Fremden außerordentlich gefiel, vielleicht weil sie mit ihrem ganzen Wesen völlig harmonirte. Dieses runde frische Gesichtchen mit den blühenden Lippen und der etwas niederen Stirn war wie zum heiteren Lebensgenuß geschaffen; diese junge Frau gab sich, wie sie war, unbefangen, sorglos, sogar noch mädchenhaft naiv; sie hütete sich wohl, tiefsinnige

Gedanken auszukramen, die sie nie gehabt hatte, und besprach nur Dinge, die in ihrem Gesichtskreise lagen. Für den ausgepfiffenen Dramatiker, der fest entschlossen war, allem Geist, aller Aesthetik für immer den Rücken zu kehren, war die Unterhaltung mit einem solchen Naturkinde eine wahre Erholung und äußerst bequem.

Mit einer zutraulichen Offenheit, die für Leopold etwas Rührendes hatte, erzählte sie ihm ihre Vergangenheit, ihre früheren Lebensschicksale, die so einfach waren, wie sie selbst . . .

Die Fremde war die älteste Tochter eines Landedelmannes, dessen Ehe mit so viel Töchtern gesegnet worden, daß er froh war, als sich ein Bewerber um die Hand seiner Aeltesten, in Gestalt eines seiner Freunde fand, der mitten im Erzgebirge ein ansehnliches Besitzthum hatte.

Nach dem Willen Emma's wurde nicht viel gefragt; sie war ohnehin erst 16 Jahre und konnte froh sein, eine so hübsche Versorgung zu finden, und ein junges Mädchen, dessen Elternhaus noch von Geschwistern wimmelt, verläßt es ohnehin weit leichter — wie der halbflügge Vogel, dem das Nest zu enge wird.

Die Ehe mit dem alten kränklichen Manne war natürlich keine glückliche. Der siebzigjährige Gemahl ließ an seiner jungen Gattin all' seine üble Laune aus und sie ertrug dieselbe mit ziemlicher Geduld. Ihre Unbekanntschaft mit der Welt half ihr über das Schlimmste leichter hinweg. Noch eh' ihr heiteres Gemüth verbittert, ihre offene Geradheit völlig gebeugt werden konnte, starb der alte Herr. Nun war sie mit 18 Jahren frei; — aber auch gezwungen, die Verwaltung eines weitläufigen Gutes auf ihre jungen Schultern zu nehmen. War ihr Sinn schon von je auf das Praktische gerichtet gewesen oder hatten erst die neuen Pflichten denselben in ihr geweckt? — jetzt war sie sicher eine Frau, die mit ruhigem Blicke und sicherer Hand ihr Besitzthum verwaltete, sich dieser Lage gewachsen und darin wohl fühlte.

Trotz ihres sicheren Auftretens, das sie sich durch die Verwaltung ihres Gutes erworben, mußte sie doch das Bedürfniß nach irgend einem Anschluß empfinden, denn sie machte am Schlusse ihrer Erzählung Leopold die Mittheilung, daß der Zweck ihrer Reise sei, sich aus Hamburg eine Gesellschafterin abzuholen, eine Freundin aus den Kindertagen, die eben wieder aus Amerika zurückkehre.

Das Gespräch mit der Fremden erhielt für den zukünftigen Farmer einen immer höheren Reiz. Gerade die Abwesenheit all' derjenigen Unterhaltungsstoffe, die Gebildete herbeizuziehen suchen, war ihm so erquicklich. Mit keinem Worte wurde die Literatur, die Kunst, das Theater berührt — für den verunglückten Dramatiker die wundeste Stelle. — Man plauderte über den Landbau, über die Industrie des Erzgebirges und die junge Frau wußte über Land und Leute die anschaulichsten Schilderungen zu geben!

Sie bewies mit jedem ihrer Worte, daß sie mit offenen Augen die Welt betrachtete und an dem Geschick ihrer Umgebung den lebhaftesten Antheil nahm.

Dem ehemaligen Schriftsteller verflogen über diesem Geplauder die Stunden der Fahrt wie Minuten, und er war ganz überrascht, als der Zug schon die prächtige Handelsstadt erreicht hatte. Er mußte sich gestehen, daß er seit langer Zeit nicht eine so erfrischende Unterhaltung geführt, als mit der jungen Witwe.

Die Schaffner öffneten die Waggonthüren und Alles strömte hinaus. Auch die Fremde erhob sich rasch, nickte Leopold freundlich zu, wünschte ihm eine glückliche Weiterreise und eilte dann mit raschen, sicheren Schritten der Gepäckkammer zu.

Wie auch v. Ferber sich fest vorgenommen hatte, mit seiner Vergangenheit völlig zu brechen und ein tüch-

tiger Realist zu werden, etwas von der alten Träumerei kehrte jetzt doch zurück. Eine Wehmuth überkam ihn, wenn er daran dachte, wie von jetzt ab Alles flüchtig an ihm vorüberstreifen würde . . .

Was er jetzt noch sah, von dem mußte er sogleich auf ewig Abschied nehmen.

Unwillkürlich begleitete seine bewegliche Phantasie die junge Frau auf ihrer ferneren Lebenswanderung. — Sie kehrte nach wenigen Tagen mit ihrer Gesellschafterin in ihr stilles Gebirgsthal zurück — und nun fanden die beiden ehemaligen Freundinnen, daß sie sich zusammen noch mehr langweilten, als jede vorher für sich allein. Jetzt stellten sich die Gutsbesitzer der Nachbarschaft ein, denn die junge Witwe konnte endlich schicklicherweise Besuche empfangen, einem der jungen Herren gefiel die hübsche Frau oder das hübsche Besitzthum, und nun verlebte sie die friedlichsten Tage, war eine glückliche Mutter und Hausfrau und ihre Gedanken verirrten sich niemals wieder zu dem Manne, mit dem sie harmlos ein paar Stunden geplaudert und der jetzt einsam in seiner Blockhütte saß und noch immer von der Erinnerung jenes kleinen anmuthigen Reiseabenteuers zehrte . . .

So vor sich hinträumend, hatte es Leopold mit dem Aufsuchen der Gepäckkammer nicht ängstlich gehabt, und als er jetzt endlich in den Besitz seiner Reisesachen kam, war bereits alles Fuhrwerk in Beschlag genommen.

Er wollte verdrießlich in die Bahnhofshalle zurückkehren, um die Ankunft anderer Droschken abzuwarten, da winkte ihm aus einem eben abfahrenden Wagen eine Dame zu; es war die Witwe. Sie mußte schon erkannt haben, in welcher Verlegenheit sich ihr Reisegefährte befand, denn sie rief ihm sogleich freundlich zu: „Fahren Sie mit mir, wir haben noch Beide Platz im Wagen."

Er nahm ohne weiteres ihr liebenswürdiges Anerbieten an und bald saß er an ihrer Seite, ihr herzlich dankend, daß sie ihn durch ihre Güte des lästigen Aufenthalts überhoben.

Sie lehnte bescheiden alle Verbindlichkeit ab. „Ich würde jedem Fremden diese Gefälligkeit erwiesen haben."

„Und bin ich Ihnen nicht ebenfalls ein Fremder?" fragte Leopold lächelnd.

Die Witwe erröthete ein wenig, dann entgegnete sie rasch: „Doch nicht ganz. Auf Reisen macht man schnell Bekanntschaft und zu Ihnen konnte ich gleich Vertrauen fassen." Sie sprach das wieder in ihrer offenen, rückhaltlosen Weise, die ihm gerade an dieser Frau so wohl gefiel. Und als empfinde sie selbst, daß sie zu viel gesagt habe, fuhr sie lebhaft fort: „Aber welchen Gasthof haben sie gewählt, damit der Kutscher bald die Richtung dahin einschlagen kann?"

„Ich habe mich gar noch nicht entschieden und wollte das dem Zufall überlassen," war seine Antwort.

„Dann wäre es vielleicht am einfachsten, Sie stiegen in dem Hotel mit ab, das mir empfohlen worden."

„Ach, diesen Vorschlag nehme ich mit Vergnügen an."

Ueber das frische Gesicht der Witwe flog wieder ein Lächeln. Leopold hatte mit einer Wärme zugestimmt, als wenn ihm damit ein unerwartetes Glück geboten wäre. Er hielt es nun doch an der Zeit, der Fremden, die ihm mit so liebenswürdiger Offenheit entgegengekommen war, seine Karte zu überreichen, und auch sie nannte ihren Namen: „Emma Wiesenburg".

Jetzt hielt schon der Wagen vor dem Hotel und die Kellner eilten mit dem geliehenen Lächeln und den Bücklingen herbei, die auf den Reisenden stets so widerwärtig wirken.

Eine Menge Leute hatten sich der Reisesachen bemächtigt und wollten sie in alter Gewohnheit so hoch wie möglich schleppen; aber kaum war die

junge Witwe auf der ersten Stiege angelangt, so erklärte sie entschieden, daß man sie nicht weiter bringen dürfe und sie hier ein Zimmer haben wolle.

„Es ist nur noch ein kleines Stübchen vorhanden.“

„Um so besser, ich lege darauf Beschlag,“ war ihre Antwort.

Der Oberkellner blickte verlegen auf ihren Begleiter, den er für ihren Mann hielt und bemerkte mit einem Bückling: „Ihrem Herrn Gemahl könnten wir aber nur in der dritten Etage ein Zimmer überlassen, wenn Sie nicht —“

„Der Herr wird sich wohl in das Unvermeidliche finden,“ sagte sie mit einem hellen Auflachen und sich gegen Leopold verneigend.

Der angehende Farmer nahm den kleinen Zwischenfall nicht so unbefangen hin, wie die junge Witwe; unwillkürlich kam ihm der Gedanke, — wenn er dies reizende frische Geschöpf zu seiner Lebensgefährtin erhalten, sie wäre mit ihrer Heiterkeit im Stande, vollends den letzten dunklen Tropfen aus seinem Blute zu verdrängen und ihn zum Genuß der Wirklichkeit noch kräftiger aufzustacheln.

Sie hatte wohl schwerlich eine Ahnung, was in ihm vorging, denn sie reichte ihm jetzt die Hand und sagte flüchtig:

„Also, ich habe wohl noch das Vergnügen,“ und dann war sie schon in ihrem Stübchen verschwunden.

Leopold hätte noch lange an der Thür stehen mögen, hinter der sie verschwunden war; aber die Kellner machten mit den Reisesachen so viel Geräusch, daß er aus seiner Träumerei aufschreckte und ihnen langsam folgte.

Nachdem die dienstbaren Geister endlich verschwunden und v. Ferber allein war, begann erst das Jüngsterlebte in ihm nachzuwirken. Auch dies kleine Reiseabenteuer hatte seinen Entschluß nicht erschüttert — sein Sinn stand nach Amerika; — er wollte dieser papiernen Welt auf immer den Rücken kehren. — Man hatte ihn zu schnöde und rücksichtslos behandelt. — Und wozu dies ohnmächtige Ringen um den Beifall des Publikums, da einmal sein Instrument nicht die Saiten besaß, die den Leuten die gefälligsten Melodieen aufspielten?

Das Bild der Fremden kehrte beständig und immer anmuthiger zu ihm zurück. Je mehr er sich ihren Charakter zurechtlegte, desto mehr gefiel sie ihm.

Nein, sie war kein Charakter, aber eine Natur und zur Lebensgefährtin für ihn wie geschaffen. Die ewig in Idealen schwelgende Emilie hätte ihn mit ihrem hochstrebenden Geiste zuletzt unendlich elend gemacht — diese Frau jedoch bewahrte sicher für ihn dieselbe gleichmäßige Gemüthswärme, die stets so wohlthuend berührt, heute nicht erkältet und morgen nicht erhitzt.

Wenn er ihr nun den Vorschlag einer ehelichen Verbindung machte? Er steuerte ja dem Lande zu, wo solch' rasche Entschlüsse an der Tagesordnung waren, und warum sollte er nicht auch bei Zeiten seine Seele amerikanisiren?

Da fiel ihm ein, daß sie die Besitzerin ansehnlicher Güter war und trotz seiner Sehnsucht nach dem Urwald regte sich in ihm das zarte Bedenken des gebildeten Europäers, daß eine solch' kecke Werbung als schnöde Gewinnsucht gelten konnte.

Es war nichts — er mußte die hübsche Witwe wieder in ihr Erzgebirge ziehen lassen und allein die Wanderung in den Westen Amerika's antreten . . .

Ferber raffte sich gewaltsam auf; solch' wunderliche Träumereien waren keine würdige Vorbereitung für sein künftiges Farmerleben, und anstatt noch länger die unnützen „wenn“ zu erwägen, beschloß er, wie ein echter Yankee unverwirrt das Auge auf die Gegenwart zu richten Er trat sogleich seine

Wanderung an, um sich nach dem nächst abgehenden Schiffe zu erkundigen und die Ueberfahrt zu verabreden. Das Schiff ging erst in zwei Tagen unter Segel; er miethete seinen Platz und damit fühlte er sich bereits entwurzelt. —

Nun gab es kein „Zurück" mehr — eine neue, unbekannte Zukunft that sich vor ihm auf . . . Wie lag die Vergangenheit plötzlich weit, weit hinter ihm! . . . Er mußte lächeln, wenn er daran dachte, wie tief und krankhaft er sich in ein Dasein eingeschlossen, das eigentlich keins mehr war, weil es der vollen, blühenden Wirklichkeit entbehrte. — Die Gedanken und Gespräche all' seiner Freunde hatten sich ewig nur um literarische Dinge gedreht — sie lebten in einem schriftstellerischen Bannkreis, der alles Andere ausschloß. Ihr Verkehr beschränkte sich beinahe ausschließlich auf Collegen — wie sorgfältig destillirt war da Alles, was sie noch etwa in sich aufnahmen! Anstatt aus frischem, unberührtem Boden, zogen sie ihre Nahrung und ihre Kraft aus einem geistigen Erdreich, das schon tausendfältig durcheggt und durchpflügt war. —

Nun lag dieser Brennpunkt des Geistes glücklich hinter ihm und ein frischer Hauch berührte seine Stirn. — In der prächtigen Hafenstadt, die es vorwiegend mit leiblichen Genüssen hält, schwanden wie von selbst die blassen Gedanken und Träume . . .

Das Leben an diesem Orte war die beste Vorbereitungsschule für den Westen Amerika's.

In dieser guten, angeregten Stimmung vergaß er sogar seine Reisegefährtin und wurde erst bei der Mittagstafel an sie erinnert, wo sie gleich ihm erschien und deshalb ohne Weiteres, nach einem freundlichen Gruße, an seiner Seite Platz nahm.

Wie sich von selbst verstand, tauschten sie zuerst die Eindrücke aus, die sie von der fremden Stadt empfangen, und da Leopold weit mehr gesehen und genossen als sie, mochte unwillkürlich der Gedanke in ihr aufsteigen, wie sehr ihr Geschlecht ihr doch bei solchen Gelegenheiten im Wege stand, denn sie bemerkte plötzlich: „Wäre nur erst meine Freundin hier, es ist doch für eine alleinstehende Frau ganz unmöglich, aus dem Reisen den rechten Genuß zu ziehen."

„Warum nehmen Sie nicht vorläufig mich als Gesellschafter an?" fragte er rasch und blickte mit einem Lächeln auf seine Nachbarin, das unentschieden ließ, ob er im Ernst oder Scherz die Bemerkung hingeworfen.

Sie zeigte sich anfangs von dem wunderlichen Einfall überrascht, dann aber vermochte sie kaum ihre Heiterkeit zu unterdrücken: „Ihr Vorschlag verdient Ueberlegung," sagte sie, nachdem sie ihn flüchtig angeblickt und jetzt wieder all' ihre Aufmerksamkeit dem Zertheilen des Bratens zuwandte.

„Erst übermorgen geht mein Schiff ab und bis dahin stelle ich mich Ihnen bereitwilligst zur Verfügung."

Sie wiegte nachdenklich das kleine Köpfchen hin und her, während sie dabei Gabel und Messer in Händen behielt; dann wandte sie ihm plötzlich ihr frisches, fröhliches Gesicht zu und sagte lächelnd: „Ich bin bereits fertig mit meiner Ueberlegung. Warum sollte ich nicht von Ihrem freundlichen Anerbieten Gebrauch machen? Dies Alleinherumwandern ist zu langweilig und da —" trotz ihrer Offenherzigkeit stockte sie nun doch, den Nachsatz auszusprechen.

Leopold hatte ihre Gedanken errathen. — „Und da Sie übermorgen nach Amerika absegeln und ich in's Erzgebirge zurückgehe, so kann ja ein lästiges Verhältniß daraus nicht entstehen. Wollten Sie das nicht sagen?" Und er beugte sich zur Seite, um ihr neckend in's Antlitz zu sehen.

Sie hielt seinen Blick ruhig aus: „Ja, das wollte ich sagen," entgegnete sie ohne Bedenken.

„Unser Pakt gilt also?“ rief v. Ferber eifrig; er erfaßte ihre Hand, die sie ihm willig überließ.

„Es gilt,“ entgegnete die Witwe mit ihrer gewohnten Entschlossenheit.

„Und wann wollen wir unsere gemeinschaftliche Wanderung antreten?“

„In einer halben Stunde.“

Da an ihrer Tafel wenig Gäste saßen, hatten sie ihre Unterhaltung ganz ungestört führen können. Jetzt war das Diner zu Ende und v. Ferber reichte der Witwe artig den Arm, den sie ohne Weiteres annahm.

Mit einer den Frauen ungewöhnlichen Pünktlichkeit war sie nach Ablauf der halben Stunde sofort bereit, und mit einer kindlichen Neugier, als ob sie Beide erst jetzt die wunderbarsten Dinge entdecken würden, traten sie ihre Wanderung an.

Der junge Doctor fühlte sich wie verwandelt — nun schwand der letzte Hauch von Träumerei aus seiner Seele. — In dem Zusammensein mit diesem frischen, fröhlichen Geschöpf bestand ein erquickender Genuß, der ihn wie Frühlingsodem belebend anwehte. Er hielt geflissentlich in der Unterhaltung Alles fern, was sicher über ihre Geistesbildung hinausging, und doch hatte er das behagliche Gefühl, daß er noch niemals solch' angenehme Stunden verlebt, als mit dieser anspruchslosen Frau, die mit ihrer herzgewinnenden Natürlichkeit ihn völlig gefesselt nahm.

Er wagte gar nicht, an das Ende der glücklichen Zeit zu denken. — Warum sollte er sich nicht voll und ganz dem Genuß des Augenblickes hingeben und sich die gegenwärtige Seligkeit durch den Gedanken trüben lassen, daß sie morgen vorüber, auf immer vorüber sei . . .

War nicht so flüchtig jedes Glück? — Was ließe sich wohl ewig in dieser vergänglichen Welt festhalten? — Ob Stunden, ob Jahre, einmal entwindet sich doch Alles unseren zitternden Händen! — Er wollte als künftiger Bewohner Amerika's auch der dort herrschenden lebenstrotzenden Philosophie huldigen.

Als aber der letzte Morgen heraufdämmerte und nun wirklich das süße, kaum gekannte Glück in Nichts zerrinnen sollte — erfaßte ihn doch eine Schwermuth, der er vergeblich Herr zu werden suchte. Das Scheiden von der Heimat, von Allem, was ihm bisher lieb und theuer gewesen, hatte seine Bedeutung verloren — nur der Schmerz um den Verlust dieser anmuthigen, belebenden Frauenseele nagte mit vernichtender Gewalt an seiner Brust . . .

Als er jetzt hinunter ging, um von Emma Abschied zu nehmen, vermochte er kaum, seine tiefe Bewegung zu verbergen.

Trotz der frühen Morgenstunde war sie bereits völlig zum Ausgehen angekleidet, „Ich habe Sie schon erwartet,“ sagte sie so ruhig-freundlich wie immer: „Sie haben mir bisher in liebenswürdiger Bereitwilligkeit Ihre Zeit geopfert, daß Sie mir gestatten müssen, Sie nun auch meinerseits auf Ihrer letzten Wanderung auf dem Continente zu begleiten.“

Ferber konnte seine freudige Bewegung nicht verbergen: „Das ist ein größerer Beweis von Freundschaft, als ich erwarten konnte, wie danke ich Ihnen!“ und er streckte ihr seltsam bewegt die Hand entgegen.

Sie schien zerstreut seine Bewegung nicht beachtet zu haben, und indem sie das Band ihres Hutes fester knüpfte, sagte sie mit gezwungenem Lachen: „Ja, müssen Sie nicht selbst gestehen, daß wir in der kurzen Zeit recht gute Freunde geworden?“ Sie wandte dabei das Gesicht nach dem Spiegel, als wolle sie noch einmal ihren Anzug prüfen.

Leopold durchschaute ihre weibliche Kriegslist, und zum Ueberfluß warf ihm der Spiegel ihr Bild zurück, und er konnte deutlich die Thräne bemerken, die in ihrem Auge zitterte. So war auch ihr die Trennung nicht gleich-

giltig und sie empfand dies Scheiden für immer als einen schmerzlichen Verlust. Er hätte über diese Entdeckung laut aufjubeln mögen und doch zerschnitt sie ihm zugleich das Herz . . .

Ein unerbittliches Verhängniß riß sie auseinander — nein, nur diejenigen Mächte, die freilich bei uns noch größere Gewalt ausüben, als das stärkste Schicksal. — Peinliche Rücksicht — feige Furcht, sich durch Enthüllung der uns beherrschenden Gefühle den Andern preiszugeben. —

Sie trug vielleicht dieselbe Herzenswunde in ihr stilles Thal, wie er nach dem Westen Amerika's, und doch gebot es die althergebrachte Ordnung, die Rücksicht auf das Schickliche — schweigend auseinander zu gehen, den Abschied in der passenden Form zu nehmen. Er durfte ihr doch nicht sagen: behalte mich hier — denn sie war ja Besitzerin ansehnlicher Güter, und er besaß kaum so viel, um sich in Amerika bequem anzusiedeln — und auch sie durfte nicht die Schranken durchbrechen und ihm offen bekennen: „Geh' nicht erst über den Ocean, komm mit mir."

Beide saßen lange nebeneinander im Wagen, ohne ein Wort zu sprechen, sie wagten nicht einmal, sich anzusehen, als fürchteten sie, daß dann doch ihre Gefühle mächtiger würden als sie selbst. Endlich unterbrach die Witwe das Schweigen. „Denken Sie, Herr von Ferber, ich muß wieder so leer nach Hause reisen, wie ich gekommen bin."

„Warum?" fragte Leopold zerstreut und starrte gedankenlos auf die Häusermasse, die an ihm vorüberglitt.

„Ich habe heut die Nachricht von meiner Freundin erhalten, daß sie auf dem Schiffe die Bekanntschaft eines Arztes gemacht, mit dem sie sich noch auf der See verheiratet hat und sofort wieder nach New-York zurückgekehrt ist. Man sieht, daß sie nicht ohne Nutzen sich jahrelang in Amerika aufgehalten und dort gelernt hat, rasche Entschlüsse zu fassen."

Emma versuchte jetzt ihren Nachbar plötzlich anzublicken, aber dieser schlug nicht die Augen auf und schaute, ohne zu antworten, nachdenklich vor sich hin. Diese seltsame Mittheilung seiner Reisegefährtin brachte sein Herz in wunderbare Schwingungen. Wenn er nun ebenso rasch und entschlossen die Hand nach einem Glück ausstreckte, das ihm in wenigen Secunden auf immer zu entschwinden drohte . . .

Auf seinem blassen Antlitze mochten sich deutlich seine Gedanken und Empfindungen ausdrücken, denn um den Mund der jungen Witwe zuckte es schmerzlich auf und nachdem ihr Auge flüchtig auf ihm geruht, senkte sie jetzt ebenfalls den Blick zu Boden und schwieg.

Es war eine traurige Fahrt und wie schmerzlich auch Beide bewegt waren, sie dünkte ihnen doch viel zu kurz.

Nur so lange noch hatten sie das süße qualvolle Glück, neben einander zu sitzen, ihre Athemzüge zu hören, eine stumme und doch beredte Sprache zu führen. Viel zu schnell war der Hafen erreicht: — Welch prächtiges, farbenreiches Leben entfaltete sich vor ihnen! — Wie die zahllosen Wimpel lustig flatterten, dort der Rauch aus den Schloten fuhr, und so weit das Auge reichte, sich das Bild einer riesenhaften, rastlosen Thätigkeit in ewig wechselnder Gestaltung bot! — Sie hatten heut für dies großartige Ringen und Arbeiten keinen Blick.

Das Boot stand schon bereit, das ihn zum Schiff bringen sollte, und kaum noch seiner Sinne Herr, unfähig, ein Wort hervorzubringen, wollte er ihr zum Lebewohl die Hand reichen.

„Ich begleite sie bis an das Schiff, das Boot kann mich ja zurückbringen," sagte sie leise, und er wagte keinen Widerspruch.

Mit raschen Schlägen glitt der Kahn durch das Schiffs- und Bootgewirr des Hafens.

Dort stand schon das Ungeheuer, das ihn dem fernen Welttheil zutragen sollte. Aus der Esse wälzten sich bereits dicke Rauchwolken und Alles auf dem Schiffe verrieth, daß es in der nächsten Stunde unter Segel ging. Die Schiffstreppe fiel — der Europamüde wurde oben erwartet. — Nun endlich mußte geschieden werden. —

Langsam erhob sich Leopold, sein Herz schlug hörbar; er versuchte zu lächeln, als er ihr noch einmal seine zitternde Hand entgegenstreckte; — sie fühlte das Glühen derselben und sah ihn mit einem so zärtlichen bittenden Blick an, daß er im Innersten erbebte. Er wandte das Gesicht von ihr und wollte die Treppe zu erreichen suchen; aber sie hielt noch immer seine fiebernde Rechte fest, und als er jetzt dennoch mit dem Aufwand all' seiner Kraft den Fuß auf die erste Sprosse setzte, flüsterte sie ihm in tiefster Bewegung zu:

„Leopold, muß ich Ihnen denn sagen, daß Sie nicht fort dürfen, wenn Sie nicht Alles mitnehmen wollen, was mir lieb und theuer ist?“ — Er zog den Fuß zurück — ein Freudentaumel erfaßte ihn und er hatte Mühe, sich aufrecht zu erhalten. — Emma! — mehr brachte er nicht über seine Lippen.

„Kommen sie mit mir?“ fuhr sie mit leuchtenden Augen fort: „Sie finden dort dieselbe tiefe Einsamkeit, die Sie suchen, aber zugleich ein Herz, das nur für Sie lebt und athmet.“

„Ich komme mit Dir!“ jauchzte Leopold, „ich suche weiter nichts; Du allein kannst mir Alles ersetzen.“

Und zur Verwunderung des Schiffspersonales fuhr der Europamüde wieder dem Lande zu. — Die beiden Glücklichen saßen Hand in Hand; sie kümmerten sich wenig um den Spott und das Gelächter, das ihnen folgte.

*
* *

Vierzehn Tage später saß v. Ferber in einem der abgelegensten Thäler des Erzgebirges und war der Gatte Emma Wiesenburg's.

Selbst Amerika hätte ihm keinen Winkel zu bieten vermocht, der so zu seinen jetzigen Neigungen paßte, wie die Besitzung seiner jungen Frau.

Das Gebirge, welches durch seine einförmigen Fichtenwälder und traurig sich hinziehenden Moorgründe so leicht das Auge ermüdet, war für seine Stimmung wie geschaffen. Er hätte gar keine Gegend vertragen können, die durch ihre lachende Schönheit seinen schwermüthigen Sinn zu berücken gesucht, gerade diese düstere Staffage brauchte er für das Einsiedlerleben, das er mit seiner jungen Gattin führen wollte.

Als er sich entschied, Emma zu heiraten, hatte er wohl auf seine Träumerei von einer Blockhütte in Amerika verzichtet; aber wer hinderte ihn daran, hier das schönste Farmerleben zu führen? Es waren hier freilich keine Urwälder zu lichten; aber Leopold hatte sich auch nicht nach der Arbeit, sondern nach der Lage eines Hinterwäldlers gesehnt, und dieser stille, abgelegene Gebirgswinkel verrichtete ihm dieselben Dienste. —

Er war deshalb entschlossen, seine Zeit mit Jagen, Fischen, Reiten oder Herumstreifen in dem Gebirge zuzubringen; er wollte nie wieder ein Buch, eine Zeitung in die Hand nehmen, auf alle Correspondenz verzichten und Papier und Tinte mit wahrem Abscheu aus dem Wege gehen. — Nur an seinen alten Freund mußte er noch schreiben, ihm die Wandlung seines Schicksales mittheilen, und er lud ihn dabei ein, ihn zu besuchen, um auch einmal das Glück zu kosten, das in dem Zurücklassen aller Bildungsmisère, in dem Genuß einer erfrischenden, belebenden Wirklichkeit liegt.

„Komme hieher, wenn Du einmal einen tüchtigen freien Athemzug thun willst,“ schloß er seine Epistel, „seitdem ich die Schriftstellerei an den

Nagel gehängt, fühle ich erst, daß ich ein wahrer Mensch geworden. Der Dichter Fernthal hat mich vor der Zeit alt und müde gemacht — hier werde ich wieder jung, und Du, der Du stets mit gesunden Sinnen das Leben erfaßt, Du mußt hieher kommen, ehe Dir die Literatur das frische Herzblut abzapft; dann aber erwähne mit keinem Wort gegen meine Frau, daß ich je die Thorheit begangen, mich mit der Schriftstellerei abzuquälen. Ich will nicht vor dieser frischen, gesunden Natur erröthen; sie hat keine Ahnung davon, welch' literarischer Verbrechen ich mich früher schuldig gemacht, und sie soll es auch nie erfahren. Für sie bin ich der Doctor v. Ferber, der Jura studirt, das trockene Jus satt bekommen und in die Urwälder Amerika's gehen wollte, um seine Kräfte endlich auszutummeln. Deshalb sind auch bei mir Tinte und Feder verbotene Dinge, die Du in unserem Hause vergeblich suchen wirst — die schlimmen Werkzeuge, mit denen ich noch dies letzte Handschreiben an Dich ermöglicht, fliegen sofort zum Fenster hinaus und bei uns sollen diese Plagegeister weiter kein Unheil anstiften."

Nachdem v. Ferber den Brief beendigt und geschlossen, führte er buchstäblich seine Drohung aus. Er wollte sich unter allen Umständen vor jedem Rückfalle in die alte Schreibseligkeit sichern. Seiner Frau hatte er bald nach ihrer Verheiratung mitgetheilt, daß er gegen Bücher und Schreibereien eine unüberwindliche Abneigung habe. Sie nahm es anfangs scherzhaft und entgegnete, daß die Ausübung dieser schwarzen Kunst ein nothwendiges Uebel sei und er wohl das Führen von Wirthschaftsbüchern und Ausschreiben von Wäschezetteln gestatten würde; aber als sie sah, daß er alles Ernstes sich die Ausstellung von Büchern und Schreibmaterialien verbat, fand sie sich rasch in diese wunderliche Grille, mit der ganzen Fügsamkeit ihres liebenswürdigen und liebebedürftigen Temperamentes. Und wenn er von ihr gefordert hätte, daß sie eine Dornhecke um ihre ganze Besitzung ziehen sollte, um sich auch symbolisch von der Welt abzusondern, wie es schon thatsächlich der Fall war, sie würde ihm gewillfahrt haben. Sie las seitdem keine Zeile — wenigstens nicht in seiner Gegenwart — er sah weder Feder noch ein Buch in ihren Händen.

Leopold mußte sich gestehen, daß die Wahl seiner Lebensgefährtin eine außerordentlich glückliche war. — Sie entsprach all' den Erwartungen, die er auf sie gesetzt. Niemals suchte ihn Emma durch geistreiche Gespräche aufzustören, immer war sie einfach und natürlich, die echte Hausfrau eines Mannes, der fest entschlossen, dem Dasein nur die ideale Seite abzugewinnen.

Er nahm sich mit großem Eifer der Wirthschaft an und bereitwillig ging sie auf seine Verbesserungspläne ein, die ihm durch den Kopf schwirrten.

Sein täglicher Umgang waren jetzt Voigte, Förster, Knechte; von ihnen ließ er sich in die Geheimnisse des Landbaues, der Vieh- und Forstwirthschaft einweihen und er widmete sich dieser neuen Aufgabe mit derselben Ausschließlichkeit, mit der er sich einst dem poetischen Schaffen hingegeben.

Seine Frau war anfangs entzückt über den rastlosen Eifer, den er entfaltete, sah sie doch darin seine glühende Liebe, die ihr manche Last von den Schultern abnehmen und ihr in der That die einzige und beste Stütze sein wollte. War es nicht bewunderungswürdig, daß ein Mann, der Jura studirt, sich jetzt aus Schwärmerei für seine Frau, zum tüchtigsten Oekonomen umzuformen suchte? — Und was ihr Entzücken noch vermehrte, sie hörte sein Lob aus Aller Munde.

Ihr erster Gemahl war ein echter Theoretiker gewesen; er hatte all' seine Kenntnisse nur aus Büchern geschöpft und mit allerhand Neuerungen, wunderlichen Maschinen und Expe-

rimenten, seine am Alten hängenden Leute nicht wenig geärgert. Da war zu ihrer großen Herzenserleichterung der junge Herr ganz anders. Er mochte von der Bücherweisheit gar nichts wissen, die Praxis galt ihm über Alles und er hörte bereitwillig auf die Rathschläge alter, erfahrener Leute. — Das war ein Mann nach ihrem Herzen und sie wurden nicht müde, der gnädigen Frau sein Lob zu singen, um so mehr, als sie wohl bemerken konnten, wie gern sie dies hörte.

Freilich hätte sie es lieber gesehen, wenn ihr theurer Gatte seine Aufgabe nicht gar so ernst genommen; er fand kaum noch Zeit, mit seiner jungen Frau ein Stündchen zu plaudern.

Schon am frühen Morgen eilte er hinaus und er war in Feld und Wirthschaft überall geschäftig, um hier anzuordnen, dort zu überwachen und dafür zu sorgen, daß Alles im rechten Geleise ging. Wenn er dann zu Tische kam, war er abgespannt und ermüdet, und die Unterhaltung wollte niemals recht in Gang kommen.

Was sollte auch besprochen werden, was nicht schon zehnmal erörtert worden? — Es waren ja immer dieselben alltäglichen Vorkommnisse, die das Thema zu liefern hatten, denn andere höher liegende Gegenstände wagte die junge Frau nicht zu berühren. Er hatte in seiner vorwiegend praktischen Neigung zu deutlich merken lassen, daß ihm ästhetische Gespräche widerwärtig seien, und sie liebte ihn viel zu sehr, um sich nicht auch in diese wunderliche Eigenheit zu fügen und von ihm nicht zu fordern, was er nicht mehr bieten konnte oder wollte. —

Emma beobachtete sehr scharf, und deshalb wußte sie ihr Benehmen den Wünschen und Anforderungen ihres Gemahls sorgfältig anzupassen. Er hatte nicht die mindeste Ahnung davon, welche Mühe es ihr kostete, ganz und gar die Frau zu werden, wie er sich das Ideal derselben gedacht. Ihr Leopold wollte nun einmal eine schlichte Hausfrau haben, einfach, sorglos — stets bereit, sich für Wirthschaftssachen ausschließlich zu interessiren, und sie war ein viel zu weicher, schmiegsamer Charakter, um sich nicht schließlich in jede Form drücken zu lassen. Wie sie auch in ihrem Innern manchen Kampf durchgekämpft — äußerlich zeigte sie sich stets friedfertig, sogar etwas schwerfällig und bequem.

Wie hätte ihr Gatte dahinter kommen sollen, was in ihr lebte und was sie jetzt künstlich in sich absterben ließ.

Mit ihrem scharfen Blick war es der jungen Frau nicht entgangen, daß ihr Mann mit seiner rastlosen Thätigkeit irgend einen geheimen Schmerz zu ertödten suchte — aber was ihn eigentlich quälte, vermochte sie nicht zu ergründen. War es eine unglückliche Liebe, die er durch diesen fieberhaften Schaffenstrieb begraben wollte oder hatte sein juristischer Ehrgeiz nicht die rechte Befriedigung gefunden? — Sie wußte es nicht und wagte auch nicht, nach dieser Seite hin sein Herz zu sondiren.

Da sie die Ursache seines heimlichen Schmerzes nicht kannte, vermochte sie ihn nicht zu heilen, ja sie durfte ihn nicht einmal, wenn auch noch so sanft, berühren, und mußte es der Zeit überlassen — dann erst konnte sie darauf rechnen, ihn völlig zu besitzen.

Leopold dagegen sah in seiner Frau nichts weiter, als die schlichte, einfache Natur, und es kamen bereits Stunden, wo sie anfing ihn zu langweilen. Es war doch etwas gar zu eintönig, mit der guten Seele von weiter nichts reden zu können, als vom Kartoffelbau und all' dem Wirthschaftströdel, der täglich derselbe blieb. Er machte ihr durchaus keine Vorwürfe, sie war ja noch immer die Frau nach dem Wunsch seines Herzens, aber zuweilen kam ihm doch der Gedanke, daß es wohl angenehmer wäre, wenn sie ihn ganz verstehen, und ihm überall hin folgen könnte, selbst auf Gebieten, die ihr leider völlig fern lagen. Wie anders

waren die Stunden mit Emilien verflogen und die wenigen Minuten, die er mit seiner jungen, hübschen Frau zubringen mußte, zogen so bleiern an ihm vorüber . . .

Das Leben in diesem einsamen Erdenwinkel bot doch nicht die Befriedigung, die er davon erhofft. — Er hatte in dieser absoluten Absperrung von aller Welt die höchste Seligkeit zu finden gemeint, und nun begrüßte er das Eintreffen eines Briefes von seinem Freunde Gottfried mit einer Freude, die er selbst kaum begreifen konnte.

Der wackere Volksschriftsteller war in seinem Schreiben so robust und gesund wie immer. Er machte seinem Freunde Vorwürfe, daß er die Büchse so rasch in das Korn geworfen. Was wollte das Durchfallen eines einzigen Stückes viel bedeuten, in einer Zeit, wo ohnehin das Theater nicht mehr das allgemeine Interesse in Anspruch nahm!

„Du warst auf dem besten Wege, Dank meiner guten Lehren," fuhr der Freund mit aller Selbstgefälligkeit fort, „ein tüchtiger Novellist zu werden, das hast Du nun Alles in den Wind geschlagen; zum Glück bist Du wenigstens bei Deiner Heirat vernünftiger zu Werke gegangen, als je in Deinem Leben und dafür erhältst Du mein ungetheiltes Lob. Was wirst Du dazu sagen, daß ich die Junggesellenwirthschaft auch satt bekommen und ganz ernstlich auf Freiersfüßen herumlaufe. Meine literarische Stellung erlaubt mir, bei der Wahl meiner künftigen Gattin über das Vacat eines Vermögens hinwegzusehen. Die unvermeidliche Hochzeitsreise werden wir natürlich dazu benutzen, um Dich mit umzustoßen und Euch ein bischen aufzufrischen. Ihr werdet es schon bedürfen. —

„Da hätte ich bald vergessen, Dir einen Brief beizulegen, der noch an den Dichter Fernthal gerichtet ist und unserer Redaction zur Abgabe eingeschickt worden. — Der Handschrift nach, gewiß irgend eine Verehrerin Deiner Muse! Siehst Du nun ein, welches Verbrechen Du an Dir selbst durch Deinen übereilten Rückzug begangen? Ich dagegen weiß, was ich der Nation schuldig bin, ich werde nicht sobald die Waffen strecken und dem Publikum das Herzeleid zufügen, daß es auf meine spannenden Erzählungen verzichten soll, denn die Kunst, den Leser so recht zu packen, verstehen doch alle meine Mitarbeiter nicht. Ich sehe nicht ein, warum ich das nicht sagen soll, da es die volle Wahrheit ist.

„Uebrigens ist es gut, daß Du mir Deine Idiosynkrasie gegen Tinte und Feder ehrlich bekannt hast; damit ich mir bei unserem Besuche mein Handwerkszeug mitbringen kann, denn hoffentlich wirst Du wenigstens gestatten, daß Dein alter Freund auch bei Dir seinen Pflichten gegen die Menschheit nachkommen und seinen Lesern die versprochene „Fortsetzung folgt" selbst aus Deinem Tuskulum heraus liefern kann."

Leopold fühlte sich von dem Briefe seines Freundes nicht sehr erbaut. Die literarische Aufgedunsenheit Gottfrieds machte doch auf ihn einen abstoßenden Eindruck und er empfand wieder das ganze Behagen, das in seiner Abgeschlossenheit von all' diesen Dingen lag. Er hatte zu oft Gelegenheit, es zu beobachten, daß gerade die unbedeutendsten Talente auf die kleinsten Erfolge den größten Werth legten, mit denen ein glücklicher Zufall sie begünstigt. Und wie spreizten und brüsteten sich diese Menschen, als ob künftige Jahrhunderte schon staunend und bewundernd hinter ihnen ständen, während ihr betriebsames Schreibwerk schon der nächste Tag verschlang. Wie war sein feinsinniger Geist, der niemals mit sich selbst und mit seinen Arbeiten zufrieden war, von dieser anmaßlichen Selbstgenügsamkeit angewidert worden, und nach dem Lesen dieses Briefes bereute er weniger als je seinen Entschluß.

Das beiliegende Schreiben wollte er schon uneröffnet vernichten. — Ir-

gend eine überspannte Romanleserin sprach gewiß darin ihre Anerkennung über eine seiner Novellen aus. —

Er hatte stets Schmeichelei gehaßt und war ihr sorgfältig aus dem Wege gegangen, weil er recht gut wußte, wie viel die Elle von diesem Zeuge kostete. — Zum wohlbegründeten Tadel gehört Verstand und sorgfältige Prüfung einer Arbeit. — Lob dagegen spendet Derjenige gewöhnlich am freigebigsten aus, der damit seine völlige Unbekanntschaft verdecken will. Warum sollte er aber den Brief nicht lesen? Er half ihm über einige langweilige Minuten hinweg, und da er seine Feder für immer aus der Hand gelegt, konnte ihm ja die schwärmerische Anwunderung nicht mehr schaden, ihm höchstens jetzt ein ironisches Lächeln entlocken. — Er brach deshalb das Schreiben auf, das fein und zierlich und doch nicht allzu kokett aussah. Gleichgiltig wollte er das Papier überfliegen, aber schon die ersten Zeilen weckten sein Interesse, und aufmerksamer als er sich vorgenommen, las er den folgenden Brief zu Ende.

„Aus Ihren poetischen Schöpfungen habe ich so viel Vergnügen, so viel Trost geschöpft, daß ich nicht länger dem Drange widerstehen kann, Ihnen zu schreiben. Muß es doch den Dichter erfreuen und ihn zu neuen Schöpfungen anspornen, wenn er sieht, welches Echo er zu wecken vermocht. Gewiß haben Sie bei Ihren Productionen auf die Allgemeinheit zu wirken gesucht, aber mir war es oft, als hätten Sie nur zu mir allein gesprochen und die Gedanken und Gefühle in wunderbarer Schönheit zum Ausdruck gebracht, die sich dunkel und unklar in meiner Brust bewegt, und deshalb bildete ich mir zuweilen ein, Sie hätten nur für mich geschrieben, für mich ganz allein, während Ihre Bücher doch von der gebildeten Welt gelesen und bewundert werden. Ja, Sie sind ebenfalls ein Dichter von Gottes Gnaden; denn das ganze Herzeleid einer tiefen unverstandenen Seele schlägt aus Ihren Arbeiten die Augen zu uns auf und seufzt nach einer verwandten Brust. — Und nun geht das Gerücht, Sie wollten Ihrem schönen Berufe entsagen, weil ein übellauniges Publikum Ihr erstes Drama mißhandelt hat. Ich will's nicht glauben, weil ich es nicht für möglich halte, daß ein Talent, welches es bei seinem Schaffen so ernst nimmt, welches so große herzerhebende Gedanken in seinen Werken niedergelegt, nun plötzlich seiner schweren und dennoch beneidenswerthen Aufgabe so leicht entsagen kann. Denken Sie dabei nicht an die Vielen, die in meiner Lage sind und die durch Ihr Schweigen um höhere Genüsse kommen, als Sie vielleicht in Ihrer Bescheidenheit ahnen?

„Ich bin gewiß zu weit gegangen — weit über die Grenzen des Schicklichen, und doch ist es mir, als dürfte ich Ihnen, gerade Ihnen, Alles sagen? — Zürnen Sie wenigstens nicht meiner Offenheit, und ich wäre glücklich, wenn Sie mich durch zwei Zeilen darüber beruhigen wollten, daß Sie mir meine Zudringlichkeit verzeihen. Vielleicht lassen Sie mir dieselben unter der Chiffre A. H., Dresden, zukommen, sobald das Ihre Zeit erlaubt."

Die Lectüre des Briefes hatte doch Gedanken und Träume in ihm geweckt, die er bereits eingesargt wähnte. So war doch ein Herz auf der Welt, das Antheil an ihm nahm und den Poeten in ihm entdeckte! — Er hatte so oft an sich selbst gezweifelt und sich in Stunden der Entmuthigung gesagt, daß all' sein Ringen vergeblich sei. Aber wenn seine Gedanken und Empfindungen in einer einzigen Seele nachzittern, war dies nicht Lohn genug? —

Wohl war dieser freundliche Zuspruch nicht im Stande, ihn seiner Resignation untreu zu machen, doch er mußte wenigstens der liebenswürdigen Schreiberin antworten, das war er ihr schuldig. Er wollte es sofort

thun, eh' die gute Schreibstimmung entflog und sah sich jetzt nach Tinte und Feder um. Es war im Zimmer nichts zu entdecken, und nun fiel ihm ein, daß er selbst über diese Dinge den Bannstrahl geschleudert.

Er klingelte und befahl dem sofort erscheinenden Dienstmädchen, ein Tintenfaß zu bringen.

Die Dirne blickte ihn ganz erstaunt an. „Ein Tintenfaß?" wiederholte sie, als habe sie nicht recht gehört.

„Ja wohl und Papier und Feder", drängte Leopold ungeduldig.

„Sie haben ja selbst befohlen, gnädiger Herr, daß wir in Ihren Zimmern kein Tintenfaß aufstellen dürfen."

„Dann frage meine Frau danach, vielleicht hat sie Schreibzeug."

„Ja, bei der gnädigen Frau hab' ich eins gesehen, das steht aber in ihrem Schlafzimmer und dort schreibt sie wohl alle Morgen."

„Dann hole es und das bald", drängte der gnädige Herr.

Leopold betrachtete inzwischen noch einmal den Brief. Die zierliche feine Handschrift machte schon äußerlich den besten Eindruck, und nun suchte sein aufgeregter Geist weitere Schlüsse zu ziehen. Eine Seele, die ein so zartes Verständniß für Poesie hatte, konnte er sich unmöglich alt und häßlich denken, sie mußte jung und hübsch sein. Warum hatte sie nicht eher seinen Lebensweg gekreuzt! Ein solch' sinniges Gemüth zur Frau eines Dichters wie geschaffen. — Wie anders war die Sprache der schönen Schreiberin als die Emiliens, deren glühende Seele ein ewiges Feuer forderte, das selbst die reichste Brust endlich ausbrennen mußte.

Warum?! — Ja, warum! — Aus seinem Hinbrüten wurde er durch das Erscheinen Emma's aufgescheucht.

Seine Forderung war ihr so unerwartet gekommen, daß sie das Schreibzeug selbst brachte; dennoch wußte sie ihr Befremden geschickt zu verbergen, und so ruhig, wie immer, fragte sie: „Genügen Dir ein paar Briefbogen oder —"

„Ich habe nur einem alten Freunde zu antworten, der mich um Nachricht quält", entgegnete er etwas unsicher.

„Dann will ich Dich nicht länger stören", war ihre Antwort, und mit einem freundlichen Lächeln, das diesmal ihr Gemahl nicht erwiderte, verließ sie das Zimmer.

Als seine Gattin gegangen war, verglich er sie unwillkürlich mit dem Bilde, welches er sich von der hübschen Briefschreiberin gemacht.

Sie mußte schön und jung sein — von diesem Gedanken konnte er sich einmal nicht trennen! Und wie vertraut war er bereits mit dieser Unbekannten! Er sah sie vor sich, ein zartes, blasses Gesicht mit blassen Augen, in denen sich ein ganzer Himmel wiederspiegelte. Von dieser feinen, sinnigen Seele allein wurde er verstanden, sie konnte mit geistiger Schmiegsamkeit ihm überall hin folgen — sie wußte sein ganzes Leiden und Lieben, denn sie hatte das, was er mit dem Herzen geschrieben, auch mit dem Herzen gelesen, während seine arme Frau niemals den Schlüssel zu seinem tiefinnersten Wesen finden konnte, hatte sie doch nicht die leiseste Ahnung von seiner frühern literarischen Thätigkeit, ja ihrer durchaus praktischen Lebensrichtung war die Poesie überhaupt ein fremdes Feld. Er konnte mit ihr niemals Gedanken austauschen, denn sie hatte keine, höchstens die allerhausbackensten.

Und dennoch mochte er sich selbst nicht gestehen, daß er sich bei der Wahl einer Lebensgefährtin übereilt und damals seine Anforderungen zu niedrig gestellt hatte.

War sie ihm damals nicht als das Ideal einer Frau erschienen? Seine Gattin sollte ihn ja nur zerstreuen, erheitern — er wollte nicht durch sie aus dem Schlummer aufgescheucht

werden, in den er seine Seele zu wiegen suchte. Nach der ewig in Idealen schwebenden Emilie war ihm die Berührung mit dieser einfachen, sorglos-heiteren Frau wie die wunderbarste Erquickung erschienen, und er mußte selbst bekennen, Emma hatte sich nicht im Mindesten geändert, sie war noch immer so herzlich offen, so frisch und natürlich, wie am ersten Tage. Er durfte nicht ungerecht gegen sie sein und trotzdem fiel der Vergleich zwischen ihr und der unbekannten Briefschreiberin zu ihren Ungunsten aus. Leopold stützte lange den Kopf in die Hand und starrte sinnend vor sich hin, eh' er seine Gedanken zu einer Antwort ordnen konnte. — Endlich warf er hastig einige Zeilen auf das Papier.

„Ihr Brief erreichte mich in einem Augenblick, wo ich, anstatt Andere zu trösten, des Trostes selbst bedarf. Wohl hab' ich meine Feder zerbrochen, weil ich in einer finsteren Stunde auf immer an meinem Talent verzweifelt, aber Glück und Zufriedenheit, die ich in einer praktischen Thätigkeit zu finden gemeint, sind mir nicht geworden. Ich fühle bereits den tiefen Zwiespalt, der sich in meinem Innern regt, und doch bin ich durch die bittern Erfahrungen, die ich in meiner literarischen Laufbahn gemacht, zu tief verwundet worden, — ich habe nicht mehr die Kraft und die Unbefangenheit, in jene Welt zurückzukehren, die mir einst Alles war. — Ihnen mache ich dies Bekenntniß, das ich mir bisher selbst kaum zu gestehen wagte, weil es mir ist, als hätte mein besseres Selbst bei Ihnen eine Heimat gefunden. Wie tief und eigenthümlich hat mich Ihr Bekenntniß berührt, daß ich Ihre geheimsten Gedanken und Empfindungen errathen und daß es Ihnen gewesen sei, als hätte ich ausschließlich für Sie geschrieben. Dies Wort wird mir die duftigste Rose bleiben, die mir aus meiner früheren Thätigkeit entgegen geblüht. — Es war stets mein höchster und beseligendster Wunsch, für edle, zartbesaitete Frauenherzen zu schreiben, in denen jeder Ton harmonisch wiederklingt, den der Schriftsteller anschlägt, und der Zweifel an dieser Befähigung hat meinen Entschluß bestärkt, meinem früheren Berufe Valet zu sagen. — Wer weiß, ob ich dazu den Muth gefunden, wenn Ihr Brief eher eintraf. Dennoch bereue ich nichts — Ihre verständnißvolle Theilnahme hat mich für die Vergangenheit reich belohnt und bleibt mir ein freundliches Gedenken für alle Zeit . . ."

Er wagte den Brief nicht mehr durchzulesen; schrieb dann noch ein paar Zeilen an Freund Gottfried, in welchen er seinen Glückwunsch und die Freude ausdrückte, ihn bald hier zu sehen und ihn zu gleicher Zeit bat, den beigeschlossenen Brief auf die Post zu geben — er sei einer jungen Dilettantin, die sich an ihn gewandt, diese Antwort schuldig.

Zur größeren Sicherheit wollte Leopold den Brief selbst in den Postkasten stecken, der im nächsten Dorfe angebracht war.

Er nahm deshalb die Flinte auf den Rücken, pfiff einem Hunde und gab sich den Anschein, als wolle er auf die Jagd gehen. Er hatte es in letzter Zeit auch mit dieser Zerstreuung versucht und war eifrig im Walde umhergestreift, aber trotz seines guten Willens und der unermüdlichen Weisungen des alten Försters war aus dem früheren Bücherhelden kein tüchtiger Waidmann geworden.

Es war so prächtig, mit der Büchse auf dem Rücken in dieser tiefen Waldeinsamkeit herumzustreifen und den Athemzügen zu lauschen, die hier die Natur förmlich leise und verstohlen zu schöpfen wagte. Dann besuchten wohl die alten Träume seine Brust, er dachte an das reine, wunderbare Glück, das er stets empfunden, wenn er sich in seine Welt zurückgezogen, die sich immer neu und wechselnd gestaltete, je nachdem es seiner

Phantasie gefiel. — In der Wirklichkeit war Alles feststehend, unbeweglich; wie viel Mühe kostete es nicht, nur ein Stück unbedeutendes Land in einen Garten zu verwandeln. — Wo bisher seine Heimat gewesen, da entstand Alles mit einem Zauberschlage und war so unvergänglich, — wie jedes Ideal . .

Kein Wunder, daß der ehemalige Dichter nur selten aus der Traumwelt sich ermunterte, um irgend ein Wild zu erlegen, das ihm schußgerecht in den Weg lief.

War dann seine Jagd ganz ohne Erfolg gewesen, suchte er gewöhnlich noch den alten Förster auf, der ihm irgend eine Jagdbeute heimlich in die Tasche steckte, damit sein Herr wenigstens nicht ganz leer nach Hause kam, und von Ferber ließ es stillschweigend geschehen. Heute war Leopold, nachdem er seinen Brief fortbesorgt, mehr als je der Wirklichkeit entrückt; — er suchte die stillsten und einsamsten Plätze des Waldes auf und er dachte nicht einmal auf dem Heimwege daran, sich durch den alten Förster seinen leergebliebenen Jagdranzen füllen zu lassen. Wie immer empfing ihn seine Gattin an der Thür und hieß ihn mit ihrem gewohnten Lächeln willkommen. Sie gewahrte wohl in neuester Zeit seine wachsende Verstimmung; aber die junge Frau schrieb dieselbe anderen Ursachen zu, denn sie war sich bewußt, daß ihr Benehmen ihrem Manne nicht die geringste Veranlassung zum Trübsinn gab, zeigte sie ihm doch stets dasselbe frische Naturell, dieselbe harmlose Heiterkeit, die ihm seit der ersten Stunde ihrer Bekanntschaft so unendlich wohl gethan.

Mit ihren scharfen Augen bemerkte sie sogleich seine leere Jagdtasche. „Nicht einmal ein Rebhuhn?“ sagte sie scherzend. „So fehl hast Du ja noch nie getroffen.“ Der ehemalige Schriftsteller dachte daran, daß sie gewiß anderer Meinung sein würde, wenn sie von seinem ausgezischten Drama Kenntniß gehabt; aber er verschwieg klüglich, was ihm unwillkürlich eingefallen war und entgegnete, den Scherz erwidernd: „Man darf nicht in Allem Glück haben“, und er schenkte seiner Frau einen freundlichen Blick.

Gerade, weil er selbst fühlte, daß er im Begriff war, diesem liebenswürdigen Geschöpf heimlich Unrecht zu thun, das ihm die gleiche Herzlichkeit entgegentrug, mochte sein Benehmen sein, wie es wollte, drängte es ihn heute, ihr wenigstens ein anerkennendes Wort zu sagen. Und sie war dafür so dankbar!

Auf ihrem hübschen, frischen Antlitz spiegelte sich die Freude wieder, die ihr seine Entgegnung gemacht, sie reichte ihm nochmals die Hand: „Ja, Du hast Recht, wir haben für uns Beide Glück genug und brauchen nach nichts weiter auf der Welt zu fragen.“ Sie zeigte deutlich die Zuversicht einer Frau, die des Herzens ihres Gatten völlig sicher ist — und merkwürdig genug, dies Auftreten verstimmte ihn wieder. Wie kam sie dazu? — War sie denn davon so sehr überzeugt, daß sie alle Eigenschaften besaß, die einen Mann, wie ihn, auf die Dauer fesseln konnten? — Was wußte sie, wie viel und wie stürmisch es in seiner Brust auf und nieder wogte, welch’ zweite Welt noch immer seine Seele umschloß, von der sie nicht einmal die leiseste Ahnung hatte . . .

Auch heut beim Abendbrot drängte sich ihr Gespräch wieder um die alltäglichsten Dinge — und damit glaubte die gute Frau ihn angenehm unterhalten zu haben. Und während sie wie immer Wirthschaftsgegenstände mit ihm besprach, wurde er den Gedanken nicht los, in welche Schwingungen die unbekannte Briefschreiberin sein Herz versetzt haben würde, wenn sie, statt dieser schlichten einfachen Frau an seiner Seite gesessen.

Das eheliche Zusammenleben mit einer Frau, die für Literatur und

Poesie auch nicht das mindeste Interesse hatte, war doch weit langweiliger, als er es je für möglich gehalten. Daß er selbst den Gesprächsstoff beschränkt und durch seine Abneigung gegen Bücher und Schreibereien in ihr die Meinung erzeugt, sie müsse ihm zu Liebe diese Anschauungen theilen oder sich wenigstens diesen Anschein geben, fiel ihm nicht ein. Er war überzeugt, in Emma eine Frau zu besitzen, deren schlichter, einfacher Sinn aller Bücherweisheit widerstand, und sie hinwiederum wurde immer mehr in der Meinung bestärkt, daß sein Haß gegen Alles, was Literatur bedeute, unausrottbar sei.

Ihre zweitälteste Schwester vermählte sich mit einem höheren Beamten des Dresdener Theaters.

Als sie ihrem Gatten die Einladung zur Hochzeit mittheilte, zeigte er sich zum erstenmal gegen einen ihrer Wünsche ablehnend. Er wollte unter keinen Umständen der Feier beiwohnen, und da sie nicht eher ruhte, als bis sie seine Gründe zu dieser Weigerung erfuhr, mußte er schon mit dem Bekenntniß herausrücken, daß ihm jede Berührung mit Leuten vom Theater verhaßt sei.

Immer wieder dieselbe Abneigung gegen alles, was sich auf Kunst und Poesie bezog! — Aber, wann wäre es nicht einer klugen, liebenswürdigen Frau gelungen, den noch so festen Entschluß des Mannes wankend zu machen! Auch Emma verstand so lange zu schmeicheln und zu bitten, bis Leopolds Widerstandskraft gebrochen war. Er willigte endlich in die Reise, unter der einen Bedingung, daß ihn sein künftiger Schwager und dessen Anhang mit allen ästhetischen Gesprächen ein- für allemal verschonen wollten.

Von den Brautleuten kam die Zusicherung ein, daß man gewissenhaft den Wunsch erfüllen würde, schon um das Vergnügen zu haben, diesen Sohn der Wildniß kennen zu lernen.

(Schluß folgt.)

---

# Reich.

Ein Bild aus dem Herzen des Volkes von

**P. K. Rosegger.**

Jetzt bist du noch in Sorgen und Kummer; in einer Stunde wirst du fröhlich sein. Jetzt bist du noch demüthig und mußt dienen; in einer Stunde wirst du herrschen. Jetzt bist du noch arm — in einer Stunde wirst du reich sein. Gutes Weib, liebe Maria Steinwenderin, wie ist dir um's Herz? Dein lebelang hast du keinen lastenfreien Tag gehabt; schwer arbeiten vom frühen Morgen bis in den späten Abend und dann die müden Hände erst aufheben zur Bitte um's tägliche Brot. Und vor dem Einschlafen die Angst, deinen Kindern könne es einst noch schlechter gehen, als dir, und im Schlafe träumen von deinen verstorbenen Vater und Mutter, die wie du in Kummer und Drangsal haben gelebt. Das ist bisher dein Lebenslauf gewesen. Aber heute — Maria Steinwenderin — heute ist dein Mann nach Landeck gegangen, um bessere Zeiten heimzutragen in dein Haus. Geld wird er bringen, viel Geld, so lasterhaft viel Geld, daß du jetzt schon anfängst, dich vor der Hölle zu fürchten, die nach der Bibel reichen Leuten so gewiß ist.

Zwölf Wochen mögen nun aus sein, oder gar ein Vierteljahr — wie doch die Zeit vergeht! — seit du das gestrickte Geldsäcklein gefunden hast. Unten auf der Innbrücke war's, und just zwischen zwei Balken ist's gelegen, und wenn die Balken um ein nadel-

spitzbreit weiter auseinander gewesen wären, so wäre das Säcklein in's Wasser hinabgefallen. Es war nicht gar dick, ein zusammengerunzeltes Heiligenbildchen war drin — der heilige Jakobus — und vier Zehnkreuzerstücke. Als wie wenn es glühende Kohlen gewesen wären in deiner Hand, so bist du mit dem Fund in den Pfarrhof gelaufen und dreimal ist's verkündet worden auf der Kanzel: es wär' auf der Stubener Innbrücke ein Geldsäckel gefunden worden und der Verlustträger möge es im Pfarrhofe abholen. Verwunderlich! 's ist Niemand gekommen um das Geld und dasselbe ist der Maria Steinwenderin als Eigenthum anheimgestellt worden.

Darauf hat sie eine ganze Nacht nicht schlafen mögen, hat simulirt, was sie denn anfangen sollt' mit dem Fund, daß er ihr am besten gedeihe und auch der armen Seele des Verlustträgers noch zugute kommen möge. Und da — wie schon der Hahn das erstemal kräht draußen in der Lauben, fällt ihr jählings ein, daß der heilige Jakobus, der beim Geld gelegen wäre, ein Patron für die Lotterie ist. Ordentlich einen heißen Stich gibt's ihr im Herzen; ja, in die Lotterie setzen will sie die vier Münzen und das wird zum Glücke sein. Sie betet noch ein Vaterunser und dann will sie einschlafen, da ist schon die Zeit zum Aufstehen und sie muß die Steine abtragen von des Nachbars Kornfeld. Und am Sonntag, wenn ihr Mann heimkommt von der Holzarbeit und die zwei Kinder hütet, geht die Marie nach Landeck und setzt drei Nummern — wie sie ihr zufällig in den Kopf kommen — in die Lotterie. Sie hat so große Hoffnung auf den Gewinn, daß sie den Kindern zwei Lebkuchen kauft und ihrem Manne neue Schuhriemen und, weil sie immer noch Geld in der Tasche hatte, auch einen großen Wecken. Je näher aber die Zeit der Ziehung kam, desto kleiner wurde die Hoffnung und am letzten Tage war sie so muthlos, daß sie es gar nicht wagte, in das Städtchen zu gehen, um sich von ihrer Enttäuschung zu überzeugen. Da schleppte sich ein Dörchergespann des Weges, das die Bauernhäuser und Kleinhäusler abbettelte und ablauerte, ob nicht irgendwo etwas heimlich zu erhaschen wäre und das den Leuten die Nummern angab, welche bei der nächsten Ziehung herauskommen müßten.

Die Maria Steinwenderin schenkte dem Gesindel ein paar Stücke Brot und sagte, um neue Nummern wär' ihr nichts, aber die zuletzt herausgekommenen möchte sie wissen.

„Kann ja gern sein, Bäuerin“, gab ein altes Fraulein zur Antwort und holte mit den erdfalben Fingern ein Papierstückchen aus ihrem Wanderbuche, „derlei heißt Eins fort mit, wenn man aus der Stadt geht. Sind brühwarm, sind erst gestern herausgekommen.“

Die Maria griff nach dem Papier, sah, las die Ziffern und erschrak so heftig, daß sie sich auf die Bank setzen und das Fraulein bitten mußte, es möge ihr die Gutheit thun und ein Schöpfel frisch' Wasser holen vom Brunnentrog.

Die Ziffern, mit widerspenstigem Bleistift von der starren Hand einer Bettlerin auf das zerknitterte Löschpapier gekritzelt, sagten der Maria, daß sie reich war, daß sie wohl — — jetzt mußte das Weib auf die Bank sinken — wohl an die tausend Gulden baar in der Stadt liegen habe, die ihr und ihrem Manne und ihren Kindern alle Noth ein Ende machen sollten. — Weiter konnte sie nicht mehr denken, bis das Wasser kam. Und während sie, die Elbogen zitternd auf die Knie gestemmt, trank und absetzte, um tief Athem zu holen und wieder trank — trottete das Dörchergespann träge davon.

Und noch an demselben Tage hat sie in's Holz zu ihrem Manne geschickt, er solle Alles liegen und stehen lassen und eilends heimkommen.

„Na, in Gottesnam'!“ sagte der Gatte, als er die Botschaft hörte, „jetzt kann ich mich zusamm'halten, jetzt ist daheim was geschehen. — Das Haus steht noch?“ fragte er den Boten.

„Warum soll's denn nimmer stehen?“

„Hat mein Weib selber mit Dir geredet?“

„Sie hat mich selber geschickt.“

„Und hättest auch noch einen kleinen Buben gesehen?“

„Zwei Bübeln — recht flinke, saubere Bübeln — sind vor der Thür herumgelaufen.“

„Hui!“ jauchzte der Holzer auf, „sonst kann's sein, was es will!“ und eilte nach Hause. Daß anstatt dem großen Unglücke ein großes Glück da war — wie hätte der arme Mann daran denken können!

Als er vernahm, sie hätten einen Terno gemacht, faßte er sein Weib mit beiden Armen um die Mitten und rief: „O du sakrische Mirzel!“

Dann verglichen sie die Nummern mit denen auf dem Setzschein und es waren dieselben — das Glück war verbucht.

Und am Tage darauf ging also der Holzer Simon hinaus nach Landeck. Er nahm einen schweren, knorzigen Weißdornstock mit sich, er schliff sich noch das Tischmesser, das sonst zum Brotschneiden war und steckte es in den inwendigen Rocksack, denn das wußte er, wer Geld hat, der muß auch Wehr haben. Als er fortging, stolperte er noch über den holperigen Fußboden der Vorkammer und brummte lachend: „Du verfluchtlete Keischen, du alte, von dir laß ich mir schon lang noch keinen Fuß brechen!“

Und nun verging im Hause der Vormittag und die Maria zählte die Stunden auf der wurmstichigen Wanduhr bis zur Rückkehr des Simon. Die Uhr hatte mit ihrem hölzernen Zeiger fünfzig Jahre oder mehr herabgemessen, aber mit dem heutigen Tage wollte sie nicht fertig werden. Jetzt war's um zwei Nachmittag. Die Maria hatte ein gutes Mittagessen fertig, das sie auf dem Herde sorgfältig mit einer umgestülpten Kochpfanne zudeckte. Sie aß selbst keinen Bissen davon, mit ihm zusammen wollte sie heute Mahlzeit halten und in einer Stunde konnte der Simon da sein.

Aber das Glück — weil's eh so selten kommt — muß man höflich empfangen. Zuerst warf die Maria ihre rauhen beflickten Werktagskleider weg und zog was Besseres an. Dann wusch sie den beiden Knäblein Gesicht und Hände und versah dieselben mit frischen Hemdchen. „Müßt nicht schlimm sein heut“, sagte sie, „es kommt ja das Geld!“

„Ist das Geld brav?“ fragte der kleinste Knabe, der in seinem schneeweißen Hemdchen auf dem Strohpolster saß, mit seiner zarten Hautfarbe schon jetzt anzusehen wie ein Herrenkind, das nur zufällig in die Holzerhütte gekommen sein mochte.

„Ja freilich, Tonel“, antwortete die Mutter, von freudigster Hochstimmung getragen, „das Geld ist wohl brav. Wisset Kinder — geh her, Sepple, und setz' Dich da auf die Bank und laß mir das Fingersutzeln sein! — jetzt loset einmal zu. Wenn der Vater mit dem Geld kommt, nachher kaufen wir das Hochbrunnerhäusel, wo wir gestern oben gewesen sind.“

„Und den Taubenkobel auch dazu?“ fragte der größere Knabe.

„Freilich Sepple, auch den Taubenkobel dazu. Und nachher kauf ich euch ein schönes Gewandel, wie die Schlagwirthbuben haben und nachher gehst mir mit dem Schlagwirthbuben in die Schul', Sepple, und lernst was und kommst nachher gar auf Sprugge und kannst ein Pfarrer werden. Wirst aber sauber sein, wenn Du in der weißen Pfaid predigen thust und nachher mußt für Deine Mutter schön eine Meß' lesen —“

„Und wenn Du stirbst, so werde ich Dich einsprengen“ (einsegnen), sagte der Kleine.

Sie lachte über den Einfall des Kindes, doch das war doch ein Dämpfer gewesen und sie brach die weiteren Schilderungen von ihrem künftigen Pfarrer ab.

„Herentgegen du, Tonel“, sagte sie aber zu dem kleinsten Knäblein „Du wirst nachher schön daheim bleiben, wirst Dein' Vater und Mutter hausen helfen und in zehn Jahren mögen wir leicht einen großen Hof kaufen, den Thalschlösserhof, weißt, wo der große Kettenhund ist.“

Der Kleine schmiegte sein Köpfchen an den Busen der Mutter, ihm graute vor dem Kettenhund, der ihm in Erinnerung war, weil derselb' vor etlichen Tagen, als er mit dem Vater am Hofe vorbeigekommen, so schauderhaft bös gebellt hat.

„Klein's Närrle Du!“ rief die Mutter, „wenn Du Bauer auf dem Thalschlösserhof bist, wirst schon froh sein, wenn Du einen scharfen Kettenhund hast. Der Thalschlösserhofer hat viel Sachen, da sind die Schelm' (Diebe) nit weit. — Ja, Büble, aber halt' still, daß ich Dir das Pfaidle kann einknöpfeln! Du magst doch nit ein Vaterunser lang Ruh' geben den ganzen Tag! Wart, wenn Du nur Thalschlösserhofbauer bist, wirst schon gewetten (eingespannt) werden. Alle Kammern voll Korn und alle Ställ' voll Küh' und Ochsen wirst haben, Lämmle auch! Freilich Lämmle auch. Und Dienstknechte wirst haben müssen und Mägde, daß es nur so staubt im Hof. Nachher bist angesehen weit und breit, und nachher mußt Dir ein Weib heiraten —“

„Und nachher kriegst Du kleine Kinder“, ergänzte der Sepple mit ernsthaftem Kopfneigen.

„Ja, und Du laß' lieber das Fingersutzeln sein!“ mahnte die Mutter den Größeren, „weißt, was der Vater sagen wird, wenn er heimkommt und einen Lebzelten (Lebkuchen) mitgebracht hat? Den geb' ich allen dem Tonel, wird er sagen, der Sepple hat eh seinen Finger im Maul.“

Da zog der Junge seinen Zeigefinger aus dem Mund, ballte die Hand und steckte sie rasch in die Hosentasche. Ging aber nicht lang her, so fand er den Finger wieder zwischen den Lippen; ganz von selber und ohne daß es der Sepple gemerkt hatte, war er hineingekommen, dafür biß der Junge jetzt die Zähne darüber zusammen, um den Ungeberdigen zu strafen und war überrascht, daß der gebissene Finger ihm jetzt selber weh that.

Die Maria Steinwenderin aber hub nun an, zum Fenster hinauszugucken. Der Simon konnte schon da sein oder sie sollte ihn für's wenigst dort über die Grabenwiese herangehen sehen. — Im Schlagwirthshaus unten wird er vielleicht ein halb Stündlein abrasten. Da hat er schon recht; er gunnt sich so sonst nie ein Tröpfel. Aber lang' bleibt er nicht sitzen, das weiß ich, und so möcht' er schon da sein. — Wenn man's aber recht bedenkt, so kann er noch nicht leicht da sein. Das Geld werden sie ihm nicht gleich bis vor die Thür entgegengetragen haben, selb' kann sich Eins raiten (denken, berechnen); da wird gewiß auch bei der Herrschaft (Amt) was zu thun sein und allerlei Geschrift ausgestellt werden müssen, 's ist kein' kleine Sach'. Oder zuletzt hat die Lotterie gar nicht einmal so viel Geld beisammen, daß sie's auf einmal auszahlen kunnt. Wenn sich der Simon nur nicht überdöppeln (übervortheilen) läßt und daß wir Alles kriegen, was uns gebührt! — So simulirte das Weib, und es waren schon neue Sorgen da, bevor noch das Geld kam. — Daß ihm unterwegs nur nichts Böses begegnet sein wird! dachte sie weiter, es gibt allerhand so Leute auf der Straßen, und daß Einer in der Lotterie was gewonnen hat, kommt gleich auf. — Nein, 's ist ja der helllichte Tag. Wenn auch; den Holzmeister haben sie auch beim helllichten

Tag in's Wasser geworfen und haben ihm das Geld weggenommen, mit dem er hätt' sollen die Knecht auszahlen. Vor einem Jahr wird's gewesen sein, und die Leut' sind heut' auch nicht besser, wie dazumal und das Gesindel wird allerweil mehr auf der Straßen.

Immer tiefer dachte sie sich in die Angst hinein. Da rief der Sepple, der auf der Bank kniete und zum Fenster hinauslugte: „Der Vater geht über die Grabenwiesen!"

„Du machst wieder ein' Possen!" rief die Mutter, als wollte sie die Kunde erst nicht glauben.

„Ja, und aufrichtig Gott wahr, er geht über die Grabenwiesen!"

Die Marie sah es nun selbst. Mit großen, aber sehr langsamen Schritten stieg der Simon über den weichen Moorgrund, wo hie und da ein Brett, ein Stein lag, um den Fuß darauf zu setzen. Seinen Stock benützte er als dritten Fuß, auf welchem er sich bisweilen über einen Sumpf oder Wassergraben schwang. — Ist so viel wie gar kein Weg, da von der Straßen bis zum elendigen Steinwenderhäusel. Ein ewiges Glück, daß Eins von diesem Grund einmal erlöst wird. — Und wie er zu Boden schaut, der Simon, und in die Erden hineinlacht! Und nicht einmal die Pfeifen hat er heut' im Mund. Dem sieht man's leicht an, daß er extra was hat. Glaub's gern, der ist seiner Tag mit Tausendern noch nicht viel umgesprungen. — So war wieder das Denken der Häuslerin.

Als der Simon von der Wiese über die Holzschranke auf den Hausanger hereinstieg, brach er einen Zaunstecken, daß es krachte, und schleuderte ihn dann von sich. — Wie er schon übermüthig ist! dachte Marie, nun, wir brauchen auch diesen alten Zaun gar nicht mehr.

„Jetzt, Kinder, seid hübsch ruhig, jetzt kommt das Geld!" flüsterte die Maria, da schrien die Kinder: „Jetzt kommt das Geld!" und polterten der Thüre zu. Diese ging schärfer als gewöhnlich auf und nicht ganz ohne Gefahr für die Kleinen. Der Simon trat herein. Wortlos schob er die Kinder von seinen Knien weg, schritt dann schwerfällig über die Stube, zog seinen Janker aus und warf ihn auf die Bank hin. Davor erschrak die Maria etwas. Er hing den Rock sonst immer hübsch an den Nagel, wenn er ihn auszog, und heute, wo in dem Sack die volle Brieftasche stak, sollte er's schon ganz besonders thun. Der Simon wird doch von denen Keiner sein, die leichtsinnig werden, sobald sie Geld haben! Nein, das nicht, ein Seitel getrunken dürft' er haben — das macht nichts, jetzt wird er sich wohl was vergunnen dürfen.

Der Simon, den Hut noch auf dem Kopf, etwas in's Gesicht hereingeschoben, ging in der Stube so hin und her, griff ein- um's anderemal auf die Leisten hinauf, als ob er was suchte, fuhr sich dann mit den Hemdärmeln über das rauhe und geröthete Gesicht, wobei er in seinem Schnurbarte eine arge Verwirrung anrichtete. Dabei knurrte er gegen die Wand gekehrt ein paar Silben, die nicht verstanden werden konnten.

Sein Weib war nicht weit von der Ofenbank gestanden und hatte ihn so von der Seite angesehen.

„Na", sagte sie endlich, „jetzt ruck' nur aus."

„Ein höllvermaledeites Glumpert!" stieß der Mann wild hervor.

„— Aber, Sim, was —? wirst doch nit!" stotterte das Weib.

Da wendete er sich gegen sie und schrie ihr in's Gesicht: „Derstunken und derlogen ist's!"

„Wird leicht doch nicht sein", hauchte sie.

„Keinen Hunds-Kreuzer haben wir!" rief er, „nit e i n e Nummer ist da, nit eine, die auf unserm höllmentischen Fetzen steht. 's ist eine angespielte

Sach' oder 's ist ein helles Teufels-g'spiel, daß die Nummern, die Du Dir von dem Strolchen hast aufschwatzen lassen, just zusammpaßt haben. Aus-g'lacht haben sie mich, wie ich, der Narr, heut' hintrott' und 's Geld haben will. Und gemeint hab' ich, bei der Gurgel packen müßt' ich ihn auf der Stell' den Lotterieschreiber, bis er mir mein' Sach' weist. Zum G'rathen, daß sie mich nit eingespert haben. Ich sag' Dir, Alte, eine Bestie kannst werden, wenn Du Dir zuerst einbildest, Du hättest die Säckel voll Geld und ein einzig Wort, ein Rauberwort, greift Dir hinein und reißt Dir's weg. So ein Rauberwort ist das gewesen, wie der Schreiber den Fetzen anschaut und sagt: Was wollt's denn Ihr? Habt's ja nichts errathen! — Lump! sag' ich ihm in's Gesicht, weil Ihr meint's, ein Arbeitsmensch kunnt sich nit verefentiren (vertheidigen), so wollt's ihm's ablaugnen. Ja, wie ich sag', ein kleines G'fehlt hat's g'habt, daß sie mich nit in die Keichen (Arrest) stecken."

Die arme Maria war blaß geworden. Sie setzte sich jetzt auf die Ofenbank und sagte kein Wort. Die Kinder kamen zu ihr und fragten, wo das Geld wäre. Dem Kleinen reinigte sie mit ihrer Schürze das Näschen. Und mit derselben Schürze fuhr sie sich dann selbst zu Gesichte, um anscheinend ein ähnliches Geschäft zu verrichten, in Wahrheit aber, um in die Leinwand zu schluchzen.

„So was halt' ich für das größte Unglück", versetzte der Simon und ging, die Hände in den Hosentaschen, rasch über die Stube.

„Ist es auch", antwortete das Weib, „und oft genug hat der Schlagwirth gesagt: Die Armuth kennst nur, wenn Du einmal reich gewesen bist. Jetzt trifft's uns selber. — Ich hab' mir schon den Thalschlösserhof gekauft gehabt", lachte sie mit nassen Augen.

„Der ist Dir niedergebrannt und Du darfst nit einmal Brandsteuer sammeln gehen."

„Und sollten wieder fortrackern und fortkümmern in der Elendigkeit."

Er blieb vor ihr stehen und die Fäuste in den Taschen machten zwei große Knoten an den Hüften: „Weißt, daß ich jetzt ein schlechter Mensch werden kunnt?"

Sie sah ihn an.

„Ich trau' mir nimmer."

„So mußt halt nicht denken", sagte sie.

„Wenn's mir einmal so zusetzt, daß, wenn Eins schon bettelarm ist, man vom Herrgott noch obendrein zum Narren gehalten wird — nachher bin ich Alles im Stand."

„So unchristlich möcht' ich mir auch wieder nicht denken", sagte das Weib.

„Ich möcht' auch nicht!" rief er, „aber wenn's Einen so überfällt und der Mensch in den Inn gestürzt ist, mit dem ich heut' unten bei der Kreuzwand zusammenkommen bin —"

Sie sprang von der Bank auf, daß das Sepple, welches ihr in dem Schoß gehockt war, ordentlich auf den Boden hinabkollerte.

„Jesu Christi — Simon!" kreischte sie, „wirst doch nichts angestellt haben!"

„Schon vor dem Postwirthshaus z' Landeck hab' ich ihn 'troffen. So ein Stadtherr, der sich vor lauter Gutleben in der Stadt gar nimmer zu helfen weiß, daß er für nichts im Gebirg herumsteigt, weil er sein Lebtag einmal möcht' müd' und hungrig werden. Mit einem Hunderter hat er den Postmeister auszahlt; hab's wohl gesehen, hat noch mehr so Papier gehabt in seiner Brieftaschen. Und nachher, wie ich später hell verzagt auf der Straßen daher geh', zur linken Hand die Steinwänd, zur rechten das Wasser, und kein Mensch ist weit und breit, als wie der Stadtherr, der ein paar Büchsenschuß vor mir hinsteigt, so hab' ich mir denkt: Simon, weil's heut'

so schlecht ausgangen ist und daß du noch verlacht worden bist, dieweil deine Elendigkeit wieder neudings anhebt, wag' einmal ein ander G'spiel."

„Simon!" schrie das Weib, und als wie wenn sie ihn würgen wollte, fuhr sie mit den Fingern gegen seinen Hals: „Red' mir nit weiter!"

„Weiß auch nichts mehr", sagte er.

„Der lieb' Herrgott wird Dich beschützt haben!"

„Auf den hab' ich nit denkt. — Du bist mir eingefallen — die Kinder —", die Stimme verschlug's ihm.

„Geh'", fuhr er dann spöttisch fort, „grimm' Dich nit um den Stadtherrn, der steigt frisch und gesund dem Engadin zu, und Du hast ja so viel einen braven Mann, der läßt Weib und Kind schon noch eine zeitlang hungerleiden."

„Vom Hungerleiden ist gar keine Red'", sagte sie, „und wenn wir und unsere Kinder in Plag und Kümmernuß fortleben müssen, so ist das freilich wohl bös, dieweils Anderen so gut geht, aber daß Eins desweg' schlecht werden müßt' —"

„Sei lieber still!" fuhr er sie an, „wir sind einmal für die Mühsal auf der Welt, und da hilft kein Reden. Du bist auch so dumm! Hättest das Geld, das Du hast gefunden, lieber im Sack behalten, anstatt dem Kaiser einzuspielen, der eh genug hat, wär' mir der heutige Tag verspart blieben und die Aergernuß. Das hättest Dir denken mögen, hättest ein Tüpfel Verstand in Deinem dicken Kopf."

„Freilich!" entgegnete sie gereizt, „zu todt gern hast mir's glaubt, wie ich Dir vom Glück hab' erzählt. Und jetzt hätt' i ch die Schuld! — Geht's weg, ihr Gezücht!" damit schob sie die beiden Kinder, die sich an sie gedrängt hatten, unwirsch von sich. „Euretweg hat man nichts Gut's und kein Stündel Ruh' auf der Welt, und letztlich gebt's auch Ihr Einem die Schuld seiner Tag, wenn's euch nit so geht, wie's euch thät taugen. — Wahr ists: wer einmal heiratet, der begeht siebenmal eine Narrheit und neunmal eine Dummheit, und gar eine Straf' Gottes ist's, wenn Bettelleut' zusammenheiraten."

So ging's zu, und es war ein rechtes Elend zu dieser Stunde in dem sonst so friedlichen Steinwenderhause. Der Mann grollte, das Weib schmollte, die Kinder schluchzten. Der Sepple aber, der sich gar nicht beruhigen wollte, weil er das Böse, so in's Haus eingekehrt war, schon ahnte — er bekam von der Mutter endlich doch eine Birne geschenkt, die ihm den Mund stopfen sollte. Der Tonel hockte in einem Winkel, nichts am Leibe, als das weiße Hemdchen, das ihm zur Feier des Tages angethan worden war. — Das erwartete Glück aber ließ sich fein entschuldigen, es sei bei Fürsten und Grafen geladen, es könne nicht kommen, schicke aber, da die alte Armuth denn einmal abgedankt sei, eine neue in's Haus. —

An der äußeren Seite der Stubenthür war ein Tasten nach der Klinke, ein unsicheres Drücken an derselben, bis endlich die Thür ein klein wenig aufging, dann aber wieder langsam zugezogen wurde. Dem Kleinen kam das so unheimlich vor, daß er trotz Allem von seinem Winkel zur Mutter schoß. Aber draußen war keine Ruhe und an der hölzernen Thürklinke knarrte und ächzte es leise, bis es dem Simon zu toll wurde. Er trat zornig zur Thür, riß sie auf — da kollerte ein alter Bettelmann, der sich an der Klinke gestützt haben mochte, über die Schwelle herein zu Füßen des Holzers.

Diesem wäre der Bettler sehr gelegen gekommen, um an ihm seine Wuth auslassen zu können; aber vor Allem mußte der Alte von der Erde aufgehoben werden. That wohl selbst das Möglichste, der bresthafte Mann, um wieder auf die Beine zu kommen, aber der starke Arm des Simon war doch auch nöthig. Und als der Holzer

sah, wie ihn der Alte mit seinem abgezehrten, stoppelbärtigen Gesichte, mit seinen müden und trüben Augen so traurig und dankbar anblickte, da verging ihm alle Wildheit.

„Wie närrisch, daß ihr da hereingefallen seid?“ sagte er.

Der Alte blickte ihn an und antwortete nichts.

Stand auch schon die Marie da und fragte: „Was wollt Ihr denn? Ist Euch letz geworden, gelt?“

Er richtete sein müdes Auge auch auf sie; mit halbgeöffnetem Munde und vorgebeugtem Haupte stand er da und sagte noch immer kein Wort.

„Mein Gott, Ihr seid ja hell nit bei Euch selber!“ rief das Weib.

Da tastete der alte Mann zitternd nach ihrem Arm, um sich zu stützen, und mit der andern Hand fuhr er gegen den Mund und machte die Geste des Essens.

Jetzt blickte die Marie ihren Mann an und er sie. Nun wußten sie, der Greis hatte Hunger.

Der Simon hieß ihn auf die Ofenbank niedersetzen, aber der Alte hörte die Einladung nicht, er wankte wieder zur Thür hinaus und vor derselben auf der Wandbank legte er mühevoll sein Bündel ab und setzte sich mit Hilfe seines Stockes daneben hin. Welch' eine Mühsal, der selbst das Abrasten so sauer wird!

Das kleine Tonele auf dem Arm, das sich fest an sie schmiegte, eilte die Maria Steinwenderin in die Milchkammer und brachte eine volle Rein Milch heraus, von der sie nicht einmal die Rahmschichte weggeblasen hatte, wie sie sonst stets that, wenn sie den Ihren die Gottesgabe auftischte. Der Simon nahm aus der Tischlade den Laib Brot, schnitt ein Stück davon ab und das Messer ging tiefer, als sonst.

Und als die Maria an der Thür stand, an ihrer Seite der neugierige Sepple, der an seiner Birne nagte und dabei, halb in Furcht, halb in Mitleid, den alten Mann beschaute; an ihrem Arm das kleine herzige Knäblein in weißem Linnen, mit apfelrothen Wangen und seinen paar klaren Augensternen — ein engelhaft holdes Kindesköpflein, sich an den Mutterbusen schmiegend, und wie sie, die Maria, in ihrer drallen Gestalt, mit zierlich geflochtenem Blondhaar, dastand und mit einem Angesichte voll Milde und Wohlwollen die Milchschüssel reichte, da blickte der Simon nur so hin. — Und als der alte taubstumme, allverlassene Mann vorgebeugten Leibes mit zitternder Begier nach der Schüssel langte, während die blassen Lippen zuckten und aus den stieren Augen der Hunger glotzte, da blickte der Simon nur so hin.

Und während der Greis draußen Milch und Brot verschlang und Maria in die Stube zurückgekehrt war, setzte sich der Holzer auf einen Dreifuß, hielt die Elbogen auf seine nackten Kniee gestützt und sah zu seinen Schuhspitzen hinab.

„Geh' her ein wenig, Maria“, sagte er nach einer Weile, ohne aufzublicken.

Sie ging ganz leise zu ihm, neigte ihr Haupt nieder zu dem seinen und sagte: „Willst mir was, Simon?“ Ihre Stimme war weich und innig.

„Maria“, versetzte er und zog mit beiden Händen, aber lässig die Riemen seiner Bundschuhe fester. „Mußt nit bös sein dessertweg, daß ich so bin gewesen. Mußt mir die Red' verzeihen, so schlecht, wie ich's gesagt, hab' ich's nit vermeint.“

„Geh', sei nit närrisch“, war die Antwort.

„Gar versündigen kunnt man sich mit solch gottlosem Zeug“, fuhr er fort. „Wenn man's nimmt, möcht' wissen, was uns fehlt? Sind gesund, mögen unsere Sach' verdienen, haben unser Dach und Fach, halten brav zusamm' und haben keine Feindschaftlichkeiten herum. Nachher — Maria — schau Dir einmal die zwei Buben da

an. Frisch wie's Leben. — Wenn man's nimmt und wenn man den alten Hascher anschaut da draußen, so kann man wohl sagen, wir sind nicht arm, wir sind reiche Leut'!"

Darauf antwortete das Weib: „Gerad' wie Du's jetzt gesagt hast, so hab' ich denkt, wie ich dem armen Mann das Reindl Milch hab' gereicht. Der ist alt und krank und hat leicht keinen Menschen auf der Welt, zu dem er kunnt seine Zuflucht nehmen. Und sein Anliegen, das kann er nit sagen, und wollt' ihn wer trösten, so kann er's nit hören. Halb blind ist er auch schon. — Der ist arm und doch weiß man's nit, ob er auch unglücklich ist. Zwischen Armuth und Unglück liegt ein tiefer Graben, hab' ich oft gehört. Und andertheils, wenn man bedenkt, daß wir reich sind, damit allein wär' ich noch lang' nit zufrieden. Im Herzen drin muß Einem leicht sein — und das ist mir jetzt wieder. Schau' mich an, mein Simon! Gelt, Du verzeihst mir das grob' Wort, das ich voreh hab' dahergeschrien, wo ich selber nit dran glaubt hab. Gelt' Simon, 's thut Dir nit mehr weh?"

Er neigte mit dem Kopfe tief hinab, zog die Schuhriemen ganz übermäßig fest zusammen und sah starr zu Boden. — Sie braucht es just nicht zu wissen, daß seine Augen naß sind.

Jetzt ging wieder die Thür auf, ganz leise, aber weit, und herein schaute der alte Bettelmann und der hatte ein ganz anderes Gesicht, als das erstemal. Es war nicht so schmal und blaß, es lächelte und die Augen waren viel lebhafter und von der grauenden Haarlocke frei, die ihm früher so wirr niedergehangen. Er war gestärkt. Und als er sah, daß die Eheleute auf ihn hinschauten, tappte er mit dem Finger seiner rechten Hand auf die linke Seite seiner Brust und zeigte darauf hastig mit demselben Finger nach oben.

„Gesegne Euch's Gott!" rief ihm die Maria zu, gleichwohl sie schon die Ueberzeugung gewonnen hatte, daß er taubstumm war.

Der Simon sprang auf, rascher, als man es sonst thut, will man ein gut Werk verrichten, schnitt noch ein Stück Brot ab und reichte es dem Alten.

Dieser dankte durch allerlei Geberden, dann trippelte er auf seine Bank zurück, lud das Bündel auf den Rücken, faßte den Stock und wandelte davon. Völlig frisch und munter sah er aus, der Gesättigte, aber der Schüssel, die auf der Bank stehen geblieben, war es nicht anzusehen, was heute in ihr gewesen sein mochte. Nur Kettenhunde fegen sonst die Schüsseln so blank und rein.

Der Simon hatte dem Alten eine Weile nachgeblickt; dann setzte er sich wieder auf den Dreifuß, aber mit der Miene des Behagens. Dann that er einen Pfiff und sagte: „Geht her, Buben, wir wollen Ein's hopsen mit einand! — Und Du, Mutter, wenn Du was zum Essen hast, so bring's herein, sonst krieg' ich Schaben im Magen."

Da war sie die geschäftigste Hausfrau und das glückseligste Weib. Und der Simon, als er am Tische stand und Brot in die Suppe schnitt, wackelte mit dem Haupte und murmelte: „Du verdangelte Sach'! jetzt und wär' ich heut' bald verrückt worden. Eine Schand für die Welt, daß der Bettelmann muß reich machen!"

# Aus der Kinderstube.

Aus dem Italienischen des **Emilio Praga**. Deutsch von **Julius Schanz**.

I.

Er schlug an jenem Tag die Fenster auf,
Und grüßte dankbarfroh der Blumen Düfte,
Und sah mit Dank zum Azurblau hinauf,
Und sprach: Wie lieblich säuselt ihr, o Lüfte!
Fahrt wohl! rief er den Schwalben zu mit Schalle,
Fahrt wohl und segne Gott euch Wand'rer alle!

Beim Worte Gott durchrann mit süßem Graus
Die Ehrfurcht ihn und mit geheimem Beben
Jehovah! Schöpfer! Vater! rief er aus,
Heil Allen, die auf dieser Erde leben,
Vergangenheit und Zukunft zu vereinen,
Läßt er ein Unvergängliches erscheinen.

Und zu sich selbst sprach er: Ambros'sche Lust
Will mir des Herzens tiefste Pforten sprengen!
Vertausendfachtes Glück der Menschenbrust,
Ström' aus dich in begeisterten Gesängen.
Ein Kind, ein Kind, ein Knäblein ist erschienen,
Frisch, kräftig und mit gottgeküßten Mienen.

Er kam, er kam der Knabe zart und fein.
Als ein Messias in das stille Häuschen
Zog der ersehnte Freudenbringer ein.
Im weißen Hemdchen und im bunten Kräuschen,
Mit Stickereien links und rechts gezieret,
Liegt er in seinem Wieglein einquartieret.

Schon hab' versunken in sein fromm' Gesicht
Ich jeden süßen Himmelstraum geträumt;
Nun glaub' ich an die Engel und das Licht,
Das ihre Stirn mit Glorien umsäumt.
Ihr Bücher, lebet wohl; in dieser Stunde
Hab' ich die Welt erkannt im tiefsten Grunde.

Was kein Levit, kein Weiser euch enthüllt,
Erschlossen liegt es frei vor meinem Blicke;
Die Thräne, die im Aug' des Kindes schwillt,
Ist das Geheimniß unserer Geschicke:
Lebt wohl, ihr Zweifel, ihr geträumten Schmerzen,
Ich schau und fühl' und segne Gott im Herzen.

II.

Nun wirst Du gebadet,
Mein herziges Kind,
Der Dichter liebt nur
Was lieblich und lind;
Das süße Wunder
Erfülle die Luft,
Wie Aehrengesäusel
Und blumiger Duft.

Es sei in Gedanken
Ein Kranz ihm geweiht,
Doch keusch und gefällig,
Doch schön und leicht:
Das Schicksal zu lesen
Und glücklich zu sein
Genüget sein Kuß
Und sein Herz uns allein.

Wenn Dornen hohnlachend
Der Pöbel uns flicht,
Beschütz' uns sein kleines
Unschuldig Gesicht,
Und wenn in der Welt uns
Ein Kranz noch umlaubt,
So schmück' er sein blondes,
Sein sonniges Haupt.

Und du, ob du Schicksal,
Ob Zukunft dich nennst,
Das allein seine Freuden
Und Thränen Du kennst,
O blick' ihn mit heiteren
Augen nur an,
Vergold' ihm wie Frühroth
Die dunkele Bahn.

Und ist ihm des Genius
Stempel verlieh'n
Und muß mit dem Brandmal
Des Dichters er zieh'n,
Dann kehre noch einmal
Die Zeit des Gesangs,
Unsterblichen, zarten
Und kräftigen Klangs.

Doch besser, weit besser,
Wenn einstmal sein Loos,
Ein friedliches Häuschen
Der Ruhe im Schoß;
Von Schwalben umnistet
Zu Schutz und Wehr
Häng's zwischen dem Himmel
Und zwischen dem Meer.

III.

Warum mein Knabe,
Warum so bleich?
Was blicket Dein Auge
So blau und so weich,
Das nie ein Schleier
Des Zweifels umfing,
Stets nach des Himmels
Azurenem Ring?

Blick' nicht so schmachtend,
Lieb Knabe mein,
In jenen Baldachin
Gottes hinein,
Denk' nicht in's Jenseits
Von mir zu flieh'n,
Wo nur die Todten
Hinüber zieh'n.

Schau' nicht in den täuschenden
Spiegel hinein,
Sing', plaud're, mein Knabe,
Du singst ja so fein!
Auch ich, o mein Knabe,
Auch ich, sieh' her,
Erhebe mein Aug'
Zu den Wolken nicht mehr.

Flieht, Wolken, geh auf
Du azurenes Licht,
Ich schau nur allein
In Dein schönes Gesicht!
Seitdem ich Dich wiege
An dieser Brust,
Steigt wieder zu mir
Paradiesische Lust.

Dein zartes Gesicht
Mit dem goldenen Haar —
Es gibt keine bessere
Bibel fürwahr,
D'rauf niederzulegen,
Wenn Zorn uns durchbebt,
Die Hand, die bereits sich
Zur Rache erhebt.

Dein zartes Gesicht
Mit dem Näschen darin,
Geformt wie ein Blättlein
G'rad wie der Jasmin,
Mit jenen rosigen
Wänglein klein,
Wie die Mimose
So zart und fein.

Wenn auf dem Schoße
Der Mutter Du
In seligem Schlummer
Dein Aug' schließest zu,
Und wenn im Traume
Du schüttelst den Kopf
Wie ein Alter, der träumt
Vom Nachtmützenknopf;

Wenn übereinander
Die Aermchen gedeckt,
Die feinen Händchen
Breit ausgestreckt,
Aus Deinem Bettchen
Du schauest nach mir,
Als stünd' ohne Kappe
Ein Mönch vor Dir:

Dann tauchet empor
Die Erinnerung so gern,
Dann schweif' ich und suche
In dämmernder Fern'
Und such' den Verbannten
Und find' ihn zuletzt,
Den Knaben, den Jüngling,
Den Vater anjetzt.

Ich find' ihn: beschäftigt
Im Geist auf dem Land,
Steht er an den schwarzen
Schiefer gebannt,*)
Ich seh mit der Schwester
Zur Vesper ihn geh'n
Und in der Tasche
Brotkügelchen dreh'n,

Anstatt zu beten
Den Rosenkranz;
Ich sah ihn verkläret
Von Beifall ganz,
Als vor den Seinen
Er zog an das Licht
Sein erstes, den Glocken
Abgelerntes Gedicht.

*) An die Schreib- und Rechentafel.

Ich schwör' es den Menschen
Und schwör' es zu Gott,
Daß dankbar ich segne
Den Haß und den Spott,
Die jemals im Leben
Den Pfad mir umrankt,
Wie einem alten
Freunde man dankt.

Mein Knabe voll Unschuld,
Du Gottcreatur,
Wachs' auf und belausche
Das Herz der Natur,
Wachs' auf zu reiner
Freuden Genuß,
Dem Herzen entströme
Dein Ueberfluß.

In die Schule gehen
Zum Wald wir hinaus:
Von Blumen und Blättern
Und Wogengebraus,
Auf Höhen und Tiefen
Hallt wieder dort
Bis in den Himmel
Hinauf mein Wort.

Zwei echte Poeten,
So stolz als schlicht,
Begehren Pedanten
Und Pfaffen wir nicht.
Zum Teufel fahre
Die Heuchelei,
Wir glauben und lieben
Allein und frei.

## IV.

Zur Abendstunde, wenn die Glocken schweigen,
Singt dem Gemüthe, das nach Ruh' begehrt,
Der Frieden und die Liebe ihren Reigen.

Müd' ist der Mann vom Tagwerk heimgekehrt,
Des Weibes Aug' von feuchtem Glanz umschwommen,
Ein gold'nes Kirchlein ist der traute Herd.

Indeß die Flamme lichterloh entglommen,
Wächst und herabsinkt, kämpfend mit der Helle
Des Mondeslicht's, das still herbeigekommen:

Indeß der schwarze Kater an der Schwelle
Geheimnißvoll in tiefem Traume ruht,
Als rück' er niemals mehr von dieser Stelle:

Steig', wie ein Taucher in die Meeresfluth,
Ich in das Herz, das mir ein Gott gegeben,
Mein athmend Kind, es schläft so sanft und gut,
Zeigt mir den Weg, den Perlenschatz zu heben.

## V.

## Memento.

Ach läge nicht die Ahne längst im Grabe,
Wenn sie noch, die zuerst geliebt ich habe,
Sich wie vor Zeiten unter uns bewegte,
Was müßte das ein Glück sein, wenn ich legte
Ans Herz ihr diese junge Liebesgabe.

Was wäre das ein Jubeln und Frohlocken,
Ihr Silberhaar und Deine blonden Locken,
Dein Haar von Gold zu schau'n mit ihr im Bunde!
Wie müßt' mein Knabe lächeln froh erschrocken,
Lebt' uns're Urgroßmutter noch zur Stunde.

Sei still, mein Kind, wenn ich im Arm dich wiege,
Und lerne fest mir in das Auge schauen,
Denn ein Geheimniß will ich Dir vertrauen:
Ihr Hügel sehnet sich nach Deiner Wiege,
Komm, lass' uns geh'n und sehen wo sie liege.

Hier ist das Grab der Gütigen bereitet,
Die liebevoll und schweigend mich begleitet,
Zog ich im Geist zu fernen Länderstrecken
Mit frischem Winde, der die Jugend leitet,
Goldland und Perlenküsten zu entdecken.

Im Ocean, in weiter, weiter Ferne
Auf meiner Weltfahrt arg verschlungnen Bahnen
Ließ mehr als Gold und Perlen Dich das Mahnen
Des eignen Herzens jene Heil'ge ahnen,
Mein Kind, gleich einem schönen Zukunftssterne.

Sie legte sich in's dunkle Grab danieder,
Und nimmer aus der kalten Erde wieder
Wird sie empor an's Licht des Tages steigen:
Ein neu Geschlecht ließ hier im Haus sich nieder,
Das einst ihr Tempel war, nun unser eigen.

Doch mein Idol starb auf dem kalten Pfühle
Nicht ganz, und ihre heiligsten Gefühle,
Sie wurden nicht im Sarg mit eingeschlossen:
Sie sind ein Schatz, der, über das Gewühle
Der Welt hinaus, auf uns sich ausgegossen.

Ich erbte ihn für Dich, mein süßer Knabe,
Dein Herz mit dieser selt'nen Himmelsgabe
Zu engelreicher Schönheit zu erziehen.
Zu jener Schönheit, die noch aus dem Grabe
Uns anhaucht in Gesang und Melodien.

Ich werd' an Poesie und Schwindsucht sterben:
Besing' (auch Du, mein künftiger Rhapsode
Weißt dann, wie Liebe rasch oft geht in Scherben!)
Großmütterlein und mich in Einer Ode
Und Gott wird mir auch gnädig sein im Tode.

# Die letzte Gabe.

„In der Veranda", eine dichterische Nachlese von Anastasius Grün. (Grote'sche Verlagshandlung, Berlin). Besprochen von K. J. Schröer.

In dem vorliegenden Büchlein erhalten wir eine Gabe, wie sie nicht jede Messe bringt. Das Vermächtniß eines großen Mannes, der rein wie ein Lichtstrahl sein ganzes Leben hindurch der Mitwelt vor Augen gestanden. Wie schmerzlich empfinden wir, daß es ein Vermächtniß ist. Es war nicht dazu bestimmt. Schon im April, an seinem 70. Geburtstage, sollte das Buch erscheinen. Aeußere Umstände haben die Veröffentlichung hinausgeschoben und der Tod hat inzwischen den Dichter selbst uns plötzlich, unerwartet entrissen! Er sollte das Büchlein nicht mehr erleben, sollte nicht mehr sehen, welchen Eindruck es hervorbringt! —

Ich hatte das unschätzbare Glück, ihm persönlich näher zu stehen und ich kann nicht umhin, bei seinen Gedichten seiner Person zu gedenken. Auersperg dachte von seinen Dichtungen so bescheiden, daß ich nicht selten überrascht war über seine Aeußerungen. Ich fragte ihn wiederholt: ob er denn seine zerstreut in den Journalen erschienenen Gedichte nicht in einer Gesammtausgabe erscheinen lassen werde, oder aber sie bei einer neueren Ausgabe seiner Gedichte nicht einzureihen gedenke? Jedesmal erwiderte er: er wisse denn doch nicht, ob er daran denken solle. Viele, dachte er, wären doch schon veraltet; und sie einzureihen in die „Gedichte" schien ihm ein Unrecht gegen die Abnehmer der früheren Ausgaben! — Wie angenehm war ich daher überrascht von einem Briefe vom 5. März 1875, in dem er mir schreibt, daß er doch nun den Gedanken ventilire eine Nachlese von Gedichten zusammenzustellen, ja, in dem er sogar mir einen kleinen Antheil an diesem Entschluß freundlich zuschreibt. Schon in einem Briefe vom 13. Februar 1875 hatte er mich mit warmen Worten erfreut, mit denen er mein Buch: „Die deutsche Dichtung im 19. Jahrhundert (Leipzig 1875)" beurtheilte, und den 5. März überraschte er mich nun mit der Mittheilung, daß das Buch für ihn eine praktische Bedeutung gewonnen habe. Ich hatte gesagt „seine Gedichte veralten nicht", und das veranlaßte ihn, allen bisherigen Bedenken entgegen, die Gedichte, die in der Sammlung nicht enthalten sind, doch zusammenzustellen, um sie mir gelegentlich mitzutheilen, mit der Aufforderung, sie einer rückhaltslosen Kritik zu unterziehen. Wirklich erhielt ich im Sommer 1875 das ganze Manuscript und es begann ein lebhafter Briefwechsel darüber, wobei ich meine Aufgabe darin sah, mich wiederholt für die Veröffentlichung auszusprechen und alle Bedenken dagegen zu besiegen.

Die Sammlung ist in der That ein Werk von größter Bedeutung; sie begleitet die Entwicklung der Geschicke Oesterreichs vom Jahre 1842 bis in unsere Tage mit warmen Herzschlägen eines reifen Geistes und ist schon von dieser Seite aus betrachtet, ein Denkmal von bleibendem Werth. Sie zeigt uns zugleich im Zusammenhange das Verhältniß des Staatsmannes und Dichters zum öffentlichen Leben, wie wir dies auch aus der Reihenfolge seiner epischen und aus seinen bisher bekannten lyrischen Dichtungen erkennen konnten. Ein Irrthum ist die Annahme, daß die Sammlung nur solche Gedichte enthalte, die schon in Zeitschriften und Almanachen erschienen waren. Dies überall zu bestimmen hält wohl schwer. Auersperg wurde so vielfach von Unternehmern von Zeitschriften, Jahrbüchern u. s. f. um Beiträge angesprochen, denen er immer zu entsprechen bemüht war, daß es schwer ist, mit Bestimmtheit von jedem Gedichte zu sagen: ob und wo es einmal gedruckt war. Ich fragte ihn darüber selbst und erhielt den 1. April 1876 zur Antwort: „Wie Sie ganz richtig vermuthen, ist ein großer Theil der in dieser Sammlung zusammengestellten Gedichte noch ungedruckt. Ich nenne beispielsweise die älteren Liebeslieder, einige Sonette, die Fortsetzung der Walhalla-Nichtgenossen, den Nachklang nach dem Schützenfeste, sämmtliche Sprüche, dann die Rebe, „zur schönen Wirthin“, Unheimliche Gäste, Eine Jahresfeier (der Polen), Der Erzherzog Reichsverweser u. s. w. Ich kann die Liste nicht vollständig geben, da sich das geordnete Inhaltsverzeichniß mit dem Manuscripte in Berlin befindet.“

Da das Ganze nun gedruckt vor uns liegt, sehen wir leicht, daß es unter allen Publicationen des Dichters eine hervorragende Stelle einnimmt. Die Gedichte reichen ihrer Entstehungszeit nach vom Jahre 1842 bis 1876, bis zu seinem 70. Lebensjahre und wir müssen gestehen, daß an ihnen vom ersten bis zum letzten nicht eine Spur von Abnahme der Kraft wahrzunehmen ist. Es können seine letzten Gedichte neben seine Jugendgedichte gestellt werden und wenn ein Unterschied wahrzunehmen ist, so liegt er nur darin, daß der Ausdruck in den späteren Gedichten die früheren an Klarheit übertrifft, wenn auch gewisse Härten, die das Verständniß manchmal erschweren und deren er sich wohl bewußt war, ihm immer eigenthümlich geblieben sind.

Vorherrschend gehören die Gedichte nicht in das Gebiet der Lyrik. Des Dichters Auge ist meist auf das Menschenleben mit seinem Wohl und Wehe gerichtet. Interessante bedeutende Situationen hält er fest. Dabei stehen ihm nun die großen Gaben zu Gebote sowohl plastischer Gestaltung, als auch spannenden Vortrages, echt epischer Kunst. Oft ist seine Dichtung voll glänzender Gedanken und erhebt sich mit rhetorischem Schwung, an Schiller's Gedankendichtung erinnernd. Zuweilen aber gibt er sich auf das anmuthigste rein dichterischem Spiele hin und läßt dann immer die reinste poetische Wirkung zurück. Wir wollen nur Einzelnes hervorheben, um das Gesagte zu illustriren. Schon daraus werden wir ersehen, mit welcher Gabe von bleibendem Werth unser Schriftenthum durch dieses Büchlein beschenkt ist.

In einem Gedicht als Vorwort sagt der Dichter, bezeichnend genug für seine freie und unerschütterlich hoffnungsfreudige Natur: „Der ich einst spazieren ging, raste nun in grünen Lauben; in dem wechselvollen Ring blieb mir Eines doch: mein Glauben! Glauben an die Sonnenkraft, die im Menschengeiste lodert; Glauben an den Lenz in Haft, der sein Recht des Freien fodert; Glauben an das Vaterland, an das große, deutsche Eine, ob auch ein geriss'nes Band heute noch manch Aug' beweine.“ Aber alles

Endliche vergeht, selbst das Herz altert, die Freunde des Dichters aus seiner Jugendzeit sind dahin. Er fühlt sich einsam. „Doch, sieh da," fährt er fort, „ein Lockenhaupt naht zu lauschen meinen Saiten; freundlich, wie ich kaum geglaubt, winkt es Beifall gar zu Zeiten. Fühlt das Kind der neuen Zeit heute noch, wie wir gesungen? Klingt der Alten Lust und Leid tönend fort durchs Herz der Jungen? — — — Dieses Bild, noch halt ich's fest mit den frischen Farben allen, wenn die müde Wimper läßt drüber ihren Vorhang fallen." Obwohl dieses Gedicht nicht sein letztes ist, können wir es doch seinen Schwanengesang nennen, dessen Schluß uns jetzt doppelt ergreift. Es spricht übrigens ganz sein sieghoffendes Wesen aus. Wenn seine Ideale sich auch nicht unmittelbar verwirklichten, wenn auch manche politische Bestrebung, an der er betheiligt war, scheiterte, so fühlte er doch, daß sein Wort Herzen gewann und sah sich durch die wachsende Zustimmung von allen Seiten getragen, gleichsam von Sieg zu Sieg! Das gab ihm den „Glauben an die Sonnenkraft, die im Menschengeiste lodert; Glauben an den Lenz in Haft, der sein Recht des Freien fodert". — Er hoffte nicht so sehr Dauer seiner Gedichte, aber zuversichtlich seiner Gedanken. Die Herzen, die das freie Wort gewann, waren ihm Bürgschaft für den endlichen Sieg. — Eingeleitet wird die erste Abtheilung der Sammlung (Lied und Leben) durch ein wunderbar zartes Gedicht: Läuterung.

Daß wir glücklich waren, sagt der Dichter hier, wissen wir erst wenn wir es nicht mehr sind. Eines Menschen ganzen Werth zu kennen, müßt ihr ihn begraben. Was uns lieb ist, wird uns durch die Ferne noch schmerzlich lieber. Diese Gedanken schließt nun die prachtvolle Strophe:

„Blick' nieder, wo von ihrem Gruß
Die Friedhofhügel wogend schwellen,
Des dunkeln Stromes grüne Wellen,
Der so viel Liebes scheiden muß! —
Sie spülen Makel weg und Fehle, —
Und wie ein Schwan beim Wellenschein,
Im Drüberflug ahnt deine Seele:
Hier bad' ich einst den Flügel rein!"

Ich übergehe die hier sich anreihenden köstlichen Perlen der Lyrik Auerspergs und hebe daraus nur Eine hervor: Weiße Rose, S. 32, die sich gewiß des größten Beifalls erfreuen wird. Die nächste Abtheilung („Zeit-Klänge") begleitet, wie gesagt, die Zeitgeschichte vom Jahre 1842 bis 1873.

Dies sind nun allerdings Zeitklänge von wahrhaft historischem Werth, nach allen Seiten hin helle Lichter werfend. Rußland unter Nikolaus; die selbst in der Verbannung uneinigen Polen; Ludwig von Baiern, der mit seiner Walhalla ein deutsches Nationalwerk schaffen wollte und unsern Kaiser Joseph, unsern Andr. Hofer und ebenso Luther aufzunehmen zu kleindenkend war; das geknechtete Deutschland von 1847 — alle diese Erinnerungen erscheinen hier in bedeutenden Zügen dargestellt. Aber von wahrhaft entzückender Schönheit sind die vor Ausbruch der Revolution entstandenen politischen Dichtungen Vorboten. S. 60—68, wo er mit echt dichterischer Kunst das Bild unseres guten Kaisers Ferdinand vor uns entstehen läßt. Er preist ihn „dem's fast gelang, durch Milde zu versöhnen".

„Weil alle Wirklichkeit zu arm für deinen Drang zu helfen,
Verliehen deinem Königsarm Heilkräfte milde Elfen;
Ein offner Kelch ward deine Hand, drein güt'ge Feen gießen
Die Wellen Golds, die dann vom Rand verschwendrisch überfließen."

Aber umsonst. Bei aller Güte des Kaisers verfällt das Reich und das Volk ist unglücklich.

„Leg' auf sein Haupt die Königshand, heilkräftig noch zur Stunde,
Senk' an sein Herz dein lauschend Ohr, da pocht dir solche Kunde:

„Ich knirsch' im Zorn ob deines Reichs unrühmlichem Verfallen,
Das ragen könnte hoch und stark, der Stolz und Preis von allen!" — —

„O könnt' an Fürstenmilde noch ein Völkerherz gesunden,
Genesen wäre schon dein Volk und längst vernarbt die Wunden,
Seit du den Ahnenthron bestiegst in lieblichem Geleite:
Die Gnade rechts, Verzeihen links an schöner Herzensseite,

Drum schaare, Herr, um deinen Thron, in deiner Fürstenhalle,
In schöner Gliedrung deines Volks Vertreter Alle, Alle!
Dann weht im Baldachin ob dir ein Säuseln und ein Mahnen,
Als steh' die heilge Linde hier, wo einst getagt die Ahnen."

Aus der Reihe all der „Zeitklänge" lacht uns auch der herrliche „Festgruß zum Schützentag in Wien 1868" entgegen, der wohl noch vielen Tausenden lebhaft in der Erinnerung lebt, wenigstens die Wirkung, die er hervorgebracht. Wie uns damals die Worte ergriffen:

Sie hat den Festschmuck angethan, die Kränze grüner Reiser,
Verjüngt vom Lenzhauch neuer Zeit, die alte Stadt der Kaiser!
Von ihrer Mauerkrone weh'n die Blumen und die Bänder,
Den Leib umfließt in Faltenpracht das reichste der Gewänder.
Sie schwingt das alte Banner hoch in makelloser Reinheit.
Das alte Schwarzrothgold ist **noch** der Hort der Volkseinheit." —

Mit dem herrlichen, hinreißenden Schluß!

Man that Unrecht, wenn man Auersperg deutsch-österreichische Gesinnung absprach und ihn „preußischer" Tendenzen beschuldigte. Er erkannte die Sendung des deutschen Elementes in Oesterreich ganz genau und wußte wohl, daß in ihr eine Lebensfrage der Monarchie enthalten ist. Der Deutsche hat den Nationen dieses Reiches den Mittelstand gegeben, der ihnen fehlt, und ihnen Bildung und Gesittung gebracht. Durch ihn sind sie ein Ganzes. Kein treuerer österreichischer Unterthan als der Deutsche in Böhmen, Ungarn oder Siebenbürgen, so lange er ein Deutscher ist; wie er sich entnationalisirt, wird er zum schlimmsten Gegner der Staatseinheit, wie alle Proselyten die Extreme lieben. Es ist kein Zufall, sondern eine Nothwendigkeit und eine Wohlthat für Oesterreich's Völker, daß an ihrer Spitze ein deutsches Herrscherhaus steht. Ohne ungerecht gegen andere Nationalitäten zu sein, soll es deutsche Bildung schützen und pflegen, zum Wohle Aller. Im klaren Erkennen dieser Aufgabe liegt das Große, das die Welt an Kaiser Joseph bewundert. Das hat Auersperg wohl erkannt. Wie schon in den Spaziergängen, wies er auch später immer wieder auf Kaiser Joseph zurück. So noch 1871 beim Grillparzerfest. Das schöne Gedicht steht in der „Veranda" S. 93. Er führt da den Gedanken durch, daß auch in Grillparzer josephinischer Geist fortlebte. Er sei geboren kurz nach Joseph's Tode:

„Kaum im Fürstenhaus gebrochen war das Herz dem Habsburgsohne,
Der ein Bürger war im Purpur, der ein Weiser mit der Krone,
Jenes Herz, **das für sein Oestreich**, für die **Menschheit** auch geschlagen,
Das in sich so viel der Liebe, doch auch bittern Leid's getragen.
**Seine Sterbenshauche wehten fast noch auf dein Wieglein nieder,**
In dein Schlummerlied, o Meister, klangen noch die Trauerlieder."

Er erinnert an den Moment, da Grillparzer Radetzky zurief: in deinem Lager ist Oesterreich! Da fällt ihm der seitdem eingetretene „Dualismus" ein und er sagt mit tiefem Schmerz:

„Jenes Saatkorn ward zertreten, jene Stapfen längst verschüttet,
**Ein zerbrochner Zauberspiegel** liegt der Heimat Bild zerrüttet.

Still davon, o still! wenn Liebe heit're Feste geht zu feiern,
Will sich ziemen, Trauerbilder zu verhängen tief mit Schleiern!" —

Daraus wird man wohl erkennen, daß der Dichter als Oesterreicher fühlte.

Wie er die Aufgabe der Deutschen auffaßte, die unter andern Nationalitäten leben, sehen wir in dem Gedichte an die deutschen Studenten in Prag (1873) S. 97. Er mahnt sie, das Erbe der Cultur zu wahren. Es sei ihrer Hut anvertraut, aber nicht nur für Einen Volksstamm bestimmt: „Deutsch sein heißt: offene Freundesarme für alle Menschheit ausgespannt; im Herzen doch die ewig warme, die einzige Liebe: Vaterland!"

Noch gar Manches wäre hervorzuheben aus den Zeitklängen. Ich gedenke nur noch des Prologs zu einer Akademie für das Schiller-Denkmal (1869), S. 89. Dort führt er aus, wie Schiller einst als Flüchtling seine Heimat verlassen, von Fürsten-Ungunst bedroht, und wie er zuletzt in der F ü r s t e n g r u f t zu Weimar sein Grab gefunden! So sei in Oesterreich auch einst sein Geist, wie ein Verbannter, auf verhülltem Pfad geirrt, dem jetzt ein Denkmal vor allem Volk ersteht in Wien!

Die nächste Abtheilung enthält Sonette, unter denen besonders hervorzuheben die ergreifenden, die an Lenau gerichtet sind, alle schon an den bereits Wahnsinnigen. — Noch wäre Manches zu sagen über die Sprüche S. 149 bis 158, über die Dichtungen aus Krain S. 169—184, aber die Palme gebührt den rein dichterischen, meist epischen Dichtungen, die den Schluß des Buches bilden, von S. 191 bis 307. Voran steht der herrliche Romanzencyclus auf Prinz Eugen, auch ein Stück österreichischer Geschichte und eine wahre Bereicherung unseres heimischen Romanzenschatzes. Ein ähnlicher Cyclus ergreifender Zeitbilder zur Geschichte Oesterreich's ist der Tambour von Ulm S. 221—238. Aber wenn man auf alles Einzelne eingehen wollte, wie viel gäbe es noch hervorzuheben aus den „Bildern und Gestalten" S. 241—307! Hier besonders tritt glänzend hervor die Plastik und Lebendigkeit der Gestalten, die wir in Auersperg's Gedichten finden, z. B. in den prächtigen Bildern Gneisenau in Erfurt, oder in Kabinetstücken wie: Quersack, wo er einen Bettelmönch schildert, der sich auf einen Meilenstein setzt und sich vom Schweiß die blanke Glatze rein wischt, um in Träumereien zu versinken. — Wunderbar durchgeführt ist das Bildchen „Ein Liebesbote", S. 291. Ein Mädchen beichtet, ihr Geliebter sei als Mädchen verkleidet zu ihr gekommen. Sie bittet den Mönch, daß er ihm sage, er möchte das nicht mehr thun und daß es ihm das Ringlein zurückgebe, das sie von ihm erhalten. Der Mönch überbringt die Botschaft und der Geliebte erkennt darin die List des Mädchens, die ihm auf diese Weise den Weg zeigt, zu ihr zu kommen. Er befolgt den Wink und die Liebenden sind glücklich. Der Mönch in seiner Zelle blickt Abends hinaus zu den Sternen und wie Rosenschimmer spielt ein Lächeln ihm um's Gesicht:

„Bleibt nur in dem Wahn, ihr guten Kinder,
Daß ich nichts errieth, ein Blöd' und Blinder!"

Erhebend und höchst anziehend ist „E i n D i c h t e r h a u s". Es mahnt diese Dichtung wohl an Schiller, obwohl es eigentlich mehr den Dichter überhaupt darstellt. Er schrieb mir darüber den 24. October 1875: „In „E i n D i c h t e r h a u s" ist wirklich Schiller und dessen Geburtshaus in Marbach gemeint; aber es ist auch auf die späteren Wohnstätten Bezug genommen. Bei der Zusammenfassung örtlich so verschiedener Lebensmomente in den Rahmen einer bestimmten Localität würde die ausdrücklichere Hinweisung auf Schiller nicht zutreffend, vielmehr beirrend sein; ich zog es daher vor, Ueberschrift und Text mehr allgemein zu halten, ein Dichterschicksal als solches, nicht aber das einer

bestimmten dichterischen Persönlichkeit zu schildern". Ich denke, daß diese Absicht des Dichters vollkommen gerechtfertigt ist.

Aber ich muß nun schließen. Ein Bericht über ein so reichhaltiges Büchlein kann nicht Alles besprechen, was besprechenswerth ist! Nur auf Ein Gedicht will ich noch hinweisen, das den Schluß bildet: „Ein Baum"! — Schön menschlich, hoch über allen Parteien stehend, nimmt hier der Dichter Abschied von uns. — Er betrachtet einen schönen blühenden Kastanien-Baum im Tuileriengarten. Die Edelleute sagen von ihm: er blühe so schön, weil das Blut von Edelleuten, die für den König gefallen, hier geflossen ist; die Blousenmänner sagen: hier sind die Volksmänner gefallen für unser Recht; davon blüht der Baum.

„Sie wähnen jede Ader des Baumes übervoll
Getränkt mit ihrem Hader, mit ihrem Zwist und Groll!
Doch Er, o mildes Tauschen! er läßt ihr zürnend Weh'
Im Blätterkranz verrauschen, verweh'n im Blüthenschnee.
Verrausche und verwehe so unser Leid und Streit!
Den Blüthenkranz nur sehe davon die Enkelzeit.

---

# Von einem vergessenen Dichter.

## Ein Literatur- und Lebensbild aus vergangenen Tagen.

Von Dr. Anton Schloßar.

## II.

Darauf, daß Kalchbergs poetisches Talent vor allem in der dramatischen Gestaltung wurzelte, habe ich schon in dem ersten Aufsatze über diese bedeutende dichterische Kraft Steiermarks aufmerksam gemacht. Es ist bekannt, daß die schönsten Erzeugnisse der dramatischen Literatur Deutschlands in das letzte Drittel des achtzehnten Jahrhunderts fallen, alle dieser Erzeugnisse überhaupt, welche irgend einen bedeutenden Einfluß auf das Literaturleben der Folge ausgeübt, in die zweite Hälfte des genannten Jahrhunderts. Hieher rechne ich vor Allem Lessings mustergiltige Meisterschöpfungen: „Minna von Barnhelm", „Emilia Galotti", „Nathan der Weise"; Goethes edelste Dramen, insbesondere „Iphigenia" und „Tasso", und Schillers „Don Carlos", sowie die demselben folgenden Schauspiele des geliebtesten aller deutschen Dichter. Der „Götz von Berlichingen" des Altmeisters Goethe hatte aber auch zugleich eine Unzahl von Ritterschauspielen zu Folge gehabt; mit den Romanen von Spieß, Vulpius, Cramer u. A. erschienen von diesen Verfassern Ritterstücke der verschiedensten Art, und der Geschmack des Publikums begann sich ganz dieser „Ritterliteratur" zuzuwenden. Das Theaterpublikum kannte nach dem Erscheinen des „Götz" nichts Fesselnderes, als die Darstellung kühner Abenteuer und Schicksale seiner ritterlichen Ahnen auf der Bühne und diese eigenthümliche Geschmacksrichtung hatte sich lange Zeit erhalten.

Es ist begreiflich, daß unter solchen Umständen ein wirklich begabtes Talent doppelt Aufmerksamkeit erregen mußte, welches, obgleich seine dramatische Richtung in dem erschienenen Erstlingswerke eigentlich dahin zielte, aus dem Leben der vaterländischen Vorfahren wirkliche Vorgänge poetisch zu gestalten und auf die Bühne zu bringen, in der Zeit doch auch weit zurückgriff und dem momentanen Zeitge-

schmacke, ohne unsinnige Vorgänge und Begebenheiten zu erdichten, vollkommen Rechnung trug. Dazu hat man auch den damaligen Zustand der Schauspieldichtung in Oesterreich selbst zu erwägen und zu bedenken, daß gerade Dramatiker unter den hervorragendsten Dichtern der Monarchie, (ich nenne etwa Denis, Mastalier, Blumauer), sehr selten anzutreffen waren, wie man ja die poetische Kunstgattung des Drama's in Wien, dem Centralpunkt des österreichischen Literaturlebens überhaupt fast ganz vernachlässigte, Talente der älteren Zeit, wie Ayrenhoff und selbst Collin aber in Scherz und Ernst ihrer Stücke nichts Fesselndes mehr darboten.

Es war im Jahre 1786, als in Graz das Schauspiel Kalchbergs: „Agnes Gräfin von Habsburg“ erschien. Der Dichter, damals erst 21 Jahre alt, entfaltete in dieser Jugendarbeit, — hatte er doch schon im 19. Lebensjahre den Plan dazu entworfen, — eine überraschende dramatische Kraft. Der Stoff zu dem Stücke, das später unter dem Titel: „Wülfing von Stubenberg“ umgearbeit erschien, war der Heimatsgeschichte entlehnt, historische Forschungen, die schon der Jüngling so gern betrieb, als später der ernste, gereiste Mann, waren geschickt mit wenig phantastischer Zugabe vermengt, benützt und so dem Dichter ein farbenreiches dramatisches Gemälde gelungen.

Dies erste Stück Kalchbergs schon kam auf die Bühne und gefiel ausnehmend wohl. Man war über das sich in einem Landsmanne kundgebende Talent überrascht und sah der Entwicklung desselben mit Spannung entgegen. Diese Entwicklung sollte auch nicht lange auf sich warten lassen. — Kaum zwei Jahre später erschienen „Die Tempelherren“, eine dramatische Arbeit, in der uns des Dichters Talent schon geklärt und gereift entgegentritt. Dieses in Jamben geschriebene dramatische Gedicht (es ist überhaupt das erste dramatische Gedicht von Bedeutung, welches in der Steiermark entstanden ist) hat sich kein geringeres Vorbild genommen, als den großen Schöpfer des „Nathan“ selbst, ohne daß natürlich damit gesagt sein soll, Kalchberg habe diesen geradezu nachahmen wollen; die Zeichnung der Scenerie jedoch, einzelne Züge in den vorgeführten Charakteren und die Gruppirung des Ganzen weisen darauf hin, daß der Steiermärker ein würdiger Nachfolger seines Vorgängers geworden. Eine Inhaltsangabe möge die Fabel des Stückes klarlegen, welche um so kürzer sein kann, als auch hier der streng historische Boden nirgends verlassen ist. Der Großmeister des Ordens der Tempelherrn, Jakob von Molai, und sein Verhältniß zu Philipp dem Schönen, der bekanntlich den ritterlichen Templer den Flammen des Scheiterhaufens überantwortete, bildet die eigentliche geschichtliche Grundlage dieses dramatischen Bildes. Molai stößt Alles zurück, was ihn den Satzungen seines Ordens abwendig machen will, selbst die Liebe der Tochter des Königs Blanca vermag es nicht, seine Standhaftigkeit zum Wanken zu bringen. Den Gegensatz zu den beiden edlen Charakteren Molais und Blancas bildet der charakterlose Kanzler Wilhelm von Nogaret; um jeden Preis will dieser die Templer ins Verderben stürzen — der Verräther Noffo Dei, ein ausgestoßener Tempelritter, der um schnöden Gewinn seine früheren Gefährten und Freunde ins Unglück stürzt und die buhlerische Mathilde, Nogarets Tochter, des Königs Geliebte, welche ihr Auge dessenungeachtet auch auf Molai geworfen und da er alle ihre nur allzudeutlichen Anträge zurückweist, grimmen Haß und Tod dem Gegenstande ihres Verlangens geschworen hat. Die in den drei genannten Personen verkörperten bösen Gewalten vereinigen sich zum Sturze des Großmeisters und seiner edlen Schaar.

Molai wird in den Kerker geworfen, seine große Seele weist die Rettung aus demselben, welche ihm noch Blanca zu Theil werden lassen will, edel und stolz zurück. Mathilde hat unterdessen Alles daran gesetzt, den König zur Unterzeichnung des auf Scheinbeschuldigungen und auf das falsche Zeugniß Nogarets erlassenen Todesurtheiles zu veranlassen; lange schwankt Philipp, endlich unterliegt der gute Genius in ihm und Molai endet auf dem Scheiterhaufen, in dessen Flammen Mathilde aus dem Fenster hohnlächelnd und schadenfroh blickt. Blanca aber, unfähig all' das Gräßliche zu überleben, tödtet sich selbst, man findet sie

durchbohrt von jenem Schwert,
Mit dem ihr Molai einst auf der Jagd
das Leben rettete, und das er ihr,
Nach ihrem Wunsch — zum Angedenken
schickte.

„Die Tempelherren" waren es insbesondere, welche Kalchbergs Namen weit außerhalb seinem Vaterlande bekannt machten und auch Deutschlands Aufmerksamkeit auf das gewaltig angelegte Talent lenkten.

Dessenungeachtet verließ der Dichter nicht den eigentlichen Boden, in dem alle seine Produkte wurzelten, den heimischen Boden des Vaterlandes nämlich. Schon das nächste Stück, welches er verfaßte, gibt Zeugniß hievon. „Die Grafen von Cilli, Eine Begebenheit der Vorzeit" benennt er den ersten 1790 erschienenen Theil eines in zwei Abtheilungen gegliederten Dramas, welches uns zwei Hauptfiguren, des einst so glänzenden edlen Geschlechtes und ihre Schicksale vorführt, die in der That so unendlich viel zu einer dramatisch bewegten Handlung darbieten. Die zweite Abtheilung der „Grafen von Cilli" erschien drei Jahre später als die erste und beschloß mit dem Tode des letzten jener stolzen Edlen die dramatisirte Geschichte der Cillier Grafen. Wie in den früheren Dramen, so macht sich auch hier die treffliche Charakterzeichnung der Gestalten vortheilhaft bemerkbar, besonders das erste Stück: „Friedrich, Graf von Cilli", ist ein Muster in dieser Beziehung. Ohne die historische Treue zu verletzen, weiß der Dichter den Gang der dramatischen Handlung fesselnd zu gestalten und im bunten Wechsel der Scenen den Grundton doch immer durchklingen zu lassen. Anfänglich hatte Kalchberg mit dem Erscheinen dieses ersten Theiles der „Grafen von Cilli" gar nicht beabsichtigt, ein Schauspiel zu schaffen und daher auch die Eintheilung in 11 Abschnitte getroffen, wie sie sich in der ersten Ausgabe findet. Aber die Begabung, welche in ihm schlummerte, hatte beinahe unbewußt ein wirkliches dramatisches Gemälde geschaffen, das den Leser und den Hörer zu fesseln weiß. Der Inhalt des Ganzen ist, wie erwähnt, historisch, inwieweit er allenfalls von der Geschichte abweicht, möge derjenige, welcher mit derselben vertrauter ist, aus einer kurzen Inhaltsangabe entnehmen, die zugleich für den, welchen mehr die poetische Seite des Schauspieles interessirt, als eine gedrängte Zusammenstellung der wichtigsten Vorgänge dienen kann.

Friedrich ist der Sohn Hermanns II., Grafen von Cilli, eines sehr herrschsüchtigen, ehrgeizigen Mannes, der auf den Ruhm und Glanz seines Geschlechtes und nur auf diesen allüberall bedacht ist. Ein Liebesverhältniß, das Friedrich mit Veronika von Dessenitz, einem Mädchen aus dem niederen Adelsstande, schon lange fortführt, hat daher keine Aussicht, von dem Vater gebilligt zu werden und da es ziemlich gewiß ist, daß Hermann nie seine Einwilligung zu einer Verbindung geben werde, so heiraten Friedrich und Veronika heimlich und leben zusammen auf dem Schlosse Gurkfeld, doch nicht so verborgen als Friedrich glaubt, dessen Feind, der Ritter Jobst von Helfenberg, Alles ausgekundschaftet hat. Indessen werden große Festlichkeiten

auf der Burg Cilli zu Ehren der Anwesenheit von Hermanns Tochter, der Königin Barbara von Ungarn abgehalten. Barbara, eine trotz ihres hohen Ranges verworfene niedrige Natur, die der Dichter eigentlich noch glimpflicher behandelt, als sie die Geschichte darstellt, erfährt von der Vermählung Friedrichs und ihr Haß trifft vor Allem Veronika; auch Hermann wüthet und verlangt die Trennung dieser Ehe. Friedrich wird in den Kerker geworfen. Unterdessen sucht Veronika verkleidet von Gurkfeld zu entfliehen, wird aber von Jobst von Helfenberg erreicht und im Einverständniß mit Barbara auf dem Schlosse Osterwitz gefangen gehalten. Ein Freund Friedrichs, Jakob von Edling, befreit jedoch, indem er das Vorgehen Hermanns und Barbara's gegen Friedrich befreundeten Rittern desselben mittheilt, diesen im Vereine mit den Rittern aus dem Kerker. Alle eilen nun nach Osterwitz. Eben will Jobst von Helfenberg die Veronika zwingen, einen Becher mit Gift zu leeren oder sich ihm zu ergeben. Zur rechten Zeit ist Friedrich eingetroffen. Auch Hermann trifft auf dem Schlosse ein, die Nachricht von dem Tode seines zweiten Sohnes Ludwig hat ihn mild und gefügig gemacht, er verzeiht Alles und Vater, Sohn und Schwiegertochter sind versöhnt. Aber die wüthende Barbara erscheint verschleiert und unerkannt in der Versammlung und gerade nachdem Hermann Friedrich und Veronika gesegnet und mit den Worten: „Dies mein Wunsch — mein Segen!“ geendet, tritt die ruchlose Königin hervor und stößt Veronika einen Dolch in die Brust mit dem Ausrufe: „Und dies die Mitgift einer Schwägerin!“ „Barbara von Cilli“, ruft sie dann aus „rettete die Ehre ihres Stammes“ und geht davon, während es Niemand wagt, sich ihr zu nähern. Dies die beiläufige Inhaltsskizze des „Friedrich Graf von Cilli“.

Auch in dem zweiten Drama: „Ulrich Graf von Cilli“, spielt dieselbe Barbara, von deren lasterhaftem Leben alle Schriftsteller ihrer Zeit genug zu erzählen wissen, eine Hauptrolle. Der Kampf Ulrichs von Cilli mit Ladislaus und des Grafen Untergang ist in diesem übrigens ebenfalls ganz selbstständigen Drama geschildert. Barbara, welcher ihr Neffe Ulrich nicht den Schutz gewährt hat, den sie, aus dem Kloster entflohen, von ihm verlangte, reizt unter der Maske einer Zauberin den Hunyaden Ladislaus Corvinus gegen Ulrich auf. Doch wird derselbe von dem Grafen gefangen, freilich soll er noch in der Gefangenschaft auf Anrathen Barbara's Ulrichs Gemahlin, in die er heftig entbrannt, entführen, Ulrich selbst aber hindert ihn hieran. Den Schluß des Ganzen bildet die Ermordung Ulrichs durch Verschworene, an deren Spitze Ladislaus steht, abermals durch Barbara, das böse Weib verblendet und gegen den Grafen von Cilli aufgestachelt, welcher, der letzte des edlen Stammes auf so traurige Weise um's Leben kommt. — Leben und Wärme zeigen alle Gestalten in Kalchbergs „Grafen von Cilli“, man fühlt es, daß man es mit Wesen zu thun habe, die existiren und die der Dichter oft mit wenigen Strichen meisterhaft entworfen hat. Die Sprache ist kräftig und dabei den Situationen angemessen.

Die deutsche Kritik sprach sich schon nach dem Erscheinen des ersten Theiles der „Grafen von Cilli“ rückhaltslos günstig über das Talent Kalchberg's aus, welches auch in keinem der bisher erschienenen Werke so zweifellos zu Tage getreten war, als hier. Eine kritische Stimme *) erklärte: „Man kann dieses Stück als ein bramatisches Gedicht ansehen; besonders da die Schilderung der Charaktere trefflich, die Sprache dem

*) Oberdeutsche allgemeine Literaturzeitung vom Jahre 1791. CXII. Stück.

15. Jahrhundert anpassend und überall das Costüm beobachtet worden ist." Wenn ich selbst heute noch eine Meinung fassen und hier niederlegen darf, so sei es die, daß durch eine Umarbeitung in Verse auch die „Grafen von Cilli" unendlich viel gewonnen hätten und den übrigen dramatischen Gedichten des Dichters nicht nur ebenbürtig angereiht werden könnten, sondern die meisten derselben noch — da Kalchberg die Sprache ganz in seiner Gewalt hatte und den Vers (wie wir gesehen) leicht und glatt handhabte — an poetischem Werthe weit übertroffen hätten.

Ich übergehe nur in der Zeitfolge einige dramatische Arbeiten des Dichters, auf welche zurückzukommen, sich weiter unten Gelegenheit bieten wird, um sogleich auf des Dichters bestes Werk hinzuweisen, nämlich auf das im Jahre 1796 im Druck erschienene, schon auf dem Titel als „dramatisches Gedicht" bezeichnete Schauspiel „Die deutschen Ritter in Accon" (VII., S. 117, umgearbeitet und mit dem Titel „Bertram von Dietrichstein" versehen).

„Die deutschen Ritter in Accon", sagt eine zur Zeit des Todes Kalchberg's erschienene Besprechung des Dichters und seiner Werke*), „bilden den Culminationspunkt seiner dichterischen Plastik".

Dieses Drama hängt nun freilich nur lose mit der Geschichte des Heimatlandes zusammen, da die eigentliche Begebenheit, welche das Stück darstellt, zu Accon im Jahre 1291 zur Zeit des letztes Kreuzzuges vor sich geht, und die ganze Fabel beruht diesmal nicht auf streng geschichtlicher Grundlage, sondern ist eine Erfindung dichterischer Schöpferkraft.

Oesterreichs dramatische Literatur hat jedenfalls in diesem Stücke die hervorragendste Leistung des achtzehnten Jahrhundertes aufzuweisen, das sowohl in technischer, als auch in poetischer Beziehung allen Anforderungen entspricht, die man an ein bühnengerechtes und dabei ohne Effecthascherei von tiefer Empfindung belebtes dramatisches Gedicht stellen kann.

Eine Inhaltsskizze mit eingeflochtenen charakteristischen Scenen, so weit sie der Raum zu geben gestattet, wird diese Bemerkungen deutlicher machen.

Bertram von Dietrichstein, ein kühner Ritter des deutschen Ordens, befindet sich im deutschen Hause zu Accon und nimmt von dort aus Theil an den Kämpfen gegen die Türken, indem er Wunder von Tapferkeit übt. Aber ein tiefes Leid trägt er in seinem Herzen, Ida von Khevenhüller, welche er mit aller Gluth seines Herzens noch in der deutschen Heimat geliebt, ist, während sie ihm Hoffnung auf ihre Liebe gab, mit Wilhelm von Seinsheim entflohen. Doch die Reue kam über Beide und sie ziehen als Pilger in's heilige Land. Hier treffen sie mit Bertram zusammen, der in einer schönen Scene, in welcher sie sich gegenseitig erkennen, Alles vergibt. Unterdessen hat Bertram Emma, die Geliebte des Sultans Khalil, welche von einer Rotte gemeiner christlicher Reisigen verfolgt wird, gerettet, und sendet sie in's Türkenlager ohne Lösegeld zurück.

Der Sultan, dem Emina zurückgebracht wird, jubelt über ihre Rettung, er erfüllt sogleich das Versprechen, welches das Mädchen dem Ritter gegeben und gibt allen gefangenen Christen die Freiheit. Leider zweifelt er jedoch nicht lange darauf an Emiens Tugend, die Bewunderung, welche sie dem Ritter Bertram offen zollt, verdächtigt das Mädchen in des Sultans Sinn; darüber empört, gibt ihm Emina ihre Verachtung kund:

*) Steiermärk. Zeitschrift von 1827, in dem von Prof. Appel verfaßten „Nekrolog".

Emina hat Dir nichts — nichts mehr zu sagen.
Zerrissen ist das Band! — Ich hasse Dich.
Dein Anblick sei auf ewig mir verächtlich.
Du wähnst vielleicht, es fürchte sich die Sklavin?
Wer vor dem Tod nicht bebt — verlacht Tyrannen.
Und wollte Khalil Sultans Macht auch je
An mir verüben — gut; dann wird ein Dolch
Mit meinem Blute sein Gelüste kühlen.

Der Sultan nimmt alle Versprechungen, die er gemacht, zurück und läßt den Befreiten nacheilen, gleichzeitig machen die Christen einen Ausfall, Wilhelm wird gefangen und vor Khalil gebracht. Bertram eilt ihm nach. Eine lebendige Scene schließt den Act.

Bertram (inner der Scene):
Ach, Wilhelm! Wilhelm!

Khalil:
Welche Stimme? Horch . . .!
(Bertram erscheint)
Ha! bist Du da, verruchtester der Deutschen!
(Stürmt auf ihn los).

Bertram:
Halt, Sultan! Eh' ein Wort — dann steh ich Dir.
Mein Freund ist Dein Gefangener; gib mir
Ihn frei, ich biete tausend Sarazenen.

Khalil:
Auch nicht um Hunderttausende.

Bertram:
So sei's!
Laß' mir ihn frei: Das Lösegeld ist — Bertram!

Khalil:
Voraus mit Dir; er folge bald Dir nach. —
(Er stürzt auf ihn los, sie kämpfen. Bertram wirft den Sultan zu Boden und setzt ihm das Schwert an die Brust.)

Bertram:
Ergib Dich, Sultan!
(In diesem Augenblick eilt Omar mit mehreren Sarazenen hervor; sie entwaffnen ihn.)

Khalil:
Sklave! Da Dein Sieg.
Mit tausendfachem Tode schlacht' ich morgen
Auf Accons Trümmern Dich und Deine Hunde.

Bertram:
Verachtung Dir, markloser Knabe!

Khalil:
Ha!
(er haut nach Bertram; dieser fängt ihm den Arm auf, reißt ihm den Säbel aus der Hand und schlägt sich durch; Alle eilen ihm nach.)

In Accon herrscht großer Jammer über die Gefangennahme der Ritter. Ida klagt über den Verlust des Gatten, da Bertram zurückkehrt, ist die Ueberraschung allgemein. Ida bittet ihn, der so viel vermag, den geliebten Gatten zu befreien.

Und Bertram's Edelsinn läßt es nicht zu, weiter zu widerstehen, er schleicht sich in's Lager der Sarazenen, dort trifft er Eminen; welche Ueberraschung für ihn, als er in einem Gespräche mit ihr entdeckt, sie sei — Ida's Schwester, ihr Vater sei ein deutscher Ritter, Khevenhüller, gewesen, bei Askalon hätten Sarazenen ihre Mutter geraubt. Mit Hilfe Eminens erfährt er nun die Losung, es gelingt ihm, den Sultan selbst zu rauben und nach Accon zu bringen, gegen dessen Auslieferung erhalten Wilhelm und alle gefangenen Christen die Freiheit. Emina und Ida erkennen einander nun als Schwestern, Bertram gesteht Eminen seine Liebe, Khalil hat Eminens Flucht erfahren und stürmt wortbrüchig den Christen nach, noch erreichen aber alle die Schiffe und der Sarazenen Wüthen ist vergebens. Damit schließt das Stück, dessen dramatische Lebendigkeit schon in dieser Inhaltsskizze hervortreten dürfte, dessen Gliederung sich daraus erkennen läßt.

Wie in den meisten Dramen Kalchberg's, so ist auch hier die Zeichnung der Charaktere vortrefflich gelungen. Wir sehen in Bertram den kühnen Ritter, der vor keiner Gefahr zurückbebt, ein Bild echter Männlichkeit, begeistert für den Dienst, dem er sich gewidmet hat, und doch mit einem Herzen voll Milde und Güte. Bertram's Gestalt belebt, wo sie auftritt, sie wirkt auf den Zuschauer wie eine Erscheinung aus einer besseren Welt; er erhebt, ermuntert in dem Drama überall, wo er seinen Einfluß geltend macht. Dieser Heldenfigur gegenüber steht Emina, die zarte Frauengestalt, welche trotz aller Unterwürfigkeit dem

Sultan die ganze Macht edler Weiblichkeit fühlen läßt. Das reuige Paar, Wilhelm und Ida, gibt Bertram vielfach Gelegenheit, seine Herzenseigenschaften im glänzendsten Lichte zu zeigen, Wilhelm selbst wird der Freund Bertram's und ist ihm treu ergeben, Ida, von der sich ja die Liebe Bertram's gewandt, büßt ihr Vergehen bitter genug, um so tiefer fühlt sie ihre Schuld, als sie in Bertram den Einzigen sieht, der den Gatten retten kann und diese Rettung auch wirklich unternimmt.

Es ist daher auch begreiflich, daß „Die deutschen Ritter in Accon" auf den Bühnen des In- und Auslandes mit großem Beifalle aufgeführt wurden, daß eine wichtige kritische Stimme*) erklärte, daß „unter den ziemlich mageren Geistesproducten, die jetzt zu Wien von Zeit zu Zeit erscheinen, dieses Gedicht sehr vortheilhaft hervorragt", daß „Alles, was man darüber zum Lobe des Verfassers sagen könnte, für Diejenigen, die das Stück nicht selbst gelesen oder auf der Bühne gut vorgestellt gesehen haben, zu schmeichelhaft scheine", daß die „schöne, reine und durchaus richtige Sprache" und viele andere Vorzüge dem Dichter „unter den deutschen Schriftstellern wirklich einen classischen Rang" sichern.

Damit komme ich wieder auf die der Zeit nach früher erschienenen dramatischen Arbeiten Kalchberg's zurück, die einen minder poetischen Werth haben dürften, als die besprochene, jedenfalls aber für die Entwicklung im geistigen Leben des Verfassers und auch andererseits von Interesse erscheinen. Hieher gehört zuerst „Die Ritterempörung", eine wahre Begebenheit der Vorzeit, umgearbeitet unter dem Titel: „Andreas Baumkircher".

Das Stück hat den steierischen Nationalhelden Baumkircher und dessen merkwürdige traurige Schicksale zum Vorwurfe; in der Umarbeitung, welche versificirt ist — zuerst erschien es in Prosa — erhielt es eine ganz veränderte Gestalt, und zwar zu seinem Vortheile. Schon der Titel weist auf den Inhalt hin, welcher sich wieder streng an die historische Ueberlieferung hält. Kalchberg selbst sagt in der Vorrede: „Die erfindende Dichtkunst gab nichts dazu, als ein einfaches, wenig geschmücktes Gewand.*) In der Gesammtausgabe geht dem Drama eine treffliche historische Einleitung voraus, die viele heute noch wichtige Details zur Geschichte Baumkircher's enthält.

So plastisch uns die Gestalten Baumkirchers, seiner Gattin Margaretha, seines Eidams Hanns von Stubenberg entgegentreten, so gelungen die Figur des Kanzlers Riederer sich zeigt, so fehlt doch dem Ganzen jene gewisse Abrundung, die bei den andern früheren Stücken Kalchberg's zu Tage tritt; auch die scharfe Charakteristik vermissen wir hier, dafür hat der Verfasser es an mehreren Bühneneffekten nicht fehlen lassen, die sich jedesmal noch als wirkungsvoll erweisen. Warum hat sich aber gerade diese dramatische Dichtung vor allen andern so lange auf dem Repertoire erhalten, während die andern Arbeiten Kalchberg's unverdienter Vergessenheit anheimgefallen sind? Die Beantwortung dieser Frage ist leicht. Das Bild Baumkircher's ist nach und nach von dem Schleier der Sage umwoben worden, er wurde, was auch die strenge Geschichte darlegen mochte, zum Heros seines Volkes, dessen Sympathie ihm durch die Jahrhunderte hindurch zugewendet blieb, in derselben Stadt, wo das Stück gegeben wird, spielt sich der blutige Schluß der ganzen Begebenheit ab; wie erwähnt, ist

*) In der schon erwähnten „Oberdeutschen allg. Literaturztg.", 1796. CLII. Stück, vom 21. December, S. 1198.

*) Ueber das streng Historische, Baumkircher betreffend, existiren mehrere treffliche Arbeiten des Historikers Krones, insbesondere „Andreas Baumkircher". Ein Lebens- und Zeitbild. Graz, 1869.

das Stück mit dramatischen Effecten reich ausgestattet. Grund genug, daß Kalchberg's Baumkircher am wenigsten von Kalchberg's Dramen in Vergessenheit gerathen ist.

Auch das folgende dramatische Gedicht: „Maria Theresia", leidet an verschiedenen Mängeln, welche des Dichters übrige Schauspiele nicht aufzuweisen haben, insbesondere nicht die früheren Stücke. Welche Momente aus dem Charakter der Regentin Kalchberg in diesem Drama besonders hervorheben wollte, zeigen die Worte seines Vorberichtes zu demselben: „Wenn wir die Geschichte mit einem forschenden Blicke durchgehen, so sehen wir im Spiegel der Vergangenheit zwar manche große Frau, die durch Schönheit und Geistesgaben geflimmert und die Menschen beherrscht hat; aber nur selten finden wir eine, die von der oft kargen Natur mit einem allumfassenden Verstand ein gleich edles Herz empfing. — Unter diesen Wenigen glänzt Maria Theresia, wie der Mond unter den Sternen. Diese große Tochter Habsburgs beschenkte die ewige Vorsicht mit ihren drei größten Gaben: Schönheit, Weisheit und Herzensgüte und um ihr Meisterstück zu vollenden, setzte sie dieselbe auf einen der höchsten Throne dieses Erdenrundes, damit diese Tugenden desto heller strahlen und der späten Nachwelt noch zum Muster dienen sollen." Theresias Gestalt tritt auch in der That so vortrefflich gezeichnet, wie nur überhaupt der Dichter seine Figuren zu zeichnen gewohnt war, überall in glänzendem Lichte hervor; dem Drama als solchem aber fehlt trotz vieler lebendiger, ergreifender Scenen die eigentliche Handlung.

„Attila, König der Hunnen" benennt der Dichter das letzte dramatische Produkt, welches im Jahre 1806 erschienen ist und somit den „Deutschen Rittern in Accon" folgte. Zwei Jahre später erschien unter gleichem Titel eine Tragödie von Zacharias Werner, jenem wilden, ruhelosen Talente, das zuletzt als Geistlicher der katholischen Kirche Ruhe und Schutz vor sich selbst, vor seinem eigenen inneren Kämpfen gesucht, aber nicht gefunden hat.*) Es wäre eine interessante Aufgabe, die beiden dem Inhalte nach gleichen Dramen miteinander zu vergleichen, würde aber hier zu weit führen. Werner's Tragödie, so viel bemerke ich, ist wild, phantastisch, zeigt das zerrissene Gemüth des Verfassers; in Kalchberg's „Attila" macht sich des Dichters Talent in ruhigerer, nur hier und da von den Ausbrüchen der Leidenschaft bewegterer Darstellung kenntlich. Kalchberg's Attila ist kein unedler Charakter, der Schluß des ersten Actes, da der Franke Hagano den Hunnenkönig ermorden will und dieser dem Mörder verzeiht, nimmt den Leser, beziehungsweise Hörer für den König nicht wenig ein. Ich führe den letzten Theil der Scene hier an:

Hagano:

Was du versagst, das will ich selbst mir nehmen.
Frei sei Hagano, frei sein Vaterland.
(Er führt mit gezücktem Dolch den Stoß nach Attila's Brust, der ihm rasch in den Arm fällt und den Dolch entwindet.)

Attila:

Tollkühner Bube!

Hagano:

Grausames Geschick!

Attila:

Gesteh': wer dingte dich zum Meuchelmörder?

Hagano (entschlossen):

Die Liebe für mein Vaterland, die Menschheit.

Attila:

Nicht auch der Römer Gold?

Hagano:

Solch eine Frage
Geziemet sich nur für Tyrannenknechte.
Mein Haß ist es, Despot, weil alle Völker
Du grausam unterjochest, unersättlich
Nach Leichen hungerst und nach Blute dürstest.
Von dir die Menschheit zu befreien war
Mein Zweck; er ist mir leider nicht gelungen.
Nun denn, auf deine Henker. — Süßer ist
Der Tod, als dies entehrend Sklavenleben.

---

*) Zacharias Werner hatte später auch Steiermark besucht und im Jahre 1813 in der Wallfahrtskirche Maria Trost bei Graz gepredigt.

Attila:
So sprech' ich jetzt dein Urtheil. — Attila,
Der stets nach Blute dürstende Tyrann
Verzeiht dem Mörder, — schenket ihm die Freiheit.

Hagano:
Tyrann! Du glaubst, daß dein Geschenk mich rühre?
Nimm es zurück! ich kann nicht dankbar sein,
Kann meinen Haß in Liebe nicht verwandeln.
Den Tod ertrag ich, deine Großmuth nicht.

Attila:
So lohne denn mit Undank meine Gnade.
Dein Haß und deine Liebe sind mir gleich.
(Wirft ihm verächtlich den Dolch vor die Füße und geht ab. Hagano steht einige Augenblicke betroffen da, rafft dann schnell den Dolch auf, und eilt davon.)

Auch die Liebe des Hunnenkönigs zu Hildegunden ist tief, und die Scene, in welcher er Walther diese Liebe kundgibt, zeigt den ganzen leidenschaftlichen und doch wieder mild versöhnlichen Charakter des Königs. Mit wenigen Strichen weiß Kalchberg das Verhältniß Walthers zu Hildegunden zu zeichnen und jene Scene, in der Walther dieser seine Liebe erklärt, ist eine der schönsten, welche der Dichter überhaupt entworfen.

Kalchberg hat nachher kein Drama mehr geschrieben, der sinnige Dichter hat die Feder weggelegt, der ernste Geschichtsschreiber hat sie wieder ergriffen, Forschungen auf dem Gebiete der Landesgeschichte, der Specialgeschichte Inneröstrreichs waren es, mit denen er sich von nun an beschäftigte. Und dennoch ließ sich der poetische Drang im Innern unseres Dichters nicht unterdrücken, auch die Resultate seiner jetzigen Forschung wußte er, wenn auch in schlichter Prosa, fesselnd und anziehend zu gestalten und in Form von Erzählungen und Schilderungen fanden auch diese Arbeiten Kalchberg's einen großen Leserkreis. „Historische Skizzen" betitelte sich eine Sammlung solcher Erzählungen, die im Jahre 1800 erschien. Er hatte hier eine Reihe von lesbaren, anziehenden geschichtlichen Erzählungen geliefert, die großen Anklang beim Publikum fanden und insbesondere dadurch auch für die Folge wichtig wurden, daß darin der Versuch gemacht ist, in populärer, allgemein verständlicher Form historische Begebenheiten, welche der Landesgeschichte entnommen sind, durch eine hübsche, anziehende Darstellung einem größeren Leserkreise zugänglich zu machen. Der Versuch gelang vollkommen, Kalchberg's Erzählungen dieser Art wurden bald sehr beliebt bei Hoch und Nieder und gehörten zu den in Oesterreich gelesensten Büchern dieser Art. Heute noch wird man fast alle Stücke mit demselben Interesse, mit demselben Vergnügen an der einfachen, klaren Darstellung durchlesen und wenn auch der Zeitgeschmack, für den manches, z. B. der an manchen Stellen etwas süßliche, lüsterne Ton berechnet war, sich gewendet hat, so wird doch der Freund einer historischen Lectüre — die auch dem romantischen Elemente gerecht werden will, bei der bunten Bilderreihe, die der Dichter in diesen Skizzen vorführt, gerne verweilen.

Strenger Historiker ist Kalchberg in der vortrefflichen Arbeit: „Ursprung und Verfassung der Stände Steiermarks", die ich, obgleich wir es hier mit dem Dichter zu thun haben, doch zur Vervollständigung erwähne. Diese Abhandlung bearbeitet ihren im Titel angegebenen Stoff in klarer, lichtvoller Darstellung an der Hand von vielen bis dahin nicht bekannt gewordenen Quellen und gibt eine treffliche geschichtliche Uebersicht des steiermärkischen Ständewesens. In der Gesammtausgabe findet sich der Aufsatz in V. S. 3. — Freundliche Landschaftsbilder, durch historische Excurse belebt, bietet endlich die zuerst im „Aufmerksamen" veröffentlichte Reiseschilderung „Das Mürzthal", in der auch so manches schöne Gedicht, so manche poetische Erinnerung an des Dichters Jugendzeit enthalten ist. Im ersten Theile der gegenwärtigen Darstellung*) schon, anläßlich der Besprechung des Jugendlebens Kalchberg's

*) Im Februarheft des „Heimgarten".

habe ich einige Stellen aus dieser sinnig-gemüthvollen Reisebeschreibung citirt.

Die schriftstellerische Thätigkeit Kalchberg's erscheint damit abgeschlossen, das Bild vollendet, welches ich von dem Manne zeichnen wollte.

Noch fand sich ein Band neuerer, 1825 gesammelter Werke handschriftlich im Nachlaß vor, welcher der Bücherrevisionsbehörde vorgelegen ist und, vielfach durch die Striche des Censors reducirt, hätte gedruckt erscheinen sollen. Aber er erschien nicht, sei es, daß die dem Dichter Nahestehenden nach seinem Tode die Aufsätze nicht verstümmelt gesammelt sehen wollten, sei es, daß andere äußere Hindernisse dazwischen getreten sind, dieser Band wurde niemals gedruckt. Zahlreiche Gedichte darin zeigen den Dichter von der Seite des freimüthigen, wahrheitsliebenden edlen Mannes, als der er ja auch im Leben immer erschienen. Besonders der poetische Inhalt des Bandes ist zum großen Theile ungedruckt und um so charakteristischer, als er Gedichte aus der Periode nach dem Erscheinen der Gesammtausgabe enthält, also aus einer Zeit, in welcher der greise Sänger selten mehr seine Leier ertönen ließ. Die Prosastücke schließen sich den ähnlichen Schilderungen und Erzählungen, von denen ich oben gesprochen, an, sie sind gesammelt aus den Zeitschriften, in welchen sie zum erstenmale erschienen; zur Landesgeschichte Inneröstereichs liefern sie eben so interessante Beiträge, wie die besprochenen Skizzen und Schilderungen. Besonders bemerkenswerth ist darunter auch eine längere Arbeit „Ueber Ursprung und Beschaffenheit der Urbarialabgaben in Inneröstereich" (1818), die des trefflichen historischen Materiales eine Fülle enthält.

Ich bin zu Ende, und jeder, der diese Zeilen über den Dichter aufmerksam durchgelesen, wird mir beipflichten, daß wir es in ihm mit einem poetischen Talente zu thun haben, wie es so frisch, so ursprünglich damals in Oesterreich selten zu finden war. Mag man über des Dichters Jugendlieder, vielleicht auch über manche der späteren lyrischen Poesien lächeln und sie unbeachtet bei Seite legen, sie zeugen doch von einem geweckten lebendigen Geiste, von einem sinnigen Gemüth und vor Allem von wirklicher Poesie, für jene Zeit eine gar seltene Sache.

Der Gedanke, eine neue Ausgabe der Werke Kalchberg's zu veranstalten, ist schon öfter angeregt worden, möchte er endlich zur Wirklichkeit werden und in seinem, im deutschen Volke jene Unterstützung finden, welche zur endlichen Ausführung beiträgt. In den verschiedenen Literaturgeschichten ist der Dichter, wo er erwähnt erscheint, mit einer so auffallenden Unkenntniß seiner Werke behandelt, daß man es deutlich sieht, wie wenig sein Talent gekannt, wie sehr im Laufe des Jahrhunderts einer der besten dramatischen Dichter Oesterreichs vergessen worden ist, der für den Literarhistoriker eben so bedeutsam, als für den Freund sinniger, gemüthvoller Dichtung zu Herzen sprechend genannt werden muß.

# Ueber F. Kürnberger's „Literarische Herzenssachen".

Von Robert Hamerling.

„Literarische Herzenssachen" betitelt Ferdinand Kürnberger einen Band von gesammelten kritischen Journalartikeln. — Die Kritik also Sache des Gemüths, des Herzens, der Stimmung? Warum nicht? Wenn die poetische und künstlerische Production mehr und mehr zur Verstandessache wird, warum sollte nicht dafür die Kritik zur Herzenssache werden? — Oder mißverstehen wir den Titel vielleicht? Nein, Herr Kürnberger sagt es selbst in der Vorrede, daß bei seiner Kritik „ein vielleicht allzu übervolles Herz seine starke Subjectivität ausspielte". Mit diesem Geständniß entwaffnet der Autor diejenigen, die ihn um eines scharfen oder heftigen Wortes willen angreifen möchten. Und wenn man sich andererseits einigermaßen wundert, zu sehen, daß Herr Kürnberger Recensionen schreibt über Bücher, die ihm dedicirt worden sind, so kommt er auch in diesem Punkte dem Vorwurf zuvor, indem er ausdrücklich zugibt, daß er zuweilen, wenn auch nur „ausnahmsweise", aus „Höflichkeitsrücksichten", über das eine oder das andere Buch eines persönlichen oder literarischen Freundes ein „literarisch-kritisches Lebenszeichen" gibt.

Herr Kürnberger kann also auch höflich sein. In der That, dies Buch beweist auf vielen Seiten, in welchem Maße er es sein kann, wie zart und rücksichtsvoll in Lob und Tadel er sich auszudrücken im Stande ist. Er trieft förmlich von Wohlwollen. Wenn er einen Roman von Erwin Schlieben mit feinster Delicatesse getadelt hat, so fügt er hinzu: „Es müßte entzückend sein, von der Hand dieses Dichters ein reines und tadelloses Kunstwerk zu besitzen." Er ist ein Meister in der Kunst, zu loben, wo man auch tadeln könnte, wenn man wollte, ja maßlos tadeln könnte und tadeln würde, wenn das Princip und die Tendenz und die persönliche oder Parteistellung zur literarischen Individualität des Autors es gerade verlangte.

Aber man darf sich dadurch an Herrn Kürnberger nicht irre machen lassen. Er lobt im Grunde doch nur mit dem Kopfe; die eigentliche Herzenssache bleibt ihm der Aerger, und der Kampf sein Element. Kritische Wölfe nehmen manchmal einen Schafspelz um, hätscheln und verhimmeln zur Abwechslung Einen mit demselben Eifer, mit welchem sie die Andern zu zerreißen pflegen. Auch Herr Kürnberger ist im Stande, das ganze Alphabet durchzuloben, um seinen Invectiven gegen X, Y, Z, auf die es ihm eigentlich ankommt, ein größeres Relief zu geben.

In Einem Punkte aber unterscheidet sich Kürnberger von Allen, die ihm etwa sonst in Betreff des „übervollen Herzens" und der „starken Subjectivität" gleichen. Er sudelt niemals. Mit flüchtig und bedachtlos hingeworfenem, leichtfertigem Geschimpfe Seiten oder Spalten zu füllen, wie es wohl Andere sich gestatten, denen es doch auch nicht an Geist mangelt, ist seine Sache nicht. Was er schreibt, ist immer wohl überdacht und ausgeklügelt, ja reflectirt und raffinirt bis zum Exceß. Er ist in dieser Beziehung der gewissenhafteste Schriftsteller, den ich kenne. Er macht bisweilen unerhörte Anstrengungen, um das, was er behauptet, auch zu beweisen; er will überzeugen, und wenn er seine Beweisführung hie und da forcirt, oder sie in einer Weise zuspitzt, daß die Spitze abbricht, so bleibt sein Votum, sein Meinungsausdruck unter allen Umständen ein kleines, fein ciselirtes Kunstwerk, das die Existenzberechtigung in seiner Form hat.

In seiner Meinungsäußerung liegt immer etwas Prägnantes, Einschneidendes, Frappantes, so daß sie entweder zu lebhafter Zustimmung oder zu lebhaftem Widerspruche reizt. Sie regt zur Glossirung an, und da es meist interessante literarische oder sociale Tagesfragen sind, welche Kürnberger behandelt, so lohnt es sich auch, ihn zu glossiren.

Gleich die ersten Artikel des Buches, „Die Blumen des Zeitungsstyls“ und „Sprache und Zeitungen“, sind eben so treffend als unterhaltend. Aber gleich hier möchte man die Bemerkung hinzufügen, ob denn die Schärfe völlig berechtigt sei, mit welcher der Autor unter Anderem den öfteren und allgemeineren Gebrauch der Ausdrücke „Tragweite“ und „Sendung“ verurtheilt. Sie haben eine tropische oder eine emphatische Bedeutung, sagt Kürnberger. Ganz recht; aber ist unsere Sprache nicht voll von ursprünglich bildlichen und emphatischen Ausdrücken, deren Bedeutung sich abgeschliffen hat, und die heutzutage, so zu sagen, zur kleinen Münze des alltäglichen Sprachverkehrs gehören? Wer möchte dem Entwicklungsgang einer Sprache Halt gebieten, und den Punkt bestimmen, von welchem an nicht mehr geschehen soll, was bis dahin erlaubt war? —

Wie kann man übrigens — will ich hier so nebenbei fragen — über Sprachverderb schreiben, ohne des neuesten und schlimmsten sprachlichen Gräuels zu gedenken, der aus den Zeitungen auch schon in einzelne Bücher übergeht, und der nicht eine Weiterbildung, sondern eine Rückbildung, eine Verkümmerung, eine Preisgebung werthvollen Sprachbesitzes in sich schließt: ich meine die um sich greifende ängstliche Vermeidung der organischen Verbalform im bedingenden Satze, das häßliche: „Wenn ich wissen würde ꝛc., so würde ich ꝛc., oder: „Würde ich dies gewußt haben, so hätte ich nicht so gehandelt“ (wo das „würde ich“ correct nur im zweiten Satzgliede stehen könnte), oder: „es war als ob der Zephyr die Blumen küssen würde“ — „er sah aus, als ob ihn die Sache nichts angehen würde“ u. dgl.

Ein Theil unserer Publizisten wagt schon nicht mehr zu sagen: „ich ginge“, „ich böte“, „ich träte“, „ich höbe“ ꝛc. Man wählt eine schwerfällige, oft geradezu fehlerhafte Umschreibung, man läßt die vorhandene organische Form durch Nichtgebrauch schnöde verkümmern. Dergleichen führt zum allmäligen Ersterben des Sprachorganismus überhaupt, und dagegen sollte jeder Schriftsteller mit allen Kräften sich stemmen.

Gelegentlich räth Kürnberger einem „aufmerksamen Leser in der Provinz, der seine Zeitung wirklich noch liest“, sich die Mühe zu nehmen, und sich die sprachlichen Wunderlichkeiten zu notiren, die ihm nach und nach vorkommen. Dabei mußte ich sogleich eines ganz spezifischen Lieblingsausdrucks der Grazer Schriftsprache, des Wörtleins „Anwurf“ gedenken. In Grazer Blättern erscheint kein Eingesendet, in welchem nicht irgendwer einen „Anwurf“ zurückweist; im Grazer Gerichtssaal entkräftet der Vertheidiger die „Anwürfe“ des Staatsanwaltes, und selbst in der Grazer Landstube schwirrt es von „Anwürfen“, welche die Parteien einander zuschleudern. Dies unappetitliche Wort, das man vergeblich in einem deutschen Wörterbuche suchen wird, ist das merkwürdigste mir bekannte Beispiel eines auf eine einzige Stadt beschränkten, aber hier auch in der Schriftsprache mit passionirter Zähigkeit festgehaltenen Localausdrucks. —

Wenn Kürnberger in dem Artikel „Bücher-Frou-Frou“ gegen die moderne, fast kindische Illustrationsmanie zu Felde zieht, so wird man seinen Eifer nicht in der Sache selbst, sondern nur in der Art der Begründung etwas allzu bilderstürmerisch finden, und unbedingt wird der Besonnene auf seine

Seite treten, wenn er in den „falschen Ansichten" die moderne Affectation „geißelt", die sich für die Beurtheilung von Charakterzügen und Lebensverhältnissen der Dichter — natürlich nur der längst verstorbenen — allerlei vermeintlich zartsinnige, in der That aber unberechtigte und zum Theil widersinnige Standpunkte zurechtmacht.

Schlagend genug schildert Kürnberger in den Artikeln über Bogumil Goltz den „Naturalismus" des tiefsinnigen und gemüthvollen Polterers. Aber es wundert mich, daß seiner Wahrnehmung, wie es scheint, entgangen ist, wie nicht dieser Naturalismus an und für sich, sondern der Conflict desselben mit seinem Gegentheil in der Brust des merkwürdigen Mannes, der unversöhnte Widerstreit zwischen Herz und Geist, in welchem sein Denken und Empfinden zeitlebens befangen blieb, und der in Gesprächen und persönlichem Gebahren seine schärfsten Spitzen hervorkehrte, den eigentlichen Schlüssel seines leidenschaftlichen, weil innerlich widerspruchsvollen und nicht zur Harmonie durchgedrungenen Wesens bildete.

Eine wahre Herzensfreude bereitete mir der Artikel über Claude Tillier und seinen „Onkel Benjamin". Auch ich machte vor Kurzem zufällig die Bekanntschaft dieser unvergleichlichen Farce, und empfehle Jedem, der sich einmal gründlich ergötzen will, statt so viel schalen und alltäglichen Zeuges dies originelle, naturwüchsige Buch zu lesen, das den derben Humor eines Rabelais oder Fischart mit dem Esprit eines modernen Franzosen vereinigt. „Warum ist dies Buch nicht weltberühmt und in Aller Händen?" fragt man sich, während man es liest. Aber freilich, die Antwort liegt ziemlich nahe, sobald man es zu Ende gelesen. Die Schilderung eines gutmüthigen, jovialen, aber unverbesserlich leichtsinnigen Saufaus, höchst ergötzlich im Einzelnen, hat doch auch etwas Unerquickliches im Ganzen, und ein armseliger, ja trübseliger Schluß beeinträchtigt die Gesammtwirkung des jovialen, nur leider plan-, ziel- und formlosen Buches.

Zu dem Schärfsten, was Kürnberger geschrieben, gehören seine Aufsätze über „Denkmäler" und insbesondere über den „Denkmalbettel", worunter er das Eintreiben von Beiträgen für Denkmäler durch „Hausbettel", wie er es nennt, und persönliche Pression versteht.

„Den ehrliebenden Verleger," schreibt er, „der einem todten Dichter aus seinen eigenen Werken ein Denkmal setzt, läßt man im Stich, pfropft aber Erzpuppen auf Erzpuppen, wenn der Denkmalpfennig erpreßt wird von reclamesüchtigen Aufsehenmachern, welchen man die Thüre zu weisen zu schwach ist."

Es kommt sogar eine Stelle, wo Herr Kürnberger nach der Polizei ruft. „Es ist hohe Zeit," sagt er, „daß der obrigkeitliche Schutz eintritt, und daß der Regelung des Denkmalbettels die Gesetzgebung ihr Auge zuwendet. Ich spreche vom Denkmal-Bettel als Hausbettel, wohl gemerkt!" — Sollen Denkmäler gesetzt werden, so will er sie auf Staatskosten, oder durch wirklich freiwillige Subscriptionen begründet wissen. „Nur so," fährt er fort, „kann sich der Cultivirte das Denkmalsetzen denken bei einem Culturvolke. Die dritte Art dagegen, daß jeder Nächstbeste sich zu einem Denkmalvater aufwirft, ein paar Freunde als Comité wirbt und mit polizeilicher Nachsicht nun getrost auf den Hausbettel ausgeht: diese Art scheint mir anständiger für Tungusen und Pescherähs, als für uns. — Aber mit deinen aufliegenden National-Subscriptionen kommt in Ewigkeit nichts zusammen! Bst: Nicht so laut! Nicht so unvorsichtig! Das eben ist es ja, was ich hören wollte. Ihr seid mir vortrefflich aufgesessen. Kommt nichts zusammen — und ich habe es immer so geahnt — dann ist eure ganze

Denkmalsetzerei eben nicht Nationalsache, wie es eure Phrasen so widerlich lügen, sondern sie ist Privatsache, sie ist Sache eurer persönlichen Liebhaberei, um nicht das Schlimmere zu sagen, eurer persönlichen Eitelkeit. Dann hat der Banquier Königswarter u. A. auch nichts für Schiller gegeben, sondern er hat gegeben für Herrn X, den Sammler und Glaubensgenossen, der ihn persönlich bedrängte. Und hier eben ist's, wo ich nach der Polizei rufe . . . Ich fürchtete anfangs, gegen den Strom zu schwimmen, aber ich fange an zu capiren, daß ein Strom überhaupt nicht existirt, daß die öffentliche Meinung vielmehr dem Denkmalbettel von Herzen gram ist, denn alle Personen, so viel und so bunt ich deren noch sprach, fand ich von seltener Einigkeit in dem Abscheu gegen den Terrorismus des Denkmalbettels. Ich fand sie alle nach einem Gideon seufzen, nach einem Manne, der den Muth hätte, das Wort des Widerspruchs zum erstenmal laut auszusprechen."

Dieses Gideon-Muthes wird Herr Kürnberger sich nicht mehr sonderlich rühmen dürfen. Der humoristischen Blätter nicht zu gedenken, stellt das Feuilleton der gesammten Wiener Presse sich auf beiläufig denselben Standpunkt, seit in Wien, nachdem man das Schillerstandbild kaum enthüllt, auch schon für ein Grillparzer-, ein Beethoven-, ein Grün-Lenau-Monument gesammelt, und ein Mozart-, ein Haydn-, ein Goethe-Denkmal in Aussicht genommen wird. In welchem Verhältnisse stehen die zahlreichen Dichterfeste und Denkmäler zur wirklichen Begeisterung der Nation, zur thatsächlichen Anerkennung der Dichter? Wie reimt der Eifer, mit welchem man Schillerbilder aufrichtet, sich damit zusammen, daß man unter Kritikern, unter Leuten, die „auf der Höhe der Zeit" stehen, es nicht mehr ohne verschämtes Erröthen wagen darf, Schiller für einen großen Dichter zu halten?

Eine seiner ausführlichsten Erörterungen widmet unser Autor dem Rhapsoden Jordan. Man wird ihm zustimmen müssen, wenn er es als einen Irrthum dieses an sich so anerkennenswerthen epischen Meisters bezeichnet, aus altem, den Geist ganz anderer Zeiten wiederspiegelnden Sagengewebe, das im Bewußtsein des Volkes längst nicht mehr lebendig ist, lasse sich nachträglich auf künstlichem Wege ein Nationalepos schaffen, welches für die Deutschen das sei, was die Ilias für die Griechen. Nur muß man sich auch einigermaßen wundern, daß Kürnberger später, wo er von Gottfried Kellers „Sieben Legenden" mit überschwenglichem Lobe spricht, kein Wort des Bedauerns mehr hat für eine dichterische Kraft, die an einen noch weit weniger lebendigen Stoff, an eine wunderliche kirchliche Legendenwelt verschwendet ist. Ueberdies muß bemerkt werden, daß in diesem Aufsatze über Jordan der Autor im Bemühen, gründlicher als gründlich zu sein, und eine Sache, an welcher Niemand zweifelt, zu beweisen, sich in einem ermüdenden historischen Excurs verliert und seitenlang vom Katheder herunter redet wie ein Privatdocent.

Wie hier zu umständlich in der Beweisführung, ist er anderswo zu subtil, klügelt Motivirungen aus, die nur das Interesse der Sonderbarkeit für sich haben, wie zum Theil in den Artikeln über Turgenjew und über Grillparzer.

Daß Kürnberger immer nur mit dem schweren Geschütz des Gedankens wie des Ausdrucks ins Feld rückt, haben wir schon gesehen. Von ihm läßt sich in der That sagen, daß er „mit Kanonen nach Spatzen schieße". Wozu z. B. der Lärm S. 119 über eine mittelmäßige Horaz-Uebersetzung? Wollte er wirklich an einem Beispiel zeigen, „welcher Schund in Deutschland gedruckt wird", so hätte er für diesen Zweck sehr leicht weit besser Geeignetes, d. h. Schlechteres finden können.

In einem Nekrolog auf Moriz Hartmann macht Kürnberger die Bemerkung, Hartmann habe das Wesen des Hellenen mit dem des Juden in seiner Natur vereinigt. Möglich, daß dies sich so verhielt; dann war aber Hartmann eine Merkwürdigkeit ohne Gleichen, und ich begreife nicht, wie Kürnberger eine solche Verschmelzung jüdischen und hellenischen Wesens für eine leicht mögliche, ja naheliegende Sache nehmen mag. Größere Gegensätze kennt die Weltgeschichte nicht, als den naturinnigen, naiven Hellenen, und den durch und durch spiritualistischen, verstandeskalten, zersetzenden Semiten, und da der Jude von Natur ein unwandelbares, auf sich beruhendes Wesen ist, so fällt es äußerst schwer, an die Verwandlung eines Juden in einen Hellenen, oder an die Verschmelzung eines Juden mit einem Hellenen zu glauben. Wenn ein Heine mit seinem Hellenismus prahlte, so wird das doch Niemand für Ernst genommen haben? —

Die reichen jüdischen Banquiers der Residenz scheint Kürnberger entschieden nicht zu den hellenisirten Semiten zu rechnen. Diesen gegenüber verläßt ihn seine „Höflichkeit“ und daß er auf ein Couvert an ihren gastfreien Tischen verzichtet, beweist der Artikel, den er dem „Verhältniß der Wiener Börsenmänner zur Literatur“ widmet. Hier beginnt denn doch die heftige und drastische Art Kürnbergers etwas unerquicklich zu werden. Die armen Reichen! Kümmern sie sich nicht um Literatur und Kunst, so schilt man sie; kümmern sie sich darum, so verhöhnt man sie! —

Ein Meisterstück in der Form, dem Inhalt nach eine große Schrulle ist der Artikel über Friedrich Halm und seinen „Fechter von Ravenna“. Kürnberger beweist hier auf ein paar Seiten nichts Geringeres, als — man höre! — „die specifische Nichtswürdigkeit dieser Schandkomödie!“ — Da haben wir ein Exempel jener „prachtvollen Strenge“, über welche sich Kürnberger auf S. 326 freut wie ein Kind, wenn sie von einem seiner Collegen geübt wird. Wenn Hinz und Kunz, meint er, vorher in Notizen gelobt worden sind, hernach aber der höheren Kritik vor die Klinge kommen, dann „merkt man es der prachtvollen Strenge der letzteren ordentlich an, daß sie ihr Rächeramt mit einem langgesparten Grimm und avec une sorte de gaîté verwaltet“. — Ohne es zu wollen, berührt Hr. K. hier die wunde Stelle unserer Tageskritik. Weil Hr. A. den X. gelobt hat, schreibt Hr. B. über denselben X. einen wüthenden Schmähartikel. Ueber diese „prachtvolle Strenge“ freut sich Herr Kürnberger. Und das Publikum? Je nun, das Publikum, zwischen den Lobenden und den maßlos Schimpfenden gestellt, glaubt weder dem Einen mehr noch dem Andern.

Amüsant gestaltet sich das Schauspiel, wenn eine „starke Subjectivität“ auf eine andere, ihr verwandte stößt. Dies geschieht in Kürnberger's Feuilleton über Melchior Mayr's „Gespräche mit einem Grobian“. Nicht als ob ich sonst Kürnberger und Melchior Meyer nebeneinander stellen möchte; Hr. Kürnberger ist ein Kopf von Distinction, der selige Melchior Mayr dagegen scheint, wenigstens nach den von K. angeführten Proben zu schließen, sich innerhalb ziemlich enger geistiger Schranken bewegt zu haben. Aber sie gehören beide zur Classe der Nervösen. „Melchior Mayr's Zorn“, sagt uns Kürnberger, „ist zuweilen sehr schön. Gut gedacht, heiß empfunden, hinreißend wahr und energisch im Ausdrucke, zerwettert er, wie der Blitz, was er trifft.“ Auf der nächsten Seite: „Gegen diese Siechlinge (à la Melchior Mayr) mit der moralischen Gehirnerweichung und Herzbeutelwassersucht, gegen die Versöhnler und Ohnmächtler, welche jeder Tragödie einen gemüthlichen Circumflex anschänden, werden wir noch aparte Geißeln mit Skorpionen flechten und

sie manches Jahr unsers Lebens durchstäupen." — „Man fängt oft an, den Autor liebzugewinnen und ist im Begriff, ihm herzlich die Hand zu drücken." Und wieder: „Ei, so wag's doch, witziger zu sein als Heine! Wer hindert dich daran, kleine, neidgiftplatzende Kröte?" — So wechselt Anziehung und Abstoßung, Bruderkuß und Ohrfeige, und man bedauert, daß der selige Mayr das Eine wie das Andere nicht erwidern kann.

Einer merkwürdigen Stelle muß ich noch Erwähnung thun, in welcher Hr. Kürnberger die „allgemeine Verlotterung des deutschen Nationalgeistes" in Aussicht stellt, weil — ja weil einmal Gott weiß welcher Recensent „Homer und Hamerling" neben einander genannt hat. Hier geht Hr. Kürnberger in seiner Besorgniß offenbar zu weit. Hat doch ein bedeutender Wiener Kritiker den Verfasser des „Neuen Tannhäuser" mit Dante und Shakespeare zusammengestellt und gefunden, daß jener diesen in einigen Beziehungen sogar noch überlegen ist. Der „deutsche Nationalgeist" hat sich so ziemlich gewöhnt, die Privatansichten der Kritiker ohne Schaden an sich vorübergehen zu lassen. Wenn mich eine halbverblaßte Erinnerung nicht trügt, hat Hr. Kürnberger vor Jahren selbst den ethischen Gehalt der Werke des Poeten, den er heute so gründlich verachtet, anerkannt, und ich möchte glauben, daß die vorurtheilslose und aufmerksame Lectüre dieser Werke, weit entfernt, der Verlotterung des Nationalgeistes Vorschub zu leisten, vielmehr ein wirksames Gegengift gegen die Verlotterung wäre. Ich möchte mir bei dieser Gelegenheit erlauben, den Ausspruch eines Holländers, des Herrn A. G. van Hamel, anzuführen. Dieser Kritiker, im fernen Holland, völlig außerhalb der literarischen Parteien Deutschlands stehend, nicht fragend: ist der Autor dieses Buches zu viel oder zu wenig gelobt worden, hat er zu viel oder zu wenig Erfolg gehabt, sondern das, was der Poet geschrieben, unbefangen auf sich wirken lassend, hat in schroffem Gegensatz zu deutschen Feuilletonisten die folgende Aeußerung gethan: „Dies dürfen wir versichern, daß das Reich der Humanität den Menschen einen Schritt näher gerückt sein wird, wenn Hamerlings Leser seine Poesien genießen können mit derselben Einfachheit und Reinheit des Herzens, mit derselben Liebe für Alles, was schön und gut ist, die den Dichter beseelten, als er sie ins Leben rief." — Ich citire diese Stelle nicht, um mir etwas darauf zu gute zu thun; es bleibt der Lesewelt anheimgestellt, wem sie lieber glauben will, dem „übervollen Herzen" und der „starken Subjectivität", oder dem holländischen Phlegma.

Ich beschäftige mich vielleicht schon zu lange mit Herrn Kürnbergers Buche. Ohne Zweifel erregt es Kürnbergers Unwillen, daß ich mir angemaßt habe, ihn in so vielen Punkten zu corrigiren und zu meistern. Aber diesmal ist er der Autor und ich der Recensent; ein Kritiker aber ist bekanntlich unfehlbar und versteht Alles besser als der Autor. Im Uebrigen, da für mein Urtheil über einen Menschen nicht das maßgebend ist, was er von mir hält, sondern das, was ich von ihm halte, so bin ich weit entfernt, Herrn Kürnbergers Vorzüge irgendwie herabsetzen zu wollen. Herr K. ist, von seinem Erzählertalent abgesehen, unter allen Umständen ein gewaltiger Held der Feder, ein halbmythischer Vogel Greif im Haufen der Rohrsperlinge. Es ist pure Schelmerei, wenn er S. 147 von sich selber sagt, er sei in der Publicistik „längst nicht mehr der Erste". Herr Kürnberger weiß es sehr gut, und besser vielleicht als irgend Einer, daß er, so lang er will, noch immer der Erste ist.

# Der Bergsturz.

Episoden aus der Katastrophe bei Steinbrück.

Zwei Eheleute in ihrer Stube machten sich lustig über die Sylvesternacht, in welcher sie mitten drin saßen.

Das Weib hielt einen Blechlöffel über die Kerzenflamme; der Löffel war unterhalb schon kohlschwarz von feinstem Ruß; im Löffel rutschte eine sich lösende Masse wie Quecksilber hin und her — das war Blei.

Der Mann bereitete eine Schale Wasser und sagte: „Schau aber, daß was Rechtes herauskommt, Geld oder so was; weißt ja, daß ich in diesem Jahre mein Haus vergrößern will. Und um Gotteswillen!" setzte er neckend bei, „gib Acht, Weib, daß nicht wieder ein kleines Kind d'raus wird!"

„Sei mir still davon!" verwies sie, „haben eh schon sechse."

„Ja, dann hätten wir die sieben Schmerzen beisammen."

Das von den Sechsen war keine Mähr; um den Ofen und an den Wänden herum schliefen sie in kleineren und größeren Bettchen — Knäblein und Mägdlein — lockige, rothwangige Köpfchen in kindlicher Anmuth und süßem Schlummerfrieden. Man hätte sich recht gerne noch ein siebentes hinzugedacht, und — die Schüssel auf dem Tische braucht deswegen nicht größer zu werden, nur der Löffel müssen um einen mehr sein. Das sei dem Vater gesagt, dem braven Steinmetz, der das Brot für Weib und Kind allerdings hart und daß es oft Funken gibt, muß herausschlagen aus den Steinen.

Das Blei war nun vollständig zerronnen.

„Jetzt gilt's", sagte die Frau, „'s ist ja nur ein Zeitvertreib, glauben thut man ohnehin nicht d'rauf. Na, so schau!"

Das Blei fiel zischend in das Wasser und lag auf dem Boden der Schale. Sie guckten nach der Form. Der Mann lachte: „Da hast es, gar nichts ist d'raus worden. Was soll denn das vorstellen? Einen Steinhaufen, wenn Du willst."

Ein Knäblein regte sich und verlangte zu trinken.

„Ja, mein Lieber", sagte der Mann, „andere Leute trinken jetzt Champagner — Du wirst wohl mit Wasser fürlieb nehmen müssen." Und er reichte dem Kleinen ein grünes Krüglein.

„Gutes Wasser ist auch nicht zu verachten", bemerkte das Weib.

„Ja", sagte er, „wenn das nicht Sannwasser, wenn es der frische Brunnen von der Pleschen wär', der uns neuzeit den Dienst aufgesagt hat —"

„Du, jetzt weiß ich's, warum der Brunnen ausgeblieben ist", sagte sie, „erst kürzlich hat mir's die Nachbarin erzählt."

„Hast Dich wieder einmal anschwatzen lassen!"

„Nein, ich glaub' sonst nicht auf solche Sachen, aber das möcht' doch wahr sein. Vom rothbartigen Italiener, weißt, der lang auf der Bahn gearbeitet hat. Da ist einmal ein mühseliges Bettelweib dahergegangen, hat sich am Bahndamm niedergesetzt und den Italiener um einen Trunk Wasser gebeten. Aber der hat ihr ein hartes Wort fürgeworfen: Wenn sie Durst hätt', so sollt' sie sich ihr Wasser selber holen, er hätte was Besseres zu thun, als wie Bettelleut' zu bedienen. — Darauf soll die Alte scheltend fortgehumpelt sein, und Abends d'rauf, wie sich der Italiener sein Kochwasser holen will, ist der Brunnen trocken und seit der Zeit rinnt er nimmer."

„Die Mähr ist nicht dumm“, entgegnete der Mann, „und ich denk', das neue Jahr ist jetzt da — leben wir halt weiter, Weiberl, wie bisher, und jetzt gehen wir schlafen; morgen muß ich bei Zeiten fort.“

Still war es im Oertchen Brische und vernehmbar nur das Rauschen der Sann und bisweilen das Brausen eines vorübertosenden Eisenbahnzuges. An den Felsen und steilen Erdlehnen des Plescheberges, der hinter den drei Häusern des Oertchens aufstrebte, lagen die blassen Schleier des Mondes und über der ganzen herrlichen Berggegend, die sich von Cilli bis weit in's Krainerische hinein erstreckt, ruhte der geheimnißreiche Friede der Sylvesternacht.

An einem der nächsten Tage nahm der Steinmetz seinen Korb, um in's Tagwerk zu gehen. Die fröhlichen Kleinen umkreisten ihn und als sie sahen, daß er die Schranken durchbrach, hingen sie sich an seinen Rock und wollten mit. Es war eine Mühe, sich loszumachen, aber dem Manne lachte das Herz; das Kleinste hob er noch zu sich herauf und koste es, die Größeren nahm er schäckernd bei den Ohrläppchen.

„Ich weiß nicht“, sagte das Weib, „ich selber lasse Dich nicht gern fort, wenn Du in den Steinbruch gehst, und wenn man nachdenkt, was bei so einer Arbeit Alles sein kann — gib mir doch nur Acht!“

„Oh“, entgegnete der Mann, „die Steine stürzen nicht so leicht herab, die sind allzufest zusammengewachsen, das verspürt mein Stemmeisen schon noch am besten. — Behüt' Euch Gott miteinander! Und jetzt, Kinder, lasset los — eilomarsch!“

Er schob und commandirte sie von sich; das Hündlein lief und bellte ihm noch eine Weile nach; mit einem Steinwurf mußte er es zurückscheuchen, dann that's ihm doch wieder leid um das treue, anhängliche Thier.

Am Eisenbahndamm dahinschreitend, blickte er noch mehrmals zurück.

Jenseits des Flusses stand die Oelfabrik und auf der Anhöhe das Herrenhaus und das Kirchlein. Wie bescheiden war hingegen diesseits sein Heim, das sich mit noch ein paar anderen Häusern so traut an die Berglehne schmiegte. Die Hänge waren schneelos und zwischen dem kahlen Buchengestämme blinkte das Gerölle und Erdreich. Zur Sommerszeit ist es dort oben gerne lebendig, und Steinchen hört man rieseln, als ob Gemsen umstiegen. Aber auf dem Boden liegt die „Sommerg'frier“, und die Ebene auf dem Berge heißt die gefrorene Wiese. Trotzdem ist in diesem Winter noch kein Eiszäpfchen gesehen worden — hingegen wachsen blaue und weiße Blümlein um die Weihnachtszeit — und das ist erfreulich und grauenhaft zugleich, denn in den Decemberblumen blüht die Drangsal, haben alte Leute gesagt; wird wohl doch nicht wahr sein.

„Schlag' nicht gar zu viel drein die Wochen, Nachbar!“ rief der Schmied von seiner Esse durch die Thür heraus.

„Und Du auch nicht“, antwortete der Steinmetz, und das war der Gruß.

Er ging über die steinerne Brücke, von welcher der Punkt „Steinbrück“ heißt, er ging die rauschende Save entlang und in's Krainerische hinein. In Sagor hatte er seine Arbeit.

Er war frisch beim Geschäft; hart arbeiten den ganzen Tag ist nicht einmal so schwer, wenn man dabei denkt, daß man's für Weib und Kinder thut. Und schläft man die Nächte um so besser.

Der Steinmetz blieb manche Nacht über in Sagor, er hatte dort stets das Geschäft zu überwachen, und es wäre auch weit gewesen, jeden Abend zu den Seinen heimzukehren.

In der Sonntagsnacht auf den 15. Jänner aber war er mehrmals wach geworden und da war ihm ge-

wesen, als ginge draußen ein Sturmwind. Er stand auf und horchte — es war die ruhsamste Nacht.

Am andern Tage wollte die Arbeit nicht recht von statten, es war ein so trübseliges Wetter und der Nebel umflorte auch die Fröhlichkeit des sonst so emsigen Steinmetzmeisters. Plötzlich stand das Hündlein von daheim zu seinen Füßen und schnupperte ihn an und wollte bellen, war aber ganz heiser.

Was soll denn das bedeuten? dachte der Mann, ist der Hund da, so muß eins von meinen Leuten nicht weit weg sein. Allein lauft er nicht so weg vom Haus.

Da kam ein Bahnarbeiter von Brische daher; er war sehr eilig gegangen, aber als er jetzt den Steinmetz sah, blieb er stehen, kehrte sich um, als wollte er die Gegend um Sagor ansehen — und sah doch nichts als Nebel. Endlich trat er auf den Steinmetz zu und murmelte etwas.

„Kommst Du zu mir?“ fragte dieser.

„Sollst geschwind heimgehen“, sagte der Bote, „es gibt Steine wegzuarbeiten vor Deiner Hausthür.“

„Wie so denn?“ fragte der Arbeiter und langte schon nach seinem Oberrock.

„Ja, geh' nur geschwind, es ist eine Lawine vom Berg gekommen und jetzt können Deine Leute nicht aus dem Haus.“

Sie eilten mitsammen davon. Der Steinmetz wollte nachfragen, aber es war ihm die Brust so eng.

„Die andern Häuser hat's auch verschüttet“, sagte der Bote und ließ seinen wirren Blick überall herumzucken, nur den sah er nicht an, der neben ihm daherlief, den armen Mann, dessen Gut und Glück die Erde verschlungen in dieser Nacht.

„So red', was ist geschehen?“ fragte der Steinmetz ein um's andere mal.

„Sie können vielleicht noch am Leben sein“, antwortete endlich der Bote. Da fragte der Andere nicht mehr weiter.

Nach Stunden, als sie gegen Steinbrück kamen, hasteten auf allen Wegen Männer mit Eisenkrampen und Spaten dahin, und als sie in das Engthal der Sann kamen, bedeckten wogende Menschenhaufen die Straße und den Eisenbahndamm, und Gendarmen mit funkelnden Bajonneten hatten zu thun, um Ordnung zu schaffen.

„Da kommt er! hier ist er!“ flüsterte es allerseits in der Menge, und Alles drängte sich an den Steinmetz heran, um zu sehen, wie er sich nun gebahren würde. Der Pfarrer von Laak trat ihm entgegen, faßte ihn an der Hand und mit einer Thräne im Auge sagte er die Worte: „Nur gefaßt sein, lieber Matschek, Gott hat's gegeben — Gott hat's genommen!“

Und jetzt stand der Mann da und starrte wirr um sich — wo waren die Häuser — wo sein Haus?

Eine ungeheure Wucht von Schutt lag da und von der Bergmulde nieder leuchteten die grauen Erdwände einer niedergegangenen Lawine.

Einen Schrei nach seinem Weibe, nach seinen Kindern stieß der Unglückliche aus und stürzte hin auf den Schutthaufen und wühlte mit den Händen im Erdreich.

Drei Häuser mit Nebengebäuden waren auf dem Platze gestanden — auch nicht die kleinste Spur davon war geblieben, nicht ein einziger Balken noch war an's Tageslicht geschafft worden, trotz der zahlreichen Arbeiter, die an der Stätte bereits beschäftigt waren.

Der arme Mann wurde in das nahe Wirthshaus jenseits des Flusses gebracht; er ließ es willenlos geschehen, war starr vor Entsetzen. Im Wirthshause, das von Menschen vollgedrängt war, saß der Schmied und mußte immer und immer wieder erzählen, was er wußte. Auch sein

Haus war begraben, aber er hatte sich und etliche Andere noch glücklich gerettet.

„So gegen halb vier Uhr in der Nacht mag's gewesen sein", erzählte der Schmied, „da weckt mich jäh ein Fensterklirren auf. Na, denk' ich, Lumpen, jetzt werfen sie mir die Fenster ein! Aber als das Zündhölzel brennt, seh' ich, wie mir Steine und Erde in die Stube fahren und das ganze Häusel kracht. Jesus, denk' ich, was ist das? lauf' hinaus und hör' das Brausen, just als wie wenn ein Eisenbahnzug auf die Häuser losging'. — Leut'! schrei' ich zum Nachbar hinein, lauft's geschwind aus! Was es ist, das weiß ich nicht, aber es fallen die Häuser um, das obere Haus ist schon weg. — Gleich fahren sie aus dem Schlaf; die alte Mutter will nach dem Gewand greifen, ist schon allzuspät; die Buben müssen sie packen und hinausschleppen, das Haus wankt — mit dem nackten Leben springen wir in der finsteren Nacht davon — da kracht's hinter uns, daß es ein Graus ist, und nachher rauscht's noch eine Weil' vom Berg herab und nachher ist's still. — Sonst weiß ich selber nichts, und wie wir's beim Licht anschauen, sehen wir, 's ist Alles hin, kein Haus und keine Maus ist davongekommen. Der Bahnheizer und sein Weib und die Mutter und die Kinder sind hin, und die Dienstleut', und dem Steinmetz sind halt Alle weg. — Gemeint hab' ich hell, der jüngste Tag ist da."

Wieder andere Leute kamen in's Haus und denen mußte der Schmied wieder erzählen, und von Steinbrück und von Römerbad kam stets Bier und Wein und unter der Menge gab es Leute, die sich recht gut unterhielten.

Der Steinmetz saß in einem Winkel und starrte auf den Boden, und er hörte das Zureden der Menschen nicht.

Plötzlich sprang er auf und rief: „So geht, Leut', so helfet graben. Sie leben ja noch!" Er stürzte zur Unglücksstätte, wo in die Richtung gegen sein Haus bereits ein Stollen angelegt wurde, um Lebendige etwa noch zu retten. Er meinte, er müsse mit seiner Stimme das Erdreich durchdringen, um seiner lebendig begrabenen Familie Trost und Kunde von der nahen Rettung zuzurufen.

Nicht lange, so stießen sie auf eine arg zermalmte Kindesleiche von der Heizerfamilie. Und sie fanden in den durchnäßten Erdmassen den oberen Körpertheil von dem Heizer und seinem Weibe, letzteres nur mehr an den blonden Haaren zu erkennen.

Das Weib war noch am Abend vor der Unglücksnacht hoch in der Hoffnung gewesen, jetzt fand man an ihm das neugeborene Kind. Was da vorgegangen sein mochte im Hause, im Mutterherzen — wer kann es denken?

Zwölf Särge aus weißen Brettern standen bereit, und die Leute arbeiteten Tag und Nacht gegen das Haus des Steinmetz hin und am dritten Tage gelangten sie an dessen Dachstuhl. Mit erneuerter Anstrengung wurde gegraben; in der Nacht erhellten zahlreiche Spanlunten die Unglücksstätte.

Schon vermeinten sie die Verschütteten zu finden, und der arme Gatte und Vater hielt seine Arme ausgestreckt nach Weib und Kind — da war's plötzlich in der Nacht auf den Freitag, daß von den Wächtern, die am Hange aufgestellt standen, das Zeichen gegeben wurde, die Arbeiter sollten sich eiligst davon machen, es hebe oben auf dem Berge wieder an zu krachen. Wie das Sausen des Windes war es von der Höhe nieder zu hören. Sie liefen nach allen Seiten hinweg, nur ein Bergknappe dachte, seinen Hut ließe er nicht im Stich, eilte zurück und ist den anderen nicht mehr gefolgt. — Ein kurzes, schweres Tosen war's, ein Beben in der Erde, ein Stoß in der Luft, ein Aufgischten

— und dann wieder Alles starr und still. Noch ein Schrillen in den Telegraphendrähten war gewesen und dann hörte man nichts, nicht einmal das Rauschen der Sann.

Als sich die Leute endlich wieder hinwagten, um zu sehen, was denn jetzt Unerhörtes geschehen sein konnte — ja, da sahen sie's. Es gab keine Eisenbahn mehr und keine Straße, und es gab keinen Fluß und es gab kein Thal mehr. Ein Berg lag niedergestürzt in die Enge, und unterhalb desselben gegen Steinbrück hin schlängelten und zuckten die Fische auf wasserlosem Grunde und oberhalb gegen Römerbad hin staute sich die Sann, die seit Jahrtausenden hier geronnen sein mochte, ohne daß ihr so gewaltsam der Lauf verlegt worden war.

So lange noch die Brücke hielt, eilten die Arbeiter über dieselbe dem Wirthshause zu; aber in großer Bedrängniß war der Bahnwächter. Von oben herab und von unten herauf waren Züge signalisirt. Gegen Römerbad schickte er seinen Sohn mit der Nachricht und er selber sprang über die schon schwankende Brücke und über die sich noch in Bewegung befindenden Schuttmassen hinweg nach Steinbrück, um dort das Ablassen des Zuges zu verhindern.

Es war stockfinstere Nacht und man wußte nicht, was geschehen, und rasch stieg der mächtige Alpenfluß und trat über die Ufer hinaus.

Die Verwirrung in den nahen Häusern und in der Fabrik war eine unbeschreibliche; im Kirchlein läuteten sie Sturm und die Leute meinten, der jüngste Tag sei gekommen.

Aber das Trinken schmeckt immer, und das Wirthshaus stand gesichert auf der Anhöhe; da drinnen saßen Arbeiter und bedauerten ihren verunglückten Kameraden, der seines Hutes willen wohl viele Klafter tief in Schutt begraben war. — Da trat der Bergknappe, allerdings wieder ohne Hut, zur Thür herein.

„Da bin ich", sagte er und war recht blaß im Gesichte, „ist seltsam, jetzt bin ich beim Wirthshaus da."

„Hast Dich doch wo geduckt?" fragten sie ihm entgegen, „ja, das ist ein Glück, wie hast es denn angestellt?"

„Was weiß ich?" sagte der Knappe, „was das jetzt ist gewesen, weiß ich nicht und wie ich über das Wasser gekommen bin, weiß ich auch nicht. — Ich such' noch den Hut, da hat's mir hinterwärts auf einmal einen Ruck gegeben, und wie ich wieder zu mir selber komm', lieg' ich da draußen beim Gartenzaun, und wie ich mich zusammenklaub', fehlt nicht ein Stückel, ganz bin ich und geschehen ist mir gar nichts."

„Das ist ein wahrhaftiges Mirakel", riefen sie, „darauf mußt Du jetzt brav trinken."

Das ließ der Knappe sich nicht zweimal sagen, und es begann ein lustiges Zechen, während unten das abgesperrte Wasser immer höher und höher stieg.

Zuletzt kam auch noch ein Bauer dazu, der in einem der verschütteten Häuser seine Wohnung gehabt hatte. Den hatte sein bester Freund, der Wein, gerettet. Der Bauer war die Nacht über, als der erste Erdsturz geschah, im Wirthshaus gewesen. Aus Dankbarkeit für den Retter hatte er sich seither nicht mehr von dem Glase getrennt; voraussichtlich wird er dem Freunde ewige Treue und Anhänglichkeit bewahren.

Die Nachricht von dem neuen Bergsturze war, trotzdem der Telegraph zerrissen, bald nach allen Seiten hin gedrungen und als es Morgen ward, strömten Menschenmassen nach der Unglücksstätte. Und da gab's ein Staunen und Verwundern. Das Thal war vollständig abgeschnitten. Ein viele Klafter hoher und wohl an hundert Meter breiter Sattel aus gelblichgrauer Erdmasse lag da und auf demselben standen und lagen wirr

durcheinander die Bäume des Buchenwaldes, der gestern noch hoch oben auf dem Berge, weit ober der ersten Rutschung gewesen war.

Links an der Sann waren die Massen niedergefahren, war die Eisenbahn gegangen, waren die drei Häuser gestanden. Und rechts derselben, hoch an der Lehne des Berges, war der größte Haufen, waren jetzt die Schwellen, Eisenschienen, Telegraphenstangen und dort und da das Stück eines Dachstuhles, und sogar massige Stücke der Quadernmauer, die drüben eine kleine Eisenbahnbrücke gestützt hatte, Alles über die weite, tiefe Schlucht hinübergeschleudert und den Gebäuden, die zur Fabrik gehörten und auf der grünen Anhöhe standen, vor die Thür geworfen. Und unten in der Fabrik ergoß sich das Wasser zu den Fenstern hinein, ein gehobener Dachstuhl glitt dahin und allerlei Geräthe, und Hunderte von Oelfässern schwammen auf dem Wasserspiegel, der wie ein See schon bis gegen Römerbad hinaufreichte. Weite, braune Oelschichten glitten in wunderlichen Formen über die Fläche hin und die Holzbrücke hatte sich krachend gehoben und war geborsten. Aus Römerbad, aus Tüffer kamen Nachrichten, das ganze Thal sei in Gefahr, Gebäude und Brücken stünden unter Wasser. Und gegen Steinbrück hin ragte im Flußbett das trocknende Gestein, und allerhand Wassergethier trieb sich bedrängnißvoll in den noch übrigen Dümpfen herum und verendete. Aber jedes große Unglück wirft Beute ab für Raben und für hungernde, darbende Menschen. Unten fingen sie Fische, oben hockten alte Weiblein in den Pfützen und schöpften Oel.

Von dem Plescheberg nieder aber starrte die ungeheure Mulde, und man sah dem Berg in das Herz hinein.

Arbeiterzüge langten an. Die nahen Fabriken, die Gewerkschaft Trifail, die Südbahn u. s. w. stellten ihre verfügbaren Kräfte. Hunderte und Hunderte von Menschen arbeiteten am Durchstich. Ingenieure und Officiere commandirten laut, als gälte es, einen feindlichen Festungswall zu erstürmen. Männer der Wissenschaft stellten ihre Beobachtungen an, untersuchten das Erdreich, stiegen den Berg hinan und brachten Kunde zurück, daß oben viele Klafter tiefe Spalten und Klüfte gähnten und ein neuer, noch größerer Sturz wahrscheinlich sei. — „Der Plescheberg ist beiläufig 1500 Fuß hoch und wird südlich von einem jäh aufsteigenden Korallenkalkriffe gebildet; zwischen diesem und dem eigentlichen Felsstock des Plesche ist eine Mulde, durch welche früher ein kleines Bächlein niederfloß. Die Mulde besteht aus einer dunkelbraunen, weichen Tegelmasse, welche durchweicht eine seifige Art annimmt. Das Wasser sickerte ein, durchfeuchtete das Erdreich und war Ursache des Absturzes. Wenigstens zwei Millionen Kubikmeter Erdmasse sind niedergefahren.“

Von dem Ausgraben der verschütteten Personen war nun keine Rede mehr; waren ja doch durch den zweiten Sturz auch die Särge verschüttet worden, die jene hätten aufnehmen sollen. Der arme Steinmetz saß auf dem Schutt — hatte Alles verloren, bis auf das Hündlein, das nimmer von ihm wich, das traurig zu seinem Gesichte aufsah, als wollte es ihm erzählen von der gräßlichen Stunde jener Nacht, von dem letzten Aufschrei des Weibes, von dem Wimmern der sterbenden Kinder.

„War's denn eine Versündigung“, murmelte der Mann, „daß ich in der Neujahrsnacht gesagt: Wenn zum sechsten noch eins kommt, so haben wir die sieben Schmerzen beisammen! — O, mein Gott, Du hast es ja gewußt, sie sind mein Leben gewesen. — Ach, wenn sie nur im Augenblick zu Grunde gegangen sind! Wenn sie in dem festen, gemauerten Hause nur nicht etwa noch eine Zeit gelebt haben — lebendig begraben ... Jesus, Jesus!“

Sie durften ihn nicht allein lassen.

Am Gewände des Berges hinan waren Soldaten aufgestellt, welche von Zeit zu Zeit, wenn das Geschütte oben rieselte und wieder in Bewegung zu kommen schien, Signalschüsse abfeuerten.

Gegen Abend des Freitag war das Wasser um fünf Klafter gestiegen. Die Oelfabrik stand im See, die Straße zur Rechten war überschwemmt, der Eisenbahndamm zur Linken ragte noch etwas aus der Fluth.

Die Reisenden aus der Richtung von Triest, Agram und Wien konnten nicht weiter und stauten sich in den engen Bergschluchten an der Sann und an der Save.

Tausende von Menschen kletterten am Geschütte und an den Berglehnen hin. Buden mit Erfrischungen waren aufgerichtet an den Hängen gegenüber dem Bergsturze. Da gab es ein Staunen und Klagen und Muthmaßen, und so oft ein Signalschuß hallte, war das ein aufgeregtes Erwarten eines neuen Ereignisses — und weil es nicht kam, so wurde Manchem endlich die Weile lang und er kletterte aus dem Bereiche des Bergsturzes, der gewissermaßen zu einem Volksfeste geworden war.

Einer ging in der Menge mit dem Hut herum und sammelte milde Gaben für die Geretteten, und dieses Manöver lichtete das Gedränge erfolgreicher, als die Gendarmerie, welche die Menschenmassen von den gefährlichen Stellen zurückzudämmen hatte.

Als es am Abende zu dunkeln begann, machte Einer den Vorschlag, große Dochte in das schwimmende Oel zu werfen, dieselben anzuzünden und so den Arbeitern eine Leuchte zu schaffen. Der Durchstich war endlich so weit gelungen, daß das Wasser selbst zu wühlen und zu bohren anfangen konnte. Da brach es zuerst rieselnd, dann rauschend und endlich wild schäumend und brausend durch. In trüben Fluthen ergoß es sich gegen Steinbrück und schwemmte manches Stück von den verschütteten Häusern aus der engen Klause hervor.

Und der arme Witwer saß am Ufer, auf daß er, wenn auch nur eines seiner Lieben oder wenigstens einen Balken seines Hauses wiedersehe. Auch das blieb ihm versagt. In tiefster Seele traurig ging er davon — suchte eine Bibel, um die Weissagung zu lesen von der Auferstehung der Todten.

---

Wochenlang arbeiteten Hunderte an der Regulirung des Flusses, an der Wiederherstellung der Eisenbahn und der Straße. Aber die Spuren dieser Katastrophe werden unvergänglich sein, es müßte sich denn ein neuer, noch größerer Bergsturz ereignen und den alten begraben.

Da man die Leichen der zwölf Verschütteten nicht fand, so ist der Schutthügel durch eine kirchliche Einsegnung zum Friedhofe gemacht worden, wohl des Landes eigenartigster Friedhof, über welchen der schöne, mächtige Fluß aus den Sulzbacheralpen und die bedeutendste Verkehrsader des Reiches ihren Lauf nehmen.

---

# Auf dem Fetzenmarkt zu Graz.

Eine Erinnerung aus der Knabenzeit von P. K. Rosegger.

Als Knabe litt ich häufig an kleinen Augenentzündungen; daran Ursache war das nächtliche Lesen bei trübem Kienspanschein. Unsere Nachbarin war ihres Augenübels wegen zu einem Stadtdoktor gegangen; so sagte ich eines Tages zu meinen Eltern, ich würde auch meiner Augen wegen nach Graz gehen müssen. Freilich der Augen wegen, aber nicht, weil sie krank waren, als vielmehr, weil sie Graz sehen wollten. Der Vetter Franz hatte mir oft „nach Graz gezeigt“; da hatte er meinen Kopf zwischen seine beiden Hände, wie in eine Zange gepreßt, mich so etwa einen Schuh hoch vom Boden emporgehoben und gefragt, ob ich schon nach Graz sähe. Ich sah zwar noch lange nicht über die Waldbergrücken hinaus, aber um wieder auf die Füße zu kommen und mein Haupt zu befreien, gab ich vor, schon nach Graz gesehen zu haben. Die Posse erregte aber meine Sehnsucht und so ging ich nun mit Zustimmung meiner Eltern „der Augen wegen“ nach Graz.

Ich nahm meinen Weg über die Fischbacher Alpe; dort begegnete mir ein Almhalter mit einem Knüttelstocke, fragte mich, ob ich eine Sackuhr oder Geld bei mir hätte. Es freute mich sehr, daß er an mir eine Sackuhr vermuthete, denn — weil Bauernknaben dergleichen nur selten im Sacke haben — so mußte er mich für einen erwachsenen Burschen halten, der ich mit Sehnsucht so lange gerne gewesen wäre, bis ich einer war. Dann freilich hätte ich wieder lieber ein Kind sein mögen. Also:

„Uhr,“ sagte ich, „habe ich keine bei mir, aber vier Gulden Geld.“

„Und fürchtest Du Dich so allein auf dem Wege nicht vor den schlechten Leuten?“ fragte der Almhalter.

„Fürchten thu' ich mich nicht,“ war meine Antwort.

„Aber was wirst denn machen, wenn Dir Einer das Geld wegnehmen will?“

„Ich rauf' oder ich lauf'.“

„Damit wirst nicht weit kommen. Hörst, wenn Dir auf der Straße Einer unterkommt, dem Du nicht recht traust: nur gleich anbetteln. Keck das Hütel herab und anbetteln; gibt er Dir nichts, so nimmt er Dir nichts. Behüt' Dich Gott und lass' Dir Zeit auf dem Weg.“

So der Almhalter, dann ging ich fürbaß. Kam nach Fischbach, wo die beruf'nen Raufer daheim waren; kam durch den großen Fischbacherwald, in dem ein hohes rothes Kreuz steht, als Denkmal, wie dort einst einem Sonntagsjäger ein Hirsch erschienen war, der zwischen den Geweihen ein Kruzifix trug; kam nach Birkfeld, wo der gestrenge Dechant wohnte, der zu den Schulprüfungen auch schon mehrmals in unsere Gegend gegangen war; kam nach Anger, wo auf dem Berge das graue Gemäuer eines Raubschlosses steht; kam nach Weiz, wo der Kerker war, in welchem alle Diebe und Wildschützen aus der Fischbachergegend eingesperrt wurden — und mir ist auf dem ganzen Weg nichts zugestoßen, als ein großer Hunger, den ich beim Fleischhauer in Weiz durch eine Schüssel „Speckfleck“ vertilgte. Bei demselbigen Fleischhauer schlief ich die Nacht über in einem Stall, in welchem die Mastochsen aufbewahrt wurden, die am nächsten Morgen geschlachtet werden sollten. Die armen Genossen bezahlten diese Nachtherberge mit ihrem Leben, ich mit sechs Kreuzern, wovon einer derart breitgeschlagen war, daß ihn die Wirthin anfangs für einen alten Groschen, dann aber, als ich sie auf-

merksam machte, es sei nur ein geklopfter Kreuzer, gar nicht nehmen wollte.

Ich kam glücklich durch die Raabschlucht, wo das Hochwasser gerade vor mir eine Brücke mit dem Schutzengelbilde weggerissen hatte und mich ein Müllerbursche über den Bach tragen mußte; kam nach Albersdorf, wo ein großer Hund mich wohlwollend anschnüffelte, weil ich in ängstlicher Gelassenheit an ihm vorüberging und wo mich ein kleiner Pintsch in die Wade biß, weil ich mit dem Stocke ihn geneckt hatte; und ich kam auf die Höhe, von wo aus man das erstemal die schimmernden Thürme von Mariatrost sieht und im Hintergrunde den Grazer Schloßberg, umhüllt von blauem Dunste.

Im Walde hinter Mariatrost lag auf dem Bauche ein Handwerksbursche; er richtete sich auf und fragte mich: „Wohin?"

„Nach Graz."

„Wir gehen mitsammen."

Das war ein braver Mensch. Und weit gereist! Er erzählte mir unterwegs, daß Graz ein Dorf sei gegen die großen Städte Wien, Prag und Pribram. In Pribram war er daheim. Als wir zu einem Bächlein kamen, nahm er mich um die Mitte und hob mich hinüber; dabei hatte sich seine Hand zufällig in meine Hosentasche verannt, so daß ich sagte: „Er wird mir doch meinen Geldbeutel nicht stibitzen wollen!" Er lachte, es war ja nur im Spaße gesagt. In Kroisbach, nicht weit von der Johanneskapelle lud mich mein Geselle ein, mit ihm in ein Wirthshaus zu gehen, er wolle mir ein Glas Wein zahlen, auf daß wir vor unserem Auseinandergehen miteinander Gesundheit trinken könnten.

Ist schon gescheidt, dachte ich, Gesundheit kann man wohl brauchen — und ging mit. Nach dem ersten Glase kam ein zweites und, weil es just Mittag war, ein zwiefacher Schweinsbraten auch noch dazu. Es ging mir sehr gut und zum Messer- und Gabelabwischen war ein rothes Tischtuch da, das zu allen Seiten weit über den Tisch hinabhing. Mein Herz wurde für den guten Handwerksburschen immer wärmer und ich dachte mir höfliche Worte aus, in denen ich mich bedanken wollte, wenn wir auseinandergingen.

Als es zum Zahlen kam, fuhr er mit beiden Händen in seinen Säcken herum und that einen Fluch um den andern. Der Rock war wahrhaftig nicht mehr neu, der Sack war grundlos und der arme Bursche hatte sein Geld verloren. Ich muß blaß wie die Wand gewesen sein — das Geldverlieren war bei uns daheim das Schrecklichste, was wir uns denken konnten, und vielleicht auch das Unerhörteste, denn wir hatten selten eins.

Der Unglückliche bat mich traurig, daß ich einstweilen für ihn zahle; und diese Bitte riß ein gutes Drittheil von dem Inhalte meines Geldbeutels hinweg.

Verstimmt ging ich zur Stadt hinein, auf deren Anblick ich mich schon so sehr gefreut hatte. Aber der Handwerksbursche neben mir, der hatte, wie ein rechter Mann, sein Unglück bald verwunden. Er pfiff und ließ seinen Stock dazu tanzen, er legte mir von Zeit zu Zeit seine Hand auf die Achsel und vertraute, wie er mich liebgewonnen habe, da ich ihm in seiner Noth so christlich beistehe und wie er mich, der ich das erstemal in der Fremde sei, um keinen Preis verlassen wolle.

Da kam ein Mann mit Säbel und funkelnden Rockknöpfen auf uns zu und fragte den Burschen nach dem Paß. Dieser zog hastig etliche Papiere aus dem Sack. Der besäbelte Mann wollte sich damit nicht zufriedengeben, aber der Bursche sagte, alles Weitere hätte er verloren. Der Mann machte ein sehr finsteres Gesicht, brummte Einiges und führte meinen Genossen

mit sich. — Weiß heute noch nicht, wie es zuging, daß der Sicherheitsmann nicht auch mich angehalten hatte; ich hätte in meiner Lodenrocktasche nur ein Papier gehabt, und zwar die „Sieben Himmelsriegel, sieben kräftige Gebetter, die den, der sie an der Brust trägt zu Wasser und zu Land von allen Gefahren behüten". Weiß nicht, ob sie den Mann befriedigt hätten, aber — so meinte nachher, als ich die Sache zu Hause erzählte, die Muhm' Kathel: „Hättest nur die Himmelsriegel nicht bei dir gehabt, wurd'st schon gesehen haben, wie dich der Standar angehalten und zusammengepackt hätte!"

Allein ging ich weiter durch das Geidorf herein, wo mitunter schon ein recht schönes Haus stand, aus welchem Musikklänge auf mich niederkamen, von denen ich mir nicht hätte denken können, aus was für einem Instrumente sie entstanden sein mochten. Es war aber kein Lied und kein Tanz und kein Marsch und auch keine Kirchenmusik, sondern ein Gemisch von allem zusammen. Heute zweifle ich nicht, daß damals manch ein schönes Fräulein auf dem Clavier etwas „Klassisches" gespielt haben wird. — An den meisten Häusern war auswendig so schön zu lesen, wer drinnen wohnte und was er für ein Geschäft hatte und das mußte ich doch gleich daheim dem Köhler-Jörgel rathen, der sich ohnehin selber so gern laut macht: er soll mit großen Buchstaben auswendig auf seine Hütte oder auf den Meiler schreiben lassen: „Georg Oberleitner, Kohlenbrenner und Strohkorbflechter — brennt Tag und Nacht und flicht Körbe um drei Groschen". — An den Thüren der Wirthshäuser waren allerlei Sachen aufgeschrieben, die man drinnen bekommen konnte und der Preis dabei, so daß man die Rechnung auch ohne Wirth machen konnte. An den Bäckerhäusern stand zu lesen: „Dreimal frisches Gebäck." Ich dachte: wozu die Umstände? der Hausteiner-Bäck bäckt zweimal die Woche und da noch muß es kranke Leut' geben, daß er die Semmeln alle anbringt. Freilich, in so einer Stadt wird's wohl auch viel kranke Leut' geben.

Endlich stand ich dort, wo man die Herrlichkeit sieht. Ein weiter grüner Platz und rundum lauter prächtige Häuser und mitten der Schloßberg. Ich kehrte mich linker Hand und ging über den Platz, der so glatt wie eine neugemähte Wiese war, voran.

Jesses und Heuländ! Die Menge Leute dort! ist denn was geschehen? Kirchtag war in Graz — ja noch mehr, der Tandelmarkt, von dem ich daheim schon so Vieles und Wunderliches erzählen gehört hatte, wurde just abgehalten.

Damals war der Grazer Fetzenmarkt noch in seiner Blüthe. Zweimal im Jahre und zwar in Verbindung mit den zwei großen Jahrmärkten in Graz, welch' letztere aber nicht auf dem Glacis, sondern auf dem Lendplatze statthatten, wurde der Fetzenmarkt abgehalten — zu Mitfasten und zu Anfang September, jedesmal dauerte der Fetznmarkt zwei Tage lang. Heute ist der Jahrmarkt auf der Lend derart zusammengeschrumpft, daß er neben sich auch dem Fetzenmarkte Platz gemacht hat. Dieser ist seit der Anlage des Stadtparks von den Glacisgründen ja verbannt worden und hat seitdem seine Originalität verloren.

Damals ging der Fetzenmarkt vom Cirkusgebäude (Stadttheater) fast bis an die Stelle, wo heute der Stadtparkbrunnen steht. Das war ein Meer von Menschen und Buden und Fetzen. Wenn man ein paar Jahrmärkte zusammenstellt, und ein Volksfest hinein und ein Dutzend Schnaps-, Käse-, Salami-, Kaffee-Boutiquen und etliche dreißig Tröblerhütten und inzwischen jedes noch übrige Stückchen des grünen Erdbodens mit Fetzen und Gerümpel düngt und säet vornehme Stadtherren und Stadtfräulein, Bauernvolk, Krämervolk, Stu-

denten, Taschenspieler, kroatische Zwiebelhändler, Juden, Soldaten und ein paar hundert Bettler hinein — so hat man den Fetzenmarkt beisammen, wie er noch vor fünfzehn Jahren war. Gewinnsucht und Elend, Lustbarkeit und Hunger fanden sich ein; es war, als ob der Herrgott eine ganze Welt mit Reich und Arm in Fetzen zerrissen, durcheinandergemengt und auf das Grazer Glacis hingestreut hätte. Und der Contrast spielt in's Lächerliche und in's Tragische. Hier frische Eßwaaren, dort verdorbene, hier schwere Seidenkleider, dort halb verfaulte Lumpen. Möbel aller Art, mit vergoldetem Prunk, mit kunstvoller Arbeit, mit Wanzen; Bettstätten mit Bildern, Stühlen, Büchern und Vogelkäfigen gefüllt. Kunstreiche Gypsfiguren und grobes Töpfergeschirr daneben; funkelnde Stahlwaaren und rostige Eisenwerkzeuge für alle Stände, Bücher — neue, alte, zerfetzte, besudelte Bücher auf Tischen aufgehäuft oder in großen Körben oder auf den nackten Erdboden hingeworfen; manch vielbändiges Werk in Schweinsleder oder Leinwand, manch nacktes Büchlein ohne Umschlag, ohne Titel, so daß es selbst nicht einmal weiß, wie es heißt. Daneben einzelne Blätter als die letzten Ueberreste eines vielleicht bedeutenden Werkes noch einen Käufer suchend. Dazwischen Kupferstiche, Gemälde mit fein geschnitzten Rahmen und durchlöcherter Leinwand, Familienbilder und Hausschilder, alte Lederstücke, verrostete, verbogene Schuhnägel haufenweise, Schmuckgegenstände und fettfleckige Kellnerfräcke und zerrissene Beinkleider und manch solider Rock darunter, von seinem unsoliden Besitzer an den Wucherer hingegeben. Und Schuhwerk, unzählig Schuhwerk, das längst schon alle möglichen Hühneraugen gedrückt, jetzt nach neuen sucht. Dann Reitsättel, aus denen das Eingeweide grinst, alte Matratzen, Sophas, Spielkarten und Würfel, Dolche, Säbel und Degen, die ich nicht gerne zur Verantwortung ziehen möchte über ihren vergangenen Lebenslauf. Dann wieder buntbemalte Theeschalen, an denen manches Frauenzünglein geschärft, pakfongbeschlagene Tabakpfeifen, über denen mancher Traum von Vergangenheit oder Zukunft geträumt worden sein mochte.

O, was war in dem bunten Trödel für Menschenleben und Menschenglück und Unglück durcheinandergeschüttelt! Wie viel Geistesarbeit ruht in den Millionen Blättern Papier, die hier auf dem Boden zerstreut liegen, wie viel Studium, wie viele durchwachte Nächte! und wie werth mochten sie die jeweiligen Besitzer gehalten haben — jetzt sind sie in den Wind geflogen und wenn sie Niemand mag, der Käsestecher wird sie schon kaufen. Gegenstände, die vielleicht vor Kurzem noch die freundliche Wohnung glücklicher Menschen schmückten, an denen vielleicht langjähriges Wünschen und Trachten gebaut hatte, die durch liebe alte Erinnerungen mit hoher Weihe umwoben worden waren: die theuren Gegenstände sind hier hinausgeschleudert auf die Straße, unter die Fußtritte fremder Menschen. Marktschreier rufen sie mit rohen Späßen aus, Wucherseelen dürsten nach dem Blutgelde des Gewinnes, der dreimal so groß sein muß, als der Betrag, welchen sie dem zum Verkaufe Gezwungenen dafür hingegeben haben. Oder es sitzt bei einem Häuflein von Trödel eine blasse Frau in schwarzem Kleide oder es kauert ein trübäugiges Mütterlein dabei. Sie haben das Marktschreien und das Feilschen nicht gelernt und die Menschen eilen und hasten vorüber und wenn doch ein Blick auf die ärmlichen Waaren fällt, so ist es ein geringschätziger — denn Keiner sieht den stillen Schmerz der Frau, die Nahrungssorge des Mütterleins. — Wer denkt auch auf dem lustigen Fetzenmarkt an die Fetzen zertrümmerten Glückes!

Und wie schon der Weltgang ist, dem Elende spielt man Musik auf.

Hier ein Leierkasten, dort eine Drehorgel, da ein trillernder Kanari im Käfig, ein plappernder Staar, ein Papagei. Eine Zigeunerbande weiter hin, und die Klänge bei den Ringelspielen, Seiltänzern, Guckkästen und Gauklern. — —

Verkommene, abenteuerliche Gestalten, die man selbst in der Stadt das ganze Jahr hindurch nicht zu Gesichte bekommt, sind aus ihren Schlupfwinkeln hervorgefahren und wandeln, huschen, lungern auf dem Fetzenmarkte herum und machen Geschäfte nach ihrer Art.

So ist dieser sonderartige Markt, wie ihn außer Graz nicht leicht eine Stadt aufweisen wird, zum Tummelplatz für alle Stände und zweifelhaften Unternehmungen geworden. Mich setzt das schillernde, schellende, tolle, armselige Wesen und Treiben dieses Schacherfestes stets in eine unangenehme Stimmung — als ahnte ich den Tag, an welchem all das, was jetzt mein Haus so heimlich und traut macht, die lieben erinnerungsreichen Gegenstände, die Resultate meines geistigen Strebens einst auf dem Fetzenmarkt verjübelt oder verschleudert werden sollen. — Wie wäre es doch schön, ein eigenes festes Heim zu haben, in welchem selbst nach dem Tode den Nachkommen all die Dinge in ihrer Ganzheit beisammen blieben, die zu schaffen und zusammenzuhalten die Hauptaufgabe eines Lebens war.

Andererseits ist doch der Fetzenmarkt wieder eine wohlthätige Gelegenheit für jene armen Leute, die von Zeit zu Zeit ein Kleines an Tröbel und Fetzen erübrigen, um ohne Zwischenhändler dafür einige Groschen einzunehmen.

Zur Zeit, als ich das erstemal nach Graz kam, fand der Fetzenmarkt noch mit all seinen Eigenthümlichkeiten statt. Vom Lande herein war ein großer Zulauf und manches Bäuerlein sparte im Gange des Jahres all sein Geld, um auf dem Tandelmarkt Einkäufe machen zu können. Auf kleine Hauseinrichtungen, Arbeitswerkzeuge und Wäsche gings besonders los; und das war dann ein Begucken und Feilschen, um Hosen und Pfaiden, deren einziger Vorzug oft nur darin bestand, daß sie schneeweiß gewaschen waren. Der Bauer kauft nichts ohne zu feilschen, aber mitunter waren auf dem Fetzenmarkte die Preise dieses Nudelbrettes oder jenes Stiefelpaares so unter aller Erwartung niedrig, daß der Kauflustige wortlos nach seiner Geldtasche langte und nur Acht haben mußte, daß er sich etwa durch eine gewisse Hast im Auszahlen nicht verrathe, wie frevelhaft billig er den Gegenstand halte. Mancher hat sich freilich später überzeugt, daß er beim Handel doch nichts gewonnen. Anderen wieder kam's wohl zu statten. In der Birkfelder Pfarre war ein Schuhflicker, stets mit grauem Garnloden gekleidet wie ein armseliger Häusler ging er einher. Der kam eines Tages von Graz als nobler Herr zurück. Ein feines schwarzes Beinkleid und einen Frack hatte er am Leibe und einen Cilinder hatte er auf dem Haupte; das Beinkleid war ihm zu lang, so daß es über den Knöcheln in vielen Falten zusammensaß, ähnlich, wie es erst viel später bei den Stadtherren in die Mode kam; die Aermel des Frackes hinwiederum waren so kurz, daß sie nicht allzuweit über die Elbogen hinausgingen. Der Cilinder war tadellos, nur wollte man in Birkfeld wissen, in der Stadt trage man in der Regel nur solche, die keine Narben, Höcker und Widerhaare hätten. Den ganzen Anzug hatte der Flickschuster auf dem Fetzenmarkt um einen Gulden sechsunddreißig Kreuzer gekauft. —

Da ich nun damals in die Stadt gekommen, sah, daß Fetzenmarkt war, beschloß ich sofort, mich in anderen Auslagen möglichst einzuschränken, um Einiges von den Schätzen zu erstehen, die hier ausgebreitet lagen.

Ein kleines Haustheater stach mir in die Augen. Ich hatte daheim aus Papier auch so ein Theaterchen geschnitzt, wie ich es einmal zu Krieglach auf dem Kirchtag von wahrhaftigen Komödianten gesehen; hatte die kleinen Figuren hübsch bemalt, sie dann von rückwärts aus auf der Bühne mit den Fingerspitzen hin- und hergeschoben und den Text dazu extemporirt. Meine Geschwister mußten zusehen oder zuhören und hätten nach meiner Meinung bravo rufen sollen; aber sie lachten mich aus und bald war der Zuschauerraum leer. Ich hätte daher zur Besserung der Theaterverhältnisse die nette Bühne auf dem Fetzenmarkte sehr gerne käuflich an mich gebracht, aber wie sie nach Hause bringen? Die Sache unterblieb. Hingegen erstand ich ein Guckkästlein mit den drei Weltstädten Paris, London und Neapel — zusammen um achtundvierzig Kreuzer. Auch das Meer war darin und der feuerspeiende Berg; ich meinte, ich müsse in die Lüfte fliegen vor lauter Glückseligkeit. Später habe ich für nächtliche Zeit durch kleine Nadelstiche in den Bildern bei diesen Städten die Gasbeleuchtung eingeführt und damit daheim unter meinen Genossen mehr Glück gehabt denn als Theaterdirektor.

Die Schilderung meiner sonstigen Abenteuer in Graz gehört nicht hierher. Die Uhr und die „Lisel“ auf dem Schloßberg und die Kettenbrücke, und das eiserne und das gemalte Haus und die Thiersammlung im Joanneum bilden für den Landmann, so ziemlich die hervorragendsten Sehenswürdigkeiten, die auch mich höchlich interessirten. Den Abend verbrachte ich im vierten Stocke des landschaftlichen Theaters; zuerst schaute ich auf die Köpfe hinab, die unten wimmelten und glaubte beiläufig, das wäre schon die Vorstellung, bis der Vorhang aufging und mir nun erst die Aehnlichkeit dieses Hauses mit den früher gesehenen kleineren Bühnen auffiel. „Faust“ wurde gegeben; durch das ganze Schauspiel wartete ich, wie der Doktor Faust auf seinem Mantel in die Lüfte fliegen und ihn endlich der Teufel in Stücke zerreißen werde. Das Eine wie das Andere kam nicht und ich verließ unbefriedigt das Theater.

Am andern Morgen fand ich mich zeitlich wieder auf dem Fetzenmarkte ein. Ein Ueberschlag in Bezug meiner Geldverhältnisse hatte mir gezeigt, daß ich noch Einiges einkaufen dürfe. Ich entschied mich für Bücher. Da lagen auf grünem Rasen die sieben Todsünden von Eugen Sue; um dreißig Kreuzer schienen sie mir alle sieben nicht zu überhalten; aber die dritte fehlte.

„Ja, die ist schon weg,“ sagte mir die Verkäuferin, „die hat früher gerade ein alter Herr mitgenommen.“

„Und vom Zorn fehlt auch ein Stück.“

„Nein, ich bitte, das wird bei der Trägheit liegen.“

Während dieser Untersuchungen kam ein betagter Herr herbei.

„Junger Mann,“ sagte er und klopfte mir auf die Achsel, „das sind für Sie keine Bücher!“ zog seine Geldtasche und kaufte mir die sechs Todsünden vor der Nase weg. Mögen sie ihm wohlbekommen. Ich habe ein Leben Christi erstanden, das mir später daheim die Muhm' Kathel in den Ofen geworfen hat, weil es von Martin Luther geschrieben gewesen war.

Ich wollte mich schon wenden, da sah ich auf dem Fetzenmarkte plötzlich meinen Handwerksburschen von gestern wieder. Wie er der Behörde entkommen, das weiß ich nicht; er feilschte eben um einen grauen Tuchrock.

„Wenn der nicht seine schweren sechs Gulden werth ist!“ rief der Verkäufer und riß das Kleidungsstück beim Henkel in die Höhe, „so soll mich auf der Stelle der Erdboden verschlingen! Nur weil heut' der heilige Aegyditag ist, laß' ich ihn um fünfe. Gerade erst hat mir ihn ein Herr verkauft, ein sehr solider Herr, ich könnte sagen um sechs Gulden, wenn ich lügen wollt';

aber mein Prinzip ist die Ehrlichkeit, um fünf Gulden hab' ich ihn gekauft, um fünf Gulden sollen Sie ihn haben — nur Sie! sind ein Reisender? na ja, weiß es auch, wie es Einem da geht. Sie, ich bin Ihnen durch ganz Ungarn und Siebenbürgen zu Fuß gereist, bis hinein nach Paris. Na, den Rock müssen Sie mir abkaufen, weil ich ihn eben kriegt hab'! Nur daß was gehandelt wird, sag' ich allerweil!"

Trotz der schönen Rede wollte sich der Handwerksbursche wegwenden, denn der Rock schien nicht drei Gulden werth zu sein, da blieben seine Augen plötzlich daran hängen. Er befühlte ihn noch eine Weile, ob wohl ein guter Stoff, ließ ihn aber nicht mehr aus den Händen und zahlte — er mußte glücklicher Weise sein Geld wieder gefunden haben — die fünf Gulden. Ohne noch einmal umzusehen, machte er sich davon.

„Hast Du's gesehen," lachte der Kleiderhändler zu seinem Nachbar, „wie mir jetzt wieder Einer aufgesessen ist? Eine alte Brieftasche habe ich in den Rocksack gethan, kaum er sie bemerkt, hat er angebissen. Der wird Augen machen, wenn er die Brieftasche untersucht und auf dem Zettel das Wort: Spitzbub! liest — ha, ha!"

Ich ging meines Weges und pries insgeheim die Gerechtigkeit des Schicksals, welche an dem Strolche heute schon bestrafte, was derselbe gestern an mir gesündigt. Freilich hätte ich es noch treffender gefunden, wenn ich wieder zu meinem Gelde gekommen wäre, anstatt daß der schlaue Kleiderhändler den Profit eingestrichen hat; aber das Schicksal ist ja blind, und selbst in der „Klinik" zu Graz gibt es keinen Doktor so hoch studirt, daß er diesem Blinden zu seinem Augenlicht verhelfen könnte — während ich meine schwachen Augen durch das Schauen der Welt heilte, befriedigte und mit erweitertem Gesichtskreise wieder heimkehrte in das Thal der Wälder.

---

# Kleine Laube.

## Wie Bienen Hochzeit halten.

Das Volk der Bienen besteht aus Männchen (Drohnen), Weibchen und Geschlechtslosen. Letztere sind zwar auch Weiber, aber unfruchtbare, doch machen sie sich anderseits nützlich genug — sie sind die Arbeiter, während erstere nur das Geschäft der Fortpflanzung zu besorgen haben; ist dieser Pflicht Genüge gethan, so verkommen sie oder werden von dem Volke der Arbeiter ermordet. Ein Bienenstaat hat nur ein Weibchen — die Königin, welche einen männlichen Harem von oft 6—800 Männchen besitzt.

Hat sich ein Bienenschwarm mit seiner jungen Königin vom Mutterstamme losgelöst und sich auf seiner neuen Ansiedlung niedergelassen, so ist nun das erste und wichtigste Geschäft die Hochzeit der Königin. Dabei geht's lustig zu und Alles ist auf den Beinen und Flügeln; selbst auf die Arbeit wird vergessen, und das will bei den Bienen schon viel sagen, es wäre denn, daß die Gemächer der Braut noch ordentlich gereinigt, mit Wachs tapeziert mit Nahrung und Dienerschaft versorgt werden müßten. Ein helles Summen und Singen ist das im Reiche und ein Balgen und Schwelgen und Alles schaart sich um die Königin, die Holde und Hehre, die schöne, minnevolle Frau. Aber nicht weil sie Königin ist, wird sie so hoch verehrt, sondern weil sie die Mutter der Nachkommenschaft werden soll.

Da fliegen ein paar Bienen in's Freie, sehen nach, wie es mit dem Wetter steht. Warm und windstill, kein Wölklein am Himmel und die Sonne leuchtet nieder über die weite, grünende, blühende Welt. Diese Nachricht bringen sie in die Stadt. Das ist ein Tag zur Hochzeitsreise. Der Ehemänner etliche haben sich vielleicht an der Festtafel etwas zu gütlich gethan, haben den Honigopfern, welche die Arbeiter aus der Muttercolonie noch mitschleppen mußten, vielleicht in zu reichem Maße zugesprochen und möchten nun am liebsten ein bischen Siesta halten. Aber die Königin ist höchst aufgeregt — sie verlangt nach einem Ausflug und das Volk drängt auch darnach und getraut sich's wohl zu sagen, daß ihm sehr um einen Thronerben und überhaupt um jungen Nachwuchs zu thun ist. Die faulen Ehegatten werden förmlich aufgetrieben und aus dem Hause gejagt — und endlich erhebt sich der Hochzeitszug in die Lüfte.

Die Arbeiterbienen bleiben discreterweise zurück, umtanzen aber fortwährend den Stock und sind in großer Erregung. Mit Aengstlichkeit bewachen sie ihren neuen Heimatsort und weder Menschen noch Thieren wäre zu rathen, sich in dieser Zeit dem Stocke zu nahen. Dann wieder beobachten sie den Himmel, ob wohl keine gefahrdrohende Wolke auftaucht, die dem Brautzug gefährlich werden könnte. Und wenn sich ein Wind erhebt, welch' eine Verwirrung, welcher Schreck und Jammer in der Menge, welch' wildes Summen und Umherschießen! Boten werden ausgesandt, um nach der Richtung zu spähen, in welcher sich der Hochzeitszug erhoben hatte, und um, wenn er einzuholen ist,

ihn zu warnen und zum Rückzuge zu bewegen — denn die Hochzeiter selber kommen kaum dazu, erst eine Weile nach dem Wetter zu lugen. Aber sie sind nicht zu finden.

Die Königin ist mit ihrem Harem davon und hat sich gefreut darüber, daß der Plebs zurückgeblieben. Die Ehemänner schlugen zuerst das grüne Geäste einer Linde zum Ruheplatz vor.

„Nein“, sagte die Königin (und die Bienen haben ihre Sprache so gut wie die Menschen), „nein“, sagte sie, „da sind die Mücken und die Hummeln, und die Käfer und die Ameisen steigen den Stamm herauf — wir wollen höher fliegen.“

Und als sie um die Wipfel und Kronen des Waldes tanzten, wollten die Herren sich dort niederlassen.

„Nein“, sagte die Königin, „hier flattern noch die Schmetterlinge, schwirren die Häher und die Meisen und anderes Volk. Wir wollen höher fliegen.“

Und als sie so hoch in den Lüften waren, daß der Zug von unten wie ein winziges Rauchwölklein zu sehen, und als sie sich überzeugt hatten, daß kein Habicht und keine Lerche und kein anderes Wesen mehr in der Nähe war — und als die Gatten hier wieder angefragt hatten — schwieg die Königin still. — In diesem Brautgemache des hohen Himmels konnte kein unberufenes Auge ihre Fraulichkeit mehr verletzen. — Ruhig schwebt das Häuflein auf einem Punkte und die Jünglinge bringen der Braut ihre Huldigungen. —

Erst nach zwei Stunden denken sie wieder an die Heimkehr — aber wer weiß jetzt den Weg? Da unten der weite Wald mit seinen tausend Wipfeln, dort die Wiesen, dort wieder der Wald — wo ist ihr Heim? — Ueber den Bergen steigen Wolken auf, durch die Luft geht mancher Stoß und schiebt unsere bangenden Hochzeiter vor sich hin. Sie sind rathlos, hilflos. Sollen sie sich niederlassen auf fremdem Gebiet? Wie sich ernähren? Das Arbeiten haben sie nicht gelernt, den Genuß und den Luxus sind sie gewohnt und Nachkommenschaft ist zu erwarten. Sich eine fremde Colonie, ein Hummel-, ein Wespenreich erkämpfen, den Honigvorrath rauben? Die Königin wirft die Frage auf; die Ehemänner zittern. — „Feiglinge!“ ruft sie ihnen zu, „nur im Genuß und in der Eifersucht seid ihr stark, im Hetzen und Lästern, und im Uebermuth ersticht ihr euch selber; — wo's was Rechtes gilt, da seid ihr Memmen. Ach, wäre ich bei meinem Volke daheim?“

Mittlerweile sieht sie ein Bienlein heranfliegen. Es ist Einer aus den Arbeiterschaaren ihres Reiches. Sie eilt dem Sendling zu, er will sie auf seinen Rücken nehmen und nach Hause tragen, er hat den Weg gut gemerkt, den er hergekommen und findet leicht zurück.

Mit Jubel wird sie daheim empfangen. Ein kleiner Theil der Ehemänner ist ihr gefolgt, aber Keiner im Staate kümmert sich jetzt mehr um die männlichen Gatten. Hingegen wird die Königin mit um so größeren Aufmerksamkeiten überhäuft, und einige aus dem Volke treten vor und verbeugen sich tief und sprechen von der hohen Ehre, die ihnen zu Theil werde, indem sie erwählt wären, dem Volke die Ueberzeugung zu verschaffen, inwieweit die Hochzeitsreise von allgemeinem Nutzen geworden wäre.

Die Königin hat keine Ursache, die Folgen geheimzuhalten, kann obendrein den Begriffstützigeren noch mit einem handgreiflichen Beweis erfüllter Pflicht dienen, indem sie wohl im Stande ist, irgend ein Härchen vom männlichen Barte vorzuweisen.

Die Zukunft ist gesichert, der Jubel ist grenzenlos. Alles Volk streckt die Hinterbeine aus und fächelt mit den Flügeln und jauchzt und singt und drängt sich herbei, die Königin mit Lecken und Bestreicheln zu liebkosen. Und sofort bestimmt es ihr einen Hofstaat von zehn oder auch zwanzig Bienen, welche sie überall hin zu begleiten

und für alle Bedürfnisse zu sorgen haben.

Und schon nach wenigen Tagen muß die Wiege her. Die Königin legt Eier, je eines in eine besondere Zelle, jeden Tag über hundert bis tausend Stück — vermag im Laufe des Sommers 30—40.000 Eier zur Welt zu bringen. — Glücklicher Weise hat sie für eine Familie selbst nicht zu sorgen, das thut das Volk. Nur zu bald aber ist eine junge Königin da, oder es sind deren gar mehrere, und die Königin-Mutter muß das Feld räumen, will sie nicht von ihren Unterthanen erstochen werden.

Die Bienen sind seltsame Leute, sie kennen kein Mitleid, keine Dankbarkeit und keine Pension; sie halten Jeden aufrecht, so lange er dem allgemeinen Wohle nöthig ist — dann aber schaffen sie ihn rasch aus dem Felde.

R.

## Wie das Publikum, so die Kunst.

Seit dem denkwürdigen 9. Mai 1873, an dem die Aera des „volkswirthschaftlichen Aufschwunges" wie mit einem Donnerschlage ein jähes Ende erfuhr, um einer Epoche Platz zu machen, welche sich leider immer mehr als jene des volkswirthschaftlichen Niederganges manifestirt, herrscht auch an jenen Stätten, wo bis dahin die Musen ein goldstrahlendes Heim gehabt, ästhetisches Heulen und Zähneklappern. Die Theaterdirectoren, welche vordem nicht ohne Geringschätzung auf die Revenuen der glücklichsten kalifornischen Diamantensucher geblickt haben mögen, sahen mit einemmale ihre eigenen Goldgruben in einen finsteren, gähnenden Abgrund verwandelt, der alles Gold verschlang und auch nicht das kleinste Körnlein wiedergab. Dieser aufreibende Kampf mit dem Deficit hat noch immer sein Ende nicht erreicht. Es ist eine Situation, die Unternehmungen und Existenzen zerstört und für welche die Resignation die moderne Bezeichnung „Theaterkrach" gefunden — ein häßliches Wort, dem aber leider die unerbittliche Logik der Thatsachen bereits einen dauernden Platz in der Terminologie der Kunstchronik angewiesen zu haben scheint.

Die Wechselbeziehung, welche zwischen der eingangs erwähnten Zeitströmung und der Kunst besteht, ist leicht gekennzeichnet. Zur Zeit, da Alles in Millionen schwamm, wurde auch auf den Bühnen ein Luxus eingeführt, welcher in keinem Verhältnisse stand zu den Durchschnittseinnahmen, die ein Theater in normalen Zeitläuften erzielen kann. Aber es herrschten eben keine normalen Verhältnisse und so konnte auch die Differenz bald durch eine allgemeine und namhafte Erhöhung der Eintrittspreise ausgeglichen werden. Die Erhöhung wurde willig zugestanden — bestand doch das Publikum fast durchwegs aus solchen Glücklichen, von denen jeder Einzelne, wie der wackere „Don Januario", gern hunderttausend Pistolen darum gegeben hätte, um nur zu erfahren, wie reich er eigentlich sei! Dasselbe Publikum war aber durch die Genüsse, welche der leichterworbene Reichthum ihm bot, und durch den Luxus, mit welchem es in immer wahnsinnigerer Verschwendung sich umgeben konnte, bald so blasirt geworden, daß auch das ausgesuchteste Raffinement der Bühnenproductionen seinen abgespannten Nerven keine Empfänglichkeit mehr zu verleihen vermochte. Wohl war der Bühnenflitter von einst der echten und wirklichen kostbarsten Pracht gewichen, aber das müde Auge ruhte gelangweilt auf ihr; die Kunst, welche früher durch ihren Adel gewirkt, machte nun Harlekinsprünge, aber nichts verfing — zum Teufel war der Spiritus, das Phlegma war geblieben. Erst als nach dem tollen Faschingstaumel der Börse endlich der finanzielle Aschermittwoch kam, wurden die Theaterdirektoren mit Schrecken gewahr, welche gefährliche Bahn sie betreten hatten, und wie schwer die Umkehr sei.

Wir stehen heute — trotzdem auch bereits der Gulden allmälig wie-

der einen Rang in der bürgerlichen Gesellschaft einzunehmen beginnt — vor der Thatsache, daß an die Leistungen der Bühnen in der Regel noch immer nach jeder Richtung hin der Maßstab der weitgehendsten Ansprüche angesetzt wird, daß aber der überreizte Gaumen des Publikums nur schwer Geschmack an den Productionen der Kunst findet: mit einem Worte, daß das Publikum die Gegenleistung, einen entsprechenden Theaterbesuch, einfach schuldig bleibt.

Wo ist die Ursache dieser Erscheinung zu suchen? Hat unser Publikum kein Geld für den Theaterbesuch, oder nicht das ausreichende Verständniß für die Culturmission der Bühne? Oder sind die Leistungen der Theater so schlecht, daß diese der Unterstützung eines urtheilsreifen Publikums nicht werth erscheinen? Oder endlich sind es etwa gar die Zeitungen, welche ihren Einfluß auf das Publikum zu Ungunsten der Theater ausüben?

Leider können nicht alle diese Fragen verneinend beantwortet werden. Immer deutlicher treten in den letzten Jahren Symptome dafür zu Tage, daß das hauptstädtische Publikum die Bedeutung, welche die Theater für die allgemeine Bildung haben, weit unterschätzt, und daß es sich entweder gar keiner moralischen Pflichten diesen Pflegestätten der Kunst gegenüber bewußt zu sein scheint oder doch zum Mindesten diese Pflichten sehr leicht nimmt. In kunstliebenden Städten bildet beispielsweise die Neubesetzung irgend eines classischen Stückes ein Ereigniß — bei uns bringt die Würdigung eines solchen Ereignisses kaum über die Kreise der Theaterkritiker hinaus. Hier wie dort ist es der nüchternste geschäftliche Standpunkt, den das Publikum den Directionen gegenüber einnimmt — volles Maß des Amüsements für den bezahlten Preis, oder der Preis wird schon beim zweitenmale unnachsichtlich verweigert! Der kleinste Mißgriff zieht für das betreffende Theater stets ungleich nachhaltigere Mißerfolge nach sich, als der glücklichste Griff ihm Erfolge gebracht, und dann sind die leeren Häuser an der Tagesordnung und — die Directoren kämpfen Tag für Tag einen verzweiflungsvollen Kampf um das Heute. Auch das aufmunternde und mahnende Wort der Zeitungen — wer wollte es diesen verargen, wenn sie den Theatern gegenüber das möglichste Wohlwollen bekunden? — verhallt wirkungslos gegenüber dem Publikum. Es fehlt das pietätvolle Interesse für die künstlerischen Bestrebungen, und man scheint denselben leider nur insofern eine Berechtigung zuzuerkennen, als sie der momentanen Genußsucht der Menge auch thatsächliche Befriedigung zu bieten vermögen.

In um so reicherem Maße — und hier kommen wir zu einer wahren Leidensstation unserer heutigen Betrachtungen — pflegt die Theilnahme unseres Publikums sich solchen Productionen zuzuwenden, bei welchen weder der Geist, noch das Herz, noch das Gemüth, ja nicht einmal der nüchterne Verstand auch nur im Geringsten engagirt werden. Leute, die sich den Gulden zweimal besehen, ehe sie ihn auf dem Altar der dramatischen Kunst opfern, drängen sich oft nicht ohne Lebensgefahr an die Cassen des Hippodroms, und es ist eine Thatsache, die wir nicht ohne Beschämung registriren, daß der Circus Carré oder Suhr Wochen hindurch tagtäglich bis auf das letzte Winkelchen ausverkauft war, während in Theatern den Anstrengungen der Directoren und ihrer Mitglieder zum Trotze eine trübselige Oede herrschte. Täglich füllten Tausende und aber Tausende den Circus, und täglich wiederhallte dieser von dem wiehernden Gelächter über die abgedroschenen Plattitüden der Clowns oder von dem dröhnenden Applaus, der irgend einem gliederverrenkenden Kautschukmann, einem waghalsigen Trapezhelden, einem dressirten Pferde geklatscht wurde. Die große Menge folgt diesen

Productionen ohne jede weitere Anstrengung; das Auge gafft — basta! Zu denken gibt's gar nichts mehr dabei, nicht einmal so viel, daß Alles dies ja eigentlich schon zu Olim's Zeiten und zum großen Theile auch schon in weit besserer Ausgabe dagewesen. Erst wenn irgend eine Seiltänzerin oder eine arme Parforcereiterin stürzt und Arm und Beine bricht, wird Publicus für einen Augenblick stutzig, um sich erröthend einzugestehen, daß es doch nicht eben rühmlich für das Menschenherz sei, solchem gefährlichen Spiele mit dem Menschenleben überhaupt beizuwohnen, geschweige denn, Gefallen daran zu finden. Und jeder Einzelne aus diesem vieltausendköpfigen Ungeheuer, das man Publikum nennt, entschuldigt sich dann wohl auch damit, daß er ja eigentlich nur „ausnahmsweise" dagewesen sei und nun gewiß nicht wieder kommen werde. Am nächsten Tage aber sind sie Alle wieder da und Alle brüllen sie wieder vor Freude, wenn der zinnoberwangige Clowm seinem „Cousin" eine Ohrfeige herunterklatscht. An das Unglücksgeschöpf, das gestern vom Seil gestürzt und nun für's ganze Leben ein Krüppel ist, denkt Niemand weiter, und selbstverständlich auch nicht an die edlen Vorsätze von gestern ....

Und fragt man, was das Publikum an derlei Productionen denn eigentlich so verlockend findet, so wird man vergeblich nach einer Antwort suchen, die sich vom Standpunkte der gesunden Vernunft auch nur halbwegs motiviren ließe. Mit dem Galerie-Publikum wollen wir da nicht weiter rechten, denn dieses steht ja durchschnittlich noch auf einer so primitiven Bildungsstufe, daß man sich's zum mindesten erklären kann, wenn es solche Schauspiele vorzieht, denen es mit dem Auge allein eine ausreichende Aufmerksamkeit zuzuwenden vermag — und warum sollte man auch beim Mob einen feineren Kunstgeschmack voraussetzen dürfen, als bei den sogenannten „gebildeten" Classen? Was aber finden diese Letzteren im Circus? Ein paar dressirte Pferde werden doch wohl nicht das Um und Auf des unwiderstehlichen Lockmittels sein? Welchen ästhetischen Werth kann es aber wohl haben, wenn ein Jongleur es glücklich dahin gebracht hat, fünfzig Blechkugeln auf einmal in die Luft zu werfen und wieder aufzufangen? Oder wenn ein Clown seine sämmtlichen Collegen auf der Nasenspitze balancirt? Oder kann irgend ein praktischer Nutzen daraus resultiren, daß ein Akrobat auf dem Rücken des anderen die Geige kratzt, oder ein Dritter es richtig fertig gebracht hat, mit dem Kopfe nach unten an dem Plafond zu spazieren? Wir gestehen, daß wir mit unserer — übrigens rein bürgerlichen — Geschmacksrichtung derlei „Kunstleistungen" nun einmal auch nicht den allergeringsten Reiz abzugewinnen vermögen, ja wir sind unverfroren genug, in dem Gefallen an solchen Productionen sogar eine gewisse Art von Geschmacksverirrung zu erblicken.

Die Moral, welche aus alledem zu ziehen ist, liegt auf der Hand: Hunderttausende von Gulden werden durch diese Productionen jenen Instituten entzogen, welche ein weit höheres Anrecht auf die Theilnahme des Publikums haben. Ja wohl, ein Anrecht — denn die Theater amusiren ihr Publikum nicht allein, sie tragen auch nachhaltig zu dessen Bildung und Veredlung bei. Wenn die unteren Volksklassen im Theater nichts weiter lernen, als wie man geht und steht, wie man in's Zimmer tritt und grüßt — so hat ihnen das Geld, das sie für den Theaterabend bezahlten, jedenfalls reichlichere Zinsen getragen, als jenes, welches sie dem Moloch der Manège in den Rachen geworfen. Daß aber die Pflege der Kunst auch nur dort von Erfolg sein kann, wo man ihren Interessen die gehörige Würdigung entgegenbringt, ist ein Satz, den die Erfahrung sanctionirt hat.

**J. Schnitzer.**

## Falsche Sprüche.

Wie die Menschen auf der Erde
Doch zuweilen kindisch sind —
Sagen da: Der Glaub' macht selig
Und die Liebe, die macht blind!

Hat mein Liebster doch bewiesen
Und mir oft gesagt: „Mein Kind,
Nur die Liebe, die macht selig
Und der Glaube, der macht blind.“—

**E. A. Schroeder.**

## Zu spät.

Wenn jeglich Wort, das mild und hold,
Du tröstend heut für mich erdenkst . .
Wenn Du mir heut der Erde Gold
In einem einzigen Barren schenkst;

Wenn Du den Himmel plündern kannst,
Und alle seine hehre Lust,
Die Du der Gottheit abgewannst,
Mir legtest in die öde Brust:

So kommt dies Alles doch zu spät,
Um all der Martertage Zahl,
Wo jeder mir hinweggemäht
Ein Stück des Ichs — mit blutiger Qual.

**Ada Christen.**

## Je nun — so dann!

Am 17. Februar ist der Dichter Mosenthal gestorben.

Er war der Sohn jüdischer Eltern, in Kassel geboren 1821. Im Jahre 1842 ging er in die weite Welt und erkor sich die Kaiserstadt an der Donau zur zweiten Heimat. Seit 1851 lebte er zu Wien im Staatsdienste und wurde 1871 in den Adelsstand erhoben. 1851 trat er mit dem Mädchen seiner Jugendliebe in den Ehestand; seine Gattin gebar keine Kinder und wurde ihm nach zehnjähriger Ehe durch den Tod entrissen. — Seither lebte er als „alter Junggeselle“ fröhlich dahin, war ein überall gern gesehener Bonvivant; den Poeten hieß er schweigen, wo die Welt sich laut machte. — Er dachte mit der Bäuerin in seinem „Sonnenwendhofe“: Je nun — so dann!

Ein neues Zeugniß von der Gemüthstiefe dieses Dichters liefert dessen Testament. In demselben heißt es unter Anderem:

„Fast fünfzehn Jahre sind verflossen, seit mit dem Tode meiner geliebten Gattin mein Glück zu Grabe ging. Ich stehe einsam und allein wie eine Schildwache, die pflichtgetreu und ein Lied pfeifend, warten muß, bis sie abgelöst wird; ich bin ein Gast im Wirthshaus der Welt, der nichts begehren darf, als daß man ihn anständig behandle, so lange er seine Zeche zahlt. Ich bin nicht undankbar gegen meine Angehörigen und Freunde gewesen. Ich verzeihe Allen, die mich absichtlich oder unabsichtlich gekränkt haben. Ihre Namen habe ich längst vergessen Ich habe absichtlich Niemanden Böses zugefügt und gern für jede Freundschaft zurückgezahlt. Meine künstlerische Aufgabe habe ich ernst und redlich zu erfüllen gesucht, und wenn ich der Eitelkeit und Selbstüberhebung geziehen wurde, so weiß es Gott, daß ich in meinem Herzen alle Erfolge als Geschenke seiner Huld erkannt habe und die Fehler meiner Arbeiten besser als meine höhnischen Kritiker eingesehen habe.“

Ueber seine Beerdigung hat Mosenthal Folgendes verfügt: „Das weiße Atlaskissen und das Sterbekleid meiner theuren Lina soll man mir unter das Haupt in den Sarg legen. Gemalte Wappen verbitte ich mir. Meine Orden, die nicht zurückerstattet werden müssen, soll man in der Synagoge von Kassel neben den Ehrenzeichen der Freiwilligen aufhängen. Ich will in meinem Salon aufgebahrt werden, nicht in der Todtenkammer des Friedhofs. Zelotischer Eifer wird mir Blumen und Musik an meinem Grabe nicht versagen. Ich will an der Seite meiner geliebten Lina begraben sein, und wenn die Friedhofsgesetze mir den bereits angekauften Platz nicht gönnen, so soll ihr Staub exhumirt werden und neben dem meinen ruhen und ein Grabstein gleich dem ihren soll meine Ruhestätte bezeichnen.“

Man ist heutzutage gewohnt, derlei Wünsche als Schwärmereien eines überspannten Menschen zu betrachten. War denn auch der Lebemann Mosenthal ein solcher?

Mosenthal hat 18 Dramen geschrieben, wovon „Deborah", „Der Sonnwendhof", „Der Schulz von Altenbüren" die beliebtesten sind. Ferner schrieb er Texte für 16 Opern, Gelegenheitsspiele, hessische Novellen und Gedichte.

Im letztvergangenen Sommer begann der Dichter, sich an einem der schattigen Hänge des Wienerwaldes, von wo aus man tief unten die stolze Kaiserstadt überblickt, ein Landhäuschen zu bauen. Bevor es fertig war, trug man ihn hinaus zur Gruft.

— Je nun — so dann!

---

## März.

Dieser Monat war bei den Römern dem Kriegsgotte geweiht. Es geht in demselben auch kriegerisch genug her — ein zarter Jüngling ringt mit dem starren, finsteren Alten. Letzterer kämpft mit Eis und Schnee und all seinen Stürmen. Die Alpen umhüllt er mit frostigen Nebelmassen, die Meere wühlt er in ihren Tiefen auf. Mit ganz anderen Waffen streitet der Jüngling; Sonnenstrahlen sind seine Schwerter, grüne Hälmchen seine Speere, Blumenknospen seine Bomben. Ein warmer Kußhauch bricht die wüste Macht des Alten. Der Jüngling siegt durch die Milde. — Frühling wird es wieder, und am 19. des Monats — am Feste Josefs — siegt der Tag über die Nacht.

Aller Winterschlaf ist vorbei, die Leute suchen wieder ihre Gärten und Felder auf und begraben freudig Frucht und Same in das Erdreich — „denn auferstehʼn wirst du nach kurzer Ruhʼ".

In den Kirchen aber schweigen alle freudenreichen Klänge — und die Gotteshäuser dunkeln dem Charfreitag entgegen. Ein einzig Fest fällt in die Düsterniß der Fastenwochen, ein Fest, bei dem die Kirche wieder lächelt, wie zur holdseligen Weihnachtszeit — der Erzengel Gabriel kommt in'ʼs Kämmerlein zur Jungfrau Maria. — Bald auch naht der „Palmesel", kommen die traurigen Passionsceremonien alle — aber der Monat schließt unter Freudenfeuern und Pöllerknall — in der Osternacht.

---

# Sitten und Schwänke.

## Das Klöckeln.

Adventnacht in einem Bauernhause des Kärntner Oberlandes. In der Gegend hoher Schnee. Der Bauer guckt in seinen Kalender; die Bäuerin und etliche saubere Mädchen, Menscher genannt, sitzen an ihren Spinnrädern. Da werden von außen Schritte vernehmbar und Glockengeklingel und an dem Fenster ein Klopfen und heftiges Pochen.

Die Bäuerin und die Mägde halten beim Spinnen inne, der Bauer stutzt, und will schon den Stock holen, um Ordnung zu schaffen und die Ruhestörer zu züchtigen, da fällt es der Oberdirn ein, daß heute „Klöcklerabend"*) ist und draußen die Klöckler ihr Mötten (Unwesen) treiben. Auf dieses aufmerksam gemacht, stellt der Bauer den Stock bei Seite und läßt den alten Brauch seines Rechtes walten.

Das Pochen wird immer ärger, da sagt eine der jungen Dirnen:

Bist du a Mon
So klock noch a mol on!
Bist du a Bua,
So schlog nar brav zua!

hierauf „Klöckeln" die Burschen noch

*) An dem Donnerstag vor und an dem Donnerstag nach Nikolaitag ziehen die jungen Bauern und Burschen im Drauthale und an den Adventdienstagen im Möllthale von Haus zu Haus „anklöckln" und heimsen hiefür allerlei Gaben ein. Der zweite Donnerstag und letzte Dienstag im Advent heißt der heilige Klöcklerabend.

lebhafter an das Fenster, bisweilen so arg, daß die mit Eisblumen gezierten Scheiben in Trümmer gehen und der Bauer mit dem Stocke in die Horde fahren muß und selbe zum Flüchten zwingt.

Ist der erste Lärm vorüber, frägt die Bäuerin:

Klöckler, wos wöllts den drauß'?
Seids topfer, so kömt's in's Haus!

Hierauf sagen die Klöckler folgenden Spruch:

„Heint is dar heilge Klöcklerobend,
Den Gott dar Herr erschoff'n hot!
Mir wünsch'n in Baurn an goldanan Hof
Zwa rigglate Ox'n, zwa bildscheane Pferd;
Mir wünschn dar Bäurin an goldanan Herd
Damit sie kon kochn was sie will und begehrt.
Mir wünsch'n dar Tochter a guldanas Radl,
Damit sie kon spinnan ihr feinastas Pfoadl;
Mir wünschn dar Dirn a goldane Stiagn,
Af an iedn Stapfl a Kind in dar Wiagn,
Mir wünschn in Knecht a goldane Hokn,
Daß er sie kon den Himmel einhokn (?)
Mir wünschn den Kindern an goldanan Tisch
In dar Mittn drinnan an bockanan Fisch
Af an iadn Eck' a Glasele Wein,
Das sie dabei kinnant lusti sein.
Mir wünschn enk an Buschn und Flindarlan d'ron
Steckt's 'n afn Huat, das recht schean werd's davon.
Davor afn Zaun, sitzt a Vögala braun
So viel's Vögerl hot Federn und Hor
So viel wünscht mar Enk glückliche Jor!
Und hiatz hörmar schon die Scheiter krochn
Die Bäurin wird uns eppas bochn,
Mir hörn a schon die Schüssel klingen
Die Bäurin wird uns wos außa bringen!

Nach Beendigung dieses Spruches sagt die Bäurin:

Das Klöcklerguat findats herinnen am Tisch,
Geats eina und holt' enk 's frisch! —

das lassen sich die Burschen nicht zweimal sagen. Sie stürmen herein stampfend und klingelnd und repräsentiren sich als eine ganz absonderliche Gesellschaft.

Die Joppen haben sie verkehrt angezogen, manche sind mit Stroh vermummt und das Angesicht geschwärzt. Die Dirnen haben die Spinnräder bei Seite gestellt, und hänseln die Klöcklerbuben, indem sie ihnen zurufen:

Unten im Moos
Ligt a toats Roß
Is hintn und vorn off'n
Seind die Klöckler draus g'schloff'n.

Natürlich bleiben die Klöckler die Antwort nicht schuldig. Es geht nun ein improvisirtes Wettreimen an. Schneidige Dorfsarkasmen in Knittelversen und Vierzeilern werden losgelassen, die nicht eher enden, als bis die Bäuerin das Klöcklergut auf den Tisch stellt.

Selbes besteht aus Würsten, Kletzen und eigenen runden Laiben Roggenbrod, welche Batzen, auch Klöckler-Radlan genannt werden. Nachdem sie diese Gaben erhalten und eingeheimst, ziehen sie weiter der nächsten Behausung zu. Das ist um Weihnachten und Neujahr die Form des Glückwünschens in Oberkärnten.

**Rudolf Welzer.**

---

## Wie man in Tirol das böse Weib austreibt.

Dumpfe Schläge, gellende Glocken, Pfeifengequicke, Rasseln, verworrener Lärm.

Ist Feuer im Dorfe?

Drunten am Ende der Straße wird's hell. Glührother Fackelschein, Weiber und Männer in verschiedenen Gruppen.

„Wo brennt es, Alter?"

„Brennen? Sie treiben das böse Weib aus. — Marie, zur Thüre, die Burschen sind wild."

„Ich fürcht' mich nit, Vater, — der Christel . . . ."

Hei, da sind sie! Ohrenzerreißendes Johlen und Toben, als ob eine Rotte junger Teufel der Hölle entsprungen. Der größte voran, ohne Mütze, in Hemdärmeln, mit Kurzhosen und barfuß, in der Hand eine Pechfackel. Damit schwingt er den Takt. Die Anderen sind Musikanten. Hafendeckel, Kuhschellen, Gießkannen, Pfeifen und alle

denkbaren lärmenden Geräthe brauchen sie als Instrumente. Der Letzte trägt ein Faß. Das bearbeitet er als türkische Trommel.

Vorbei stürmen sie gleich der wilden Jagd und schrecken die Mädchen.

Was soll der Aufzug?

Auf dem Dorfplatze machen sie Halt. Das Faß wird zur Tribüne. Der mit der Fackel schwingt sich hinauf. Ein Wink, und nur das ferne Echo gibt Zeugniß vom plötzlich verstummten Lärmen.

„Nieder!"

Auf die Knie stürzen die Burschen.

„Wer zum Wittib ward und noch einmal freit, bleibt ein Narr für alle Ewigkeit."

Der auf dem Fasse liest es von einem schmutzigen, zerknitterten Blatte herab.

„Amen", schallt es im Chor.

„Und nun lasset uns beten für ihn die Litanei vom bösen Weibe", tönt es wieder im salbungsvollen Prediger-tone.

„Von einem Drachenweib."

„Verschone uns, o Herr!"

„Von der, die den Teufel im Leib."

„Verschone uns, o Herr."

„Von einer Rangenbrut."

„Verschone uns, o Herr."

„Von der, die uns quält bis auf's Blut."

„Verschone uns, o Herr."

„Ein Ausbund von Häßlichkeit."

„Nix für uns."

„Ein Kessel voll Eitelkeit."

„Nix für uns."

Und so fort in diesem und noch derberem Tone. Eine Travestie der kirchlichen Litanei, wie sie der naivste Volkswitz nur grobkörnig zu schaffen vermochte.

Wehe Dir, wenn Du bei diesem tollen Acte zu lächeln wagst! Gleich springen ein paar Burschen auf Dich zu und nehmen Dich gefesselt in ihre Mitte. Was und wem soll aber der ganze Aufzug? Das Haus, vor dem sich die Rotte aufgestellt, ist ein prächtiges Gehöfte, eines der schönsten im Dorfe.

Der Kranzbauer haust dort, der Kranzbauer, der morgen mit der Vroni Hochzeit hält. Die Vroni ist ein armes Mädel, ihr Bräutigam einer der Reichsten weitum. Den Reichthum hat er aber nur erheiratet. Vor fünf Jahren noch war er ein armer Knecht. Damals hat er mit der Vroni angebandelt und — die Kranzbäurin heimgeführt. Die aber ist vor Jahr und Tag gestorben. Morgen soll die Vroni an ihre Stelle rücken. Die Männer zuckten die Achseln, die Dirnen wisperten und flisperten am Dorfbrunnen. Der Kranzbauer lachte und gab der Vroni seine Hand.

Und die Burschen? Die spielten dem Paare den eben geschilderten Streich?

Weit vom Ziel. Sie übten nur einen Brauch nach altem Recht, nach alter Satzung. Wenn ein Wittib nochmals heiratet, treibt die Dorfjugend ihm das böse Weib aus. Sie rufen ihm die bösen Eigenschaften seines ersten Weibes in's Gedächtniß zurück.

Mit einem Kraftspruche schließt die Litanei.

Der Bursche springt vom Fasse und wird sofort von zwei Gesellen auf die Schultern gehoben. Ein Fenster im ersten Stockwerke klirrt. Dahin tragen sie ihn. Ein Mann mit dunklem Vollbart beugt sich aus demselben. Das ist der Kranzbauer. Er streckt die Hand vor. Im rothen Scheine der Fackel glitzert und funkelt es hell in derselben. Kling! fällt es auf den emporgehaltenen Blechdeckel des Burschen. Und noch einmal kling. Hei, das sind harte, blanke Thaler, die der glückliche Bräutigam gespendet. Damit hat er sich vom bösen Weibe losgekauft. Ein Dankeshalloh der Burschen mit dreimaligem Tusch. Kreischend fliegen die Spatzen und Schwalben aus dem Schlafe geschreckt ringsum von den Dächern.

Die Unglücklichen, die von den Burschen gefangen, erzittern. Sommerfrischler sind es, Opfer ihrer Neugier. Dorfbewohner kennen den Brauch und

halten sich ferne. Wichtig naht sich ihnen der Führer. Auf ein Wort fallen zerschnitten die Fesseln. Mit bedeutungsvollem Schmunzeln aber hält er den Befreiten seinen Blechdeckel entgegen. Das Lösegeld fällt reich aus. Die Städter freuen sich, so leichten Kaufes den Händen der Rotte entrinnen zu können.

Zum Schlusse ein „gemüthlicher" Abend beim Dorfwirth. Gelage, Tanz, Rauferei. Dies krönt das Fest.

Die Sitte findet sich auf dem Mittelgebirge um Innsbruck und in Dörfern des Oberinnthales. In keinem der verbreiteten Werke über unser Alpenland habe ich davon Erwähnung gefunden. Ein Zufall nur hat mich zum Zeugen gemacht, wie man in Tirol das böse Weib austreibt.

Josef Erler.

---

## Bücher.

### Der Schandfleck.

Roman von L. Anzengruber.

Dieser erste Dorfroman von Anzengruber (Verlag L. Rosner Wien) ist fast makellos bis auf den — Titel. Der „Schandfleck" muß weggeputzt werden. Ich habe während der Zeit der Lektüre das broschirte Buch in ein Umschlagpapier gethan, um Umschlag und Titelblatt zu schonen; das war aber nur Vorwand, denn gute Bücher lasse ich mir stets einbinden, nachdem sie das erstemal gelesen sind. Allein ich wollte nicht, daß mein Stubenmädchen es sehen sollte, daß ich einen „Schandfleck" lese. Dieser Titel ist nicht einmal motivirt, ohne Gänsefüßchen schon gar nicht. Die Heldin des Romans ist nichts weniger, als ein Schandfleck, ist ein Mädchen, an dem gewiß Jeder — ob jung oder alt, ob Land- oder Stadtmensch — seine Freude haben mag. Auch wird sie von ihrer Umgebung gar nicht nach dem häßlichen Worte geheißen und nur selten sind die Andeutungen, daß sie als der Schandfleck ihrer Familie betrachtet werde. Magdalena litt etwas stark an der Erbsünde, sie hätte nämlich nicht auf der Welt sein sollen. Der Mann ihrer Mutter war nicht ihr Vater. Das war das Unglück ihrer Familie, jedoch ihr eigenes Glück und wir finden in dem poetischen Bilde dieses Menschenlebens die Verheißung, daß die Sünden der Eltern sich nicht an den Kindern rächen, gleichwohl gerade das Gegentheil erwiesen zu werden scheint. Magdalena wird von ihrer Mutter und von ihrem Pflegevater nicht geliebt und daher nicht verzogen, wie die übrigen Kinder des Hauses, welche später die Eltern mißachten, den alten Vater sogar verstoßen. Freilich hatte Magdalena auch einen schweren, vielleicht den schwersten Sturm unter Allen zu bestehen gehabt. Sie liebte den hübschen Sohn des Dorfmüllers, mit dem sie von Kindheit an bekannt war; aber als sie so recht in die Glückseligkeit hinein wollten, da mußten sie es erfahren, daß sie Geschwister wären. Der Müller hatte nicht immer auf seiner Mühle im Wassergraben gemahlen, war in seiner Jugend ein arger Schelm gewesen, nichtsdestoweniger von manchen Weibsleuten und so auch von der verheirateten Reindorferin gern gesehen. So kams und so mußten der Müllerssohn und das Reindorfer Mädchen auseinander. Der Bursche wurde aus Verzweiflung darüber ein leichtfertiger Mensch und ging bei einem Raufhandel zu Grunde; das Mädchen that gescheidter, das ging in die Fremde, kam in den Dienst einer braven Familie als Wärterin eines mutterlosen Kindes. Der Müller daheim — als man ihm seinen todten Sohn gebracht — hatte die Magdalena als seine Tochter ins Haus und ins Testament nehmen wollen, aber das Mädchen hatte gemeint, das Leben wäre das Wenigste, was Einem gegeben werden könne, und was an ihr sonst wäre, das hätte sie dem Reindorfer zu verdanken, und den Reindorfer erkenne sie als Vater

an. — Und sie that darnach. Sie heiratete den jungen Witwer, dessen Kind sie gepflegt und dann nahm sie den alten verstoßenen Reindorfer — der sie sonst als den Schandfleck seines Hauses betrachtet hatte — zu sich.

Man glaubt kaum, daß man über eine so einfache Geschichte ein 370 Seiten großes Buch schreiben kann. Und doch möchte ich keine Zeile streichen, auch eine solche nicht, welche den Bauersleuten wirklich bisweilen Aeußerungen in den Mund legt, die bei unserem österreichischen Landvolke kaum vorkommen mögen. Aber diese Gedanken sind immer so originell und geistvoll und zwar stets in so volksthümlicher Form gesagt, daß man sie gerne aufnimmt, ohne daß dadurch der bezweckte dichterische Eindruck gestört wird. Ein klein bischen schemenhaft erscheinen die Stadtgestalten und gerade diesen gegenüber tritt auch das Bauernmädchen Magdalena etwas aus der Richtung. Fast alle Dorfgeschichtenerzähler dichten dem Dorfkinde in der Stadt eine zu auffällige Naivität an. Die Wirkung des Gegensatzes ist verlockend. Der „Schandfleck" erinnert nur in geringem Grade an diesen allgemeinen Verstoß. In allem Weiteren sind die Gestalten dieses Romans so naturwahr und realistisch gezeichnet, daß man Aehnliches in der Dorfgeschichtenliteratur kaum wieder findet. Aber der Erzähler bleibt im künstlerischen Bereiche, und so wird sein Realismus poetischer und erhebender, als die aus Thränen und Mondesstrahlen oder aus Blut und Modergeruch gewobene Schablone vielgepriesener Romanciers. Beschriebe uns Anzengruber den Stallduft — der, wie man sagt, in Dorfgeschichten nicht fehlen dürfe — wir hielten bei der Lektüre unsere leibliche Nase zu, denn was er schreibt, das genießen ordentlich die Sinne, und in dieser Hinsicht ist er auch als Erzähler Dramatiker.

Was nun den philosophischen Standpunkt anbelangt, so hat man unterwegs den Verfasser oft genug im Verdacht, er gebe nicht einen Groschen für die Welt und die Menschen, welche darauf leben. Da lesen wir, was der sterbende Müller Herlinger sagt: „Oft ist mir schon beim Vaterunser in den Sinn gekommen, auf die Letzt hat unser Herrgott auch — wie Manche daherunten — doch zu viel Kinder und kann nicht für Jedes auf gleiche Weise sorgen." Oder was der Reindorfer einmal sagt: „Viel weiter, als das liebe Vieh, hat es der Mensch auch nicht gebracht, nur daß er sich schämen thut, das hat er voraus." Oder was der Autor selbst sagt: „Seltsame Menschen! glaubt ihr nur darum an einen Gott des Erbarmens, damit ihr alle Milde und alles Mitleid ihm allein anheimgeben könnt? Hofft ihr nur darum auf ein Reich des Trostes und der Gnade, damit ihr jedes verlangende Sehnen und jede weinende Bitte dahin verweisen könnt? Warum vermögt ihr nicht, milde zu sein Einer gegen den Andern und Herz zu fassen Eines zu dem Andern, warum nicht? Haß, so groß und gewaltig er sein mag, zeigt ihr offen — Liebe, so klein und gering sie sein mag, verbergt ihr scheu! O, wie ihr euch doch wehe thun mögt, seltsame Menschen!" Oder wieder ein Wort des Reindorfer: „O du mein Herr und Gott! wie hilft sich doch Alles auf der Welt so elendig durch, was geboren wird, bis es wieder versterben muß!" Oder ein anderes: „Treu und Glauben sind Narrensachen."

Das ist unterwegs. Steht man aber am Ziele und blickt zurück, so findet man überall die poetische Gerechtigkeit walten und die pessimistischen Aussprüche weisen sich als Geburten momentaner Stimmungen des Dichters.

Wie herrlich feiert unser Dichter das Haus, das Familienleben! — „Auf Erden," sagt der Reindorfer zu Magdalena, „kann es kein lieberes Anschauen geben, als neben einem rechten Mann ein rechtes Weib." Und Gustav, der Bräutigam Magdalenens, sagt: „Ich weiß mir nichts Besseres, als ein pflichtgetreues Weib! In der Ferne alles Rechte, Liebe und Beste denken können

und heimgekehrt es nicht anders finden, jeden Gedanken als wahr, jedes Träumen als wirklich — das ist Glück!"

Und der Autor sagt: „Wunder, nicht außer und nicht über der Natur, sondern inmitten derselben. Daß du bist, ist ein größeres Wunder, als alle, die uns überliefert werden, und es wiederholt sich und geschieht und wird gewirkt in Jedem, so viel ihrer unter dem Tage wandeln; daß Andere sind, das ist ein gleiches, und daß rückwirkend wir ihnen sind und sie uns, das ist das größte! — Der gewaltigste Menschengeist vermag nur nachzustammeln, was ihm die urewige Natur vorspricht, so lieblich, so geheimnißreich! Jahrtausende stammeln wir: Mutter und Kind! bei ihr scheint es nur ein Wort, Spruch und Zauber zugleich, wer spricht es ihr nach?" —

Das genüge, um den Geist des Buches anzudeuten.

In manchen bisherigen kleineren novellistischen Arbeiten Anzengruber's fällt hie und da eine gewisse Eckigkeit und Schwerfälligkeit der Sprache auf; um so angenehmer überrascht in diesem neuen Buche die Einfachheit, Zierlichkeit und Klarheit der Form. Was die Schreibweise des Dialektes anbelangt, so befriedigt dieselbe in Anzengruber's Volksstücken nicht immer ganz, eine gewisse Inconsequenz wäre nachweisbar, wenn nicht bedacht werden müßte, daß hier nur auf das Verständniß und die Auffassung des Schauspielers Rücksicht zu nehmen war. Im Roman hingegen ist das Rechte durchgeführt. Die Eigenthümlichkeit und der Reiz der Volksmundart liegt nicht in den einzelnen oft unverständlichen Worten und meist recht unschönen Betonungen, sondern in der Wortstellung und Satzbildung. Wer aus einem bäuerlichen Idiotikon alle Worte zu schreiben und zu sprechen gelernt hat, der kennt deswegen die Mundart noch lange nicht; er müßte auch wissen, wie diese Worte zu einander gestellt werden, auf daß sie die wahre Eigenthümlichkeit des volksthümlichen Gedankens und Ausdruckes wiedergeben. Anzengruber beobachtet, wo er die Bauern sprechen läßt, die volksthümliche Satzbildung, die Worte jedoch schreibt er hochdeutsch, mit Ausnahme weniger, besonders charakteristischer, die aber durch Anmerkungen erläutert werden. —

Es ist eine reiche Gabe, die Anzengruber in seinen Roman dem deutschen Volke hingelegt hat. Ein Dichterwerk für Kopf und Herz, ein Gedankenbild der heutigen Zeit — eine meisterhafte Behandlung jenes gewaltigen Conflictes, der im Bauernhofe zwar seltener einkehrt, als anderswo, hingegen aber dort um so bedeutsamere Wirkungen und Folgen nach sich zieht.

---

## Eingelangt

sind neuerdings an den „Heimgarten" folgende Bücher, deren gelegentliche Besprechung wir uns vorbehalten.

**L. Anzengruber:** „Der ledige Hof", Schauspiel in 4 Akten. (L. Rosner, Wien.)

**F. v. Bärenbach:** „Vom Baume der Erkenntniß", Novellen (Carl Gerolds Sohn, Wien.)

— „Herder als Vorgänger Darwin's und der modernen Naturphilosophie". Beiträge zur Geschichte der Entwicklungslehre im 18. Jahrhundert. (Theobald Grieben, Berlin.)

**L. Büchner:** „Aus dem Geistesleben der Thiere oder Staaten und Thaten der Kleinen". (A. Hofmann & Comp. Berlin.)

**Clara Cron:** „Rosen u. Dornen." Gesammelte Novellen für die Frauenwelt. (E. Baensch, Magdeburg.)

— „Auf und ab." Ges. Novellen für die Frauenwelt, neue Folge. (E. Baensch, Magdeburg.)

— „Regina." Ein Charakterbild für die Frauenwelt. (E. Baensch, Magdeburg.)

— „Adelaide." Ein Charakterbild für die Frauenwelt. (E. Baensch, Magdeburg.)

**L. Eichrodt:** „Melodien." (J. B. Metzler, Stuttgart.)

**K. E. Franzos:** „Aus Halb-Asien, Culturbilder aus Galizien, der Bukowina, Südrußland, und Rumänien. Zwei Bände. (Dunker & Humblot, Leipzig.)

— „Die Juden von Barnow", Novellen. (Eduard Hallberger, Stuttgart.)

**L. François:** „Die letzte Reckenburgerin", Roman. Dritte Auflage. (O. Janke, Berlin.)

**S. Friedl:** Illustrirter Briefmarken-Katalog mit circa 800 Abbildungen. (M. Perles, Wien.)

**K. Gutzkow:** „Die Zauberer von Rom", Roman in neun Büchern. Vierte Auflage. (O. Janke, Berlin.)

**J. Fhr. v. Helfert:** „Geschichte Oesterreichs vom Ausgange des Wiener October-Aufstandes 1848", 4 Bände. (F. Tempsky, Prag.)

**H. Hopfen:** „Verfehlte Liebe", Roman in zwei Bänden. (E. Hallberger, Stuttgart.)

**E. Klee:** „Mignon-Maria." Historische Erzählung aus dem Leben Jean Pauls. (Richter & Kappler, Stuttgart.)

**Kröner:** „Rheinfahrt." Von den Quellen des Rheins bis zum Meere, reich illustrirt, Schilderungen von K. Stieler, H. Wachenhusen, F. W. Hackländer. (Gebr. Kröner, Stuttgart.)

**Otto Ludwig:** „Die Heiterethei und ihr Widerspiel." Erzählung. (O. Janke, Berlin.)

**Emerich du Mont:** „Der Fortschritt im Lichte der Lehren Schopenhauers und Darwins." (F. A. Brockhaus, Leipzig.)

**R. Peinlich:** „Geschichte der Pest in Steiermark", erster Band vollständig. (Vereinsdruckerei Graz.)

**E. Schatzmayer:** „Die Kaiserreise durch Dalmatien." (Selbstverlag des Verfassers, Triest.)

**A. Schmidt:** „Epochen und Katastrophen". (A. Hofmann & Comp., Berlin.)

**R. Schweichel:** „Der Bildschnitzer vom Achensee". Roman. Dritte Auflage. (O. Janke, Berlin.)

**J. L. Stiger:** „Die amerikanischen Frauen." Abwehr gegen einen Angriff in der Augsburger „Allgemeinen Zeitung". (Verlags-Magazin, Zürich.)

**Th. Storm:** „Gesammelte Schriften." Zehn Bände. (G. Westermann, Braunschweig.)

**J. Tandler:** „Spruchbüchlein". (R. v. Waldheim, Wien.)

---

## Postkarten des Heimgarten:

**A. E. Wien, M. v. D. Leitmeritz, F. J. Wien, F. A. Königsberg, J. S. Wien, S. S. Agram. F. R. Graz.** Für uns nicht verwendbar.

**O. E. Graz.** Gute und originelle Schwänke willkommen. Verlangte Adresse: Wien, Maximilianstraße 12.

**K. J. K. Wien.** Bitten um Ihre nähere Adresse.

**K. L. v. W. Baden.** Ist nicht unsere Sache. Aus Billigkeitsgefühl möchten wir aber doch hinweisen auf die „Neue Illustrirte Zeitung" und die „Heimat" in Wien und Sie bitten, sich selbst überzeugen zu wollen, ob dieselben an Gehalt oder Ausstattung den beliebtesten ausländischen Wochenblättern nachstehen.

**E. W. in S.** Willkommen! Ostergebräuche sind zu allgemein bekannt; die andere treffliche Skizze wird im Junihefte erscheinen.

**S. M. in Wien.** Ihre Anforderungen unserem Blatte gegenüber würden weniger ungerecht sein, wenn Sie daran die Ziffer des Abonnementspreises betrachteten. Diese fällt Ihnen natürlich nicht auf, weil Sie den „Heimgarten" — gratis erhalten.

**A. d. L. d. „Bergsturz".** Es mag die Schilderung in Nebensächlichem etwas dichterisch gehalten sein; daß sie aber im Wesentlichen, was die Katastrophe anbelangt, streng richtig ist, davon haben wir uns an Ort und Stelle selbst überzeugt.

Druck von Leykam-Josefsthal in Graz. — Für die Redaction verantwortlich P. K. Rosegger.

Heft 7. April 1877. I. Jahrg.

# Sie spielen um ein Herz.

Eine lustige Geschichte von

**Hans Malser.**

Im Korne lagen zwei junge Männer; die vollen, reifen Aehren hingen ihnen nieder auf das wildumlockte Gesicht. Der Eine hatte Mähnen, die nicht viel dunkler waren, als die Aehren; der Andere hatte dunkles Haar und an den Backen etwas schwarzen Bartflaum. Es waren Studenten, Jugendfreunde auf Vacanzen, die, von dem dicken Gutsbesitzer Reichthal zu Gaste geladen, nun dessen Getreide zerwälzten.

Sie lagen nahe beisammen; nur wenige Halme standen zwischen ihnen empor. Keiner sprach heute ein Wort. Der Goldlockige entblätterte eine Mohnblume, bis er auf dem Stiel die nackte Kapsel hatte; der Dunkle zerdrückte eine Kornähre und kaute an den Körnern.

„Guido," sagte dieser Letztere nun plötzlich, „ich werde Dir was mittheilen."

„Just habe ich auch den Mund aufthun wollen," antwortete der Andere.

„Wohlan, so sprich."

„Du hast den Anfang gemacht, so sprich Du zuerst, Adalbert."

„Nein, bitte! Ich werde später vielleicht lang zu reden haben."

„Meine Sache läßt sich auch nicht mit zwei Worten abmachen," versetzte Guido.

„Merkwürdig?" sagte Adalbert, „jetzt sind wir seit Wochen beisammen und schwätzen uns so gründlich aus, daß man meint, nicht ein Stäubchen Heimlichkeit wäre zwischen uns mehr vorhanden — und nun plötzlich gegenseitig wichtige Mittheilungen!"

„Ich finde es auch merkwürdig."

„Hier in der Hand halte ich zwei Halme, der eine hat eine Aehre, der andere nicht. Ziehst Du die Aehre, so sollst Du zuerst sprechen — anders kommt man bei so rücksichtsvollen Freunden zu keiner Entscheidung."

Die letzten Worte waren fröhlichen Tones gesprochen worden. Guido zog den Halm mit der Aehre.



Digitized by Google

„Nun?“ sagte Adalbert.

„Ich bin verliebt,“ sagte Guido.

„Ich ja ebenfalls!“ rief der Andere.

„Aber ernstlich, wirklich, diesmal entschieden; mit aller Leidenschaft, wie noch nie, und mit Absichten!“

„Freund, das ist ganz mein Fall,“ versetzte Adalbert ernsthaft.

„Und ich möchte Dich daher um einen Freundschaftsdienst bitten, den Du mir, wie ich Dich kenne, gewiß nicht abschlagen wirst. Es handelt sich hier um keine Tändelei, wie sonst oft, wenn wir einem hübschen Kinde den Hof machten. Ich will Dich bitten, Adalbert,“ und die folgenden Worte sprach er mit flehender Stimme, „daß Du dem Fräulein Ada keine Kirschen mehr pflückest.“

Adalbert erhob sich halb und sagte: „Wie meinst Du das?“

„Ich will damit sagen, daß es mir lieb wäre, wenn Du dem Fräulein Ada von nun an etwas mehr fern bliebest als bisher.“

„Ich? Oh ganz im Gegentheil. Ich muß Dich ersuchen, lieber Freund, daß Du von jetzt an die Erdbeerspenden einstellst, womit Du bisher Ada zu beglücken glaubtest. Ich werde mich noch heute dem Fräulein erklären, und das ist es, was ich Dir sagen wollte.“

„Du willst mit ihr spielen, wie Du mit manch Anderer schon gespielt hast?“

„Guido,“ sagte Adalbert, „derlei Bemerkungen muß ich mir verbitten. Ich habe die ernstesten Absichten auf Fräulein Settenbach!“

„Vielleicht sind die meinigen mindestens so ernst,“ bemerkte der Blonde, „auch will ich Dich versichern, daß Ada sich für mich interessirt.“

Der Andere lachte auf. Dann langte er nach seinem Hute, an dem ein Nelkensträuschen prangte: „Das hat sie mir erst heute Morgens, als ich mit ihr im Garten promenirte, gespendet.“

„Weil Du ihr es wirst abgeschwätzt haben,“ sagte Guido und zog sein Notizbuch aus der Tasche. Zwischen zwei schneeweißen Blättern lag eine gepreßte, aber noch nicht verblaßte Rose; „die gab sie mir.“

„Ha, wie welk!“

„Weil ich sie schon länger besitze, als Du deine Pechnelke, die Du Dir doch wahrscheinlich selbst irgendwo abgerissen hast.“

Der Dunkle wollte eine zornige Entgegnung thun, da wurden sie eine Frauengestallt gewahr, die dem Feldraine entlang herankam.

„Sie ist es,“ flüsterte Adalbert, „ich werde sie begleiten.“

„Und ich sie fragen, welchen von Beiden sie will!“

„Das wäre toll. Sie würde uns beide auslachen und davonlaufen.“

„Du hast Recht. Sie darf es auch nicht sehen, daß wir hier im Korne nisten, wie ein paar brütende Feldhühner. Wir müssen uns ganz auf den Boden legen und still verhalten, bis sie vorüber ist.“

Sie duckten sich tiefer unter die Halme, aber so, daß sie die Vorüberziehende noch sehen und beobachten konnten.

Ada war die einzige Tochter des Kaufmanns Settenbach, sie hatte mit ihrer Mutter für die Sommermonate eine Wohnung im schöngelegenen Schlosse Reichthal inne. Unter einem Dache mit dem heiteren dicken Besitzer des Landgutes und mit den zwei lustigen Studenten, die seit einigen Wochen beim Alten zu Gaste waren.

Ada war noch in jener Zeit, in welcher die Mädchen sich gerne älter ansagen, als sie sind. Sie war kaum siebzehn. Aber groß und schlank und schön — heiter wie eine Lerche zu Sonnenaufgang, und dann wieder ernst wie ein Nachtwächter zur mitternächtigen Stunde. Sie trug — als sie heute am Rande des Kornackers so herankam — ein weißes Kleidchen, das so leicht und zart schien, wie die Blüthenblätter eines Schlehdornes, an dem sie dort unten vorübergekommen war. Mancher Schmetterling und manches Bienlein, von denen,

die sie umgaukelten, mochte sie wirklich für eine wandelnde Blume halten, ihre Wänglein und Lippen waren auch so roth und thauig frisch, und ihre Augen, die unter dem lichten Strohhütchen hervorlugten, hätte man leicht für zwei große schattige Thautropfen halten mögen. Sie trillerte ein Liedchen, das aber die zwei Burschen im Kornstroh nicht verstanden, so scharf sie die Ohren auch spitzen mochten. Sie bückte sich ein ums anderemal und pflückte Blümchen weiß, blau und roth, wie sie eben an ihrem Wege standen.

„Das wird ein Strauß für mich," flüsterte der Dunkle.

„Oh, sie nimmt nur meine Lieblingsblumen, siehst Du, das Frauenschühlein, den Ehrenpreis, die Kornblume."

„Das sind meine Farben," versetzte Adalbert.

„Seit wann das? erst gestern hast Du den gelben Frauenschuh die Farbe des Neides geheißen."

„Pst! sie naht."

Kaum drei Schritte von den Füßen der beiden Jünglinge pflückte sie eine flammenfarbige Blume des wilden Mohns. Jedem zuckte es heiß in den Zehen, als sie den Stengel abriß. Aber sie ging trillernd vorüber und hatte die Studenten nicht bemerkt.

Sie ging über die frischgemähte Wiese hin, auf welcher das duftreiche Heu lag, und ging den Alleebäumen des Schloßparkes zu, zwischen denen ihr Kleidchen noch eine Weile leuchtete und dann verschwand.

„Ein Engel!" sagte nun Adalbert, „Ach, wenn der erst meine Frau sein wird!"

„Guter," entgegnete Guido und erhob sich, daß sein Kopf über das Korn emporragte, „wenn Du glaubst, mich ungestraft necken zu können, so täuschest Du Dich."

„Und ich sage Dir dasselbe. Hast Du jemals gesehen, daß ich die rechte Hand an mein Herz gelegt hätte? Jetzt aber thue ich es und schwöre Dir, daß ich Ada liebe."

Guido schwieg und wand gedankenvoll einen Buschen Halme um seine Finger.

„Du hast keine Ahnung, Adalbert, wie mir das schrecklich ist," sagte er. „Wie hätte man meinen können, daß auch Du die Sache so ernsthaft nimmst!"

„Warum nicht? Soll denn ich nicht lieben, nicht freien? Und dabei habe ich keinen Freund — mußt du wissen! Da kenne ich keine Rücksicht und in der Eifersucht bin ich Alles im Stande. Ich werde nicht von Ada lassen."

„Ich auch nicht," sagte Guido finster. —

Nach einer Weile, als sich auch der Dunkle erhoben hatte und beide aus dem Korn getreten waren, sprach Jener das Wort: „Wenn es so steht, so wird es kein anderes Mittel geben. Wir müssen uns auseinanderschießen."

„Ein Duell! — Einen solchen Vorschlag hast Du heute, Du junger Doctor der Rechte, der Du mir erst vor drei Tagen den krassen Unsinn und die Rechtlosigkeit des Duells auseinandergesetzt und es als ein alle Cultur schändendes Ueberbleibsel aus dem wilden Mittelalter erklärt hast, das zu bekämpfen und zu besiegen Du als die Hauptaufgabe Deines Lebens erachtetest! — Du bist ein Heuchler!"

„Und Du eine Memme! — Oh, oh, oh, das ist nicht so ernst gemeint. Siehst Du, wie fest Du stehst? Ein einziges Wort könnte Dich hinreißen zu einem Acte, den Du an mir und allen Anderen so wüthend verdammen würdest. — Nein Guido", fuhr Adalbert fort", mit blinder Leidenschaft kommen wir nicht an's Ziel, weder Du, noch ich. Wir müssen vernünftig handeln. Du stehst freiwillig nicht ab von dem Mädchen, ich auch nicht. Beide können wir es nicht haben. Einer von uns muß aus dem Wege."

„— Daß so unsere Freundschaft enden muß!“ seufzte Guido.

„Warum denn enden?“ fragte der Dunkle, „wir haben uns einmal gefunden und dürften uns für's Leben noch öfter brauchen. Es gilt nur einen Kampf. Haben wir uns nicht oft gegenseitig im Kartenspiel, beim Schachbrett, auf der Kegelbahn, auf der Schußscheibe bekämpft? Hatte der Eine gesiegt, so war der Andere stets unterlegen. Kam deshalb die Freundschaft zu kurz?“

„Ich begreife nicht, wie Du solche Lapalien in unseren gegenwärtigen Fall hereinzerren kannst“, versetzte Guido.

„Du willst Professor der Philosophie werden“, sagte Adalbert, „da ist Logik nun die Hauptsache. Wenn man mit Karten und Kugel um einen kleinen Preis spielen kann, so —“

„Wohl, man kann um Geld spielen.“

„Gewiß.“

„Auch um Haus und Hof, um Städte und Länder.“

„Selbstverständlich.“

„Um Ehre und Leben!“

„Um Ehre und Leben.“

„Auch — um ein Herz?“

„Auch um ein Herz“, antwortete der Dunkle gelassen.

Sie schritten trotzig nebeneinander hin.

„Mit Karten um ein Mädchen spielen, pfui!“ rief Guido nun aus.

„Es müssen ja nicht gerade Karten sein“, gab Adalbert, der eine merkwürdige Kaltblütigkeit zu Tage legte, zur Antwort. „Eine Kegelpartie?“

„Ah, weil Du weißt, daß ich darin keine sichere Hand habe. Gut, damit Du siehst, daß ich auch in der Liebe der Ueberlegung fähig bin: spielen wir. Der Verlierende hat Reichthal auf der Stelle zu verlassen, der Andere bleibe.“

„Einverstanden.“

„Aber Schach.“

„Oho!“ rief Adalbert, „Dir ist bekannt, daß ich auf dem Schachbrett niemals Glück gehabt habe.“

Guido blieb stehen und sagte: „Mir fällt was Besseres ein. Siehst Du dort am Bahnhofe links die vier Pappeln stehen?“

„Du meinst, dort ist die Schießstatt?“

„Es steht seit gestern die Herthascheibe noch. Dort schießen wir um den Preis.“

„Nun endlich“, sagte Adalbert, „also, wir schießen uns auseinander. Wir schießen so ziemlich gleich gut, oder, wie Herr von Reichthal sagt, gleich schlecht. Zwei Schüsse; wer zunächst dem Centrum ist, dem gehöre das Feld.“

„Und der Andere fahre mit dem nächsten Zuge auf Nimmerwiederkehr davon.“

„Brauchen wir einen Sekundanten?“

„Nein.“

„Also komm'. Unsere Gewehre stehen noch im Schützenhäuschen.“

„Sachte! Heute kann es nicht mehr geschehen; wir müssen die Koffer packen und die Abreise unauffällig machen. Morgen früh acht Uhr siebenundzwanzig Minuten geht der Courierzug nach Wien ab. Punkt acht Uhr sind wir auf der Schießstatt.“

„Abgemacht.“

„Was gedenkst Du heute noch zu beginnen?“ fragte Guido.

„Das ist meine Sache“, antwortete der Andere kurz.

Auch die meinige“, sagte der Blonde. „Meines Wissens ist eine Kahnfahrt auf dem Teich mit der Familie Settenbach verabredet.“

„Nun also — wozu fragen nach einer Sache, die man weiß?“

„Hörst Du, mein Lieber, aus der gemeinsamen Kahnfahrt darf nichts werden. Das gehört zur Sache. Wer sie verliert, soll sie gar nicht wieder sprechen; der Andere mag noch genug mit ihr kahnfahren.“

„Ich lasse mir vor der Entscheidung nichts verbieten.“

„Wieder zu hitzig! Das Verbot fällt doch auch auf mich. Willst Du Doctor jus werden, so ist Rechtssinn die Hauptsache.“

„Du hast recht. Ich werde heute weder in ihrer, noch in Deiner Gesellschaft sein. Von Dir verlange ich dasselbe.“

Mit flüchtigem Gruße gingen sie auseinander.

Jeder von den Beiden war aufgeregter, als er es zeigen wollte. Das Mädchen war vielleicht verloren, der Freund auf jeden Fall.

Adalbert schritt dem Schlosse zu, das hinter einem dichten Buchenwäldchen hervorragte.

Im Buchenwäldchen auf einer Lehnbank sah er Ada sitzen und aus einem Büchlein lesen. Er hätte vorüberschleichen können, ohne bemerkt zu werden; er stand auch einen Augenblick unschlüssig, ob er es thun sollte oder nicht. Endlich eilte er hastig auf das Mädchen zu und grüßte es mit einer hohen Schwenkung des Hutes, und zwar so auffallend, daß sie das Sträuschen erblicken mußte, welches sie ihm am Morgen gebunden hatte.

„Ei“, lachte das Mädchen, „Herr Saltegg, wo haben sie denn heute Ihre Hälfte gelassen?“

„Sollte ich mir nicht einbilden dürfen, mein Fräulein, daß Sie mich auch ohne meinen Collegen für vollständig hielten?“

„Darüber habe ich wirklich noch keine Betrachtungen angestellt“, entgegnete Ada schalkhaft, „ich las nur einmal, daß die siamesischen Brüder bis zum Tode zusammengewachsen verblieben, weil es die berühmtesten Aerzte nicht wagten, sie zu trennen.“

„Da lasen Sie wohl auch, daß die siamesischen Brüder verheiratet gewesen seien — aber jeder mit einer andern Frau.“

„Natürlich.“

„Sehen Sie, Fräulein Ada, wären sie Beide in Eine verliebt gewesen, so hätten sie sich ohne alle Secirmesser berühmter Aerzte selbst auseinandergerissen.“

„Und sollte Aehnliches auch bei unseren zwei Herren der Fall sein?“ bemerkte das neckische Mädchen und ließ die Blätter ihres Buches spielen.

„Und wenn es der Fall wäre, Ada?“

Sie blickte ihn von der Seite an — mit einem merkwürdig scheuen Blick.

„Ach, laden Sie mich doch ein, daß ich mich zu Ihnen auf die Bank setze!“

„Ich bitte“, sagte Ada gedämpft, rückte hastig an den Rand hinaus und bauschte ihr Kleidchen zusammen, mehr als es nöthig war.

„Wie Sie ja andeuteten, mein Fräulein, daß ich stets in Gesellschaft des Herrn Stolling gewesen sei, so mögen Sie sich denken, daß ich Einsamkeit nicht gewohnt bin.“

„Daß Sie Ihren Freund aber dann verlassen haben, Herr Saltegg?“ versetzte das Mädchen.

„Das ist, weil —“ er besann sich etwas und fuhr fort, „weil jeder junge Mann endlich zur Einsicht kommt, daß ein guter Freund für die Länge nicht die richtige Gesellschaft sein kann?“

„Warum denn nicht?“ fragte sie und beugte ihr Gesichtchen über das Buch, in dem sie blätternd etwas zu suchen schien.

„Warum? Weil der gute Freund plötzlich treulos wird und ein Mädchen nimmt.“

„Ja, da muß der Andere eben auch ein Mädchen nehmen“, lachte Ada auf.

„Das meine ich ja eben!“ rief Adalbert entzückt und wollte ihre Hand fassen. — Das Mundstück eines sehr langen Pfeifenrohres tippte ihm auf die Finger. Hinter der Bank stand der dicke Herr Reichthal mit seinem

gelblich-weißen Vollbart, seinem rothen Gesicht und seinen grauen, weißbuschigen Aeuglein. Der ganze Kopf stak in der Brust herunten, die breiten Achseln gingen ihm bis zu den Ohren hinauf, über denen ein silbergesticktes Hauskäppchen saß. Der ganze Herr war in einem braunen Schlafrock, der durch eine rothe Schnur um den umfangreichen Leib zusammengehalten wurde. Jetzt, da er mit seinem Pfeifenrohre ein sicherlich holdes Gespräch gestört hatte, kicherte er lebhaft und sein Kopf schien sich dabei noch immer tiefer in den Brustkorb einbohren zu wollen.

„Daß doch der —!“ rief er nun, aber seine Stimme war völlig tonlos und einem Röcheln ähnlicher, als einem lustigen Ausrufe, der's wohl sein sollte.

Die jungen Leute erhoben sich und grüßten ihn.

„Endlich weiß man's“, gurgelte Herr von Reichthal, „wo man die jungen Herren zu suchen hat, wenn man mal 'n Spielchen machen will. — Glaub's gern! Ein alter Knasterbart und ein jung, bildschön Fräulein, das ist 'n Unterschied. — Nu — laßt Euch nicht stören“, setzte er lächelnd bei, „hab' nichts gehört und nichts gesehen. Man ist auch 'mal jung gewesen, sogar sehr jung. — Na, behüt' Sie Gott!“

Aber Adalbert und Ada sahen ein, sie konnten nun nicht mehr bleiben im Schatten des Buchenwaldes. Ada empfahl sich flüchtig und eilte, um ihre Mama zu suchen; der Studiosus ging mit dem alten Herrn in den Hof, wo Letzterer sein Hundearsenal hatte, vom keifenden Mops bis zum zottigen Neufundländer — seine Macht und Waffen in den öden Spätherbst- und Wintertagen, wenn das Schloß einsam und die heiteren Sommerparteien und Studenten wieder in die Stadt gezogen waren und den alten Herrn bei der halbtauben Haushälterin allein zurückgelassen hatten.

Der Herr von Reichthal war, wie er ja selbst sagte, einmal sehr jung gewesen und demzufolge ein Freund der Jugend geblieben. War lange ein bemostes Haupt gewesen, dann Soldat geworden, hatte es zum Major gebracht und sich dann pensioniren lassen, um auf seinem Landgute gemächlich für sich hinzuleben und wohlbeleibt zu werden. In früheren Jahren waren die Forellen, Hasen und Rebhühner verfolgt worden, jetzt lies der behaglich gewordene Herr das Vergnügen Jüngeren über. Verwandte hatte er keine. Zu den Ferialzeiten hatte er immer ein paar Studenten bei sich, die mit ihm karteten, kegelten, Pulver verpufften, Hunde dressirten, Knaster rauchten und Anderes trieben, was ihren fröhlichen Seelen und gelenkigen Leibern eben angenehm war.

„Morgen wird wieder ein prächtiger Tag sein zum Kosen“, sagte Herr von Reichthal unterwegs zu Adalbert, „meinen Sie nicht?“

„Dazu ist mir jeder Tag und jedes Wetter gut genug.“

„Wenn's nicht zu feucht ist im Park“, bemerkte der Alte blinzelnd, „ich dächte denn, wir sollten die schönen Tage vorderhand für was Anderes benützen. Eine Spritzfahrt morgen in's Schlehenthal zum Försterhaus! Was sagen Sie dazu?“

„Auf morgen kann ich gar nichts bestimmen“, antwortete der Studiosus.

„Der Förster hat vor etlichen Tagen eine frische Weinladung erhalten.“

„Aha!“

„Der Förster soll euch auf Hochwild führen. Ihr Herr Collega ist gewiß mit einverstanden.“

„Das weiß ich nicht.“

„Der Förster besitzt auch zwei hübsche Töchter!“

„Zwei?“

„Vielleicht —“ und Herr von Reichthal drehte seine Aeuglein gegen Adalbert, „wären auch Frau und Fräulein Settenbach von der Partie?“

„Rund gesagt", versetzte Adalbert, „ich traue dem Wetter nicht; es zog heute Mittags der Südwind."

„Wir wollen es ja noch sehen. He, Sultan! Mohr! Hopp, huff!"

Sie waren im Hofe.

---

Fräulein Ada ging durch den Park, ging über den Anger gegen den Teich hin und fand die Mutter nicht.

An der Lehne, im Schatten eines alten Ahorns lag ein Mann, er schien zu schlafen oder unverwandt in die stahlblaue Fläche des Wassers zu schauen. Als er das Mädchen gewahrte, erhob er sich und ging zwischen Ahorn- und Birkenstämmen hinweg. Es war Guido Stolling.

— Weshalb flieht er vor mir, dachte das Mädchen, war er doch sonst so lieb, so herzlich? — Sollte ich ihn irgendwie gekränkt haben? ich wüßte nicht. Jedenfalls verdient sein unschicklich Benehmen, daß man ihn verfolgt. — Und sie eilte ihm nach und rief ihm ein strenges Halt zu.

Guido blieb stehen, that, als ob er das Fräulein jetzt erst bemerkte und trat ihr nun einige Schritte entgegen.

„Sollte man's doch glauben!" rief sie ihm zu, „daß Sie selbst Ihrem Freunde untreu geworden sind?"

„Selbst meinem Freunde?" entgegnete er befrembet, „wer hat denn das gesagt?"

„Vor einer Viertelstunde Ihr Herr College."

„So", sagte er. Und im Stillen: Schnurgerade ist er nach dem gegebenen Worte, heute nicht mit ihr zu verkehren, gegangen, um das Wort zu brechen. Gut, so muß ich es auch nicht halten.

Er nahm sie an der Hand und blickte ihr in's Auge.

„Wenn Sie mich so scharf ansehen, so —" mit diesen Worten rückte sie ihr Strohhütchen über die Augen herab.

Da sah er ihre Lippen an. Sie aber lugte durch das dünne Geflechte der Krempe in sein Angesicht, in sein schönes, männliches Auge, das heute fast ernst und betrübt war. Aber er gefiel ihr so. Immer lustig und keck sein, steht nur den Wildlingen gut. Wer jedoch ein echter junger Mann, der zum Philosophen geboren ist, der dem Freunde untreu wird und ein Mädchen nehmen will, der muß ernsthaft sein und ein bischen schwärmen können. Wie schlank und frei er dastand mit seinem dichten, weichen Gelocke, das unter dem schlichten Hute hervorquoll! Weste und Hemd waren zwar etwas locker, so daß ein Streifchen schneeweißer Brust hervorschimmerte.

„Sie haben ja Ihr Halstuch verloren", sagte sie, „da müssen Sie sich besser einhüllen, Herr Stolling, wenn wir auf den Teich gehen."

„Wir müssen doch warten, bis auch die Anderen kommen", wendete er ein.

„Ja, damit wir gar nicht fahren können. Der große Kahn ist gestern schadhaft geworden; wir, ich und Mama — ich fahre mein lebelang nicht mehr ohne Mann — sind an einen Stein angefahren und hätten bald Schiffbruch gelitten. Heute ist nur der Seelentränker da und auf demselben hat entweder nur der alte Herr Platz oder zwei leichte Personen, heißt das, die nicht viel Gewicht haben."

Ein Erröthen zeigte an, daß sie die Doppelsinnigkeit ihres Ausdruckes bemerkt hatte, und sie bückte sich rasch, um nachzusehen, ob nicht Erdbeeren da wären.

Guido hatte recht bald ein Sträußchen zur Hand. Sie nahm es und sagte: „Die wollen wir auf dem Wasser miteinander essen."

Sie ahnte nicht, daß der junge Mann in sich einen schweren Kampf auszufechten hatte. — Adalbert, so sann er, hat sein Wort gebrochen, so

ist auch das meine gelöst. Wie? Wer hat es denn gelöst? Ist ein Anderer Herr meines Wortes? Weil ein Anderer pflichtvergessen ist, darf deshalb ich es auch sein? Darf Einer, der kein echter Mann ist, sein Auge zu diesem herrlichen Mädchen aufschlagen? Und ist das ein echter Mann, der sein Wort bricht? — Aber, er könnte ihr heute das Geständniß machen, sich ihrer Liebe versichern und so das ganze, eigentlich gewissenlose Spiel, das geplant ist, überflüssig machen. — Und dann kann morgen Saltegg vor ihn hintreten und ihm in ihrer Gegenwart vielleicht einen „Schuft!" in's Gesicht schleudern. Nein. Ehrlich will er sein, die Liebe wird seine Hand segnen, wenn die Kugel zur Scheibe fliegt, und er hat sich den Nebenbuhler aus dem Felde geschossen, der anderswie sobald nicht beseitigt werden könnte. — Aus derlei bunten Gedanken ging die Bitte hervor, die Kahnfahrt auf morgen zu verschieben und in jedem Falle seiner, Guido's, dabei freundlich zu gedenken.

Sie entgegnete mit Schalkheit, sie denke immer nur an den, der ihr einfiele und demnach wäre es wohl an ihm und seiner Begleitung auf dem Teiche, sich in gutem Andenken zu bewahren.

„Und an abwesende Freunde dächten Sie nicht?"

„Wenn sie mir einfallen, o ja. Aber wenn man lustig auf dem Kahn fährt, da fällt Einem schon gar Keiner ein, der nicht da ist."

„Da möchte ich nicht der Freund sein, der von Ihnen fort müßte", sagte Guido mit einem leisen Seufzer.

„Der müssen Sie auch nicht sein, Herr Stolling, und ich habe überhaupt noch gar nie daran gedacht, daß Sie je fortgehen sollten."

Vom Schlosse her klang es: „Ada!"

„Mama ruft", sagte das Mädchen, „sie ist schon wieder besorgt; aber ich bin ganz ruhig, mir ist ja nichts geschehen."

Guido blickte sie schwermüthig an, dann hob er mit beiden Händen ihre Rechte, küßte sie heftig und sagte: „Ada, leben Sie wohl!" Ging davon und sah nicht mehr um.

Ada blickte ihm lange nach. Jetzt hat sie das Erdbeersträuschen noch in der Hand, und sie wollte ihn doch daran mitgenießen lassen.

Die Mutter, eine gesetzte, aber noch recht behendige Frau, kam ihr entgegen. „Liebes Kind", sagte sie, „Du bist ja eine wahre Naturschwärmerin geworden, ich vermisse Dich von Tag zu Tag länger. Hast schon wieder Erdbeeren?"

„Ja, Mama, für Dich."

„Für mich?" entgegnete die Frau gedehnt. „Nun, diesmal will ich sie auf Treu' und Glauben nehmen!" Sie sah das Mädchen etwas strenge an. Dieses wurde roth, und Frau Settenbach schüttelte das Haupt, daß die blauen Haubenbänder rauschten.

---

Als Guido Abends durch das Hofthor schritt, ging Adalbert an ihm vorüber. Sie warfen sich gegenseitig einen finsteren Blick zu und schwiegen. Jeder schalt den Andern im Gedanken einen Wortbrüchigen. Auch Adalbert war nicht im Zweifel darüber, daß der College ihr „zufällig" begegnet sein wird.

„Nu, Junge", röchelte Herr von Reichthal dem nahenden Guido zu und blies reichliche Wolken aus seiner langen Pfeife. „Rüsten Sie sich, morgen wird in's Schlehenthal gefahren, zum Försterhaus."

„Guido blickte zum Himmel, drehte sich im Kreise und entgegnete: „Das Wetter wird nicht halten."

„Das Wetter? 's ist ja der schönste Abend."

„Es ging zu Mittag der Nordwind", sagte Guido zerstreut.

„Was ging?“ pusterte der Alte, „der Nordwind? Ihr seid mir rechte alte Weiber, bei meiner Seel'! der Eine will schlecht Wetter haben, weil der Südwind strich und der Andere, weil der Nordwind zog. Wisset, daß ich der alten blechernen Wetterfahne in der Sach' mehr glaube, als zweien hochgelahrten Musensöhnen. Und die Fahne zeigt den West. Da fällt in drei Wochen nicht für einen durstigen Gimpel Wasser.“

„Nein, Herr von Reichthal, ich meine nur, weil wir vor zwei oder drei Tagen kaum von der Partie zurück sein dürften.“

„Versteht sich, werden wir uns Zeit lassen.“

„Und es möglich ist, daß ich oder mein College plötzlich abreisen müssen.“

„Was soll denn los sein?“

„Da von mir eine Tante schwer krank ist. —“

„Haben Sie also doch Verwandte, indeß Sie mir erzählten, daß —“

„Heißt das, Saltеggs Tante, die mir immer wie eine Mutter entgegengekommen ist.“

„Na, so, so, das ist was Anders. Schön von euch, daß ihr der alten Frau gedenkt. Hoffen wir, daß sie bald wieder hergestellt ist und sie beide in ihrer Erholungszeit beruhigt sein können.“ —

Beim Abendtische waren die Studenten recht einsilbig.

„Die Tante ist schwer krank“, sagte Guido über den Tisch zu Adalbert und warf ihm einen ernsten, bedeutungsvollen Blick zu, „wir müssen stündlich gefaßt sein auf ein Telegramm.“

„Aber“, bemerkte Herr von Reichthal, „daß Herr Saltegg nicht direct von der Erkrankung seiner Verwandten benachrichtigt wurde?“

„Man wollte Dich wahrscheinlich schonen, indem man die Sache mir mittheilte“, sagte Guido zum Collegen.

„Danke“, versetzte dieser.

Die Herren gingen bald zu Bette. Der Alte drückte den Beiden sehr warm und theilnahmsvoll die Hand; rauchte in seiner Stube noch eine einsame Pfeife und murmelte ein- ums anderemal: „Die Tante ist krank.“

---

Die beiden Studenten hatten Ein Zimmer. Jeder von ihnen lag in dieser Nacht schlaflos auf seinem Bette und ärgerte sich, daß der Andere so ruhig schlummere.

Adalbert richtete es aber ein, daß er wie im Traume den Namen „Ada“ stammelte, im Falle der Andere doch wach wäre. Darauf brummte Guido mit schwerer Zunge: „Schufterle!“ — Kein Insekt hätte den angehenden Juristen so arg aus der Nachtruhe aufstacheln können, als obiger Ausruf, aber er blieb ruhig und der Andere hatte das Wort ja doch nur im Traume gesagt.

Weiter hatte sich in der Nacht nichts ereignet.

Als der Morgen graute, sprangen die Beiden fast gleichzeitig aus ihren Betten und starrten sich mit einer Miene an, als ob Jeder in dem Andern den Freimann sähe, von dem er heute gehenkt werden sollte.

Verbissen huben sie an, ihre Koffer zu packen. Ohne Ordnung warfen sie dieselben voll und als Adalbert schließlich ein letztes Paar Stiefel nicht mehr hineinbrachte, murmelte er: „Ah was, ich bleib' doch da!“ und schleuderte sie an die Zimmerwand.

Guido hinwiederum hatte so viel Bosheit, das Stubenmädchen für die weiteren Nächte um ein zweites Kopfkissen zu ersuchen, da er gewohnt sei, mit etwas erhöhtem Haupte zu schlafen.

Noch riefen sie zwei Knechte, daß dieselben, bevor sie aufs Feld gingen, die zwei Koffer auf den Bahnhof schafften. Dann verließen sie das Schloß.

„Welcher zurückkehren wird, der soll die plötzliche Abreise des Andern bei dem Alten entschuldigen“, sagte Adalbert.

„Schön", antwortete Guido.

Dann gingen sie, Adalbert voraus, Guido hundert Schritte hinten drein den Fahrweg entlang — und pfiffen Schelmenlieder.

Die Schießstatt, die hinter dem Dorfe lag, aber zum Schlosse gehörte, war geschlossen. Guido hatte den Schlüssel bei sich. Als sie eintraten, schlug es auf der Thurmuhr Acht. Bald darauf klang vom Bahnhofe her das erste Signal des kommenden Zuges.

Sie holten die Gewehre hervor untersuchten dieselben, und untersuchten die Scheibe. Als sie auf dem Schießstand standen, erhob Guido die Stimme und sagte: „Nun also. Welcher am nächsten dem Centrum ist, der bleibe, der Andere fahre mit dem nächsten Zug ins Weite."

„Darüber noch ein Wort zu verlieren ist überflüssig," murrte Adalbert.

Mit äußerer Ruhe und innerer Aufregung schickten sie sich an zum Schusse. Dort zwischen den vier Pappeln, welche im Morgenwinde rieselten, stand die Scheibe. Sie leuchtete, von der Sonne beschienen, weiß herüber, aber der schwarze Punkt in derselben war wie ein finster blickender Augenstern, drohend dem frevelhaften Spiele um ein Herz.

Es knallte. Der Pulverrauch verflog rasch, die jungen Männer eilten der Scheibe zu. Der Schuß saß — eine gute Spanne vom Centrum entfernt — im dritten Kreise. Adalbert murmelte einen Fluch; er war's der geschossen hatte.

Mit frischer Hoffnung schritt Guido zum Stand zurück. Er hob das Gewehr, legte den Schaft an die heiße Wange und sein Auge stach über die Nadel der „Mücke" hinaus auf den Punkt. — Er dachte an Tell und den Apfel auf dem Haupte des Kindes. Ihm war, als setze er noch mehr auf's Spiel, als der Schweizerheld: das Weib seines Herzens, die Zukunft. Und wie? steht es dem Menschen an, nach seinem Glücke mit dem Mordblei zu zielen? — nein, nach dem Unglücke zielt er — Muth! — Bebend drückte er los, und kaum der Knall in den Buchenwäldern verhallt war, standen die Beiden schon an der Scheibe und suchten den neuen Schuß. Suchten und fanden ihn nicht. Alle Löcher bis auf das, in welchem die Kugel Adalberts stak, waren von gestern vernagelt — Guidos Blei hatte die Scheibe verfehlt und war ins Weite geflogen.

Adalbert war Sieger. Vor dem Thore der Schießstatt reichten sie sich still die Hand. Guido taumelte gegen den Bahnhof hin. Adalbert flog dem Schlosse zu.

Einen Knecht, den er im Hofe traf, sandte er rasch nach seinem Koffer auf den Bahnhof. Dann ging er ins Gartenhaus, wo Herr Reichthal bei seiner Morgenpfeife saß, eine landwirthschaftliche Zeitung in der Hand und etliche Hunde unter den Knien hatte.

„Siebenschläfer!" brummte er dem Studenten entgegen.

„Ich komme schon vom Bahnhofe zurück", sagte Adalbert, „wohin ich meinen Collegen begleitet habe. Er läßt sich empfehlen, ein Telegramm rief ihn plötzlich."

„Guten Morgen, guten Morgen, meine Herren!" grüßte die draußen eben vorüberschreitende Frau Settenbach ins Gartenhaus. Adalbert hatte bemerkt, wie ihr Blick und ihr freundliches Lächeln auf ihn gefallen war.

Ihm lachte das Herz. Die Gunst der Mutter ist eine Sicherung der Tochter.

Nach dem Frühstück, bei welchem Reichthal den Studiosus gefragt hatte, ob er es nicht auch gehört hätte, es wären heute früh in der Schießstatt zwei Schüsse gefallen — begab sich Adalbert in den Park. Auf der Bank, wo er gestern Ada getroffen hatte, saß heute deren Mutter, Frau Settenbach. Er grüßte sie so artig, als es ihm nur möglich war, dann wollte er vorübergehen, aber sie fragte ihn, ob er

nicht ein bischen bei ihr Platz nehmen wolle. Er that es und fragte Frau Settenbach nach ihrem Befinden.

Sie beruhigte ihn und fragte ihrerseits, wie sich die jungen Herren auf Reichthal unterhielten. Sie hätte so wenig Gelegenheit, die Herren zu sehen, aber ihre Tochter habe ihr schon so viel Schönes von ihnen erzählt.

Glaubte sich Adalbert recht höflich verneigen zu müssen.

„Ich denke mir oft", fuhr die Frau fort, „auf dem Lande sollten sich so — ich weiß nicht — die Leute gegenseitig nicht so gar abschließen."

„Gewiß, gnädige Frau," gab der Student mit Eifer zu, „die schöne Natur führt die Menschen zusammen, und so sollten sie sich gegenseitig aneinander schließen und die Freuden und kleinen Leiden mit einander theilen."

„Und besonders auf einem so isolirt stehenden Landsitze, wie z. B. Reichthal, wo, wenn man nicht immer mit Bauersleuten verkehren will, der Briefträger der einzige Trost ist, da sollten doch die wenigen Bewohner so — ich weiß nicht — eine Art Familienleben unter sich bilden."

„Wahrhaftig, gnädige Frau, Sie sprechen mir aus der Seele!" rief Adalbert, schon immer umherlugend, ob sich nicht Ada irgendwo blicken lasse.

„Wie gerne hätte ich z. B. schon in der vorigen Woche eine Partie in's Gebirge hinein gemacht, aber Sie wissen, ein paar Frauen allein, ohne männliche Begleitung — ich weiß nicht — kurz, man geht nicht gern."

„Es ist für die nächsten Tage vom Herrn von Reichthal eine Partie in das Schlehenthal in Aussicht gestellt —"

„Ach, wie schön!"

„Das wäre ganz außerordentlich lieb, wenn uns die Damen begleiten wollten."

„Meine Tochter ist leider abgereist", versetzte Frau Settenbach und schob etwas an ihrem Anzuge zurecht.

„Ab— abgereist, Fräulein Ada?" stammelte der junge Mann.

„Sie muß in die Nähschule, auch soll sie den französischen Cours in der Anstalt des Fräuleins Nulde mitmachen — ist Ihnen Fräulein Nulde bekannt? eine exquisite Französin. Nun, und so habe ich meine Tochter heute in die Stadt geschickt. Mein Mann, der vom Geschäft nicht fort kann, fühlt sich auch so einsam, daher mußte der Landaufenthalt eben abgebrochen werden."

Adalbert war aus allen Himmeln gestürzt. — „Hat — hat nicht Herr von Reichthal gerufen?" stotterte er, „mir kam es so vor." Er erhob sich.

„Der Herr von Reichthal kann gar nicht rufen", lachte Frau Settenbach, „Ihr Herr Collega dürfte es vielleicht gewesen sein."

„Der nicht, der ist heute früh in die Stadt gefahren", sagte Adalbert, „muß doch nachsehen, empfehl' mich!"

Träge, wie gebrochen schritt er hintan.

Frau Settenbach hatte kein Wort mehr. Wie gestern, so schüttelte sie auch jetzt wieder das Haupt, daß die blauen Bänder rauschten.

„Er auch in die Stadt!" hauchte sie endlich, „ein Jammer mit den jungen Leuten heutzutage. Will man sie auseinanderbringen, so kommen sie erst recht zusammen. Jetzt sind sie mit einander fort, gerad' — ich weiß nicht, als wie wenn sie der Böse entführt hätte!" Sie stand auf, rauschte davon und rief die Hände zusammenschlagend: „Das kann noch eine saubere Geschichte werden!"

---

Guido stand auf dem Waggonbrett und blickte träumend in die Landschaft gegen den weißen vielfenstrigen Bau, der zwischen grünen Matten und Büschen hervorschimmerte. Der Conducteur versetzte ihm einen Ruck, daß er zum Waggonschlag hin-

eintaumelte. Der Zug war schon in Bewegung.

Da saß er nun, der arme Junge, in dem engen, leeren Coupé, und ihm war zu Muthe, wie dem Adam, als er vertrieben wurde aus dem Paradiese. Nein, nein, Adam, glücklicher Bursche, Du hattest Deine Eva mit Dir! — Eher zu Muthe, wie einem unschuldig Verurtheilten, der aus den freundlichen Bergthälern des Kaukasus verbannt war nach Sibirien.

— Das war ein schlechter Handel von Dir, mein Guido! sagte er zu sich selbst. Und daß Du ein in Uebermuth und Leichtsinn gegebenes Wort höher hieltest, als dein und ihr Glück, das war arge Sophistik. Er wird Ada nicht so heiß und treu lieben, als du, sie wird elend sein und du hast sie verlassen, hast sie einem Gesellen überantwortet, der sie betrügen wird. — Ein wilder Zorn kochte in seinem Herzen, er rüttelte am Schlag, ob er sich öffne, er wäre abgesprungen, aber die Thür lag fest im Schlosse. — Wohlan, bei der nächsten Station wollte er den Zug verlassen, wollte zurückkehren nach Reichthal und wie ein echter Mann das Mädchen erringen.

So wohl war ihm in diesem Gedanken, so warm und muthig schlug sein Herz — und wenn es darauf ankömmt, daß er noch einmal schießen muß — nach der Brust des Nebenbuhlers, er wird besser treffen...

Die Maschine pfiff, der Zug ging langsam in die nächste Station ein.

„Aufmachen!" rief Guido zum Fenster hinaus.

Der Zug stand still und in diesem Augenblicke hörte Guido aus dem Nebencoupé, das durch eine Halbwand und oben durch ein Spagatgitter von dem seinen getrennt war, ein fruchtlos verhaltenes Schluchzen.

Da er bereits aufgestanden, so that er einen Blick hinüber. Ein Frauenzimmer kauerte im Lederkissen, ein — Gott! Gott! wäre das möglich? Einen Ruf der Ueberraschung stieß er aus. Sie sah erschrocken auf.

„Ada!" rief er.

Da flog der Waggonschlag auf und Guido stieg jauchzend aus, um — bei der nächsten Thür wieder einzusteigen.

Er riß sie an seine Brust, sie küßte ihn heiß....

Dann, vor sich selbst erschrocken, drückte sie sich in die Ecke und verhüllte ihr flammendes Gesicht und bat den jungen Mann, um Gotteswillen in ein anderes Coupé zu gehen.

Er zog ihr die Hände vom Antlitz und lachte mit feuchtem Auge.

„Du liebes Kind!" hauchte er entzückt, „Du süßer Engel, wie danke ich Dir, daß Du mir gefolgt bist!"

„Ich — Ihnen gefolgt? Im Gegentheile!" entgegnete Ada, „Herr Stolling, ich — ich —"

„Du bist so sehr erregt, Ada — sprich ein andermal, ich verstehe Dich ja, wenn ich nur Dein Auge sehe."

„Sie verstehen mich nicht, mein Herr!" antwortete sie gefaßter, „und wer gibt Ihnen das Recht, mich zu verfolgen?"

„Dich zu verfolgen? Das verstehe ich allerdings nicht."

„Muß Sie schon bitten, das — Du gegen ein anständigeres Prädikat umzutauschen!" Sie war recht ernst, vergaß im Augenblicke ganz darauf, wie glühend sie ihn vorhin geküßt hatte. Er war nicht blöde und brachte ihr den Umstand bald wieder in Erinnerung.

Es brauchte ein Weilchen, bis sie sich insoweit verständigten, daß Ada erzählen konnte, aus welchem Grunde sie reise. Sie hatte gestern Abends mit ihrer Mutter einen Strauß gehabt der jungen Herren wegen, die ihr nachstrebten und denen sie mehr Aufmerksamkeit schenke, als sie, die Mutter, es für gut finde. Das Mädchen hatte kein Hehl daraus gemacht, daß die lustigen Studenten ihr

eben gefielen und daß man nicht auf Sommerfrische gehe, um auf derselben wie in einem Kloster zu leben. — Gut, hatte die Mutter gesagt, wir werden es anders machen; der Vater schrieb ohnehin, wir sollten den Landaufenthalt abkürzen, weil er sowohl Dich wie mich zu Hause bedürfe. Ich erwarte hier noch den Besuch meiner lieben Jugendfreundin, der Doctorin von Trautnig, die ich schon seit Jahren nicht mehr gesehen habe. — Dann gehen wir in die Stadt. — Ada aber ist ein Trotzköpfchen. — Papa hat mir versprochen, bis zum Frauentage auf dem Lande zu bleiben, und nun gehe ich früher einmal nicht fort! — So! hatte die Mutter gerufen, man ist Euch's schuldig, nicht wahr? Befehlen wollt Ihr heut zu Tag mit Unsereinem, zum Dank für die Mühen und Sorgen, die man — ich weiß nicht — mit so einem Quälgeist hat. Du reisest morgen früh in die Stadt! Hörst Du? Kein Wort mehr! —

So war es gekommen. Ada hatte die Scene ganz possierlich erzählt und sogar mit dem Kopfe dabei gewackelt, wie es ihre Mutter stets that, wenn sie zornig war.

„Und daß Sie jetzt auch mitfahren, Guido“, schloß sie, „das ist recht böse von Ihnen.“

„Freiwillig habe ich es nicht gethan“, sagte der junge Mann mit Humor.

„Wer hat Sie denn dazu gezwungen?“ hierauf das Mädchen pikirt.

„Ist Dir nicht erinnerlich, Ada, etwas gehört zu haben, als Du heute in Reichthal auf den Bahnhof gingst?“

„Was sollte ich denn gehört haben? Der Schulmeister hat die Kinder in die Schule gerufen, just als ich an seinem Hause vorüberkam.“

„Sonst nichts?“

„Und die Vögel haben gesungen und haben mich noch trauriger gemacht, als ich schon war.“

„Weiter, denke nach, Du mußt auch noch etwas Anderes gehört haben.“

„Ja, die Kirchenglocken und auch ein paar Püffe von der Schießstatt her.“

„Gut“, sagte Guido, „die Püffe haben mich gezwungen, mit diesem Eisenbahnzuge davonzufahren.“

„Um des Himmels willen, Guido!“ sie haschte nach seiner Hand, „etwa gar — verwundet! Doch — kein Duell!“

„Etwas dergleichen.“ —

Und nun hat er die Geschichte von dem wunderlichen Bestschießen erzählt.

Ada hatte gelauscht mit Angst und Lust, hatte den einen Arm gelegt auf seine Schulter und bald auch den andern, hatte sich emporgeschmiegt an seiner Brust, daß sie ihn fühlen konnte den warmen Athemhauch, der die seltsame Kunde zu ihr brachte von dem Kampfe zweier junger Männer — um ihr Herz.

Und als er mit dem letzten Worte einen Kuß auf ihre nahen Lippen pressen wollte, wendete sie sich rasch ab und sagte: „Herr Stolling, warum haben Sie so schlecht geschossen?“

„Ich zitterte aus Angst und Liebe.“

„Das könnte jeder schlechte Schütze sagen.“

„Du weißt ja vom vorletzten Schießen her, wo Du mir den Strauß an den Rock stecktest, daß ich nicht zu den schlechtesten Schützen gehöre.“

„Also fehlen Sie nur, wenn es mich gilt! — Ich muß Sie sehr entschieden bitten, mein Herr, sich dort in die andere Ecke zu setzen und fein ruhig zu bleiben.“

„Oho!“ rief er und wollte sie an sich ziehen. Sie drängte ihn unsanft bei Seite, mit gluthrothen Wangen und zornigen Lippen stieß sie das Wort heraus: „Sie haben mich verspielt!“

---

Guido Stolling und Adalbert Saltegg sind heute längst wieder gute Freunde. Jeder hat ein Weib, aber keines derselben heißt Ada. Sie haben aus ihrem lustigen Jugendleben die eine Erfahrung bis heute nicht vergessen, nämlich daß, während junge Männer etwa so oder so um Mädchenherzen zu spielen glauben, diese nur zu oft mit den Männern spielen.

„Ja wohl!" schnauft der alte Onkel Reichthal, der heute noch lebt und seinen Stolz darauf setzt, von allen Studenten, die je bei ihm zu Gaste waren, der Onkel Reichthal genannt zu werden, — „ja wohl!" schnauft er, „das muß man noch in die Bibel setzen: Spielen wir Männer, so sind die Weiber der Preis; und spielen die Weiber, so sind wir ihre Kartenblätter."

---

# Des Försters Tochter.

Ballade.

Wer ist die tolle Alte,
Mit welkem Angesicht,
Die in die grauen Haare
Sich Blumenkränze flicht?

Verwirrt sind ihre Blicke,
Zerrissen das Gewand,
Und immer neue Kränze
Flicht sie mit emsiger Hand.

Des Dorfes kecke Jungen
Bewerfen sie mit Koth,
Wo sie erscheint, Gelächter
Und unbarmherziger Spott.

Das ist des Försters Tochter,
In jener Nacht ergraut,
Da sie in tiefem Walde
Den Liebsten todt geschaut;

Wohl zu der hohen Tanne
Kam sie, wie jeden Tag,
Auch traf sie dort den Liebsten,
Im kühlen Moos er lag;

Gebrochen war sein Auge,
Ein Schuß ging durch die Brust;
Wer so in's Herz kann treffen,
Das hat sie wohl gewußt.

Der Liebste war ein Wilddieb,
Der Förster traf so gut,
Rings um die hohe Tanne
War Alles roth von Blut.

Da trübte sich ihr Denken,
Vom Vater lief sie fort
Und irrt nun in der Fremde
Unstät von Ort zu Ort.

Der Förster hat die Augen
Sich ausgeweint in Schmerz,
Der schoß seit jener Stunde
Keinem Wilddieb mehr in's Herz.

**Toni.**

# Der Kampf eines Poeten.

Novelle von Ludwig Habicht.

(Schluß.)

Das junge Ehepaar trat die Reise an und das Herausreißen aus seiner tiefen Einsamkeit wirkte doch auf Leopold etwas erfrischend. Er war in weit besserer Laune, als je vorher, und Emma glaubte schon jene glücklichen Tage ihres ersten Beisammenseins würden wiederkehren.

Auch die Hochzeitsgäste fanden den jungen Mann ganz anders als sie erwartet.

Sie hatten geglaubt, einen rohen, ungeschliffenen Landjunker zu sehen, der ihnen durch sein linkisches, tölpelhaftes Auftreten viel Vergnügen bereiten würde, und nun war Herr v. Ferber ein weltmännisch gebildeter Mann, der, abgesehen von seiner wunderlichen Schrulle, daß er allen Gesprächen über Kunst und Literatur sorgfältig aus dem Wege ging, so feine liebenswürdige Manieren hatte, daß er rasch Alle für sich gewann.

Emma war überglücklich. Man nannte zwar noch ihren Gatten heimlich den Sohn der Wildniß, aber Niemand fand an der Wahl ihres Herzens etwas auszusetzen, vielmehr waren Alle von dem frischen, herzgewinnenden Auftreten Leopold's entzückt, das ihnen um so mehr gefiel, je weniger Ansprüche sie vorher gestellt hatten. Auch ihr Schwager, der in der besten Gesellschaft eine hervorragende Stelle einnahm, fand an dem Benehmen ihres Gatten nichts auszusetzen und flüsterte ihr vertraulich zu: „sie müsse nur den Sohn der Wildniß von seiner unberechtigten Abneigung zu heilen suchen, dann wäre er in der That ein prächtiger Mensch."

„Ich werde mich hüten, dieses Experiment zu machen," entgegnete Emma lächelnd: „Mein Leopold würde ja dann alle Originalität verlieren," und wenn sie dies auch nur im Scherze gesagt hatte, wagte sie wirklich nicht, ihrem Gatten Sinn und lebhaftes Verständniß für Dinge einzuflößen, für die er einmal nun den entschiedensten Widerwillen an den Tag gelegt.

Das junge Ehepaar hatte anfangs den Plan gehabt, einige Wochen in Dresden zu bleiben, aber kaum war die Hochzeitsfeier vorüber, da wurde auch schon Herr v. Ferber unruhig und sehnte sich nach seinen Bergen zurück.

Die Feder, welche durch die Berührung mit der Gesellschaft so plötzlich hervorgeschnellt und ihn so umgänglich und heiter gemacht hatte, schien bereits zerbrochen; — der Sohn der Wildniß mußte seine geliebte Einsamkeit wieder haben, er wollte wenigstens auf ein paar Tage nach Hause fahren, um nach dem Rechten zu sehen, während seine Frau so lange in Dresden zurückblieb, bis er sie wieder abholen würde.

Leopold möchte sich selbst nicht eingestehen, was ihn eigentlich forttrieb. Schwerlich war es die Sorge um die Wirthschaft. Er wußte recht gut, daß er sich auf seine Leute verlassen konnte, es ging dort Alles im alten Geleise und dennoch fuhr er mit einer Hast seinem Wohnsitz zu, als ob die wichtigsten Dinge auf dem Spiele ständen.

Seine erste Frage nach der Heimkehr war, ob ein Brief ange-

kommen? Seine Hoffnung hatte ihn nicht getäuscht, hastig griff er darnach und zog sich in sein Zimmer zurück.

Gottfrieds Schreiben, obwohl es nur wenige Zeilen enthielt, warf er bei Seite, das hatte Zeit — aber darin war noch ein Brief eingeschlossen, wieder so zierlich und sauber, wie das erste Briefchen, das ihm solch' lebhaftes Interesse eingeflößt. Es war zu seinem Bedauern sehr kurz, er hätte einen seitenlangen Gedankenaustausch nicht ermüdend gefunden.

„Wie beseligt hat mich Ihr gütiges Schreiben, das mir einen Einblick in Ihr jetziges Seelenleben gestattet. Ich danke Ihnen herzlich für Ihr Vertrauen und ich hoffe, daß Sie doch wieder das Glück dort suchen werden, wo es ein Dichter allein zu finden vermag — im Schaffen! — Und wenn Sie wieder ein Wort an mich richten wollen, dann schreiben Sie eine neue Novelle, denn ich lese Alles, was von Ihnen kommt. Unsere Correspondenz dagegen darf ich nicht weiter führen und ich habe nur die eine Beruhigung, daß Sie nie entdecken werden, wer den Muth hatte, an Sie diese Zeilen zu richten.

Nur noch eine und die letzte Bitte: Sagen Sie mir, wenn Sie Ihre neue Arbeit begonnen."

Den Schleier des Geheimnißvollen, den die Briefschreiberin um sich zu verbreiten wußte, erhöhte vollends sein Interesse. Warum wollte sie plötzlich den Briefwechsel abbrechen, der für Beide zur Quelle ganz ungekannter Genüsse werden konnte! War es eine mädchenhafte Laune? Scheute sie vor der Gefahr eines solchen Gedankenaustausches zurück und fürchtete sie dabei ihr Herz zu verlieren? Ach, sie konnte sicher sein; er war bereits gebunden — dieser Briefwechsel hätte niemals eine höhere Färbung erhalten! Aber vielleicht war sie ebenfalls verheiratet und ängstigte sich vor dem eifersüchtigen Gemahl, der sicher realistisch genug war, diese Correspondenz nicht so harmlos zu finden, wie es seines Bedünkens in der That der Fall war. —

Wenigstens gab ihm dieser zweite Brief Stoff genug zum Sinnen und Grübeln, daß ihm die Tage daheim rascher verflogen als er gefürchtet. Zum Ueberfluß waren auch die flüchtigen Zeilen Gottfrieds inhaltsschwer genug; er theilte ihm mit, daß er in vier Wochen seine Braut als Gattin heimführen und dann seine Hochzeitsreise nach dem Asyl des Freundes richten wolle.

Leopold hätte gar noch nicht daran gedacht, wie er, der grimmige Literaturfeind, seiner Frau gegenüber, die herzliche Freundschaft zu einem Schriftsteller rechtfertigen solle.

Bah, er ist mein alter Universitätsfreund, wir haben mit einander Jura studirt und deshalb muß ich ihm schon verzeihen, daß er der heiligen Justitia den Rücken gekehrt und sich thörichterweise den Musen in die Arme geworfen. — Die Hauptsache blieb, daß Gottfried mit keinem Wort verrieth, welche Vergangenheit er selbst hinter sich hatte. Er bat ihn deshalb noch einmal um strengste Wahrung seines Geheimnisses und drückte zu gleicher Zeit in seiner Antwort die herzlichste Freude aus, seinen alten, einzigen Freund bald wieder zu sehen.

Da er am andern Tage wieder nach Dresden mußte, um seine Frau abzuholen, behielt er seinen Brief so lange zurück, um ihn dort auf das Postamt zu geben, und jetzt fiel ihm ein, daß seine geheimnißvolle Correspondentin ihren Brief aus Dresden datirt hatte.

Vielleicht gelang es ihm doch, den Schleier zu lüften; deshalb machte er auch keine Schwierigkeiten, als die Verwandten ihn drängten, noch ein paar Tage da zu bleiben; er konnte ja diese Zeit am besten dazu benutzen,

um der interessanten Briefschreiberin auf die Spur zu kommen. Gerade, daß sie so ängstlich sich verborgen halten wollte, reizte seine Neugier. Er strich öfters im Hauptpost-Amt umher und suchte so viel wie möglich, ohne gerade Aufsehen zu erregen, sich in der Nähe des Schalters aufzuhalten, an dem die Postrestantebriefe ausgegeben werden.

Da, eines Tages — er wollte kaum seinen Ohren trauen, kam ein altes, grämlich aussehendes Frauenzimmer herbei und fragte, ob ein Brief unter der Chiffre A. H. Dresden eingegangen? — Der Postbeamte verneinte es und die Alte schlurrte langsam von dannen.

Leopold hätte laut aufjubeln mögen, daß ihn der Zufall so begünstigt. Nun hatte er bereits den Zipfel des Geheimnisses in der Hand! Was würde seine schöne Briefschreiberin für Augen machen, wenn er ihr triumphirend mittheilen konnte, daß er den Schleier dennoch zu lüften vermocht, den sie so dicht um sich zu weben gesucht. —

Er ließ die Fragerin nicht mehr aus den Augen. Freilich wäre es ihm lieber gewesen, seine mysteriöse Freundin hätte einen etwas freundlicheren Boten gehabt — dieses alte, verdrossene Frauenzimmer wagte er nicht anzureden, es würde ihm doch keine Antwort gegeben haben, so sauertöpfisch sah es aus.

Vorsichtig folgte er der Alten, die durch ihr träges Hinschlendern seine Geduld auf eine harte Probe stellte. — Sie brauchte beinahe eine halbe Stunde, eh' sie die Elbbrücke überschritten und nun trottete sie ebenso langsam durch einige Straßen der Neustadt — ja, um ihn vollends zur Verzweiflung zu bringen, suchte sie mehrere Kaufläden auf, und nun schlich sie mit ihrem beladenen Korbe noch schwerfälliger dahin. Endlich steuerte sie auf ein kleines Gartenhaus zu und plötzlich beschleunigte sie ihre Tritte. In wenig Augenblicken war sie in der Thür verschwunden. — Ferber gewahrte sofort die Ursache ihrer raschen Bewegung. Aus dem Fenster des einstöckigen Häuschens schaute ein Frauenkopf heraus, dessen zorngerölhete, scharfe Züge verriethen, daß die Dame bereits mit Ungeduld die Rückkehr der Magd erwartet. — Vielleicht war es die Mutter der Briefschreiberin — ja, sie mußte es sein; in den großen, tiefliegenden Augen lag noch jetzt eine gewisse Schwärmerei, das längliche Gesicht mit den falschen Schmachtlocken sah ganz so aus, als ob es einer eifrigen Romanleserin angehörte, die ihre Neigung für die Lectüre auf ihr Töchterchen übertragen, das freilich eine so sorgfältige Erziehung genossen, daß bei ihm zum schönsten seelischen Schmuck wurde, was bei der nur halb gebildeten Mutter den Anstrich des Lächerlichen erhielt.

Die alte Dame mochte sein Anstarren bemerkt haben, denn sie trat rasch vom Fenster zurück und schloß es mit einer heftigen Bewegung.

Leopold mußte sich zurückziehen, wenn er nicht Alles vor der Zeit verderben wollte. —

Die Hauptsache war erreicht und nun galt es, vorsichtig über die Bewohner des Häuschens Erkundigungen einzuziehen.

Er ging langsam die Straße hinunter und fand am Ende derselben eine kleine Schenkwirthschaft. Zu dieser Stunde war sie ganz frei von Gästen und in seinem Eifer, irgend etwas Näheres auszukundschaften, betrat er ohne weiteres das Local.

Nur die äußerst sauber gekleidete Wirthin war anwesend und mit sächsischer Höflichkeit fragte sie nach seinen Wünschen. Sie mochte wohl ahnen, daß der fremde vornehme Herr in ihrer bescheidenen Schankwirthschaft nicht Alles nach Wunsch finden würde und suchte durch um so größere Artigkeit das Fehlende zu ersetzen.

Es wurde deshalb Herrn v. Ferber sehr leicht, mit der munteren, redseligen Wirthin ein Gespräch anzuknüpfen und allmälig auf denjenigen Gegenstand überzulenken, der ihn am meisten beschäftigte — das kleine Gartenhaus.

Zum Glück wußte die kleine, hübsche Frau in der ganzen Nachbarschaft Bescheid, und da er vorgab, in dieser Gegend ein Besitzthum kaufen zu wollen, nannte sie ihm sogleich Grundstücke, die zu haben seien.

„Wissen Sie, liebe Frau," sagte er so unbefangen wie möglich: „Das kleine einstöckige Gartenhaus mit den zwei Nußbäumen vor der Thür hat mir am besten gefallen, das möchte ich kaufen."

Die Wirthin lachte: „Ach, der Garten des Fräuleins Herbert. Ich glaube nicht, daß die alte Jungfer ihn losschlägt."

„Ich sah beim Vorübergehen eine Dame aus dem Fenster blicken, mit langem, schmalem Gesicht und blonden Schmachtlocken, war das Fräulein Herbert!"

„Gewiß, Fräulein Amalie trägt eine Perrücke, thut aber noch immer, als ob sie 18 Jahre alt wäre."

„Sie hat gewiß noch eine junge Verwandte im Hause, wodurch sie sich ebenfalls jung erhält."

Nein, sie wohnt ganz einsam mit ihrer alten Magd."

„Und hat sie nicht zuweilen Besuch?"

„Es kommen wohl manchmal Leute zu ihr; aber Niemand hält es gewiß länger als 24 Stunden bei ihr aus, denn sie ist zu unausstehlich und zankt den ganzen Tag. Es ist eine alte Französin, aber sie gibt jetzt keine Stunden mehr und hat ihr Schärfchen im Trocknen. Die Leute sagen, sie sei halb verrückt; nun, etwas überspannt mag sie wohl sein, denn sie liest fortwährend Romane, und dann glaubt sie, daß sich jeder junge Mann sterblich in sie verlieben müsse, der sie nur sieht; dabei ist sie doch gewiß schon tief in den Vierzigern und trägt eine Perrücke."

A. H. Amalie Herbert. Alles stimmte. „Ahah!" wiederholte Leopold, sich selbst verspottend.

Nun wußte der ehemalige Dichter genug. — Er mußte unwillkürlich an den Jünger von Sais denken — auch er hätte gewünscht, daß er niemals die Hand darnach ausgestreckt, um den Schleier zu lüften, in den sich seine Correspondentin gehüllt. — So lange hatte ihm seine bewegliche Phantasie ein reizendes Bild von der Unbekannten vorgegaukelt — blaue tiefträumerische Augen hatten ihn angeblickt, frische, rosige Lippen zugelächelt, und nun gehörte diese schöne Seele, die ihm so verständnißinnig zugejauchzt, einer alten Jungfer an, die eine Perrücke trug.

Was war denn nun eigentlich durch diese Entdeckung geändert? Blieben nicht diese Briefe eben so anziehend, fein und poetisch, gleichviel ob die Schreiberin derselben noch in der Jugendblüthe stand oder bereits eine Ruine war. — Hatte denn im Reich der Ideale das Körperliche, Gestalt und Alter, irgend eine Herrschaft? Und doch, der Zauber war dahin, welcher bisher die Briefschreiberin umgeben.

In dem Unmuth über die bittere Täuschung konnte er sich nicht helfen, er mußte der alten Schwärmerin sofort mittheilen, welches Unglück ihm passirt sei, vielleicht wurde sie davon ebenfalls etwas ernüchtert und betrachtete fortan die Welt mit prosaischen Augen.

Herr von Ferber bat die Wirthin um Schreibmaterialien, die brachte bereitwilligst das Nöthige herbei, und ohne sich weiter zu besinnen, schrieb er folgende Zeilen:

„Mein Weg führte mich heute nach Dresden und ein Zufall lüftete zugleich das Geheimniß, das über der Verfasserin der A. H. Briefe

ruht. Ich sah sie am Fenster; aber weil ich nun ebenfalls einsehe, daß es weit besser ist, wenn unsere Bekanntschaft nie den Boden der Wirklichkeit berührt, verzichte ich auf das Vergnügen, Fräulein A. H. noch näher kennen zu lernen. Ich begreife jetzt vollkommen, warum Sie so ängstlich sich in die tiefsten Schleier zu hüllen suchten und seien Sie überzeugt, daß ich Ihre gute Absicht von jetzt ab zu ehren und zu achten weiß."

Er war zu verstimmt, um daran zu denken, daß die Briefschreiberin auf keinen Fall einen solch' sarkastischen Ton verdient. Sie hatte ihm ja nicht vorgeheuchelt, daß sie jung und hübsch sei und wenn ihm seine Phantasie diesen Streich gespielt, mußte dafür die Briefschreiberin büßen — deren Gedanken und Empfindungen ja denselben Werth behielten, gleichviel, ob sie von einem blühenden Mädchen oder einer alten vertrockneten Jungfer kamen?

Aber Leopold war viel zu sehr Poet, um solch' vernünftigen Reflexionen Eingang zu gestatten, er fühlte eine ordentliche Erleichterung, als er den Brief geschrieben und in den nächsten Postkasten geworfen. Nun lag auch diese Illusion glücklich hinter ihm . . .

Am anderen Tage fuhr er mit seiner Gattin nach Hause und war so zärtlich und aufmerksam gegen sie, wie in der ersten glücklichen Zeit. Wie frisch und rosig Emma aussah! Er machte sich Vorwürfe, daß er sie über der Schwärmerei für die geheimnißvolle A. H. ziemlich vernachlässigt. Das hatte die hübsche, liebenswürdige Frau nicht verdient, daß sie einer alten Jungfer nachgesetzt wurde, die weiter nichts besaß, als das Talent, überschwängliche Briefe zu schreiben. Wenn auch der Dichter die Täuschung nicht sogleich überwand, der Ehemann fühlte eine wahre Erleichterung, daß sich A. H. als alt und häßlich ausgewiesen — das Gegentheil hätte doch schließlich sein Verhältniß zu Emma erschüttern können, und dieses hingebende, zärtlich liebende Gemüth verdiente es wahrhaftig nicht, daß man sie aufgab, eines Schattenbildes halber. — Sie war die gesunde, unverfälschte Natur, die ihn wunderbar erfrischte und belebte, sobald er nur mit seinem ganzen Sinn zu ihr zurückkehrte. —

Als er jetzt neben seiner jungen Frau im Wagen saß, die hübscher und munterer aussah denn je, mußte er daran denken, daß in dieser Stunde vielleicht die alte Magd wieder auf die Post schlurrte, diesmal kam sie wenigstens nicht mit leeren Händen zurück — sie brachte ihrer bereits ungeduldig am Fenster harrenden Gebieterin den ersehnten Brief.

Ein holdes, jungfräuliches Erröthen, die Brille wurde geputzt und nun mit zitternder Hand der Brief gelesen. Wie sich Fräulein Amalie würde in die Perrücke fahren, nachdem sie damit zu Ende! —

Er mußte bei diesem Gedanken unwillkürlich laut auflachen, und als ihn Emma nach der Ursache seiner Heiterkeit fragte, entgegnete er ausweichend: „Ich habe gegen die Abmahnungen unsers alten Voigtes einen Pflug nach neuer Construction gekauft und malte mir schon das verdrießliche Gesicht aus, das der alte Knabe machen wird." — Immer dieselbe Nüchternheit, derselbe ausschließliche Sinn für das Praktische.

Wie sie auch ihren Gatten zärtlich liebte, hätte sie doch gewünscht, daß seine Seele sich etwas vom Boden erheben und noch andere Regionen aufsuchen könnte.

Der längere Aufenthalt in Dresden hatte ihr wieder lebhaft zum Bewußtsein gebracht, was sie entbehrte . . Dort umgab sie ein Kreis von gebildeten Menschen, die Sinn und Verständniß hatten für Alles, was die Welt der Kunst und Poesie Schönes und Großes bot — die an-

regendsten Gespräche belebten die Gesellschaft — man konnte sich für ein neues Gemälde, ein neues Drama begeistern — nahm für oder wider Partei, und Geistesfunken sprühten zündend von dem Einem zum Andern . .

Ihr Mann dagegen negirte mit einer Hartnäckigkeit diese ideale — die Seele ewig frisch und jung erhaltende Welt, die schon an Barbarei streifte.

Damals, in Hamburg war er ihr doch anders erschienen, — seine Gemüthswärme hatte sie bestochen, und wie hatte seine verdüsterte Seele die Sonnenstrahlen einer heiteren Lebensanschauung eingesogen, die sie über ihn ausgeströmt.

Dieses glückliche Bewußtsein, daß sie ihm so unendlich viel war, daß sie auf ihn erfreuend und erfrischend zu wirken vermochte, hatte sie am meisten an den Fremden gefesselt, der damals zwar keine geistanregenden Gespräche mit ihr geführt, aber auch nicht diese grundsätzliche Abneigung gegen die höchsten Bildungselemente an den Tag gelegt. Sie würde sonst nimmermehr ihr Geschick an das seine geknüpft haben.

Jetzt war es zu spät — aber nun gewahrte sie auch, daß ihr Schwager Recht habe und sie endlich den Versuch machen müsse, dem Sohn der Wildniß leise und vorsichtig die Pforten einer Idealwelt zu öffnen. — Ihr Bemühen hatte durchaus nicht den erwünschten Erfolg, vielmehr weckte es nur sein Bestreben, sich noch hartnäckiger dagegen abzuschließen.

Seit der trüben Erfahrung mit seiner geheimnißvollen Briefschreiberin war der ehemalige Dichter vollends für alle Ideale unzugänglich; er wußte jetzt, wie fratzenhaft verzerrt sie in die Wirklichkeit traten. Und die schüchternen Anregungsversuche seiner Gattin konnten ihn am wenigsten bestimmen; sie weckten nur ein mitleidiges Lächeln; er glaubte darin den Einfluß ihrer Dresdener Verwandten zu entdecken, die plötzlich die einfache schlichte Frau in eine Richtung zu drängen suchten, die sie schließlich in einen Zwiespalt mit sich selbst bringen mußte. Auf diese gesunde Natur, die aber auch nichts weiter war, wie eine Natur, ließ sich nicht plötzlich die sorgfältigste Geistesbildung pfropfen.

Zu seinem Verdruß bemerkte er, daß aus Dresden Bücher in ihr einsames Schloß wanderten — er mochte sich nicht weiter um den Inhalt derselben kümmern, gewiß waren es von ihrem hochgebildeten Schwager sorgfältig ausgewählte Werke — die Emma jetzt im Schweiße ihres Angesichtes las und sie doch nicht verstand. — Sicher störte diese klassische Lectüre die Harmonie ihres Wesens; aber Leopold war zu stolz, um sie an seinen damals geäußerten Wunsch zu erinnern, daß er in seiner Wohnung solch' zudringliche Gäste wie Bücher — nicht dulden wolle.

Wenn sie jetzt schon sich an seine Bitte nicht mehr kehrte, so geschah es sicher aus einem Widerspruchsgeist, dessen gänzliche Abwesenheit ihm bisher so wohl gethan, und den er deshalb um so unangenehmer empfand. Wenn sie bereits zu Büchern ihre Zuflucht nehmen mußte, die gerade ihrer eigenartigen Natur nichts zu geben vermochten, dann stand es schlimm um sie und da sich ihr Verhältniß ohnehin nur auf die Gemüthsseite beschränkte, trat die dadurch entstehende Erkältung um so schärfer hervor. Die beiden Eheleute gingen jetzt ziemlich schweigsam und gleichgiltig an einander vorüber.

Eifriger denn je widmete sich Leopold den Wirthschafts-Angelegenheiten, er konnte damit am ehesten den Schmerzschrei dämpfen, der sich zuweilen aus seiner Brust emporarbeiten wollte.

Auch in der Abgeschiedenheit von aller Welt, in dem Aufgeben seiner poetischen Träume, die ihn so müde

gehetzt, fand er nicht das Glück, das er gesucht. Wo war es? . . und wurde es überhaupt einem Sterblichen zu Theil? War nicht immer selbst das bescheidenste Glück mit dem Aufgeben eines andern zu erkaufen? — Oft dachte er daran, daß er durch sein jetziges Leben Schätze in sich aufsammle, die er bei einer etwaigen Wiederaufnahme seiner literarischen Thätigkeit trefflich verwerthen konnte; aber er wies augenblicklich solch' thörichte Gedanken weit von sich. — Wieder sein Herzblut daran setzen, um schließlich ausgepfiffen zu werden! Diese Aussicht hatte doch wahrhaftig nichts Verlockendes.

Gottfried kündigte jetzt auf einen bestimmten Termin seine Ankunft an und Leopold blieb deshalb nichts weiter übrig, als seiner Frau diese Mittheilung zu machen. Um nun in den Augen der Gattin seine Verbindung mit einem Manne der Literatur zu rechtfertigen, begann er eines Tages bei Tische: „Da fällt mir ein, liebe Emma, wir werden nächstens Besuch erhalten, es ist ein guter Freund von mir, er ist aber Schriftsteller.“ Als sie ihn nun verwundert anblickte, fuhr er mit sarkastischem Lächeln fort: „Du hast ganz Recht, darüber zu erstaunen, daß ich mit einem solchen Menschen befreundet bin, unsere Bekanntschaft rührt jedoch aus einer Zeit, wo es meinem Freunde Gottfried Schmidt noch nicht eingefallen war, sich unter dem Namen Friedrich Rosen an der Menschheit literarisch zu versündigen.“

„Friedrich Rosen, der Redacteur der Volksschrift?“ fragte Emma beinahe hastig.

Jetzt war die Reihe des Erstaunens an Leopold. „Wie, kennst Du seinen Namen?“ fragte er ganz verwundert zurück.

„Ich sah vor kurzem das Blatt bei meinem Schwager,“ sagte die junge Frau verwirrt.

„Hm, sie macht ja ganz reißende Fortschritte“ — dachte ihr Gatte.

Emma schien noch manche Fragen auf den Lippen zu haben, aber sie schwieg, denn sie hatte die wachsende Verstimmung ihres Mannes wohl bemerkt.

„Freund Schmidt kommt glücklicherweise nicht allein,“ fuhr Leopold nach einer längeren Pause fort, „er bringt seine junge Frau mit, die hoffentlich für Dich eine angenehme Gesellschafterin sein wird.“

„Ich hoffe es auch,“ sagte Emma, und ihr Mann konnte deutlich bemerken, daß sie die Nachricht mit großer Genugthuung aufnahm und dem Besuch mit Freuden entgegensah. Sie empfand also schon eine solch' große Leere, daß sie jede Unterbrechung ihrer Einsamkeit mit Entzücken begrüßte; und anstatt sich selbst anzuklagen, der allein dies alles verschuldet, grollte er heimlich seiner armen Frau.

Mit welcher Ungeduld erwartete Emma den Besuch, und doch auch wieder mit einer gewissen Zaghaftigkeit.

Leopold gewahrte es nur zu gut und war darüber äußerst verdrießlich, wenn er auch mit keinem Worte seine üble Laune verrathen durfte.

Warum zeigte sie eine solch' stürmische Freude über die Ankunft von Gästen und gerade dieser Gäste? Wollte sie damit sich ihren Dresdener Verwandten gegenüber ein Relief geben, oder suchte sie eine gewisse Schwärmerei für Schriftsteller nur um deshalb an den Tag zu legen, um ihrem Manne zu beweisen, daß sie doch nicht so schlicht und einfach und ihre Bildung so mangelhaft sei, wie er stets angenommen? für ihn war dieses lächerliche Benehmen seiner Frau geradezu widerwärtig.

Endlich kam Friedrich Rosen und mit ihm für Emma die Enttäuschung.

Sie hatte von einem Schriftsteller eine ganz andere Vorstellung gehabt.

Schon die vierschrötige, hagebüchene Gestalt Schmidt's machte auf sie nicht den angenehmsten Eindruck, und noch mehr stieß sie sein Inneres ab, das sich wo möglich noch vierschrötiger und hagebüchener erwies.

Nachdem der wackere Volksschriftsteller eine gewisse Steifheit überwunden, von der er bei der ersten Begegnung niemals loskam, zeigte er sich bald, wie er wirklich war. Sein Freund hatte ihm gesagt, er könne sich hier zu Hause fühlen, und seine Emma sei eine einfache, schlichte Frau, die ihn ehrlich bewundern werde — dies genügte Gottfried, um es sich etwas bequem zu machen und vor allen Dingen seinen derben Humor spielen zu lassen.

Leopold's literarische Thätigkeit durfte er ja nicht erwähnen, um so besser, da konnte er dieser schlichten Landpomeranze ordentlich klar machen, was für einen Mann sie unter ihrem Dache beherberge. Und er that dies mit jener Aufgedunsenheit, die Friedrich Rosen, durch sein literarisches Glück begünstigt, überall gern entfaltete, wo er nur irgend willige Ohren fand.

In seiner Gattin hatte Friedrich Rosen eine Frau gefunden, die ganz entschieden seinen wachsenden Größenwahnsinn beförderte.

Sie war keine außerordentliche Schönheit, aber durch ihre schlanke Gestalt konnte sie imponiren. Auf Geist durfte sie schwerlich Anspruch machen; ja sie neigte sich entschieden zur Dummheit. Mit weiblichem Instinct hatte sie jedoch das Band entdeckt, mit dem sie unauflöslich ihren Gatten an sich zu fesseln vermochte — eine maßlose Bewunderung. Friedrich Rosen galt ihr als der größte Dichter der Neuzeit — sie las nur noch seine Erzählungen, alles Andere ließ sie völlig gleichgiltig, und ihr angebeteter Mann trug sie dafür auf Händen.

Die Unterhaltung des würdigen Paares wurde für jeden unbefangenen Dritten zur wahren Qual.

Gottfried sprach nur von sich und seinen Erfolgen, und wenn er wirklich einmal gelegentlich eines Collegen erwähnte, dann äußerte sich seine Frau alsbald so wegwerfend über dessen Talent oder Charakter, daß selbst die besten Namen von dem ihres Mannes tief in den Schatten gestellt wurden.

Schmidt widersprach bei solcher Gelegenheit niemals seiner Frau, sondern schaute wohlgefällig drein und auf seinem derben offenen Gesicht konnte man deutlich lesen: Ja, ich bin ein ganz anderer Kerl.

Emma bedurfte all' ihrer Liebenswürdigkeit, um ihre Gäste zu ertragen, die mit jedem Tage ihre bodenlose Eitelkeit, ihre rohe Selbstsucht enthüllten. So war also einer jener Geistesheroen, für die sie als blutjunges Mädchen geschwärmt und nach deren Bekanntschaft sie sich schon immer heiß gesehnt!

Wohl gehörte Friedrich Rosen in die untersten Reihen, aber so roh und plump hatte sie sich einen Schriftsteller doch nicht denken können. Und wie handwerksmäßig faßte dieser Mensch seine Thätigkeit auf. Er schrieb jeden Tag die gleiche Anzahl Bogen, und seine Frau rühmte dann beständig, wie viel er damit verdiene und daß die Blätter für die Erzählungen ihres Mannes die höchsten Honorare bezahlen müßten.

Bauersleute, die ihr Korn in die Stadt brachten, konnten nicht ängstlicher messen und mäkeln, wie diese Leute. Es war ein widerwärtiges Schauspiel, wie dies Ehepaar das ohnehin klägliche Ideal des letzten Schimmers entkleidete. — Nun begriff Emma vollkommen die Abneigung ihres Gatten gegen Literatur. — Er hatte sicher Gelegenheit gehabt, die Verfasser persönlich kennen zu lernen und es waren ihm darüber die Erzeugnisse selbst verleidet worden.

Sie leistete ihm schon jetzt heimlich Abbitte und beschloß, nach Entfernung der Gäste ihm offen zu bekennen, wie Unrecht sie ihm gethan.

Leopold merkte wohl, daß Gottfried auf seine Frau nicht den angenehmsten Eindruck gemacht, und er war beinahe schadenfroh genug, ihr diese Enttäuschung zu gönnen. Warum versuchte sie mit der Literatur zu kokettiren, ein Versuch, der ganz entschieden zu ihrem Nachtheil ausfiel. Noch dazu nahmen ihn ganz andere Dinge in Anspruch. — Zu seiner Ueberraschung hatte Freund Gottfried ihm noch einen Brief von Fräulein A. H. mitgebracht. Er wollte ihn sofort vernichten, zuletzt siegte doch die Neugier, was die alte Jungfer antworten würde, und er beschloß, auch diese letzte Pille hinunterzuschlucken. Sein Erstaunen war noch größer, als er jetzt las:

„Ich hatte mir fest vorgenommen, Ihnen nicht wieder zu schreiben, aber Ihr letzter Brief hat mich doch so erheitert, daß ich Ihnen antworten muß. Sie waren in Dresden und glauben, mich dort entdeckt und auch die Ursache herausgefunden zu haben, warum ich mich in solch' undurchdringliche Schleier hülle. Meine alte französische Sprachlehrerin war bisher so freundlich, für mich die Briefe unter der Chiffre A. H. abholen zu lassen, da ich zur Wahrung meines Geheimnisses dies nothwendig hielt und deshalb auch ihre Anfangsbuchstaben wählte. Gewiß haben Sie die treue Seele am Fenster gesehen und nun nicht weiter den Muth gehabt, den Boden der Wirklichkeit zu berühren. — Forderten Sie denn überhaupt, daß Ihre Correspondentin jung und hübsch sei?! — Weil Sie mich aber für eine alte Jungfer gehalten, schicke ich Ihnen eine Locke von meinem Haar — nun mögen Sie selbst errathen, ob ich jung oder alt bin! Jedenfalls trage ich keine Perrücke, nicht einmal einen Chignon.

„Verzeihen Sie den heiteren, scherzhaften Ton meines Briefes; aber ich bin heute so glücklich! — Ich habe aus sicherer Quelle erfahren, daß Ihr Drama hier zur Aufführung kommt und gewiß wird es bei unserem kunstsinnigen Publikum eine ganz andere Aufnahme finden, als in ihrer blasirten Hauptstadt. Wie will ich Ihrem Drama zujauchzen! All' meine Freunde sind schon für Ihr Werk eingenommen. — Sie werden einen glänzenden Erfolg haben und damit der Poesie wieder gewonnen sein. — Dieselbe Farbe, mit der ich die Locke gebunden, will ich an Ihrem Theaterabend in meinem Haare tragen, werden Sie mich dann entdecken? — Und sollte dies auch wirklich der Fall sein — dürfen Sie sich mir nicht nähern: das ist die einzige Strafe, die ich Ihnen für Ihren letzten Brief zudictire. — Ich fühle selbst, daß Sie nicht hart genug ist, doch in meiner seligsten Stimmung reichte meine Phantasie nicht aus — Furchtbares zu erfinden. — Leben Sie wohl, und Muth, Muth! Nur der Seidenwurm legt sich hin und stirbt, wenn ihn auf seinem Weg zum Einspinnen ein Zufall hinabgeschleudert — das wahre Talent ermüdet und resignirt nicht so schnell — es rafft sich selbst nach jeder scheinbaren Niederlage zu neuem Kämpfen und Ringen auf . . .“

Nach Lesung dieses Briefes gerieth Leopold in eine wahrhaft fieberhafte Aufregung. Was wußte die schöne Unbekannte von dem Schicksal seines Drama's? Wollte sie ihn mit dieser Nachricht ebenfalls necken, oder enthielt sie ein Körnchen Wahrheit! — Bah, es war ja unmöglich. Welche Theaterverwaltung würde den Muth haben, ein Stück aufzuführen, das auf der größten Bühne gnadenlos durchgefallen.

Aber die Briefschreiberin wußte die Flamme zu schüren, das mußte er gestehen. Sie gab in diesem Punkte

Emilien nichts nach und dennoch war ihre Art und Weise weit liebenswürdiger und einschmeichelnder. Wenn ihm das Schicksal ein solch' bezauberndes Wesen zugeführt, anstatt seiner guten Frau — ja dann konnte noch einmal sein poetisches Schaffen einen Aufschwung nehmen, so aber war es mit ihm vorbei . . .

Wie aufmerksam betrachtete er das übersandte Haar. Es war so weich und glänzend und mußte einem jungen Kopf angehören. Bald schien die Farbe ein prächtiges Kastanienbraun zu sein, bald schimmerte es wie Gold. Seine Frau hatte beinah' ähnliches Haar — nur besaß es nicht diesen eigenthümlichen Glanz, der durch das blauseidene Bändchen noch mehr hervorgehoben wurde.

Leopold versank über die kleine Haarlocke in eine poetische Träumerei, wie er sie nicht für möglich gehalten, seitdem er sich so entschlossen der nüchternsten Wirklichkeit in die Arme geworfen, und was ihn bald noch mehr überraschen sollte — die geheimnißvolle Briefschreiberin hatte mit ihrer Andeutung Recht gehabt, denn schon am folgenden Tage erhielt Gottfried, der öffentlich bekannt gemacht hatte, daß alle Briefe an den Schriftsteller Fernthal ihm zugesandt werden möchten, von der Direction des Dresdener Theaters die Nachricht, daß man Anfang nächster Woche das Fernthal'sche Drama zur Aufführung bringen werde und sich von dem echt poetischen Werk einen großen Erfolg verspreche, obwohl es auf einer anderen Bühne ungerechter Weise abgelehnt worden.

„Glück muß der Mensch haben!" sagte lachend Gottfried, und da er nicht auf demselben Gebiete thätig war, so konnte er schon seinem Freunde den kleinen Erfolg gönnen. Ja er nahm bald an der wunderlichen Geschichte ein wirkliches Interesse und drängte Leopold, unter allen Umständen der Aufführung beizuwohnen. So ganz uneigennützig ging er dabei freilich nicht zu Werke. Seine Frau begann sich in dem einsamen Gebirge zu langweilen und sehnte sich nach Dresden, wo sie bereits von einer intimen Freundin eingeladen worden.

Gottfried fand es deshalb ganz nothwendig, daß sein Freund mit seinen eigenen Augen sah, wie in Dresden sein Stück in Scene ging, und er hatte dabei die schönste Gelegenheit, seine Frau abzusetzen und mit Leopold allein zurückzukehren. Er hatte an dem Landaufenthalte außerordentlichen Geschmack gefunden; am Morgen wurde das Pensum unerbittlich abgeschrieben, aber der Nachmittag gehörte dann ihm, und er fühlte sich wie neugeboren, wenn er mit der Büchse auf dem Rücken im Walde herumstreifen konnte. Mit seiner alten, geriebenen Schlauheit, die er bei all' seiner geistigen Beschränktheit besaß, schlug er gern zwei Fliegen mit einer Klappe. — Seine Frau war untergebracht — er genoß noch ein paar Tage länger das Glück, sich gehörig auszutummeln und Leopold mußte von seiner neidlosen Freundschaft die höchste Meinung haben.

Kein Wunder, daß es ihm gelang, den Freund so lange zu bearbeiten, bis dieser, wenn auch noch so widerstrebend, einwilligte. Ein schicklicher Vorwand, der Leopold's Begleitung rechtfertigte, war leicht gefunden; er theilte seiner Frau mit, daß übermorgen ihre Gäste nach Dresden fahren würden und daß er die Gelegenheit benutzen wolle, um einige Maschinen zu kaufen, über die gewiß wieder der alte Voigt die grämlichsten Gesichter schneiden würde. Zugleich erwähnte er, daß Freund Gottfried seine Frau in Dresden lassen und auf einige Tage noch einmal mit ihm hierher zurückkehren wolle.

Seltsam genug nahm Emma die Nachricht etwas verdrießlich auf. Sie schien ihr einen Strich durch die Rechnung zu machen, aber nach ihrer Ge-

wohnheit sagte sie nichts. Hatte sie sich an ihre Gäste endlich gewöhnt und nahm sie ihre Abreise für eine Kränkung auf, oder war ihr überhaupt die Einsamkeit lästig, die sie dann wieder erwartete? er wußte es nicht — sicher war, daß sie sich verstimmt zeigte und bald auf ihr Zimmer zurückzog. Schon war Alles zur Abreise für den anderen Morgen vorbereitet, da erhielt plötzlich Frau v. Ferber noch in später Abendstunde eine telegraphische Depesche, daß ihre Schwester erkrankt sei und um ihren schleunigen Besuch bitte.

Emma eilte sogleich mit dieser Nachricht zu ihrem Manne und fügte dabei hinzu: „Nun mußt Du mir schon gestatten, daß ich Euch begleite."

Leopold bedurfte aller Selbstbeherrschung, um nicht seine Bestürzung zu verrathen und sich unhöflich zu zeigen.

„Aber ich habe schon über den morgigen Abend mit Gottfried verfügt," sagte er nach einer Pause, mit Mühe seine Verlegenheit bemäntelnd . . .

„Schmidt hat sich mit ein paar alten Freunden in Dresden verabredet, und ich mußte ihm das Wort darauf geben, ihm diesen Abend zu schenken, ich werde deshalb leider nicht im Stande sein —"

„O, lieber Leopold, Du weißt, daß Du um meinetwillen Dir niemals Zwang aufzulegen brauchst," unterbrach ihn Emma lebhaft. „Auch meine Schwester wird es entschuldigen, selbst wenn Du nicht Zeit findest, ihr sogleich einen Krankenbesuch zu machen."

Der junge Ehemann mußte sich gestehen, daß seine Gattin in solchen Dingen das Muster einer Frau war — niemals wurde sie ihm unbequem und erleichterten Herzens theilte er seinem Freunde die veränderte Sachlage mit. —

In aller Frühe des anderen Tages wurde die Reise angetreten.

Gottfried war in prächtigster Laune, erzählte lustige Anekdoten aus der Studentenzeit und seine Frau hörte mit wohlgefälligem Lächeln zu; höchstens brachte sie zur Abwechslung ihren Freunden die überzeugendsten Beweise bei, von der außerordentlichen Popularität, die ihr Mann genoß; er konnte keine Bierstube mehr aufsuchen, ohne daß nicht irgend ein ehrlicher Handwerker oder Arbeiter auf ihn zustürzte und ihm für irgend eine wunderschöne Erzählung dankbar die Hand drückte.

Das andere Ehepaar im Wagen verhielt sich dagegen sehr schweigend und gab sogar ziemlich zerstreute Zuhörer ab.

Leopolds Gedanken weilten natürlich bei der Entscheidung des heutigen Abends. — Er war bereits auf das Schlimmste gefaßt. Aber wenn das Drama gefiel? Was dann?! Sollte er nun seiner jüngsten Vergangenheit untreu werden, und wie würde sich seine prosaische Frau in seinen Dichterberuf finden?

Emma war ebenfalls in einer sichtbaren Aufregung, die Leopold vollkommen begriff, da sie gewiß wegen der plötzlichen Erkrankung ihrer Schwester in Sorge war.

Man hatte mit den trefflichen Pferden den Weg sehr rasch zurückgelegt und schon Nachmittag trafen sie in Dresden ein.

Wohl stieg man im Hause von Leopolds Schwager ab, der aber heute von seinem Beruf ganz in Anspruch genommen wurde, und da es hieß, daß seine Schwägerin sich schon etwas besser befinde, ließ Herr v. Ferber seine Frau mit den herzlichsten Wünschen baldiger Genesung zurück und schloß sich seinen Freunden an.

Auch die Gattin Gottfrieds war bald glücklich untergebracht. Sie schlug die Einladung zum Besuch des Theaters rundweg ab; selbst die Bemerkung ihres Gatten, daß ein neues Drama von einem geachteten Dichter zur Aufführung komme, konnte sie nicht verlocken. „Erstens bin ich ermüdet von der langen Fahrt und bedarf der Ruhe, und zweitens kann ich mich für das Drama solcher Neulinge nicht interessiren," war ihre trockene Erklärung zur großen Heiterkeit

ihres Mannes, der jedes Wort seiner einzigen Frau geistreich und unübertrefflich fand.

Die Freunde waren endlich allein und von jedem Anhange glücklich befreit. Es war noch eine halbe Stunde bis zur Eröffnung des Theaters, und wie hätte man die besser zubringen sollen, als bei einer Flasche Wein.

Leopold erhob gegen den Vorschlag Gottfrieds keinen Widerspruch, sein Herz war in einer so stürmischen Bewegung, daß er gern jedes Mittel ergriff, das ihm über die nächste Stunde qualvoller Erwartung hinweghalf.

Ein stiller Winkel war bald entdeckt — Schmidt mußte gestehen, daß der aufgetragene Wein ausgezeichnet sei, und auch Leopold sprach in seiner Erregung der Flasche fleißig zu. — Gottfried fand dies Ausruhen äußerst behaglich, und da sein Freund nicht die Unruhe verrathen mochte, mit der es ihn zum Theater zog, mußte er nothgedrungen an der Seite Schmidt's aushalten und durfte ihn mit keinem Wort an den Aufbruch mahnen.

Der wackere Volksschriftsteller befahl noch eine zweite Flasche; er wurde immer aufgeräumter und schien den eigentlichen Zweck ihres Ausflugs vergessen zu haben. Vergeblich suchte Leopold das Gespräch zuweilen auf dramatisches Gebiet zu spielen, Gottfried kam immer wieder auf die Erfolge zurück, die er auf dem Felde der Erzählung errungen. Endlich konnte der um sein Stück besorgte Dichter nicht länger an sich halten, er zog die Uhr heraus und rief hastig: „Aber wenn wir noch in das Theater wollen, ist es die höchste Zeit.“

„Ach, alter Freund, wir kommen noch zurecht“ — entgegnete Gottfried. „Siehst Du, jetzt sind wir wenigstens in der rechten Stimmung. Nun mögen sie klatschen oder pfeifen, es soll uns nicht erschüttern. Der Wein war gut und wir haben eine Stunde gemüthlich verplaudert — die bleibt uns auf jeden Fall.“

Schwerfällig erhob sich Schmidt und als er dann in die frische Luft hinaustrat, merkte er doch, daß er etwas zu viel getrunken habe. Leopold war vorsichtiger gewesen, und hatte zuletzt das Zechen dem Freunde allein überlassen.

Die Wanderung ging deshalb etwas langsam, und als sie endlich das Theater erreichten, hatte soeben die Vorstellung begonnen. Das Haus war ausverkauft und nur mit genauer Noth war es ihnen gelungen, zwei Plätze in der dunkelsten Parquetloge zu erlangen.

Bei ihrem Eintritte in die Loge, der von Gottfried nicht ohne Geräusch erfolgte, blickten sich die vor ihnen sitzenden beiden Damen unwillig um und Leopold wollte kaum seinen Augen trauen — er starrte in die Gesichter seiner Frau und Schwägerin, die über dies seltsame Zusammentreffen ebenfalls sich nicht wenig bestürzt zeigten und sich blitzschnell wieder umdrehten, als könnten sie sich dadurch vor Entdeckung sichern. —

Gestern war wegen der Krankheit seiner Schwägerin eine telegraphische Depesche eingegangen und heute besuchte sie das Theater. — Das mochte begreifen, wer da wollte — er nicht. Dennoch war jetzt keine Gelegenheit zum Aussprechen, denn das Stück hatte begonnen und bald weilten seine Gedanken wo anders.

Ob seine interessante Briefschreiberin im Theater war, wie sie versprochen? — Er forschte mit seinem Opernglase überall herum, konnte aber keine Dame mit blauem Bande im Haar entdecken. Daß seine dicht vor ihm sitzende Frau ein solches Band im Haar trug, fiel ihm nicht einmal auf und er würde es für einen bloßen Zufall gehalten haben.

Schon der erste Act wurde sehr günstig aufgenommen und man gewahrte die große Theilnahme des Publikums.

Jetzt erst, nach dem Fallen des Vorhanges, fand Leopold Gelegenheit, seinem Erstaunen Worte zu leihen und etwas sarkastisch seine Freude

über die schnelle Genesung seiner Schwägerin auszusprechen. Anstatt sich zu vertheidigen, ging seine Frau unerwartet zum Angriff über und fragte ihren Gemahl ganz verwundert, wie er sich habe bei seiner ungeheuren Abneigung gegen das Theater hierher verirren können.

Der ehemalige Dichter war auf eine solche Vertheidigungsart heute am wenigsten vorbereitet. „Mein Freund ließ mir keine Ruhe," stammelte er verwirrt, „aber daß ich Dich und Deine kranke Schwester hier treffen würde, konnte ich am wenigsten erwarten," raffte er sich endlich auf.

„Ich war auch wirklich gestern sehr krank," entgegnete diese, „doch bei der ersten Aufführung mag ich nicht fehlen, und wenn ich mich noch elender fühlte."

„Ist denn das ein solcher Genuß?"

„Für mich unbedingt," war die Antwort der jungen Frau, „denn eine erste Aufführung ist ein Schauspiel im Schauspiel — das uns in athemloser Spannung erhält — jeder Einzelne fühlt die Würde seines Richteramtes und kommt sich weit bedeutender vor. Ich hoffe, daß Sie auch herzhaft Ihre Hände in Bewegung setzen. Wenn ich Ihnen das Zeichen dazu gebe, dann können Sie es getrost."

„Wirklich?" fragte Leopold und vermochte kaum ein ironisches Lächeln zu unterdrücken. Seine kleine Schwägerin mußte ihn doch für den beschränktesten Landjunker ansehen, dem Kunst und Literatur böhmische Dörfer waren.

Das Zeichen der Glocke unterbrach ihr Zwiegespräch, der Vorhang ging wieder in die Höhe und die Theilnahme der Zuschauer wuchs.

Die Damen begannen bereits bei ergreifenden Stellen zu ihren Taschentüchern die Zuflucht zu nehmen. Auch seine Frau weinte, wie er deutlich bemerken konnte.

„Das sieht so sentimental aus," flüsterte er ihr zu. Sie wandte das Haupt und warf ihm einen so vorwurfsvollen Blick zu, wie er ihn aus ihren sanften Augen noch nie erhalten hatte.

Wenn sich auch der Ehemann davon gekränkt fühlte, den Dichter berührte es ganz angenehm. Brachte sein Drama selbst auf eine so einfache, schlichte Natur, wie seine Frau, eine solch' ergreifende Wirkung hervor, dann durfte er auf eine günstige Aufnahme seines Stückes bei einem Publikum rechnen, das vorwiegend aus den gebildetesten Theilen der Gesellschaft bestand.

Der dritte Act erhöhte die günstige Stimmung des Publikums; die Rührung wurde allgemeiner — und doch bewunderte Jeder die Kraft des Poeten, der ohne melodramatische Effecte die Zuschauer im tiefsten Innern zu berühren wußte.

Seine Frau schluchzte, unbekümmert um den Tadel des Gatten vor sich hin; selbst seine Schwägerin, der er wahrhaftig Geist und höhere Bildung nicht absprechen konnte, vergoß Thränen. —

Wo mochte die Briefschreiberin sein und welche Wirkung übte auf sie das Stück? — Wie lechzte er darnach, gerade in ihren Augen Thränen zu sehen — während die seiner Frau ihn sehr gleichgiltig ließen. —

Gottfried hatte sich bis zum Schluß des dritten Actes einem sanften Schlummer hingegeben. Der gute Wein übte doch seine Wirkung und die hinterste Ecke in der dunklen Parquetloge war ganz geeignet, ein Schläfchen zu machen. Zum Glück sah er nicht die geringschätzigen Blicke, mit denen ihn die vor ihm sitzenden Frauen in den Zwischenacten betrachteten. Der wackere Volksschriftsteller, von dem sie ohnehin keine hohe Meinung hatten, sank vollends in ihrer Achtung.

Selbst von dem immer lauter werdenden Beifall des Publikums wachte Gottfried nicht auf. Der Treffliche erfreute sich stets eines gesunden Schlafes.

Von der wachsenden Theilnahme der Zuschauer mit fortgerissen, leisteten auch die Schauspieler das Außerordentlichste und die beiden letzten Acte wurden hier so trefflich gegeben, daß sie zum glänzendsten Erfolge des Drama's sehr viel beitrugen.

Die Begeisterung war allgemein, das Händeklatschen wollte kein Ende nehmen und man rief stürmisch den Verfasser.

Auch die beiden Frauen zeigten einen Enthusiasmus, den Leopold besonders bei seiner Gattin nie für möglich gehalten hätte; seine Schwägerin drehte sich mehrmals hastig nach ihm um und flüsterte ihm zu: „So klatschen Sie doch, Sie Barbar!" —

Die junge lebhafte Frau fühlte zum ersten mal eine wahre Entrüstung über ihren Schwager, dem sie eine viel zu große Ehre angethan, daß sie ihn Sohn der Wildniß genannt. Er war ein echter Krautjunker, ohne Gefühl und Verstand, dem ein Beet Kartoffeln lieber war, als alle Poesie der Welt. Wie starr und unbeweglich er dasaß — keine Hand rührend, während das Haus von Beifall wiederhallte.

Sogar Gottfried erwachte aus seinem Schlummer und murmelte mehrmals noch ganz schlaftrunken: „bravo" — dann rieb er sich die Augen und seine Besinnung kehrte allmälig zurück. Er hörte die stürmischen Rufe nach dem Verfasser und wurde er davon mit fortgerissen, oder war sein Rausch noch nicht ganz verflogen, er sprang auf, packte plötzlich den Freund bei den Schultern und rief mit seiner kräftigen Stimme:

„Es geht nicht anders, Du mußt Dich dem Publikum zeigen." Ohne auf sein Sträuben zu achten, zog er ihn gewaltsam mit sich fort.

Leopold befand sich selbst in einem Taumel und ließ Alles willenlos mit sich geschehen. Schmidt schleppte ihn ohne weiteres auf die Bühne, schrie den Leuten mit seiner Stentorstimme zu: „hier bring' ich den Dichter" und wenige Augenblicke später stand er vor der Rampe — ein begeistertes Publikum jauchzte ihm stürmisch zu — er mußte sich verbeugen und dann wurde er noch auf der Bühne von allen Seiten glückwünschend umringt.

Gottfried zog ihn stürmisch an seine breite Brust und es war jetzt unentschieden, ob sein oder der Rausch des Freundes der stärkere war. —

Die beiden Frauen in der Parquetloge hatten die Vorgänge hinter ihrem Rücken wenig beachtet; ihre ganze Aufmerksamkeit war auf die Bühne gerichtet, wo man noch immer das Erscheinen des Dichters erwartete.

Da wurde endlich die Ungeduld des Publikums befriedigt. — Ein schlanker, blasser Mann trat vor die Lampen, und mitten in den Jubel hinein rief Emma mit einer Stimme, in der die tiefsten und wunderbarsten Empfindungen wiederzitterten: „Leopold!"

Ihr Gatte mußte den Ruf noch gehört haben, denn sein Blick streifte im Fortgehen die dicht vor ihm liegende Loge.

Die junge Frau stürzte in einer solchen Aufregung hinweg, daß ihr die Schwester nicht zu folgen vermochte, die in ihrem maßlosen Erstaunen sich ohnehin nicht zu fassen wußte. — Sie griff sich an den Kopf — drehte sich denn die Welt — der Sohn der Wildniß, ihr höchst prosaischer Schwager war der Verfasser des Drama's — der Dichter Leonhard Fernthal. — Es war das tollste Märchen, das sie je gehört! Und doch mußte es Wahrheit sein — denn ihr Schwager würde doch nimmermehr ein solches Possenspiel gewagt und sich als Dichter ausgegeben haben, wenn er es nicht wirklich war — und jetzt kam schon ihr Gemahl in die Loge, und brachte die Bestätigung.

„Mein nüchterner Schwager Ferber der Dichter Fernthal, wer würde

das für möglich gehalten haben!" rief er ebenfalls in höchster Aufregung.

„Und ist es wirklich nicht ein Scherz, den man sich mit uns erlaubt?" fragte die junge Frau, die sich noch immer nicht an den Gedanken gewöhnen konnte, daß ihr Schwager ein Dichter sei.

„Wo denkst Du hin," erwiederte ihr Gemahl. „Dr. Schmidt, durch dessen Hände alle Correspondenzen gegangen, hat mir sogleich in seinem Eifer die betreffenden Documente vorgelegt, als er mein etwas zweifelmüthiges Gesicht sah."

Inzwischen hatte Emma sich durch das Gewühl der Hinausstürmenden zu drängen gesucht, nur von dem einen Gedanken beseelt, dem theuren Dichter — ihrem Gatten an die Brust zu fliegen . . . Endlich hatte sie die Bühne erreicht — dort stand noch Leopold in einem Kreise von Theaterfreunden und Schauspielern, die ihn umdrängten und ihm mehr oder weniger ihre Bewunderung ausdrückten.

Leopold suchte bescheiden alles Lob abzuwehren, Freund Gottfried kassirte es dafür in seinem Namen um so behaglicher ein. Er war es auch, der das längere Verweilen auf der Bühne veranlaßte.

Jetzt eilte Emma in höchster Aufregung herbei, warf sich an die Brust ihres Mannes und schluchzte hervor: „In Dir finde ich also den Dichter Fernthal wieder, o wüßtest Du, welch' unnennbare Seligkeit mein Herz durchrauscht."

Ihre Sprache, ihre tiefe Bewegung war ihm neu. Eine ganz Andere schloß er in seine Arme — da fiel sein Blick auf ihren eigenthümlichen Kopfputz — das blaue Band, das heute so prächtig glänzende Haar, erregte seine Aufmerksamkeit, und ein Gedanke schoß ihm durch den Kopf. — Wenn Emma selbst! — nein, das war ganz unmöglich — sie hatte ihm niemals Veranlassung gegeben, daß sich ein solcher Verdacht in ihm regen konnte; aber trotz ihrer schwärmerischen Begeisterung hatte seine Gemahlin mit ihrer scharfen Beobachtungsgabe seinen Blick, die sich daran knüpfende Vermuthung und den sofort in seinem Antlitze aufsteigenden Zweifel bemerkt, und sie entgegnete mit einem Erröthen und einem Lächeln, das sie wunderbar verschönte: „Es ist wirklich Deine geheimnißvolle Correspondentin, die Du endlich doch entdeckt; Deine Strafe ist gebüßt, ich opfere Dir willig mein Geheimniß."

Jetzt war es Leopold, der seine Frau in sprachlosem Entzücken in seine Arme schloß. Ihm war's, als habe er nun erst die theure Lebensgefährtin gefunden, die seine Seele sich ersehnt. Sie hielten sich innig umschlungen, in ihnen jauchzte und jubelte das selige Bewußtsein, daß sie jetzt voll und ganz sich angehörten und die reinste Harmonie sie umschlang . . .

Wie viel hatten sich die Beiden zu sagen und zu erklären. Und nun erst erhielten sie die tiefsten Einblicke in das Sein des Anderen und damit auch die Lösung für all' die wunderbaren Ueberraschungen, mit denen sie überschüttet worden.

Emma war eine innerlich stolze, idealistische, träumerische Natur, die nach außen sich bescheiden, harmlos und anschmiegend zeigte. Sie war's überhaupt nicht gewohnt, ihre innersten Empfindungen preiszugeben, und deshalb entdeckte Niemand so leicht ihren inneren Reichthum und ihre Tiefe.

Damals, auf ihrem Ausfluge nach Hamburg, hatte sie das Bedürfniß gefühlt, sich zu zerstreuen, zu erheitern; sie gab sich unbefangen den Eindrücken hin, die Menschen und Dinge auf sie machten. — Gerade die Art und Weise, wie sich Leopold ihr gegenüber gehen ließ, hatte sie angezogen, und noch eh' sie selbst eine Ahnung davon gehabt, war die Liebe in ihr Herz eingekehrt.

Nun warf die alte Zauberin ihren verklärenden Schleier über den theuren Mann, und als er dann die ganze Prosa seiner Natur herauskehrte, folgte sie ihm willig überall hin — bis sie endlich zu ihrem Schmerz die Leere empfand, die dieses äußerliche Zusammensein mit einem Manne hervorrief, der jeder seelischen Berührung sorgfältig auswich . . .

Noch vor ihrer Verheiratung hatte sie mit ihrem ersten Briefe dem Dichter Fernthal zugejubelt, aber selbst in ihren kühnsten Träumen wäre ihr nicht der Gedanke gekommen, daß es ihr neben ihr kalt und verschlossen einhergehender Gatte war, an den sie Worte des Trostes und der Ermunterung richtete. Auch Leopold hätte nimmermehr die hübsche geheimnißvolle Briefschreiberin in seiner allernächsten Nähe gesucht.

Jetzt war dieses Aussprechen, dieses gegenseitige Erklären eine unerschöpfliche Fundgrube der Unterhaltung, die immer neue Gedanken und Empfindungen heraufbeförderte. Sie war es auch gewesen, die in ihrer Theilnahme für den Dichter Fernthal, ihren Schwager, den Director des Theaters, so lange gedrängt, bis er sich zu dem Wagniß hinreißen ließ, ein an anderer Stelle durchgefallenes Stück dennoch zur Aufführung zu bringen.

Der Dichter Fernthal war der Poesie zurückgegeben, und seine Frau folgte mit wunderbarer Seelentiefe, mit dem belebendsten Verständniß all' seiner Schöpfungen. Sie war die echte und unschätzbare Lebensgefährtin eines Dichters und ihrem wohlthuenden, erquickenden Einfluß verdankte Leopold die schönsten Erfolge. — Der hellste Sonnenschein und das beseligendste Glück ruhte jetzt in diesen eng verbundenen Herzen . . .

Bei einem längern Aufenthalt in der norddeutschen Hauptstadt hatte Leopold Emilie nicht wiedergefunden. Sie war kurz vorher gestorben; wie der Bruder mittheilte, an einem Herzleiden. Die Nachricht berührte den Dichter tief und schmerzlich. Hatte ihre Feuerseele ihn dennoch geliebt und sich in Sehnsucht verzehrt? Sie gehörte nun einmal zu jenen Geistern, die mit ihrem unersättlichen Idealismus auf dieser Welt kein wahres Glück finden können. Leopold bewahrte ihr, der er so viel zu verdanken hatte, ein theures Andenken, Ihm war es oft, als ob ihr verklärter Geist ihm zuflüsterte: „Rastlos weiter zu ringen und nicht müde zu werden." — Und daß er das nicht wurde, dafür sorgte schon der milde, freundliche Genius, der an seiner Seite stand, seine angebetete, tief poetische Frau.

Der wackere Volksschriftsteller dagegen entsagte schon nach wenigen Jahren seinem Berufe. Das Publikum war doch bald seiner schönen Erzählungen überdrüssig geworden, da er sich's allzu bequem gemacht und mit unbedeutenden Veränderungen immer dieselben Gerichte gekocht hatte. Der naive Leser fragt aber nicht nach dem Namen eines Autors; er will um jeden Preis in Spannung gesetzt werden, unterhalten sein und wendet sich augenblicklich dem literarischen Kochkünstler zu, der seinen Gaumen noch besser zu kitzeln weiß.

Friedrich Rosen kehrte dem undankbaren Volke, von dem auch jetzt seine Frau nur mit Verachtung sprach, den Rücken, und er nahm bereitwilligst den Vorschlag seines Freundes an, die Verwaltung von Emma's Landgut zu übernehmen.

Der Dichter Fernthal und seine Frau kehrten immer seltener und dann nur auf einige Wochen in diesen stillen Winkel des Erzgebirges zurück. Eine reichere Welt der Bildung des Geistes lag vor ihnen, und sie schöpften daraus mit vollen Händen.

# Scheintodt.

## Selbsterzähltes aus dem Leben eines Familienvaters.

Bis zum Jahre 1869 lebte ich in der Residenz, wo ich an der technischen Hochschule als Assistent im physikalischen Kabinet und später als Professor thätig war. Im Jahre 1869 wurde ich zum Bürgerschuldirektor im Landstädtchen B. ernannt. Im Vorfrühling des besagten Jahres übersiedelte ich mit meiner Familie an den neuen Bestimmungsort. Meine Familie bestand aus der Gattin, mit welcher ich im neunten Jahre vermählt war, ferner aus zwei Kindern, einem Knaben von sieben und einem Mädchen von sechs Jahren. In B. bezogen wir eine geräumige und freundliche Wohnung und richteten uns fröhlich ein. Ich hatte mir in der Residenz die nöthigen physikalischen und chemischen Instrumente nebst einer kleinen Sammlung von Mineralien, Schmetterlingen, Käfern und ähnlichen Dingen erworben, wie sie jeder Schulmann besitzen soll. Ich stellte diese Gegenstände in meinem geräumigen Arbeitszimmer auf; meine Gattin schmückte die Fenster mit ihrem kleinen Herbarium, und freute sich der reinen Sonnenstrahlen, die hier nicht mehr von großstädtischem Staub und Nebel zurückgehalten wurden, sondern hell und lieblich auf die zarten Pflanzen und jungen Blumen fielen.

Die Kinder ergötzten sich an dem Vogelgezwitscher vor den Fenstern, hüpften um die Mutter, wenn sie emsig die neuen Verhältnisse ordnete, sprangen in meinem Arbeitszimmer herum, waren stets geschäftig und gelehrsam, und der Knabe versuchte manches Instrument, das ich wieder in den Stand setzte und einübte, auch zu handhaben, und zu seinem Jubel häufig mit Erfolg.

Am glücklichsten waren die Kinder, wenn wir die Elektrisirmaschine spielen ließen, deren Strom uns durchzuckte und die Haare gegen Berg trieb. Bald verstand es der Kleine selbst, die Batterie vorzubereiten und das Experiment auszuführen.

So waren wir Alle recht heiter und ich ahnte nicht, welche Schrecken und welcher Jammer in diesem Hause so bald über mich kommen sollten.

Meine Gattin, von Natur aus etwas schwächlich und nervös, welche zuvor kaum je einmal aus der gewohnten Atmosphäre der Großstadt gekommen war, fühlte sich zu B. gleich in der ersten Zeit, wahrscheinlich in Folge der schärferen Luft und der häufig wechselnden Temperatur etwas angegriffen. Sie achtete es nicht, bestellte, als der Schnee geschmolzen war, den kleinen erworbenen Garten — glücklich darüber, ihren Lieblingswunsch erfüllt zu sehen und endlich einmal einen Hausgarten zu besitzen. Wie kurz war ihre Freude! — Am 18. März fiel sie plötzlich ein heftiges Fieber an, am 19. konnte sie das Bett nicht mehr verlassen. In der ersten Zeit der Krankheit lag sie in steter Fieberhitze und zweimal brach sie in Delirium aus; in der letzten Zeit war sie ruhiger, weil erschöpft, und oft lag sie stundenlang in einem ohnmachtähnlichen Zustande. Von den beiden Aerzten des Städtchens war stets einer am Bette der Kranken; am sechsten Tage der Krankheit, als eine Art Krisis eingetreten zu sein schien, telegraphirte ich an einen der

berühmtesten Aerzte der Residenz, Professor N. Dieser langte noch an demselben Tage ein; ein Consilium wurde gehalten und als Resultat desselben mir bedeutet, daß ich mich wohl auf alle Fälle gefaßt machen müsse.

Professor N. reiste wieder ab, nachdem er der Patientin ein hoffnungsreiches und mir ein trostloses Wort zugeflüstert hatte. Ich kam nicht vom Bette der Gattin; sie schlummerte zumeist, nur manchmal schlug sie die Augen plötzlich wie erschreckt auf, blickte hastig um sich, sah mich dann betrübt an, oder that mir wohl auch den Gefallen, ein wenig zu lächeln. Sie sagte mitunter einige Worte, die ganz deutlich und verständig waren und verfiel dann bald wieder in den Schlummer. Ihre Gesichtsfarbe war sehr blaß geworden, nur bisweilen waren glührothe Flecken auf ihre Wangen, auf ihre Stirne gehaucht. Der Puls war auf 135 und 140 Schläge in der Minute.

Die Kinder waren vom Krankenzimmer abgesondert; die Kranke fragte mehrmals nach ihnen, ich gab ihr die besten Auskünfte über das Wohlbefinden der Kleinen, und so beruhigte sie sich stets.

Am 26. März in der Morgenstunde war's, als sie mit größerer Entschiedenheit als sonst nach den Kleinen verlangte. Wir sagten, sie schliefen noch.

„So weckt sie auf!" sagte sie mit fast heller Stimme, „ich muß sterben und will noch einmal meine Kinder sehen!"

Mir fuhr das Wort wie ein Messer ins Herz.

Die Wärterin brachte die Kinder herein.

„O, kommt, ihr lieben, armen Wesen!" rief ihnen die Mutter halb aufgerichtet mit ausgestreckten Händen entgegen, „ihr habt keine Mutter, ihr lieben Kinder, ihr lieben Kinder!" Sie herzte und küßte den Knaben, das Mädchen und wieder den Knaben, und ein Thränenstrom ergoß sich über ihre Wangen.

Die Wärterin wollte die Kleinen wieder entfernen, allein die Kranke wehrte sich dagegen, preßte das Mädchen an ihren Mund, den Knaben an ihr Herz; mit sanfter Gewalt wollte man ihr sie entreißen, da rief sie laut: „Ich laß' sie nicht, ich laß' sie nicht von mir! — Jesus Maria und Josef!" Mit diesem Schrei sank sie zurück auf das Kissen.

Wir stürzten um sie zusammen, sie war regungslos, ihr Auge war starr. Die Wärterin wollte ihr einen Taschenspiegel an den Mund halten, wahrscheinlich, um die Athemlosigkeit zu constatiren. Ich erinnere mich nur noch, daß ich derselben den Spiegel aus der Hand schlug — weiter weiß ich nicht mehr, was in jener Stunde vorgegangen ist. —

Als ich wieder erwachte, saß ich im Lehnstuhl eines andern Zimmers; der Doctor stand neben mir und aus meinem entblößten Arm rieselte ein Blutquell in ein Becken.

Der Aderlaß soll nöthig gewesen sein. Bald besann ich mich auf Alles, was geschehen war und verlangte nach dem Ruhebette meiner Frau. Sie hielten mich zurück, versuchten mich zu trösten und vorzubereiten.

„Lasset das," sagte ich, „ich weiß ja, daß sie todt ist. Ich will auch jetzt nicht zu ihr; lasset mich allein oder bringt die Kinder zu mir."

Sie ließen die Kinder herein. Diese erzählten mir sogleich mit aufgeweckten Mienen, daß in meinem Arbeitszimmer Leute beschäftigt seien, eine lange Bank aufzurichten und die Wände und die Kästen und die schönen Instrumente mit schwarzen Tüchern zu verhängen.

Von meinem Arbeitszimmer ging die Thür direct in den Vorsaal, darum hatten sie dasselbe zur Aufbahrung der Todten gewählt.

Ein paar Freunde suchten mich zu einem Spaziergang in den Früh-

lingstag zu bewegen. Ich fühlte das Bedürfniß, die Todte zu sehen und an ihrer Bahre zu beten. Eben als ich eintrat, hatte sie der Todtenbeschauer verlassen; noch war die Leinwand zurückgeschlagen von ihrem Haupte. Ich meinte, sie schlafe, ich wollte anfangs nicht glauben, daß sie todt sei. Zu bald nur sah ich die bläuliche Blässe ihrer Lippen, das starre, gebrochene Auge zwischen den halbgeschlossenen Lidern; ich befühlte ihre kalten, erstarrten, fast bleifarbigen Hände. — Ja, sie war dahin. Ich wankte aus dem Zimmer, aus dem Hause, ging hinaus vor die Stadt und wandelte in halbbetäubtem Zustande. Spät gedachte ich meiner Kinder und eilte meiner Wohnung zu. Die Kinder waren bereits zur Ruhe gebracht; sie waren ja so früh geweckt worden. Dann waren sie an diesem Tage auch viel im Freien und im Hause selbst herumgesprungen und hatten sich manchen Gegenstandes zum Spiele bemächtigt, der ihnen sonst versagt gewesen war. Sie hatten keine eigentliche Aufsicht, waren sich selbst überlassen, und so war dieser Tag ganz nach ihrem Geschmacke. Zwar soll das Mädchen dem Brüderchen wohl einmal den Vorschlag gemacht haben, in das schwarze Zimmer zu gehen und die Mutter zu wecken. Der Knabe mochte den Vorschlag auch ausführen haben wollen, verweilte jedoch am Mineralienkästchen, an welchem er das schwarze Tuch zurückzog und die Steinchen auseinanderlegte. Gerade wollte sich der Kleine auch an den elektrischen Apparat machen, um Funken zu erzeugen, wie er das wohl von mir oft gesehen hatte — als er aus dem Bahrzimmer entfernt wurde.

Mir hat man das erst später erzählt, weil es für den Moment ja an und für sich nicht wichtig schien.

Am andern Morgen war mein erster Gang wieder zur Bahre. Die Blumen, die man in das Zimmer gestellt hatte, dufteten stark, die Lichter brannten still — an der Todten war keine Veränderung eingetreten; genau so, wie gestern, war sie auch heute zu sehen; die Zeichen der Verwesung hatten sich noch nicht eingestellt. Ich küßte ihre Stirne, dann kniete ich nieder und zog ihr den Brautring vom Finger. Als das geschehen war, tauchte ich die kalte Hand wieder über ihre Brust, auf der ein Kruzifix lag — dann ging ich davon und mich in das Unvermeidliche fügend, suchte ich so viel Ruhe und Kraft zu gewinnen, um das Begräbniß anzuordnen. Sie hätten es auch ohne mich gemacht. Auf dem Friedhofe war bereits das Grab fertig; der Schreiner zimmerte am Sarge; der Singverein hielt schon die Probe der Trauerlieder ab und mehrere Frauen des Städtchens sandten Kränze.

Ich kehrte wieder zu meinem Hause zurück. Auf dem Betschemel vor der Bahre kniete mancher Fremde, dem es wohl im Gesichte zu lesen war, daß ihn nicht sowohl Pietät, als vielmehr Neugierde hergeführt hatte. Dann kamen Andere, beteten, flüsterten oder fuhren sich mit dem Sacktuch über die Augen, besprengten die Leiche mit geweihtem Wasser und gingen wieder davon. Zuweilen war gar Niemand zugegen, und aus der geöffneten Thür starrte das Todtenbild in den öden Vorsaal.

Ich ging auch davon. Ich mied die Menschen und ging gegen den Wald und dorthin, wo der Fluß über eine Wehr stürzte. Das Rauschen des Wassers that mir wohl. Ich lag stundenlang am Ufer, und es kamen mir lebensgefährliche Gedanken. — Da fielen mir wieder meine armen Kindlein ein, die verlassen waren unter fremden Leuten in jenem Hause, in welchem die todte Mutter lag.

Ich eilte heimwärts. Ich eilte über die Treppen zu meiner Wohnung hinan. Kein Mensch war da; selbst die Magd war ausgegangen, um ir-

gend etwas zu holen. Es wären — dachte ich — wohl auch die Kinder mit ihr. Ich nahte der offenen Thür, die zur Bahre führte, und sah es bald, da drinnen war Unordnung angerichtet. Von der einen Wand, wo in den Kästen die physikalischen Apparate standen, war der schwarze Tuchverschlag herabgerissen. Einer der Kästen war geöffnet und die Elektrisirmaschine stand auf dem Fußboden. Das Mädchen hockte dabei und blickte besorgt auf seine Fingerchen. Der Knabe war zur Leiche emporgeklettert und kicherte. Und was ich nun sah, das ist über alle Beschreibung grauenhaft. Die Gesichtszüge der Todten zuckten und verzerrten sich, sie schlug die Augen auf und ihre Lippen bebten wie im Krampfe.

Ich glaube, daß ich im ersten Momente, da ich diese Erscheinung sah, über die Treppe hinabgestürzt bin und nach Hilfe gerufen habe. Sofort aber kam mir der Gedanke: sie war scheintodt, sie ist wieder erwacht. Ich eilte in das Zimmer zurück und hin, um sie zu sehen. Das Mädchen auf dem Boden hielt die Maschine in Bewegung und ich sah, wie von dieser die Drähte um die Hände der Aufgebahrten gewunden waren. Ich hörte das Knistern des elektrischen Stromes; der Knabe lachte laut, als das Antlitz und endlich auch das Haupt der Mutter sich mehr und mehr bewegte.

Mein Erstes war, daß ich die Bahrleuchter umstürzte, der Aufgebahrten das Kruzifix von der Brust entfernte; dann riß ich sie empor, so daß ihr Haupt an meinen Busen zu lehnen kam.

Jetzt eilten schon Leute herbei, die vor Entsetzen aufschrien, mich für wahnsinnig hielten, bis sie an der Todtgeglaubten die Lebenszeichen sahen.

Was nun folgte, weiß ich nicht genau; was in mir vorging, kann ich nicht erzählen; fast war mir wirklich zu Muthe, alles sei Blendwerk und ich wäre in die Nacht des Wahnsinn's gefallen.

Als die Wiedererwachte schon in ihr — oder vielmehr in mein Bett gebracht war, da man das ihre schon zerstört hatte, brachte mir ein Amtsbote ein gefaltetes Stück Papier. Es kam aus der Sanitätskanzlei. Es war der Todtenschein meiner Gattin.

---

Die Kinder hatten ihre scheintodte Mutter durch den elektrischen Strom zum Leben erweckt. Sie wurden nun in's Verhör genommen. Unbeaufsichtigt, wie sie waren, hatten sie sich in das Bahrzimmer begeben, hatten, unbekümmert um die Leiche, die Instrumente hervorgeholt, von welchen sie gestern verscheucht worden waren, und gedachten heute besonders am elektrischen Apparat, der stets der Gegenstand ihrer Wünsche gewesen war, ihr Müthchen zu kühlen. Sie wußten das Ding nach dem, was sie von mir gesehen haben mochten, trefflich in den Stand zu setzen. Anfangs mußte das Mädchen die springenden Funken aushalten, und that es so lange, bis ihm die Fingerchen verbrannt waren. Hierauf belud sich der Knabe selber so lange, bis ihm alle Haare zu Berge stiegen. Und schließlich kam den Kindern der Einfall, die schlafende Mutter wach zu elektrisiren.

Daß die Schläferin erwachte, setzte nicht sowohl die beiden Kinder, als vielmehr die ganze Stadt B. und die ganze Umgegend in mächtigstes Erstaunen.

Noch vor Mitternacht dieses merkwürdigsten Tages meines Lebens war nach vielen entsprechenden Mitteln und Maßregeln die Wiedererstandene zu ihrem vollsten Bewußtsein gekommen. Ihre Hände waren wieder weich, ihr Auge war wieder lebendig und klar, doch blickte es etwas verwirrt. Ich hätte ihr mit heißen Freudenthränen mögen an die Brust sinken und ihr die Wucht, welche in mei-

nem Gemüthe lag, ausschütten; die Aerzte aber beschworen mich, jede Aufregung zu vermeiden und es in allem ganz so zu halten, wie mit einem gewöhnlichen Kranken.

Nach Mitternacht verfiel sie in einen ruhigen Schlaf, aus welchem sie gegen Morgen wieder erwachte. Sie suchte mit den Augen mich, wendete sich ein wenig zu mir und sagte: „Mein Freund, jetzt ist doch alles gut. Aber das ist ein schwerer Traum gewesen; — den möchte ich nicht ein zweitesmal träumen!“ Und hierauf erzählte sie, es sei ihr gewesen, als läge sie auf der Bahre — viele Stunden lang. Man habe Anstalten getroffen, sie zu begraben, man habe schon den Sarg in den Vorsaal getragen; sie habe die Lichter der Bahre gesehen, habe jedes Geräusch, jedes Wort, das in der Nähe gesprochen wurde, ganz genau gehört, sei aber nicht im Stande gewesen, einen Laut oder auch nur das mindeste Lebenszeichen von sich zu geben. Sie habe schon das gräßliche Geschick, lebendig begraben zu werden, vor Augen gehabt. Am schrecklichsten sei ihr das herzerschütternde Weinen ihres Gatten gewesen, der ihr schließlich den Ehering vom Finger gezogen habe. — Als sie dieses erzählte, hob sie ihre Hand gegen das Auge und stieß den Schrei aus: „Wo ist der Ring? Mein Gott, wo ist der Ring!“

Wir selbst Alle im tiefsten Herzen erschüttert, suchten sie zu beruhigen, ihre Hand wäre in der Krankheit etwas abgemagert, der Ring müsse zufällig vom Finger geglitten sein und würde sich leicht finden.

„O, nein, nein!“ rief sie, „das ist kein Traum gewesen! Ich bin auf der Bahre gelegen!“ Und sie verbarg ihr Gesicht mit den Händen und verfiel in ein solches Zittern und Beben, daß ihr ganzer Körper schüttelte und wir sie mit kräftigen Armen im Bette niederhalten mußten.

Die fürchterliche Aufregung, in welcher sie weinte, um Hilfe rief, mit Gewalt von dem Lager wollte und laut betete, dauerte etwa eine Stunde lang. Dann trat plötzlich die Abspannung ein.

Noch an demselben Tage, fast genau vierundzwanzig Stunden nach ihrem Erwachen aus dem Scheintode ist sie gestorben.

Wieder versuchten wir den elektrischen Strom, aber vergebens. Die Geheimnisse der Natur sind unerforschlich; ich veranlaßte, daß noch einmal die Kinder den elektrischen Strom sammelten und leiteten — vergebens; die Schläferin wachte nicht wieder auf. Wir legten sie nicht mehr auf die Bahre, wir ließen sie auf dem Sterbebette ruhen, bis sich — und das dauerte nicht lange — die ersten Symptome der Verwesung einstellten.

Dann war das Begräbniß.

Nicht in jenes Grab ließ ich sie senken, das bestimmt gewesen war, die Scheintodte aufzunehmen. Eine neue Stätte wurde ihr bereitet.

Möge sie im Frieden ruhen!

# Das Kirchlein im Walde.

Von Fr. Richter.

Im Walde einsam steht
Auf grün bemoostem Stein
Ein Kirchlein, lind umweht
Von Luft und Sonnenschein.
Die Mauern sind zerfallen,
Das Glöcklein klingt nicht mehr;
Die einstens heiligen Hallen
Sind öde, wüst und leer.

Die hohen Kirchenfenster
Seh'n düster in die Runde,
Manch schauriger Gespenster
Erwähnt die Sagenkunde.
Kein Priester liest die Metten,
Kein Orgelton erschallt,
Kein Volk ist da, zu beten,
Nur dumpf im Chor es hallt.

Um Mitternacht erdröhnt
Ein Geister-Chorgesang;
Ein Glöcklein schaurig tönt
Das Kirchenschiff entlang,
Sein Klang den Priester kündet;
Und ringsum düstr'e Lichter,
Von Geisterhand entzündet,
Und grausige Gesichter.

Der Orgel Töne brausen,
Der Gottesdienst beginnt,
Um's Kirchlein Sturmessausen,
Es heult und ächzt der Wind.
— Wenn dann die Stund' zu Ende,
Der junge Tag ergraut,
Dann schütteln sich die Hände
Die Geister ohne Laut.

Der ganze Spuk verschwindet,
Als wär' nie was gescheh'n;
Den neuen Morgen kündet
Der scharfen Lüfte Weh'n.
Und Alles unverändert,
Steh'n Mauern, Thurm und Baum
Von Sonnengold umrändert. —
Es war wohl nur ein Traum!

Der Altar ist gefallen,
Das ew'ge Licht ging aus;
Der Zeiten scharfe Krallen
Zernagten das Gotteshaus.
Und unterm Altarsteine,
Da sprießt das Gras hervor,
Umrankt vom wilden Weine
Sind Fenster, Mauer, Thor.

So schaut das stille Kirchlein
Hinab auf's Hügelland,
Und auch die weißen Birklein
Von ihrem hohen Stand. —
In luftig blauer Höhe
Da kreist ein mächtiger Aar,
Er schreiet dreimal: „Wehe!
O großer Ottokar!"

Der ritt nach seinem Schlosse,
Im Höhepunkt der Macht,
Auf weißem Kriegerrosse
Vorbei einst hier bei Nacht.
Da war noch Waldrevier,
Kein Kirchlein hier noch stand
Als er geruht allhier
Und süßen Schlummer fand.

Ihm träumt, er sitz' beim Königsmahle,
Zum deutschen Kaiser schon gekrönt,
In Aachen's hohem Kaisersaale,
Von Jauchzen und Musik umtönt.
Die deutschen Wählerfürsten alle
Umstehen leuchtend ihn im Kranz,
Der Mundschenk mit dem Goldpokale
Bringt besten Wein des deutschen Land's.

Der Truchseß, Kämmerer und Marschall,
Sie sind vollzählig heut' erschienen
Beim heutigen großen Festesmahl
Den deutschen Kaiser zu bedienen. —
Wonach stets Ottokar gezielt,
Wonach gerichtet war sein Streben,
Das sieht im Traume er erfüllt,
Das nimmt Gestalt nun an und Leben.

Er sieht erklommen nun die Höhe,
Der Ehre Gipfel kühn erstiegen;
Die Stufe höchster Macht in Nähe,
— Ein wahrhaft königliches Siegen!
Zum hohen Dom bei Festgeläute
Zieht er auf edlem weißen Roß,
Ein großer Festtag ist wohl heute,
Dies meldet schon des Königs Troß.

In Gold gekleidet und in Stahl
Wallt er an aller Fürsten Spitze
Mit vieler treuer Mannen Zahl,
Zu thronen auf dem Kaisersitze.

Da gellt ein Mißton wilder Art,
Wie Donnerklang so furchtbar hart:
Die Glocken springen plötzlich alle,
Der Thurm, er fällt mit ihrem Falle.
Der Dom versinkt und in der Höhe
Kreist drüber hin ein mächt'ger Aar;
Er hebt die Schwingen: „Dreimal Wehe!
Das war Dein Ende, Ottokar!"

So träumt, von Schweiß bedeckt,
Er wohl geraume Weile,
Bis daß der Knapp' ihn weckt;
Dann rüsten sie zur Eile. —
Und Hoffnung, Angst und Sorgen
Hat ihm der Traum gemacht;
Noch lang denkt er am Morgen,
Was er geschaut bei Nacht.

„Zum ewigen Angedenken",
— So ließ er laut verkünden —
„Bedacht mit reich' Geschenken
Will ich nun hier begründen
Ein Kirchlein schlank und hoch;
Der Mönche Chor soll beten
In späten Zeiten noch
Alltäglich hier die Metten."

„So wahr ich heiße Ottokar,
Aus dem Geschlecht der Premisliden,
Seit jenem Traum vom deutschen Aar
Bin fest ich endlich jetzt entschieden.

Der „Goldene", wie sie mich heißen,
Der „Eiserne", wie man mich nannt',
Der will ich sein, will ohne Gleißen
Mir holen gleich ein Unterpfand,
Will zwingen mir, was sie nicht geben,
Zum Trutz dem Bannfluch, dem Verrathe;
Will selbst zum Kaiser mich erheben,
Wenn dann besiegt sie fleh'n um Gnade."

„So stehe, Kirchlein, stehe,
Dem Waller zum Gedeih'n,
Gleich mir auf mächtiger Höhe!
Hiemit will ich Dich weih'n!"

Manch' heiße Kampfesstunden
Hat er dann durchgemacht,
Bis daß an vielen Wunden
Er sank in blutiger Schlacht.
— In neblig düst'rer Höhe
Da kreist ein mächtiger Aar,
Er schreiet dreimal: „Wehe!
O großer Ottokar!"

Das weite Marchfeld war geröthet,
Das schlimme Schicksal war erfüllt
Und Ottokar in's Grab gebettet,
Vom Kriegermantel nur umhüllt.

Das Kirchlein trauernd steht
Im Wald auf moosigem Stein,
Von Lüften lind umweht
Im Abendsonnenschein.

# Die Alte von der Eiche.

Von Aglaia v. Enderes.

Niemand von allen den Leuten im Dorfe wußte zu sagen, seit wann die alte Saatkrähe in der alten Eiche, draußen am Rande des Fichtenwaldes wohne; niemand wußte zu sagen, wann sie dort zuerst gesehen worden, denn die schwarze Krähe war älter als die alten Leute vom Dorfe. Diese wußten nur, daß sie Jahr um Jahr mit jedem Frühlinge gezogen komme, daß sie einst mit einer anderen Krähe, mit einem fröhlichen, jungen Genossen ihres Volkes, dort oben in dem Astwerk der Eiche alljährlich ihr stattliches Nest bewohnt und eine Schaar von kleinen krächzenden Rabenkindern großgezogen habe. — Aber dies war nun auch schon Jahre her und nun wohnte sie allein dort oben in der knorrigen Baumkrone und hütete allein ihr einsames Haus.

Die anderen Saatkrähen hatten sich in den Fichtenbäumen angesiedelt. In hellen Haufen kamen sie in den ersten schneefreien Tagen des Februar, mit dem ersten lachenden Sonnenschein in das Thal geflogen und in den dunklen Wald gesaust. Mit fröhlichem Getümmel begrüßten sie die grünen Wipfel, die geheimnißvollen Verstecke unter den Zweigen und das weite Ackerland, das sich südwärts über die Hügel dehnte.

Mit Gekrächze und Gelärme wurde die Heimat begrüßt und dann wurde zur Arbeit geschritten. Gab es da zu schaffen, zu ordnen, zu sorgen! Heimtückisch, zornmüthig und rücksichtslos hatte der Wintersturm in allen den Horsten und Burgen gehaust, nicht ein Nest war unberührt geblieben und überall lag am Boden zu Füßen der Fichten verwehtes und gebrochenes Trümmerwerk. Solcher Anblick genügte, Jahr um Jahr, um das Volk der Krähen in Aufruhr zu bringen. Wie sollte in all' dem Reisig, in all' den Moosbüscheln und dürren Halmen, die da unten lagen, über Mein und Dein entschieden werden? Zornig faßten sie an, die eifrigen Bauleute, mit Krähenhast und nach Krähenart rüttelten und zerrten und zogen sie, oft zwei, oft drei an ein und demselben Zweiglein, krächzend flog jeder mit seiner Beute von dannen und trug sie auf seinen Fichtenast. Tagelang ging das so fort; unten am Boden, auf der angrenzenden Wiese, in den nächsten Büschen wurde gerungen, mit den Schnäbeln gehackt, mit den Flügeln geschlagen, oben unter den Fichtenkronen wurde gestohlen, von einem Nest zum andern getragen, fortgeholt, was sich fortholen ließ und im Entdeckungsfalle mit dem Nachbar gefochten, gekrächzt, gelärmt, daß der Wald von dem Getümmel wiederhallte.

Die alte Krähe saß indessen ruhig in ihrem stillen, einsamen Hause und ordnete darin, was es da nach Schnee und Sturm des Winters zu ordnen gab. Zuweilen hielt sie in ihrer Arbeit inne und horchte nach dem Tumulte hinüber. Einst war auch sie mitten unter den anderen, einst stritt auch sie, wie sich's für eine echte, tapfere Saatkrähe geziemt; — aber das war lange, lange her und jetzt schlug sie sich das lustige, wirbelnde Flattern und Lärmen aus dem müden Sinn.

Von dem jungen Volke kam keiner herüber, sie zu stören. Die alte Krähe und die alte Eiche gehörten zusammen. Das wußten sie, und Niemand hatte

ein Recht, an das moosige Reisig und Bauwerk zu greifen, das dort oben seit vielen Jahren lag; alte Sparren, altes Fachwerk, ohne weiches Moos, ohne Flaum und Gräser, nichts als ein kahles Gebälke auf dem kahlen, knorrigen, verdorrenden Eichenbaum. „Der Wipfel ist dürr, die Aeste sind morsch, das Herz ist krank an dem alten Stamm", dachten wohl die jungen, fröhlichen, lebenslustigen Krähen und ließen den einsamen Vogel allein auf seinem einsamen, verfallenden Horste.

Indessen kamen wärmere und wärmere Tage. Der Streit im Fichtenwalde war zu Ende und in jedem Neste lagen vier, auch fünf junge Rabenvögel und krächzten und sperrten die langen Schnäbel auf, während ihre Eltern in Hast und Eile nach den Feldern und Wiesen hinausflogen und an Würmern, Käfern und Raupen eintrugen, was sich in dem Lande finden ließ.

Einige Wochen später waren die Jungen flügge; in mattschwarzen, netten Kleidern saßen sie auf dem Nestrande und schauten durch das dunkle, grüne Fichtengezweig in die helle Welt hinaus. Jetzt kam die alte Krähe von dem Eichenbaum zu Besuch in die Fichten geflogen. Sie setzte sich zu den Kindern, die mit ängstlich angezogenen Schwingen an der Schwelle ihres Hauses standen, sie plauderte und knurrte ihnen leise vor nach Krähenart, sie glitt dann sachte vom Nestrande fort und wiegte sich auf den weiten Flügeln und rief und lockte die Kleinen und endlich, wenn das jagende Volk ewig nicht kommen, nicht folgen wollte, streifte sie mit der Spitze ihrer Schwingen bald rechts, bald links an der kleinen Gesellschaft vorüber, bis diese aus dem Gleichgewicht kam, und, eiligst die Fallschirme spannend, halb erschreckt und halb erstaunt von dem Fichtenzweige und dem Neste fort, auf die Wiese hinaus flog.

Von solch' denkwürdiger Stunde an war die alte Krähe nicht mehr so einsam wie früher. Nun hatte sie die Jungen auf die Wiesen, auf die Aecker, auf das Jagdland hinauszuführen; Niemand von Allen wußte ja so gut Bescheid hier wie sie, Niemand, selbst die Eltern nicht, die ja doch auch noch so jung waren, wie die alte Krähe bei sich dachte. Und da ging dann der ganze, große, dunkle Flug früh am Morgen schon, vom Walde fort in das Land hinaus. Wie eine schwarze Wolke tauchte er aus dem Fichtengewipfel auf; Hunderte und Hunderte von glänzenden Flügeln schaukelten sich im hellen Tageslicht und eine laute, krächzende Morgenhymne tönte von einem Ende des weiten Thales zum andern wieder.

Mitten unter dem lustigen Volke war die alte Krähe; sie schlug wohl nicht so übermüthig die Flügel wie die andern, sie konnte auch nicht wie sie aus voller Brust ihr Morgenlied singen, aber sie freute sich des Bewußtseins, daß sie mitthue mit ihren lieben schwarzen Leuten und freute sich der Erinnerung an längstvergangene Zeit, in der sie mit ihren eigenen Kindern über Busch und Haide flog.

Dann führte sie die Jungen in das Ackerland hinab; Scholle an Scholle, und jede ein Versteck für die Feinde der Saat; hier die Höhle des nagenden Engerlings, da das Bett der schlummernden Larve, dort der Schlupfwinkel des Regenwurmes, daneben die Thüre zum Hause der Feldmaus, überall Spuren und Weg und Steg des verderblichen, verwüstenden, nimmerruhenden Gelichters, das Halm um Halm zu Tode bringt. Wie die Rächer des Frevels, der sich hier unausgesetzt vollführt, langte die schwarze Schaar der Saatkrähen auf dem Felde an. Voran schritt die Alte, stolz und aufrecht, im vollen Bewußtsein ihrer Führerschaft. Purpur und violett schillerte ihr glänzend schwarzes Gefieder, hell leuchteten ihre nußbraunen Augen und stoßbereit trug sie den langen spitzen Schnabel; ober diesem hatte sie eine kahle, rauhe,

federlose Stelle. In der Jugend war das anders; da hatte sie auch ein glattes Gesicht, wie die anderen Krähen vom Walde, aber das war jetzt längst vorbei, und die Arbeit in der Ackerkrume, das Auflesen der Würmer und Engerlinge zwischen den rauhen, borstigen Stoppeln hatte die harte, rauhe Schwiele in das alte Saatkrähen-Gesicht gebracht.

Und nun führte sie die Jungen zur Arbeit. „Hübsch die Schollen umgedreht, frisch hineingehackt in die Erde, dort das Mäuslein gehascht, nicht gezögert, wenn es gilt — nicht gerastet — fort und fort gesucht, geforscht! Die kranken Gräser aus dem Boden gezogen; da hockt der nagende Wurm an der Wurzel; die nackte Schnecke weggeschafft, die Heuschrecke gehascht, den Käfer, der vorüber surrt — schnell, schneller müßt ihr sein, ihr kleinen, täppischen Leute, wollt ihr dem Saatkrähenvolke Ehre machen." — So bedeutete wohl die alte Krähe den Jungen, wenn sie vor ihnen herschritt, in dem Boden wühlte und manches Würmlein vor die Füße der kleinen Schaar hinwarf, die begierig darnach haschte.

Am Abend flogen sie heim, die Jungen den Fichten zu, die alte Krähe nach der Eiche hin. Glorreich stand der mächtige Baum mit seiner zackigen, laubleeren Krone im glühenden Strahl der sinkenden Abendsonne, die auf das morsche Gebälke des Krähenhorstes niederleuchtete und auf die breiten Schwingen des Vogels, der langsam von Ast zu Ast schlüpfte und sich in seinem einsamen Hause zurecht machte.

Die Jungen wurden kühner und flogen nach und nach von den Wiesen und Feldern am Walde über das Dorf hin und nach den jenseitigen Hügeln. „Haltet hübsch zusammen und bedenkt, daß ihr Saatkrähen seid", lehrte die Alte. „Mit Raben- und Nebelkrähen pflegt nicht Gemeinschaft; die sind zornmüthig und zanksüchtig und behaupten das Recht der Stärkeren unserem Volke gegenüber. Zu den Dohlen haltet euch, das sind vornehme Leute, die wohnen hoch oben unter dem Kirchendach und schauen weit in das Land hinaus." Und zu den Dohlen hielten sich die jungen Krähen, zu den vornehmen Leuten, die vom Kirchthurm herunter kamen und wieder zum Kirchthurm hinaufflogen und mit denen es sich bis unter die Wolken schweben ließ.

„Morgen gibt es Wind", sagten die Leute vom Dorfe, wenn sie das schwarze Volk hoch oben kreisen sahen.

„Bald geht es an das Wandern", dachte die alte Krähe, wenn sie von ihrem Horste nach den Wolken und nach den schwebenden Vögeln spähte, und dann breitete sie sehnsüchtig die Flügel aus. Aber die trugen nur über die nächsten Bäume und über die Gärten des Dorfes hin, und dort saß die Krähe auf einem Zaunpfahle nieder und sah den lustigen, lachenden Menschenkindern zu, die in der Dorfgasse spielten.

„Gegen Süden geht euer Weg", bedeutete die alte Krähe den heimkehrenden Fliegern. „Immer dem Süden zu. Viele, viele werden sich zu euch gesellen, die Dohlen vom Kirchthurm, die Saatkrähen vom nächsten Walde, und vom nächsten und so fort; zu Tausenden werdet ihr über Länder und Meere schweben, ein stolzes, fröhliches, glückliches Volk. Staunend werden die Menschen nach euch schauen, die jungen und die alten. Seid vorsichtig und klug; nahe an der Erde zieht schweigend hin, hoch oben unter den Wolken mögt ihr jauchzen und rufen; das ist so alte, gute Saatkrähensitte."

Die Tage wurden kürzer, die Nächte länger und kalt. Der Nordwind jagte in das Land herein und fegte die Nebelwolken das Thal entlang. Vom Kirchthurm flogen die Dohlen auf und vom Fichtenwalde her die Krähen; mit Sausen und Gebrause begegneten sie sich über den Häusern des Dorfes und machten sich zur Flugordnung zurecht und riefen ihren Abschiedsruf in das Thal hinab. Höher, immer höher

stiegen die schwarzen Gesellen, bald flogen sie vorwärts, bald kehrten sie krächzend und lärmend um und schwenkten im Kreise, bald schossen sie eilend weiter auf der luftigen Bahn, die Hügel entlang, an dem Walde vorüber, immer weiter und weiter, immer höher, bis ihre Stimmen immer leiser wurden, ihre Flügel immer unsichtbarer und der ganze Zug in den sinkenden Nebelwolken verschwand.

Auf dem Gipfel der Eiche aber stand die alte Krähe und spähte den Ziehenden nach. Sehnsüchtig hob und dehnte sie die Flügel und neigte sich hinaus in die Luft. Wollten sie denn diese Schwingen nicht weiter tragen, nicht vom Norden fort, nie mehr dem warmen Süden zu? Sollte sie allein, vergessen, verloren, einsam sterben, sie, die Mutter eines ganzen ungezählten Saatkrähenvolkes — sie allein? Da rauschte es und brauste es oben ihr in den Lüften, und eine ganze Wolke von schwarzen Flügeln zertheilte den Nebel und ein lautes, lärmendes, fröhliches Gekrächze ging los. Eine ganze unabsehbare schwarze Schaar umkreiste und umflatterte die alte Eiche und umdrängte die Krähe und jauchzte ihr vom Wandern vor und bedeutete ihr, daß sie um ihretwillen noch einmal umgekehrt auf der luftigen Reise, denn: „Eine Saatkrähe verläßt die andere nicht!“ Da kam Muth und Freudigkeit in das alte müde Herz und beglückende Erinnerung, und die gab den matten Flügeln Kraft und hinauf ging es nun mit der jubelnden Schaar in die Lüfte, dem Süden zu.

„Was doch die Krähen heute für ein Gelärme vollführen“, sagten die Leute vom Dorfe und sahen nach dem Fichtenwalde hinüber.

Am nächsten Morgen aber war es dort stille; die Krähen waren fort. — Und stille blieb es bis zum nächsten Frühling, wo die alte, lustige, krächzende Wirthschaft begann und wo alles wieder so war wie die vielen, vielen Jahre her. Nur die Eiche stand nicht mehr auf ihrem Platze, die hatte der Sturm einer Winternacht niedergebrochen, und die alte Krähe kam nicht mehr, um ihren Horst in dem morschen Geäste aufzusuchen, die hatte tief unten im blühenden Süden das tapfere Herz und die müden Schwingen für immer zur Ruhe gebracht.

---

# Im Traum hab' ich gesehen —

Im Traum hab' ich gesehen
Mein Kind, mein liebes Kind,
Das mir im Alter gestorben,
Wo Kinder am liebsten sind.

Mit Augen hab' ichs verschlungen,
Inbrünstig ans Herz gedrückt,
Bin nicht zu Athem gekommen,
So war ich hochbeglückt.

Sein Stimmchen hört' ich wieder,
Wie hell hat es gelacht,
Ich zitterte, halb des Traumes
Bewußt und bin erwacht.

Noch spür' ich mir im Antlitz
Sein Händchen und seinen Kuß;
Noch immer bin ich glücklich,
Wenn ich auch weinen muß.

Ludwig Eichrodt.

# Im Hause der Schatten.

Ein Gang durch die Irrenanstalt Feldhof bei Graz.

Von P. K. Rosegger.

Wenn du ausgehst, um Zufriedenheit mit deinem Schicksal zu suchen — bei den Elenden kannst du sie finden. Bei den Gefangenen wirst du deine Freiheit, bei den Kranken deine Gesundheit, bei den Armen deinen Reichthum, bei den Irren das Licht deines Geistes inne werden. Bekanntlich sind es die Narren, welche Andere gescheidt machen.

Der Besuch im Irrenhause ist besonders lohnend, denn da tritt uns das Elend oft sogar lachend entgegen: Wenn schon wir Kranke heiter sind, um wie mehr magst du Gesunder es sein!

Indeß waren es nicht derlei moralische Gründe, welche mich zum Besuche der Irrenanstalt veranlaßten. Mir war darum zu thun, die Anstalt Feldhof und ihre Bewohner im Allgemeinen kennen zu lernen.

Der Februarmorgen war trübe und frostig und gerade recht dazu. Ich und ein Gefährte wanderten dem Feldhofe zu und ließen uns in der Irrenanstalt melden. Der Director der Anstalt selber bot sich in freundlicher Weise uns zum Führer an.

Die Anstalt ist 1870—1872 mit einem Kostenaufwand von 550.000 Gulden erbaut worden. Sie steht auf freier Ebene zwischen Gärten und Feldern und bietet nach allen Richtungen hin ein herrliches Panorama. Sie besteht aus sieben selbstständigen Gebäuden: der Centralanstalt, der Männercolonie, der Frauencolonie, der Meierei, dem Pensionat, der Kapelle und dem Leichenhaus.

Aus der Hausordnung für die Kranken: Aufstehzeit nach sechs Uhr, bald darauf Frühstück. Mittagsmahl um 12 Uhr, Abendessen um 6 Uhr; Schlafengehen um neun Uhr. Tagsüber eine zweckmäßige Beschäftigung. An Sonn- und Feiertagen Gottesdienst in der Kapelle. Bei günstiger Witterung Spaziergänge im Park und in der Umgebung. Eine gütige und liebreiche Behandlung. Jeder Angestellte hat dahin zu streben, daß der Kranke seine unglückliche Lage möglichst wenig empfinde. Höflichkeit und Anstand ist wie gegen Gesunde zu bewahren. Der Wahn der Kranken ist möglichst unberührt zu lassen. Um auf die Kranken erheiternd und beruhigend zu wirken, sowie als Belohnung für ihre Arbeiten werden ihnen Erfrischungen, kleine Geschenke, Tabakrauchen und Schnupfen, Spiele und Festlichkeiten gestattet. — Beschränkungsmittel, als Isolirung, Bettgurten, Zwangsjacke kommen nur in seltenen Fällen zur Anwendung. Als ärztliches Beruhigungsmittel ist Morphin im Gebrauch.

So viel war uns einleitend mitgetheilt worden, dann begann die Wanderung.

Zuerst durchschritten wir die Wirthschaftsräume, die Vorrathskammern, die Küche, die Badezimmer, die Waschstuben u. s. w. Das ist ein Staat im Kleinen, aber ein Staat, wie ihn die Communisten denken — ein Staat mit Gütergemeinschaft. In der Küche fanden sich noch lauter vernünftige Leute, aber in den Waschkammern knixte uns schon manches Weibchen anders zu, als es sonst Fremden gegenüber Sitte sein mag — schämig und schüchtern, schelmisch und schalk-

haft — fast so kokett, wie unter den gescheidten Leuten hübsche Wäscherinnen sich geben.

Dann kamen wir (uns zuerst gegen die weibliche Abtheilung schlagend) in die langen Säle. Die haben auf der einen Seite ihre Fenster und auf der dieser gegenüber liegenden die Zellenreihe. In diesen düsteren Zellen, wovon jede durch ein hofseitiges, dicht verglastes, engvergittertes, sehr hochliegendes Fenster matt beleuchtet wird, befinden sich die einzelnen Lagerstätten. Die Wände sind kahl, die meisten Kammern ohne alle Einrichtung, ohne Schrank, Tisch, Ofen. Luftheizung besorgt die erforderliche Temperatur. Die engen Thüren, welche diese Zellen von dem gemeinschaftlichen Saal abschließen, haben Gucklöcher zum Zwecke der Ueberwachung.

Wir kamen in einen Saal, da waren Nähterinnen thätig. Sie saßen an langen Tischen oder gingen mit ihrem Arbeitszeug umher. Bei manchen war es ein zweckloses Nähen, denn entweder es hatte der Faden keinen Knopf und rutschte immer leer aus, oder es wurde die Arbeit wieder aufgetrennt — es war bei den Meisten, wie ein Spiel der Kinder. Andere zupften Charpie oder hatten ein Strickzeug oder beschäftigten sich auf irgend eine andere Weise. Nur Wenige saßen bewegungslos da und starrten vor sich hin oder waren erschrocken über unser Erscheinen. Mehrere eilten zu uns heran, um ihr Leid zu klagen und um Erlösung aus diesem Hause zu bitten. Sie fühlten sich unschuldig an dem Verbrechen, das man ihnen zur Last legte und deswegen sie eingesperrt worden waren. Das Verbrechen heißt Irrsinn.

Eine Engländerin — früher Sprachlehrerin bei mehreren angesehenen Familien in der Stadt — stellte uns in gebrochenem Deutsch vor, daß weder in England noch in Oesterreich ein Gesetz bestehe, nach welchem sie in diesem Hause, unter so niedrigen, kranken Menschen, ja unter lauter Narren gefangen gehalten werden könne; sie sei eine freie Bürgerin Englands und protestire feierlichst gegen jegliche Gewalt. Eine andere Dame trat uns würdevoll an; unser Führer betitelte sie mit „Majestät"; — es war die Kaiserin von Oesterreich.

Eine Polin beschwor meinen Begleiter mit weinenden Augen und gerungenen Händen um Gerechtigkeit und Rettung. Aus Lemberg habe sie ihr Vermögen in Baargeld zu bekommen, dasselbe befinde sich auch bereits auf der Post, nur wolle man es ihr nicht verabfolgen, und darum werde sie im Narrenhause gefangen gehalten, wo sie, noch dazu eine Frau von Distinction, vor allerlei Nachstellungen nicht sicher sei. Da müsse man freilich wahnsinnig werden, aber noch hoffe sie auf einen Funken Gerechtigkeitssinn . . . Mein Gefährte konnte nicht eher von ihr los kommen, als bis er versprochen hatte, sein Möglichstes in der Sache zu thun, worauf sie hocherfreut sich tausendmal bedankte.

Dort in der Fensternische kauert ein Weib, das räth uns gütig, sie nicht zu beobachten, außer von draußen herein, sie könne nur durch das Fenster angeschaut werden. Eine Andere begrüßt uns als Sparkassebeamte, nennt den anwesenden Arzt zärtlich ihren Haderlumpen, während sie den sie grüßenden Director mit geringschätziger Miene von sich schupft. Der Vorstand ist gar manchem ein Dorn im Auge, so freundlich er die Patienten behandelt — sie betrachten ihn eben als ihren Kerkermeister.

Verfolgungswahn und Größenwahn heißen die zwei Dämone unserer Zeit; Tausende von Seelen sind davon besessen und im Irrenhause finden wir ihre drastischen Typen.

Aber auch die Liebe, die Eifersucht, der Mammon sind thätige Lieferanten des Irrenhauses. Auf dem Bänklein dort sitzt eine blasse Jungfrau, blauäugig und blondlockig wie das Gret-

chen; sie seufzt nach ihrem Heinrich; aber wir in unserem poetischen Wahnsinne sagen, ihren Faust hat in Gestalt eines reichen Bräutchens der Teufel geholt.

Am gräßlichsten offenbart sich der religiöse Wahn, denn sein Urbild ist die Hölle.

Wir meinen nicht jenes Mädchen, das im finstersten Winkel seiner Zelle auf dem Boden kauert, mit den Händen das Gesicht bedeckt, stundenlang regungslos, wie versteinert. Es will nichts von der Welt, nicht einen Hauch frischer Luft, nicht einen einzigen Strahl der Sonne mehr — die verkörperte Abtödtung, der ewigen Seligkeit willen. Wir meinen nicht den Verklärten, der dort am offenen Fenster kniet und mit gefalteten Händen beweglos hinausstarrt in das trübe Licht des Wintertages oder in das sonnige Himmelsblau des Frühlingsmorgens, im Auge die Begeisterung, in den Gliedern das Vibriren der Gottessehnsucht . . . . . Das ist der Glücklichsten Einer von allen, die das Irrenhaus einschließt, der Glücklichsten Einer von allen, die auf diesem Planeten wohnen. Wenn ich von der Gräßlichkeit des religiösen Wahnes spreche, so denke ich an jenen großen Saal, der so freundlich gegen Osten der Anstalt liegt, den die Morgensonne lieblich erhellt, von dem ich aber trotzdem nur Ein würdiges Nebenbild kenne: Dante's Hölle.

Das ist der Saal der rasenden Weiber.

Schon von weitem hört man das Geschrei. Wir treten ein und im ersten Augenblick verwirrt uns der Lärm, der Anblick die Sinne. Ein paar Dutzend Furien sind losgelassen aus ihren Zellen. Sie wüthen nicht alle auf einmal; manchmal ist Eine ganz ruhig und beobachtet die Andere und scheint sich in dem Augenblicke den übrigen sinnlos Lärmenden überlegen zu fühlen, stimmt aber bald wieder ein in das Geheule.

Dort und da kauert in einem Sacke steckend manch apathisches Wesen, theilnahmslos für Alles stiert oder schlummert sie hin, umtanzt vom wilden Hexensabbath.

Wild fahren sie durch einander und im Saale hin und her, ringen die Hände, reißen sich die Haare aus, sofern sie nicht durch dicke Lederfäustlinge daran verhindert werden. Als wir eintraten, schossen Mehrere auf uns zu.

„Jesus, Maria und Josef!" kreischte eines der Weiber, welches so häßliche und vor Angst und Verzweiflung verzerrte Züge hatte, daß daran die Umrisse des Ebenbildes Gottes kaum mehr zu erkennen waren, „aus ist's! aus ist's! Judenburg ist hin, ganz Judenburg! Der Herodes ist da, der bringt die Christenkinder alle um! Lauter Christenblut auf der Mur, o du armes Knittelfeld!"

Von diesem elegischen Jammer ging es in rasende Wuth über: „Bist schon wieder da, du Teufel, kohlschwarzer Teufel mit deinen glühenden Hörnern! — Mich will er haben! Kommt mir zu Hilf', Leut', treibt den Teufel aus, ich bin besessen!"

Ihre Finger bohrt sie sich selbst in das Fleisch und ihre Worte gehen in ein schrilles Heulen über, bis man keines davon mehr versteht.

Eine Andere hockt auf ihrem Lager, streckt die Arme aus und ruft: „Steiermark, o Steiermark! Du bist ein schönes Land! Du bist mein grausames Verderben!" und wirft sich nach rückwärts auf das Bett und verdreht die Augen, wie in einem Anfall von Epilepsie.

Eine Andere wälzt sich auf dem Boden herum und schreit, wie doch das höllische Feuer so heiß! Eine Andere ist die Braut des linken Schächers und lästert Himmel und Erde und wo sie ihr rhetorisches Vermögen nicht ausreichbar glaubt, um genugsam zu schmähen, dort nimmt sie ihre Geberdensprache zu Hilfe — da wende-

ten wir uns rasch zur Seite. — Aber nun sahen wir, daß wir von Furien umringt waren und unser Führer selbst hielt es hoch an der Zeit, uns aus dem Saale zu machen.

Ich war schon betäubt und sehnte mich ins Freie, allein der Director führte uns in die andere Abtheilung, tröstend, daß es bei den Männern weit gemüthlicher hergehe als in den Frauensälen.

Und wahrhaftig, der Unterschied ist erstaunlich groß. In manchem Saale der Männer herrscht eine gewisse Behaglichkeit und Gemüthlichkeit. Da gibt's auch tüchtige Arbeiter und große lichte Werkstätten sind voll von emsigen Handwerkern. Gute Musikanten gibt's darunter und seltsame Instrumente sind da von der hölzernen Mundharmonika bis zum Stiefelknecht hinauf, der zu einer Geige umgestalt t worden. Ein junger Schustergeselle bat den Vorstand recht angelegentlich um die Erlaubniß, Klarinett blasen gehen zu dürfen; als ihm dieses nicht verstattet wurde, kam eine große Thräne in seine Augen und als ihm dann doch Hoffnung gegeben wurde, war ein Himmel von Glückseligkeit auf seinem Antlitze zu sehen. — Die Musik ist ein Gegenstand, der unter dem Landvolke viele Narren macht, besonders in Obersteier sind musikalische Narren nichts Seltenes. Sogar Compositeure! Ein Schneidergeselle ist mir bekannt, der weiß von nichts, als in seiner Art von Musik zu sprechen; ist sonst Niemand da, so spricht er darüber mit sich allein und an jedem Abend nimmt er seine Ziehharmonika zur Hand und macht Zukunftsmusik bis in die späte Nacht hinein.

Schwunghaft wird im Irrenhause die Fabrikation von Zündhölzchenschächtelchen betrieben. Sie, die Umnachteten, arbeiten für unser Licht! Sie schmauchen dabei behaglich ihre Pfeifchen. Aber auch eine commerzielle Seite hat das Völklein. Da huscht ein kleiner schwarzbärtiger Jude herum, der schließt allerlei Geschäfte ab.

„Nu," sagte der Führer zu diesem, „wie gehts, lieber Freund? Wollten Sie mir ein Pferd verschaffen?"

„Warum denn nicht?" entgegnete der Mann interessirt, „aber weshalb nur eins? Mit zweien fährt sich's besser."

„Das zweite besitze ich schon."

„Ah so. Na, ich weiß einen prächtigen Schimmel, Herr."

„Wie theuer?"

„Fünfzehnhundert Millionen."

„Ei, das finde ich wohl etwas viel."

„Aber Sie kriegen einen Eisenschimmel, der sprechen kann!"

„Zweihundert Gulden biete ich!"

Da hob der Jude schon die Hand zum Einschlagen: „Dreihundert!"

„Topp!"

Ein recht gemüthlich dreinguckender Greis freute sich, uns mittheilen zu können, daß er der Großonkel des Königs von Baiern sei. Ein anderes altes Männlein mit Adlernase und grauendem Vollbart war der Prinz von Salerno. Momentan vergaß er fast auf seine Würde und stellte sich den Anderen gleich; als ihn aber unser Führer daran erinnerte, warf er sich gewaltig in die Brust, ertheilte uns kurze Audienz und entließ uns mit einer leichten Handbewegung und einem gnädigen: „Grüß Sie Gott!"

In einem andern Saal fanden wir einen jungen Mann eifrig mit Schreiben beschäftigt. Er war Schriftsteller und zeigte auf unser Verlangen mehrere Manuskripte. Ein Roman — die Sprache war gewählt, die Gedanken waren logisch, die Handlung ließ sich sehr spannend an. Der Schriftsteller freute sich an dem wahrhaft aufrichtigen Lobe, das wir ihm zollten und er nickte dankend mit dem Haupte. Vor ihm lag ein offenes gedrucktes Buch; wir fragten, ob er daraus studire. Ja, meinte er, aus diesem Buche schreibe er eben seine Erzählungen ab.

„Daß er's gesteht," sagte mein Gefährte, „das ist an dem die Narrheit."

Dort steht ein schlichter, achtzigjähriger Greis, mit treuherzigen Augen blickt er uns an. Den haben die Weiber zum Narren gemacht noch in so späten Tagen. Sie verfolgen ihn, jede will ihn haben. Er wußte ihnen nicht mehr zu entkommen, und so sei er (nach eigener Aussage) in's Irrenhaus geflohen. — Dabei glättet er sorgfältig seine grauen Haare und guckt verstohlen in seinen Taschenspiegel.

Plötzlich, als wir so durch die Säle schritten, bemerkte ich, wie Einer mit seinem Taschentuche meinen Rockärmel abwischte. Ich müsse, meinte er, unversehens an die Mauer gestreift sein. Hierauf sah er mir und meinem Begleiter in's Gesicht, verwunderte sich und sagte: „Ja, die Herren muß ich kennen! — Das ist der Dichter Hamerling. — Und dieser Herr? Jetzt ist mir nur im Augenblick der Name entfallen; ei, das ist ja unser guter — mein lieber Landsmann Rosegger!"

Jetzt war das Verwundern unserseits.

„Ei freilich," sagte er, „ich kenne die Herren nach der Photographie."

Der Mann mochte fünfundvierzig Jahre zählen, hatte einen halb bäuerlichen Anzug, einen hübschen Vollbart und ein recht intelligentes Gesicht. Im Raabthale war er daheim. Wir wurden näher mit ihm bekannt und er erzählte uns von seinen beiden Frauen.

„Aber das Gesetz gestattet ja zwei Frauen nicht!" wendeten wir ein.

„Ei," meinte er, „der Kaiser selber besitzt mehrere Frauen, nur heißen sie Hofdamen. Und was soll ich denn machen?" meinte er, „wenn ich Ungarn und Steiermark regieren muß, so brauche ich auch zwei Frauen, eine für Steiermark und die Andere für Ungarn. Ich will überhaupt die Hälfte des Ungarlandes mit deutschen Männern bevölkern, denn die Ungarn sind faule Leute, liegen halbnackt auf ihren Pußten herum und man sieht ja an den vielen Haiden und Sümpfen, was das für ein verwahrlostes Land ist."

Auf seine Frage, was es Neues gebe, theilte ihm unser Führer mit, daß die Wirren in der Türkei immer noch nicht beendet wären und daß auch der neue Sultan Spuren von Irrsinn zeige.

„Oho!" rief der Irre und machte eine Miene des Bedauerns.

„Vielleicht wären Sie geneigt, Sultan zu werden?"

„Warum denn nicht? Ich würde die Türkei mit Ungarn und Oesterreich vereinigen und mit einer solchen Macht ließe sich schon gegen die Russen ziehen."

Man möchte eine solche Entschiedenheit und Klarheit in den politischen Ideen nur auch den europäischen Cabineten wünschen.

„Sagen Sie mir, Lieber, in welchem Jahre waren Sie in Egypten?" fragte der Führer den Mann.

Da legte er seinen Finger auf die Stirne und sann: „Das war im Jahre Vierundvierzig — nein, doch nicht, — Neunundvierzig, Fünfzig, im Jahre Einundfünfzig war es, als ich mit Pio Nono Egypten bereist habe."

„Was Tausend, Sie sind mit Pio Nono bekannt?"

„Er ist ja mein Vater", versetzte der Raabthaler leise.

„Aber Sie haben doch erzählt, daß Ihr Vater im Raabthal lebte?"

Da trat er einen Schritt näher zu uns und flüsterte: „Ich habe zwei Väter und eine Mutter. Meine Mutter soll eine sehr hübsche Frau gewesen sein; mein Vater, heißt das, der Ziehvater, ist mit ihr einmal nach Rom gegangen" — und alles Weitere hat er in ganz logischem Zusammenhange erzählt, hat mit großer Ruhe und Gewandtheit die Widersprüche ausgeglichen, in die er mitunter verwickelt war und wir kamen darüber in's Reine, daß der Mann sein Lebtag her ein excellenter Fabelhans gewesen sein mußte und daß er sich sicherlich auch unter den Narren recht gut unterhalte, insofern er sein Publikum findet. Sein

Letztes an uns war die Bitte um einen Ausflug in die Stadt.

Unser Führer theilte mit, daß der interessante, kräftig aussehende Mann an Gehirnerweichung leide und nur mehr kurze Zeit zu leben habe.

Und zwischen solch emsig geschäftigen, geselligen Naturen wandeln und huschen melancholische, finstere, unheimliche Gestalten, die mit Haß hinblicken auf jedes Lächeln der fremden Besucher, welche ihr Leben in freier Welt genießen können und die vielleicht nur gekommen sind, um aus Neugierde das namenlose Elend der Mitmenschen zu schauen.

Und wahrhaftig, ich wollte einmal auch solche Narren sehen, die man eingesperrt hält, wähnend, daß sie unter ihres Gleichen wieder vernünftig werden würden.

Das außerhalb des Hauptgebäudes liegende Pensionat ist für „Leute von Stand", bietet hübsche separate Wohnungen, Badekammern, Speisesäle 2c. und erinnert in seinen Einrichtungen an das Hotel eines Curortes.

Nahezu drei Stunden hatte die Besichtigung der großartigen Anstalt gedauert und noch hatten wir nicht Alles gesehen. Da übrigens der Anblick der Unglücklichen selbst, besonders der Tobsüchtigen, ein überaus trauriger, ja peinlicher und das Gemüth erschütternder ist, so bleibt der Besuch einer solchen Anstalt eine sehr ermüdende und nur für starke männliche Nerven geeignete Aufgabe. Die weibliche Neugier sollte von diesen Räumen so gut wie von Gerichtsverhandlungen, Hinrichtungen u. dgl. ausgeschlossen sein. Zu empfehlen wäre der Besuch vielleicht nur den Aerzten und etwa den Dichtern und Malern. Letztere könnten hier die Leidenschaften studiren und eine Galerie von Charakterköpfen sich holen. Auch das kommt in Betracht, daß ein bloßes Durcheilen der Säle ohne Nutzen wäre und die Kranken meist durch entgegenkommende Fragen eines Kundigen auf die Aeußerung ihrer fixen Ideen u. s. w. gebracht werden müssen, so daß die Besichtigung mit Zeitverlust und einer großen Bemühung des Führers verbunden ist, welche nicht oft in Anspruch genommen werden kann.

So vorzüglich die Anstalt organisirt zu sein und verwaltet zu werden scheint, so gelingt ihr die Heilung doch nur etwa bei 17 Perzent ihrer Kranken. Früher hat man Narrenthürme gehabt, deren Namen schon darauf hinweist, daß man in dieselben die Unglücklichen nur warf, um sie unschädlich zu machen! Die Heilanstalten der Irren sind eben eine noch zu neue Einrichtung, als daß sie sich schon tief genug in das Vertrauen der Bevölkerung eingebürgert hätten. So kommt es, daß meist nur unheilbare Kranke in die Anstalt geschickt werden und so kommt es wieder, daß dieselbe so Wenige dem Leben wieder zurückzugeben vermag.

An demselben Morgen, an welchem wir erschütterten Gemüthes das Haus der Schatten durchzogen, lag in der Todtenkammer der Anstalt unter der stillglimmenden Ampel ein Erlöster, der jahrelang mit seinen finsteren Dämonen rang und den die letzte Nacht endlich eingeführt hatte zum ewigen Lichte.

# Aus der Weinstube.

Von Hieronymus Lorm.

Als Student der Medicin wohnte ich in Wien in der Alservorstadt und für mein Leben hat mir dieser Bezirk, wie er damals beschaffen war, ein geheimes Grauen eingeprägt. Freilich hätte ich gleich anfangs erkennen müssen, daß gerade die Fähigkeit, von der äußeren Beschaffenheit der alltäglichsten Dinge und Vorgänge so mächtig nachwirkende und über meinen ganzen Lebensgeist entscheidende Stimmungen zu empfangen, mich nicht für eine Kunst tauglich mache, die, wie die Heilkunst, das Schrecklichste und das Widerwärtigste mit Gelassenheit zu behandeln und zu bewältigen hat.

Wodurch aber gerade diese Wiener Vorstadt so grauhaften Eindruck auf mich übte, ist Jedem leicht erklärlich, der sie kennt. In ihr drängen sich die an sich so herrlichen Institute zusammen, welche aufopfernde Menschenliebe dazu bestimmt hat, den dem Culturleben geopferten Existenzen, dem Menschenelend in seinen mannigfachen Gestalten eine helfende oder rächende Ausgleichung zu sein. Hier hat jeder Jammer sein besonderes Haus. Da gibt es ein Strafhaus, ein Gebärhaus, ein Findelhaus, ein Krankenhaus und ein Narrenhaus. Was thut's, daß alle diese Stätten der Traurigkeit, mit den Augen idealer Betrachtung angesehen, das Herz freudig erheben sollen, weil sie Zeugen und Zeugnisse sind, daß die Humanität den tückischen Dämonen, welche unaufhörlich aus dem Schoß der Natur und des Schicksals hervorbrechen, mit siegreicher Gewalt einen Damm gesetzt hat? Vor den realen Augen erscheint nur das Tückische und Dämonische selbst, welches jene Institute hervorrief, und breitet so düstern Schatten über das Gemüth, daß einem sensiblen jungen Menschen der ganze Erdenbau wie eine Zwangsarbeitsanstalt vorkommen kann.

Mit solcher Anschauung und Stimmung schrieb ich einem ältern Freunde, der seine erste ärztliche Thätigkeit im Gebärhause verrichtete, in sein goldberändertes Stammbuch die Worte:

„Geburt der Creatur ist schwer und schmerzensvoll —
Wer kennt und nennt den Schmerz, dem diese Welt entquoll?"

Allein selbst ganz und gar umfangen von einer so düsteren Weltbetrachtung, leugnete ich mir schon damals nicht, daß, wenn es fraglich ist, ob das Leben den Besitz und die Möglichkeit des Glückes enthalten könne, doch nimmermehr daran zu zweifeln sei, daß es der Freuden viele enthält. *) Das Glück ist ein Object, welches als solches, nämlich greifbar wirklich, nirgends gefunden werden kann; die Freude ist ein Empfinden, zu welchem eine subjective Menschennatur unter allen, selbst unter den miserabelsten Umständen, prädisponirt sein kann. Ich aber fand in jener unglücklichen Zeit und in jenem traurigen Stadtbezirk meine höchste Freude dort, wo auch die Gemeinheit ihre niedrigste findet: in der Weinstube.

Das Trinken kann ein Laster werden, welches den Menschen unter das Vieh herabsetzt, ist ein alter moralischer Erfahrungssatz, an dessen Richtigkeit nichts weiter auszusetzen ist, als daß damit das Thier zum Grab-

*) Vgl. Emerich du Mont: „Der Fortschritt im Lichte der Lehren Schopenhauer's und Darwin's. (Leipzig, 1876. Brockhaus.)

messer der Verachtung gemacht wird. Ich habe überhaupt niemals begreifen können, wie der Mensch sich erdreisten mag, den natürlichen Nahrungsgenuß des Thieres, das hierin das zukömmliche Maß einhält, mit den gewöhnlichen Bezeichnungen „fressen" und „saufen" zu belegen, die doch ausschließlich auf die unnatürliche Völlerei der Menschenbestie anwendbar wären. So wenig aber wie in der Orgie, liegt in der bloßen Stillung eines leiblichen Bedürfnisses das poetische Geheimniß der Weinstube. Der Weingenuß selbst, er mag noch so groß sein, ist niemals für sich allein schon das Paradies, er ist blos der Schlüssel, der es aufsperrt. Ich kenne einen gereimten Weinspruch:

„Der Weise sieht behaglich, darf er beim Glase ruh'n,
Die Schöpfung auf der Spitze der eig'nen Nase ruhn."

In der That, so weit die Nase beim Trinken reicht, ist die Welt von Rebenduft erfüllt, was ihr gewiß eine Art Berechtigung gibt, für die beste aller möglichen Welten zu gelten. Bei solchem Schwung des Gemüthes verliert sogar der Gedanke an den Tod seine Schrecken; er hat nur noch das einzige Fürchterliche, daß man als Leiche nüchtern bleiben muß; doch wie man auch beim Trinken über Leben und Tod denke — jedenfalls liebt man das Volle und gewinnt darauf einen natürlichen Abscheu gegen das Leere, gegen das leere Wünschen, womit man sich so oft den Genuß des Augenblicks verleibet, vornehmlich aber gegen die leere Phrase, die man dabei von Andern nicht hören will, geschweige denn, daß man sie zum Genossen des Weines machen und mit ihm zugleich in den Mund nehmen möchte.

Solchen Zustand negativer und positiver Weisheit bringt jedoch das Trinken nur hervor, wenn es kein einsames ist, sondern in einer Gesellschaft sich vollzieht, die in gleicher Weise zu empfinden vermag. Wenn diese Gesellschaft die richtige ist, dann genügt es auch, daß sie zufällig nur aus einem einzigen Menschen bestehe. Eine solche fand ich damals in dem nun vergessenen, verschollenen Schriftsteller J. P. Lyser.

Wenn ich wüßte, aus welcher Schänke er zuletzt hinausgeworfen wurde, so könnte ich mich erkundigen, ob er wirklich bei dieser Gelegenheit das Leben verlor. Denn obgleich sein Name schon vor ungefähr dreißig Jahren in der Liste der Verstorbenen zu lesen war, so will es mich doch bedünken, er brauche eine so lange Reihe von Jahren nur, um den größten seiner übermächtigen Räusche auszuschlafen. J. P. Lyser war allerdings tief unter die Linie der Weinstuben-Poesie hinabgesunken. Ein Talent in seiner Art wie in ihrer Art Ortlepp, Fritz Reuter, Griepenkerl, war er mit ihnen der Vierte im Bunde bekannt gewordener Dichter, auf die der lebenzerstörende Dämon auf dem Grunde des Glases eine unwiderstehliche Anziehungskraft übte. Ihm aber mag zur Entschuldigung dienen, daß sich ihm das physische Gebrechen der Taubheit zu lindern schien, wenn sich der Geist des Weines in die mystischen Gehirnfunctionen der Gehörsnerven mischte.

Wozu aber überhaupt eine Entschuldigung für einen Dichter, der ganz seiner Natur folgte und dem die Welt, ob er nun den Genius oder den Satan in sich lebendig werden ließ, nicht das Geringste leistete, was ihn hätte stützen, warnen, erheben oder auch nur retten können! Das Talent ist auch schon unter gewöhnlichen Umständen die Vorbestimmung zum Zerwürfniß mit dem Leben. Der Dichter und die Welt sind zwei Factoren einer immerwährend sich abspielenden Tragödie. Dem armen Lyser war die Welt noch am günstigsten in Gestalt der Vorwelt, die ihm manchen guten Stoff geliefert; die

Mitwelt aber hatte ihn gänzlich vernachlässigt und die Nachwelt hat ihn vergessen.

Wenn ihn der Wein gesprächig machte, dann ward ihm selbst die Welt, die ihn noch umgab, zu einer Vorwelt. Denn er lebte in großen Erinnerungen, weil sie Begegnungen mit großen Menschen betrafen. Der Mittelpunkt dieser Erinnerungen war wieder eine Weinstube, die mehr durch ihre Gäste, als durch ihre Getränke berühmte von Lutter und Wegener in Berlin.

Bis in das Jahr 1821 reichten die schönen Reminiscenzen Lyser's zurück. In jenen Tagen des auf die sogenannte „Befreiung" Deutschlands gefolgten Restaurations-Schlafes, welcher keineswegs die Kräfte des Volkes oder des Staatslebens überhaupt, sondern nur die Kräfte der Polizei und der politischen Reaction restaurirte, hatte der Romantiker E. T. A. Hoffmann, der von einem dämonischen und scurrilen Humor beseelte Novellist, den Bund der Serapionsbrüder gegründet, welchem sein späterer Biograph, der Criminalrath Hilzig, die Dichter Chamisso und Fouqué u. A. angehörten. Zu ihnen gesellte sich auch bei Lutter und Wegener der große Ludwig Devrient, der Erste und Berühmteste dieser Schauspieler-Dynastie.

Lyser wußte mir viel von einem Abend zu erzählen, den er in eigener Person mitgemacht, von einem Abend bei Lutter und Wegener, als von den Serapionsbrüdern nur Hoffmann, aber außerdem der nie fehlende Devrient anwesend war. Den Kreis um diese Beiden schlossen nebst Lyser befreundete Lebemänner ohne berühmten Namen.

Den ersten Gegenstand der Belustigung bildete der Kellner Karl, ein so einfältiger und gutmüthiger junger Bursche, daß Alles mit ihm vorgenommen werden konnte, ohne daß er den Spaß merkte oder die Geduld verlor. Aus der ganzen Art der ausgeführten Scherze und vorgebrachten Reden gewahrte man die Einwirkung der Shakespeare'schen Schänker-Scenen in Heinrich IV.

Karl hatte, eine Flasche bringend, auf irgend eine Frage eine harmlose Antwort gegeben, als ihm Hoffmann einredete, die Antwort hätte eine politische Anspielung enthalten. Eine solche Zumuthung reichte in damaliger Zeit hin, auch einem minder Einfältigen über den Spaß zu gehen; Karl aber gerieth darüber in Höllenangst, besonders weil Hoffmann beim Kammergericht angestellt war.

„Man hat es ausgekundschaftet, sagte Hoffmann, Du hast etwas Demagogisches gedacht, Du bist ein Marquis Posa." — Und Devrient half wacker mit, den Beweis für die unausgesprochenen politischen Gedanken des Kellners zu erbringen.

Dieser schwur mit weinerlicher Stimme, daß er niemals an etwas Anderes gedacht, als an die unbezahlten Schulden der Gäste; aber Hoffmann redete ihm vertraulich zu, im Tone des guten Rathes, sich gleich am nächsten Morgen auf das Bureau des Criminalrathes Hilzig zu begeben. Diesem war natürlich die Geistesbeschaffenheit Karl's sehr wohl bekannt, Hoffmann aber sagte: „Du bist verloren, wenn Du nicht dem Criminalrath morgen aus freien Stücken den Schwur ablegst, daß Du niemals eine Satyre gegen politische Angelegenheiten, niemals ein witziges Pamphlet über die Lage Europa's im Allgemeinen verfaßt hast. Du kannst Dich dabei auf mich berufen, ich bin erbötig, wenn es nöthig ist, Dir dies zu attestiren."

Der Kellner gerieth über diesen Vorschlag in solches Entsetzen, daß er laut nach seinem Herrn um Hilfe rief. Der Weinwirth Lutter erschien und ohne noch zu wissen, um was es sich handelte, beschwichtigte er seinen Karl mit den Worten, die unter allen Umständen zutreffend waren: „Du bist

ein Schafskopf." Und Karl entfernte sich beruhigt.

Mit dem Weinwirth hatte es ein eigenes Bewandtniß. Er war ein rüstiger Mann, aber nicht mehr in den besten Jahren hatte er sich eine junge Frau antrauen lassen, die er mit der argwöhnischesten Eifersucht hütete. Niemals durfte sie vor den Gästen erscheinen. Hoffmann's Gesichtmuskeln zuckten eigenthümlich, den Freunden ein Zeichen, daß seine Weinlaune ihn nicht geistig ruhen ließ, als Lutter erschien. In gutmüthiger Weise gab ihm Hoffmann den Rath, sich nicht zu fest darauf zu verlassen, daß Karl wirklich ein Schafskopf sei, sondern eingedenk dessen zu sein, was sich vor nicht zu langer Zeit in Bamberg begeben habe.

Natürlich wurde nun Hoffmann von allen Seiten aufgefordert, diese Begebenheit zu erzählen. Ganz in den malerischen Formen, die er dem Schauplatz seiner Novellen stets zu geben wußte und mit der gleichen Einflechtung satyrischer Züge schilderte er nun das süddeutsche Bamberg, die Gemüthlichkeit der Bewohner, die gerne lachen, wenn sie Einen finden, der dümmer ist als sie, was nach der Bemerkung Hoffmann's nicht ausschließen soll, daß Jemand selten lache, und verlor sich in das Bild eines alten Weinwirthes, der ein schmuckes Mägdlein heimführte. Rosa hieß es, und Rosa wurde heimlich geliebt von einem jungen Menschen, der sich ihr niemals erklärt hatte, den sie gar nicht kannte, der aber, als er erfuhr, daß sie ihm plötzlich weggeheiratet worden, den finsteren Plan schmiedete, sich bei dem Weinwirth als Kellner zu verdingen, um unter der Maske der einfältigsten Schafsköpfigkeit die Frau zu verführen und das Haus zu Grunde zu richten.

Wer weiß, was die Wirkung der grausigen Schilderung auf Lutter gewesen wäre, wenn Hoffmann bei dem Uebermuthe, der mit dem Wein zugleich in ihm glühte und sprühte, ernsthaft zu bleiben vermocht hätte. Er beschrieb, wie der Weinwirth zu seinem Entsetzen plötzlich den Verstand des Kellners entdeckt, wie dieser, sich entdeckt und in Gefahr sehend, eine Pistole aus dem Busen zieht und auf seinen Herrn anlegt, wie da die Frau mit einem Schrei an die Brust ihres bedrohten Mannes stürzt, nun aber es sich herausstellt, daß der Kellner sich vergriffen und statt der Pistole eine halbe gestohlene Salamiwurst aus dem Busen gezogen hat.

J. P. Lyser hat diese Geschichte als eine sehr ernsthafte und ausführliche Novelle aufgeschrieben mit der Angabe, daß er sie aus dem Munde Hoffmann's bei Lutter und Wegener vernommen hätte und mit einer vorhergehenden Charakteristik dieser Weinstube. Doch weder Charakteristik noch Novelle kömmt dem Werth seiner mündlichen Mittheilung gleich, sondern schleppt sich mit überflüssiger Breite dahin. Die Aufzeichnung erschien noch zu seiner Lebenszeit in einer nun längst wie er selbst verschollenen und vergessenen Zeitung.

Der liebenswürdige Friedrich Schlögl, der in seiner Art einzige Wiener Humorist, zufällig unterrichtet, daß ich an Allem Interesse nehme, was die Geschichte der Weinstuben und namentlich die von Lutter und Wegener betrifft, hat mich auf jene Zeitung aufmerksam gemacht. Sie hieß „Der Salon", wurde von Sigmund Engländer herausgegeben, erschien in Wien in den letzten Tagen des Vormärz und ging nach der Publikation weniger Nummern zu Grunde. So ist sie eine jener wehmuthsvollen Gegenstände, die man gerne im Halbdunkel des von Reben durchdufteten Raumes bespricht und wird mir darum vielleicht Anlaß geben zu einer neuen Mittheilung aus der Weinstube.

# Verkehrte Welt.

Aus den Ereignissen des Jahres 1848. Von Freiherrn v. Helfert.

Die Zeit seit 1815 war die Aera der Regierungen, mit dem März 1848 schien jene der Völker angebrochen zu sein. Aber in welchem Zustande fand sie dieselben! Im ersten Taumel meinten freilich nicht wenige, nun müsse das goldene Zeitalter hereinbrechen. „Ja, Oesterreich ist frei von Heuchelei und Kriecherei“, rief einer der Märzjubler aus, „frei von der gräulichen Hydra Censur, frei vom geistesmörderischen Terrorismus der Bureaukratie, frei und tausendmal frei von Corruption, von unredlichen Ministern, von servilen Speichelleckern!“ Derlei Hymnen wurden damals an allen Orten angestimmt, und es gab vielleicht in der That solche, die im vollen Ernst meinten, daß die Welt sich mit einem Schlage ändern lasse. Vorderhand wußte ein großer Theil der Leute nicht im entferntesten, um was es sich eigentlich handelte. „Censur“, „Bureaukratie“, „Constitution“ waren der großen Masse ungehörte Worte und verknüpften sich in ihren Köpfen mit den sonderbarsten Begriffen. In einer von vielen kleinen Tuchmachern bewohnten Stadt Böhmens illuminirten die Leute auf die Kunde von der erlangten „Preßfreiheit“ aus freien Stücken; sie meinten es würde jetzt mit den Privilegien der neu eingeführten Preßmaschinen, die ihr Gewerbe so drückten, ein Ende haben. Die Hauersleute in den österreichischen Weingegenden dagegen meinten, sie würden nun „frei pressen“ können, ohne davon den Zehent abführen zu müssen, während ihre Nachbarn, die Bauern im Flachland, neidisch seufzten: „Was nützt uns Preßfreiheit, wo wir keinen Weinbau haben?“ Bekannt sind die tausenderlei Mißverständnisse, zu denen das Losungswort der Freiheit Anlaß gab. Sie seien jetzt „frei“, meinten die Leute, und könnten daher thun, was sie wollten. „Eine saubere Freiheit, wenn man nicht einmal einen Rausch haben darf“, rief ein Betrunkener, an den eine Patrouille Hand anlegte. Ein böhmischer Hausirer, dem sein Weib „schon lange nicht gefiel“, meinte, er könne es nun ohne weiters fortschicken und sich ein anderes nehmen, und war sehr betroffen darüber, als man das in einer Zeit der „Freiheit“ nicht gelten lassen wollte. Eine der verbreitetsten Anwendungen der neuen „Freiheit“ betraf das gutsherrliche Wild, namentlich Rebhühner und Hasen.

Selbst nicht ganz ungebildete Leute hatten von Dingen, in welche darein zu sprechen sie keinen Anstand nahmen, die sonderbarsten Vorstellungen. In der Zeit, da über Wahlrecht und Wahlordnung viel debattirt wurde, rief jemand mit dem Ausdrucke eines Menschen, der den Nagel auf den Kopf getroffen: „Wir haben ja die Censur vom Hals, und jetzt wollt ihr wieder einen Census einführen?“

Derlei Mißverständniß und Widersinn waren bekanntlich schon zur Zeit der ersten französischen Revolution vorgekommen; sie werden überall wiederkehren, wo ein lange in politischer Unthätigkeit gehaltenes Volk mit einemmal aus den engsten Schranken in einen Zustand vollster Ungebundenheit versetzt wird. Wenn es nicht in der Natur des Menschen gelegen wäre, über die Linie des Rechten und Schicklichen, wo ihm Gelegenheit dazu geboten ist, hinauszugreifen, so

hätte es nicht eines der Weisen Griechenlands bedurft, ihm die Mahnung zuzurufen: Halte Maß in allen Dingen! Wer die Macht in Händen hat, macht davon, wie der Lauf dieser Welt ist, häufiger willkürlichen Mißbrauch als weisen Gebrauch. In gewöhnlichen Zeitläuften sind es die Völker, die über ihre Regierungen klagen, in aufgeregter Zeit ist das Verhältniß umgekehrt: die Massen scheinen sich dann dafür schadlos halten zu wollen, daß sie sich so lang in Zaum und Zügel gebannt sehen mußten. Es gilt dann, so rasch als möglich alle Arten von Mißbräuchen, wahren oder eingebildeten, abzuschaffen; aber dem Mißbrauch im Großen sind Thür und Thor geöffnet. So kam es auch im Jahre 1848, und die censur-befreite Presse half in allen diesen Dingen getreulich mit. Die pöbelhaftesten Ausfälle auf die gestürzten Größen mischten sich unter die ersten von reiner Freude durchglühten Kundgebungen der schönen Märztage. Von da schien die Ausgelassenheit von Woche zu Woche im Zunehmen zu sein. Mit erschreckender Fruchtbarkeit wucherten Giftpflanzen und Unkraut aller Art aus dem üppigen Boden hervor, die, wenn nicht bei Zeiten Maßregeln dawider ergriffen wurden, alle edleren Reiser zu ersticken drohten. Mit Ekel wandten sich alle besseren Naturen von diesem Treiben ab und verlangten laut, daß ihm Einhalt geschehe. Noch in den Märztagen trat eine Anzahl Wiener Buchhändler zusammen, die einander Hand und Wort gaben, keinerlei Schmähschriften an das Licht der Oeffentlichkeit zu befördern und sich von jedem entwürdigenden Mißbrauche des neuen constitutionellen Geschenkes fernzuhalten. Auch die Regierung wollte Ernst zeigen. In Pest wurde der Entwurf einer Vorschrift zur Regelung der Preßverhältnisse publicirt, in Wien erschien ein provisorisches Preßgesetz. Allein jetzt erhob sich gewaltiges Geschrei aus den Reihen der Betroffenen und selbst einzelne Schriftsteller von Ruf, denen man bessere Einsicht zutrauen konnte, stimmten in den allgemeinen Lärm. „Um Gotteswillen, gebt mir meine liebe Censur wieder!“ rief Saphir, als er den ungarischen Entwurf zu Gesicht bekam; und von dem Wiener Provisorium schrieb Hammerschmidt: „Am 1. April erschien ein Gesetz gegen die Preßfreiheit.“ Mit der Autorität des letzteren war es nun ein für allemal vorbei und die akademische Jugend von Wien that nur, was von der um nicht vieles gescheidteren Mehrzahl reiferer Leute gebilligt und beklatscht wurde, als sie das neue Gesetz öffentlich verbrannte. Man meinte eben auch diese Art Freiheit so zu verstehen, daß ihr keine Schranke gesetzt werden dürfe. In der That gab es nun kaum ein Schutzmittel, die frechsten Angriffe gegen den ehrlichen Namen und die persönliche Sicherheit Einzelner, gegen alle Grundlagen des Gemeinwohls und der allgemeinen Sitte zu verhüten, und fand sich kaum ein Gericht, sie zu ahnden und zu strafen. Wie nach einem heftigen Gewitter aus dem Boden allerhand garstiges Gethier sich herausarbeitet, dem es nirgends wohler ist als in dem Schmutz der zurückgeblieben, so tauchte, nachdem das große politische Unwetter über Mittel-Europa dahingefahren, eine Unzahl obscurer Scribler auf, denen eben so improvisirte Winkelpressen die Mittel boten, ihre unsaubere Waare an das Licht der Oeffentlichkeit zu bringen. Zur Kennzeichnung dieser Leute, deren primitive Muse selbst mit Grammatik und Orthographie auf gespanntem Fuße lebte, mag dienen, daß noch zu Anfang der fünfziger Jahre, also zu einer Zeit, wo das Unwesen bei weitem nicht mehr in solchem Maße wucherte wie 1848, der Vertheidiger eines wegen Preßvergehens angeklagten Redacteurs als Milderungsumstand dessen „Mangel an Bildung“ vorzubringen wagen konnte.

Wenn sich die Journalistik gern für die Führerin der öffenlichen Meinung ausgeben möchte, so war im Jahre 1848 sicher das Gegentheil davon der Fall. Der Zeitungen und Flugschriften waren verhältnißmäßig wenige, die sich von dem ernstlichen Bestreben leiten ließen, sich über dem Schwalle der wirr durcheinander wogenden Tagesmeinungen zu halten, ihrem Leserkreise Anhaltspunkte zu richtigerer Auffassung der auftauchenden Fragen zu bieten und ihn dadurch im wahrsten und besten Sinne aufzuklären. Die Mehrzahl der Blätter und Blättchen, deren in der heißesten Zeit jeden Tag neue auftauchten, von Leuten in die Hand genommen, die, ohne ernstere Grundsätze und Anstandsgefühl, dem bloßen Broderwerb nachgingen — „Bauchredner könnte man sie nennen", wie jemand bemerkte, — fröhnte den Leidenschaften des Tages, höhnte jedes schüchterne Wort, das sich gegen dieselben im Sinne der Ordnung hervorwagte, lärmte mit, wenn auf der Straße gelärmt wurde, bewarf die Leute, denen das Gesindel die Fenster einschug mit dem Unflath gemeinen Schimpfes und Hohnes, setzte alles Ansehen der rechtmäßigen Gewalten herab, und räucherte dafür wohldienerisch der Masse, von deren zügellosem Treiben sie lebte. Diese Art Presse und die Gasse waren wie zusammengewachsen, abwechselnd die eine und die andere oben und unten, gleich Gymnasten, die in einander verschlungen Purzelbäume schlagen, nur daß die letztern ihre Späße zur Erheiterung des Publikums ausführen, während jene das ihrige zum Prügelknaben machten, der früher oder später dafür zu leiden hatte. Adolf Pichler bemerkt: „Man muß es geradezu sagen, die Entwicklung gewisser Seiten der Wiener Journalistik bleibt ein unauslöschlicher Schandfleck in der Geschichte deutschen Lebens. Wir haben weder in alten noch in neuen Tagen ein Beispiel, daß irgendwo der naive Kinderglaube eines Volkes sein Vertrauen auf das gedruckte Wort zu so schändlicher Unzucht des Geistes mißbraucht worden wäre, wie eben hier."

Wenn jemand behaupten wollte, es sei im Jahre 1848 zu dem von Volksreimern und Volkspinslern so viel variirten Schaustücke: „Die verkehrte Welt" mehr als eine neue Abart geliefert worden, so würde er sich keiner Versündigung an der Wahrheit schuldig machen. Es hatte das seine lächerlichen, es hatte aber auch seine tiefernsten und bedauerlichen Seiten. Was in geregelten Zeitläuften bei Behandlung öffentlicher Angelegenheiten sich bescheiden zurückhalten muß, weil ihm aus triftigen Gründen die Eignung dafür nicht zuerkannt wird, das wurde im Jahre der Verwirrung in eine Reihe gestellt mit den sachgemäß Berufenen, ja bevorzugt vor diesen, wo nicht gar mit ausschließlichen Gerechtsamen ausgestattet. Oder war es etwas anderes als ein Stück verkehrter Welt, wenn man sah, wie sich das Weib, zuwider der Bestimmung, die Natur und Sitte ihm angewiesen, in die Geschäfte des Mannes mischte; wenn Frauen und Fräuleins in politische Clubs zusammentraten und in unverstandenen Phrasen über Dinge verhandelten, für deren Verständniß ihnen alle Ruhe und Reife abging? Spielten sie etwas anderes als eine Art verkehrter Welt, jene „Damen" die, Strickstrumpf und Kochlöffel beiseite legend, sich die Muskete auf die Achsel legten oder eine Hellebarde in die Hand nahmen und im närrischen Aufzuge mitten in einer ernsten Zeit Fastnachtspiele bei hellem Tage aufzuführen schienen? Es muß übrigens bemerkt werden, daß das Institut emancipirter Weiber bei uns keinen rechten Boden fand. Im Gegentheile der Wiener demokratische Frauenverein, die Barricaden-Heldinnen, die Amazonen der letzten Octobertage und ähnliche Auswüchse an andern Orten schienen

nur da zu sein, um endlose Carricaturen und Witze, oft vom gröbsten Caliber, über sich ergehen zu lassen. So brachte der Wiener Punsch eine Blumensprache der Demokratinnen: „Aglei: Froh, schlampig verbuhlt — aber frei! — Nelke: Geschwind, ehe ich ganz verwelke! — Schneeglöckchen: Auf der Barricade dort, im Unterröckchen! — Nachtschatten: Das freie Weib hat tausend Gatten“ u. s. w. Auch in Deutschland bekam man die Possen bald satt. Der Verein demokratischer Frauen in Berlin, in dessen Ausschuß eine reizende Brünette, Lucie Lenz, die „Freundin Held's“, mitten in einem Kreise bereits tief im Sommer des Lebens befindlicher Colleginnen saß, wurde zuletzt durch Held selbst gesprengt, der an der Spitze seines Anhangs in eine ihrer Sitzungen stürmte, sich auf die Rednerbühne pflanzte und herrisch erklärte: „Nun ist kein Frauen-Club mehr, sondern Volksversammlung!“

Tief ergreifend als diese Ausschreitung war eine anderer Art schon darum, weil dieselbe von einem großen Theile der Bevölkerung selbst gepflegt und gehätschelt wurde. So mißgünstig das junge Institut der Nationalgarde auf die alten Bürger-Corps blickte, die es als eine Ausnahme von der Regel allgemeiner und gleichmäßiger Volkswehrpflicht nicht weiter dulden wollte, so bereitwillig räumte man den Facultätsclassen der studirenden Jugend eine Sonderstellung ein, die sie in allen Universitäts-Städten der Monarchie zu einer Art Corps d'Elite machte, und die jungen Leute gaben sich dem Waffendienst, zu dem man sie in so auszeichnender Weise zuließ, mit um so größerem Eifer hin, je weniger sie dabei von Schulstaub, Collegien-Heften und Prüfungsnöthen zu verkosten bekamen. Diese Umwandlung der Jünger Minervens in Söhne des Mars und die unnatürliche Rolle, die man sie an mehr als einem Orte spielen ließ, gehörte ohne Frage zu den sonderbarsten Verkehrtheiten jener Tage. Zu keiner Zeit wurde daran gezweifelt, daß die Jugend die Zeit der Vorbereitung sei, um in reifern Jahren ihr Wissen verwerthen zu können, und daß es, wie Cicero's Ausspruch lautet, die Ordnung verlange, daß erst gehorchen lerne, wer dereinst befehlen wolle. Die Vorbilder des classischen Alterthums, auf die man in Zeiten politischer Aufregung in so vielen Stücken hinzuweisen pflegt, hatten in diesem Punkt von jeher nur eine Lehre. Von einem der weisesten der Griechen wird berichtet, daß er seine Jünger zu fünfjährigem Schweigen verpflichtete, ehe sie sich mit einem freien Urtheil hervorwagen durften. Und nichts weiteres gestattete der Römer mit seinem ausgebildeten Gemeinwesen und öffentlichen Leben seinem zu künftigem Staatsdienste berufenen Nachwuchs, als auf's höchste den Berathungen der Männer als lernbegierige Zuhörer beizuwohnen. In Wien im Jahre 1848 war das anders! In allen größeren Städten der von der Revolution heimgesuchten Länder hat die studirende Jugend ihre Rolle gespielt; allein anderwärts blieb sie doch auf die bloße Theilnahme beschränkt, war sie im schlimmsten Falle ein mitwirkender Hebel bei der von gereifteren Männern geleiteten Bewegung. Der Hauptstadt Oesterreichs allein war es vorbehalten, daß die akademische Jugend sich weiser dünken durfte als die Masse jener, die ihre verschiedenartigen Lehrjahre längst hinter sich hatten. Die große Mehrheit fand durchaus nichts Ungehöriges darin, wenn sich unreife Leute mit burschikoser Leichtfertigkeit über die schwierigsten Fragen des Staatslebens hinwegsetzten und tiefgreifende Probleme der gesellschaftlichen Ordnung mit einer seichten Phrase abfertigten, wie sich etwa bei munterem Gelage unvorhergesehene Zwischenfälle mit einem schlagfertigen Witz abthun lassen. Man analysire den Verlauf der Wiener Ereignisse vom März bis October und man

wird finden, daß bei allen wichtigeren Momenten die akademische Legion einen vorzugsweisen, wo nicht gar einen maßgebenden Antheil genommen hat, und es ist durchaus keine Uebertreibung, zu behaupten, daß die Studenten mehr als ein halbes Jahr hindurch das erste Wort in Wien führten. Wenn der Pariser Revolution von 1789 nachgesagt wurde, es hätten sie junge Leute gemacht, so ließ sich von der Wiener sagen, es haben sie Knaben gemacht. So weit wurde der Widersinn getrieben, daß man es selbst in maßgebenden Kreisen ganz in der Ordnung fand, jenen Schoßkindern der Bewegung Ausnahmen von den Gesetzen zuzuerkennen, denen sich alle übrigen Stände-Classen unweigerlich beugen mußten.

Bei all diesen Verkehrtheiten ließe sich immerhin noch geltend machen, daß die akademische Jugend Kreisen angehöre, die einem edleren Berufe entgegengehen und höhere Bildung sich aneignen, wenngleich jener Beruf noch nicht erreicht, diese Bildung noch nicht vollendet sei. Allein keinen Beschönigungsgrund solcher Art hatte man vorzubringen, wenn man, wie es thatsächlich geschah, noch weiter ging und den auf den untersten Stufen der Bildung stehenden Beschäftigungs-Classen eine sociale und politische Bedeutung zusprach, die man den höhern Gesellschaftskreisen ableugnete, und wahrhaft anwidern mußte jede bessere Natur die Wahrnehmung, wie man in die am meisten verwahrlosten Schichten der Bevölkerung hinabstieg, um Dinge von der höchsten Wichtigkeit durch sie zu einer After-Entscheidung zu bringen. Oder wer waren in den großen Zusammenströmungspunkten der Gesellschaft jene Fabriksarbeiter und Taglöhner, jene unsaubern Gesellen und „Bassermannischen Gestalten“, deren wirrer Haufe damals so oft als „Volksversammlung“ paradiren, deren urtheilsloses Zusammengeschrei so oft als „Volkswille“ herhalten mußte? Wohin gehörten, im ordentlichen Laufe der Dinge, jene Courtisanen und Galeeren-Sträflinge („prostituées et forçats“), von denen Proudhon, wie er selbst erzählt, Anerkennungs-Adressen entgegennahm? Die Schuhmacherei ist ohne Frage ein achtbares Gewerbe, und die es treiben, sind ehrsame Leute; dennoch gab es in Paris einzelne Personen, die zweifelten, daß Pierre Leroux im Rechte sei, als er bei einem Bankette, das Ende November bei 800 Leistenschläger abhielten, den Satz aussprach, daß „die Schuster mehr von Association verstünden und besser darüber zu sprechen wüßten, als die Mitglieder der National-Versammlung. Das war im Grunde nur minder verblümt herausgesagt, was man auch anderwärts in der verschiedensten Gestalt über das Verhältniß der unteren zu den höheren Classen der Gesellschaft zu hören bekam. Denn wenn die Lärmmacher jener Tage das „Volk“, das „wackere“, „edle“, „unübertreffliche“, nicht genug preisen konnten, so waren es immer nur die untersten Classen des Volkes, die damit gemeint waren, sowie die Eigenschaft der „braven“ Arbeiter nur jenen zugedacht wurde, die sich mit dem gröbsten, materiellsten Tagewerk abgaben. „In die dunkle Tiefe muß man steigen, um die Perlen der Menschheit zu fischen: auf den glänzenden Höhen spiegeln sich blos kalte Schneeflächen und Eisfelder in strahlendem Sonnenschein. Nur unter dem s. g. gemeinen Volke findet man die braven Leute, nur hinter dem Kittel und hinter der Blouse schlagen die treuen und edlen Herzen, wohnt Tugend und Mannessinn. Im Frack und unter dem Cylinder stecken die Bösewichter. Die Vornehmen sind nichts als verächtliches Gesindel, das vom Marke der ehrlichen Leute zehrt.“ Solche Sprache führte nicht etwa das „Volk“, das in seiner Ursprünglichkeit wahrhaft redliche Volk: solche Sprache führten die sogenannten Führer des Volkes, und sie führten sie nur zu

häufig gegen ihre eigene Ueberzeugung, gegen das Zeugniß ihres eigenen Vorlebens und Entwicklungsganges. Louis Blanc sprach seinen Fluch über die „unsittliche, ungerechte, schmachvolle" Gesellschaft aus („société immorale, inique et infâme"), deren Wucht auf ihm gelegen und gegen die er den Vernichtungsschwur Hannibal's geschworen habe. Wer war Louis Blanc, daß er so sprechen durfte? Sein Vater hatte eine einträgliche und ehrenvolle Stellung gehabt; er selbst hatte eine sorgfältige Erziehung, zum Theil auf öffentliche Kosten, genossen; er hatte sich zu Wohlstand aufgeschwungen und hatte es eben im Jahre 1848 dahin gebracht, einen der ersten Staaten der Welt mitzuregieren: worin bestand jene Ungerechtigkeit der Gesellschaft, deren Wucht auf ihm gelegen?

Aber es war nun einmal alles auf den Kopf gestellt! Früher war die Regierung obenauf, jetzt waren es jene, die vordem die Regierten gewesen. Früher waren die Gesetze und die Behörden alles, jene, für die sie zu sorgen und zu wachen hatten, standen in zweiter Linie; jetzt waren die letzteren voran, die ersteren galten soviel wie nichts. Früher hatten die Großen der Erde ihre Schmeichler, jetzt hatten ihre socialen Gegenfüßler die ihrigen, und die Wirkung war hier wie dort dieselbe: die Geschmeichelten wurden — verdorben. Dem, was man „Volk" zu nennen beliebte, wurde die Eigenschaft der Souverainetät, d. i. der Allgewalt und Unantastbarkeit, ja selbst die Attribute der Souverainetät, das Königthum, zugesprochen. „Ihr werdet nicht nur mächtig sein", rief Louis Blanc im Luxembourg seinen Arbeitern zu; „Ihr werdet nicht nur reich sein, Ihr werdet Könige sein!" In so gewissenloser Weise machte man ihnen Verheißungen, die sich nie erfüllen ließen, malte ihnen Genüsse aus, die sie nie verkosten sollten, und schürte, indem man die untern Classen verhimmelte, einen grimmigen Haß gegen alles über ihnen Stehende, dessen Befriedigung nur ihnen selbst zum Unheil werden konnte. Was hoch war, sollte fallen, was Vermögen besaß, durch die Progressiv-Steuer den Andern gleichgemacht, was Ansehen hatte und sich vornehm dünkte, gedemüthigt werden. Alles was vom Pöbel ausging, war gut und erhaben, was sich die andere Seite erlaubte, war böse und verrucht. Zu einer Zeit, wo es mehr als je des unerschütterten Ansehens der Gesetze und Gerichte bedurfte, wurde die Aufhebung der Todesstrafe, die Abschaffung verschiedener Arten von Züchtigung berathen, die man als entehrend, die Menschenwürde verletzend hinstellte, während dieß vielmehr von den Uebertretungen zu sagen war, auf die sie von der Gesetzgebung gesetzt worden. Es war als ob alle Begriffe von dem, was sich gehört und was sich nicht gehört, ihre Rollen getauscht hätten. Was sonst für unrecht galt, wurde jetzt nicht bloß entschuldigt, sondern gepriesen; was früher alle Welt in der Ordnung fand, darüber wurde jetzt Zeter und Mordio geschrien. Es gab einen Freibrief für alles, was von der urtheilslosen Masse und deren Verführern ausging, aber das strengste Verdict gegen alles, was die Regierung und ihre Organe zu unternehmen wagten. Es war nichts als recht und billig, daß dem belasteten Unterthan die Robot abgenommen wurde; aber es war in hohem Grade unrecht und unbillig, daß die dadurch in ihrem Eigenthum verkürzten Grundherren Entschädigung erhalten sollten. Wenn die Minister in auftauchenden praktischen Fragen, wie z. B. Credits-Bewilligungen, dem österreichischen constituirenden Reichstage die Befugnisse einer verfassungsmäßig bereits constituirten Reichsvertretung in die Hände spielten, so war das ganz am Platze; aber wenn sie, diesen selben Befugnissen gegenüber, der Krone das Recht des Veto vindicirten, so war das vorgreifende Anmaßung. Es gewann den

Anschein, als ob es nunmehr nur zwei Classen von Personen gebe: straffreie auf der einen, vogelfreie auf der andern Seite. Das größte Verbrechen verlor seinen verwerflichen Charakter, wenn sich der Deckmantel des neuen Freiheitsdranges darüber breiten ließ; aber jeder noch so gerechtfertigte Act der Nothwehr wurde zur grausamen Unthat, wenn derselbe den Kundgebungen des souverainen Pöbels in den Weg trat. Dem einen Theile war alle Art von Angriff erlaubt, beim andern war alle Art von Vertheidigung verpönt. Wenn wilde Rotten Hausherren, die ihren rechtmäßigen Zins forderten, Bäckern und Fleischhauern, die sich an die gesetzliche Satzung hielten, Katzenmusiken brachten, welche die Nachbarschaft ganzer Stadttheile aus dem Schlafe aufschreckten und in Angst und Bangen versetzten; wenn sie aus irgend einem Grunde mißliebigen Personen die Fenster einschlugen oder das Haus demolirten, so waren das im schlimmsten Falle ungezügelte Ausbrüche entschuldbarer Entrüstung; aber wenn die gesetzliche oder gar die bewaffnete Macht zum Schutze der Mißhandelten einschritt, die Menge zu Paaren trieb, die Rädelsführer packte und einsteckte, so waren das Acte roher Gewaltthätigkeit. Die Schüsse, die während der Prager Junitage in die Fenster des Generalcommando-Gebäudes flogen und denen die Fürstin Windischgrätz als schuldloses Opfer fiel, waren Zufall, für den niemand konnte; aber die Schüsse, die das Militär von der Kleinseite gegen den Hauptsitz der Aufständischen herübersandte und wodurch die Altstädter Mühlen in Brand geriethen, waren teuflisch angelegte Bosheit. Die Barricaden-Kämpfer aller revoltirten Städte, die Bannerträger der Unordnung und des Umsturzes wurden als Helden, die gefallenen Aufrührer als Blutzeugen der Freiheit gepriesen, Anarchie und Libertinage jeder Art offen als Stütze und Trägerin des Volks-Souverainetät erklärt; aber jeder Versuch, aus dem wilden, ausgelassenen Treiben herauszukommen und in gesetzliche Zustände einzulenken, wurde als Reactions-Gelüste, jede Bewegung, die sich auf der anderen Seite, bemerkbar machte, Gewalt mit Gewalt zu bekämpfen, als Verrath am Volke und an der Freiheit verschrien. Die Vorspiegelung der Wiener October-Sendlinge, daß man dem Landvolk die abgeschaffte Robot wieder auf den Nacken setzen wolle, war ein erlaubtes Mittel, den Landsturm aufzubieten; aber das Manifest des Kaisers, wodurch der Bauer über jenen lügenhaften Kunstgriff aufgeklärt und beruhigt werden sollte, war ein macchiavellistischer Schachzug der Camarilla.

Was aber als das widerlichste an diesem Treiben erscheinen mußte — nicht bloß einzelne Bethörte waren es, denen man solch systematische Abtödtung des öffentlichen Gewissens, solch unverantwortliche Umstürzung aller sittlichen Anschauungen vorzuwerfen hatte: die höchsten Vertretungskörper selbst luden die schwere Schuld auf sich, an diesem Werke der Finsterniß mitzuarbeiten. Niemand geringerer als der Wiener October-Reichstag war es, der die cannibalische Hinschlachtung Latour's als einen „bedauerlichen Act schrecklicher Selbsthilfe des Volkes“ beschönigte, während dieselbe Versammlung das Einschreiten des kaiserlichen Feldmarschalls gegen die der Anarchie und dem Terrorismus verfallene Stadt für „ungesetzlich“ erklärte, den Vollzieher des kaiserlichen Auftrages als „volksfeindlich“ verdammte. Unter solchen Umständen war es nicht zu wundern, wenn Tausende sonst ehrlicher Leute aus dem rechten Geleise gebracht und auf Irrwege verlockt wurden, an deren Ende für sie Schmach und Schande warteten. Als der Gemeine des 12. Jäger-Bataillons Stephan Otrušina am 27. Jänner 1849 zum Tode geführt wurde, rief er schmerzlich aus: „Bis zum sechsten October war ich als Mensch und Soldat ohne Makel.

Fluch der Aula! „Fluch dem Reichstag!“

Wie weit man gekommen wäre, wenn der Lauf der Ereignisse nicht einen vorzeitigen Abschluß bekommen hätte, vermag niemand zu sagen. Anzeichen vom Aeußersten lagen mancherlei vor. Bei der Gerichtsverhandlung in Weinheim (Baden, Unterrhein-Kreis, December 1848) über die Vorfälle im vorangegangenen Sommer kamen Geständnisse sonderbarer Art vor: ein Bürger hatte seine Pferde zum Herumführen der Guillotine versprochen; die Häuser, vor denen sie halten sollte, waren schon bezeichnet.

## Die Mutter.

Tief in den Alpen, im halmigen Riet,
Da sitzt auf einem Stein
Ein armes, greises Mütterlein
Und sieht und sieht
In einen dunkelgrünen See.

Dies Auge, wie ringt es im strömenden Weh,
Dies Herz, ach wie schmachtet es tief nach Erbarmen!

Im See sind Nixen mit blanken Armen,
Die kamen geschwommen
Und haben der Mutter den warmen,
Den blühenden Sohn genommen.

Die Nixen kommen
Und reihen sich dicht
Um ihren Fuß
Und blicken licht.

Andere winken,
Wallen und blinken
Und nahen gewinnend und bringen Gruß,
Mit silbernen Lippen klingenden Kuß;
Doch bringen sie nicht
Den geliebten Sohn.
Die Mutter weinet. —

Wie schmerzlich ihr Busen im Sehnen schwillt,
Wie heiß die heilige Thräne quillt —
Die Nixen schwimmen,
Sinken und klimmen
Vor ihrem Gesicht
Mit jammerndem Ton,
Sie bringen ihr nicht
Den geliebten Sohn.

Die Monden, die Jahre floh'n,
Die jungen Tage blüh'n
Und spiegeln sich rosig in Wasser's Grün,
Die Mutter weinet —
Die Sonne scheinet,
Die Sonne sinkt,
Der Sternenhimmel winkt,
Die Mutter weinet — weinet . . . .

Fercher von Steinwand.

# Als ich den Kaiser Josef suchte.

(Eine Erinnerung von **P. K. Rosegger** *).

Heut', mein lieber Waldbauernbub', heut' magst du deine Füße in m e i n e Schuhe stecken, aber dazumal bin ich noch selber barfuß gegangen, hab' dir nicht helfen können, und wir haben allzwei nicht gewußt, daß es eine arge Sach' ist, wenn man mit nackten Füßen den Schafen nach über Stoppelfelder laufen, über Steinhaufen klettern, über Brennesseln springen muß. Wir haben das erst seither erfahren. Wer uns damals gesagt haben sollte, daß der Reif, welcher am Herbstmorgen über Feld und Haide lag, für nackte Füße zu frostig wäre? Hatten denn die Schafe und die Ziegen Stiefel an? Stiefel nicht, aber Schlappschühlein wohl.

Nur nicht erst auf die Kälte warten. Wir liefen und hüpften wie die Lämmlein, bis die Sonne den Reif aufleckte, als ob er Zucker gewesen wäre. Hätten wir dazumal nur von jenen Dichtern schon was gewußt, welche aus Thautropfen Diamanten machen, wir hätten uns leicht ein warmes Gewand kaufen mögen; in mancher Morgenfrüh hing jeder Grashalm voll von Diamanten. Aber so schön vermochten wir uns das Schäferleben nicht auszumalen, als jene poetischen Leute es können, welche noch nie mit nackten Füßen in Reif und Thau gestanden haben.

Ein graues Höslein hattest du an, von dem ich gesehen hätte, daß es nicht mehr ganz tadellos war, wenn deines Vaters langer Zwilchrock die anrüchigen Stellen nicht verdeckt hätte.

Eine gestrickte weiße Schafwollenhaube hattest du auf dem Haupte, die aber — wenn die heiße Sonne schien — mehr schabete als nützte, denn sie zwängte die dichten, buschigen Haare ein, die sonst dem Gesichte Schatten zu geben im Stande gewesen wären. Ei, was lag dir am Schatten, du blasser Waldbauernbub, blicktest ja ganz geflissentlich in die Sonne hinein, wolltest ein gebräuntes Gesicht haben, wie der Knierutscher-Jakob.

Hast es nicht gern, daß man davon spricht? Gut, so sprechen wir von was Anderem. — Wenn man die Schafe aus dem Stalle läßt und so lange sie noch hungrig sind, laufen sie ganz gottlos über die Weide hinaus — das weißt. Jedes will das vorderste sein und den ausgiebigsten Bissen erhaschen; erst später kommen sie zur Ruhe und ist der Heißhunger gestillt, so grasen sie behaglich. —

Und das letzt', Halterbübel, gab für dich die rechte Zeit. Du stiegst auf einen Steinhaufen, wärmtest dir dort an den besonnten Platten die Hände, die Füße und was sonst noch zu wärmen war, und dann — ja jetzt hebt ein anderes Kapitel an — du zerrst aus den Weiten deines vielsäckigen Rockes ein Buch hervor, legst es auf dein lebendig Lesepult, die Knie, und hebst zu blättern an.

Ja seht, das war derselbe Junge, von dem ich euch schon einmal erzählt hab', daß er von einem alten Bettelmann das Lesen und Schreiben gelernt hatte und der alle Gebet-, Predigt- und Geschichtenbücher der Gegend um sich zusammenschleppte, und von dem Einige sagten: „Das wird noch ein Pfarrer!" und Andere: „Das wird ein Fabelhans, ein Tauge-

*) Vorliegende vervollständigte Erzählung ist dem Manuskripte eines im nächsten Herbste bei G. Heckenast erscheinenden Buches: „Kindheit eines Waldgebornen" entnommen.
Die Red.

nichts!" — Weit fehl hat Keiner gerathen, heute verlegt er sich bisweilen aufs Predigen, aufs Fabeln und mitunter ein bischen auf gar nichts.

Ja, das war derselbige Junge. Mit den Leuten ging er nicht allzugern um, sie waren meist recht roh oder bissig gegen ihn — mögen Keinen, der nicht überall mit ihrer Sache hält. So unterhielt er sich mit Solchen, die vielleicht weit, weit von ihm waren, vielleicht in prächtigen Palästen, vielleicht längst vermodert. Mit solchen ging der barfüßige Waldbauernbub um und mit Solchen saß er auf dem Steinhaufen. Sie waren nicht die Dümmsten, sie wußten über alles zu sprechen, von allem zu erzählen, bei allem zu rathen, waren recht spaßhaft noch dabei. Die ganze Welt ist nicht voll Stoppelfeldern und Steinhaufen und alle Leute gehen nicht barfuß. Meere und Schiffe, Urwälder und Städte gab es, wundervolle Kunstwerke und gewichste Stiefel. — Wenn der kleine Bursche des Nachts in seiner Strohkammer schlief, so träumte er davon.

Jetzt auf dem Steinhaufen, da las sich's besonders von der Wienerstadt gut. Vom Stefansthurm, von der Türkenbelagerung, vom Volkssänger Augustin, vom Kaiserhaus, vom Kaiser Josef, der unter das Volk gegangen war, um seine Leiden und Wünsche zu erfahren; der unter die Bauern gegangen war, um zu sehen, wie sich so ein Pflug angreift. — So lieb gewannst du den guten Kaiser Josef, daß du das Buch an die Wange drücktest, weil der Kaiser Josef selber nicht da war. Bilder waren im Buche und es schien die Sonne d'rauf; aber du wendetest dein Auge d'rüber hinaus. Dort hinter dem blauen Wechsel liegt die Wienerstadt. — Wenn der Kaiser zu den Bauern gegangen ist, warum sollte der Waldbauernbub' nicht zum Kaiser gehen? In einen oder zwei Tagen wäre er dort — wäre in Wien, ginge ins Kaiserhaus, auf den Stefansthurm, ginge zum Donaustrom, wo Schiffe fahren, sähe Alles. Spräche dann mit den Wienern, fragte, wie es ihnen gehe, wie sie 's trieben, gäbe sich als den Waldbauernbuben aus Alpel zu erkennen, welcher ihre Bücher läse — und schlösse etwa gar Freundschaft mit ihnen.

Und da ist — du armer kleiner Bursche — ein Sehnen und eine Unruhe in dich gekommen, daß du gar nicht mehr zu lesen vermochtest im Buche, gar nicht mehr zu hocken auf dem Steinhaufen. Mit den langen Aermeln, die weit über die Finger hinausgingen, hubst du an zu fächeln, jagtest die Schafe heimwärts, liefst zu deiner Mutter.

„Mutter, ich möcht' so viel gern nach Wien gehen."

„Wirst schon hinkommen, wenn du einmal Soldat bist."

„Nein, heute. Und ich erzähl' dem Kaiser, wie es uns geht, und daß er auch einmal ins Alpel kommen möcht'."

„Du Närrisch, was fällt dir denn ein?" rief die Mutter, „wer thät denn die Schaf halten und wo nähmst du das Gewand und das Geld her? Wirst jetzt nach Wien gehen!"

„Die Schaf' thät' ich schon in die Hald (eingezäunte Weide) sperren. Den Rock liehe mir der Knierutscher-Jakob, die Hosen hab' ich selber und das Geld hab' ich auch selber — weil ich ja vorgestern mein Lammel verkauft hab'."

Darauf die Mutter: „Du bist gar so viel trotz (kühn), Bub! Aufhalten wollt' ich dich nicht; meinetweg kannst schon gehen, gleichwohl ich mich genug werde grimmen (sorgen) müssen um dich. Frag' den Vater."

Der Vater aber sagte: „Du Halbnarr!"

Hub das Waldbauernbüblein an zu murren — es könne nicht allfort schafhalten, es wolle ihm keine Ruh' geben, es müsse Wien sehen; nachher möchte es schon wieder daheim bleiben und brav arbeiten.

„Was thät denn das nutzen?“ rief der Vater unwirsch, „möcht' wissen, was du in Wien zu thun hättest! Willst zum Kaiser um Geld, so geh'! Glaub nicht, daß er dir ein's gibt, ehvor tragst du eins in's Wien. Und nicht einmal eine Wallfahrt kunnt'st dabei verrichten.“

„Eine Wallfahrt kunnt er just wohl dabei verrichten,“ redete die Mutter drein. „Nicht weit von Wien ist ja Mariaschutz, da soll er ein Gebitt machen, daß doch die Saukrankheit endlich einmal aufhören möcht'. Heut' hat mir die Alte auch schon brennheiße Ohrwaschel.“

„Das ist schon wieder ganz was anders,“ sagte der Vater, „wenn er eine Kirchfahrt will verrichten und sein eigen Lammelgeld dabei brauchen — ich gib keinen Groschen — so mag er meinetweg schon gehen. Aber Bub, daß du mir übermorgen wieder daheim bist, sonst kunnt ich dir für nichts gutstehen.“

Die Bewilligung in aller Form.

Und jetzt war's eine Freude! In zwei Stunden war alles fertig. Die Schafe staken in der Halde und der Hirt in des Knierutscher-Jakobs Gewand. Noch während auf dem Tische Suppe und Sterz stand, auf daß er sich für die Reise satt esse, redete ihm die Mutter zu, die Nacht noch daheimzubleiben und erst am nächsten Morgen zu wandern. Vergeblich Bemühen. Der kleine Bursche packte auf und sagte: „Jetzt geh' ich.“

Und die Mutter versetzte: „Hast Alles?“

„Ja.“

„Geh' nicht zu geschwind und trink' nicht zu gäh, und sei schön ordentlich, wenn du unter fremde Leut' kommst.“

„Bet' fleißig,“ setzte der Vater bei, „und schließ' uns Alle ein.“

Und dann ging er — der kleine Hirtenbursche — fort von seiner Elternhütte in den Waldbergen — ging in eine große Stadt — er ahnte nicht, wohin.

---

Es ist eine wahre Geschichte. Ich kann sie genau erzählen, ich bin dabei gewesen.

An einem hellen Maitag war's, als ich von dem Berge niederhüpfte und hinausging die Waldstraße des Alpsteigs gegen das grüne, breite Mürzthal. Wer nach dem Kleide frägt: ein dunkelgraues Lodenhösel hatte ich an und Kuhlederschuhe, hübsch mit eisernen Nägeln beschlagen, daß die Sohle geschützt war, und trug eine braune, grün ausgeschlagene Lodenjacke. Der Brustfleck war aus rothgefärbter Leinwand, das Hemd aus grauer; letzteres hatte am Halse einen breitumgeschlagenen Kragen, der mit einem blauen, etwas zu wulstigen Tuche zusammengebunden war, so daß der Hals nicht viel dünner aussah, als der Kopf. Auf dem Kopfe saß meines Vaters Hut, der ging mir bis über die Augen herein und tanzte stets ein Weniges, so oft ich mich rasch wendete. In der einen Hand trug ich das Bündel mit dem Brode und dem Straubenlaib, das mir die Mutter mitgegeben hatte, trotz meines Sträubens, denn mir war es nicht recht faßlich, wie man in Wien auf das Essen denken könne. In der andern Hand trug ich den Stock, den ich das einemal fest in den Boden stieß, das anderemal lustig in den Lüften schwang, so wie es die Handwerksburschen machen, wenn sie die Welt durchwandern.

Fröhlich kam ich an Krieglach und Langenwang vorbei. Heute würdigte ich diese Orte, die sonst meine Städte gewesen waren, kaum eines Blickes. Wer nach Wien geht! — Als ich aber gegen den Gansstein kam, ging die Sonne unter und ein blauer Dunststreifen lag über den Weidenbüschen der Mürz.

Ich sprach bei einem Bauer ein, bei dem ich nicht ganz unbekannt war, weil er mit meinem Vater öfters im Viehhandel stand. — Ob ich über Nacht im Stalle schlafen dürfe?

„Habt ihr jetzt zur Anbauzeit denn nichts zu thun daheim, daß du so herumgehst?" fragte der Bauer.

„Ich geh' zum Kaiser Josef!" antwortete ich trotzig.

Sah mich an. — „Der Bub — den kenn' ich," sagte er zu seinen Leuten, „der hat curiose Flausen im Kopf — der ist Alles im Stand. Der redt' mit dem Kaiser, wie Unsereiner mit dem Viertelrichter. Von dem hören wir was, wenn er nach Wien geht — werdet es schon sehen. — Na ja freilich kannst schlafen im Stall."

Das war die erste Nacht in der Fremde. Das Heu hatte schon einen andern Duft, als wie jenes daheim in Alpel. — Ich kannte einen Oberländer, der Soldat war und gar sehr an Heimweh litt. Er hatte aber nichts daheim, weder Vater noch Mutter, noch Geschwister, noch Haus und Hof, noch einen Schatz. Er wußte lange selbst nicht, warum er sich so sehr nach seinen Bergen sehnte; endlich, als er einmal über ein ungarisches Moor ging, wo saure, welke Gräser rochen, wurde ihm klar, er habe das Heimweh nach dem Alpenheu. —

Am andern Morgen — es stand noch das weiße Mondkipfel am Himmel — war ich schon auf der Straße. — Das Mondkipfel in die Milch der Milchstraße tunken — wäre das nicht ein gutes Frühstück? — Wie, daß ich heute, und so früh schon an's Essen dachte?

Am Gansstein stand ich still und blickte hinan zur Felswand, die über den Tannenwald aufragt. In diesem Felsen soll ein großer Schatz verborgen sein — ein Sonntagskind könnte ihn heben. Ob ich ein's war? Wozu auch, hatte ich doch mein Lammelgeld in der Tasche.

In Mürzzuschlag schnalzten schon die Fuhrleute durch den Markt, und beim Fleischhauer und beim Bäcker gingen Weibsbilder mit Handkörben aus und ein. Am Eckhause saß ein Weib, das hatte Semmeln und Aepfel. Aepfel im Mai — das muß eine gute Gegend sein!

Bei Spital gab mir ein Reisender, dem ich mich angeschlossen, den Rath, daß ich fechten solle.

„Mit wem denn?" fragte ich erschrocken, und als ich wußte, wie er's gemeint, antwortete ich: „Nein, das mag ich nicht. Ich hab' mein Lammelgeld."

Endlich bin ich zum Semmering gekommen. Dort habe ich an die Eisenbahnfahrt gedacht, die ich ein paar Jahre früher mit meinem Pathen so kecklich unternommen. Ich hatte Heimweh nach dem Pathen, wäre der bei mir, es würde sicherlich wieder gefahren — so arg wir auch dazumal aufgesessen waren.

Ich schritt die Höhe hinan und freute mich der Lärchenbäume, die an beiden Seiten des Weges standen und mir so heimlich waren, weil solche auch in unserem Walde wuchsen. Oben, wo der große Kaiser-Denkstein steht, setzte ich mich ein wenig in's Grüne und trocknete mein Angesicht. — Ob sie auch dem Kaiser Josef, wenn er einmal gestorben sein wird, so ein Denkmal setzen? Da müßt' wohl auch der Pflug hinaufkommen.

Hier ist die Grenze. Wie liegt das Oesterreicherland so tief unten! Und dort weit draußen hinter den Felsen die graue Ebene mit den kleinen weißen Punkten. Dort steht sicherlich die Wienerstadt.

Als ich jenseits hinabschritt, war die Straße recht einsam und ich hörte nichts, als manchmal einen fernen Pfiff herüber von den wilden Wänden, in denen der Eisenbahndrache seine Höhlen und Löcher gebohrt hat. In solcher Fremdheit hub ich mich schier an zu fürchten.

Bevor man noch in das Thal von Schottwien hinabkommt, steht rechts, abseits von der Straße, eine Kirche mit zwei Thürmen — Mariaschutz. Ich ging hin, um die von meinen

Eltern ausbedungene Andacht zu verrichten. Ich habe seither für mich selber kaum einmal so kindlich gebetet, als damals für die Säue daheim, welche uns eine böse Krankheit dahin zu raffen drohte, eine Krankheit, die etliche Tage früher bei einem der Nachbarn das ganze, hoffnungsvolle Schweinevölklein unter die Erde gebracht hatte. Ich bedauerte einen solchen Verlust allerdings auch darum, weil er uns für's nächste Jahr den Weihnachts- und Osterbraten raubte, zumeist aber darum, weil ich das Leid meiner Mutter erwog, deren einziges Glück es war, uns zuweilen einen guten Bissen auf den Tisch zu bringen. Als ich der Mutter gedachte, hub ich an zu schluchzen, schämte mich aber dann vor der lieben Frau auf dem Altare, weil dieselbe leicht vermuthen konnte, ich weine um die Säue.

Dann saß ich unter der Linde und das Herz war mir so weich geworden, daß ich sann, wie es wohl wäre, wenn ich nun wieder umkehrte.

Aber Wien! Das Kaiserhaus und der großmächtige Herr, der es mit uns Bauersleuten so gut meinte!

Ich wanderte weiter. Wanderte durch Schottwien und zwar eiligen Schrittes, bevor von den drohenden Hängen ein Felsblock niederging; wanderte an Gloggnitz und anderen Orten vorüber, sah merkwürdige Häuser und Schlösser mit kirchthurmhohen Rauchfängen. Jetzt zog auch wieder die Eisenbahn neben der Straße hin und sie war so glatt und eben wie früher, und man sah es ihr nicht an, daß sie aus unterirdischen Wildnissen kam.

Hinter Gloggnitz fiel es mir ein, das Lammelgeld wäre auch nicht unvergänglich und der reisende Mensch müsse Alles probiren auf der Welt. In einem Bauernhause hielt ich um ein Mittagsessen an und bekam Sauerkraut. Es schmeckte, ich sagte schön Vergeltsgott und dachte bei mir: Jetzt wenn ich nur noch einen Speckknödel hätte! Bei dem nächsten Hause hielt ich wieder um ein Mittagsessen an und bekam ebenfalls Sauerkraut. Es schmeckte etwas minder, aber ich sagte Vergeltsgott und ging. Als ich hierauf in schöner Beharrlichkeit beim Nachbar das drittemal um ein Essen bat, fluchte mich der Hausherr zur Thüre hinaus; ein „Bettelgesindel“ bekam ich nachgeworfen — an dem hatte ich lange zu würgen, es sättigte mich und ich habe das Fechten nicht wieder versucht.

Die Straße war heiß, die Felder ringsum waren grau vor Staub. Die Kuhlederschuhe wetzten die Fersen heiß — aber das wird Alles gut sein, sehe ich nur erst den Stefansthurm.

Als ich zu den Häusern und Gärten kam, auf deren Ortstafel das Wort: „Neunkirchen“ stand, waren die Berge weit zurückgetreten und mit ihnen auch die Sonne. Die Pappeln, die an der Straße standen, warfen lange Schatten. — Herberg nehmen? Nein — ein rechter Waldbauernbub kommt vor Mitternacht leicht noch nach Wien.

Auf der schnurgeraden Straße, die über das Steinfeld führt, ging ich hin. Links die Bergkette mit den röthlich grauen Wänden, die sich immer weiter zurückzog; rechts die unendliche Ebene, auf die das ganze graue Firmament niedergesunken war. Die Straße war still und verlassen, nur an der Bahn, die zur linken Hand mit ihren zwei Strängen hinzog, brauste bisweilen ein Eisenbahnzug vorbei und die Bahnwächter zogen blutrothe Kugeln auf die Höhe. — Ach, was müssen die Leute für Geld haben, die so lustig eisenbahnfahren können! Da rutscht just Einer gegen Wien hinaus. Wenn der Zugführmann wüßte, wie mich der Schuh wetzt, er nähme mich mit; eines solchen Bübels wegen dürfts doch nicht um so viel schwerer gehen.

Dann kam der Föhrenwald. Die Sonne war trüb hinter den blauen Bergen niedergegangen; es hub an zu dunkeln und ich sah es ordentlich, wie hinter der weiten Ebene die blaue Nacht her-

aufkam. Leibhaftig! Daheim im Gebirge war der Tag da, oder es war die Nacht da — aber so von weitem herankommen hatte ich die Finsterniß niemals gesehen!

Jetzt wird doch bald wo ein Dorf stehen oder ein Haus auf dem handebenen Boden. Nicht? Föhrenwald und Föhrenwald. Dort wird er gar, dort heben die Felder an. Ja, aber nur schmale Streifen, Haidestreifen, dann wieder Föhrenwald. Die Bäume waren klein aber langästig, zwischen den röthlichen Stämmen sah man tief in die Dunkelheit hinein. Mein Schuhwerk war schneeweiß vor Staub, aber ich vergaß, daß es mich gedrückt hatte, ich vergaß, daß ich müde gewesen war — ich ging und ging.

Die Sterne waren aufgegangen; es waren Bekannte von daheim darunter, es war die Romstraße da. — Wenn ich in Wien gewesen bin, dann gehe ich auch einmal nach Rom und richte beim heiligen Vater einen schönen Gruß aus vom Kaiser Josef. — Wenn der grünfunkelnde Stern dort noch um eine Klafter höher steigt, so ist die Geisterstunde da. Die Geisterstunde mitten in einem großen fremden Wald . . . Daheim werden sie jetzt von mir reden. — Mein, wo wird der Peterl schlafen? wird die Mutter sagen. — Oh, wird der Vater antworten, der hockt schon lang wo in einem warmen Nest. Dem, wenn er schon in Wien ist, läßt der Kaiser ein Bettstadel aufschlagen im Dachboden. . .

Dieses Wien ist doch weit weg. Wenn nur noch ein Wirth auf ist, bis ich hinkomm'!

Hie und da sah ich ein Licht flimmern, bald blau, bald weiß und bald roth, aber es war kein Gespenst und es war kein Wirthshaus, es war von der Eisenbahn. — Was den Stock betrifft, so hielt ich's für gerathen, ihn nicht zu fest auf die Straße zu stoßen. Möglichst still hinschleichen, daß man keinen Räuber aufweckt! —

So ging es denn fort durch die Nacht und durch den Wald und immer durch die Nacht und durch den Wald. Es war mir angst und bang.

Endlich tauchten vor mir in der Ferne kleine Lichtlein auf. Es wurden deren immer mehr und zuletzt lag ein langer Streifen von Lichtern und über demselben ragte dort und da eine dunkle Masse empor. Nun war ich plötzlich frisch — jetzt stand ich vor Wien. Vor Wien, wie einst der Türke! aber ich ziehe ein und belagere es mitten in der Stadt. — Sie sind sicherlich noch Alle auf und sitzen in ihren Häusern beisammen um den Tisch oder sie spinnen und erzählen sich Geschichten.

Ich brauchte noch eine Weile, bis ich hinkam, aber endlich schritt ich über lauter steinerne Platten, und um mich ragten die dunklen, hohen Häuser auf. Vor den Häusern auf freier Straße brannten Laternlichter aus eisernen Kerzen hervor und sie waren so groß und breit wie ein Schwalbenschwanzfalter, wenn er die Flügel ausstreckt. — Hinter gläsernen Wänden, die noch viel schöner beleuchtet waren, als daheim zu Weihnachten das Krippel in der Kirche, lagen Backwerk, Würste, Tücher und allerlei Dinge. Und da gingen Leute herum, links und rechts, auf und ab, und so oft ich an Einem vorbeikam, hob ich die Krempe meines Hutes ein wenig und sagte „Guten Abend". Aber es hörte mich Keiner; das war ein Geräusch überall, noch spät in der Nacht.

Jetzt stand ich vor einem Hause, das hatte auf seiner Wand mit großen Buchstaben aufgeschrieben, wie es hieß: „Zum goldenen Hirschen". In das ging ich hinein und bat um Herberge. Der Wirth sah mich an, und als ob ich ihm zu groß gewesen wäre, sagte er: „Kein Platz".

Ich stand wie niedergedonnert da und ich verwett' was d'rauf, daß ich zu klagen anhub, wenigstens weiß ich, daß die Wirthin daherkam und mich dem Hausknecht überlieferte, mit dem

Bedeuten, daß er mir in irgend einem Winkel des Hauses eine Liegerstatt anweisen möge. Der Hausknecht übergab mich einer Magd. Wenn ich dem Wirth etwa zu groß war, so war ich der vielleicht zu klein — sie wollte die Aufsicht über den Jungen nicht übernehmen und führte mich zum Stallknecht.

Der Stallknecht fettete seine Peitsche ein und sagte zu mir: „Ich merk', dich schummeln sie im ganzen Haus herum". Da brach ich in helles Weinen aus.

„Du Lapp!" rief er, „hier zwischen den Rössern legst dich nachher auf's Stroh — gibst halt Obacht, daß du im Schlaf dem Braunen nicht unter den Bauch kugelst, sonst bist des Mauses. — Geh, magst ein Stückel Speck?"

Er aß Speck und Brot und ich war sein Gast. Dann schlief ich zwischen den stampfenden, schnobenden Rössern. Und am anderen Morgen, als anstatt der Stalllaterne durch ein trübes Fenster der Tagesschein fiel, sah ich, wie zwischen mir und dem Braunen ein Scheidebrett aufgerichtet worden war, das mich vor Gefahr beschützt hatte.

Ich kleidete mich an und fragte meinen Herbergvater, was ich schuldig wäre für's Dableiben.

„Geh nur, geh", antwortete der Stallknecht, „wirst so viel Geld nicht im Sack haben."

Aber ich legte ein Vierkreuzerstück auf die Wandleiste, wo er seine Kleiderbürste, den Tabakbeutel und das Rasirzeug hatte.

Hierauf fragte ich ihn, was er mir rathen könne, daß ich in Wien zuerst anfangen solle.

„Willst nach Wien?" sagte er.

Da mag ich ihn angeglotzt haben.

„Ja, wo bin ich denn?" stammelte ich, „bin ich nicht in Wien?"

Es ist erschrecklich, wenn so ein Stallknecht auflacht aus seiner ganzen Brust. Mir ging's durch Mark und Bein, als er so lachte und mir sagte, daß ich nicht in Wien, sondern in Wiener Neustadt wäre und daß ich noch eine starke Tagreise bis zur Kaiserstadt hätte.

Umkehren? nein. Ich machte mich in Gottesnamen wieder auf die Wanderung. Als ich in's Freie trat, war das Straßenpflaster so glänzend, daß die Leute, die mit Regenschirmen hin und her eilten, sich fast darin spiegelten. In den Dachröhren rauschte es und von dem grauen Himmel rieselte es nieder. — Macht Alles nichts; regnet es, so ist's kühl.

Noch ein Blick auf die zwei Thürme, die hoch oben durch eine Brücke verbunden sind, des Weiteren hatte diese Stadt, die nicht Wien war, für mich keinen Reiz. Hinaus ging's auf schlammiger Straße in den düsteren Tag.

Ich kam zu einem Laubwald, in welchem ein zerstreutes Dorf lag — Theresienfeld. — Kommt der Name von Maria Theresia, der Mutter des Kaisers? — Wie immer, ich nahm hier mein Frühstück, eine Schale Rindsuppe. Die gab neuen Muth. Dann ging's wieder fort und fort.

Was doch des Vaters Hut werth ist — und schon gar in der Fremde! Wie auch der Regen rieselte, der kleine Knirps unter den breiten Krempen blieb trocken weit hinab, und hätten die Füßlein nicht immer nach vor- und rückwärts schlagen müssen, sie wären auch noch geborgen gewesen. Aber schwer wurde dieser Hut und noch tiefer sank er über die Augen herab.

Ein Kälberwagen knarrte daher; den Fuhrmann bat ich um Unterstand, da hob er mich unter das Gedache zu den armen gebundenen Thieren hinauf. — Kälber, kommt ihr etwa auch aus Steiermark? und fahrt nach Wien? Ihr wäret besser daheim geblieben auf den grünen Weiden, für euch ist die Kaiserstadt kein guter Platz. — Der Gedanke wurde mir so unheimlich, daß ich wieder auf die Straße sprang und in Regen und Schlamm weiterwatete.

Wie waren in dieser Gegend die Wolken träge und schwer, sie lagen ganz auf dem Erdboden! Ich zählte die Straßen- und Meilensteine, las die Tafeln und Wegweiser und immer öfter und öfter zeigte sich der Name „Wien". Darum wurde ich an diesem Tage weder hungerig noch durstig noch müde. An Dörfern, Märkten und Städten muß ich vorbeigezogen sein, ohne sie vor Regen und Nebel gesehen zu haben. Endlich, zur Nachmittagszeit erhob sich ein Luftzug, der zerstreute die regnenden Nebel; sie schoben sich in dichten Ballen an den fernen Bergen zusammen, sie lagen in langen Streifen auf der weiten Ebene und der Himmel wurde blau.

Aber die Gegend war öde. Dort in der Weite gab es noch manchen Thurm, manchen Schlot, manches Schloß, manche Ruine. Aber in der Nähe nichts, als gelblich-rothe Erde und Ziegelbrennereien. Kaum ein Baum, ein Strauch; eine traurige Haide. Ich hätte nicht geglaubt, daß das ebene Land, welches mir stets als das Ideal einer schönen, fruchtbaren Gegend vorgeschwebt war, so ödweilig sein könnte. Und die große Stadt, sollte sie denn nicht zu finden sein? Hier war ja fast die Spur verloren. — Nur rüstig weiter. Die sehr breite und mit vielen schweren Fuhrwerken belebte Straße ging etwas bergwärts, einer sanften Höhung zu, auf der eine Säule stand. Als ich näher kam, wuchs die Säule und zeigte allerlei Zacken und Statuen. Und hinter derselben aus einer Thalung huben seltsame Dinge an aufzutauchen. Zuerst ein Thurm, dann ein zweiter, dann Dächer, dunkle Gründe, dann eine Kuppel um die andere, dann Thürme und Thürme, Zacken und Spitzen soweit das Auge reichte, — ein dunkelgraues Meer, inmitten aufragend hoch eine schwarze, schlanke Nadel.

Nun — das war's. Das war Wien — mußte es sein! — — War zwar ganz anders zu sehen, als ich mir gedacht hatte. — Weiße Häuser, frische Gärten vor denselben, schöne Schlösser mit goldenen und silbernen Zinnen, Kirchthürmen, einer nach dem andern mit zinnoberrothen Zwiebelköpfen — das war m e i n Wien gewesen. Hier aber die verworrene, unabsehbare Masse von schwarzen Flächen, Giebeln, Würfeln, Schiefecken, tausendfältig ineinander verklemmt, verschoben und dazwischen finsterragende Massen — dort und da ein Knopf, eine Scheibe funkelnd. Und über all dem ein mattblauer Rauchschleier, der Alles noch mehr verwischte und verwirren machte. So habe ich's gefunden.

Ich hatte mich auf eine der steinernen Stufen gesetzt, welche die Säule umgaben und hatte hinausgeschaut. Ein seltsames, dumpfes Geräusch war in der Luft und da unten sott und kochte es, summte und brauste es, daß es gar nicht zu sagen war.

Jetzt trat die Abendsonne hervor und da hub es auf dem weiten, dunkeln, vielgestaltigen Grunde herrlich an zu glitzern, zu funkeln. Und das war die Kaiserstadt. Da stand der Türke, da ist die wilde Revolution gewesen und die Pest, und da hat der liebe Augustin gesungen. Ich hatte wohl davon gelesen! Das ist die Stadt des guten Kaisers Josef. — Welches nur das Kaiserhaus sein mochte und wie ich es morgen würde finden können aus all' den andern heraus? Und dann — was ich sagen würde, wenn ich vor ihm stünde? . . .

Arges Peitschenknallen der blaukitteligen Fuhrleute schreckte mich aus meinem Sinnen. Ich stand auf, ordnete meinen Anzug in den nöthigsten Stücken, bog den vor Nässe steif gewordenen Filzhut hübsch zurecht, reinigte im Gras die Schuhe und stieg dann hinab gegen das wilde Meer der Weltstadt.

(Schluß folgt.)

# Kleine Laube.

## Ueber die Aufbewahrung des Vermögens.

Von Dr. Ed. Haike.

Ich bin überzeugt, daß Jeder von Ihnen oft gehört oder gelesen hat, wie man Früchte, Gemüse, Gurken, Paradeisäpfel aufzubewahren hat, ja sogar Fleisch und Fische jahrelang vortrefflich erhalten kann.

Wie man aber sein Vermögen vor den Mäusen, auch Diebe genannt, zu schützen habe, darüber hab' ich noch nichts gelesen.

Nun bemerke ich, wie die jüngere Zuhörerschaft unruhig wird. „Wieder von dem abgeschmackten Gelde! Wenn wir eines haben, so geben wir es aus; haben wir keines, so bekommen wir es leicht.“ Sie haben auch ganz recht so zu sprechen, Sie, die Sie jung, schön und liebenswürdig sind; Jedermann kommt Ihren Wünschen entgegen, Eltern, Großeltern, Tanten und Onkel beeilen sich, Ihnen Freude zu machen.

Leider bleibt das nicht so; mit der Zeit werden wir alt und unschön und wenn wir auch unsern allerletzten Freund verloren haben, sogar übellaunig und mürrisch. Hat sich doch die Welt so geändert, die Leute sind nicht mehr wie sonst, freundlich und gefällig, sondern abscheulich interessirt geworden.

Nicht die Liebe, sondern das Interesse hält die Welt zusammen.

Nun fragen Sie: „Wer ist denn der seltene, brave Freund? wie erhalten wir ihn, um ihn ja nicht zu verlieren?“ Dieser letzte beste Freund ist das Vermögen, das uns Fleiß oder ein gütiges Geschick zugeführt hat.

Wer anfängt, etwas zurückzulegen, wendet sich zuerst an die Sparcasse, ein vortreffliches Institut, welches nebst der größten Sicherheit und guter Verzinsung noch den Vortheil gewährt, jederzeit seine Einlagen ganz oder theilweise zurückzuerhalten.

Dort bekommen Sie ein Büchel, in welchem auf Ihren eigenen Vor- und Zunamen, der Betrag mit Ziffern und Buchstaben ausgeschrieben und von drei Beamten der Anstalt bestätigt ist.

Etwas Sichereres, Besseres und Bequemeres läßt sich gar nicht denken. Aber wohin legen wir dieses Büchel, damit es uns nicht gestohlen wird? In den Kasten etwa zwischen die Wäsche, in den Koffer tief unten, oder gar ins Bett, denn eine eiserne Kassa besitzen wir nicht. Aber unsere Schlösser, wie schlecht sind sie! Geht ein Schlüssel verloren, so findet sich bald im Hause ein zweiter, der auch so gefällig ist, aufzusperren.

Eines schönen Tages wollen Sie in die Sparcasse gehen und das Büchel mitnehmen, doch Sie finden es nicht. Wenn uns etwas so plötzlich abhanden kommt, halten wir es anfangs gar nicht für möglich; es ist uns, als wenn ein Wunder geschehen wäre. Wir suchen zehnmal an demselben Orte, wir trauen uns selbst nicht, ob wir es nicht verlegt haben könnten, wir durchwühlen Alles und finden doch nichts. Endlich erzählen wir davon schüchtern unserer Umgebung; Jeder rathet uns, nur gleich in der Sparcasse die Anzeige zu machen, auf unsern Namen ja nichts zu verabfolgen.

Wir eilen hin, denn dort herrscht die größte Ordnung, es wird nachgeschlagen und gefunden, daß dieses Büchel vor 8 oder 14 Tagen gänzlich behoben worden ist. „Wie ist das möglich auf meinen Namen?“ — „Das kümmert uns nichts, wer das Büchel bringt, ist der Eigenthümer für uns“, ist die Antwort. Was bleibt zu thun? die Polizei; den Dieb fangen. Möglich, daß er das Geld noch bei sich trägt — gewöhnlich Alles verloren.

Der Zufall machte mich einige Male im Leben zum Zeugen des Jammers und der Entrüstung der Armen, die das in langen Jahren mühsam Ersparte durch die Schlechtigkeit eines Andern verloren hatten. Es war ja der Nothpfennig für Krankheiten und Alter. Manche erholten sich nie mehr von diesem Schlage; sie bereuten sogar, es vom Munde abgespart, sich die Hände wund, die Augen halbblind gearbeitet zu haben, damit ein Elender es verschleudere und verprasse; so wurden diese Armen leichtsinnig und verkamen.

Ich dachte viel darüber nach, ob diesem Uebelstande nicht abzuhelfen sei und warum das von der Sparcasse selbst angebotene Mittel, genannt „der Vorbehalt“, nur so wenig benützt werde. Es kann sich ein Jeder vorbehalten, daß nur gegen seine eigenhändige Unterschrift oder an einen Andern nur gegen eine rechtskräftige Vollmacht die Rückzahlung geleistet werde. Wenn wir aber bedenken, daß Leute, die sehr selten schreiben, noch seltener sich unterschreiben, wie die dienenden Classen, Landleute, Arbeiter, eine Kinderschrift haben, beinahe Einer wie der Andere ohne charakteristischen Zug, ja daß der Unterschreiber nicht einmal sich selbst zutrauen kann, daß er nach Jahren gerade ebenso unterschreiben werde und dadurch in Fatalitäten kommen könne, daß auch leicht seine Schrift nachgemacht werden kann, so ist dieses seltene Benützen des Vorbehaltes erklärlich. Wird der Besitzer krank und braucht einige Gulden, so muß er eine rechtskräftige Vollmacht ausstellen, was mit Auslagen und Schwierigkeiten verbunden ist, die sich nicht lohnen; auch muß er eine Menge Leute von seinem Besitze und seiner Verlegenheit in Kenntniß setzen, anstatt einfach durch sein Weib oder seinen Freund das Geld holen zu lassen.

Endlich fiel mir das einfachste Schutzmittel ein, welches ein Kind hätte ersinnen können. Man schneide ein Stück des ersten Blattes ab, am besten von oben rechts, einen Ausschnitt von 2 Zoll breit und 3—4 Zoll lang. Auf diesem Ausschnitte befindet sich die Einlagszahl und einige Unterschriften der Beamten. Diesen Zettel hebt man separat gut auf, was bei einem so kleinen Gegenstande leicht ist. Dadurch ist das Büchel in zwei Theile getheilt, in Körper und Seele; ein Theil allein ist nichts als ein werthloses Stück Papier. Bringt der Dieb das Büchel allein, so wird es als verdächtig zurückbehalten, vom Auszahlen ist keine Rede. Bemerke ich den Verlust nach Wochen, so melde ich ihn ganz ruhig an, zeige den Abschnitt vor und lasse das Büchel ungiltig erklären, meine Interessen laufen weiter, bis ich das Neue erhalten habe. Körper und Seele wird wohl der Dieb bei einigem Verstande und Vorsicht nie zusammen bekommen.

Um nebst einigen Zeitungsartikeln über diesen Gegenstand die Sache zu verbreiten, erschien von mir in Roseggers Volkskalender vom Jahre 1877 eine Erzählung: „Das Sparcassebüchel“, worin ich meine Ansicht möglichst lebendig und praktisch darstellte.

In Folge dessen erhielten Herr Rosegger und ich selbst viele Briefe und Anfragen über die Ausführbarkeit von Seite der Sparcasse; ob man nicht etwa Unannehmlichkeiten ausgesetzt sei. Um eine deutliche Antwort geben zu können, legte ich den 29. November 1876 in die steiermärkische Sparcasse in Graz, welche nach der Wiener die Erste der Monarchie ist, 50 fl. ein und erhielt dagegen das Büchel Post-Nr. 10065, Einlagszahl 335174. Ich schnitt ein

viereckiges Stück, 2 Zoll breit, 3 Zoll lang, von der obern rechten Ecke ab, worauf sich die Einlagszahl, ein Theil meines Vornamens und die Unterschrift von 3 Beamten befand, um es besonders zu verwahren und das Büchel dadurch werthlos zu machen. Den 15. Dezember 1876, bevor ich in die Sparcasse ging, um 30 fl. zurückzunehmen, befestigte ich das Stück genau anpassend, einen Zoll unter dem oberen Rande, der Breite nach mit einer kleinen Sicherheitsnadel, um jedes Herabfallen zu verhindern, durchstach dabei auch das zweite Blatt des Büchels, um eine feste Unterlage zu gewinnen. Das Häkchen kam an die Vorderseite. Weiter unten bediente ich mich einer Stecknadel, um die beiden Theile an das zweite Blatt festzumachen. Jede Linie, jeder Buchstabe paßte zusammen und kein Herumwerfen konnte den Zusammenhang stören. Ich hätte mich auch einer Nadel und des Zwirns bedienen können, was vielleicht noch leichter wäre. So vorgerichtet, übergab ich das Büchel dem betreffenden Beamten, dieser besah es genau, wendete sogar das Blatt um, schrieb dann ein, ohne eine Bemerkung zu machen. In gewöhnlicher Ordnung erhielt ich die 30 fl. und das Büchel mit der Unterschrift von 3 Beamten und Vormerkung des Restes von 20 fl. zurück.

Dieses Vorgehen der Sparcasse beweist es klar, daß dieselbe gegen das Schutzmittel keine Einwendung macht, wenn es genau ausgeführt wird. Natürlicherweise kann bei einem Institute von solcher Ausdehnung, wo oft Hunderte von Personen warten, dem einzelnen keine besondere Zeit gewidmet werden, um ihm das Anpassen und Befestigen zu besorgen.*)

*) Im Falle das Publikum den Vorschlag acceptiren sollte, würden die Sparcassen vielleicht gut thun, das Sparcassebüchel mit einem Coupon zu versehen, der bequem abgetrennt und angefügt werden könnte und ohne den ein Büchel ungiltig wäre. — Wir begnügen uns damit, dieser wohlmeinenden Anregung in unserm Blatte Raum geboten zu haben. Die Red.

Noch habe ich die Bemerkung zu beantworten, daß es geschehen könne, daß beim Tode des Besitzers des Büchels das fehlende Stück derart verborgen wäre, daß es nicht aufzufinden ist.

In diesem Falle wird die Verlassenschaftsbehörde den Ausschnitt amortisiren und die Erben sind immer noch besser daran, etwas zu warten, als wenn der Verstorbene in seiner Aengstlichkeit das ganze Büchel ebenso geheim versteckt hätte; sie wüßten dann davon gar nichts und die Einlage wäre verloren.

Ich erlebte selbst einen Fall, wie klug manche Leute im Verbergen sind. Im Jahre 1860 legte ich im Keller meines Landhauses ein Champignonbeet an, dabei fand ich eine große Flasche, die sorgfältig versiegelt war, ein zusammengerolltes Papier war der Inhalt. Es bestand aus sehr gut erhaltenen Wiener Bancozetteln vom Jahre 1800, die ganz werthlos waren.

Nun wollen wir einen Schritt weiter gehen. Die meisten Besitzer von Staatspapieren legen diese an einen sichern Ort, schneiden aber aus Vorsicht die zwei nächsten Coupons ab, um im Falle eines Diebstahls sich ausweisen zu können und Zeit zur Amortisation zu gewinnen. Damit glauben sie gesichert zu sein, weil Niemand solche Papiere kaufen wird, an denen zwei Coupons fehlen. Das aber ist ein großer Irrthum. Auch solche Papiere werden von den Wechslern um einen minderen Cours gekauft, da manche Leute ihre Coupons früher in der Noth verkaufen oder versetzen, daher der Ankauf von derlei Obligationen nicht verboten ist. Einmal aber in der Hand des Wechslers, ist jede Amortisation vergebens, da er als rechtlicher Besitzer betrachtet wird. Benützen Sie dasselbe Verfahren wie beim Sparbüchel für die Papiere. Die meisten bestehen aus einem Umschlagbogen, Staatsschuldverschreibung benannt, und aus einem zweiten mit den Coupons und dem Talon. Schneiden Sie von der Schuldverschreibung ein

viereckiges Stück oben links mit einem Theile oder der ganzen Nummer heraus, und kein Wechsler wird, noch darf ein Papier kaufen, welches den Stempel des Diebstahls an sich trägt, nur müssen Sie die zwei Coupons und den Ausschnitt separat und gut verwahren.

So komme ich zu dem Ausspruche: „Der Ausschnitt ist die einbruchsichere Casse des kleinen Besitzers.“ Diesen Ausschnitt benöthigen Sie nur, wenn Sie einmal die Obligation verkaufen wollen, dann kleben Sie, wie bei zerrissenen Banknoten, ein Stück gummirtes Papier auf die Rückseite, was gar keinen Anstand hat, da die Nummer der Coupons oder des Talons die Zusammengehörigkeit beweist.

Nun noch einen Schritt weiter. Der Pack der Papiere ist groß, ebenso der der Coupons und Abschnitte, wir besorgen besonders auf dem Lande Feuersgefahr. Eine eiserne Casse convenirt uns nicht, sie macht zu viel Aufsehen, ist gleichsam ein Aushängschild des Reichthums, auch ist nicht jede Wohnung geeignet eine so große Last zu tragen, endlich hat es Fälle gegeben... besonders wenn man längere Zeit abwesend ist, kurz wir wünschen Sicherheit ohne Beobachtung.

Ich habe die Erfahrung gemacht, daß viele Wohlhabende, selbst der besseren Stände, den einfachen Weg nicht kennen, den sie da einzuschlagen haben. Die Nationalbank in Wien übernimmt Papiere und Lose jeder Gattung, jeder Höhe zur Aufbewahrung gegen mäßige Gebühr ohne alle Umständlichkeit, für die Zeit von 1 Monat bis zu 3 Jahren. Nachdem man die in der Zwischenzeit fälligen Coupons abgeschnitten, bringt man die Papiere in die Depositen-Abtheilung der Nationalbank, läßt sich vom Diener den Bogen zur Einreichung ausfüllen und unterschreibt ihn; die Gebühr beträgt von 1000 fl. monatlich 6 kr. von dem nach dem letzten Course berechneten wirklichen Werthe. Sie bekommen von der Nationalbank einen Depositenschein mit Angabe des Inhaltes und der Unterschrift der Direction. Die Behebung der Coupons sowie weitere Verlängerung kann nur gegen die eigene Unterschrift in Gegenwart der Bankbeamten stattfinden.

Die weitere Prolongation braucht nicht pünktlich zu geschehen, kann viele Monate früher oder später stattfinden, da die Bewohner der Provinz nur gelegentlich nach Wien kommen. Die Prolongation ist sehr einfach: man bezahlt die neue Gebühr und erhält die inzwischen fälligen Coupons. Um aber für Verhinderungsfälle bereitet zu sein, ist es gut, sich eine Vollmachtsblanquette in der Bank geben zu lassen, welche unentgeltlich verabfolgt wird. Entweder nimmt man die kleine Vollmacht, womit man mittelst legalisirter Unterschrift irgend Jemanden beauftragt, die Coupons zu beheben und weiter zu verlängern, oder die große, welche nebstdem auch noch erlaubt, das Capital selbst ganz oder theilweise zu beheben.

Die Nationalbank in Wien hat gewöhnlich 19 Millionen Depositen, was klar für das allgemeine festbegründete Vertrauen spricht, das diese Anstalt genießt.

---

## Chinesische Märchen.

### Unvergängliche Farbe.

Da lebte vor langer Zeit ein Zauberer. Zu diesem Zauberer kamen die Leute mit all' ihren großen und kleinen Anliegen, mit sinnigen und unsinnigen Bitten und mit gerechten und ungerechten Zumuthungen.

Und der Zauberer half und willfahrte Allen, aber zumeist anders, als sie erwartet hatten. —

So kam in einer dunklen, stürmischen Nacht ein verhüllter Mann zu dem Zauberer und verlangte Hilfe von ihm mit der Rede:

„Ich bin ein armer alter Farbenreiber und gehe dem Elende entgegen, weil mein gestrenger Herr mir ob einer

matten Farbe seine Gunst entziehen will.“ —

Der Zauberer blickte in das Feuer, das vor ihm brannte, und sprach, ohne nach dem gebeugten Manne umzusehen: „Du bist nicht arm, denn Du bist kein Farbenreiber, sondern ein Maler, ein Künstler; Du bist nicht alt, denn Du zählst nur zwanzig Sommer; Du gehst nicht dem Elende entgegen, denn Du bist ein Günstling der Großen; Du hast keinen strengen Herrn, sondern eine milde Herrin, die Fürstin dieses Landes, und Du weißt selbst am besten, wie es mit den Farben steht, die Du ihr bereitet.“

Da richtete sich der gebeugte und verhüllte Mann hoch auf, warf den Mantel weg und blickte freudig auf den Zauberer.

„Du bist ein echter Hexenmeister,“ rief er aus; „es lohnt die Mühe wohl, ein aufrichtig Wort mit Dir zu sprechen.“

Ohne Scheu vor dem unheimlichen Feuer, in welchem etliches Gewürm umherkroch, trat der junge Mann an den Zauberer heran, legte ihm schwer und fest die Hand auf die Schulter und sagte: „Sieh', Hexenmeister, die Sache steht so: die Fürstin malt und malt tagaus, tagein, und es macht ihr Freude, so lange die Farben frisch und glänzend sind, und da ist sie zufrieden mit mir und nennt mich ihren braven Maler. Allein wenn das Bild vollendet ist und ich hinweggehe, dann findet die Fürstin die Farben matt und grau und sie hat keine Freude mehr daran; dann nennt sie meine Farben schlecht und schwach und heißt mich einen ungetreuen Maler.“

Da lächelte der grimme Zauberer und antwortete: „Nimm drei Tropfen von Deinem Herzblute und mache eine Farbe daraus zur Vollendung des Bildes; es wird der Fürstin gefallen und wird ihr nie matt und grau erscheinen.“

„Wie soll ich das Blut aus meinem Herzen nehmen?“ frug erstaunt der Maler. —

„Nimm diese Nadel von Gold,“ sprach der Zauberer, „und stich in Dein Herz; aber nimm nicht weniger Tropfen als drei, sonst hilft es nicht, aber auch nicht mehr als drei, sonst stirbst Du.“

Der junge Maler ergriff die Nadel und eilte davon.

Am nächsten Abende, nach wunderprächtigem Sonnenuntergange, da saß die Fürstin des Landes auf dem großen Altan ihres Palastes und vor ihr stand der Maler mit dem Bilde, das sie jüngst vollendet und das ihr wohlgefiel, wie noch keines.

Mit feuchtem Auge blickte sie zu dem jungen Manne auf und frug:

„Wird dies Bild auch wieder matt und grau werden, mein Freund?“

„Nein, meine Fürstin,“ rief der junge Mann; fiel der schönen Frau zu Füßen und umfaßte sie mit Leidenschaft, „nein, dies Bild wird immer glänzend bleiben und Dir immer gefallen; ich habe die Farben nach dem Worte des Zauberers mit meinem Herzblute bereitet, aber ich muß nun sterben, weil ich des Blutes zu viel genommen, damit die Farbe ewig dauern solle. — Ich will nicht sterben, ohne Dir zu sagen, daß ich Dich liebe.“

Und die Fürstin ließ sich festhalten von dem jungen Manne, sie küßte ihn auf Stirn und Mund und beschwor ihn, nicht zu sterben, und nur seines Wortes habe sie bedurft, um alle Farben und alle Welten schön und glänzend zu sehen in alle Ewigkeit.

Als die Sonne wiederkam und die Glücklichen beschien und als sie fühlten, daß sie beide lebten, da verstanden sie das Räthsel von der Farbe:

Das ausgesprochene Liebeswort war es, das der Farbe den Glanz gebracht, und der Glaube an diese Liebe war's, der den Glanz festhielt, auf daß er nie verschwinden konnte.

**H. Auegg.**

---

### Der Alte am Brunnen.

Die Gründer der drei Religionen: Buddha, Laotse und Kongtse unterhielten sich einstens im Schattenreiche über ihre Bestrebungen und Erfolge und kamen überein, daß das Menschengeschlecht im Argen liege.

Da entschlossen sie sich, nochmals zur Welt unterhalb des Mondes zu steigen, um Leute zu finden, geeignet, die vergessenen Lehren der Tugend und Gerechtigkeit zu erneuern.

Viele Länder und Städte haben die drei Weisen durchzogen; sie haben Niemanden gefunden. Da verließen sie die bewohnten Gegenden, überschritten Wüsten und Einöden und sind gewaltig durstig geworden. Jetzt sahen sie eine Quelle, neben ihr einen alten Mann, der sie bewachte.

„Gehe du hin, Buddha, und bitte um Wasser," sprachen Kongtse und Laotse, „Dir ist das Betteln angeboren, man sieht's an Deinen zahlreichen Schaaren von Bettelmönchen."

„Wer bist Du?" fragte der Alte den Buddha.

„Ich bin Schakiamuni," spricht dieser, „der ehemals im Westen erschienen."

„Ei, ei, Du bist der berühmte Buddha, von dem ich so viel gehört, Du giltst für einen gutherzigen Mann, Dir werde ich auch Wasser geben, sobald Du mir eine Frage beantwortest. Ihr Buddhisten sagt: Alle Menschen sind gleich, warum habt ihr denn doch ein Dalai Lama, Pfaffen aller Art, Aebte und Aebtissinnen, Mönche und Nonnen aller Kutten?"

Buddha verneigte sich und ging davon. Laotse trat auf.

„Wer bist Du?" fragte der alte Mann.

„Ich bin Laokieu."

„Ah, ah! Stifter der Taolehre, ich kenne Dich; Du hast einen guten Namen. Wasser bekommst Du, sobald Du mir eine Frage beantwortest. Ihr Taoleute rühmt euch des Trankes der Unsterblichkeit, habt ihr so was, oder nicht?"

„Natürlich besitzen wir solch' ein Geheimmittel, Du siehst ja, mich hat es unsterblich gemacht."

„Nun, Lao," spricht der Alte, „warum warst Du so der kindlichen Liebe vergessen und hast Deinen Vater sterben lassen?"

Meister Lao kommt in große Verlegenheit, geht zurück und sagt zu Kongtse:

„Bruder, jetzt mußt Du zum unverschämten Alten, wir beide, Buddha und ich, sind dem Kerl nicht gewachsen."

„Wer bist Du?" fragte wiederum der Greis.

„Mich kennst Du nicht? Ich bin Kong Tschongei aus dem Lande Ku, der erhabene, der weise, der einzige Mann."

„Ei so, ei so!" meinte der Alte, „ich kenne Dich jetzt schon, Du bist der allberühmte Kongtse, der Lehrer des Mittelreichs. Ach, wie könnte ich Dich dürsten lassen! Doch zuvor löse mir eine kleine Schwierigkeit. Deine Vorschriften über kindliche Liebe sind vortrefflich. Sagst Du doch unter Anderem: So lange deine Eltern leben, gehe nicht weg, mußt du aber, so bleibe wenigstens an einem bestimmten Ort. Heda, warum ziehst Du denn auf und ab im Lande und kommst noch in diese wüste Gegend?"

Auch Meister Kong muß sich beschämt zurückziehen. — Nun setzen sich die drei durstigen Weisen und rathschlagen über den gescheidten Alten dort an der Quelle.

„Glück auf," spricht Buddha zu den beiden Andern, „haben wir auch kein Wasser, so haben wir doch den rechten Mann gefunden, um uns're verblichenen Lehren aufzufrischen, und die Menschheit zu erneuern."

Da machen sich alle drei zusammen auf, gehen zu dem Greis und schütten ihr Herz aus. Der lächelt und spricht:

„Meine lieben, guten Herren, Ihr scheint gar nicht zu wissen, wer ich

eigentlich bin. Seht mich einmal recht an! Vom Haupt bis zur Brust bin ich rein, vom Magen bis zu den Schenkeln bin ich Fleisch und Bein, meine Füße sind von Stein. Von Tugend und Gerechtigkeit kann ich ein Langes und Breites predigen und schwatzen; ich kann ihnen aber nicht nachgehen, nicht darnach leben."

Die drei Weisen sehen sich verwundert an.

Der Alte ist das Sinnbild des Menschengeschlechts.

Traurig verlassen sie die Erde und erheben sich wieder in die Räume jenseits des Mondes.

**A. v. Friedrich.**

---

## Zwei böse Geschichten.

### Eine drohende Hand.

Einst saß ich in einem oberösterreichischen Dorfwirthshause und predigte gegen die Curpfuscherei. Einen Bauersmann hatten sie am selben Tage im Dorfe begraben, den ein Quacksalber behandelt hatte. Das war Wasser auf meine Mühle; ich zählte alle Fälle von Curpfuschereien auf, die ich wußte; Taube und Blinde, Lahme und Todte ließ ich aufmarschiren als Opfer der Winkelärzte, und dabei trank ich Most.

Als ich mit meiner Predigt zur Neige war, setzte sich der Wirth, eine derbe, kecke Gestalt, ganz nahe zu mir, legte seine rechte Hand vor mich auf den Tisch hin und sagte: „Na, was meint Er, ist sie noch zu brauchen, die Pfote da?"

„Warum soll die Hand nicht zu brauchen sein?" antwortete ich; „sie ist ja hoffentlich kerngesund."

„Das glaub' ich auch", lachte der Wirth, „ich wollt' damit den gelehrten Doctoren z' Wien da unten leicht ein Paar Deuter geben!" Er hob den Arm, ließ ihn nur auf den Tisch niederfallen, daß der Mostkrug zitterte.

„Wollt' eine Geschichte erzählen!" sagte er hierauf.

„Ist recht, laß' los, Wirth", ermunterten die Gäste.

„Den Herrn da wird's beleidigen", sagte der Wirth und deutete auf mich, „der Herr wird ein Doctor sein und sein Lebtag gewiß noch recht viel Leut' curiren."

„Ich bin kein Doctor", entgegnete ich und mich wird's nicht beleidigen."

„Das wird mich freuen", sagte der Wirth; dann setzte er bei: „Es ist aber die reine Wahrheit!" Und hernach begann er zu erzählen.

„Drei Jahr ist's jetzt aus, seitdem ich eines Obstverkaufes wegen nach Wien gereist bin. Auf der Donau bin ich hinabgeschaukelt; ein warmer Herbsttag ist gewesen, wir haben auf dem Deck alle die Joppen ausgezogen. Und auf einmal, 's ist nicht weit bei Krems herum, vermerk' ich an der Hand da, just hinter dem Gelenkknöchel, ein Bremseln. Hat mich eine Fliege gestochen. 's ist gut, ich acht's nicht, bin kreuzfidel und mach' allerhand Späß', weil sonst so eine Wasserfahrt todtenlangweilig sein kann. Wie wir dann gegen Klosterneuburg kommen und ich in den Sack greif', um meine Zech' zu zahlen, kann ich die Hand nicht biegen. Roth angelaufen ist sie über und über, und wie wir in Nußdorf aussteigen, ist sie geschwollen wie ein großmächtiger Polster. Was zum Teufel das nur ist! denk' ich bei mir selber; hab' die Nacht darauf kein Aug' zugethan, und ein Schmerz ist euch das gewesen — schon gotteslästerlich. Gehst zum Doctor! denk' ich mir, und am Morgen bin ich im Fieber hell dem Spital zugerannt. Bald sind die Herren beisammen, und Einer schneidet mir gleich den Hemdärmel auf bis zur Achsel und macht, wie er den Arm sieht, einen lautmächtigen Pfiff. Alle Doctoren vom ganzen Spital laufen zusammen, murmeln, zucken die Schultern, und endlich sagt Einer: „Sogleich muß es sein, auf der Stell' muß es sein! kein Augenblick darf mehr versäumt werden, sonst ist der Mann verloren. Sogleich in die anatomische Abtheilung mit ihm!"

Was wollt's mir denn? fahr' ich auf.

Lieber Freund, sagt er, der Arm muß abgenommen werden, er ist vergiftet.

Herr Jesses! schrei ich, weil mich die nichtige Mücke hat gestochen?

Sie sehen es ja, wie die Sache ausschaut. Es handelt sich nicht mehr um den Arm, es handelt sich um Ihr Leben! Und mit wahrer Begier hat euch der Mensch Anstalten gemacht, mir meinen Arm wegzuschneiden.

Was! ruf' ich, ihr Fleischhauerleut'! abschneiden laß' ich mir nichts; lieber sterben wie mich Gott erschaffen hat! — und lauf' davon.

Auf den Obsthandel pfeif' ich, schnurgerade fahr' ich heim zu und laß' eilends die Kreuzschusterin holen. Die Kreuzschusterin — das alte Weib — schmiert mir ein Pflaster auf den Arm; — in zwei Tagen d'rauf ist die ganze Passionsgeschichte gut gewesen. — Das da —" und der Wirth schlug wieder die Hand auf den Tisch, „das ist die selbige!"

Ich duckte mich. Ich halt' was auf die studirten Aerzte, aber seither getraue ich mich nicht, ihnen unter allen Umständen das Wort zu reden. Aber mit der Kreuzschusterin will ich auch nichts zu thun haben. Der brave Wirth wäre hoffentlich auch ohne ihr Pflaster genesen. Unser bester Arzt ist die gewohnte, geregelte Lebensweise und die Natur — noch einen Krug Most, Wirth! — ihr sei mein frischer Trunk gebracht!

---

## Ein Zuchthaus-Zögling.

Trutz muß man's sagen: Der Sattler-Hedl macht sich recht gut im Zuchthaus, und er könnt' sich noch besser machen, wäre er gleich das erstemal auf längere Zeit hineingekommen. Aber ein böser Zufall wollte es, daß er schon nach dem ersten paar Stiefel, die er stibitzt hatte, zum Sitzen kam; doch gewährte man ihm das freie Quartier nur vierzehn Tage, denn die Stiefel waren abgetragen und nicht mehr viel nutz gewesen. Das zweitemal stahl er einen Pelz und saß sechs Monate; das war bereits von Nutzen, denn das drittemal zwickte er sich auf dem Jahrmarkt eine silberne Uhr. Die machte ihn auf drei Jahre sorgenfrei.

Der Hedl war ein lustiger Patron und verkürzte seinen Genossen im Zuchthause rechtschaffen die Zeit. Unmöglich schön pfeifen konnte er und maultrommeln und auf dem Kopf stehen und auf den Händen herumspazieren und allerhand so Künste. Der Kerkermeister selber unterhielt sich, wenn der Hedl sich darthat.

Kam dann der Zuchthausvater, der Vorstand, zu den Arrestanten, so wußte ihm der Sattler-Hedl stets ein höfliches, schickfames und witziges Wort zu sagen, so daß er den heiteren Burschen wohl leiden konnte. Auch bei der Arbeit war der Hedl emsig und des Sonntags, wenn er in der Kapelle die Predigt hörte, nickte er stets sehr einverstanden mit dem Kopf, so oft der Priester das Laster des Diebstahls verdammte.

Das wird noch ein sehr brauchbarer Staatsbürger, wenn erst seine drei Jahre aus sind! Der Vorstand ließ ihm manches zu gute kommen und der Hedl war dankbar für Alles.

Aber das dritte Jahr war sehr lang und war doch nur ein gemeines. Der Hedl stand oft traurig am Fensterlein und blickte hinaus in das Gewühl der Straße, zu den Käufern und Verkäufern, die in bester Art sich bestahlen und dann gegenseitig wieder sich zum Geschäft einluden. Welch' ein reiches Leben!

Eines Morgens, es war im eilften Monat des letzten Jahres, meldete sich der Sattler-Hedl beim Vorstand, machte die formgerechte Geste des Grußes, verzog dann sein Gesicht zum Grinsen — war's Lachen oder Weinen, der Vorstand wußte es nicht.

„Na, Hedl, was wünschen wir?"

„Herr Vorstand — guter, bester Herr Vorstand! Heute ist Jahrmarkt da drüben in Straßkirchen."

„Was schert's Dich denn?"

„Herr Vorstand, ich bitt —" Er blieb stecken.

„Nun, heraus mit der Farbe, wenn sie nicht schwarz ist!"

„Ja, kohlschwarz, Herr Vorstand, das heißt schneeweiß, weiß wie eine Taube. Ich will mich ja gewiß recht brav aufführen — ich bitt', lassen Sie mich heut' auf den Jahrmarkt gehen!"

„Wa—a—as!" schrie der Vorstand, „na, hör' einmal, Du bist ein köstlicher Kerl. Seit wann gehen denn die Arrestanten auf den Kirchtag?"

„Seit heute, Herr Vorstand."

Dieser schwieg vor Staunen. Endlich sagte er: „Jetzt setze Dich einmal zu mir."

Der geschmeidige Bursche setzte sich ganz nahe zu seinem Zuchthausvater. Der war gut gelaunt und mit dem Hedl war er schon manchen Spaß eingegangen. Er legte ihm die Hand auf die Schulter und sagte: „Junge, wenn ich Dir jetzt das Vertrauen schenke und Dich auf einen Tag frei lasse, was wirst Du machen?"

„Auf den Jahrmarkt gehe ich."

„Gut, und was willst du Dir dort?"

Da blickte ihn der Bursche treuherzig an und versetzte mit leiser Stimme: „Säckelräumen."

„O du vertrackter Strick!" rief der Vorstand und sprang auf.

„Ja, sehen Sie, mein lieber guter Herr," sagte der Hedl flehend, „Sie wissen nicht, können sich's auch gar nicht vorstellen, was das für ein Vergnügen ist! Nicht etwa wegen Geld oder Uhren — beileibe nicht, so weit hat Gott Unsereins noch nicht verlassen, aber — — sich so einen überklugen Bauern herausködern, ihm einen Rausch anzechen, mit ihm nachher ein bissel im grünen Wald spazieren gehen, ihn schlafenlegen auf's weiche Moos und die Säckel aussuchen — Herr Vorstand! als wie das, weiß ich mir keine größere Freud' auf der Welt."

„Galgenstrick!" murmelte der Vorstand.

Einige Wochen später war die Zeit aus; der Sattler-Hedl ging in die freie Welt und schnurgerade dem erstbesten Jahrmarkt entgegen.

Was weiter geschah, fragt die Gendarmen.

---

## April.

Hier begegnen sich die Natur und der Glaube und zauchzen sich das Wort: Auferstehung! zu. Die Kirche steckt ihre Fahnen aus, die Natur ihre Veilchen; die Kirche läßt ihre Orgel, ihre Glocken klingen, die Natur ihren Vogelsang; Weihrauch wirbelt empor an den lichterstrahlenden Altären; bunte Falter flattern über die jung grünenden Auen, die lieben Schwalben tanzen in blauer Luft. — O seid uns gegrüßt, ihr wiedergekehrten goldenen Tage der Frühzeit!

Emsig arbeitet der von seinen zahllosen April-Bauernregeln beseelte Landmann in seinen Gärten und Feldern und neues Leben athmet er ein aus der balsamischen Luft, aus dem wonnigen Hauch, welcher der Erde entsteigt. Der Jäger geht auf Auerhähne, Birkhühner, Waldschnepfen, schier vergißt er auf das Töbten und lauscht mit Ohr und Herz der heiligen Freude des Lebens. Der Tannenforst steht noch in düsterem Grün, als grolle er dem Winter nach; der Laubwald ist noch ein durchsichtiger Schleier, aber seine Zweige sind voll von jungen Blättern und die Mücken tanzen und die Käfer krabbeln. Die Nachtigall hat den Winter über ein schönes Lied gedichtet und schmettert es jetzt hinaus, daß es eine Lust ist, und der Wiedehopf spaziert auf dem Gezweige und verneigt sich fortwährend aus Respect vor einer so schönen Welt und auch vor dem, der sie gemacht hat.

Dem Städter wird's unbehaglich in seinen Mauern, aber weise Stimmen warnen, man dürfe dem April so ganz nicht trauen, das sei ein heimtückischer Geselle. Der berede heute lächelnd, den Pelz nur getrost ins Versatzamt zu

tragen, stibitze denselben in der Nacht aber selber weg, um des andern Morgens dick eingehüllt unter Schneeflocken den Betrogenen höhnisch zu begrüßen: „Aprilnarr! Aprilnarr!“

---

## Bücher.

### Der Naturgenuß.

Eine Philosophie der Jahreszeiten von Hieronymus Lorm. (Bei A. Hofmann & Co. Berlin 1876.)

Ich glaube, Blaise Pascal sagt irgendwo, er sei durch die Lectüre eines Buches angenehm überrascht worden, indem er erwartet hätte, nur ein Buch zu finden, und einen Menschen gefunden habe. Nur ein Buch! Solch' einen Satz konnte doch nur ein Franzose wagen, während es beim Volk der Denker als ziemlich ausgemacht gilt, daß ein Buch mehr als ein Mensch, gleichsam der beste Theil desselben, der Niederschlag seines Geistes sei. Wir haben so lange die Objectivität gepriesen, daß wir darüber blind geworden sind für die Kraft der Subjectivität, die als der ernährende Boden jener gelten kann; kein großer Denker ohne heftige Leidenschaften, ohne eine ausgesprochene starke Individualität, und es gewährt uns gewiß bei einem solchen kein geringeres Vergnügen, im Herzen des Autors, als in seinem Buche zu lesen. — In höherem Sinn ist das hergestellte Gleichgewicht zwischen Objectivität und Subjectivität der Bund der Philosophie und Poesie, welche leider nur zu lange und zu ihrem eigenen Nachtheile getrennte Wege gingen. Seit ich nun meinen Plato gelesen, habe ich nirgends mehr das erwähnte Bündniß schöner erneuert gesehen, als in Lorm's neuestem Werke. Im schönsten Sinne des Wortes möchte ich den „Naturgenuß“ als ein Erbauungsbuch bezeichnen; — in wunderbarer Weise hat es mich ergriffen und mir auf jedem Blatte die Wahrheit seines Motto's: Pectus est, quod fecit philosophum, bestätigt.

Die meisterhafte historische Entwicklung der verschiedenen Phasen in der Verbindung und Trennung von Natur und Geist macht dieses Werk zur einzigen Geschichte der Philosophie, sowie zur einzigen Literaturgeschichte, worin in großen Zügen das Wesentlichste der Geschichte des Menschengeistes fesselnd und anziehend geboten wird. Es läßt sich aber auch ein durchschlagender Erfolg beim gebildeten Publikum voraussetzen, weil eben der philosophische Inhalt in so vollendet schöner künstlerischer Form bestricken muß, während sonst gewöhnlich philosophische und literarhistorische Werke durch ihr theoretisch-graues oder moralisch-härenes Gewand von vornherein die Leser zurückschrecken.

Es gibt Führer, welche keine andere Verpflichtung zu haben glauben, als den Fremden rasch an ein bestimmtes Ziel zu bringen, — andere hingegen bleiben öfters stehen, um den Wanderer bald auf diese, bald auf jene reizende Aussicht aufmerksam zu machen, und führen ihn wohl mitunter auch ein wenig abseits vom Wege, oder erzählen ihm Sagen des Landes, die ein Anderer mürrisch für sich behielte, weil sie den Weg nicht kürzen.

Der Reichthum an Gedanken verleitet den Autor zu kleinen Abschweifungen, für welche der Leser ihm Dank wissen sollte, sie ihm aber oft zum Vorwurf macht. Das Reisen auf der Eisenbahn hat auch einen Theil der Leserwelt verdorben; dieser will rasch an's Ziel kommen und frägt wenig nach der Gegend, die er durcheilt. — Lorm's Buch gleicht einem herrlichen Spaziergang in der Abendkühle; oft bleibt der Autor stehen, uns etwas Bedeutendes zu sagen, und nicht selten sieht man ihm an, daß er sich nur schweren Herzens von einem schönen Punkte losreißt.

Mancher wird vielleicht sagen, daß die Einleitungsnovelle eine unnöthige Zuthat sei, während ich dieselbe keineswegs missen möchte und geradezu behaupte, daß diese Novelle für das Ver-

ständniß des Buches den Weg zum Herzen des Lesers bahnt.

Der „Naturgenuß“ kann daher jedem Gebildeten empfohlen werden, der sich ohne Mühe, Noth und Langweile über Philosophie und deren Geschichte belehren lassen will, einem Jeden, der in großen Zügen auch die Geschichte der Literatur kennen lernen möchte, und dem die Herbarien anderer Literarhistoriker mit ihren trockenen, farblosen Pflanzen und ihrem Heugeruch nicht zuzusagen vermochten. Lorm's echter Dichternatur war es vorbehalten, eine glänzende Ausnahme zu machen; er reicht uns einen duftenden Strauß unverwelklich farbenfrischer und ewig duftender Blumen. — Der Erfolg dieses Buches dürfte hauptsächlich darin liegen, daß wir alle wissen möchten, aber ungern lernen; es erinnert mich an ein englisches Lesebuch: „Reading without tears“, denn von Lorm können wir auf die angenehmste Weise das erlernen, wobei uns Andere, wenn nicht weinen, so doch — weiß Gott — gar häufig gähnen machten.

**E. v. M.**

---

## Geschichte Oesterreichs

vom Ausgange des Wiener Oktober-Aufstandes 1848 von Jos. Alex. v. Helfert. (Prag, F. Tempsky.)

Dieses bedeutende vierbändige Werk umfaßt die Geschichte der Belagerung und Einnahme Wiens, der Revolution und Reaction im Spätjahre 1848, der Thronbesteigung des Kaisers Franz Josef I., des ungarischen Winterfeldzugs und der octroyirten Verfassung. Die strenge Objectivität und der gemäßigte Liberalismus sind es, die jeden Unbefangenen für diese Beschreibung des gewaltigen Jahres einnehmen müssen. Eine Probe von der Anschauungsweise Helferts, die wir in diesem Hefte (Seite 532) zu bieten Gelegenheit haben, mag den Liberalismus des Autors allerdings als ein bischen zu gemäßigt erscheinen lassen; doch ist bei so unerhört maßlosen Uebergriffen, als die geschilderten sind, eine scharfe, bittere Zurechtweisung wohl begreiflich. Anderseits leitet uns der Verfasser liebreich vermittelst seiner klaren, oft künstlerisch schönen Darstellungsweise in alle Schichten der Bevölkerung, macht uns mit allen Verhältnissen jener Zeit bekannt und führt uns eben dadurch tiefer in den Keim und Kern der Revolution, als andere Geschichtschreiber es können, die weniger die Ursachen, als die Wirkungen zu berücksichtigen pflegen.

Das Buch beginnt mit folgender Anekdote. Karl II. sagte zu dem Mailänder Leti: „Sie schreiben, wie ich höre, die Geschichte des englischen Hofes; nehmen Sie sich in Acht, daß Sie damit nicht anstoßen!“ „Sire,“ erwiederte jener, „ich werde thun, was möglich ist; aber wenn man auch so weise wäre, wie Salomo, so würde man es doch kaum vermeiden können, hier oder da Anstoß zu geben.“ „Nun, wohlan,“ sagte Karl von England, „so seien Sie so weise, wie Salomo, und schreiben Sie Sprichwörter, aber keine Geschichte!“

Baron Helfert nun ließ das Sprichwörterschreiben trotzdem Wurzbach-Constant und J. Tandler über, während er selber eine Geschichte verfaßte, deren Helden zum größten Theile noch leben. Hingegen bewies er salomonische Weisheit insofern, als er den ersten Band seines Werkes unter dem Pseudonym G. v. S . . . . . n erscheinen ließ. Die warme Anerkennung, welche schon seinem ersten Bande gezollt wurde, belehrte den Verfasser, daß er nicht Ursache habe, seinen Namen, der wohl bestimmt ist, in Oesterreich lange fortzuleuchten, unter den Tisch zu stellen.

---

## Melodien

Von Ludwig Eichrodt. Verlag von J. L. Metzler, Stuttgart.

Seitdem unsere Dichter vorherrschend das Kunstgefüge herzustellen lie-

ben, welches Ode, Sonett, Parabase, Terzine heißt, ein Gefüge, das jeder bessere Wortkünstler zusammenbringt, seitdem werden die Verse zwar bewundert, aber nicht gekauft. Wie selten gelingt Einem einmal ein Lied! Goethe hat (nach strengstem Maße) zwanzig, Heine ein Dutzend, Platen drei, Uhland sieben Lieder gemacht. Daher mag es wohlthun, wenn ein Dichter dem deutschen Volke plötzlich einen ganzen Band Lieder schenkt. Ludwig Eichrodt nennt seine Gedichte „Melodien," und wahrlich, es ist Musik in Worten und es sind zumeist echt und tief empfundene Lieder, in denen die zartesten und gewaltigsten Gefühle des Menschen unmittelbar, wie in der Volksweise, und edel zum Ausdrucke gelangen. Ein solches Buch hebt man mit Freude empor und zeigt es dem Volke.

---

## Weibliche Journalistik.

In der Probenummer einer neuen Zeitschrift, welche unter dem Namen „Der Idealist" in diesen Tagen ausgegeben wurde, und die sich sehr hübsch und anständig präsentirt, ist Wien als Verlagsort und Herr F. K. Ginzel als Redacteur genannt. Indessen wird das Blatt in Graz gedruckt und zwei junge Mädchen aus hiesigen Familien sind es dem Vernehmen nach, welche das Blatt herausgeben und leiten. Wenn eine gewisse literarische Passion sich in der Frauen-, sogar in der Mädchenwelt geltend macht, so ist eine solche Passion mindestens ebenso verzeihlich, als die Passion für Putz, Koketterie, Tratsch, Spaziergänge im Stadtpark 2c. Aber vielleicht verbergen sich Emancipationsgelüste hinter diesem „Idealisten"? Darüber sucht das Programm die Lesewelt mit aller Entschiedenheit zu beruhigen. Die „geistige Bildung der Frau" wird angestrebt. „Kämpfen wollen wir," heißt es, „für Aufklärung und Fortschritt, für Bildung und geistige Freiheit, die Geißel der Satyre und des Spottes wollen wir schwingen gegen Vorurtheil, geistige und moralische Verkehrtheit" . . . Geistige Bildung der Frauen also! Das stimmt ja so ungefähr mit dem Programm überein, welches vor Zeiten, wenn man den Geschichtschreibern und den Romandichtern glauben darf, die schöne Aspasia zu Athen aufstellte: das weibliche Geschlecht durch den Geist zu befreien — wogegen aber der strenge Euripides Einiges einzuwenden hatte, indem er meinte, daß des Weibes Werth und Adel doch eigentlich nicht auf der Ausbildung seiner erkennenden Kraft, sondern auf der Ausbildung und Veredlung seines Herzens, seines Empfindens beruhe . . .

Handelte es sich übrigens wirklich nur um Verbreitung und Förderung geistiger Bildung bei den Frauen, so könnte man fragen: Bedarf es dazu eines eigenen, von jungen Fräulein herausgegebenen Blattes? Will nicht jede Zeitschrift ein Organ der Bildung sein, und schöpfen die beiden Geschlechter nicht an denselben hinlänglich reichlichen Quellen? — Aber das Programm fährt fort: „Redlich wollen wir Jenen beistehen, die unserer Zeit einen ideelleren Schwerpunkt zu geben suchen und für alles Bessere, Höhere und Schönere ihren Arm erheben! Um das Panier des Ideals wollen wir uns schaaren, an ihm wollen wir festhalten!" — Ideale Gesinnungen also gilt es zu verbreiten? Dafür war es freilich so ziemlich nöthig, ein besonderes Blatt zu gründen. Nur darf man leider Worten und Namen nicht recht trauen, bevor man genau weiß, was eigentlich darunter verstanden wird. Nachdem wir es beispielsweise kürzlich als „Romantik" haben bezeichnen hören, daß ein in begüterter Familie aufgewachsenes, allerdings nicht mehr junges Mädchen einen Bauer geheiratet, mit dem sie die Dorfschenken besucht, wäre es wohl gerechtfertigt, mit einiger Aengstlichkeit dem entgegenzusehen, was sich in unseren Tagen etwa noch „Idealismus" nennen wird. Ich nehme je-

doch an, daß die Gründerinnen des „Idealisten" es mit einer leidlich feinen Sorte von Idealismus zu thun haben wollen. Ich nehme an, daß sie darauf ausgehen, edlere, und vor allem echt weibliche Gesinnungen zu vertreten — zur Beschämung jener beklagenswerthen Frauengeschöpfe, welche gehirn- und herzlos wie vom Winde gejagte Distelköpfe durch's Leben hüpfen, und derjenigen, welche schon blasirt geboren wurden oder in blöder, stumpfsinniger Gier nach armseligen Unterhaltungen aufgehen, sowie auch derjenigen, die in ein drolliges Erstaunen gerathen, wenn sie merken, daß junge, vielleicht gar hübsche Personen ihres Geschlechts, welchen doch der gesellige Umgang mit dem k. k. Militär offen stünde, sich für Poeten und Poesie und ähnliche Dinge begeistern mögen! — —

Wie steht es aber nun mit den zur Durchführung eines solchen Programmes nöthigen Kräften? In dieser Beziehung kann ich nicht umhin, einer gewissen Besorgniß Raum zu geben. Auf literarischem Gebiet läßt sich heutzutage nur noch durch reife und überlegene Talente eine Wirkung erzielen. Die beiden Gründerinnen des „Idealisten," auf die es doch hauptsächlich ankommt, debütiren in der Probenummer mit mädchenhafter Schüchternheit, und ihre journalistischen Jungfernreden sind so kurz gerathen, daß die Frage, was sie auf schriftstellerischem Gebiete zu leisten berufen sind, vorläufig offen bleibt. In dieser Beziehung kann man, wenn man will, noch immer Gutes hoffen; schwerer dagegen ist das Bedenken zu überwinden, ob junge Damen im Stande sind, an einem Blatte nicht bloß hervorragend mitzuwirken, sondern auch an der Herausgabe, Leitung und Administration desselben sich zu betheiligen? Dazu gehört Gewandtheit und Erfahrung mannigfacher Art; kann man diese bei jungen Mädchen voraussetzen? Man muß sich da wohl auf liebenswürdige Naivetäten und auf eine reizende Unbeholfenheit gefaßt machen, wie sie sich schon in der Probenummer z. B. darin kund gibt, daß an der Spitze des Blattes zwar die Abonnementspreise desselben angegeben sind, aber nicht, wie oft es erscheinen soll, ob es eine Wochen- oder Monatschrift ist.

Aber vielleicht schlägt der „Idealist" in seiner weiteren Entwicklung diese Bedenken nieder. Die nächsten Nummern, wenn überhaupt noch welche erscheinen, werden ja darüber entscheiden, ob die jugendlichen Gründerinnen auf dies ihr kühnes Unternehmen dereinst als auf eine ernst zu nehmende und gelungene Sache zurückblicken können, oder ob sie die Probenummer ihres „Idealisten" nach Jahren beiläufig mit dem Lächeln betrachten werden, mit welchem sie jetzt auf eine vergessene Puppe aus ihrer Kinderzeit blicken, die sie in einem Winkel ihres Schrankes entdecken. **R. Hg.**

---

## Postkarten des Heimgarten:

**B. R. in Graz:** Nur Vertrauen. Jedermann ist nicht indiscret und — Jugend ist kein Verbrechen.

**Herrn Baron D. S. F.:** Sind Ihnen dankbar, daß Sie uns Gelegenheit geben, zum Kalchberg-Artikel (5. und 6. Heft) nachzutragen, daß noch ein zweiter Sohn des Dichters Kalchberg am Leben ist. Derselbe, Albert Ritter von Kalchberg, ist als Doctor der Medicin seit vielen Jahren in Friesach (Kärnten) verdienstvoll thätig.

**W. von R. Mainz:** Ueber ihren „Sinngedichten" Stunden sinnend zugebracht — keinen Sinn gefunden.

**Gl. † Wien:** Sie frieren in Ihrer Stube und schreiben Novellen, um sich Brennmaterialien kaufen zu können? Für den „Heimgarten" bitten wir erst zu schreiben, wenn Ihnen warm sein wird; Unverfrorenheit ist die erste Bedingung eines Schriftstellers.

Auf die im 5. Hefte angeregte Frage, warum sich die Menschen küssen, antwortet ein „schwarzer Domino":

Liebe ist es, Herzensleben,
Was die Köpfchen läßt erheben,
Lippen läßt zusammenschweben.
Heiße Gier ist's und Verderben,
Kannst am Kuß der Falschheit sterben,
Gibt ja viele Judas-Erben. —
Freundschaft, süße Himmelsblüthe,
Mutterliebe, Vatergüte,
Mit dem Kuß Dich Gott behüte!

Druck von Leykam-Josefsthal in Graz. — Für die Redaction verantwortlich P. K. Rosegger.

Heft 8. Mai 1877. I. Jahrg.

# Die Grabrede der Gräfin Sittner.

Von

**Emile Mario Vacano.**

Es war einer jener Vorfrühlingstage über der Stadt und der Gegend von Peltenberg, wo wir fast mit einem Schlage den ganzen vollen Sommer zu athmen glauben, während uns eigentlich noch Winterbilder umgeben. Einer jener Tage, wo man die warmen Shawls und Halstücher zu Hause läßt, wo man alle Fenster des Hauses öffnet und das Herz auch, um den lieben Gast einzulassen, den Lenz: in die Zimmer und in die Seele. Es überkommt uns da wie eine Befreiung aus langer Gefangenschaft. Man wird glücklicher ohne Grund, und man wird besser ohne Grund.

Nicht umsonst haben die heidnischen Völker die Sonne zu ihrem Gotte gemacht: die Griechen mit ihrem Herakles, die Perser mit ihrer allgütigen Feuerkugel, die Asiaten mit ihrem Wischnu, die Römer mit ihrem sol invictus hatten Recht: nichts ist göttlicher, unwiderstehlicher allmächtig als die Sonne; nur lasterhafte Gemüther scheuen sie, jeden Armen und Elenden macht sie reicher, jeden Edlen und Echten macht sie stärker und willenhafter. Die Geburt der Sonne ist in der That zugleich die Geburt des Erlösers der Welt, Heidenthum und Christenthum reichen sich dabei die Hände zur trauten Weihnachtszeit und die verheißene Freude, das arme Kindlein in der Krippe, wächst von Tag zu Tag und erhellt zuletzt den ganzen Erdenball. Das Eis ist noch nicht ganz geschmolzen zwischen den Räderfurchen der Landstraße, aber kleine grüne Knospenaugen erwachen schon allenthalben an den Bäumen. Der Flieder will schon blühen und er reift in den Gewächshäusern schon zur vollsten Traubenpracht.

Auf dem flachen Lande draußen hat es tagelang recht wild und laut gestürmt, und der Thau hat von allen



Digitized by Google

Bäumen geregnet. In den geschützten Auen blicken schon die weißen Gänseblümchen und der zartrothe Helleborus aus dem braungrünen, überjährigen, sumpfigen Wiesengrase.

In den Straßen der Garnisonsstadt tropft es von allen Dächern, die Sonne rieselt durch die Eisrinnen, alle Fenster sind offen, Veilchenmädchen bieten schmutzstarrend an den Straßenecken ihre duftende Waare feil.

Der Himmel ist reinblau, nur wie durchgekehrt von silberweißen Strichwolken, als wolle man ein- für allemal mit dem Schnee fertig werden. Die Erde und der Himmel entsenden feine, süße Düfte, die sich kreuzen und vermengen. Es ist ein wonnevoller Wiedergeburtstag der Natur, an welchem jede Seele Hoffnung faßt, weil die große Schönheit der Natur alle Bande gesprengt hat.

Gräfin Mila Vaccaj stand in dem Salon der Wohnung, welche sie mit ihrem Vater General Vaccaj in der Klostergasse bewohnte. Die Fenster des Salons führten auf die Gasse und waren weit offen. Mila Vaccaj stand an einem Albumtische und richtete einen Fliederstrauß in einer milchweißen Glasvase. Sie ordnete die Blüthentrauben und tauchte dabei manchmal ihr junges, schönes Gesicht in die Blumenfülle, deren Duft sie in vollen Zügen einsog. Wie sie sich dann aufrichtete, fiel ihr Blick durch das Fenster, in dessen Nähe der Tisch stand. Lenzvögel trillerten hochoben in den weißwolkig durchfurchten tiefblauen Lüften; Kinder, die zum erstenmale wieder durch die Gassen tollen durften, lachten hellauf, wie sie einander jagten.

Auf dem Trottoir, welches dem geöffneten Salonfenster gegenüberlag, ging ein junger Mann in dunkler österreichischer Offiziersuniform vorüber. Es war ein Fremder, Mila kannte ihn nicht. Es war ein großer, kräftiger Mann mit dunklem Haar und dunklem Blicke und dunklem Vollbart; jung, aber ernstschauend. Sein Blick streifte das offene Fenster, dann die übrigen Fenster des Hauses. Einen Moment hielt er an und salutirte herauf — auf ein Nebenfenster. Dann ging er weiter und trat in das Palais des Barons Lapresti.

Mila Vaccaj wandte sich wieder in's Zimmer zurück. Mit ihren feinen weißen Fingern fuhr sie noch einmal durch die Blüthentrauben und neigte sich auf sie hinab. Sie war zwanzig Jahre alt und sehr schön und sehr blond und sehr stolz, ohne hochmüthig zu sein. Vorübergehende kümmerten sie sonst wenig. Es war nur der Zufall eines Augenblickes, daß sie hinabgeschaut hatte, weil das Fenster weit offen, der Himmel so blau und die Vöglein so laut waren an diesem Lenztage.

* * *

Peltenberg ist eine alte giebelige Stadt mit vielen alten Adelspalästen in schlummerstillen Gassen; eine jener Städte, wie Pensionisten aus guten Familien und adelige Sonderlinge, die sich eben die Last der Hofetiquette nicht anthun wollen, gerne wählen. Es ist also lauter gutes Blut da, viele Offiziere, zwei Hauptwachen, und das übrige ist Beamten- und Bürgerstand, der zwar ganz lustig unter sich lebt, aber bei weitem der Stadt nicht ihren Charakter verleiht, den sie ausschließlich von den alten Palästen erhält, auf deren Wällen Gras wächst und deren große Thore sich nur auf die Klingel des Bedienten öffnen, welcher bei der Heimkehr der Herrschaft vom Bock springt und den Wagenschlag öffnet. Es liegt etwas unbeschreiblich abgeschlossenes, sicheres und eben dadurch anheimelndes und selbst malerisches in solchen Familienhäusern. Ueber dem Thore prangt das Wappen des Namens in zerbröckelnden Sandstein gehauen. Die Fenster des ersten Stockwerks sind meist geschlossen und verhängt, da die Herrschaft in dem

Garten zu wohnen pflegt. In dem ganzen großen Palais sind (jour-fixe-Tage ausgenommen) allabendlich bloß 5, 6 Fenster beleuchtet, was ihm ein echtes bouquet de noblesse verleiht: ein so großes, stattliches Haus, welches einem Zinshausherrn viele Tausende einbrächte, bloß von einer kleinen Familie und ihren Domestiken bewohnt. On dira ce qu'on voudra, es liegt darin etwas wirklich Malerisches, weil etwas freiwillig Einsames darin liegt. Leid und Schmerz mögen wohl auch in diesen Räumen wohnen, aber wie gesichert sind sie vor der Welt selber; sie laufen nicht zum Nachbar und klagen sich nicht aus. Und wenn das Hochmuth ist, so ist es ein muthiger, ein zielbewußter.

Das große Thor bleibt, wie gesagt, immer geschlossen, und das Kommen und Gehen der Bedienten und der Geschäftsleute und der unvorhergesehenen Besuche wird durch eine kleine Seitenthüre vermittelt. In die großen Höfe münden die Remisen und Stallungen. Oft steht nur ein Wagen in den ersteren und bloß ein Zweigespann in den Letzteren. Aber der Wagen ist sicher von echtem Shape und die Pferde von guter Race. Die kleinen Gärten hinter den Familienhäusern haben hübsche, wohlgepflegte Warmhäuser und der Gärtner sorgt stets dafür, daß die Gartenwand des Palais hochüberwuchert wird von Grün. Auf den Dachfirsten stehen meistens alte Götterbüsten, die sich gern zum Versammlungssockel wilder Tauben und anderen regellosen Vögelgesindels hergeben. Denn die heimlosen Vögel haben eine besondere Passion für Paläste oder Kirchen: sie wissen die Ruhe in denselben besonders zu schätzen, sie sind entschieden aristokratisch und clerikal gesinnt und an Frühlingsabenden da tönt in den Palastgärten ein gellendes und dennoch keineswegs unharmonisches Concert von tausend Schmarotzern, die sich da so ungestört wissen, wie im Walde selber.

So ist ein Palais, und so sind mehr oder weniger alle, welche dem schönen alten Peltenberg seinen Charakter von Abgegrenztheit, Behaglichkeit und Würde verleihen.

Mila Vaccaj und ihr Vater bewohnten den lautesten unter all diesen stillen Palästen. Denn General Vaccaj war ein echter alter Soldat, lebenslustig, frank und freudenfroh. Sein silberweißes kurzgeschorenes Haar und sein grauer Schnurbart machten keineswegs den Eindruck des Greisenhaften bei diesem strammen Manne, der so laut redete, so frisch und wacker in allen seinen Ansichten und so reich an Lebensinteresse geblieben war. Er war einer jener wenigen Generale, die nur schöne Schlachten gekämpft hatten in ihrem Leben, und in deren Gesellschaft man das Prächtige, welches im despotischen Militarismus liegt, wirklich nach seinem echten Werthe würdigen und liebgewinnen konnte. Sein Haus war daher auch der Lieblingsort aller besseren Officiere aus den besten Familien, die zudem sämmtlich mehr oder minder mit ihm verschwägert waren. Seine Tochter Mila nannte er nie anders, als „meinen Milus“; denn General Vaccaj konnte sich nie ganz darüber trösten, daß ihm seine Gattin nicht einen Jungen bescheert hatte. Mila Vaccaj, ein junges, zwanzigjähriges Mädchen, war die echte Tochter ihres Vaters, im besten Sinne des Wortes. Frei und frank, dabei züchtig und mädchenhaft lieblich. Eine kühne Reiterin und ein gehorsames Kind. Eine junge Dame, die mit den Gästen ihres Vaters gern eine Cigarette rauchte, die aber — meist an der Seite ihrer alten Cousine Helly, die einen grünen Schirm über den Augen trug — die Honneurs Papa's auf eine so stolze und offene Weise machte, daß sie in der ganzen kleinen großen Welt als ein Musterspiegel ausgeschrien ward, der es nie im Traume eingefallen war, eine Koketterie zu

machen oder gewisse banale Complimente zu verstehen. Sie war, wie gesagt, classisch schön mit ihren regelmäßigen, energischen und dennoch weiblich weichen Zügen, mit ihrem Goldhaare, mit ihrer schlanken, hohen, biegsamen Gestalt.

Es gibt eben Schönheiten und Mädchenhaftigkeiten, denen man sich nie „die Cour zu machen" getraut. Nicht weil sie stolz, sondern weil sie zu offen und hellherzig, nicht weil sie zu prüde, sondern weil sie zu rein sind. Manches Männerherz hätte in ihr schon das schönste Glück seines ganzen Seins sehen mögen; sie hatte mit diesem Bewußtsein, mit diesem Herzen nie gespielt, weil sie nicht eitel war. Sie hatte es übersehen, wie nur ein reines, frohlebendes Mädchenherz dies vermag. Man nannte sie l'écuyère prude, wie man die Fürstin Pauline Metternich la belle laide nannte.

Sie pflegte alltäglich bei gutem Wetter auszureiten. Manchmal ritt Papa mit, manchmal einer ihrer Onkel, Major Mirbach oder Rittmeister Szalay, immer aber der mürrische Reitknecht Pold, der schon von seiner Jugend auf in Diensten des Herrn Generals gewesen ist: ein lederhäutiger, derber alter Bursche, ein sogenanntes Hausmöbel.

An diesem Tage reitet Papa Vaccaj nicht mit. Er hat Briefe zu schreiben an alte Kriegskameraden und „es sitzt ihm was im Bein". Mila Vaccaj reitet mit Onkel Mirbach und Onkel Szalay und Pold. Die beiden Offiziere erwarten sie im Hofe. Ihr Black ist gesattelt, Pold, der auf dem Pferde des Generals sitzt, hält ihn am Zügel. Mila, das blautuchene Reitgewand über den Arm gehißt, geht in die Zimmer Papa's.

Der alte Mann erhebt sich vom Schreibtische. Er lebt und stirbt nur in seinem Kinde. Er, der in so vielen Schlachten dem Tode muthig in's Auge geblickt hat, bekommt feuchte Augen, so oft er sein Kind sieht. Er liebt es mit abgöttischer Liebe. „Was ist, Milus, mein Junge?" —

— „Nichts, Alterchen." (Alterchen ist der Liebesname, den Mila ihrem Vater gibt.) „Nichts, als daß ich Dir einen Kuß geben muß vor dem Ausreiten." —

„Dank' Dir, Mus, mein Junge. Und wie schön Du wieder aussiehst! Und so verwegen dabei. Nimm Dich nur in Acht und sei nicht zu kühn. Setze über Gräben hinweg, aber miß früher die Distanz mit den Augen. Nicht so blind hinein. Du und Black, Ihr seid ja ein paar Teufel, die allzuviel auf Gott vertrauen."

„Fürchte Dich nicht, Papa. Es ist ein so herrlicher Tag!"

„Kind, am allerherrlichsten Tage kann man den Hals brechen!"

Mila lacht auf und küßt ihn. „Alterchen, das glaube ich nicht! Wenn's so schön draußen ist, und wenn die Sonne so hell scheint, da ist mir, als könne es kein Unglück geben auf der Welt, und nichts Schlechtes oder Böses! Weißt Du nicht, daß die Sonne strahlend geschienen hat, wie Napoleon der Große die Schlacht von Austerlitz gewann?"

„Du kleiner abergläubischer General Du!" machte der Alte entzückt. „Aber Recht hast Du! Nur keine Furcht. Das bringt öfter gesund heim als die Vorsicht. Und nun Adieu. Ist Mirbach mit?"

„Ja, und Szalay. Sie sind unten im Hofe. Die Onkel werden bei uns speisen."

„Weiß es die Maruscha?"

„Ja."

„Das ist mir lieb. Sag', sie soll auch an ein Couvert mehr denken."

„Für wen, Alterchen?"

„Für einen jungen Menschen, Milus, der sich mir gestern Abends im Casino vorgestellt hat. Ein Musteroffizier. Sohn vom alten Magdeburg-

Sittner, meinem Rang-Kameraden. Ist Officier bei Ratzbach-Infanterie. Josef Sittner, von den Sittner's, die auf Schloß Bioven sind. Er grüßte mich schon heute früh, wie er vorbeiging. Macht seine Visiten dahier in Peltenberg. Hat Urlaub, weil er seine Prüfung für die Kriegsschule so gut abgelegt hat. Ist verwandt mit den Lapresti's drüben, den Geldbaronen. Nun, was schaust Du so?"

„Nichts, Alterchen, ich horchte bloß. Will's der Maruscha sagen. Und Adieu jetzt. Wie schade, daß Du nicht mitkommst! 's ist ein so prächtiger Tag!"

Ja, ein prächtiger Tag war's, ein echtes Frühlingswogen, Frühlingsduften und Frühlingsschimmern lag über der Welt. Die Fenster des Corridor's, den Mila durcheilte, waren weit geöffnet. Mirbach und Szalay ließen unten im Hofe unter den Akazien schon die Pferde scharren. An der Küche vorüberkommend, blieb Mila auf der Schwelle stehen und gab Maruscha die Zahl der Couverts für das Diner an. Die alte krainische Köchin wischte sich die Hände an der Schürze rein, denn sie konnte mit „ihrem Fräulein" nie anders reden, als indem sie dasselbe irgendwo wie beschwörend anfaßte. Und das that sie auch jetzt, wie sie mit ihrem zahnlosen Munde und mit ihrer wichtigen Weise rief: „Also für Papa, Comtesse, Onkel Mirbach, Szalay, Tante Helly und für einen Herrn Officier? Gut. Schön. Aber ausreiten! Ausreiten heute, Comtesserl! Nein! Bitte, thun Sie das nicht. Wissen Sie, was heute für ein Tag ist? Ein Unglückstag für Ihre Familie. Ich weiß das. Sie kennen doch den Ring, den Hexenring, der die Vaccaj's beschützt, immer und immerdar, nur am heutigen Tage nicht? Da muß immer ein Unglück geschehen! Da ist der selige kleine Bruder gestorben, da hat sich der alte Mann bankerott erklärt, der so viel von Ihnen gehabt hat — Sie wissen ja — und heute wollen Sie ausreiten?"

Mila lachte herzlich auf. Sie strich sich das Haar aus dem Gesichte, dessen Wangen so frisch und gesund geröthet waren, wie die eines lustigen Kindes und sie zog sich ihre Reitrobe herab und ließ ihre Peitsche in der Luft schnalzen. „Nicht reiten? Unsinn! Unglück haben? Unsinn! Um drei Uhr sind wir zurück! Und daß da die Rehpastetchen recht braun sind, Maruscha, hörst Du? Wir haben ja heute auch einen fremden Gast." — Dann lief sie hinab in den Hof, schwang sich auf Black und die kleine Gesellschaft sprengte aus dem Akazienhofe. Die großen Hunde, die nicht mit durften, bellten laut und wimmernd nach. Lerchen jubelten in der blauen Frühlingsluft oben. In den Alleen außerhalb der Stadt kämpften Nebel mit der Maiensonne. So frisch war Alles, so hell, so knospend. Und ohne Unfall kamen sie heim, allen albernen Ahnungen zum Trotze.

Man hatte Hunger. Der neue Gast Graf Sittner de Bioven ward neben die Herrin des Hauses, neben Mila Vaccaj placirt. Es war der junge Officier, der an diesem Vormittage heraufgegrüßt hatte, der dunkellockige, dunkelschauende junge und stolze, der seine ersten Triumphe als braver Kriegsstudirter in der Garnisonsstadt hier bei den Verwandten und Freunden seines Papa's verleben sollte.

* * *

Graf Josef Sittner war der Sohn eines guten deutschen Vaters, eines jagdlustigen sportgewaltigen, und einer spanischen Mutter mit großen, dunklen traumvollen und flammenden Augen. Er war ein offener und leidenschaftlicher Charakter zugleich: die Seele in den Augen, das Herz auf der Zunge. So jung noch, ein wahrer Cherubim dem Alter nach in seiner stolzen goldverzierten Uniform, und

doch schattete schon ein dunkler Vollbart seine lachenden, frohen, stolzen Lippen. Er wohnte in Peltenberg bei einem Regimentskameraden, einem schweigsamen, alternden Menschen und sein erster Besuch war bei seinem Cousin dem Baron Demetrios Lapresti, dem Hofrathe und ci-devant-Banquier, einem sehr reichen Adeligen von der Hofball-Sorte.

Baron Lapresti war nach dem echten Recepte seiner Sorte. Sehr dick, sehr ängstlich auf den Anstand des Hauses, sehr freigebig und mit dieser Freigebigkeit ein bischen zu viel Lärm machend; ein bischen zu viel vom Hofe redend; beim Mittagmahl selbst unter vier Augen stets eine weiße Cravatte tragend, der Bedienten wegen. Dabei aber wirklich liebenswürdig, gutherzig und in seiner Weise gentlemanlike. Er hatte eine zweite Frau und eine Tochter aus erster Ehe. Seine junge Gemahlin war von uraltem oberherrlichen Adel, eine kleine deutsche Fürstentochter, sehr fromm, sehr sentimental, sehr durchsichtig und fast immer „indisponirt", an Medicinen kränkelnd und an einer unsagbaren Faulheit. Dieses durchsichtige, dahinschmachtende Geschöpf hatte entsetzlich viel damit zu „arbeiten", daß es als geborne Splitterich-Runebein durch's Leben zu wanken hatte.

Die Tochter erster Ehe Lapresti's war eines der lieblichsten Geschöpfe, die sich denken lassen. Achtzehn Jahre alt, mittelgroß und voll, mit einem bezaubernd schönen Gesichtchen, wie man es nur auf den feinsten Modejournalen findet; fast beängstigend hübsch. Ihr Haar war wie gesponnenes Gold. Sie hatte einen feinen mädchenhaften Geschmack in der Kleidung. Sie spielte Schumann und Beethoven auf wirklich entzückende Weise, sie hatte eine herrliche Sopranstimme und eine nicht gewöhnliche Kehlenfertigkeit. Sie plauderte in drei, vier Sprachen. Sie war belesen genug und gut belesen. Dabei hatte sie das Glück, nicht kokett sein zu müssen, da sie wirklich liebenswerth und liebenswürdig war. Sie hatte eine bescheidene und doch geradeheraus plaudernde Weise sich zu geben; sie war tactvoll wie eine junge Dame und dabei aufrichtig wie ein Kind. Sie spottete und neckte gern, aber nur lustig, nie böse; sie hatte genug Geist, um stets das Richtige zu finden. Sie war ein durch und durch bezauberndes Geschöpf und hatte so viele Anbeter und Freier, als die gute Gesellschaft freie Männer zählte. So war Jenny Lapresti. Auf der Gasse hatte sie stets eine Gesellschafterin, Fräulein Warner neben sich, welche sich einbildete, der Urtypus aller Marlitt'schen Heldinnen zu sein.

Wie Graf Sittner seinen ersten Besuch im Palais Lapresti machte, war die Dame des Hauses wie gewöhnlich indisponirt. Baron Lapresti empfing seinen Cousin, den stattlichen jungen Officier mit dem ihm eigenen aimablen Lärmen im Terrassensalon und fragte nach dem ganzen Hofkalender. Auch Jenny Lapresti erschien bald darauf im Salon: schön, lustig, lebhaft, mädchenhaft und anzusehen wie eine Feenpuppe. Und ohne Mamsell Marlitt, die nur einen Augenblick an der Thür erschien und einen Blick auf den jungen Cavalier warf, starr und schmachtend. Dann verschwand sie wieder klein, gelb, verbissen, um darauf zu warten, daß sich der Graf in sie, in die kleine, trotzige, unterdrückte Gesellschafterin verliebe, wie es ja seine Pflicht war, wenn er überhaupt neue Literatur getrieben hatte.

Der junge Officier fühlte sich merkwürdig heimisch hier. Onkel Lapresti war so komisch laut und dabei so herzlich — ein Goldmensch, bis in's geringste Gliedlein seiner Uhrkette hinein. Und Cousine Jenny, mit der er als Kind in irgend einem Seebade droben „Muscheln" gespielt hatte, wie wundervoll war die geworden! Dem jungen Krieger, der eben aus harten,

streng geschulten Officiersprüfungen und Cadettenerziehungen kam, konnte es nicht besser gehen als den erfahrensten Lebemännern der guten Gesellschaft: er fand Jenny Lapresti reizend, er fand die glänzende Helle des Frühlings und der Jugend um sie gebreitet.

„Sie müssen unser Haus als Ihre zweite Heimat betrachten, so lange Sie hier sind, Josef", sagte Lapresti herzlich. „Sie dürfen nicht vergessen, daß Ihre Mutter, Dona Maria de Magonza die nächste Verwandte und theuerste Freundin meiner seligen Gräfin Amélie von Lechhausen gewesen ist. Es ist abscheulich, daß Sie nicht Ihre Wohnung bei uns genommen haben. Der Gartentract wäre Ihnen zur Verfügung gestanden. Beim Hauptmann Saller wohnen Sie? Da bekommen Sie ja Kopfweh vom Sägen."

„Ja, die Laubsäge ist die unzertrennliche Gefährtin Saller's", lachte Sittner. „Nun, ich werde mich so viel als möglich aus dem Bereiche derselben halten." —

„Oh, so eine Laubsäge hat eine eigenthümliche Anziehungskraft", rief Jenny eifrig und mit großen lachenden Augen. „Sie haben keine Idee, wie gefährlich so was sein kann. Sobald Einer unserer Cavaliere dergleichen angeht, ist er auch schon verloren für die Gesellschaft. Vor ein paar Wochen war er vielleicht noch ein recht liebenswürdiger Mensch in der Soirée. Heute kommt er spät, stellt sich in eine Ecke, redet nicht mehr mit den Damen; wenn getanzt wird, verkriecht er sich in's Rauchzimmer, wenn wir lachen, macht er ein grämliches Gesicht, als ob er Bittersalz auf der Zunge hätte und wenn eine Landpartie arrangirt wird, setzt er sich auf den Proviantwagen, das Kinn zwischen die Knie gestützt und mit zwei großen, verdrießlichen Falten um die Nase herum. Und fragen Sie, was Schuld an dieser Umwandlung sei, an dieser Versumpfung eines liebenswürdigen Gesellschafters? Mein Gott — ganz einfach: er hat sich der Laubsäge ergeben!" —

„Hätte ich doch nie gedacht, daß diese unschuldige Waffe so tiefe Verheerungen anrichten könne!" —

„Gewiß!" — machte Jenny Lapresti eifrig und schüttelte ihr blondes Haar zurück. „Fragen Sie nur alle Damen hier. Wenn uns auf den routts ein neuer Herr vorgestellt wird, ist unsere erste Frage an den Vorsteller: „Hat er eine Laubsäge?" Das fragen wir natürlich ganz still, in's Ohr!" — damit lachte sie glücklich auf. „Und lautet die Antwort ja, so ärgern wir ihn sogleich von allen Partien fort."

„Das ist ja eine ganze Verschwörung!" machte Graf Sittner und interessirte sich schrecklich für die Sache. „Und es muß lustige Partien geben da? —

„So ziemlich", sagte Lapresti laut. „Man ist so ziemlich gut Freund von Haus zu Haus. Bei uns wird alle Montag geplaudert."

„Trotzdem die Frau Baronin stets kränklich ist?" —

„Eben deshalb vielmehr", — sagte Lapresti. „Im Vertrauen gesagt, meine Frau ist nur gern ungestört. Verschlossenes Gemüth, wissen Sie, Josef, von Geburt aus. Mein Gott, bei gekrönten Familien kein Wunder! Sie geht nicht einmal in den Garten hinab — es bleiben doch manchmal Leute an dem Gitter stehen und gaffen herein; man kann's nicht verhindern — sie sehen eben nicht alle Tage eine Fürstin von der souveränen Familie Runebein. Apropos, Josef, Sie müssen sich den Garten ansehen. Kostet viel, ist aber exquisit. Habe einen Harlemer Gärtner und zwei Harlemer Burschen. Geht hinunter, Kinder, c'est à toi, Jenny, de faire la déscription. Ich komme gleich nach."

Und die beiden Leute schritten aus der offenen Thür in den Garten hinab,

der schon geputzt und gerichtet und hergestellt war zum Empfange des Frühlings. Das liebliche Mädchen hatte ihren Arm auf den ihres Cousins gelegt; dabei hißte sie ihre graue Seidenrobe an der Schleppe empor. Die feinen Blonden der Aermel spielten dabei um ihr weißes Handgelenk, um welches sich Goldschlangen rankten wie Schlänglein. Andere Goldschlänglein, von langem weichen Lockenhaare gebildet, spielten ihr um den weißen jungfräulichen Hals. Ihr war so wohl mit ihrem „Cousin“, viel besser als mit ihren fremden Anbetern, daß sie recht fröhlich plauderte. Ihr helles Plaudern und das Singen der Vöglein in den Lüften vermischte sich zu einem wunderbaren Concerte in dem Herzen des jungen, unentweihten, ernsten, reingebliebenen jungen Mannes zu einer Harmonie, deren Reiz er sich nicht entziehen konnte. Wie schön war es da, wie froh war er!

„Ich bin so froh, daß Sie hier sind, Cousin. Denn, wissen Sie, es ist eigentlich unerträglich für mich. Papa kümmert sich nicht viel um mich. Mama, nun, Mama werden Sie ja kennen lernen. Sie ist so gut — wenn man sie allein läßt. Sie ist, was man sagt: n e g a t i v. So wie die alten Daguerreotypen, Josef, wissen Sie? Die man nach allen Seiten drehen und wenden kann, ohne daß man etwas anderes sieht als — Glas.“ —

Josef lachte laut auf. „Wissen Sie, daß das ein köstlicher Vergleich ist? Aber Sie müssen ja doch nie Langeweile haben, Cousine?“ —

„Natürlich nicht!“ — machte sie heiter. „Wer sagte das? Ich amüsire mich ganz gut . . .“

„Mit so vielen Freiern.“ —

„Woher wissen Sie das?“ —

„Von aller Welt.“ —

„Bon. Aber mit denen unterhalte ich mich am allerwenigsten.“ —

„Aergert es Sie, geliebt zu werden?“ —

Das schöne Mädchen lachte auf. „Warum nicht gar — das ist ja ein großer Spaß. Nur wissen Sie, Cousin, mit Leuten, die verliebt sind in mich, in mein Geld oder in Papa's Connexionen, da redet es sich nicht so leicht und harmlos wie mit Jemandem, der einem verwandt ist. Denn ich, ich rede gern ernst — dann und wann.“

„Wirklich?“ —

„Wenn Sie daran zweifeln, halten Sie mich also für ein recht närrisches, gedankenloses Wesen. Nun, vielleicht haben Sie Recht von Ihrem Standpunkte aus. Aber ich möchte nicht, daß Sie mir das noch nach vier Wochen sagten“ — sagte das junge Mädchen mit einem jähen Ernste in ihren glanzvollen blauen Augen. „Ich brauche eine kleine Zuflucht, wissen Sie. Ich bin recht glücklich, o so glücklich! Aber alle Welt hält mich für oberflächlich, für ein Kind. Ich bin vielleicht kindisch, aber ich möchte es manchmal nicht sein. Ich möchte manchmal —“

„Nun, was denn?“

„Ich möchte mich grämen können“, sagte Jenny Lapresti mit reizendem Ernste. „Wohlverstanden, nicht über mich, aber über Andere. Mir ist manchmal so . . . . so wie sehnsüchtig nach ein bischen Trübheit. Ich möchte schon älter sein, ich möchte nicht immer hören und merken, daß ich reich bin und — und nicht häßlich.“

„Dafür brauchten Sie einen Cousin?“, sagte er lachend.

„Ganz recht. Gott! So ein Cousin, so ein Vetter, das war immer mein Ideal. Nein, wirklich, ich habe oft gedacht an Sie, Josef. Aber am Ende, wie konnten Sie geworden sein? Und nun sind Sie da, groß, stattlich, recht männlich, Sie haben einen dunklen Vollbart und Sie haben dunkle, so ernste Augen und sind selber ernst.“

„Wenn ich lange bei Ihnen bin, glaube ich, werde ich nicht finster schauen. Das ist nur noch Schulstube.“

„Da sehen Sie! Sie denken auch, ich sei ein albernes Ding, das nur lachen kann.“

„Wie glücklich sind Sie!“

„Aber nein, das ist nicht wahr. Ich will nicht mehr lachen.“

„Das meinen Sie nicht im Ernste.“

Jenny Lapresti lachte schon wieder mit kindischer Verzweiflung. „Da sehen Sie, ob ich nicht Unglück habe!“

„Aergert Sie denn Niemand! Haben Sie keine Gesellschafterin?“

„Natürlich, wie könnte ich denn sonst spazieren gehen? Aber Mademoiselle Warner ist so komisch; sie bildet sich immer ein, sie müsse plötzlich das Herz eines Mannes gewinnen, welcher Mama, mich und Papa und unsere ganze Gesellschaft recht derb und öffentlich herunterschimpft, weil wir es wagen, ihr eine Gage zu geben. Das kommt nämlich immer vor in den Geschichten, welche sie mir vorliest und wobei sie mich immer mit einem Ausdrucke ansieht, als wollte sie sagen: Siehst du, so wird's kommen! Kann man sich über so etwas ärgern, selbst wenn es unausstehlich ist?“

Nein, man konnte sich über so etwas nicht ärgern. Und die beiden jungen Leute, das kindische Spottvöglein und der stramme, dunkelschauende junge Officier, gingen mit strahlenden Gesichtern Arm in Arm durch die Gartengänge. Es war ein echter Harlemer Garten. Frühzeitiger Rasen war wie Sammt über die Einfassungen der einzelnen Beete gelegt; Treibhausblumen, wie aus Porzellan geformt, waren in die wärmere Sonne herausgesetzt worden; alle Beete waren so flachgekehrt und unberührt, daß man sah, es gab keine Kinder im Hause und für die Kinder, welche zu Besuche kamen, wäre eine große Strafe darauf gesetzt, wenn sie über die Einfassung treten würden. Ein Garten, der sich förmlich vor dem Sommer fürchtete. Dazwischen stand ein alter gräubärtiger Gärtner, mit echter holländischer Bullboggsmiene, vor dem selbst die souveräne Baronesse Jenny Furcht zu haben schien. Da stand er, wie ein lebendig gewordenes Bild von Ostade, überspielt von den Zweigen gestutzter Bäume. Das Natürlichste an diesem reizenden Garten war seine junge Herrin, die zu plaudern fortfuhr dem ernsten Cousin, der ihr mit allen Gründen bewies, sie solle um Gotteswillen fröhlich bleiben; aber alle diese Gründe lachte sie mit kindischen treffenden Bemerkungen in den Wind. Sie hätte das Leben gar so gern ernster und älter gefunden, wie z. B. in den Walzern Chopin's. Und zuletzt sagte sie trotzig: „Ich werde Sie nicht leiden können, wenn Sie mir nicht ein echter, guter, ernster Cousin sein wollen. Ich will ernst leben.“

„Aber, da gäbe es noch ein Mittel“, sagte er mit seiner tiefen, weichen Stimme; „suchen Sie die Armen. Aufsuchen müssen Sie sie. Das ist ein Ernst des Lebens, der Sie befriedigen kann, Cousine.“

Sie schaute ihn mit ihren glanzvollen großen Augen einen Augenblick hindurch mit einem unbeschreiblichen Ausdrucke an. Um ihren Mund zuckte es wie ein Mißmuth. Sie wandte das Köpfchen ab, ohne zu antworten. Sie zeigte ihm nur die Frührosen, die in die Sonne herausgestellt worden waren und sprach Botanik.

* * *

So ging die Zeit von den Schneeglöckchen zu den Veilchen über und von den Veilchen zu den Maiglöckchen. Graf Sittner lebte sich ein in die Gesellschaft und die Gesellschaft nahm den jungen, prächtigen, echten Edelmann nicht bloß als Bekannten, sondern als Begehrten. On se l'arrachait, wie der Franzose sagt. Aber Josef Sittner war nicht angethan zum Allerweltshelden. Ein Allerweltsheld muß ein Courmacher sein um jeden Preis, und es gehört eine ziemliche Portion von Oberflächlichkeit und Hohlheit dazu

um in den Adelskreisen eines kleinen Städtchens eine erste Rolle zu spielen. Das Sein und Wesen Josef Sittner's aber war ein ernsthaftes bei all' seiner frohen Jugendlichkeit.

Aber trotzdem, daß man bald einsah, man könne an dem jungen Helden keinen Sonnenschirm- und Shawlträger der Damen und ebensowenig einen Zechgenossen für die nächtlichen Kaffeehausstunden der Garnison heranziehen, so blieb er doch in Gunst; ein Beweis, daß das wahrhaft Gediegene und Echte überall imponirt, selbst in hohlen und oberflächlichen Kreisen.

Graf Josef theilte sein Leben in Reitübungen, Studiren, begrenztes Kameradenthum und in seinen Mußestunden waren es vorzüglich zwei Häuser, in denen er gern zu weilen pflegte: in dem des Barons Lapresti und in dem des Generals Vaccaj. Ja, bei den Vaccaj's pflegte er noch öfter und heimatlicher aus- und einzugehen. War es das frohe militärische Wesen in dem Hause, was das bewirkte? Aber es hatte sich auch zwischen ihm und der offenen, franken, klar und fest schauenden Mila Vaccaj eine Art Freundschaft gebildet.

Es war an einem Regentage gewesen. Der junge Officier war gekommen, um mit dem alten General und den Onkeln Mirbach und Szalay sein Whist zu machen. Aber die drei Herren waren im Hotel Kaiserin, wo des Nachmittags ein befreundeter Oberst auf seiner „Versetzung" nach Dalmatien Halt gemacht hatte.

Der junge Mann ward von Mila im Salon empfangen. Cousine Helly war auf ihrem Zimmer; die Nässe hatte sich ihr auf die kranken Augen geschlagen.

Mila in ihrer franken Weise redete sich sehr gut mit dem offenen, ernsten jungen Mann, der so soldatisch bieder und dabei so jugendlich mild war.

Es war ein recht abscheulicher Regentag; die Möbelstoffe griffen sich feucht an, die Regenwolken dämmerten bis in's Zimmer herein.

„Es ist gut, daß Papa und Mirbach und Szalay bei der „Kaiserin". Mir war recht bange, Graf Josef, und nun habe ich Jemanden zum Plaudern. Sie erlauben, daß ich meine Stickerei weiterarbeite? Aber das versteht sich von selber." — Das junge, schöne, amazonenhafte Mädchen sagte das in dem ihr eigenen hellen, kameradlichen Tone. Damit setzte sie sich in die Fensternische zurück. — „Hoffentlich, Gräfin," sagte Josef Sittner. Er nahm ein Album auf dem Tische her, das er schon zehnmal durchblättert hatte und sagte dabei: „Aber bange sein? Ihnen bange sein? Das kann ich mir gar nicht vorstellen, Gräfin."

„Warum nicht?"

„Sie sehen so gar nie bange aus," sagte er lustig.

Sie schaute ihn eine Secunde hindurch ernst an. „Ich muß sagen, ich fürchte mich wohl nicht beim Reiten oder Fahren und ich fürchte mich auch nicht vor Menschen; aber es gibt Stimmungen in der Natur, die Einem manchmal ein schweres Herz machen. Haben Sie das nie?"

„Ich bin ein Mann!" sagte er, nicht affectirt stolz, aber frisch.

„Und ich bin ein Mädchen. Sie sehen also ..."

Sie haben mir aber immer den Eindruck gemacht ..."

„Sie wurde sehr blaß. „Was für einen Eindruck?"

„Daß Sie nicht wehleidig sind, oder daß Ihre Stimmung vom Wetter abhänge, wie bei einer Pflanze. Sie sind mir so das Wetter des Tages oder der Stunde beherrschend erschienen, und nicht dasselbe ertragend. Sie haben eine so frische, freie Seele."

Sie schaute von ihrer Arbeit auf. Ihre Hände ruhten in ihrem Schoße. Sie schaute klar auf ihn und es war ein glücklicher Blick, der aus diesen treuen, stolzen Mädchenaugen strahlte.

Es lag eine tiefe Ruhe in ihrer Stimme, eine gute, selige Ruhe, wie sie sagte: „Graf Josef ... Ich meine, Sie haben mich wohl erkannt. Und das thut mir gut, es freut mich.“

Er lächelte fröhlich auf und sagte — seine Stimme hatte einen so seltsamen Doppelton dabei, ein Wechseln des Herzens gleichsam. „Das sollte Sie freuen, Gräfin? Aber du lieber Gott, was bin ich denn? Ein lästiger Besucher, der Ihren Papa, der Ihr Haus täglich überläuft ... weil ... weil ich mich hier so daheim fühle.“

„Wirklich daheim? fragte sie und ihre Wangen sind dabei purpurroth und ihr Blick leuchtet auf.

„Ja!“ sagte er ehrlich. Und sein ernstes Gesicht erhellte sich dabei. „Jawohl. Ich kann nirgends so ungenirt sein, wie hier. Und nirgends so wahr. General Vaccaj ist oft recht böse beim Whist. Die Onkel politisiren viel. Cousine Helly ist so krank mit ihren Augen. Aber wenn Sie bei dem Allen sind, Comtesse, da thut's Einem so wohl. Sie sind keine Dame, sondern ein Kamerad.“

„Ist das ein Compliment?“ sagte die Generalstochter heiter.

„Es ist ein Dank. Und oft habe ich mir gedacht, Sie müßten der beste Freund sein, den ein Menschenherz finden könnte.“

Ihre Wangen waren reizend geröthet. Eine solche Röthe gibt im Menschenleben bloß der Augenblick des größten Glückes.

„Und glauben Sie nicht, daß ich die Ihrige sein mag?“

Er faßte ihre Hand mit überströmendem Gefühle. „Wenn Sie wüßten, Gräfin, wie Sie mich beglücken. Wenn Sie wüßten, wie einsam ich bin, wie bedürftig eines guten, süßen Freundesherzens! .. Und denken zu dürfen, daß Sie meine Freundin werden wollten ...“

„Werden. Kann man das werden?“ sagte sie und reichte ihm einfach ihre Hand und ihr Auge war so hell dabei wie eine Frühlingssonne, die über Wolken siegt.

„Sind wir Freunde?“ sagte er.

Sie erwiderte bloß den Druck seiner Hand. Ihr ernstes Gesicht ward seltsam schön durch das Lächeln, welches dasselbe überstrahlte. „Was verstehen Sie unter Freundschaft?“ sagte sie dabei wie sinnend.

Er schaute sie mit seinen treuen braunen Augen an. „Daß man einander Alles sagen darf.“

Ihr Auge schaute ihn seltsam an. Es war noch immer ein klares, ein vornehmes, ein stolzes Auge. Aber es war, als ob eine Sonne in demselben leuchtete. Und sie sagte: „Wir sind Freunde, Graf Josef. Und ich danke Ihnen dafür für mich.“

* * *

Wie der General mit Mirbach und Szalay nach Hause kam, da brachte er die Nachricht, der Kriegskamerad bleibe noch zwei Tage — habe Reiseverlängerung erhalten und man würde am nächsten Tage auf Schloß Saalburg fahren, wo Herr von St. Julien, auch ein Ehemaliger vom Generalstabe, der jetzt ganz für die Jagd lebte, hauste. Es würde eine prächtige Partie werden. Lieutenant Sittner müsse mit, Herrn von St. Julien würde es freuen. Und dann schon Milas wegen müsse er mit, „sonst stirbt sie an unseren Militärreminiscenzen“, denn auf Saalburg beim alten St. Julien sei nur eine alte Repräsentationsdame, eine Französin von Paris, die eigentlich unausstehlich sei. Mit dem Nachmittagszuge wolle man bis Losendorf fahren, von da auf irgend einer Britschka nach Saalburg. „Und überraschen den alten Nimrod in seiner Höhle,“ schloß der General. „Er hat den besten Vöslauer Ausstich im Keller, der auf den Gütern der Esterhazy's wächst.

* * *

Der folgende Tag war wunderbar schön. Ein Tag, so herrlich, wie nur der Lenz ihn bringen kann. Ein Sonntag. Die vier alten Officiere, Lieutenant Sittner und Mila Vaccaj bildeten eine ganze kleine Karawane zum Bahnhofe. Man war sehr laut und sehr fröhlich, wie man eben an solchen Tagen zu sein pflegt, wo Erde und Himmel voll Licht, Duft und Prangen sind. Jeder Mensch, der ärmste selbst, schaut da froher in die Welt, die jeder Hoffnung erschlossen zu sein scheint. Das Böse scheint aus der Welt gewichen; das Kinderlachen tönt lauter und die Vöglein jubeln kecker — sie müssen meinen, die ganze Welt gehöre ihnen.

Man fuhr mit dem Schnellzug die ein, zwei Stationen bis Losendorf, wo man im vollsten Nachmittagslichte ankam. In dem Gasthofe neben der Bahn machte man Rast und fahndete nach einem Gefährt. Der Wirth selbst wollte seinen kleinen Wagen einspannen lassen. Das war ganz charmant. Daß in demselben nur höchstens Platz für vier Personen war, das that nichts zur Sache, denn Mila Vaccaj wollte nicht fahren. Sie wollte den Weg nach Saalburg über Sool, an der Ruine Sichthal und an der Wallfahrtskapelle Maria-Stein vorüber durch den malerischen Forst machen. Sie war schon seit Jahren nicht mehr diesen freundlichen Weg gegangen. Graf Sittner bat, sie begleiten zu dürfen, er war ein ehrlicher Schwärmer für alle Schönheit der Natur. Während das Gefährt angespannt wurde, nahmen die Herren ihr Gläschen Liqueur und machten ein paar Stöße Billard, ohne eigentlich zu spielen. Alle Fenster der Gaststube waren offen und ließen die sanften duftigen Lüfte ein. Mila Vaccaj hatte in ihrer franken Weise schon Freundschaft geschlossen mit dem kleinen goldhäuptigen Knäblein der Witwe und mit dem großen, schwarzzottigen Hunde, dem Spielgenossen desselben. Es war ein reizendes Bildchen zu schauen: der kleine hellblonde Engel, der eben erst seine ersten Worte und seine ersten Schritte versuchte, neben dem schwarzzottigen Ungethüm. Noch schöner aber war das Bild, wie Mila Vaccaj das Knäblein auf den Armen hielt und es zum Lachen brachte, und der schwarze Hund vertrauend seine zottige Schnauze auf Mila's Hüfte stützte und mit den klugen braunen Hundeaugen auf seinen kleinen Schützling hinauffsah, als wollte er sagen: „Der da vertraue ich Dich schon an!" Es war, wie gesagt, ein liebliches Bild, ein Madonnenbild — das Bild einer glücklichen, schönen, jungen Mutter, welche ihr Herzenskind in dem reichen Schleier ihrer lichten Locken wühlen läßt. War Mila ein solches Glück bestimmt? War es ihr bestimmt, eine glückliche Gattin, eine zärtliche Mutter zu werden? Schön, jung, rein und brav genug war sie dafür. Wie glücklich sie mit dem Kinde scherzte. Vielleicht war es dem heutigen hellen Tage bestimmt, ihr eigenes Herzensglück zum Blühen zu bringen! Schön, jung, rein und freudvoll genug war der Tag dazu. Das sanfte, ernste braune Auge Josef Sittner's ruhte innig auf ihr. Er trat in dem breiten Strahl von Sonnenstäubchen auf die Gruppe zu und sagte leise: „Wie schön ist dieser Tag. Wie glücklich bin ich, daß wir den Waldweg machen."

„Ja," sagte das wackere Mädchen, „ich bin auch so froh heute, lieber Freund."

Die alten Officiere fuhren ab. Mila und Graf Josef machten sich auf den Wiesenweg gegen Sichthal. Die Wirthin stand auf der Schwelle und grüßte nach. Der kleine Rudi wollte mit. Der schwarzzottige Hund gab ihnen einige Schritte weit das Geleite, blieb dann wedelnd stehen und sandte ihnen einen bellenden Gruß nach. Die blaue Luft tönte von Vögeljubel. Bald begann der Wiesenweg in ein hügelumschlossenes Engthal einzumünden; dunkle Nadelwälder warfen strenge,

majestätische Schatten in die Sonnenlichter. Auf der ersten Hügelzacke, hoch oben über dem Wege, stand das zackige Gemäuer der Raubnest-Ruine Sichthal. Auf dem höchsten zerrissenen Thurme wuchs fröhlich ein lichtgrünes Bäumlein empor. Noch einen letzten Blick thaten sie auf die Ebene, welche von den schneebedeckten Bergriesen der steirischen Kette begrenzt wurde. Die Sonnenluft bildete einen dünnen weißlichen Schleier über diesen Bergen, welche veilchenblau schimmerten, als wären sie nur eine Verdichtung des Himmels. Dann traten sie in das Engthal mit seinen kühldunkelschattigen Hügelwänden, sie selber aber in einem breiten, vollen, warmen Strahle der Sonne wandelnd.

„Kann es einen schöneren Tag geben, wie den heutigen?“ sagte er und seine junge, kräftige Brust hob sich wonnig und seine Stimme klang glücklich. „Heute, wo Alles, das kleinste Insekt und der größte Felsblock wie überlichtet sind von einem himmlischen Geiste!“

„Sie fragen, ob es einen schöneren Tag geben kann, als den heutigen?“ sagte das Mädchen und folgte mit den Augen einer im Grase schlängelnden hochschillernden Eidechse. „Ich möchte lieber sagen, gibt es etwas Schöneres als die Natur? Jeder Tag und jede Stimmung hat ihre eigenthümliche Schönheit: das Weiß des Winters, so wie die Stürme, welche die Herbstwälder durchtosen. Kennen Sie die Landschaften Hörmann's? Wie trüb, wie düster sind die Tage, die er wählt, wie einsam, verlassen und ärmlich die Hütten oder die Auwinkel, welche er auf seinen Landschaften schildert. Und doch sind alle diese Landschaften voll unsäglichen, wehmüthigen Reizes.“

„Sie haben Recht,“ sagte er eifrig und mit leuchtenden Augen. „Aber man muß es eben Sie sagen hören, um es zu fühlen. Sie lieben die Natur so durchgeistigt! Auch für mich war sie stets eine bewunderte, geliebte Freundin gewesen, die Sie mir heute, jetzt, wieder erwecken aus langem Schlummer. Ich habe so lange Zeit in der Militärschule zugebracht, zwischen guten Collegen, die aber keinen Sinn für einen anderen Tag hatten, außer für die Ferialtage, und zwischen strengen Lehrern, welche es bei einem Kadeten „Milchsupperei“ genannt hätten, wenn er einen Sonnenuntergang bewundert haben würde. Früher, wie ich noch Geistlicher werden sollte und im Seminar lebte, da stand mir die Natur näher.“

Er schwieg. Er schien so froh darüber, sprechen zu können, so recht von Herzen seine Gefühle sagen zu können; er mußte selten Gelegenheit dazu gehabt haben im Leben. Und sie war so froh, ihn sprechen zu hören, ihn von sich sprechen zu hören. Sie gingen langsam dahin nebeneinander, jetzt über die Wiesen, die an dem einsamen Schlosse Sohl vorüberführten nach dem Wallfahrtswalde, der einem herrlichen Parke glich. Der Weg zu ihren Füßen bewegte sich wie rieselndes Wasser, wie die Blätterschatten auf dem sonnlichten Wege tanzten. „Sie sollten Geistlicher werden, richtig,“ sagte sie. „Aber es zog Sie in die Welt hinaus.“

„Damals noch nicht. Da war ich so glücklich im Kloster. Da war mir auch die Natur nahe, aber ganz erfüllt mit heiligen Allegorien. Nicht ihre Schönheit war meiner knabenhaften Frömmigkeit da die Hauptsache, sondern Gottes Weisheit und Gottes Liebe. Mein kindlich reines Gemüth war so empfänglich für Alles, was sich mir darbot; und was war es, das mir am reichsten entgegenkam? Die Religion. Ich sog sie gleichsam ein mit einer Innigkeit, wie der heiße Wüstensand das rieselnde Bächlein aufsaugt, das einer zersprengten Brunnenbrust entquillt. Ich war so glücklich! Der heilige Aloisius, dieser Spiegel von Reinheit und Tugend, wie er sich mir damals darstellte, war mein Ideal. Doch die Zeit um mich

und die Zeit in mir änderte sich. Ich wurde älter und lugte nun auch etwas in die Welt hinaus, sah da vieles gleißendes Gold, das mir weltlich gesinnte falsche Freunde zeigten. Ich wäre gewiß ein guter und — ein glücklicher Priester geworden. Aber jetzt fühlte ich mich auf einmal nicht mehr wohl in den Klosterhallen. Ich wollte hinaus und wollte auch Etwas haben von dem entzückenden Blendwerk der Weltschönheit, das vor meinen Augen gaukelte. Düstere Zweifel beschlichen mein Herz, die immer mächtiger wurden, bis mir zuletzt das ganze schöne Gebäude der Religion erschüttert und — zertrümmert wurde. Ich wurde unzufrieden mit der Welt, weil sie so viel Schätze hatte, von denen sie mir nichts bot, unzufrieden mit mir selber, weil ich andere Leute glücklich sah ohne Religion, wie ich es mit derselben nicht sein konnte. Ich verließ das Seminar und in der Welt bot sich mir nur der Militärstand. Wie Anders sind da die Verhältnisse. Manches Bittere, manche Enttäuschung mußte ich auch da erfahren. Oft sehnte ich mich wieder in die Zeiten zurück, wo ich mit den schönen Wissenschaften bekannt wurde, wo die alten Völker mit ihrem Thun und Denken in meiner Seele aufleben durften in der Klosterstille. Hätte ich das damals würdigen können! Wie ganz anders jetzt. Als Soldat ist meine beste Wissenschaft die, die Natur als Terrain siegreicher Schlachten zu betrachten und den Nebenmenschen auf die planmäßigste Weise vernichten zu lernen. Nun, ich bin jetzt Soldat und bin es mit Leib und Seele. Aber das Glück, das Glück wollte mir nicht lächeln. Wie angefesselt lag mein ganzes Sinnen und Denken daran in meiner Brust. Und ich bin doch noch jung; ich sehnte mich, Worte zu finden für das, was ich dürfe oder für das, was ich bedauerte. O, wären Sie mir nicht erschienen, ich hätte ersticken müssen. Mir war so schwer um's Herz gewesen. Sie haben gleichsam das Gefängnißthor meines Lebens wieder geöffnet: Ich kann sagen was ich fühle, ich habe eine Freundin, ich habe eine Heimstätte für meine kindischen und für meine düsteren oder frohen Gedanken. O liebe Mila, liebe Freundin, ich glaube, heute zum erstenmale werde ich wieder beten können! . .“

Sie ließ ihm die Hand, die er faßte, und deutete mit der andern vor sich hin. „Dann thun sie es hier, mein Freund,“ sagte sie. Und ihre Stimme zitterte dabei in Thränen und Thränen bildeten einen Schleier über ihren Augen. Aber wie die Sonne durch einen Sommerregen scheint, so lächelte sie durch diesen Thau; sie weinte über ihn oder sie weinte über die Schönheit und das Glück dieser Minute. Es war so seltsam, daß sie so weich war; man hielt sie für herzensstolz, weil sie frank und offen war. Jetzt zitterten ihre Hand und ihre Lippen wie in Demuth. Wie in dankbarer Demuth vor Gott, daß er so gute Menschen schuf wie der war, der neben ihr stand. Sie standen vor der einsamen Waldkapelle Maria-Stein. Es war ein winziges Gotteshäuschen, mitten unter Föhren stehend. Und es war geschlossen. Die Krücken einiger armen greisen Leute, denen der Glaube hier Genesung gegeben haben mochte, lehnten da an der Wand: rührendere Zeugen des frommen Sinnes, als die reichsten Opfergeschenke, die im Innern der Kapelle sein mochten. Die Sonne färbte im ersten Sinken die hohen Stämme des Waldes rosigroth, als seien sie durchsichtig. Die hohen Wipfel rauschten in den lauten Abendvogelsang hinein wie eine aus dem Himmel selber tönende Orgelmelodie. Und Frühling war's, wo Alles aufblüht. Auch die beiden jungen Herzen da. Sie schwiegen und schauten an der Kapelle hinan wie an einem Altar. Und was flehten die Beiden? Wie seltsam verschieden mochte das sein und für wie seltsam gleich mochten sie ihre Gedanken halten. Und wenn

Jedes bat um das Gegentheil des Andern? Wenn Gott sie hörte: wie hoch über sanftem Menschenmitleid muß der Herr wohl stehen, um von zwei innigen Menschenbitten die Eine unerhört lassen zu können! . . .

Wie sie den Pfad von dannen gingen, da leuchtete ihr Antlitz. Die Wangen des Menschen tragen immer einen himmlischen Abglanz, wenn sie aus der Gesellschaft der Gottheit zurückkehren in das irdische Leben, wie das Haupt des Moses leuchtete, da er vom Sinai herabstieg.

Sie kamen vorbei an tiefen Thaleinschnitten, wie sie aus dem Walde schritten und an Hütten und an lieblichen Fernsichten, die sich zwischen Hecken öffneten. Dann stand plötzlich Schloß Saalburg vor ihren Blicken. Ein stattliches Gebäude mit modernen Trakten und Thürmen, die sich an morsche Ruinen lehnten. Schlanke, florentinische Thürme ragten in die Luft, wie Michel Angelo sie träumte, neben dickleibigen zerstörten Vertheidigungsthürmen, wie die Babenberger sie bauten. Ganze blitzende Fensterreihen liefen neben hohlen ausgebrochenen Fensteröffnungen in zerfallenen Wänden hin. Weiß und nett war das moderne Schloß gebaut. Epheuranken zogen sich über den ruinirten Trakt wie ein grüner Schleier. Und über dem Ganzen loderte die Purpurgluth des letzten Sonnensinkens gleich der Lohe um Brunnhildens Zauberburg. Von dem Hügel, auf welchem sie jetzt standen, bis zum Schlosse lief der Hirschgarten hin, in dem tiefen, wohlverstallten Einschnitte zwischen zwei Hügellehnen. Fünf, sechs Prachtthiere mit stolzen Geweihen und Hirschkühe und Kitze standen da regungslos, wie angenagelt, da sie Leute sahen, die klugen Augen unverwandt auf die beiden Wanderer gerichtet; und mitten in der Feuerlohe standen sie, sich scharf abgrenzend von der zerstörten Wand des Ruinentraktes. Die Sonne sank herrlich, gluthig. Und der junge Mann legte seine Hand auf den Arm seiner schönen Freundin, wie sie weiterschreiten wollten und sagte: „Noch Eines möchte ich Ihnen sagen, Gräfin Mila, ehe wir in das Schloß, ehe wir zu Leuten kommen. Wer weiß es wohl, wann wir wieder so reden können. Darf ich?"

„Was fragen Sie noch, mein Freund," sagte sie sanft und neigte dabei wie demüthig das Haupt. Es lag etwas unbeschreiblich Mädchenhaftes in dieser Bewegung. Dann hob sie ihr treues, stolzes Auge wieder zu dem seinigen und sagte: „Drückt meinen Freund noch ein Kummer?"

Nein. Kein Kummer drückt ihn, sondern die Macht eines unbesiegbaren Gefühles. Und das erzählte er ihr jetzt und das schilderte er ihr mit hochgerötheten Wangen. Wie schön war er dabei. Denn die Flamme der Liebe leuchtet niemals schöner, als wenn sie als Scham in das reinblickende Antlitz des Liebenden hinauflodert: sei es beim Manne oder beim Weibe. Denn auch der echte Mann hat seine Scham und seine Heiligkeit und seine Jungfräulichkeit. Und er erzählte ihr von seiner Liebe und hielt dabei ihre Hand in seinen beiden leise zitternden Händen. Von seiner Liebe für ein Mädchen, ein junges, kindisches, vielbegehrtes, braves, schönes unbeschreibliches Mädchen, für seine Cousine Jenny Lapresti. Es war seine erste Liebe. Sie trat ihm zuerst entgegen, wie er das Institut verlassen hatte, und wie ein Engel trat sie ihm entgegen. Sein Herz, das alle Fühlfäden ausgestreckt hatte in der ersten Freiheit seines Lebens, hatte ihr Bild damit umfaßt, wie mancher Blumenkelch sich schließt über dem ersten Falter, der auf ihm ausruht. O wie er Jenny Lapresti feurig zu schildern wußte — sie war ein reiner Engel! So kindlich, so harmlos, so wahr, so schön, so weich, so wie ein Maiglöckchen. Er hatte sie schon als kleines Mädchen gekannt. Aber es war ihm

nie aufgefallen, wie lieblich sie sei, bis er sie jetzt wiedersah. Er erzählte, wie gut sie sei. Sie gab fast ihr halbes Taschengeld den Armen, und nur die andere Hälfte verwendete sie auf Toilettesachen. Aber sie prahlte nicht damit. Er hatte das nur durch Zufall erfahren. Und so Viele beteten sie an und sie lachte Allen in's Gesicht. Und er schilderte, wie sie das und das und das gesagt hatte. Das sei so entzückend gewesen! Und er wisse, er liebe sie. Er könne Nachts nicht schlafen, denn ihr Bild verfolge ihn. Gestern hatte sie geschmollt, daß er heute wegfahre. Deshalb wolle er auch den Nachttrain benützen, um zurückzufahren, auch wenn die Gesellschaft auf Saalburg bliebe, um ihr frühmorgens seinen Fenstergruß zu machen. Aber das Schreckliche bei dem Allen sei, daß er ihr nicht sagen könne, wie sehr er sie liebe und daß er sie liebe. Er sei immer ein ernster junger Mensch gewesen, und dieses erste, echte, wahre, einzige, ewige Gefühl seines Lebens finde keine Worte bei ihr; weil sie eben so kindlich, so heiter sei, und in ihm nur ihren Cousin sehe. Es habe ihn fast erdrückt; und er sei glücklich, eine Freundin gefunden zu haben, der er das Alles sagen könne; eine Last sei ihm damit vom Herzen genommen.

Er sagte das Alles so glücklich, so warm, und hielt dabei die todtenhaft ruhige Hand Mila Vaccaj's in der seinigen. „Und lachen Sie mich nicht aus!" schloß er. „Ich bin so glücklich, daß ich Ihnen das sagen kann. Es hätte mich erdrückt. Sie werden mir rathen, Sie werden mir helfen — denn Sie sind ja ein Engel an Milde und Güte! Sehen Sie, ich bin glücklich in dieser Liebe. Man ist so glücklich, wenn man liebt. Aber ich schäme mich ihrer beinahe vor ihr. Ich bin immer zu stolz gewesen, um mit Dirnen zu liebeln, wie meine Kameraden. Ich schäme mich nicht, es zu gestehen, daß ich mein Gefühl noch niemals weggeworfen habe an ein Weib, weil es eben noch nie erwacht war. Ich habe noch nie geküßt. Nicht wahr, das ist albern, und meine Kameraden würden mich wohl verhöhnen dafür. Ich bin nicht besser als Andere, aber ich habe eben immer innerlich gelebt. Aber jetzt! Jenny's Stimme macht mich zittern vor Glück, ihre Nähe macht mir das Herz erbeben. Sie werden mir rathen, mir helfen. Gott lohne es Ihnen. Und lachen Sie nicht über mich: bedenken Sie, ich bin zwanzig Jahre alt und mein Herz will überströmen von all' den Gefühlen, die darin so viele Gestalten angenommen haben seit meiner Kinderzeit: meine Mutter, dann Gott, dann der Ehrgeiz, und jetzt das letzte und ewigste von Allen. Jenny — Cousine Jenny! Mir ist so leicht jetzt, daß es noch Jemanden auf der Welt gibt, der weiß, was ich fühle! . ."

Nein. Mila Vaccaj, das franke, junge Soldatenkind lachte ihren Freund nicht aus. Sie war nur sehr bleich, bis in die Lippen hinein, so weiß, wie die Mauer hinter ihr, an die sie das Haupt lehnte. Das war aber wohl, weil die Sonne ganz hinunter war. Ihr großes Auge ruhte auf ihm — so ohne Ausdruck. Wie er zu reden aufhörte, da erwachte sie und nickte und lächelte und sagte: „Das ist ja schön. Aber wenn die Sonne sinkt im Mai, da wird's rasch kühl." Und sie sagte, sie habe kalt. „Und ich danke Ihnen. Sie müssen mir oft so erzählen."

„Sie haben sich erkältet!" — sagte er erschreckt.

„Ich?"

„Ja. Sie sind plötzlich heiser."

„Nein. Aber kommen wir hinein."

Sie gingen in das Schloß. Sie schritten durch den ganz im florentinischen Style gebauten Hof mit seinen Wappenschildern, Büsten und Statuen; Bediente empfingen sie. Oben im Säulengange saßen die alten Herren und der Nimrod des Hauses und Madame Berry, die Repräsentationsdame, eine sehr weißstirnige, sehr rothwangige,

sehr perlzähnige und sehr schwarzlockige alt-junge Dame mit dem süßesten Geplauder von der Welt. Man empfing die Ankommenden mit Eklat. Mila Vaccaj hatte für jeden ein Lächeln, für jeden ein Wort, für Madame Berry sogar eine Erwiderung der zärtlichen Umarmung. Die Lichter im Speisesaale, der mit Hirschköpfen und Jagdgeräthen ausgeschmückt war, wurden angezündet. Im Kamine loderte eine kleine Maiflamme. Die Unterhaltung war lebhaft und herzlich, das Mahl war jägerhaft und reich. Plötzlich stieß Madame Berry, neben welcher Mila Vaccaj saß, einen schrillen Schrei aus.

Alles sprang auf. Mila war plötzlich zu Boden gesunken, blaß und regungslos wie eine Todte. Bewußtlos.

Ihr alter Vater war der erste, der an ihrer Seite war und sie aufraffte in seine Arme und mit vor Entsetzen zitternder Stimme rief: „Mila! Mila! Um Gotteswillen! Was ist ihr? Mila, mein starkes Kind! Ist sie denn todt? Aber so sagt mir denn doch, ob sie todt ist?! Mila, Mila!“

(Schluß folgt.)

---

# Weine, Kind, der Seele Leiden —

Weine, Kind, der Seele Leiden
Aus an meiner treuen Brust,
Sag' es mir, vom Liebsten scheiden,
Hast auch Du gar früh gemußt;
Sag' es mir, viel blut'ge Wunden
Schlug das herbe Leben Dir,
Aber hold in Lust verbunden
Bleib' bei mir.

Deine Thränen sind Juwelen,
Sind wie Frühlings-Blumenthau,
Müßt' ich ihrer tausend zählen,
Mied' ich nie die schönste Au.
Daß es Morgen einst geworden,
Dir in Augen künden sie,
Aber meine Liebe morden
Zähren nie.

Weiß ich doch, mein ganzes Leben,
Deinem Troste ist's geweiht,
Mildert, Dir nun hingegeben,
Alle die Vergangenheit.
Willst Du trauern trüben Blickes,
Folg' ich zum Entschwund'nen Dir,
In den Stunden vollen Glückes
Bleib' bei mir!

**Fritz Pichler.**

---

# Eine Begegnung.

Genrebild aus dem österreichischen Bauernleben von L. Anzengruber.

Zum dritten und letzten Male riefen die Glocken zur Kirche, es war ein kurzes, raschabsetzendes Läuten, als wollte es besagen: jetzt eilt euch aber, es ist die höchste Zeit. Ich saß noch immer an einem Tische im Freien vor dem Wirthshause an der Straße und die Frau Wirthin, die unter der Thüre lehnte, sah mich darob bedenklich an, an meiner Stelle wäre sie nimmer dagesessen, aber sie mußte eben heim bleiben und das Haus hüten, und sie glaubte wohl, das am besten richten zu können, indem sie sich vor den Eingang stellte; es war auch wirklich kein Mensch denkbar, der ihr an Körperumfang so viel nachgegeben hätte, um neben ihr einzuschlüpfen.

Es war Sonntag, die Leute kamen in ihren Festtagskleidern wohl die Straße herauf, aber nicht an mir vorüber, denn die Kirche lag mitten im Orte und da hatten sie es näher, wenn sie einen Feldweg einbogen, ich saß also ungestört unter dem tiefblauen, sonnigverklärten Himmel, vor mir das Glas mit funkelndklarem Wein, hinter mir, an der Mauer des Hauses, wo Kletten und Distelstauben hochaufgeschossen standen, trieb sich summendes und schwirrendes Insectengeschmeiß herum Ich sonnte mich von außen und nach innen. Ich war der Natur gerade recht dankbar für mich und der Summchor hinter mir läutete und flirrte froh behaglich dazu.

Allerdings, wehe mir, wenn das Auge Gottes, das ich schon so oft in einem Dreieck über Hausthüren und an Dreifaltigkeitssäulen dräuen sah, nur halb so gestrenge auf mir ruhte, wie die Blicke der Frau Wirthin. Ich Sünder hatte jedoch darauf nicht Acht, sondern merkte zuvörderst, daß ich in stiller Selbstvergessenheit mein Glas geleert hatte, ich langte dasselbe nach der Wirthin hin, aber diese rührte sich nicht von der Stelle und sagte kurz: „Es ist ausgeläutet!“

Sie legte damit die fromme Absicht an den Tag, während des Gottesdienstes nichts einzuschenken. Ein anderer hätte vielleicht in Schimpf oder Lehr', je nach Temperament und Durstgefühl, das Weib aufzuklären versucht, ich aber kannte meine Leute besser, auf Worte eines ganz Fremden geben sie in der Regel nichts, er redet ihnen lange gut, und je länger er es macht, je verstockter werden sie; ich hätte wahrscheinlich für die Mühe keinen Wein weiter und den getrunkenen theurer aufgerechnet bekommen.

Durch die Aussicht, nunmehr trocken dasitzen zu müssen, wurde meine innere Feiertagsstimmung getrübt und mein Dankgefühl gegen die Natur auf ein sehr bescheidenes Maß herabgestimmt. Ach, von welchen Kleinlichkeiten hängt oft der Wechsel unserer Anschauungen ab! Unsere Vorfahren fochten derlei kleine Widerwärtigkeiten weniger an, sie hatten leicht Optimisten und glaubensstark sein, es scheint, daß bei ihnen das Muskelsystem vorzüglich ausgebildet war, bei uns jedoch sind es die Nerven und darum sind wir alle mehr oder weniger Pessimisten und zweifelsüchtiger Natur. O, welche in olympischer Ruhe verharrende Geschöpfe müßte ein Geschlecht geben, bei dem die Drüsen an die Reihe der Entwicklung kämen!

Ich schrieb diesen Gedanken in mein Notizbuch, denn aus Respekt

vor meinem Genius fühle ich mich immer verpflichtet, derlei belehrsame und erheiternde Einfälle meinen Zeitgenossen nicht vorzuenthalten. Dann langte ich in meine Tasche, um zu zahlen; als ich aufblickte, kam auf dem Wege, der aus dem Dorfe führte, ein altes, kümmerliches Männchen einher getrippelt.

Trotz des Sommers trug der Alte eine gefütterte Mütze über den langen, weißen Haarflechten und darunter guckte ein klein bischen, braunes, gerunzeltes Gesicht aus den schneeigen, stachligen Barthaaren, die ihm bis über die halbe Wange wuchsen, gar seltsam hervor; am Leibe hatte er eine geflickte Joppe, darunter eine Weste, die erkennen ließ, daß er einmal beleibter gewesen, seine dünnen Beine staken in einer abgetragenen Kniehose, blauen, ausgewaschenen, schlotterigen Strümpfen und derben Schuhen. Er that sehr eilfertig, denn in der Rechten handhabte er einen Stock, mit dem er eifrig aufstapfte, er schien sich davon ein schnelleres Fortkommen zu versprechen, in Wahrheit aber wollte dieser dritte Fuß nicht mehr leisten, als die beiden andern.

Er war ganz nahe gekommen, als ihn die Wirthin anrief: „Nun, Martl (eine Abkürzung für Martin), nicht in der Kirche?“

„Nein, nein,“ antwortete der Alte. „Weiß es ja, wenn mich auch der liebe Herrgott nicht in der Kirche sieht, so hat er doch Vertrauen zu mir.“

„Wohin denn?“

„Paar Groschen verdien' ich, die mir der Hubmeier gegeben hat, daß ich ihm hinüber geh' zum Zehentleitner fragen, ob der die braune Kuh will.“

„Gibt sie ihm der Hubmeier jetzt?“

„Ja, wenn der Zehentleitner paar Gulden zulegt. Behüt' Gott!“

„Behüt' Gott!“

Ich warf mein Geld auf den Tisch, erhob mich und schloß mich ihm an, ich konnte wohl in keiner besseren Begleitung gehen, als der des Mannes, „zu dem Gott Vertrauen hatte.“

„Nun, Vetter,“ sagte ich, an seine Seite tretend, „Ihr seid scharf auf Geld aus.“

Städter und Landleute deutschen Stammes in Oesterreich „vettern“ sich nämlich sehr häufig, so wie in Wien noch mancher kleine Geschäftsmann einen Kunden vertraulich als „Nachbar“ anredet, obwohl dieser oft ein paar Gassen weiter wohnt, geschweige denn im selben Hause und Thür' an Thür'.

„Der Reiche mag's gewinnen, der Arme muß's verdienen,“ erwiderte der Vetter, dann sah er mich mißtrauisch an, rückte an der Mütze und sagte: „Gelobt sei Jesus Christus!“

„In Ewigkeit,“ antwortete ich.

„Der Herr ist also kein Jud'?“ sagte er. „Ich hab' schon gemeint, er wär' einer, weil er in keiner Kirche ist.“

Wenn ich's auch nicht so bestimmt weiß, und ob in allen Stücken, so glaub' ich doch, daß auch zu mir der Herrgott Vertrauen hat. Und, was dem Einen recht, das ist dem Andern billig, Ihr werdet doch nicht allein unsers Herrgotts Vertrauensmann sein wollen, Vetter?“

Er lachte. „Bei Leib', alle braven, rechtschaffenen Leut' sind's. Alle braven, rechtschaffenen Leut',“ wiederholte er bekräftigend. „Die mag unser Herrgott an der Hand leiten oder frei laufen lassen, er hat sich von ihnen nichts Uebles zu versehen, halt auf die Schlechten braucht's ein Aufschauen, daß er mit denen auskommt.“

„Daß er mit ihnen auskommt? Darum sorgt er doch nicht, er hat ja die Macht.“

„Und die Herrlichkeit, — seid Ihr vielleicht ein Protestant?“

Ich versicherte ihm, ich sei ein eben so guter Katholik, wie er, verlangte mir's auch nicht besser, als Sonntags hinter die Kirche über Feld zu gehen und dafür noch ein paar Groschen in den Sack zu bekommen.

Er lachte, denn Spaß bleibt immer Spaß — unter Leuten von gleicher Confession!

Dann schüttelte er den Kopf. „Die Macht, habt Ihr vorhin gesagt, Ihr meint zum Dazwischenfahren und Dareinwettern? Schaut', mein lieber Herr, Herr'" — er sagte so, weil er meinen Namen nicht wußte, offenbar schien es ihm unschicksam und unnütz, darnach zu fragen, da er nicht für neugierig gelten wollte und wußte, daß er ihn nicht behalte. — „Schaut, mein lieber Herr, Herr', Ihr seid vielleicht gestudirt und ich vermag nicht anders zu reden, als ich's eben versteh', das müßt Ihr mir halt nicht für übel nehmen. Ich denk', weil man den lieben Gott den Himmelvater nennt, so wird er wohl wie ein Vater zu allen sein, und es hat doch schon Unsereines auch mit ungerathenen Kindern ein Nachsehen. Kommt vor, daß man wohl gar noch heiklicher mit ihnen umgeht, und nicht anders hält es der Herrgott mit uns, ich bin mir lang genug auf der Welt, daß ich weiß, was in ihr geschieht. ich hab' dasselbe erlebt. Ja, ja, lieber Herr."

„Erlebt?"

„Ja, und nicht nur aus fremder Leut' Schickungen ersehen, selber erlebt! Schaut' da ein wenig nach der linken Seite, was Ihr seht."

„Ein großes Bauerngut liegt dort auf der Anhöh'."

„Ja, es ist ein großes Bauerngut, die Felder, wie sie da herunter nach der Straße zu liegen, und der schlagbare Wald dahinter, so weit Ihr den grünen Streif seht, gehört alles zusammen. Früher waren zwei Brüder zu gleichen Theilen darauf, jetzt ist der eine alleiniger Eigner und der andere nicht viel besser daran als ein Bettler und muß in seinen alten Tagen den Leuten für ein paar Groschen Botengäng' machen." Er athmete schwer und der Stock zitterte ihm in den Händen. „Ja ja, lieber Herr, schaut mich nur groß an, es ist schon richtig, wie Ihr euch denkt, es ist mein leiblicher Bruder, der dort oben sitzt und mich aus dem Elternhaus ausgetrieben hat.

„Nehmt es nicht dafür auf, daß ich red', um ihm etwas Uebles nachzusagen, er war immer ein guter Wirthschafter, aber er hat kein Herz gehabt. Schon als kleiner Bub' nicht. Er hat sich mögen mit Käfern spielen, sie an einem Bindfaden fliegen lassen, oder vor einem Stück Holz einspannen, und wenn er stund'lang' mit ihnen seinen Spaß gehabt, so hat er sie darnach an der Erd' zertreten, nicht anders, als wären es Kirschkerne und kein Leben und Empfinden in ihnen. Ich vermag keinem Geschöpf Gottes ein Leid anzuthun."

Er bethätigte das auch sogleich. Ein Hirschkäfer, auch Weinschröter genannt, kroch eben über den Weg. Der Alte blieb stehen, um ihn nicht zu zertreten, und schleuderte mit dem Stocke das Thier zur Seite, daß es an einem der nächsten Bäume dumpf aufklatschte und zappelnd in's Moos fiel, hätte es Sprache besessen, es hätte sicher geflucht.

Mein Begleiter fuhr fort: „Als mannbarer Bursch hat mein Bruder mancher Dirn da in der Gegend Lug und Trug vorgespiegelt, ich hab' mir dagegen in aller Ehrbarkeit eine gefunden, die mir zum Weib' getaugt hätt', Katharin hat sie geheißen, ihre Eltern waren es zufrieden und so weit wär' alles in Richtigkeit gewesen. Mein Bruder hat als zukünftiger Schwager auch in das Haus dürfen, von dem man ihn sonst vielleicht fern gehalten hätt', es hat ausgesehen, als

wollt' er dort mit Zeit und Weil recht heimlich werden, es ist aber darüber nur gelacht worden, denn für ihn war die Stellung vor der Thür'. Mich als den ältern hat nämlich der Vater vom Militär losgekauft, was damals noch gegangen ist, wo aber mehr' Söhn' im Haus waren, haben die jüngern die Aussicht gehabt — trum, trum, trum, — hinter'm Kalbfell zu marschieren. Das Loosen war zur Zeit auch noch im Brauch und wie mein Bruder zur Abstellung geht, trifft er so ein' unmenschlich hohe Nummer, daß die Reih' gar nicht an ihn 'kommen ist. Für ein Jahr war er frei, aus der ersten Altersklass' heraus, Krieg war keiner in Aussicht, so hat er sich wohl auf sein gut' Glück verlassen und etwas darauf hin unternehmen können, er hat's auch gethan und zu Weg gebracht hat er's; die Kathrin' war mir auf einmal abwendig und ihm zugethan mit Leib und Seel'. Gesehen hab' ich's, aber hören wollt' ich's auch. Ich denk' es noch, wie er mit ihr vor mich hingetreten ist und angehoben hat: „Bruder, du weißt es ohnehin, wie es ist“ . . . dabei hat er sie mit der Rechten an sich gezogen und obwohl sie geschämig kein Aug' vom Boden gebracht, hat sie es doch nicht lassen können, daß sie selben Arm aufstemmt und ihre Finger in die seinen häkelt. O, lieber Herr, das ist nicht anders, als man brennt Eines mit heißem Eisen auf der Haut, wenngleich es verheilt, bleibt doch ein Merkzeichen für die ganze Lebenszeit. — Der Wirthschaft halber hab' ich nicht ohne Weib sein können, so hab' ich mir halt eines genommen, wie gerad' zu haben war. Meine Alte — Gott hab' sie selig — ist nicht besser, noch schlechter gewesen, wie die Andern; Gott vergelt ihnen alles Gute, das sie uns anthun, und verzeih' alles Ueble, was sie mehr aus Unüberlegtheit, wie aus Bosheit stiften.

„Ich vergeß' nicht, wie einmal der Görg, so hat mein Bruder geheißen, zu mir gesagt hat: „Du verträgst dich ja recht gut mit der Deinen, magst auch zufrieden sein, wie sich für einen schickt, der nicht daran denkt, die Leiter anzusetzen, und nimmt, was der Wind vom Baum beutelt; mich vermöcht' so Eine, wo zwölf auf das Dutzend gehen, nicht zu halten, ich brauch' was besonders!“

„Und das hat er auch an der Kathrin' gehabt, sie ist nicht nur reicher gewesen, sie war auch schöner und gescheidter, wie die andern; die hat's schon vermocht, ihn zu halten, daß er lieber heim, als irgendwo um die Wege war, und das war gut für ihn und vielleicht auch für andere, weil immer gut ist, wenn Anfechtung den Weibsleuten erspart bleibt, denn, lieber Herr, sie vertragen davon nicht viel.“

„Damit Ihr euch auskennt in dem, was ich weiter erzähl', muß ich wohl voreh' sagen, wie das große Gut zusammen gekommen ist. Noch unserm Großvater hat kaum der dritte Theil davon gehört, der mehrere war fremdes Anwesen und hat bis auf meines Bruders Zeit nach den früheren Eignern das Hebergerische geheißen. In unserer Familie waren allzeit gute Wirthschafter und Sparer, die Hebergerischen Leut' waren dagegen immer liederlich und unwirthsam, jeden von uns erübrigten Groschen haben sie zu leihen genommen und wie denn der Letzte von ihnen seine Sach hat' unter den Hammer bringen müssen, da war unser Großvater der Hauptgläubiger und hat leicht das ganze große Gut erwerben können; so hat die magere Kuh nach und nach die fette aufgefressen. Man sagt wohl auch, er hätt' selber die Gelegenheit dazu gemacht und herbeigeführt, ich weiß es nicht, aber mag wohl sein, wenn ich denk', wie mein Bruder ist, von dem es heißt, der wär' ihm ganz nachgerathen.

Der Großvater war nämlich ganz anders geartet wie seine zwei Söhn', unser Vater und unser Oheim, die sind recht duldsame Leut' gewesen, freilich hat sich auch Keiner mucken dürfen. Der Oheim war von Kind auf siech und hinfällig, für den hat sich kein Weib gefunden, aber der Vater hat schon lang geheirathet gehabt, ich und mein Bruder waren schon auf der Welt, und noch hat der Alte nicht daran gedacht, daß er sich in die Ruh' setzt und seine Sach' seinen Kindern übergibt, dazu war er viel zu herrisch; hat er gesagt, so schaut ein Ding aus, so hat es Keinem anders vorkommen dürfen, und hat er Braun schwarz geheißen, so ist's dabei geblieben. Wie er das Gut auf den jetzigen Stand gebracht hat, hat er Feld und Wald in zwei gleiche Theil' geschieden, den Gartenzaun vom alten Gütel so weit auf das Hebergerische hinübergerückt, daß auch Grund und Boden um die beiden Hütten gleichtheilig war, und jeder der Söhn' hat seinen zugewiesenen Theil betreuen müssen, er aber ist Herr über das Ganze geblieben bis an seinen Tod. Die Theilung ist aber nicht grundbücherlich eingetragen worden, weil noch vor ihm des Vaters Bruder gestorben und Alles an unseren Vater gefallen ist; der hat mich auf das Stamm-Anwesen, den Bruder auf das Hebergerische gesetzt und es nicht anders gehalten wie der Großvater, ist auch so alt geworden, über fünfundachtzig. Kurz nach der Zeit, wo sie meinen eigenen und meines Bruders Buben zum Militär genommen haben, denn neuzeit gibt es kein Loskaufen, ist er gestorben und hat in sein Testament geschrieben, daß mir das alte Gut, meinem Bruder das Hebergerische gehören soll.

„O Herr, er hat's nicht gedacht, er hat es gar nicht denken können, wohin das führen sollt! Noch ist kein Gras auf Vaters Grab gewachsen, so kommt einmal Abends mein Bruder an den Zaun, der beide Höf' scheidet, er hat die Pfeif' im Mund gehabt, lehnt sich über und sagt: „Guten Abend Martl! Magst nur bald den Gattern da an seine alte Stell' zurückrücken." Ich lach' darauf und sag': „Das werd' ich bleiben lassen." Sagt er wieder: „Du wirst es schon thun. Laß' nur auch deine Knecht' vom Wald wegbleiben und schick sie mir nicht auf Felder, die zum Hebergerischen Anwesen gehören." — „Du spassiger Ding", sag' ich, „was rauchst denn du heut' für Tabak, der Dir so gut die Grillen vertreibt und Dich lustig macht?" — „Drei König", sagt er und spuckt aus. „Aber der Tabak bringt mich nicht auf Späß', ich meine es völlig ernst, das Hebergerische Gut gehört mein." — „Das ist doch getheilt", sag' ich zu ihm. Da richtet er sich vor mir auf, so lang und breit er war, und fragt: „Wo steht denn das aufgeschrieben? Weder im Grundbuch ist es vorgemerkt, noch in des Vaters Testament angeordnet. Haben der Großvater und der Vater Zäun' versetzt und Grund und Boden an Andere zur Nutznießung überlassen, so ist ihnen das, als den früheren Eignern zugestanden, und wenn es mir, als dem jetzigen nicht taugt, so kann ich Alles wieder in alten Stand setzen." Ich bin nicht wenig erschrocken, wie ich gemerkt hab', daß er's so ernstlich anfaßt, und hab' mich auf's Bitten verlegt und ihm zugeredet, er möcht' doch nicht so an mir, seinem leiblichen Bruder handeln, er aber hat darauf kurzweg gesagt: „Wenn Du meinst, es geschieht Dir Unrecht, so geh' in die Gerichte".

Obwohl ich verbittert war und das Gefühl gehabt hab', es geschäh' mir ein Unrecht, das alle Welt einsehen müßt', so ist es mich doch hart angekommen, gegen den eigenen Bruder Prozeß zu führen, aber ich hab' geglaubt, ich wär' es meinem Weib und Kind schuldig. Hätt' ich voraus gewußt, wie es bald darauf hat

kommen sollen, ich hätt' es eben so gut sein lassen können! So haben wir denn eine Weile prozessirt und viel gutes Geld dafür hinausgegeben, die Entscheidung ist vor der Thür' gestanden, da ist ein Tag gekommen — o lieber Herr, wie nie kein Mensch einen zweiten zu ertragen vermöcht! Kriegszeit ist damal gewesen, unsere beiden Buben sind im Feld gestanden und auf einmal hat sich im Dorf das Gered' verbreitet, Einer davon wär' gefallen. Welcher? Keines hat's zu sagen gewußt. Wie mich aber der Bürgermeister auf's Amt hat bescheiden lassen, da hab' ich schon an dem erbarmhaften Gesicht von dem Gemeindeboten gemerkt, wie viel es geschlagen hat und bin mit zitternden Knieen hin, mir für ganz sicher und gewiß sagen zu lassen, was ich mir selbst nicht hab' eingestehen wollen, daß ich es schon weiß. Das war meine erste Leidensstation. Und wie ich heimkomm', liegt mein Weib, krank vor Erschrecken, eben war Nachricht eingetroffen, wir hätten den Prozeß gegen den Bruder in letzter Instanz verloren. Herr, wie mir war, wie ich dem Weib gegenüber gestanden bin, das gemeint hat, ich wein' allein um unser Hab und Gut, während es jetzt ja mehr unserem Einzigen, unserer letzten Stütze gegolten hat! O Herr, so was läßt sich nur verwinden, wenn man sich den vor Augen hält, der seine vierzehn Stationen bis an's Kreuz gegangen."

Der alte Mann trocknete sich die Augen, nach einer Weile fuhr er fort: „Das Restel, was ich noch zu sagen hab', ist kurz. Das kleine Gütel, das mir verblieben wär', ist ganz auf die Prozeßkosten daraufgegangen, mein Bruder hat es erstanden, das Elternhaus hat er doch nicht wollen in fremder Leut' Händ' kommen lassen, auch war ihm wohl darum, das Ganze beisammen zu halten. Von dem Erstandgeld sind über die Prozeßkosten ein paar Gulden geblieben, gerad' genug, daß ich dafür im Dorfe eine kleinwinzige Hütte hab' kaufen können, um darin mit meiner Alten zu wohnen; die hat der Jammer hart angegriffen, es hat nicht lang' gedauert, so war ich allein.

„Wie Ihr euch denken könnt, lieber Herr, war kein kleines Geschrei unter den Leuten, wie mir mein Bruder so mitgespielt hat. Aber wie es damit schon bestellt ist, Anfangs hätt' man meinen können, der Görg sei auf keinen Schritt außer Haus mehr sicher, dann haben sie mir die übelsten Nachreden angedichtet, gleichsam als hätt' ich die ausgesagt, — daher mag wohl kommen, daß sich die Schwägerin Katharin kein klein Bissel um uns angenommen hat, — und schließlich, wie wir so für alle Zeit und Ewigkeit mit einander zertragen waren, sind die Leut' Schimpfens und Scheltens müd' gewesen. Bald war man mich herunten im Ort und meinen Bruder oben auf dem Anwesen gewöhnt und heut' schon gilt's so als zur Ordnung gehörig, fragt Keiner, ob es schön oder wild, recht oder unrecht ist.

„Viele haben freilich den Kopf gebeutelt zu so ungleichem Spiel, wo der Eine alles gewinnt und der Andere alles verliert, auch mir hat es anfangs nicht in den Sinn wollen, warum unser Herrgott den Görg so verhätschelt und mich in den Winkel stellt. Aber seht, lieber Herr, trotz allem, was er mir auferlegt hat, hat er sich nicht in mir geirrt, obwohl ich so arm bin wie eine Kirchenmaus, denk' ich nicht daran, mir unrechterweis nur einen Groschen anzueignen und wie hart auch mein Bruder gegen mich gewesen ist, wünsch' ich mir keine Gelegenheit, ihm heimzuzahlen. Er hat nach der Hand geäußert, ihn hätt' an meiner Statt der Unglückstag nicht treffen dürfen, wär' sein Prozeß verspielt und sein Bub todt gewesen, er hätt' mir den den meinen erschlagen und eh' Wald

und Haus angezündet, als sie übergeben. Das ist wohl nur eine wüste Red' hintennach gewesen, aber wer, der ihn kennt, wie ich, vermöcht' zu sagen, was aus ihm geworden wär', hätt' es ihn auch nur halb so rauh angefaßt?! So hat ihn eine gnädige Schickung auf das reichste Anwesen in der Gegend gesetzt, ihm Weib und Kind erhalten und Enkel dazu geschenkt, nnd nun gibt er sich zufrieden, und hält Ruh!

„Dort über'm Feldweg liegt des Zehentleitners Hütte, da muß ich jetzt hinüber. Behüt' Gott! Ja, ja, mein lieber Herr, es scheint völlig, Gott nimmt das Glück der guten Menschen und legt es den schlechten zu, damit die weniger Ursach' haben, arg zu sein."

Ich drückte ihm die Hand, nach einigen Schritten nickte er mir, an die Mütze greifend, noch einmal zu dann schwand mir langsam seine kümmerliche Gestalt aus den Augen.

Hinter mir, auf der Anhöhe, lag im lichten Sonnenscheine der Hof seines Bruders, still, feierlich, wie ausgestorben, — der Görg war wohl in der Kirche.

---

## So brauset der Leidenschaft Göttergewalt.

Weißt Du, wie der Sturm zu Thale springt,
Der lenzlusttrunkne Titane,
Wie die trotzenden Tannen er niederringt
Und wie er mit starken Armen schwingt
Der Wolken drohende Fahne.

Sein Antlitz ist Nacht und sein Herz ist Glut
Und Zerstören heißt sein Beginnen.
Der in heimlichem Schlummer so lange geruht:
Maßloses Begehren entflammt seinen Muth,
Und es reißet ihn ziellos von hinnen.

Die flackernden Blitze beleuchten die Bahn,
Der Lust wildsprühende Funken.
So wirbelt's daher im bacchantischen Zug,
Bald zum Abgrunde wendend, zur Höhe bald den Flug
Im rasenden Rausche versunken.

So brauset der Leidenschaft Göttergewalt!
Ist's Wonne oder Verderben?
Die Gedanken verstummen in Demuth bald,
Da hilft nicht Weisheit, da gibt's keinen Halt:
Ein Glücklicher sein — oder sterben!

Und weißt Du, wie nach der Wetternacht
Hereinschaut der Frühling voll Wonne?
Wie im Perlengeschmeide die Wiese lacht
Mit unwiderstehlicher bräutlicher Pracht
Und heraufsteigt die flammende Sonne?

Es blinken die Fluren, es flüstert der Wald
Und es läutet und klingt in den Zweigen,
Als wär in des Frühlings holder Gestalt
Die ewige Gottheit hernieder gewallt,
Zu den Menschen sich liebend zu neigen.

Es weinet vor Wonne die zitternde Au,
Harmonisch plaudern die Wellen,
Sie spiegeln wieder des Himmels Blau:
Das ist die Liebe, die Götterfrau
Und es rauschen elysische Quellen.

Das ist die Liebe! O fürchte nicht
Der Leidenschaft wildes Gebahren.
Hellleuchtend, beglückend, berückend bricht
Aus den nächtlichen Wolken das rosige Licht
Der Liebe nach tausend Gefahren!

F. G. Adolf Weiß.

# Die Dreizehnte.

Novellette nach dem Französischen von Louis Gauthier.

Doctor Sorbier ist ein sehr redseliger Mann; es gewährt aber auch Vergnügen ihn anzuhören, er erzählt allerlei Geschichten, bezweckt jedoch zumeist auf den Geist seiner Patienten damit Einfluß zu nehmen, denn er ist kein loser, sondern wohl berechneter Plauderer.

Ich traf eines Abends mit ihm bei einer Marquise zusammen, welche ihn ob eines heftigen Nervenanfalles schleunigst rufen ließ. Die Marquise besaß die seltensten Eigenschaften der Weltdame, nur Ein Schatten verdunkelte ihre wirklich blendenden Tugenden. Sie besaß nämlich vier Kinder, wovon sie eines unglücklicherweise weniger, als die anderen liebte und es auch in Folge dessen zeitweise mit empörender Ungerechtigkeit behandelte. Der Doctor kannte diesen Fehler nur zu genau und als man ihn an diesem Abende bat, er möge eine seiner so allerliebst erzählten Geschichten zum Besten geben, so begann er folgende:

Ich hatte bereits mein Doctor-Diplom vor einigen Jahren erhalten, als im Jahre 1832 die Cholera über Paris verheerend einbrach und dessen Einwohner beinahe decimirte. Nur Derjenige, welcher die Pestseuche von der nächsten Nähe aus beobachtet, kann deren verheerende, rasche, schreckliche Wirkung beurtheilen und so lange ich lebe, werde ich das entsetzliche Bild, welches die Hauptstadt damals bot, nicht vergessen. Denken Sie sich nur, man transportirte unsere Todten bei Nacht heimlich fort, gebot uns Aerzten, die wahre Ziffer der Opfer zu verschweigen, um nicht noch mehr Schrecken zu verbreiten; starben ohnehin mehr Leute aus Furcht, als an der wirklichen Krankheit.

Ich hatte in dem Approvisionirungsmagazin, welches man in aller Eile zum Spitale umgewandelt hatte, zu thun, dieses riesige Gebäude reichte kaum hin, die alle Augenblick anlangenden Cholerakranken zu fassen, so daß man wie bei einem Theater in den Krankensälen Queue machen mußte, kaum stand ein Bett frei, so war es schon wieder belegt.

Eines Morgens, ich kam soeben von der Visite des mir anvertrauten Saales mit 33 Betten, hörte ich einen Krankenwärter nach einem disponiblen Arzte rufen. Ich ging sofort zu ihm, er übergab mir eine Visitkarte: „Mr. Dumiége, rue Culture Saint Catharine“.

Ich stieg rasch in einen Wagen und zehn Minuten später befand ich mich in dem ersten Stockwerke eines der schönsten Häuser besagter Straße, in einer prachtvollen Wohnung.

Als ich den Salon betrat, fand ich fünfzehn Personen gleich Dämonen, schreiend, mit den Händen gesticulirend umherlaufen, der dort herrschende Heidenlärm brachte mich völlig aus der Fassung, ich hätte beinahe die Ursache meines Besuches darob vergessen. Außer solchem Höllenspektakel trug diese sich fieberhaft bewegende schreiende Menge das seltsamste Gepräge. Hätte mir der Kutscher nicht gesagt, er bringe mich zu einem Rentier, ich hätte geglaubt, mich in einem Pensionate zu befinden, denn ich zählte zwölf ganz gleich gekleidete junge Mädchen im Salon.

So unglaublich es auch war, sagte ich mir, diese zwölf blonden, gleich großen Fräuleins müßten an ein und demselben Tage das Licht der Welt erblickt haben, müßten Schwestern sein, denn deren Aehnlichkeit war geradezu frappant.

Als man meine Anwesenheit im Salon endlich gewahr wurde, fing etwas Ruhe einzutreten an, Mr. Dumiége sammt Frau ergriffen mich bei der Hand und führten mich zu einem von mir bis nun noch nicht erblickten Mädchen. Das Kind lag auf einem Sofa, völlig starr, als sei sie von Krämpfen befallen, ihr Antlitz war ganz violett gefärbt, der Mund verzerrt, die Augen stierten leblos in den weit geöffneten Augenhöhlen. Bei diesem Anblicke fürchtete ich bereits zu spät gekommen zu sein, um mir jedoch Gewißheit zu schaffen, versuchte ich einen Aderlaß und erzielte, o Wunder, ein glückliches Resultat damit. Die Glieder der Kranken wurden von dem fesselnden Bann befreit, das Gesicht entfärbte sich, der Puls wurde wieder regelmäßig.

„Bitte", sagte ich zur Mutter, „legen wir das Fräulein rasch in's Bett, sie darf nicht zu sehr zugedeckt werden, geben Sie mir gefälligst rasch Feder, Tinte, Papier, damit ich etwas verschreiben kann."

„Mein Herr", frug mich die Mutter, „hat sie vielleicht gar die Cholera?"

„Zweifelsohne! Wußten Sie das nicht?"

Ich hatte kaum geendet, als Madame Dumiége furchtbar zu schreien begann, sie geberdete sich wie eine wüthende Löwin.

„Die Cholera! die Cholera!" heulte sie. „Man bringe sie sofort außer Haus .... Meine Töchter! rasch in euer Schlafgemach .... Der Salon ist verpestet ... Die Cholera! .... Die Unglückliche wird mir noch meine Kinder tödten! Fort mit ihr!"

Dabei stürzte sie auf den Glockenzug los, schellte wüthend und rief dem Dienstmädchen zu: „Fort mit ihr, führt sie hinweg, sie darf keine Minute mehr im Hause bleiben! fort! fort mit ihr!"

Die Dienstmagd wollte den Befehl ausführen, ich setzte mich jedoch mit aller Kraft dem entgegen.

„Das Kind kann unmöglicherweise wegtransportirt werden, das hieße sie dem sicheren Tode überliefern, man muß sie allsogleich zu Bette bringen."

„Aber mein Herr, wollen Sie, daß sie uns Alle anstecke?"

Ich versuchte vergebens den Leuten begreiflich zu machen, daß die Cholera nicht ansteckend sei, die Frau hörte mich nicht an und schrie fortwährend:

„Fort, fort! sie wird mir noch meine Töchter tödten!"

Ich frug sie sodann, wohin man die Kranke denn transportiren solle.

„Wohin man will", antwortete sie, „in's Spital!"

„In's Spital? Ja, besitzt denn dieses Kind keine Eltern in Paris? Was ist sie denn hier im Hause?"

„Wer sie ist!" sagte Madame Dumiége mit einem nicht wiedergebenden Ausdrucke des tiefsten Hasses, „sie ist unglücklicherweise auch meine Tochter."

„Und Sie verdammen Ihr eigenes Kind zum Tode? Sie wollen sie in's Spital senden, wo ihr jede Pflege mangelt, wo sie vielleicht warten muß, bis ein Bett leer wird?"

„Ich befehle es!" antwortete die Mutter, „sie muß in's Spital; sie würde meine Töchter tödten!"

Nun begriff ich, daß das unglückliche Kind im Spitale besser gepflegt werden würde, als im Hause einer so schandbaren Mutter.

Ich ließ zwei Commissionäre mit einer Sänfte kommen, legte die Kranke, sorgfältig in Decken eingehüllt, hinein und als ich das Haus verließ, konnte ich mich nicht enthalten, Madame Dumiége folgende Worte zuzuschleu-

dern: „Gottes Strafe wird Sie treffen, Madame!“

Die Kranke wurde in meinen Krankensaal befördert.

Mr. Dumiége war einer jener Männer, welcher, ohne jegliche Beschäftigung, sich das Quartier le Marais als Wohnort auserwählt hatte, ein Quartier, wohin weder der Lärm noch die Sitten des modernen Paris hindringen. Er zählte damals 50, seine Frau 40 Jahre, beide von kleiner Gestalt.

Madame Dumiége war der Herr im Hause, der Gemahl einer jener, welche außer dem Namen nur noch das Geld zur Bestreitung des Haushaltes hergeben müssen, sonst aber nichts sind.

Dieser Biedermann figurirte in der Staatssteuerliste mit der jährlichen Einkommensziffer von 17.700 Francs und die Matrikelregister wiesen ihn als Vater von dreizehn Töchtern aus, womit ihn seine Frau je paarweise sechsmal, einmal jedoch einzeln bescheerte.

Diese letzte Eine, ohne Zwillingsschwester, hieß Esther; die Arme wurde von der Cholera erfaßt und die Mutter jagte sie in dem Momente, wo sie ihre Seele nur mehr auszuhauchen hatte, aus dem Hause.

Esther zählte damals sechszehn Sommer, ganz entgegengesetzt ihren Schwestern, war sie muthig wie eine Spanierin, charakteristisch schön, nicht so alltäglich wie die Anderen, und gleich einem seltsamen Naturspiele schlug sie ganz aus der Art der anderen verkommenen Race des Ehepaares Dumiége; sie war schlank, so daß sie die älteste der Schwestern beinahe überragte. Ihre Mutter hegte für sie eine unbezwingliche Abneigung. Anstatt mit einem frischen Alepinekleid, wie die anderen bekleidet, trug Esther ein zerrissenes, geschossenes, graues abgewetztes Kleid, sie war die geduldete Dienerin ihrer Schwestern, mußte ihre Kleider bürsten, reinigen, ihre Putzwäsche waschen, das Schlafgemach reinfegen, die Lampen putzen, kurz all' jene häuslichen Arbeiten, welche Diener sogar mit Abscheu verrichten, besorgen.

Machten die Anderen Besuche, Promenaden, Ausflüge, Esther mußte zu Hause bleiben, das Haus bewachen; und bemerkten Fremde Esther's Abwesenheit, so sagte die Mutter, sie sei blöde, schmutzig, man könne sie nirgends mitnehmen, sie mache der Familie nur Schande. Der Gatte hatte einigemale seine Bemerkungen ob dieses Verfahrens gemacht, doch ein gestrenger Blick von Seite seiner Gattin ließ ihn sofort verstummen.

Die schlechte Behandlung von Seite der Mutter und der Schwestern erpreßte dem armen unglücklichen Opfer nicht eine einzige Klage; das arme Aschenbrödel erflehte von Gott die Tröstungen, welche ihr die Menschen versagten. Wenn am Abende manchmal Freunde zu Besuch kamen, blieb sie niemals im Salon, schloß sich in das gemeinsame Schlafzimmer ein und erflehte von Gott den Segen auf die Häupter ihrer Familie herab.

Ihre Schwestern wurden in Musik, im Zeichnen ꝛc. unterrichtet, sie nahm auch Theil daran, doch als Madame Dumiége nach einem Monate gewahr wurde, daß durch Esther's Fortschritte alle Anderen in Schatten gestellt wurden, so befahl sie, Esther dürfe nicht mehr an dem Unterrichte theilnehmen, es sei sowohl eine Zeit- als Geldverschwendung, sie sei der ihr dargebrachten Opfer unwürdig, lerne nichts.

Esther verzieh ihrer Mutter diese in die Augen springende Ungerechtigkeit und da man ihr nicht verboten hatte, im Salon während dem Unterrichte der Professoren anwesend zu sein, so lauschte sie aufmerksam und überließ sich dem Studium zu Zeiten, wo man sie allein zu Hause ließ, und das geschah doch sehr oft. Sie besaß so viel Ausdauer, festen Willen und Talent, daß sie besser zeichnete als ihre Schwestern, ja sie überstand die Schwie-

rigkeiten, vor welchen die Anderen am Piano zurückschreckten, jedoch kein Mensch wußte etwas von den triumphirenden Gefühlen, welche dem Mädchen ihre tägliche Qual im Hause erleichterten, sie ertragen ließen.

Madame Dumiége's unwürdige Behandlung ließ mich einen Theil dieser traurigen Wahrheiten errathen und dadurch interessirte mich die arme Kranke nur umsomehr. So wenig Hoffnung ich für ihre Rettung oder Genesung auch hegte, so umgab ich sie mit der sorgsamsten Pflege und wandte alle nur denkbaren Mittel, welche die Wissenschaft zur Bekämpfung dieser Seuche bietet, bei ihr an. Nächte lang wachte ich an ihrem Bette, consultirte jeden Abend mit dem damals so berühmten Arzte M. . . . ., endlich glückte es mir; ich sah Esther nach und nach wieder zu sich kommen und bald hierauf war sie außer Gefahr.

Als sie in die Reconvalescenz trat, erachtete ich es für gefährlich, sie in den von den Pestmiasmen geschwängerten Spitalräumen zu lassen und führte sie selbst in ihr väterliches Daheim.

Zwei Särge standen vor dem Hausthore der Wohnung in der rue Culture Saint Catharine.

Im Salon fanden wir Mr. Dumiége allein, traurig, niedergeschlagen auf einem niederen Sessel dasitzen. Er sah uns düster an und zeigte nicht die mindeste Freude bei der Wiederkehr seiner genesenen Tochter, welche ihn zärtlich bewillkommte. „Wo ist meine Mutter? . . . die Schwestern?" frug Esther."

„Deine Schwestern?" antwortete der Vater, „weißt Du denn nicht, daß sie gestorben sind? Hast Du sie denn nicht angesteckt? Sahst Du nicht die Särge vor der Thüre?

Wie rasend eilte Esther aus dem Salon in das Schlafzimmer, ich folgte ihr dahin.

Da standen eilf leere Betten, nur mehr zwei waren von den beiden überlebenden Mädchen besetzt. Madame Dumiége pflegte sie. Die unglückliche Mutter war, seitdem die Cholera in das Haus Einzug gehalten, um zwanzig Jahre gealtert.

In fünf Tagen hatte sie zehn Töchter je paarweise, wie sie das Licht der Welt erblickt, dahingerafft gesehen.

Bei Esther's Anblick sprang sie auf sie wie eine Hyäne los, zerkratzte sie mit den Nägeln im Gesichte, schalt sie die Mörderin, den Henker ihrer Kinder.

Ich fing das ohnmächtig werdende Kind in meinen Armen auf, die Mutter hätte es ohne meine Anwesenheit in Stücke gerissen, brachte Esther zu meiner Schwester, wo sie zum zweitenmale eine höchst gefährliche Krankheit durchmachte, von welcher sie nach zwei Monaten genas.

Während dieser Zeit hatte die Epidemie die beiden letzten Schwestern Esther's zur selben Stunde dahingerafft, acht Tage später erlag die Mutter ebenfalls.

Mr. Dumiége überlebte allein seine Frau sammt zwölf Töchtern und als er sich in dieser großen, einst so belebten Wohnung ganz verlassen sah, befiel ihn eine Art Blödigkeit, in welcher er zwei Jahre eine elende Existenz fortführte.

Meine Weissagung hatte sich erfüllt, schneller, schrecklicher, als ich sie gedacht, die grausame Mutter fand eine noch grausamere Strafe.

„Und was ist aus Esther geworden?" frug die Marquise, welche diese Erzählung tief ergriffen zu haben schien.

„Ah! Esther ist heute meine Frau!

# Auf dem Reichenstein.

Eine Bergfahrt von **P. K. Rosegger.**

Die Eisenbahn von Leoben bis Vordernberg muß sehr viele Späße über sich ergehen lassen. So soll vor einiger Zeit an der Strecke zwischen Trofaiach und Fridauwerk eine Tafel mit der Aufschrift gesehen worden sein: „Das Hausiren ist hier verboten.“ Es wäre nämlich vorgekommen, daß auf den Bahnhöfen und selbst auf der Strecke Reisende ausgestiegen wären, in den nächstliegenden Häusern zugesprochen hätten, um dann mit demselben Zuge wieder weiter zu fahren. Anderseits hätten die Bettler, die Blinden und Lahmen den Eisenbahnzug verfolgt und zu den Coupéfenstern hinein um Almosen gefleht. — Mir erzählte ein Bäuerlein von Vordernberg mit ganz ernsthafter Miene Folgendes: „So, auf unserer Eisenbahn wollt's fahren? Schau, letzthin, da bin ich auch einmal nach Loiben hinausgefahren. Und jetzt loset. Wie wir da vom Bahnhof hübsch hintankommen, reck' ich meinen Gebel (Kopf) beim Fenster hinaus — seh' neben uns eine Schneck herlaufen. Je, sag' ich, willst mit uns reisen? Wirst es auch hart dermachen mögen mit deinem Haus auf dem Buckel . .“ Und wie ich sag', allerweil bleibt das Thier weiter und weiter zurück, wir natürlich fahren unseres Weges und nach zehn Minuten hab' ich die Kleine gar nicht mehr gesehen. Nu, 's ist noch alles gut 'gangen, denn in Trofaiach nachher haben wir auf die Schneck gewartet.“

Ein Zug der Leoben-Vordernberger-Bahn braucht nämlich 1½ Stunden, um eine Strecke zurückzulegen, welche der Fußgänger leicht in drei Stunden bewältigt. Es verkehren auf dieser Bahn nur gemischte Züge, die auf den fünf Zwischenstationen: Donawitz, St. Peter, Gemeingrub, Trofaiach und Fridauwerk häufige Verschiebungen nöthig machen. Auch ist das Terrain ein sehr stark steigendes, beziehungsweise fallendes, und so der etwas schleppende Verkehr begründet. Indeß, die Leute machen ihre Glossen und Späße — schlechte und minder schlechte — und fahren. Die Anschlüsse an die Bahnen in Leoben und an die Post- und Stellwägen in Vordernberg sind ja gut. Dem Fremden, und selbst wenn er nur Eilzüge gewohnt wäre, wird unterwegs nicht einmal die Zeit lang, denn das Thal ist reich an Naturschönheiten.

Hinter Leoben rechtseinbiegend, an dem interessanten Eisenwerke Donawitz vorüber, kommen wir zum freundlichen Dörfchen St. Peter; von einer schroffen Felswand grüßt das malerische Freienstein auf uns nieder. Bald sind wir im grünen, breiten Thale mit dem stattlichen Markte Trofaiach. Hier ist noch alles grün und waldig ringsum; aber dort hört das auf und fängt ein anderes an. Das Hochgebirge steht vor uns — finster blau starrend, oder in seinen Wänden und Schneefeldern leuchtend. Der dreikuppige Reiting, welcher drüben bei Kammern und Mautern allmälig aufsteigt bis zu seiner höchsten Spitze, dem Gößeck, von diesem aber jäh niederstürzt in das Engthal der Göß. Im Hintergrunde dieses Engthales starrt das Wildfeld, weiter rechts der Spitzkogel, dessen Form der Name ausdrückt, dann der Gössingsattel, die Vordernbergermauern, und hoch über alle ragend, der Be-

herrscher dieser Gruppe, der Reichenstein.

Die Bahn geht etwas rechts zwischen den waldigen Vorbergen hin über Wiesengründe. Bald sind wir am Friedauwerk mit seinem architektonisch schön gebauten Hochofen, die Poesie der Gothik wunderlich mit der Prosa des Praktischen vereinend. Unter uns haben wir stets den Vordernbergerbach, kein klares Alpenwasser, seitdem die Schlacken und der Staub der neun Vordernbergerhochöfen in dasselbe gefallen sind.

Endlich hören wir das Glockenzeichen des Vordernberger Bahnhofes. Vordernberg liegt ganz unbehaglich eingeklemmt zwischen steilen Bergen, hat oft kaum Raum für die Straße und den Bach, und die Häuser und Werksgebäude klammern sich an die Berglehnen. In Vordernberg ist alles rothbraun vor dem ewigen Erzstaub; zum Glücke noch kommt von den Wänden der fegende Wind nieder, der die Gebäude und Wege zuweilen ein bischen abbläßt. Der Markt Vordernberg hat vom Bahnhofe bis zum oberen Ende eine Länge von drei Viertelstunden. Ganz begreiflich, daß in einer so langen Reihe manch' gutes Wirthshaus vorkommt, in welchem man sich erquickt und zur weiteren Wanderung im Hochgebirge stärkt. Im Gasthause beim Wieser und auf der Post beim Spitaler mundet's trefflich.

Beim Wieser saß ich und aß zu Mittag und machte mich tüchtig zur Besteigung des Reichenstein.

„Ah na," sagte mir einer der Anwesenden, „heut nicht auf den Reichenstein gehen, heut' schaut er so viel finster herab." Und wahrlich, das Gewölke über den Bergen war recht dunkel und die Nebelfetzen schwammen nur so herum und krochen an den schwarzen Wänden auf und nieder, deckten bisweilen die Spitzen ganz ein, und ließen dann doch wieder einen vollen Sonnenstrahl durch. So oft eine ziehende Wolke das Hochthal verdunkelte, sagten die Leute sauren Gesichtes: „Wir kriegen wieder Regen; hab's gestern schon gesagt, 's ist mir ein allzuwarmer Wind gangen." Und wenn dann die Sonne blinkte, meinten sie: „Na, ich denk', jetzt wird's doch schön. Zeit wär's dazu." — Diese Profezeiungen wechselten drei- oder viermal, während ich bei meinem Mittagsmahl saß. Um ein Uhr bin ich von einem reisenden Herrn freundlich eingeladen worden, in seinen Wagen zu steigen, und eine Stunde später war ich auf dem Prebichel. Es regnete nicht und es schien die Sonne nicht; der Thurm des Reichenstein schaute über den Voralmen nebellos herab. Ich stieg aus dem Wagen und begann die Wanderung einer Almhütte zu und hinter derselben empor durch die Mulde auf weichen Matten. Ein Bauer begegnete mir dort, der sagte: „Müssen nicht hinaufsteigen ohne Führer, 's ist wolter grob."

„So werde ich nur bis auf den niedrigeren Rücken dort gehen, und dann nach Eisenerz hinunterlaufen", meinte ich.

„Das ist schon gescheidter," stimmte er bei, und wir gingen jeder unseres Weges.

Als ich aber nach einer Stunde auf die Schneide kam, waren unter dem Wolkenhimmel die Berge so rein und scharf und stand der Reichenstein so nah und keck vor mir da, daß mich plötzlich die Touristengier erfaßte. Die Uhr war doch erst drei und — es war Ende September — die Sonne noch drei Stunden am Himmel.

Der erste Schritt, den ich von dieser Stelle aus gegen den Reichenstein machte, war ein verfehlter — und ihm folgten nun etliche tausende, die nicht weniger, ja noch immer mehr verfehlt waren. Ich ging einen kaum kenntlichen Fußsteige links über die Schuttfelder des Kar gegen die Vordernberger Mauern hin. Als ich

dort endlich auf einen Rücken kam, von dem wilde Windstöße mich immer wollten in die Tiefe schleudern, und auf dem sich die Aussicht auf die andere Seite des Gebirgsstockes eröffnete, sah ich, daß von dieser Seite mein Reichenstein platterdings nicht zu besteigen war. Mußte nun den Weg wieder zurück machen, doch um denselben abzuschneiden, nahm ich die Richtung quer über die Schutthalden und die Schroffen hin. Etwa eine Viertelstunde lang klomm ich pfadlos empor im Gestein, im Schutt, an den Wandbänken hin, dann wieder auf glattem Hange, bis mir endlich die Ueberzeugung ward, auch hier sei es wieder gefehlt. Als ich umkehren wollte, sah ich die Gefahr. Die Lehne, an der ich hing, war so steil, daß die Füsse keinen Raum hatten, sich zu wenden. Losgelöste Steinchen rollten rasch über das glatte Federgras dahin und verschwanden weiter unten lautlos in einem Abgrund. Die schrieben mir den natürlichen Weg vor, der von dieser Stelle aus zu nehmen war. Ich fühlte, wie meine Knie zu zittern begannen. Heiß brückelte es durch meine Glieder und in meinem Haupte hub so etwas wie Schwindel an zu wirbeln. Etliche Augenblicke sitzen und ruhen wäre das Beste gewesen; es war aber kein Platz dazu da, und während ich mich an den Berg gelehnt hätte, wären die Füsse leicht ausgeglitten. Mit der einen Hand hielt ich den Stock fest, mit der andern wühlte ich in den Säcken herum nach einer Brotkrume. Es war nichts da. — Ich war so ziemlich verlassen von allem und mir selbst.

An die zwei oder drei Minuten blieb ich so stehen, da sagte ich mir: „Ei geh', Bürschel, das ist ja gar nicht gefährlich. Da steigt jeder Halterbub herum, wenn's sein muß. Möcht' wissen, wo da die Gefahr ist!“ und hub an in möglichst behutsamen, elastischen Sprüngen quer abwärts zu laufen — etliche zwanzig Klafter lang, und dann war ich aus aller Gefahr.

Auf milder Matte zwischen dem Gezirme setzte ich mich hin und blickte zum Hang empor, an dem ich geklebt war, und begann mir erst jetzt die Gefahr und Lage auszumalen, daß es eine Pracht war. Ich ließ mich kauern oben im Gewände, bis der Abend kam, ich ließ ein lange schon drohendes Hochgewitter niederbrausen mit erklecklich viel Blitz und Donner; auch nußgroße Haselkörner, glaube ich, ließ ich darunter sein. Alle Schrecken und Herrlichkeiten einer Sturmnacht im Hochgebirge ließ ich walten und hatte dann für das Schauspiel zwei Schlüsse. Bei dem einen sagte ich dieser Welt ein lautes Ade und stürzte in den Abgrund. Ein Wildschütze unten hörte den Schrei und fand im Morgenroth den zerschmetterten Körper. Dann war ein schönes Begräbniß; wenn ich nicht irre, waren sechs weißgekleidete Mädchen dabei, die Alpenblumen in das Grab warfen. Dann ging die Notiz in den Zeitungen um, am Reichenstein sei Einer abgestürzt — und des Weitern wäre alles Unangenehme für mich und die Anderen vorüber.

Der zweite Schluß aber war noch ergötzlicher. Ich verhielt mich ganz ruhig oben an der Wand in der finsteren Nacht. Da kam ein Rudel von Gemsen und schnupperte um mich herum. Da faßte ich plötzlich einen kräftigen Gemsbock an den Hörnern, schwang mich auf seinen Rücken, und das erschrockene Thier setzte über das Gewände hin und unten auf dem grünen Anger sprang ich lustig auf den Rasen.

So hatte ich mich ausgeträumt und ausgeruht, und nun begann ich noch einmal den Aufstieg zu suchen. Ich fand ihn. Auf der Eisenerzerseite zieht der Fußsteig schräge die Lehne heran. Mit diesem kam ich bald zur

steinernen Stiege, auf welcher man, sich bequem an den eisernen Handhaben haltend, über eine sehr wilde Stelle emporkommt. Ein Geiernest ist in der nahen Felskluft und die Raubvögel — auch Falken darunter — umkreisen pfeifend den Wanderer, der die hohe Stiege emporklettert. Noch manche Stelle, die nicht für Kinder und zimperliche Frauen geschaffen, ist zu passiren, bis man endlich die Hochmatte erreicht und von derselben auf einem sehr schmalen Bergrücken, der aber nicht so arg ist, als er von der Hochmatte aussieht, auf die Spitze des Reichenstein gelangt.

Die Aussicht von diesem Berge war an jenem Abende nachgerade wunderbar. Die vielgestaltigen Nebel, die früher in den Schluchten und an den Senkungen herumgekrochen waren, hatten sich alle zur Höhe gezogen und bildeten nun hoch über allen Bergspitzen eine dichte Wolkendecke, die aber stellenweise einen scharfen Riß, ein Loch zeigte, durch welche die niedergehende Sonne all' ihren Zauber spielen ließ. Die Berge ringsum waren dunkelblau und scharf geschnitten bis zum fernsten Horizont. Da gab es kein Verschwimmen der letzten Reihen mit dem Firmament, da war kein Blenden der Sonne und kein Höhenrauch — alles klar und deutlich im Kristalle der feuchten Luft, hie und da eine Felswand, ein grünes Thal, ein Flüßchen, goldig hell beleuchtet, als fiele in die seltsam düstere Stimmung bengalisches Licht herein. — Alle waren sie da, nur des Dachsteins Majestät barg sich in den Wolken. Hingegen trat der Grimming vor mit seiner ungeheuren Scharte, als wäre ein Stück so groß wie der Grazer Schöckel niedergebrochen ins Ennsthal. Vor diesem ragte das nach allen Seiten fast senkrecht niederstürzende Sparafeld mit dem Reichenstein bei Admont. Neben hin der große Buchstein und die Zacke des Damischbachthurm, und die Schroffen des Hochthor mit dem Schober des Lugauer im Vordergrunde.

Noch näher da die zahmeren Höhen des Wildfeld, hinter welchem die Tauernkette blaut. Gegenüber der stolze Kaiserschild, ein wüster Felsstock vom Fuß bis zum zerrissenen Haupte. Und vor ihm, tief im dunkelnden Thale zwei weiße Linien, sich von den Hieflauerschluchten hereinwindend: die Straße und die Eisenbahn. Dann an den waldigen Berg sich schmiegend der Markt Eisenerz mit seinen braunen Thürmen und mit seinen fittichgrauen, schimmernden Schindeldächern — wie ein Falkennestlein klein zwischen den ungeheuren, himmelanragenden Wuchten. Ganz zu unseren Füssen herein, aber viertausend Fuß tiefer, als unser erhabener Standpunkt, zieht sich das grüne Krumpenthal mit seinen Werken und montanistischen Bauten, und endlich — ein Ausläufer des Reichenstein — der Schatz und Stolz des Landes, der weltberühmte Erzberg. Noch ein Sonnenstrahl fällt auf das eiserne Kreuz, welches der Prinz Johann auf die Spitze des Erzberges stellen ließ. Es funkelt freundlich empor zu unseren Höhen, als wäre es wie die Eisenblüthe herausgewachsen aus den unerschöpflichen Lagern des Erzes.

Weiter draußen, wo das Thal von Eisenerz sich engt, das Liechtenstein'sche Sommerschlößchen steht und rechts zwischen Wald und Stein der romantische Leopoldsteiner See liegt, erheben sich die ehernen Falten der Seemauer mit ihrer hohen, viel bestiegenen Kuppe. Darüber herein dämmern die Berge der Salzagegend von Altenmarkt bis gegen Wildalpen. Viel näher als all das steht ein Bergriese, der uns gerade über Eisenerz herüber die Hand reicht. Es ist der Pfaffenstein, welcher die Form eines ungeheuren Katafalks hat, obenauf eine mit einem Bahrtuche zugedeckte Leiche darstellend. Der Pfaffenstein ist, wie

die Seemauer, ein Ausläufer der Schwabengruppe.

Wenden wir nun den Blick mehr dem Osten zu, so sehen wir die schönen Warten des Halmstein, des Ebenstein, und zwischen dem grünen Polster, der vom Prebichel aufsteigt und den Wüsten des Triendtling herein, endlich, von hundert steinernen Höflingen umgeben, den Herrn in weißer Toga, den Hochschwab. Der letzte Sonnenstrahl fällt auf seine Schneefelder, da die andern Berge schon in den Schatten des Abendes dunkeln — — und das nun ist einer jener Effecte, von denen es scheint, die Natur mache sie absichtlich zu Ehren ihrer liebsten Kinder auf Erden, der Menschen.

Wenn wir nun noch am Zinkenkogel vorüber gegen Vordernberg, Trofaiach, Leoben und Michel hinabblicken, so sehen wir nichts als Wälder, durchzogen von grünen Wiesenthälern. Der Muralpenzug vom Zirbitzkogel bis zum Rennfeld und die Mürzthalerberge bis zum Sonnwendstein am Semmering begrenzen das Bild. Uns zur Rechten als nächsten Nachbarn haben wir den Reiting; uns zu Füßen hängen die Kare des Krumpenthales.

So ein Alpenbild vom hohen Berge aus ist mit gar nichts anderem zu vergleichen und in Worten unmöglich wiederzugeben. Jemand, — er mag das Alpenland vom Thale aus gesehen, noch so gut kennen — der nie auf hohem Berge war, kann sich keinen richtigen Begriff machen von dem Anblicke, der sich da oben bietet. Man stellt sich etwa die Berge, die man sehen will, viel höher vor, viel näher gerückt, die Felswände viel schroffer, senkrechter, als sie in Wirklichkeit sein können. Man denkt sich gar ein zusammenhangsloses Gewirr von Bergen, phantastisch und unmöglich, wie des Menschen Phantasie überhaupt gewohnt ist, unbekannte Dinge ganz naturwidrig aufzubauen. „Himmelhohe Berge,“ „unergründliche Tiefen“ gibt es nicht. Und gäbe es derlei, die Welt wäre nicht mehr schön.

Der Alpenblick von einem hohen Standpunkte aus ist groß und einfach. Alle Berge, auch die nächsten und höchsten treten zurück und scheinen niedriger zu sein, als die Spitze, auf der man selbst steht. Die unzähligen, stets in einen bläulichen Hauch gehüllten Höhen, Sattel und Kuppen schlingen sich wundersam ineinander und lassen den Tiefen und Thälern breiteren Raum, als man, in diesen Thälern selbst wandelnd, ahnen mag.

Eine Zusammengehörigkeit und Einheitlichkeit ist in dem Bergrund ausgedrückt, und der Berg, auf dem wir selbst fußen, scheint von der ganzen Alpenkrone, die wir sehen, der Mittelpunkt zu sein. So ist es immer, auch dann, wenn sich unweit von uns eine noch größere Höhe erhebt, oder wenn auf einer Seite der Blick hin in's Flachland fällt. Die Ganzheit des Bildes bleibt stets gewahrt. Und wenn Nebel und Regen die Aussicht nach einer Seite einschränken — oder zu allen Tages- und Jahreszeiten, das Bild ist stets ein anderes, aber es ist einheitlich und vollständig, es gehört alles herein, was da ist, und es ist alles da, was hereingehört.

Diese ewige Ganzheit der Natur eben ist ihre Größe. — Wer das erstemal im Hochgebirge wandelt oder auf einem einsamen Bergeshaupte steht, den beschleicht das Gefühl der Unheimlichkeit; erst wenn er mit der Alpennatur — die nicht so feindselig ist, als sie dem Neuling aussehen mag — vertraut geworden ist, kommt er zum Bewußtsein und Genusse all der Schönheiten und Güter, welche das Bergland bietet. Die frische, leichte Luft, der erquickende Duft edler Pflanzen, die Lichtspiele, die erhabene Ruhe oder die majestätische Gewalt der Elemente u. s. w., u. s. w.

sind Genüsse, die unmittelbar empfunden werden müssen, sollen sie den Menschen wahrhaft erheben und beseelen.

Kehren wir heute um. Eine von den finsteren Tiefen, die zum Reichenstein heraufgähnen, müssen wir wählen, um in sie hinabzusteigen.

Vor wenigen Jahren sind an einer dieser steilen Lehnen des Reichenstein 160 Schafe zu Grunde gegangen. Die Sache trug sich so zu. Die Schafe, von ihrem Hirten vernachlässigt, achteten die vorgeschriebene Grenze nicht und thaten sich gerne gütlich auf der Wiese eines Almbauers. Sagte dieser Almbauer eines Tages zu seinem Knechte: „Du, hörst, wenn du die Schafe wieder einmal auf meiner Wiese siehst, so fange eins ab und graß' es ein.“ Es ist nämlich in der Gegend Sitte, daß der Bauer fremdes Vieh, das auf seinem Grunde weidet, anstatt es zu pfänden, mit Reisig umwindet, ja mit Tannenästen gewissermaßen umflicht. Das heißt man eingraßen; zumeist kommt es bei den Schafen und Ziegen vor. Wohlan, der Knecht sieht demnächst wieder einmal die fremden Schafe auf der Almbauernwiese; er fängt eines davon ein, umwindet es über und über mit grünem Reisig und läßt es laufen. Das Schaf fühlt sich in der neuen Montur sehr unheimlich und läuft den Berg hinan. Die übrigen, darüber erschrocken, laufen ihm nach. Das fährt an wie die wilde Jagd. Auf die Schneide gekommen, schießt das „eingegraßte“ auf der andern Seite hinab — die anderen — alle wie eines, — ihm nach — sie kommen ins wilde Gehänge, stürzen — eines und alle — viele Klafter tief über die Felswand. Alle, hundertsechzig an der Zahl, lagen unten auf einem Haufen beisammen und waren todt. Die armen Leute aus der Gegend, denen die Schafe gehört hatten, kamen nach Tagen herbei und erhoben ein Gezeter und rangen um das Fleisch, das doch nicht mehr zu genießen war. — Der Fall kam vor Gericht. Der Hirte wird angeklagt. Der Hirte kann nicht dafür, daß eines der Schafe eingegraßt worden ist und es sich vor Schreck und Verzweiflung mit den anderen in den Abgrund gestürzt hat. Der Almbauer wird angeklagt. Der Almbauer hat das Schaf nicht eingegraßt, er hat's nur spaßeshalber seinem Knecht gesagt. Der Knecht wird angeklagt. Der Knecht hat gethan, was ihm sein Dienstherr befohlen. Keiner konnte gestraft werden und der Tod der hundertsechzig Schafe wird eben als Selbstmord betrachtet, für den Niemand verantwortlich gemacht werden kann.

Behutsamer als diese Schafe habe ich den Reichenstein verlassen. Nieder zum Erzberg stieg ich in der Dämmerung. In einer Schwaighütte sprach ich zu um Atzung. Als ich über das Gewirre der Eisenbahnen hinabschritt, die den Erzberg nach allen Seiten umziehen, als die ganze schwere Finsterniß der Nacht eingetreten war, ereignete sich das, was den ganzen Tag schon gedroht hatte — es begann in Strömen zu regnen. Pudelnaß kam ich in Eisenerz an; warme Herzen, ein guter Tisch und ein weiches Bett glichen alles wieder aus. Und am andern Morgen im sonnigen Schimmer bin ich auf der schönen Rudolfsbahn weitergefahren, hin durch die herrlichen Gegenden, deren Hochwarten ich vom Berge aus geschaut.

Anders ist's zu Thal und anders auf dem Berge. Wer es will wissen, wie schön, wie wunderschön unser Land ist, der sehe es von unten hinauf und von oben herab.

# Ein Thalgau des steierischen Oberlandes im Wechsel der Jahrhunderte.

Eine Studie von Dr. Franz Krones.

Es war im Jahre 1873, im Hochsommer, als mich aus dem wüsten Treiben der Großstadt an der Donau, des weltausstellungskranken Wien, das dienstwillige Dampfroß der grünen Steiermark wieder zuführte. Da Reisebeschreibungen mein Fach nicht sind und meine Fahrt in die Klasse der gewöhnlichsten Erholungsflüge zählte, so will ich nur so viel mittheilen, daß ich herzlich froh war, als ich noch am Abende desselben Tages im schönen Thalkessel von Admont die erstickende Hitze des Wiener Nachtlagers und des lärmenden Residenzmorgens mit der Kühle und dem erquickenden Schweigen des Gebirgsabends vertauschen konnte. Solch ein Gebirgsabend nach heißer Tagesfahrt hat etwas Berauschendes, wie eiskühler Schaumwein nach der Feuerarbeit des Tanzes. Das verspürte ich am besten, als ich von der Ennsbrücke dem Verglühen der scheidenden Sonne zusah. Noch einen Augenblick stand der Zwilling des Buchensteines da, wie ein riesiger Goldblock, dann tauchte er in dunkler werdendes Violett gleich den andern Kalkbergen und „Mäuern", die das Gesäuse hüten, wie der Tamischbachthurm, das Hochthor, der Reichenstein, die Johnsbachmauern 2c., (Professor Frischauf, mein College, der gestrenge Protokollführer und treffliche Cicerone unserer Alpenwelt — möge mir einige Conceptfehler in dieser Richtung freundlich nachsehen); — bald aber ergoß sich volles Mondlicht in den herrlichen Thalkessel und ließ dessen gewaltige Nordpfeiler: Bosruck, Pyrgas, Kreuzmauer, Bärnkarmauer, Natterriegel u. s. w. u. s. w. um so schroffer und ernster erscheinen.

Solch ein Naturräuschlein steigt nicht blos dem Poeten, sondern auch andern Menschenkindern zu Kopf, — warum sollte es nicht auch mir luftige Blasen ins Gehirn gejagt haben, mir, der ich das Geschichtshandwerk treibe? Ist doch im gewissen Sinne der Historiker ein Zwillingsbruder des Poeten, denn beide plagen sich mit der Lösung des Räthsels vom Menschendasein, — Beide pfuschen einander ins Handwerk; aber nein — das wäre ein häßlicher, unberufener Ausdruck, — sie ergänzen einander vielmehr in der geistigen Arbeit. Das Auge des Dichters findet mit raschem Blick das geistige Gepräge des Menschen und seiner Zeit in entlegenen Zeiträumen heraus, wo sich der Geschichtsforscher mit der schärfsten Brille historischer Beobachtung nicht weiter zu helfen vermag. Dagegen schafft der Historiker dem Poeten reichen, abgeklärten Arbeitsstoff, er lehrt den Dichter das naturwahre Colorit der Menschen und Zeiten erfassen und festhalten. Und so kreuzt sich denn auch Beider Arbeit, sie vertauschen gewissermaßen ihre Rollen. Der Poet taglöhnert im Quellenstaube, im Gerümpel der Vergangenheit um des lieben „Stoffes" willen, während der Historiker nicht selten das Flügelroß des Herrn Zwillingsbruders besteigt, um sich in der Vergangenheit besser zurechtzufinden und mit dichterischem Ahnungsvermögen ihre Geheimnisse zu erschließen.

Aber nun genug des Theoretisirens. Kommen wir wieder an die Ennsbrücke im Admontthale zurück. Es war schon ziemlich spät geworden, als ich mit meinem Gefühls- und Gedankendusel aus der thaufeuchten Mondnacht und ihrer Poesie in die trockene, aber unentbehrliche Prosa der Wirthsstube „zur Post" heimkehrte.

Ich habe es nie über's Herz bringen können, ein ordentliches Tagebuch zu führen, wohl aber liebte ich es, in Notizbüchern kunterbunten Inhaltes allerhand anzumerken, was mir auf meinen Lebensfahrten Sinn und Herz erregte, woraus ich nachträglich eine erquickende Erinnerung oder den Anlaß zu einer harmlosen Federübung gewänne. Manchmal passirt es mir freilich, daß ich die Hieroglyphen solcher mitten am Wege gemachten Anmerkungen später mit dem gleichen Gefühle unerquicklicher Verlegenheit betrachte, wie jener Herr, der nicht mehr weiß, was die Knoten seines Schnupftuches zu bedeuten haben. So findet sich denn auch in dem Notizbuche des Jahres 1873 bei der Station Admont die Notiz: „Ennsbrücke — Spintisiren über Einst und Jetzt, historische Physiognomie des Ennsthales." Das kam mir denn auch unlängst vor die Augen, als ich in meine Notizblätter guckte und lebhaft trat die schöne berauschende Mondnacht wieder vor die Seele; — jene hingeworfene Zeile blieb nicht lange Hieroglyphe, sie gewann Bedeutung, — der Knoten war aufgegangen und der Plan zu einer historischen Plauderei fertig.

Es ist die Zeit der Weltherrschaft Roms. Unsere Alpenwelt ist seit drei Jahrhunderten bezwungen, unser schönes Thal, vom Anisus (Enns) durchströmt, ein Stück des „binnenländischen" Noricums; denn es liegt abseits vom Donaulauf, welcher die Nordgrenze „Ufernoricums" bildet, der Landschaft Ober- und Niederösterreich am rechten Ufer des stolzen Stromes, den der Römer das „Heil" seines Reiches nennt und mit Hilfe seiner Standlager und Flottillenstationen, der „Augenbrauen" des Ister oder Danubius (Donau), sorglich hütet. Nicht menschenleere Wildniß ist unser Ennsthal. Lange bevor noch der Römer den Fuß in dasselbe setzte, hauste hier der Kelte, der Verwandte des Germanen, ein Glied der starken und hochbegabten Völkerfamilie der indoeuropäischen Arier, als deren Urheimat Asien gilt; der Kelte, der die Metallschätze der Erde zu entringen und zu verarbeiten verstand, Kupfer und Zinn zur Bronze mischte, deren Erzeugnisse in hundertfältigen Formen der heutigen Welt als willkommene Spur menschlicher Culturarbeit aus dunklen verschollenen Jahrhunderten hinterließ, das norische Eisen aus den Erzlagern grub, glühte und hämmerte, das kostbare Salz zu gewinnen nicht vergaß und mit den Erzeugnissen der Natur und des eigenen Fleißes auf den Alpenpfaden und Straßen regen Tauschhandel weithin nach Süden trieb. Denn schon die Culturvölker jenseits der Alpen und der untern Donau, Italiker, vornehmlich Etrusker, die Griechen, und die Allerweltskaufleute und Zwischenhändler in vorrömischer Zeit, die Phöniker und ihre Söhne, die Karthager oder Punier, auf dem Mittelmeere und im atlantischen Ozeane heimisch, die Besucher der Zinninsel Britannien oder des kreidefelsigen Albions, der Ostseeküste, wo das Elektron, der Bernstein, zu finden war, standen mit den Hyperboräern, den blauäugigen, blondhaarigen Söhnen des Nordens, im uralten Tauschverkehre. Schon Aristoteles, der weise Grieche im 4. Jahrhunderte vor unserer Zeitrechnung, spricht von einer alten Handelsstraße, die mitten durch die Alpenwelt nordwärts führte. Und als das weltverschlingende Rom Herrin des ganzen europäischen Südens geworden war — bis an den

Alpenwall, — trat es mit den Keltenstämmen in gleiche Verkehrsverhältnisse. — So erklären wir uns die Funde griechischer und römisch-republikanischer Münzen im Schoße unserer Gebirgslande. Doch bald erscheint der Römer auch da als Eroberer, Gebieter; und er wird bei uns rasch heimisch, denn „wo der Römer siegte, da wohnte er auch", ist ein alter, lateinischer Wahrspruch. Mit der ihm eigenthümlichen Findigkeit und Thatkraft begann er Land und Leute auszubeuten. Es entging ihm ebensowenig der örtliche Reichthum der Gebirgsnatur, die er durch ein kunstvoll ausgebildetes Netz von Straßen, Seitenwegen und Saumpfaden zugänglich zu machen verstand, als die gewerbliche Leistungsfähigkeit der Bewohner, seiner Provinzialen, die er für die Wegbauten, Bergwerke, Salinen, — seine Waffenfabriken und andere Arbeiten verwendet und deren ausgehobene Mannschaft unter den Adlern Roms in fernen Himmelsstrichen kämpft und blutet, während fremdländische Legionen und Cohorten ihren Gehorsam überwachen. Werthvoll ist ihm der norische Stahl und das dichte, warmhaltende Wollgewebe der „norischen Mäntel", der Lodenstoff classischer Zeit, unter dem rauhen Himmelsstriche eine wärmende Hülle. Lasten von Bauholz, Fellen und Häuten, Honig, Metallen u. A. machen den Weg südwärts, und nordwärts wandern die Gaben und Erzeugnisse des Südens, die der Gebirgskelte immer mehr schätzen lernt. Der Römer beschenkt die Gebirgsnatur mit neuer Menschenkraft aus dem italienischen Süden, mit höherer Lebensthätigkeit; rasch wird die wuchernde Wildniß bezwungen, neue Gaben der Natur, Getreide, Obstarten, der herzerfreuende Wein, werden überallhin verpflanzt, wo es der Boden gestattet; die keltischen Ortschaften erweitern sich, neue erstehen, der einheimische Landsasse mischt sich mit dem italischen Ansiedler, so wie der lateinische und keltische Laut, der duldsame Glaube des Römers mit dem keltischen Götterwesen und ein weit verzweigter Verwaltungsorganismus vom Proconsul und Rector (Statthalter) der Provinz und seinem Kanzleistaate bis zum Straßenräumer herab, spannt seine gleichartigen Fäden über die ganze Alpenwelt, die in einem Mittelpunkte zusammenlaufen, in der Siebenhügelstadt am Ufer des Tibers.

Aber wohin bin ich aus meinem stillen Gebirgsthale gerathen? Kehren wir wieder dahin zurück. Das Keltenvölkchen dieses Thalgaues Noricums ist für uns namenlos. Wohl besitzen wir schon aus den ersten Zeiten der erobernden Römerherrschaft ein Verzeichniß norischer Gauvölker, welche der Stiefsohn des Kaisers Augustus, Drusus, mit überlegenen Waffen bezwang. Es ist die „Siegestafel des Drusus" in dem merkwürdigen Buche der „Naturgeschichte" des älteren Plinius, des weltkundigen, gelehrten Römers, welchen bei seinem Forscherdrange der Ausbruch des Vesuvs tödtete, zur Zeit, als dessen Aschenregen und Lavastrom drei Städte: Herkulanum, Pompeji und Stabiä begrub.

In diesem Verzeichniß oder in den geographischen Werken des Strabo, in der Völkertafel des Ptolemäos, suchen wir vergebens die Kelten des Ennsthalgaues, aber ihre Nachbarn kennen wir, die Halaunen, die Bewohner des salzreichen Bodens, der südwärts das Gebiet von Aussee einschließt und in den zu unserer Zeit aufgeschlossenen Geheimnissen des Hallstädter Salzberges, in den Grabstätten, Werkzeugen und Schmuckgegenständen keltisch-römischer Zeit die werthvollsten Zeugnisse jener Tage barg. Und drüben an der Salza, in der Keltenzeit Igonta geheißen, wohnte das Völkchen der Ambisontier oder Ambigontier, die Anwohnerschaft der Igonta, wenn der gelehrte Zeuß diesbezüglich Recht behält. Das Ennsthal, durch

seinen Strom, und die benachbarten Wege, westwärts durch den Mandlingpaß nach Westen, durch den Pyhrn nach Norden und südwärts durch das Paltenthal mit dem Rottenmanner Tauern, dem Völkerverkehr erschlossen und an sich für uralte Ansiedlung bestens geeignet, läßt keine unbedeutende Bevölkerung voraussetzen und mußte sich bald der römischen Ansiedlung und Cultur geöffnet haben. Wir haben dafür unwiderlegliche Zeugnisse. Römersteinfunde, die an der Ausmündung des steierischen Ennsthales zu Altenmarkt, jenseits des Gesäuses bei Admont, Wörschach, Strimitzen, Oeblarn, Gröbming, Groß-Sölk, Schladming, sodann in nordwestlicher Richtung bei Liezen, Grubegg vorkamen, — haben ihren Verbündeten an den aus der Römerzeit auf uns vererbten Straßenkarten oder Itineraren. Wir wissen, daß der römische Straßenzug, der im südlichen Aquileja seinen wichtigen Ausgangspunkt besaß, von Viscella bei dem heutigen Zeiring, dessen uralte Silbergruben der Römer auszubeuten nicht vergaß, über Tartusanum (bei Rottenmann, andere suchen es bei Kraubat) gegen Stiriate (Liezen, nach anderer Auffassung Tregelwang) einen Hauptzweig entsendete. Er lief über den Paß ad Pirum (Pyrhn) nach Gabromagus (andere suchten es bei Liezen) und Ernolatia, in der Gegend von Windisch-Garsten zur Klausen (Tutatio) bei Pettenbach, dann weiter nach dem keltisch-römischen Hauptorte Ovilabis oder Ovilaba, an dessen Stelle das mittelalterliche Wels (slav. Velica; ahd. Welas), der ältere Vorort Oberösterreichs trat. (Wir folgten hier den Forschungen Mommsen's und Kenners.) Selbstverständlich müssen wir auch an den Ennsthalweg stromauwärts gegen das Salzburgische, wo eine Hauptstraße den Radstädter Tauern hinüber nach Juvavo, Juvavia (Salzburg) zog und andererseits an das Rinnsal stromabwärts über Vocarium (Hieflau?) nach Laureacum (Dorf Lorch, bei Stadt Enns) denken, welches damals die Hauptstadt des uferländischen Noricums war, doch erscheinen diese beiden Thalwege damals als von untergeordneter Bedeutung. Die Hauptstraße über den Pyhrn zog aber der friedliche Waarenfrächter, der Fuhrmann mit norischer Eisenflosse zur Donau hin, wo große Waffenfabriken, z. B. in Laureacum, sie zur Verarbeitung aufnahmen. Der Legionär kannte diesen Weg; denn in erster Linie entwarf der Römer für die Eroberung und militärische Ueberwachung sein kunstvolles Straßennetz, dessen Kern uralte, von der Natur vorgezeichnete Wege abgaben, dieselben, welche in den Tagen eines Marius die furchtbaren Söhne des germanischen Nordens, Cimbern und Teutonen, zogen. Unter der Aufsicht der Straßenaufseher oder Verwalter (curatores viarum o. vicuri) werden die Meilensteine (lapides milliarii), 2000 Doppelschritte oder 5000 Fuß, also durchschnittlich $1/5$ deutscher Meile, oder 1580 Meter von einander entfernt, gesetzt und an diesen Straßen finden sich nicht selten römische Grabsteine, und rufen mit ihrer Inschrift ein: „Haltestill, Wanderer!“ (Siste viator!) dem Ankömmlinge zu, um ihn an irgend einen hervorragenden Provinzialen zu erinnern, dessen Asche bereits in der Urne ruht.

Diese Straßen zogen die Verwaltungsbeamten Roms, welche dem Statthalter der Provinz unterstanden, oder die Sendboten des Obersteuereinnehmers für Noricum und das erste Pannonien (Westungarn), der zu Sabaria (Steinamanger) saß, oder die Stationsbediensteten (Stationarii) des Oberverwalters für Gewerbe und Handel (comes comerciorum), die Untergebenen des Bergbau-Oberverwesers (comes metalli) u. s. w., oder die kaiserlichen Legaten, die kaiserlichen Sendboten, mit ihren wichtigen Aufträgen. Für die Weiterbeförderung

der Amtsleute sorgten die ärarischen Posten (vectura publica) auf den Hauptstraßen mit Reit- oder Saum-Rossen (veredi, paravedri vgl. unser deutsches „Pferd“), Packwagen (Angaria, parangaria, clabula) und Karren (carri) an den Stationen des Pferdewechsels, wo es auch da und dort nicht an Herbergen (vgl. d. roman. albergo) und Schenken (tabernae vgl. unser „Tafern“ und cauponae) mangelte.

Im Frühjahre mied man aber gerne die Alpenstraßen, denn ungeheuer war der Waldbestand, noch vielfach in jungfräulicher Ursprünglichkeit, der Wasserreichthum des Gebirges ungleich größer als jetzt, der Niederschlag stark und die Ueberschwemmungen darum bedeutend. Da war wohl die Ausmündung des Paltenthals bei Tartusanum ein See, der Weg durch das Gesäuse eine Lebensprobe und um Stiriate (Liezen) wogte wohl das Wasser der Enns auf den weiten Torfmooren. Wie aber mußte unter solchen Umständen der Alpenwinter fürchterlich erscheinen, vor dessen Namen allein den Römer es frösteln machte! Die Donau pflegte meist hart gefroren zu sein, so daß schwere Wagenlasten darüber den Weg sicher nehmen durften; umsomehr waren dies ihre Gebirgszuflüsse, die Enns voran. Dünn oder inselartig zerstreut müssen damals die menschlichen Ansiedlungen im Gebirge angenommen werden; meilenweit dehnt sich der Urwald und das reißende Gethier des Waldes macht die Wege unsicher. Da war denn wohl unser Ennsthal, an sich damals schwach bevölkert, eine kleine, in sich abgeschlossene, abgesperrte Welt. Beim Herdfeuer plaudert der Provinziale, der Gaudörfer, welche mit den Städten eine gleichberechtigte Einheit bilden, von den Abenteuern der Jagd, von den Ergebnissen der Feldarbeit, des Gewerbes, des Handels. Aus den Städten am Donaustrome bringt so mancher Kunde von den gefährlichen Rüstungen der Germanenstämme jenseits der Donau, den Markomannen, Quaden und Alemannen (Schwaben); oder was die Frächter und Händler vom Süden her berichten, wie die allgewaltigen Prätorianer, das Leibheer der Cäsaren, unter blutigen Gräueln einen neuen Kaiser emporhoben und den alten zur Schlachtbank führten. Man fürchtet neue, höhere Steuern, die mit dem neuen Statthalter der Provinz eintreten dürften und klagt über die Höhe der alten Abgaben, der Kopf- oder Leibsteuer (tributum), der Giebigkeiten von Feld und Flur (vectigal), insbesondere des Zehnten vom Getreide, des Fünften von anderer Frucht, der Erbschaftssteuer u. s. w., denn unerbittlich sei der Steuereintreiber (exactor). Die Hausmutter aber, welche soeben die milchreiche Kuh gemolken und wieder zur Spindel greift, gedenkt des fernen Sohnes, der als Legionar unter afrikanischer Sonne für Rom kämpft und wischt sich eine stille Thräne aus dem Auge. Draußen aber wird es lebendig, die Hunde schlagen wüthend an, die Mägde kreischen, die Männer greifen zu den Aexten und Spießen, denn ein hungriger Bär war in das Hintergebäude eingedrungen, um sich seinen Abendtisch zu bestellen. Er bezahlt das Abenteuer mit seinem Leben und bald kauert der jüngste Knabe des Hauses auf dem zottigen Felle, der blauäugige, rothwangige, keltische „Bärenhäuter,“ der Sohn des Jantumarus, dem die Altmagd Litugena im keltisch-romanischen Kauderwälsch Geschichten erzählt, wie sie in allen Jahrhunderten und allen Kindern erzählt werden. Dann aber springt er auf und davon, denn das alles weiß er selbst längst auswendig und läuft zum Nachbargehöfte, wo jetzt ein Veterane bei seinen Verwandten des Urlaubes genießt, Duron, der mit Kaiser Valerian gegen die Parther gezogen war. Was weiß der nicht alles von der Fremde, wunderbaren Menschen und Thieren, Schlachten und

andern aufregenden Dingen zu erzählen! Da blitzt das Auge des Kleinen, er beneidet den ältesten Bruder um das Kriegerleben in weiter Ferne und begreift nicht, weshalb die Mutter dessen sich nicht freuen kann.

Mehr als fünfhundert Jahre, ein halbes Jahrtausend, sind verrauscht. Längst zusammengebrochen ist die Weltherrschaft Roms, denn die Völker Germaniens, welche einst am Nordufer der Donau und am niedern Rheine drohend standen, aber langehin zurückgescheucht von der Waffe des Römers, gelähmt und gespalten durch seine Staatskunst, — schlugen das morsche Reich der entarteten Cäsaren in seinem Westtheile zusammen (476). Doch auch die Germanenreiche auf welschem Boden verschwanden bald wieder vom Schauplatze, sie kränkelten und verbarben, wie Bäume, die man aus den nordischen Forsten in südliches Erdreich verpflanzt. An den Ufern der Maas und Schelde, der Seine, Loire und Garonne erwuchs allgemach das Weltreich der Franken, die noch den deutschen Laut aus den Stammsitzen mitgebracht hatten, um ihn bald mit dem romanischen zu vertauschen. Denn das Römerthum, wenn auch seiner einstigen Allgewalt entkleidet, niedergeworfen und bezwungen, bleibt unwiderstehlich durch die Macht seiner Sprache, seiner Cultur und der christlichen Kirche, — durch das römische Christenthum, den Erben der Weltherrschaft Roms.

Das südöstliche Alpenland war in seinen offenen Thalwegen durch Jahrhunderte die Heerstraße der großen Völkerströmungen. Seit der Hunnensturm das germanische Völkermeer bis zum Grunde aufgewühlt hatte und seine Fluth in entscheidenden Gang gekommen war, ergoß sie sich südwärts, ohne ein bleibendes Bett in unsern Alpenländern zu suchen und zu finden. Dann hatte sich allgemach der germanische Osten geleert und Raum war geschaffen für eine zweite Völkerströmung: die slavische. Die „Winden“ oder „Wenden“, wie der Germane diesen Nachbar nannte, drängen westwärts. Seit dem Ende des sechsten Jahrhundertes unserer Zeitrechnung erfüllten die Ahnen der heutigen Slovenen das ganze südöstliche Alpenland von der untern Save und Drau bis nach Osttirol ins Pusterthal und über das ganze Murgelände, über den Gebirgswall zwischen Oesterreich und Steiermark, bis in den salzburgischen Pongau und an das Westufer der Enns, in Oberösterreich, ja bis über dasselbe hinaus, gegen den Inn, und auf der Ostseite bis an das Gebiet von Wr.-Neustadt; je weiter nordwärts, in desto dünnern örtlichen Beständen. In dieser slavischen Völkeransiedlung verschwinden den Blicken des Geschichtsforschers die Lebensspuren der Alpenkelten, in jenen Resten, welche die stürmischen Tage der großen Wanderung überdauerten und in den Verschlüssen der Gebirgsthäler geborgen blieben. Die römischen Ansiedler der größeren Ortschaften sind längst dem Haupttheile nach in die wälsche Heimat zurückgewichen, oder im Wirbel der Völkerbewegungen, welcher ihre Städte zermalmte, verdorben und verschollen; aber noch haben wir an einzelne Bestände derselben zu denken, denn zähe — und im gewissen Sinne unzerstörbar — ist das Völkerleben. Das Auge der Geschichte streift jedoch meist nur die Oberfläche dieses wechselnden aufeinanderwogenden Völkerlebens, ohne in seine bunte Tiefe, in seine fortwirkende Mannigfaltigkeit zu dringen; nur mühsam vermögen der Alterthumsforscher, der Archäologe und der Kenner der Sprachen in ihrem Werden und in ihrer wunderbaren Mischung, Verwandtschaft und Wandlung einige Wegspuren zu entdecken.

Im Westen des Ennsflusses, auf dem Boden Oberösterreichs und durch Nordtirol bis an die Drauquellen hat

die Herrschaft der Bojoarier (der Baier), der kräftigste Stamm der südlichen Deutschen; er ist der Nachbar der Alpenslaven Karantaniens, wie man damals ganz Inneröſterreich nennt; auch unser Land ist ein Stück dieses Karantaniens. Aber noch ein anderes Volk greift von Osten her mit gewaltsamer Hand herüber; es sind die finnisch-uralischen Avaren, die hartherzigen, beutelustigen Söhne der östlichen Steppe, die Nachfolger der gefürchteten Hunnen im Donau- und Theißgelände; sie herrschen als Zwingherren der Slavenwelt von der Elbe bis an die Küste der Adria und auch der Alpenwinde oder Karantanerslave muß sich dem Zwingherrn fügen, bis (622—664) Samo dem slavischen Völkerbunde im Norden und Süden der Donau die Unabhängigkeit vom Avarenjoche erkämpft. Aber mit Samo verscholl spurlos dies slavische Zwischenreich, wie eine flüchtige Sage. Um so wichtiger gestaltet sich das Nachbarverhältniß zwischen den Karantanerslaven und den Baiern. Heftige blutige Kämpfe hatten sich längst an den Grenzpunkten beider Stämme entsponnen, von denen Geschichtschreibung und Sage Meldung thut, aber endlich gewinnt das große bairische Stammherzogthum unter dem letzten Agilolfinger Thassilo II. die Oberherrschaft Karantaniens (um 770 bis 780) und mit ihr schlägt das Christenthum, das Wirken der bairischen Hauptkirche Salzburg, daselbst die ersten Wurzeln.

Wir stehen an der Schwelle des neunten Jahrhundertes. Das Weltreich des fränkischen Karl, den die Welt den Großen nennt, hat den Höhepunkt erreicht; es ist an die Stelle der weströmischen Kaiserherrschaft getreten, denn in der Osterzeit des J. 800 setzte der Papst seinem Gönner und allgewaltigen Schutzherrn die Krone des „christlichen Abendlandes“ aufs Haupt. Längst (774) war das Longobardenreich, von dem eisernen Karl mit einem Schlage zertrümmert, ein Bestandtheil der fränkischen Monarchie, das bairische Stammherzogthum seine Provinz geworden.

In drei großen Feldzügen zermalmt der Sohn Pippins des Kleinen die einst so gefürchtete Avarenmacht; bis an die Theiß in den Hauptring des Avarenchons, das letzte Bollwerk war der fränkische Heerbaum vorgedrungen und so ungeheuer die Beute an Gold und Silber, daß der Werth der beiden Fürsten der Metalle im ganzen Abendlande sank. Die Avaren verschwinden allgemach vom Schauplatze der Geschichte und ein Sprichwort der Russen besagt: „Sie gingen dahin, wie die Avaren, ohne Erben.“ Im Slavenvolke erhielt sich aber die Erinnerung an seinen harten Zwingherrn noch in einem Worte seiner vieltheiligen Sprache, denn „Obr“ (Abar, Avar) bezeichnet den Riesen, das menschliche Ungethüm.

Die Lande aber von der Donau bis an die Küste der Adria bilden zwei große Marken und zugleich zwei große Kirchensprengel des karolingischen Frankenstaates. Karantanien, unser Inneröſterreich, gehört größtentheils zur östlichen Mark, Ostmark, und zum Sprengel des Salzburger Hochstiftes, den Karl d. Gr. so sehr begünstigte. Südlich grenzt die Friauler Mark und die kirchliche Herrschaft des Patriarchates Aquileja an, letztere bis an den Lauf des Draustromes, die Grenze zweier großen Kirchengebiete.

Die Thalgaue des keltisch-römischen Noricums, der karantanischen Slavenepoche, sind Gaugrafschaften des karolingischen Reiches geworden, unter der Leitung des Obergrafen der großen Ostmark, sie reichen bis in das heutige Westungarn hinein. Aber der Begriff und Umfang des bairischen Stammherzogthums wirkt nach und ebenso der Karantaniens, innerhalb dessen unser

Land einbezogen bleibt. Es ist und bleibt ein gewaltiges Bild dieser Staat Karls d. Gr. Alles bewegt sich in gleichem Gefüge, wie ein Uhrwerk und dessen allbewegende Feder vom Ebro bis zur Rheinmündung, von der bretonischen Küste bis an das Ostgestade der Adria, von den nördlichen Elbelanden bis Süditalien hinab, — ist der Kaiser der Franken der gefeierte Mann der Geschichte und Sage.

Weithin durch bewegte Zeiträume mußten wir die Blicke schweifen lassen, noch gelangen sie nicht zur Ruhe, sie müssen über dritthalb hundert Jahre im Fluge zurücklegen, bevor sie im steierischen Ennsthale ruhiger haften können.

Mit der Karolingerherrschaft beginnt das Deutschwerden Karantaniens zunächst im Norden der Drau, während sich im Süden das windische Volksthum, enger und dichter zusammengeballt, behauptet, und gleichzeitig die eigentliche Herrschaft des Christenthums anhebt.

Raum ist genug dort, wo schon uraltes Volksleben wurzelte und dann der Alpenslave seinen Sitz aufschlug, und nicht minder in den großen Waldgebieten, die erst der menschlichen Ansiedlung harren.

Nicht in blutigen Racenkämpfen, wie an der mittlern und untern Elbe, bringt das deutsche Volksthum auf dem Boden Karantaniens vor; nicht im Vertilgungskriege gründet es hier seine Wohnsitze: friedlich und geräuschlos und deshalb auch unbeachtet und nicht verzeichnet vom mönchischen Chronisten, der nur von Kirchensachen, gewaltsamen Störungen der Natur und des Menschenlebens, Fürstenthaten und Todesfällen wortkarg und eintönig zu erzählen weiß, vollzieht sich die deutsche Colonisation Karantaniens, zunächst durch den bairischen Stamm. Das karolingische Herrscherhaus ist für deutsche Verwaltung besorgt, die karantanischen Slavenhäuptlinge verschwinden allgemach.

Große Güterschenkungen macht die Krone, zunächst kommt die Gabe ihrer offenen Hand der Kirche zu Gute. Ihre Vorsteher, die Erzbischöfe von Salzburg und deren Suffragane, der Freisinger vor Allen, sind unermüdlich und klug im Erwerben, Behaupten und Vergrößern des Besitzes, denn von allen Seiten her finden sich fromme Schenkungen zum „Seelgeräthe" (Seelenheile). Aber auch weltliche Herrengeschlechter von fürstlichem Range, eigenfreie Leute, erhalten Grund und Boden als königliche Schenkung. Die geistlichen und weltlichen Grundherren bringen von ihren auswärtigen Besitzungen Hintersaßen mit und siedeln sie auf dem Erworbenen an. So kommt es zu gemischten Ansiedlungsbezirken.

In slavischen Ortschaften, oder um dieselben herum, erstehen deutsche Gehöfte, — die Zahl der immer stärker zumündenden Colonisten-Strömmung wächst, aus der Mischung des beiderseitigen Volksthums ersteht durch Aufsaugung des schwächern Elementes die Deutschwerdung der Ortschaft. Noch steht sich geraume Zeit slavisches und bairisches Ackermaß, slavischer und bairischer Rechtsbrauch friedlich zur Seite, die Urkunden unterscheiden die Zeugen nach ihrem Volksthum, die Ortschaften werden mit ihren ältern slavischen Namen und den jüngern deutschen Benennungen neben einander aufgeführt, dann aber verliert sich jede urkundliche Andeutung slavischen Wesens, es ist im Deutschthum ganz aufgegangen, und nur in den Personnennamen und vor Allem in den zäheren Bezeichnungen der Oertlichkeiten, der Gewässer, Berge, Thäler und Fluren entdeckt der Forscher die halb verwischten Spuren jener Vorgänge in grauer Zeit. Denn schwerer

würde es halten, wenn der Kraniologe und Physiognomiker an Schädeln, Gesichtern und Gestalten diese Mischungsverhältnisse auseinanderhalten und feststellen wollte.

Die Geologie der Gegenwart hat ihren prüfenden Bohrer und Hammer, ihr physisches und geistiges Auge, nicht umsonst gebraucht. Sie läßt vor unsern Blicken eine Reihe jahrtausende alter Landschaften von idealer Wahrheit erstehen, in denen sich der wundersame Wechsel der Bodengestaltung, der Pflanzen und Thierwelt verkörpert. Die heutige Geschichtsforschung versucht mit dem Bohrer der Alterthumskunde, der Orts- und Sprachforschung, mit dem Hammer der Quellenkritik ein gleiches Ergebniß zu erzielen, historische Landschafts- und Zeitbilder zu schaffen, deren gewaltige Lücken und offene Widersprüche die geistige Arbeit, das geschulte Vorstellungsvermögen ausfüllen und vermitteln hilft. Es tagt die Zeit, wo man in ganz anderem Lichte die vorrömisch-keltische, die römisch-keltische, die keltoromanisch-slavische und die slavogermanische Steiermark sehen und darstellen wird als jetzt, wo wir jene Schichtungen der Zeiten und Völker noch vielfach ein festverschlossenes Buch nennen müssen, dessen Siegel erst die Zukunft leichter sprengen, seine Blätter besser entziffern wird. Der Mensch und die Wissenschaft wachsen eben mit ihren Zwecken und Mitteln. Je weiter sie aber wachsen werden, desto mehr wird sich die Wahrheit zum allgemeineren Siege über das Vorurtheil in solchen Dingen verhelfen. Die Völker beerben einander in der Culturarbeit, und nicht das höhere Alter der Ansiedlung, sondern die endgiltige Bezwingung des Bodens durch die schaffende Hand des Menschen begründet das maßgebende Eigenthumsrecht der Völker auf diesen Boden.

Aber nicht blos im Wege der Mischung mit der Slavenwelt Karantaniens, welche zunächst nur die offenern Thalgründe besiedelte, erwuchs die deutsche Bevölkerung; im Oberlande unserer Steiermark vor Allem hat sie große Wildnißbestände zum erstenmale gelichtet. Mit Axt und Feuerbrand machte sie sich die Robung, das Gereute (Greut) als Wohnplatz zurecht. Liebte doch der Deutsche, der Vertreter des Hofsystems, vornehmlich die Besiedlung der Waldhöhe. Noch mag er im Vorbringen durch die engen Gräben des Oberlandes, in den obersten Thalstufen nicht unbedeutende Reste keltischen, vielleicht auch keltoromanischen Volksthums angetroffen haben, die sich hier weit abseits von den breitern Völkerwegen ungestört erhielten. Nicht wenige „Einöden" mochte er neu besiedeln, aus denen der frühere Bewohner wich, weil er sich immer mehr vereinzelt und immer unheimlicher in seiner Vereinzelung, in seiner Absperrung fühlte, oder durch die Kargheit der Scholle, die Schrecken der Natur verscheucht ward. Noch heutzutage haben wir solche Erscheinungen in den dünnbevölkerten Theilen des unwirthlicheren Oberlandes.

So erklären einerseits jene Mischung und Ausgleichung des schwächern Volksthums, andererseits jene wachsenden Massenbestände deutscher Bevölkerung die allmälige vollständige Deutschwerdung unseres Oberlandes. Binnen zwei, längstens drei Jahrhunderten scheint sie sich im Großen und Ganzen vollzogen zu haben. Der deutsche, baierische, Laut wird herrschend, so gut wie bairischer Rechts- und Volksbrauch, allerdings mit den tiefen, eigenthümlichen Färbungen, die durch die neue Bodenständigkeit jene Mischungsverhältnisse und anderweitige Einflüsse, wie das Eintreten nichtbairischer Colonisten deutscher Zunge (Schwaben, Franken, Sachsen) aus

verschiedenen Gebieten des Reiches bedingt erscheinen.

Aber auch das staatliche Leben unsers ganzen Gebietes hatte in den dritthalb Jahrhunderten tief greifende Wandlungen erfahren. 911 erloschen die ostfränkisischen oder deutschen Karolinger wie der eine Hauptzweig des getrennten Hauses Karls des Großen seit seinem Enkel Ludwig dem „Deutschen" hieß. Ein kräftiger Mann macht den Anfang, ein unreifer Herrscher, Ludwig das „Kind", dem das Geschick nicht Gelegenheit gab, Mann zu werden, — den Schluß (911).

Schon steht ein neuer schlimmer Nachbar, der beutelustige Magyare, jenseits der Ostschwelle des ostfränkisch-deutschen, zerfahrenen Reiches; bald haust er im Lande Oesterreich unter der Enns als Gewaltherr und Jahr um Jahr brechen seine Reiterheere die Donaustraße entlang nach dem Westen raubend und wüstend vor, um in abenteuerlich raschen Zügen ganz Deutschland zu durchmessen, oder Italien zu überfluthen und bis in die westfränkischen oder französischen Lande, ja einmal bis an den Ebro die Schrecken seiner Züge zu tragen. Die für ein Reiterheer unwegsameren Gebiete Karantaniens suchte er wohl selten heim; fehlte er auch hier nicht als „Geißel Gottes", so zog er doch den Kürzern in der Mannsschlacht. So fürchterlich erschien damals der magyarische Nachbar, der „Hunne" oder Agarene", wie man ihn damals auch genannt findet, der „Uger" oder „Ungar", wie er dann allgemein, nach slavischem Vorgange, hieß, daß die bibelkundigen Leute sich fragten, — ob es nicht das Volk Gog und Magog sei, von dem die heiligen Bücher melden, daß es Allem den Untergang bereite, — daß man sprach, diese Unholde seien von Dämonen mit scytischen Weibern gezeugt, und in den Litaneien der Kirche vor Hunger, Pest und dem Ungarnschrecken" bewahrt zu bleiben flehte.

Unter schweren Bedrängnissen war die Geburtsstunde des deutschen Wahlreiches 911 eingetreten. Zu den mächtigsten Fürsten des Reiches, mit nahezu königlicher Gewalt, zählt der Baiernherzog Arnulf (†937), der Sohn Luitpolds, aus dem Hause Scheyern.

Er gebietet über das ganze südöstliche Alpenland bis in die Poebene hinein; Karantanien ist ein Lehensherzogthum Baierns unter Arnulfs Bruder Berthold, seinem Nachfolger in Baierns Fürstenmacht. Aber auch die deutsche Königswürde feiert unter ihrem Zeitgenossen, Heinrich I. vom Stamme der Sachsen, ihren herrlichern Aufschwung.

Der große Sieg über die Ungarn (933) schafft dem in der Einigung erstarkten Reiche den lang ersehnten innern Frieden. Dann folgt die glänzendere Gestalt seines Sohnes Otto I., unter dessen Führung auf dem Lechfelde die deutschen Stämme die Magyaren, seit 22 Jahren wieder einmal auf dem Boden des Reiches, so entscheidend schlagen, daß sie das Wiederkommen vergessen. Es ist Otto, „mit dem Blicke des Löwen", der die abendländische Kaiserwürde Karls des Gr. erneuert. Das „heilige römische Reich deutscher Nation" nimmt seinen Anfang und bewährt seine gewaltigen Kräfte nach außen. Seit der Schlacht auf dem Lechfelde beginnt im Osten der Enns die Neubildung der Ostmark; seit 976 in den Händen des wackern Grafengeschlechtes der Babenberger, rückt sie immer weiter ostwärts vor und Ansiedlerschaaren festigen mit der fleißigen, friedlich erobernden Hand den Reichsbesitz im Donauthale, an den Gebirgsflüssen und Bächen, die von Süden und Norden her in dasselbe einmünden. Als die Babenberger Verwalter der Ostmark wurden, war das Königthum des jungen Otto II. einer harten Probe durch die Empörung seines Vetters Heinrich II., des Herzogs von Baiern, ausgesetzt,

aber es bestand diese Probe und große Veränderungen gehen vor sich, welche tief in unser Alpenland eingreifen. Es war die Zeit gekommen, in welcher das große bairische Herzogthum seiner Entgliederung, Schwächung zugeführt werden soll, damit es die Krone nicht gefährde. Der Gedanke Ottos I., die Herzogthümer durch Verringerung ihres Umfanges, durch Begünstigung der Markgrafengewalt in den Grenzgebieten und der Hochstifte oder Bisthümer einzuengen und zu zersetzen, — gewinnt neue Geltung. Das Herzogthum Kärnten wird seit 995 dauernd von Baiern getrennt und auch dessen damalige Marken gehen bald einer selbstständigeren Zukunft entgegen. Schon haust in unserer Nachbarschaft, an der Mündung der Steier in die Enns, in der Styraburg (Stadt Steier), einer der Ahnherren des künftigen Grafen- und Herzogsgeschlechtes der Steiermark, der dritte der acht Otokare, die wir die „Trauengauer" zu nennen pflegen, aus altbairischem Hause, das stammverwachsen mit den mächtigen Scheyern-Wittelsbachern und Sempt-Ebersbergern, auch die Wels-Lambacher Grafen, die mächtigsten im Traungau, und die Pfalzgrafen von Baiern zu seinen nächsten Sippen oder Verwandten zählt. Diese Mächtigen sind in unserm Oberlande reich begütert; vor Allem im Gaue von Leoben (in den ältesten Urkunden noch in slav. Form Liubana geschrieben), und die älteste Abtei im Lande, das Nonnenstift Göß (Gussa) verdankt 1004 seine Gründung einem der Aribone des bairischen Pfalzgrafenhauses. Aber auch das mächtige Grafengeschlecht, das im Unterlande, an der Soune (Sann) und im Kärntner Gaue von Friesach-Zeltschach wurzelt, Wilhelm der „Slave" und seine Gattin, die deutsche Hemma oder Emma, deren Verwandschaft bis zum Throne hinanreicht, und ihre Söhne sind im Oberlande, besonders im Ingeringgaue (Undrimathale) begütert. Die reichsten Silbergruben des Landes, uralten Anfanges, die Zeiringer, gehören ihnen an, die wohl erst im 12. Jahrhunderte, durch Wasser ersäuft, verfielen. Ihr Zeitgenosse war Adalbero (1004—1035), Schwager K. Konrads II., des ersten deutschen Wahlköniges vom Stamme der Franken. Er selbst war Einer aus dem Hause der mächtigen Eppensteiner, deren Namen noch heute eine Burgruine bei Judenburg uns vorführt. Ihnen gehörte die Grafschaft des Mürzthales bis zu dem heutigen Bruck oder wie es vorzeitig hieß „Muorizakimandi" (urk. 927), d. i. das „Gemünde der Mürz" (Muoriza, die „kleine Mur", wie der Alpenslave einst diesen Nebenfluß der Mur nannte), aber auch sonst reiches Gut am obern Murboden, nach Kärnten hinein, über den Thajagrund, oder Thajagraben, in welchem die Eppensteiner-Stiftung, Kloster St. Lambrecht, vor 1106 den Anfang nahm, und außerdem viel Land bei Graz oder Gräz (Gradec, sl. die „Burgstadt") im Runathal (runa = rovina) sl. Ebene, Thalebene)[1], wo später das Zisterzienserkloster Reun oder Rein erwuchs u. a. a. O.

Der Sturz Adalberos (1035) durch K. Konrad II., seinen unversöhnlichen Feind, ruft die Lösung der karantanischen Mark, d. i. Obersteiers, von dem Herzogthume Karantanien hervor.

Diese Mark bildet nun den Amtsbezirk der Wels-Lambacher Grafen, denen auch das Gebiet von Pütten (Butina) (von Hartberg und vom Wechsel über den Semmering, Gloggnitz (Glodenizza), Neunkirchen hinaus) angehört, dessen Vorort das alte, nun bedeutunglose Pütten war und auf welchem Gebiete fast zwei Jahrhunderte später die bedeutendste Stadt zwischen der Donau und der Gebirgsgrenze, die Tochterstadt Wiens, — Wienerisch-Neustadt erwuchs.

Nicht lange sollte sich aber das Haus der Wels=Lambacher Grafen seiner Blüthe erfreuen. Es erlosch 1055 und seine Haupterben werden jene Otokare, deren wir gedachten, im schönen Traungaue sowohl als in der karantanischen Mark, in unserem Oberlande. So werden die „Traungauer Otokare seit 1055 mit dem V. (III.) ihrer Reihe recht eigentlich heimisch in unserem Lande und im Laufe von beiläufig 100 Jahren (1055—1158) vollzieht sich durch ihr Glück im Beerben und Erwerben die Einigung unseres Landes seinem Hauptheile nach zum Reichsfürstenthum der „Grafen von Steier", wie man die Traungauer nannte, oder zur „Steiermark".

Ihr Name wird der des Landes. Es begann dies in den Zeiten des mächtigsten der fränkischen salischen Kaiser, Heinrichs III., der vor seinem Tode eine gefährliche Fürstenverschwörung niederzuwerfen hatte, deren Wurzeln auch in unserm Lande verliefen. Zu den Getreuen des Königthums mußten damals die Grafen von Steier zählen.

Die letzten Jahre dieses Otokars († um 1083) fallen in eine wildbewegte Zeit, in die Epoche des gewaltigen Kampfes zwischen Kaiserthum und Papstthum, des Streites um die Vorherrschaft der Kirche, deren Verbündeter die Fürstenopposition im Reiche ist, in die Tage des Investiturstreites. Er zieht unser ganzes Alpengelände in seine Wirbel und scheidet Nachbarn, Freunde, Geschlechtsgenossen und Brüder in zwei hartnäckige Parteilager, denen leider nicht ideale Ziele, sondern Leidenschaften und Eigennutz die Fahne halten.

Wir mußten lange Wege zurücklegen und im weiten Umkreise die Blicke aussenden, bevor sie wieder an unserm stillen Gebirgsthale Ruhe und Halt finden. Es erging uns ähnlich wie dem Wanderer, der gerne die thalbeherrschende Höhe erklimmt, um ringsum die Augen schweifen zu lassen und so Lage, Gestaltung und Zusammenhang des Nahen und Fernen, die Physiognomie des Thales selbst als Gliedes eines größeren Ganzen genauer zu erkennen.

(Fortsetzung folgt.)

# Ein eigenes Heim!

Zur Frage der Wohnungsnoth von Professor Dr. G. Jäger.

## I.

Gewöhnlich denkt man bei diesem Wort nur an die jetzt eigentlich hinter uns liegenden Zustände, die dadurch herbeigeführt wurden, daß die Zahl der verfügbaren Wohnungen in Mißverhältniß gerieth zu der durch gesteigerte Zuwanderung hervorgerufenen Nachfrage. Man hat dabei vor Augen das unvernünftige Steigern der Miethpreise und der Ansprüche der Hausherren an die Miether, die Incommodirung fast aller großen Miether in ihrer Häuslichkeit und in ihren bisherigen Verhältnissen. Man denkt an das Nomadenleben der Miether, die von Wohnung zu Wohnung zogen, an die Unstätigkeit der Hausbesitzer, die zu Häuser- und Güter-Speculanten wurden, an die Architekten, Werkmeister und Baugesellschaften, die Paläste bauten und Villen projectirten, als ob die Millionäre gleich den Zwetschken auf den Bäumen wüchsen, an die Arbeitslöhne der Bauarbeiter, die auf eine Höhe stiegen, daß mancher Staatsbeamte sich fragte, ob es nicht vortheilhafter wäre, seine Söhne als Speisbuben zu verdingen, anstatt sie mit schweren Opfern auf Hochschulen zu schicken; man denkt daran, wie die ganze Gesellschaft anfing, sich auf den Kopf zu stellen, wie der über Nacht reich gewordene kleine Güter- und Weinbergbesitzer und Kleinhandwerker zum Häuserbesitzer hinaufgeschwindelt und damit zum Herrn gemacht wurde über diejenigen Stände, welche ihm bisher an Wissen, Bildung und socialer Stellung überlegen waren. Man denkt an das gegenwärtige entgegengesetzte Bild, den unausbleiblichen Krach der Häuser- und Bauplatzspeculanten der Werkmeister und Bauhandwerker, den Katzenjammer der Hausherren, die in der theuern Zeit gebaut haben, die Schadenfreude der Miether, daß sie nachgerade den Hausherrn Gleiches mit Gleichem vergelten können. Endlich denkt man daran, daß die Sache noch nicht beendigt ist, denn die Renten sind noch zu zahlen, die Wucherzinsen ebenfalls noch, die Geschäfte stocken und der Zuzug hat nachgelassen, kurz, man denkt, der Hauptkrach werde erst nachfolgen.

Ohne Zweifel sind all' das höchst fatale Erscheinungen, allein doch sind sie nur ein kleiner und namentlich ein vorübergehender, nur von Zeit zu Zeit sich wiederholender Theil dessen, was ich unter Wohnung verstehe und ich möchte mir in den folgenden Zeilen erlauben, weitere Kreise auf den wichtigeren, weil unausgesetzt wirkenden Theil unserer Wohnungsnoth, also auf die eigentliche Schwerenoth der Wohnungsfrage in großen Städten aufmerksam zu machen. In den letzten Jahren, als die Wogen des Wohnungsmangels, der Miethsteigerung, der Bauspeculation und des Börsenschwindels hoch gingen, wäre es vergebliche Mühe gewesen, sich Gehör schaffen zu wollen; die betheiligten Kreise glichen einer berauschten Gesellschaft, welcher nicht gut Vernunft zu predigen ist. In dem jetzigen Zustand des Katzenjammers leiht man vielleicht eher den folgenden Auseinandersetzungen williges Ohr; denn sowohl diejenigen Mißstände, welche die oben gekennzeichnete weitergehende Wohnungsnoth unserer größeren Städte bilden, als das, was ich unter der

Wohnungsnoth verstehe, sind die Folgen eines bestimmten Wohnungssystems, und zwar des in allen Großstädten des Continents üblichen, deshalb auch „continental" genannten Miethhaussystems, und das radicale Mittel, um uns die Wohnungsnoth vom Hals zu schaffen, ist der Uebergang zu einem andern Wohnungssystem, nämlich zum System des englischen (und amerikanischen) Familienhauses. Ich will mich jetzt nicht mit der praktischen Frage beschäftigen, wie dieser Uebergang von einer durch Jahrhunderte langen Uebung gleichsam geheiligten Wohnungsmethode zu einer andern, ungewohnten bewerkstelligt werden soll, es liegt mir zunächst nur daran, die beiderlei Systeme mit einander zu vergleichen, und meine Leser darüber aufzuklären, daß die Uebelstände, die wir bisher als etwas Unvermeidliches zu betrachten uns gewöhnt haben, sehr wohl zu vermeiden sind, sobald wir uns entschließen, mit einer hergebrachten Gewohnheit zu brechen. Ich werde mich weiter bemühen, zu zeigen, daß man die Tragweite der Wohnungsfrage in großen Städten nicht hoch genug taxiren und nicht einseitig als eine Frage des Comforts und des Geldbeutels betrachten darf, daß hiebei vielmehr die wichtigsten moralischen und politischen Verhältnisse in einer von der öffentlichen Stimme meist gänzlich übersehenen Weise ins Spiel kommen, daß es mithin die ernste Pflicht nicht nur der Einzelnen, sondern auch der Stadt und des Staates ist, alles aufzubieten, um der fortgesetzten Erbauung der gemeinschädlichen Miethhäuser Einhalt zu thun.

Besehen wir nun zuerst die technische Verschiedenheit der beiden Systeme. Bei unserem continentalen Miethhaus bewohnt jede Familie ein Stockwerk, in welchem alle Wohnräume sammt Küche und Abort in einer Ebene liegen. Jedes Haus enthält mithin mehrere über einander liegende derartige Wohnungen, die Treppenhaus, Abortsrohr, Wasserablauf, Schornsteine, Kellerraum, Magdkammerraum, Waschküche und Trockenplatz gemeinschaftlich haben. Bei dem englischen Familienhaus befinden sich auch meist mehrere Familien unter einem Dach, allein nicht in Stockwerken übereinander, sondern die Wohnungen liegen, durch senkrechte, völlig durchgehende Feuermauern getrennt, neben einander, so daß jede Wohnung ihren eigenen Zugang von der Straße, ihr eigenes Vorgärtchen, ihren besonderen Hofraum hat und durch alle Stockwerke hindurch geht. Im Parterre oder Halbsouterrain befindet sich Küche, Speiszimmer und Abort, eine Treppe höher zwei Wohnzimmer, noch eine Treppe höher die Schlafzimmer und eventuell noch Gastzimmer oder weitere Zimmer, z. B. für erwachsene Kinder im obersten Stockwerk. Selbstverständlich hat jede Wohnung ihre eigene Treppenverbindung und steht in gar keiner Benützungsgemeinschaft mit den angrenzenden Wohnungen; jede Familie lebt durchaus für sich, wie in einem selbstständigen Hause.

Durchaus verschieden sind weiter die rechtlichen Verhältnisse. Bei unserem Miethhaus zerfallen die am Hause Betheiligten in zwei Theile: der Hauseigenthümer, welcher meist eine dieser Wohnungen selbst bewohnt, hat allein Eigenthumsrechte an das Haus, ist allein der Behörde für das Haus und die darauf ruhenden Rechte und Lasten verantwortlich und dem entsprechend sind ihm gegenüber den übrigen Bewohnern des Hauses, den Miethern, sehr weitgehende, das Selbstbestimmungsrecht der letzteren im hohen Grade beschränkende Rechte, namentlich Kündigungsrechte, das Recht zur Feststellung

einer Haushaltung, einer Hausordnung, das Recht, jederzeit die Wohnung der Miether zu inspiciren, und das alleinige Recht, bauliche Veränderungen vorzunehmen, eingeräumt. Dieser Gegensatz von Eigenthümer und Miether kann mit dem besten Willen nicht gehoben werden, da Niemand ein solches aus mehreren Wohnungen bestehendes Haus allein bewohnen kann, selbst wenn er das Geld dazu hätte, und da ebensowenig eine dieser Wohnungen für sich allein käuflich erworben werden kann.

Beim englischen Familienhaus fällt der Gegensatz von Hausherr und Miether entweder völlig weg, weil die Wohnung als etwas gänzlich selbstständiges in das Eigenthum ihres Bewohners übergegangen ist, oder das Miethsverhältniß, wenn ein solches besteht, ist völlig anders: der Miethsvertrag wird in England in der Regel auf 90 Jahre abgeschlossen und eine das Haus amortisirende Miethe bezahlt. Damit fallen alle die lästigen, bei uns dem Hauseigenthümer eingeräumten Rechte weg: es gibt kein Kündigungs-, kein Steigerungs-, kein Beaufsichtigungs-, kein Beaugenscheinigungs-, kein Baurecht &c. Der Miether kann in diesem Hause völlig schalten und walten, als wenn er Eigenthümer wäre und auch die Behörden behandeln ihn so; er hat gegen den Eigenthümer keine Verpflichtung, als die ausbedungene jährliche Miethe zu bezahlen, diesem, wenn er etwa das Haus verläßt, einen Stellvertreter zu präsentiren, der die gleiche Verpflichtung übernimmt und nach Ablauf der Miethe das Haus dem Eigenthümer zu übergeben und zwar so wie es eben ist, denn letzterer hat eigentlich nichts mehr zu beanspruchen, als den Grund und Boden, worauf das Haus steht. Diese letzteren eigenthümlichen Bestimmungen rühren davon her, daß der Grund und Boden, auf welchem die meisten englischen Städte, auch London, stehen, Fideicommiß englischer Adeliger ist, also niemals verkauft, sondern nur mit sogenanntem Superficiesrecht zeitweilig abgetreten werden kann. Wollte man bei uns das englische Wohnungssystem einführen, so würde die Verkäuflichkeit des Baugrundes dahin führen, daß durch eine amortisirende Miethe das Haus nach Ablauf einer bestimmten Reihe von Jahren in das völlige Eigenthum des Miethers übergeht, oder schon früher durch Annuitätenzahlung von diesem erworben wird.

Aus dem eben geschilderten Unterschiede beider Systeme ergibt sich zunächst, daß das, was wir in der letzten Zeit als Wohnungsnoth so empfindlich kennen gelernt haben, nur beim Miethhaussystem möglich ist, beim englischen Familienhaussystem nicht. Wo der Miether zweimal im Jahre ziehen und der Hausherr ebenso oft austreiben kann, muß jede Schwankung in dem Verhältniß von Nachfrage und Angebot von Wohnungen zu Kündigungen, Steigerungen, Umzügen &c., kurz zu einer allgemeinen Störung der Wohnungsverhältnisse führen; an dem englischen Familienhaus prallt all das wirkungslos ab, weil die Wohnungen entweder Eigenthum oder auf 90 Jahre gemiethet sind. Hier wirken die Schwankungen in der Nachfrage nur auf das Baugeschäft, nie incommodirend auf die ganze Einwohnerschaft.

Dieß führt uns auf den Unterschied in der Seßhaftigkeit bei diesen beiden Systemen. Das englische Familienhaus erzieht seßhafte Leute, da sie Niemand austreiben kann und nicht leicht jemand ohne die dringendste Noth die Unannehmlichkeiten und Kosten eines Wohnungswechsels auf sich nimmt. Diese Seßhaftigkeit ist von bedeutendem Einfluß auf den Charakter der Bevölkerung. Nur bei seßhaften Leuten, welche auf eigenem Grund und Boden in eigenem Haus wohnen,

können sich die Grundeigenschaften jedes Staatsbürgers, d. h. Sinn für die eigene Heimat, Familiensinn, Bürgersinn, Patriotismus, conservative Gesinnung, Selbstständigkeit und Festigkeit des Charakters, Gefühl für persönliche Freiheit und Unabhängigkeit ausbilden, und zugleich ist nur da eine Gesetzgebung möglich, welche sich in das Innere des Hauses nicht einmischt und dem Bewohner das stolze und selbstbewußte Wort des Engländers in den Mund legen kann: „Mein Haus ist meine Burg". Dem gegenüber sind in unsern continentalen Großstädten Miether und Vermiether Nomaden. Der erstere, insofern er jederzeit seinen Wohnsitz verlegen kann und muß, der letztere als Häuserspeculant.

Beginnen wir mit dem Familiensinn. Die erste Bedingung zur Entwicklung desselben ist der Comfort in der Wohnung, von dem es abhängt, ob man gern zu Hause bleibt oder nicht. Ist es nun nicht bezeichnend, daß das Wort „Comfort" ein englisches Wort und ein englischer Begriff ist? Im continentalen Miethhaus kann eben das, was man darunter versteht, gar nicht hergestellt werden, denn es gehört dazu nicht blos alle und jede Bequemlichkeit, nicht blos die Möglichkeit, allen Liebhabereien (Geflügelzucht, Vogelhaltung, Hundeliebhaberei, Blumenzucht ꝛc.) nachzugehen, soweit es die Mittel erlauben, sondern es gehört dazu, daß man mit seiner Umgebung gewissermaßen verwächst und daß man hier unumschränkt Herr ist, der auf nichts, als auf sich und seine Familie Rücksicht zu nehmen hat: all das liegt in dem Wort Comfort und an all das denkt der Engländer, wenn er sagt: „my home." Im Gegensatz hiezu sehen wir unsern Großstädter seine Erholung und Ausruh' im Wirthshaus pflegen, er ist allen Liebhabereien gegenüber blasirt und Erholung ist ihm fast gleichbedeutend mit sinnlichem Genuß; die Familie ist ihm eher eine Last, als eine Quelle des Vergnügens, und die Bande, welche die Familie vereinigen, sind vorwaltend äußerlicher Natur.

Auch der Bürgersinn, der Sinn für öffentliche Interessen kann sich weder beim Miether, noch beim Vermiether entwickeln. Der erstere beantwortet alle Anforderungen in dieser Richtung, welche Straßenpolizei, Gesundheitspolizei, Feuerpolizei ꝛc. macht, daß das Sache des Hausherrn sei, dafür zahle er seine Miethe. Ein Interesse dafür kann er auch nicht bekommen, da er jederzeit ein schlechteres Quartier mit einem besseren vertauschen kann. Da sich die öffentlichen Organe, wie nicht anders möglich, an den Hausherrn halten, wodurch der Grund zu Reibungen zwischen Miether und Vermiether gegeben, so empfindet auch der letztere diese öffentlichen Rücksichten zunächst als eine Quelle von Unannehmlichkeiten und Opfern, welche er für Fremde bringen soll und nicht als Wohlthaten, die von der Oeffentlichkeit ihm erwiesen werden. So kann auch bei ihm kein rechter Bürgersinn sich entwickeln; wenn er auch schließlich der Nothwendigkeit sich fügt, so bleibt doch die Entwicklung des Opfersinnes aus, der aus eigenem Antrieb nicht blos das Nützliche, sondern auch das Angenehme schafft. Die Thatsache, daß mit der geringen Entwicklung von Familien- und Bürgersinn auch der Sinn für's Vaterland nur kümmerlich zur Entwicklung kommt, brauche ich wohl nicht ausführlich zu erörtern. Es sei hier nur noch darauf hingewiesen, daß der häufige Wohnsitzwechsel der Bevölkerung unserer Großstädte im Vergleich zum conservativen Charakter des Engländers jene Unstätigkeit der Gesinnung, Mangel an Charakterfestigkeit, politische und sociale Neuerungssucht, Leichtlebigkeit, Leichtsinn und politisch-socialen Indifferentismus

anerzogen hat, den wir namentlich in der Gegenwart zur Wurzel aller möglichen Mißstände werden sehen.

Ein weiterer moralischer Unterschied entspringt den rechtlichen Verhältnissen aus folgendem Grunde. Das völlige Herrsein in der Wohnung des englischen Familienhauses bringt in dem Bewohner das Freiheits- und Selbstständigkeitsgefühl hervor, das den Engländer im privaten und öffentlichen Leben nie verläßt und stets verhindert hat und verhindern wird, daß er zum Spielball der öffentlichen Gewalten, sei es civiler oder militärer, wird. Letztere haben noch gar keine Veranlassung, ihnen sich so zu unterwerfen, wie dies in den großen Städten des Continents nothwendig ist; im Gegentheil, man sehe sich in London um: der Haushalter ist mit der Polizei nicht wie hier auf gespanntem Fuß, sondern ihr Alliirter auf Schritt und Tritt, im Nothfall als Privatconstabler, und es erwächst aus diesem glücklichen Verhältniß jenes hohe Maß von Achtung, welches in England jeder Besitzende dem Gesetz entgegenbringt.

Dem gegenüber sehen wir in den Großstädten des Continents weder den Hausherrn noch den Miether eigentlich als Herrn im Haus, denn keiner kann thun, was er will, sie legen sich gegenseitig lahm. Der Miether thut für das Haus nichts, weil es ihm nicht gehört, und der Hausherr nichts, weil er es gar nicht oder nur zum kleinsten Theil bewohnt. Der Miether läßt den Hausherr nichts thun, sobald er dadurch incommodirt wird, — er droht mit Auszug. Will der Hausherr nicht fortwährenden Miетherwechsel, der ihm stets mit der Gefahr zeitweiligen Leerstehens einer Wohnung droht, so muß er sich in die Miether fügen, und umgekehrt und endlich müssen sich die Miether wieder unter einander vertragen, wenn es nicht stets zu Reibereien kommen soll. Kurz jeder muß sich ducken und drücken, wenn er Friede haben soll. Das ist die Quelle der Feigheit, Charakterlosigkeit und des Knechtsinns, es erzeugt die Gewohnheit unserer Großstädter, über alles zu schimpfen und alles zu kritisiren, statt zu handeln und selbst besser zu machen, und trotz all dem Mundvollnehmen sich doch vor der Gewalt zu ducken, die man im Geheimen haßt. So haßt unser Großstädter Militär, Polizei und jedes Beamtenthum gleichsam instinctiv und dieses zahlt es ihm natürlich reichlich wieder zurück.

Die rechtlichen Verhältnisse bei unserem Miethhaussystem sind außerdem ein wahrer Anachronismus. Der Hausherr spielt im Haus die Rolle eines souverainen Polizeidieners und Richters. Wenn ein wirklicher Polizeidiener chicanös auftritt, so bleibt dem Benachtheiligten ohne jede weitläufige Procedur der Appell an dessen vorgesetzte Behörde, welche Disciplinargewalt über den Missethäter besitzt und sofortige Abhilfe eintreten lassen kann. In dem Verhältniß zwischen Hausherr und Miether ist dagegen der letztere schutzlos, weil der erstere keine mit Disciplinargewalt ausgerüstete Behörde über sich hat, die Chicanen hintanhalten kann. Daß der Miether ein Klagrecht bei den Gerichten im Fall von Rechts- und Sachbeschädigung hat, schützt ihn schon einmal gegen das reiche Gebiet der Chicane gar nicht und dann ist das Recht auch in anderer Beziehung illusorisch, und zwar aus folgenden Gründen.

Was ist die Möglichkeit, einen Hausherrn allenfalls durch die Gerichte zu ein paar Gulden Strafe verurtheilen zu lassen, dem gegenüber, daß der erstere den Miether ohne jedweden Grund dreimal im Jahre zum Haus hinausweisen, ihn also abgesehen von allem Andern in die beträchtlichen Kosten eines Umzugs verurtheilen kann: ohne jeden Grund und ohne jede Appellation

an eine höhere Instanz. Man vergleiche nur z. B. Folgendes: Wir betrachten es als einen großen politischen Fortschritt, daß weder Polizei noch Regierung ohne rechtmäßiges gerichtliches Verfahren Jemand aus Stadt oder Land ausweisen darf, und daß die Polizei Geldstrafen nur bis zu wenigen Gulden allein erkennen darf, während bei dem Miethhaussystem einer großen Summe beliebiger, sehr häufig ungebildeter Personen, welchen also die Qualität sorgfältig ausgewählter öffentlicher Beamten nicht zukommt, das Recht eingeräumt werden muß, Jemand ohne weiters aus seinem Wohnsitz auszuweisen und in Kosten zu verurtheilen, denen gegenüber die höchste Polizeistrafe eine Bagatelle ist. Daß in diesem Jahrhundert ein derartiges entwürdigendes Abhängigkeitsverhältniß, ein solcher Hohn auf das Princip des Rechtsstaates und des Princips der persönlichen Freiheit unangetastet fortbesteht, ist nur deshalb begreiflich, weil man sich durch Jahrhunderte daran gewöhnt hatte, dasselbe als ein unvermeidliches Uebel zu betrachten. Wir haben eine politische Partei, welche die Herstellung der Freiheit sich seit lange zur Aufgabe gemacht hat, aber seit Herstellung der politischen Freiheit aus Mangel an Beschäftigung zu keinem rechten Gedeihen mehr kommt. Sie fände auf dem eben angedeuteten Gebiet ein äußerst fruchtbares Arbeitsfeld, bei dessen Inangriffnahme sie sich mehr um die Freiheit verdient machen könnte, als durch Alles, was sie auf dem Gebiet der politischen Freiheit gethan hat; denn auch in Sachen der Freiheit gilt der Satz, daß einem das Hemd näher liegt als der Rock, d. h. die Wohnung näher als die Stadt und das Land, die Familie näher, als die Gemeinde und der Staat. Ich meinerseits muß gestehen, daß ich die Freiheit im Hause genau so für die Wurzel der Freiheit im Staate ansehe, wie die Familie die Wurzel des Staates ist, und ich behaupte, daß wir nie zu dem Maß politischer Freiheit gelangen werden, wie die Engländer, so lange nicht in den großen Städten des Continents die Miethshäuser durch Familienhäuser ersetzt sein werden. Erst dann, wenn jedes Haus eine Burg der Freiheit und eine Erziehungsstätte für das Freiheits- und Selbstständigkeitsgefühl ist, wird keine öffentliche Gewalt mehr im Stande sein, sie uns zu rauben, sie wird auch keine Veranlassung dazu haben, weil das hier erzeugte Freiheitsgefühl kein umstürzerisches, neuerungssüchtiges ist, sondern durch und durch conservativ.

Betrachten wir nur einfach das Abhängigkeitsverhältniß von Miethern und Vermiethern, so liegt auf platter Hand, daß es eine Quelle von Classenhaß werden muß und daß in aufgeregten Zeiten der Miether viel eher geneigt ist, sich auf die Seite der Umsturzparteien zu schlagen, um so mehr, als er den Vermiether auf der Seite der öffentlichen Gewalten stehen sieht. Daher erklärt sich auch die sonst unbegreifliche Erscheinung, daß heutzutage die Socialdemokratie bis in die besten Stände hinauf Sympathien findet; eine Erscheinung, die in England fehlt. Der Grund liegt einfach darin, daß die Miether — und dazu gehören in den Großstädten gerade die gebildetsten Stände fast ganz — sich den Vermiethern gegenüber in einem ganz ähnlichen Verhältniß befinden, wie der Arbeitnehmer zu dem arbeitgebenden Capital.

Darin liegt die größte Gefahr für die Freiheit jeglicher Art. In London hat die öffentliche Ordnung an jedem Besitzenden einen entschlossenen Vertheidiger und ihre Feinde bestehen nur in den alleruntersten Classen, die an Kopfzahl so tief unter den Andern stehen, daß sie es, wofür London zeugt, zu keinem

ernsten Angriff bringen können; anders bei uns. Hier kann die öffentliche Gewalt auf energische Beihilfe fast nur seitens der Hausherren, also eines kleinen Bruchtheils der besitzenden Classe rechnen. Die Umsturzparteien dagegen finden Führer bis hoch hinauf und ein großer Theil der Miether wird sich in der Sache indifferent verhalten, um so mehr als ihm ja jetzt die Stadt etwaigen Schaden ersetzen muß. Das sind Verhältnisse, welche direct die Aufrechterhaltung der Ordnung erschweren, sobald eine Bevölkerung von Unruhe erfaßt wird, und die Gefahr für die Freiheit liegt darin: Einmal müssen wir zur Aufrechterhaltung der Ordnung die öffentlichen Organe mit größerer Machtvollkommenheit ausrüsten und dann, weil die Zahl der activen Ordnungsfreunde unter der Bevölkerung eine weit geringere ist als in London, so müssen sie sich in die Arme der öffentlichen Gewalten werfen, anstatt daß die letzteren ihre Diener sind. So liegt für diese die Versuchung sehr nahe, die bürgerliche Freiheit zu cassiren, was alle großen Städte des Continents in diesem Jahrhundert, zum Theil mehrmals erfahren haben, während der Londoner Bürger in dieser Beziehung ruhig schlafen kann; er wird stets sein eigener Herr bleiben.

Nehmen wir nur eins; mit welch' heiterer Gemüthsruhe blickt der Engländer auf die Bestrebungen der Socialdemokratie, mit welchem Gleichmuth läßt er sich die Revolutionäre und Spitzbuben des ganzen Continents auf den Hals schicken, während unsere großen Städte trotz der großen Polizei- und Militärmacht alle Ursache haben, die unruhigen Elemente in ihrem Schoße zu fürchten, weil eine gewaltsame Krisis durchaus nicht in den Bereich der Unmöglichkeit gehört.

Brauchen wir jetzt noch einen weiteren Schlüssel für den großen politischen Gegensatz zwischen einem englischen Städtebürger und einem continentalen? Dort der energische selbstständige, auf jedes Titelchen Freiheit eifersüchtige und dabei doch in hohem Grad conservative und gesetzesgehorsame Engländer, der unter einer mittelalterlichen Staatsverfassung freier lebt als ein Republikaner; hier der stets nach der Polizei rufende wankelmüthige, politisch wetterwendische, neuerungssüchtige, von einem unbestimmten Drang hin und her getriebene Großstädter des Binnenlandes, der nicht weiß, wo ihn der Schuh drückt, der überall herumflickt, nur nicht am eigenen Hemd und der einst Bismarck das geflügelte Wort entlockte: „Alle großen Städte sollten vom Erdboden vertilgt werden!"

(Schluß folgt.)

# Ein merkwürdiger Bauersmann.

Talente gibt es im Bauernstande mehr, als es die auf ihre Bildung stolzen Städter glauben mögen. Aber unendlich schwer ist es für das Bauernkind — besonders wenn es hinten im Walde lebt — sich zu einer geistigen Bedeutung emporzuarbeiten. Und ganz außerordentliche, kaum glaubliche Hindernisse hatte der Bauernbursche Michel Felder im hintersten Winkel des Bregenzerwaldes zu überwinden, bis er dort stand, wo keiner steht, der nur, einzig nur die zweiklassige Volksschule durchgesessen hat. Felder's Leben ist beispiellos.

Michel Felder wurde im Dorfe Schoppernau 1839 geboren — der Sohn eines armen, aber fleißigen Bäuerleins, und starb daselbst als dreißigjähriger Mann. Er war ein Märtyrer seiner Sache, von ganz Deutschland gekannt, bewundert, vielleicht übermäßig angespornt und — sagen wir's offen — im Stich gelassen.

Schon die Natur hatte ihn übel bedacht, sie gab ihm einen schwächlichen Körper und einen Fehler im rechten Auge. Der Knabe wurde zu einem Curpfuscher gebracht, dieser hat das rechte Auge nicht geheilt, sondern im betrunkenen Zustande das linke — bisher gesunde — zu Grunde curirt. Auf dem einen Auge also ganz, auf dem andern halbblind, mußte sich der junge Mann nun behelfen, — in solchem Zustande, gedrückt von allen erdenklichen äußeren Verhältnissen, mußte er seinem unbändigen Bildungsdurste zu genügen suchen. Wie mächtig ist der Wille!

Michel wußte sich in seine Einöde hinein Bücher zu verschaffen. Er las religiöse Werke, die erste Schule aller Autodidakten; dann Classiker, moderne Belletristen, Philosophen, sociale Schriften, Kalender, Zeitungen, kurz, alles, was er eben kriegen konnte. Die fremden Gedanken weckten eigene auf, bald hub er an zu schreiben, mußte dort und da eine Bekanntschaft anzuknüpfen mit gebildeten Männern des Vorarlbergerländchens und mit bedeutenden Geistern Deutschlands.

In seinem 21. Jahre stürzte er durch einen Brückenbruch in die Aach. In der Gefahr hatte er Gelegenheit, die Herzlosigkeit der Leute kennen zu lernen, die — obwohl sie ihn in den Wellen mit dem Tode ringen sahen — ohne Beistand zu leisten, vorüber und ihrem Vieh nachliefen. Ein Freund, der zum Glücke erschien, zog ihn in bereits bewußtlosem Zustande aus den Fluthen.

Mit 22 Jahren heiratete er ein armes, aber braves und gemüthvolles Mädchen. Das junge Weib hielt die Wirthschaft nach Kräften zusammen. Felder wurde bisweilen unmuthig und meinte, es sei ein Elend, daß man sich alles so mühevoll erwerben müsse. „Und mich,“ sagte Nani, „dünkt gerade das schön, daß man sich etwas erwerben kann und selten leer ausgeht, wer sich nur ein wenig rühren und regen mag.“ „Keine Predigt,“ versetzte er, „thut so viel, wie solche Worte von Dir.“

Sie hat den Feuerkopf aufrecht gehalten zur bäuerlichen Arbeit, aber auch wieder beseelt zum geistigen Schaffen. Zwei Jahre später war auf einmal ein gedrucktes Buch da; das führte den Titel: „Nümamüllner und das Schwarzokaspale, ein Lebensbild aus dem Bregenzerwald von Michel Felder.“

Der Dichter war fix und fertig. Das war die Sprache, das waren die Gedanken, die reichen, überraschen-

den Gedanken eines Studirten. Nur die Dichtung selbst war ganz Volksnatur. Felders zweites Werk war der Roman „Sonderlinge“ und seine dritte und letzte größere Arbeit: „Reich und Arm.“ Man freut sich an dem Dichter, aber noch mehr bewundert man den Denker. Wer nur erst seine Schriften gelesen hat! Es ist fabelhaft, wie einer beim Käsebereiten und Düngerstechen ein solch durchgebildetes Seelenleben erwerben kann. — Freilich ließ er kein Mittel unbenützt, sich emporzubringen. Er gab sich verschiedenartigen Studien hin, durchforschte die Geschichte seines Landes, suchte französisch und italienisch zu lernen; mit größtem Eifer aber durchdrang er die Schriften der modernen Zeitrichtung. Felder's Werke sind Tendenzschriften. Sie predigen Arbeitslust, Familiensinn, Heimatsliebe, aber auch weniger harmlose Ideen. Es stimmten seine Aussprüche nicht immer mit dem alten Herkommen und den Ansichten der Leute. — Der erste April wird für einen Unglückstag gehalten, an dem man keine Arbeit anfangen dürfe. „So einen Unglückstag,“ sagte Felder, „hat Gott gar keinen erschaffen. Ein Tag, an dem man eine Arbeit anfängt, ist niemals ein Unglückstag; wohl aber ein verworfener Tag, an dem einem das Schaffen verleidet, an dem man ein Lump wird — und wenn's an Maria-Himmelfahrt wäre.“

Er führte manchen Hieb gegen die Ausartungen der katholischen Religion, er ließ sich in sociale Bestrebungen ein, und bezeugte seinen Ernst auch durch die That. Zuerst suchte er einen „Käshandlungsverein“ für den Bregenzerwald ins Leben zu rufen, dann gründete er eine Schoppernauer „Viehversicherungs-Gesellschaft“, regte an zur „Genossenschaft der Stickerinnen,“ zu einem „landwirthschaftlichen Zweigverein,“ zur Errichtung einer Volksbibliothek für den Bregenzerwald. All' seine Pläne und Arbeiten beruhten auf socialdemokratischer Grundlage und er hat hierin manchen Zweck erreicht. Lange genug hatten seine Mitbauern diese seltsamen Bestrebungen mit Mißtrauen beobachtet, allmälig aber schlugen sie sich zu ihm und sein Anhang wuchs von Tag zu Tag.

In freien Stunden war seine Stube voll von Bauern, denen er Schriften und Zeitungen vorlas und mit denen er den Lassalle studirte. — Das sociale Losungswort der Association war's, das hier in den Bergen des Bregenzerwaldes Echo fand. — Sonst ist die herrschende Bauernregel: „Beten, wenn es läut', und zahlen, wenn man gebeut'“; aber nun wurde es anders. Von Gewissensfreiheit und Volksherrschaft hörte man sprechen in den dumpfen Bauernstuben an der Aach.

Die Behörden sahen derlei Bewegungen nicht allzugerne; die Geistlichkeit aber war entschiedener und erklärte dem neuen Propheten im Bregenzerwald den Krieg. Freilich einen Krieg nach ihrer Art.

Felder war übermüthig und hatte ihn heraufbeschworen. Der gute alte Pfarrer war fortgekommen und ein neuer an seine Stelle gesetzt worden. Nun hielt dieser einmal eine Predigt, aus welcher Felder eine Blumenlese zog und sie der Welt preisgab. Z. B.: „Der Leichnam der Gottesmutter hat den Tod nicht geschaut.“ — „Sorget daher vor allem dafür, daß die Seele gut sterbe.“ — „In ihrem Grabe sah man nichts, als Blumenduft.“ — Wörtlich wahr.

Uebrigens fand es unser Dichter ganz selbstverständlich, daß auch der Priester nicht unfehlbar sei. So schrieb er: „Jesus wählte darum zwölf Apostel, weil er meinte, Einer könne sammt dem heiligen Geist nicht alles allein richtig machen, wie es sein sollte.“

Freilich eine Gotteslästerung, die er büßen mußte.

„Der neue Pfarrer in Schoppernau läßt“ — wie Felder selbst erzählt

— „zuweilen von der Kanzel herab ein Kleingewehrfeuer los gegen eine Richtung, die man für die meinige hält.“ Er wurde als ein Mensch hingestellt, der alles Heilige stürzen wolle. Der Pfarrer schlich in den Häusern herum und richtete ihn aus, und „alte Weiber, solche, die sich jeden Brocken vom Pfarrer vorkauen lassen, weil man ihnen die Zähne ausgerissen hat“, thaten das Ihrige. Bald war Michel Felder in seinem Heimatsdorfe bekannt als der „gottlose, deutschkatholische, blutrothe, hochmüthige, verführerische, verkommene, eigensinnige, arbeitsscheue, vom protestantischen Gelde gemästete Freimaurer“.

Auf diesen Umschlag der Meinung fielen Felder's Anhänger, einer nach dem andern ab; einige, weil sie sehen mochten, daß seine Sache nicht immer fruchtbar war, die meisten aber, weil ihnen „Gottes“ (das heißt, des Pfarrers) Wort mehr galt, als das eines Menschen.

Einmal gebrauchte Felder Lessings Ausspruch: „Wie einer ist, so ist sein Gott.“ — „Was?“ rief das nächstemal der Pfarrer auf der Kanzel mit einem dröhnenden Schlag: „Einer ist ein Hurer, folglich wäre Gott — auch ein —; ein anderer ist ein Dieb, und Gott —; wieder ein anderer lügt, also —!? Haben die ärgsten Heiden in ihrem Sündenleben je diesen Schriftsteller an Frechheit erreicht?“

Plötzlich entstand im ganzen Thale das Gerede, Felder brauche nicht mehr zu arbeiten, er erhalte von den Freimaurern Geld, müsse dafür aber das Land vom heiligen Glauben bringen. Der Vater des Pfarrers von Schoppernau meinte, anderswo würde man mit so einem nicht viel Wesens machen, man thäte ihm das andere Auge auch noch ausstechen und ihn dann erschlagen.

An Sonntagen wurde mit Fingern auf den Irrlehrer gewiesen; haufenweise stellten sich die tabakkauenden Bauernburschen drohend und höhnend vor ihn hin. — Sein Haus, sagten sie, stünde lange nicht mehr, wenn man es allein verbrennen könnte.

All diesem Drohenden gegenüber stand Felder allein mit Weib und Kindern, mit seiner alten, trostlosen Mutter und mit seiner Armuth. Er rief seine auswärtigen Freunde um Beistand an; es kam aber keiner. Trotzdem ließ er sich auf seinem Wege nicht irremachen. So rief eines Festtags der Pfarrer auf der Kanzel mit weinenden Augen: „Ich werde Gott täglich um den Tod oder um Versetzung bitten!“ Desselben Mittags hieß es öffentlich auf dem Kirchplatz, man solle den Jaukomichel (Felder) erstechen. — „Ich sah mich,“ erzählt der Dichter, „im allerfinstersten Mittelalter, und wie mir, kann nur einem Verfehmten zu Muthe gewesen sein, der nie mehr sicher war, wann und wo der tödtliche Streich ihn treffen werde.“

Am 6. Mai 1867, am frühen Morgen, verließ der Dichter die heimatliche Hütte und floh, von seinem treuen Weibe begleitet, zu seinem Schwager nach Bludenz. Die Kinder blieben bei der Großmutter — Felder's Mutter — zurück, welche von Schoppernau aus gegen die Wühlereien den Schutz des Gesetzes anrief.

Aus dem Dichter war ein Socialist geworden, und als solcher mag Felder, durch die Extreme seiner Gegner gejagt, wohl zuweilen in die entgegengesetzten Extreme verfallen sein. Keineswegs war in den Alpenthälern Vorarlbergs der Boden für seine Bestrebungen, und in diesem Sinne muß man zugeben und bedauern, daß er auf Abwege gerathen war.

Um diese Zeit ging Felder mit der Absicht um, ganz auszuwandern und in Leipzig, Berlin oder Wien sein Heim zu gründen. Durch die Vermittlung seines Gönners, des Professors Hildebrand in Leipzig, machte er einige Monate nach seiner Flucht thatsächlich eine Reise nach Deutschland (welche er im nächsten Jahre

wiederholte), hielt sich in Leipzig einige Zeit auf und erwarb sich durch sein offenes Wesen und seine geselligen Eigenschaften viele neue Freunde und Umschwärmer. Der Bauerndichter aus dem Bregenzerwalde, von dem die „Gartenlaube" und andere große Blätter bereits Manches erzählt hatten — das war eine Rarität! Er kam mit Gelehrten und Schriftstellern zusammen, besuchte wissenschaftliche Vorlesungen, socialistische Versammlungen, Theater und Gallerien und gewann einen klareren Einblick in die Welt. Allerdings fand er nun auch, daß Manches, was sich von den fernen Bergen des Bregenzerwaldes aus so ideal ansah, in der Nähe beguckt, recht fadenscheinig war, und daß der Egoismus der Menschen dort um so größer ist, wo die Intelligenz ihre verschiedenen flunkernden Schleier darüberzuhüllen weiß. Er hatte Stunden, wo er sich zurücksehnte in seinen Wald. Und bald kehrte er auch heim nach Schoppernau in das kleine Haus zu Weib und Kind. Er arbeitete wieder in seinem Stalle, auf seiner Alm, und es war ihm unendlich wohl, da er sich wieder bei den lieben Seinen wußte; er war ein glücklicher Gatte und ein treuer Vater seiner fünf Kinder.

Im Sommer 1868 hat ihn der schwerste Schlag des Schicksals getroffen. Es starb sein Weib. — Glücklich war er nur durch sie geworden, erzählte er selbst, und auch besser durch sie. Eins lebte im Andern, sie war ihm Auge und Hand und schuf sein Haus zu einem Tempel, wo er in allen Widerwärtigkeiten Zuflucht und Trost fand. An ihr richtete er sich auf in Augenblicken, wenn er muthlos sein Streben als ein vergebliches betrachtete, wenn er gefoltert wurde von innerem Zweifel, oder wenn die lumpige Geldnoth ihn quälte. — „Ich will es einmal der Welt erzählen", schrieb Felder, „wie wir Alles gemeinsam trugen, wie sie mir Muth machte zum Schwersten, wie sie mir, dem Scheugewordenen, fröhlich ganz von unten heraufklimmen half und sich an jedem Erfolg mit mir freute, wie wir mitten in Kampf und Noth und Verzweiflung ein schönes, frohes Leben mitsammen lebten und durch einander auch besser geworden sind."

Als sie auf dem Todtenbette von ihm Abschied nahm, sagte sie die Worte: „Ich danke Dir schöne — nur schöne Stunden. Ich kann fröhlich gehen. Dich überlasse ich Gott, Deiner Kraft, Deiner großen Aufgabe, Deinen Freunden, und ich will Dein Schutzengel sein."

Als der Sarg in's Grab rollte, streckte Felder einen Arm aus und rief: „Jetzt ist es aus, und mit mir auch!" — Sein Schmerz war herb, hart und unzugänglich.

Seine Gegner sagten, der Tod der Geliebten sei eine augenscheinliche Strafe des Himmels gewesen.

Der Anblick seiner Kinder that ihm weh; im Hause eines Freundes zu Bezau lebte er mehrere Wochen still dahin und schrieb an seiner Selbstbiographie. (Diese ist bis jetzt noch nicht im Drucke erschienen, dürfte aber die beste Arbeit Felder's sein). Durch das Sichversenken in seine glücklichsten Zeiten gewann er scheinbar an Kraft. Allein im März 1869 erkrankte er an einem Lungenleiden, dem er nach wenigen Wochen erlag. —

So erzählt uns Professor Hermann Sander in seinem bei Wagner in Innsbruck erschienenen Buche: „Das Leben Felder's, des Bauers, Dichters und Volksmannes aus dem Bregenzerwalde." Die Biographie eines der interessantesten Autodidakten, dessen Lebensgeschichte selbst ein erschütternder Dorfroman ist. Sander bietet uns gleichzeitig eine prächtige Schilderung der Bewohner des Bregenzerwaldes; es ist eine Schrift, die durch ihre Unparteilichkeit, durch ihre Klarheit und Wärme den angenehmsten Eindruck macht. Nur

der Tod des Dichters ist im Verhältnisse zu den anderen Schilderungen zu kurz und oberflächlich, wie etwas Nebensächliches und Selbstverständliches behandelt. Der Tod eines erst dreißigjährigen, so hoffnungsvollen Mannes ist aber nicht selbstverständlich; wir hätten von dem Krankenbette, von der Sterbstunde, von dem Begräbnisse des uns Liebgewordenen gerne noch Nachrichten empfangen, und wären solche um so wesentlicher gewesen, als später die Grabsteingeschichte so viel Staub aufwirbelte.

Für die Kinder des Freiheitskämpfers wurde von dem „Vereine der Verfassungsfreunde in Vorarlberg" eine Sammlung eingeleitet, die in kurzer Zeit den namhaften Betrag von 2100 Gulden ergab.

Der „Verein der Tiroler und Vorarlberger" in Wien beschloß, dem Dichter Michael Felder ein Denkmal zu errichten. Dasselbe wurde von Josef Gasser ausgeführt; auf einem großen Sockel ruht eine sieben Schuh hohe Granitpyramide mit dem lorbeerumrahmten Medaillon des Dichters. Um und gegen dieses Denkmal entbrannte nun ein Streit, der in seiner Art beispiellos ist und in der Culturgeschichte Vorarlbergs seinen Platz behaupten wird. Man wollte das Denkmal in Schoppernau auf Felder's Grab setzen; die Anti-Felderer, der Pfarrer von Schoppernau an der Spitze, agitirten aber dagegen in unglaublichster Weise. Einmal war ihnen der Verstorbene nicht christlich genug, dann wieder war es das Denkmal nicht, ein andermal nahm es zu viel Raum ein und störte auch durch den Fremdenzuzug, den es verursachen konnte, die Ruhe des Kirchhofs. Endlich fand die kirchliche Behörde gar den Lorbeerkranz anstößig; ein solcher gebühre lediglich nur Märtyrern oder solchen Personen, die an einer katholischen Universität bekränzt worden seien. Mehrere Gemeindevertretungen wurden mit in den Streit gezogen, ebenso der Bischof, die Bezirkshauptmannschaft, der Landesausschuß und die Statthalterei. Viel Aufregung gab es dabei und einen Gewaltstreich; alles Nähere ist in Sander's Buche ganz possierlich nachzulesen. Heute noch ist die Sache nicht ganz geschlichtet, doch steht Michel Felder's Denkmal auf dem Kirchhofe zu Schoppernau. Die Geschichte des Denkmals gehört als Nachspiel zu Felder's Leben; wir sehen da nochmals dieselben Kräfte thätig, gegen die der größte Mann des Waldes ankämpfte.

Ein Jahr nach Felder's Tod kam Schreiber dieser Zeilen zufällig auf einer Alpenreise nach Schoppernau. Auf eine Frage nach Felder's Grab war die Antwort der Wirthin: „Nu ja frili, da oben in der Stillstatt liegt er. Geht wohl auch wallfahrten nach dem Marterlen von diesem Fabelhans und Unchristen? Der hätt' besser auf seine Wirthschaft geschaut, daß nicht der Hunger beim Herd und der Bettelstab beim Mittagstisch wär' gestanden. O Göttle nein, daß ich dem Todten was Schlechtes wollt' nachsagen, aber besser hätt' er's machen dürfen. — Ruh' seiner armen Seel!"

Die Frau war sicherlich auch einer von seinen Marterknechten gewesen.

Wir schließen das Gedächtniß und geben unsere Meinung über Michel Felder dahin ab, daß seine Dichtungen, aber noch mehr seine kühnen politischen und socialen Anläufe phänomal sind, daß aber sein *eigenes Wesen*, in welchem der Keim zu Großem lag, am meisten zu bewundern ist.

# Als ich den Kaiser Josef suchte.

Eine Erinnerung von P. K. Rosegger.

(Schluß.)

Wie es jetzt kam, ist freilich nicht zu beschreiben, denn die es lesen, werden kaum jemals in der Lage gewesen sein, den Eindruck und die Stimmung kennen zu lernen, welche in dem Waldbauernbüblein wirkten, als es einzog in die Wienerstadt. Der Knabe hatte wohl Märchen gehört von Glanz, Zauber und Wunder — aber das war ein Stillleben gewesen in seiner kleinen Seele. Hier aber die Pracht, die Wunder, die fieberhafte Bewegung und der Lärm. — Diese Paläste, von denen man in der Nacht nur die strahlenden Spiegelwände herunten sah, nicht aber das obere Ende und wie hoch sie in den nächtigen Himmel hinaufragten. Und der Schwarm von Menschen zu Fuß, zu Wagen, zu Pferde, dieses Rasseln, Schrillen, Klirren und Klingen, dieses Hasten, Rennen, Johlen, Schreien durcheinander. —

So gelangte ich durch eine breite Straße (wahrscheinlich die Wiedner Hauptstraße) hinein. Die Gassen wurden gar immer enger und immer lebendiger — endlich aber war's mit einemmale weit. Ein Platz mit Bäumen, ein Wald mit vielen tausend Lichtern — es war, als ob diese Wiener Bäume lauter Flammenblüthen hätten. — Ich glitt mit der Menge dahin. Es ging über eine hohe Brücke, es ging durch ein dunkles Thor, wo des Hallens und Schallens kein Ende war. Und als nun vollends die Nacht eingetreten war und nur die hundert Lichter über den gläsernen Wänden blendeten, wußte ich nicht mehr, ob ich im Freien war, oder in den langen Gängen eines Palastes. Die Kärntnerstraße war's. Und das Gedränge fand ich hier derart, daß ich mich in einen Wandwinkel drückte und dort ein wenig abzuwarten beschloß, bis der ärgste Haufen vorüber sei. — Waldbauernbub, das geht nicht vorüber, oder du hättest bis in die späte Nacht warten müssen. So hast auch du dich bald wieder vorangemacht, und als du sahest, daß deine höflichen Grüße von Niemandem erwiedert wurden, daß die Leute — sonst alle so vornehm gekleidet und weiß im Gesichte — wie toll aneinander vorüberschossen, sich sogar anrannten, drängten und schoben und stießen, da hast du gedacht, du könntest es auch so machen — und damit bist du weitergekommen. Freilich wärest du, trotz deiner schwer beschlagenen Schuhe, auf den glatten Steinen ein parmal schier ausgeglitscht und hättest der nächsten Glaswand eine Ohrfeige versetzt. Freilich warst du plötzlich drin unter Roß und Wagen und hast dir schon gedacht, mitten in der Wienerstadt bist hin, aber die Stadt-Rößer sind gescheidt, die treten kein Bauernbübel nieder; wärest du nur erst zwischen den Stadt-Leuten glücklich durch.

Endlich gingen die Häuser etwas auseinander, um einem noch größeren — schon dem größten Gedränge Platz zu machen. Und da standen ganze Reihen von Fuhrwerken und warteten,

bis einer auffaß. Und die Wägen glänzten, wie am Frohnleichnamstag die gewichsten Stiefel des Schulmeisters in Krieglach; und jeder Wagen hatte voran zwei Laternlichter, als ob die Rösser ihre Augen hinten hätten.

Ueber all' dem tausendfältigen Gewühle ragte eine ungeheure, finstere Masse auf. Das war kein Haus, dazu war es zu riesig und schwarz, kein Berg, dazu war es zu stramm — es ging unabsehbar und einsam hinauf in die Nacht.

„Jetzt muß ich schon fragen, was ist denn das?" redete ich Einen an. Zweimal fragte ich, bis er mir Antwort gab.

Weit that ich die Augen auf und wahrscheinlich auch den Mund. Dieser Haufen — die schwarze Wucht war der Stefansdom — die Stefanskirche? Es war unerhört. Ich suchte den Eingang und fand ihn. Da drinnen war es kühl und dunkel und fast still. Dort und da ging ein Menschlein herum zwischen den schwarzen Pfeilern; dort und da glimmte eine Ampel vor einem düsteren Bildniß. Ich hatte gar keinen Maßstab für die Schönheit und Größe dieses Baues, mir war er nur fremd und unheimlich. Trotzdem fühlte ich, daß es eine Kirche war und als solche ein mir heiliger Ort. Müde und erschöpft setzte ich mich in eine Bank und ruhte und träumte. Ich dachte an das ferne, liebe Daheim zwischen den Wäldern und wie ich nun versetzt war mitten in das ungeheure Wirbeln und Wogen der großen Stadt — ganz allein, ganz fremd. Eine eigene Stimmung war's. — Wäre nur erst die Nacht vorbei und ich könnte mich umsehen und doch zum Kaiser kommen! — Einstweilen bat ich meinen Schutzengel um seinen Beistand, und dann ging ich wieder hinaus in das Gewühle und in das Schimmern der Lichter.

Ich ging durch Gassen und Gassen, durch breite, belebte, durch entlegene, finstere; ging durch Thore und über Brücken, gleichviel wohin. Wollte vor allem wissen, wo denn diese Stadt ihr Ende habe. Ueberall Häuser und Lichter und Menschen. Menschen, fremd in Kleidung, Sprache und Geberde. Alle sind so gescheidt und viel erfahren — und von Krieglach-Alpel weiß kein einziger was.

Da kam ich an einem Bau vorbei, aus demselben strahlten Lichter, hallten Gesänge. Das war Gottesdienst in einer Kirche. Ich zog den Hut ab und trat durch das Thor hinein. Ja freilich war das feierlich und viele brennenden Luster hingen nieder — viel schöner, wie daheim in der Christnacht, aber der Priester am Altare — ich erschrak fürchterlich, erschrak vor mir selber, daß ich denn ein Narr geworden. — Der Priester hatte einen hohen schwarzen Hut auf, und alle, die da waren, beteten und sangen, hatten ihre hohen schwarzen Hüte auf dem Haupte. Du wunderliche Sach'! — Als der Schreck vorüber war, kam mir das Lachen; eine Weile vermochte ich es zurückzuhalten, allein als der Priester so ernsthaft seine Hände ausbreitete und ein so spaßhaftes Geschrei anhub und als die Anderen dieses Geschrei nachmachten, brach mein Gelächter aus. Da nahm mich ein schwarzbärtiger Mann am Arm, führte mich hinaus und sagte: In der Synagoge müsse man sich anständig betragen.

Als es dann herauskam, daß ich in einem Judentempel gewesen war, erschrak ich noch einmal und machte meinem Schutzengel Vorwürfe, daß er nicht besser auf mich Acht gegeben hatte.

Aus einem anderen Bau hörte ich lustig Musik und Gesang. Das war ein Schauspielhaus, ich merkte es bald. Mit dem Manne, der das Geld nahm, verhandelte ich um den Preis. Wie beliebig, ich konnte fünf Gulden zahlen, oder auch nur dreißig Kreuzer. Die Wahl fiel mir nicht schwer, doch erkundigte ich mich, wie lange ich um

dreißig Kreuzer drinnen bleiben dürfe. Als ich erfuhr, daß ich bis zum Ende bleiben und Alles sehen und hören könne, ging ich, den Hut schon in den Händen tragend, wohlgemuth die vielen Treppen, die man mir wies, hinauf und plötzlich sah ich vor mich in einen Abgrund hinab, in dem nachgerade Alles von Gold und Silber war. Aus den Wänden wuchsen goldene Aeste heraus, darauf brannten Lichter und aus den hundert Wandfenstern sahen Leute hervor, lachend und lebendig. Die Männer waren kohlschwarz bis auf die weißen Gesichter. An diese Gesichter setzten sie Dinge, in der Art wie kleine Doppelpistolen und zielten damit nach allen Richtungen herum. Die Weiber hatten an den Händen breite Flügel, mit denen sie in einemfort flatterten, wie unsere Hühner daheim, wenn sie Eier legen wollten. Von der merkwürdig prächtigen Decke hingen goldene Kronen mit leuchtenden Kugeln nieder, die machten hell, wie der Tag. Und unten statt des Fußbodens waren lauter Menschenköpfe und viele weiße Scheiblein darunter, die bei näherer Betrachtung auch Menschenhäupter waren, nur keine Haare aufhatten.

Jetzt hub plötzlich wieder die Musik an und so laut, daß ich schier erschrak. Darauf begann die einzige Wand, in der keine Leute hockten, sich zu bewegen und ging in die Höhe. — Jetzt waren euch auf einmal die Berge da. Weiße Jungfrauen kamen daher, sie waren fromm und schön, wie daheim die Mägdlein am Kranzeltag; sie haben ein Lied gesungen und ich meine schier, es ist ein heiliges gewesen. Aber die Bravheit hat nicht lange gedauert — jählings sind die langen Kleider weg und zu hüpfen und zu springen heben die Dirndeln an, gar wie besessen. Meiner Tag hatte ich noch nicht gesehen, wie so nackte Füßlein ausschauen. Und sündhaft lang waren sie, und ich fands schier zum Verwundern, daß mich mein Schutzengel ins Haus gelassen hatte. Verhext war die ganze Sach, denn plötzlich waren die Tänzerinnen blutroth über und über, und gleich darauf schien eine so helle Sonne auf sie, daß alle andern Lichter matt waren, und wie ich just hell zu jubeln anheben will über diese Wunderbarlichkeiten, da rauscht die Wand nieder und die Leute erheben sich. — Ich bin noch eine Weile stehen geblieben, in der Meinung, es würde noch was zu sehen geben, aber die Leute drängten bei allen Löchern hinaus und die Kronen verloschen.

Bald darauf stand ich auf der Gasse und überlegte, was nun zu machen. Hungrig war ich, müde war ich; die Uhr des nächsten Thurmes schlug zehnmal. — Für heute laß' es genug sein; wo wirst du schlafen die Nacht? — Es fügt sich doch wieder gut, dort an der Ecke steht ein großes Wirthshaus. Durch die Fenster sah man's, wie die Leute an weißgedeckten Tischen aßen und tranken, Zeitungen lasen und Tabak rauchten.

Das Vorhaus allein schon war viel lichter und schöner, als in Krieglach beim Kirchenbäck das Extrazimmer.

Ein schwarzgekleideter, sehr fein herausgeputzter Herr kam, der hatte sein weißes Sacktuch über der Achsel hängen. — Was ich wolle?

„Dableiben möcht' ich halt.“

„Ein Zimmer?“

„Ist mir schon recht, wenn Ihr eines entrathen könnt.“

Er führte mich über zwei breite Treppen und in ein Zimmer, in dem es eine Herrlichkeit war. Lauter gepolsterte Sessel und auch eine solche Bank. Und ein Spiegel, der war größer wie ich selber, ich hatte ihn zuerst für eine Thür gehalten, durch welche ein Bauernbub auf mich zukam.

Der Herr zündete zwei schneeweiße Kerzen an, da fiel mir glücklicher Weise die Frage ein, wie viel ich denn für all' das zahlen müsse.

„Per Tag einen Gulden achtundvierzig."

„Na", versetzte ich, „nur für die Nacht allein hätt' ich's mögen, aber es ist mir auch um die Halbscheid' noch zu theuer. Dreißig Kreuzer will ich hergeben."

Da wurde der Herr roth im Gesicht — ich hatte in Wien noch Keinen mit so guter Farbe gesehen — und schob mich zur Thür hinaus.

Jetzt stand ich auf der dunklen Gasse; sie war still und öde; ein Wald auf den Bergen thut sich nicht so ödweilig, und wenn auch kein einziger Mensch darin ist.

Bisweilen ein vornehmer Wagen rollte vorbei. Eine Frau, die aber einen Flor über dem Gesichte hängen hatte, kam auf mich zu; als sie den Flor hob, sah ich, daß sie sehr jung und schön war; als sie redete, sah ich, daß sie auch gut war. Ich hatte sie gebeten, mir eine Liegerstatt zu verschaffen.

„Gern", flüsterte sie.

Als wir eine Strecke mitsammen gegangen waren, fragte sie, ob ich Geld habe.

„Ja," antwortete ich, „ich hab' ein Lammel gehabt und das hab' ich verkauft, und davon hab' ich noch mehr als wie die Halbscheid."

„Das ist nicht viel", sagte sie, „das mußt Du fleißig aufsparen; wenn Du Dir erst einen großen Widder erwirthschaftet hast, das gibt schon mehr aus."

Und sie rauschte davon.

Jetzt stand ich wieder verlassen. Ein Mann trillerte und taumelte vorüber; den wollte ich ansprechen, aber als ich sah, daß er selbst eines Beistandes bedurfte, und wie er sich hinter einen Brückenpfeiler auf den Erdboden legte und darauf liegen blieb, ließ ich mir das einen Fingerzeig sein und dachte, so machst es auch und da legst dich nieder.

Ein altes Frauchen, das schon früher an mir vorübergehumpelt war, kam wieder des Weges und fragte, was ich denn hier mache? — Hub ich zu weinen an: „Keine Nachtherberg kann ich finden."

Auf der Stelle nahm sie mich mit.

Sie führte mich in eine Gegend, wo die schönen Pflastersteine aufhörten und wo viel kleinere Häuser standen als die Andern waren. Sie führte mich in einen Hof und über eine finstere Stiege hinauf. Bald waren wir in einer einfachen Stube; die alte Frau zündete eine Lampe an — das war freilich nicht so hell, als im Schauspielhaus. In der Stube war ein eiserner Ofen, auf dem stand ein Topf. Die Frau nahm ihn und goß Suppe auf zwei Teller, und legte von den Semmeln, die sie geholt hatte, eine vor mich hin, auch einen Löffel dazu, nun sollte ich essen.

Bei den Bauern ist der Brauch, daß, wenn sie zu Gaste sind, sie von Allem, was sie essen, den Rest in der Schüssel lassen. Da war ich nun in Verlegenheit, denn der Teller war gar flach, und wollte ich etwas übrig lassen, so blieb nichts für meinen Löffel. Der Hunger half mir endlich über alle Bedenken hinaus.

Als wir gegessen hatten, fragte mich meine Gastfrau nach Stand und Heimat. Ich erzählte ihr Alles, von meiner Mutter weg bis zu ihr.

Da sagte sie folgende Worte: „Bei meiner Seele, Du bist mir ein recht leichtsinniger Bursch'. Von Deinen Eltern so fortlaufen! Was willst denn in Wien, wenn Du kein Geld hast und keinen Bekannten? Zu Grunde kannst gehen, das kannst davon haben. Eine solche Stadt ist nicht, wie ein steirisches Dorf; da gibt's schlechte Leut', und wenn Du liegen bleibst auf der Straßen, kein Mensch kehrt sich darnach; und wenn Du verhungerst, so schleppen sie Dich in die Todten-

kammer und schneiden Dir den Leib auf, zu sehen, woran Du gestorben bist. Und kein Mensch weiß, wo Du hingehörst und Dein Vater und Mutter daheim können sich die Lungen herausschnaufen und suchen und fragen nach Dir und das Herz herausweinen. — Kind, daß Du ihnen den Kummer hast angethan! — Den Kaiser aufsuchen, das sind Albernheiten. Jetzt legst Dich da auf's Sopha und schlaf'st Dich aus. Und morgen früh geh'st mir schnurgerade heimwärts. — So, und jetzt mach', daß Du zur Ruh' kommst!

Ich schluchzte noch lange in mein Kopfkissen hinein, doch endlich kam der ruhsame Schlaf.

---

Am nächsten Morgen aber, als ich wieder frisch und munter durch die reichen, rauschenden Gassen und über die Brücken und hohen Mauergänge zog und die helle Sonne hineinschien auf die Thürme und Paläste und der Stefansthurm frei in die Himmelsbläue aufragte — da war vergessen, was die gute alte Frau gesagt hatte. — Ich bleibe in Wien und gehe zu meinem Kaiser.

Rasch wandelte ich an Allem vorüber und fragte nach dem Kaiserhaus. Nach manchem Hinundhersuchen stand ich auf dem Burgplatz neben dem steinernen Reiter der damals noch allein stand, und sah vor mir das gelblichgraue Gebäude mit den unzähligen Fenstern. — Da drinnen wohnt er? Wenn er nur daheim ist und etwa nicht wieder in allen Ländern herumzieht wie ein Handwerksbursche. Und wenn er daheim ist? Was reden? Frisch fragen, wie es ihm geht, was die Frau Mutter macht, und daß er doch so gut sein und keinen Krieg anheben sollt', und der Schmiedhofer Hansjörgel wär jetzt auch bei den Soldaten, und wenn sie den niederschießen, so hätten sie im ganzen Alpel Keinen, der das Metzgern verstünd! — Für Uebel halten kunnt er's nicht.

Ich ging durch das dreifache Thor. Da war ein großer Platz mitten im Kaiserhaus, und da standen erschrecklich viele Soldaten mit aufgepflanzten Gewehren. Dort, wo ich durchgehen zu müssen glaubte, standen zwei baumstarke Mann mit weißen Riemen über der Brust und ungeheure schwarze Pelzhauben auf den Köpfen. Zwei bärtige Kerle mit finsterem Gesicht, mit Säbel und Gewehr, just zum Dreinfahren. Ich wollte schier nicht zwischen ihnen durch, doch als ich sah, daß auch Andere unbehelligt aus und ein gingen, wagte ich's auch, und die beiden Thorsteher blieben starr wie von Holz.

Ich ging über breite Steintreppen empor, ging schneeweißen Gängen entlang, so daß meine Schritte in den Mauern wiederhallten. Da waren hohe, braune und vergoldete Flügelthüren der Reihe nach. — Ja, wenn man nur wüßte, welches des Kaisers Zimmer sei!

„Was machst Du da, Junge?“ fragte ein heranschreitender Herr mit Glasaugen und einer Stirne, die fast bis zu dem Scheitel hinaufging.

„Da kommt Ihr mir just recht, wenn ich bitten darf, den Herrn Kaiser thät' ich gerne ein wenig heimsuchen.“

„So. Ja mein Lieber, das wird wohl etwas schwer gehen.“

„Oh“, sagte ich, das geht leicht, mit dem Kaiser Josef darf Jeder reden, auch der Bauersmann, — hab's wohl gelesen.“

„Der Kaiser Josef?“ fragte der Herr. Da habe ich ihm erzählt, wie ich von Steiermark hergekommen wäre, um den Kaiser Josef zu sehen.

Er sah mich lange an, war ernsthaft, lächelte und wurde wieder ernsthaft. Ich bin ganz zutraulich geworden und habe Vieles erzählt, was mir über den guten Kaiser Josef auf dem Herzen lag.

Der Herr setzte sich auf eine Bank, nahm mich an der Hand und sagte: „Bursche, Du bist ein sonderbarer Schwärmer. Da Du aber schon nach Wien gekommen bist, um Kaiser Josef den Zweiten zu sehen, so muß man Dich auch zu ihm führen. Warte, jetzt haben wir neun Uhr. Um zehn Uhr stellst Du Dich vor den Eingang der Kapuzinerkirche, verstehst? ich werde mich dort einfinden, dann wollen wir zusammen gehen."

„Da bin ich wohl recht froh," antwortete ich, „ein bissel scheuen thu' ich mich aber auch, wenn's Ernst wird."

„Kaiser Josef thut Dir nichts zu Leide. — — Uebrigens, Junge, komme jetzt einmal mit mir."

Er führte mich treppauf, treppab, führte mich über Fußböden, belegt mit blumigen Tüchern, durch Gänge und Säle, schloß endlich eine Flügelthür auf, und jetzt waren wir in einem Tempel. Aber alle Wände waren voll von Büchern; auf den Tischen lagen offene Bücher, Bilder, alte Handschriften und sonst allerlei Papier.

„Das ist die Josefinische Bibliothek", sagte mein Begleiter. Ich blickte ihn an, war seinem Worte gegenüber hilflos.

An einer Ecke des Saales stand eine Weltkugel mit allen Gewässern und Ländern der Erde, wie mein Führer mich unterwies.

„Wenn das die ganze Welt ist," sagte ich, „so wird wohl auch Krieglach-Alpel darauf sein.

„Freilich, aber das kann man mit freiem Auge nicht mehr sehen, da müssen wir etwas Anderes nehmen."

Und er schlug eine große Landkarte auf. — Steiermark, Mürzzuschlag, Krieglach, — Alpel — siehst Du?"

Ich guckte und ich sah, und da war noch ein schwarzes Pünktchen, und bei dem stand geschrieben: Waldbauer. Da jubelte ich auf. — Mein Heimatshaus im Kaiserhaus! Und da ist der Wald, und da sind die Felder und da ist die Weide, wo ich die Schafe hüte! Alles ist da — o du merkwürdiges Blatt Papier!

„Gut," sagte der Herr, „es ist, wie Du mir erzählt hast, und nun spaziere noch ein bischen in der Stadt herum und um zehn Uhr warte bei der Kapuzinerkirche. Du wirst sie leicht erfragen."

So verließ ich das Haus, kam glücklich wieder an den zwei ungeheuren Pelzmützen vorüber, kam auf einen Garten hinaus, wo ich mich auf den Besuch beim Kaiser vorzubereiten suchte. Mir war unstät zu Muthe. Es ist doch ein hoher Herr und kann mit seinen Unterthanen machen, was er will. Aber ich rief alle Geschichten, die ich von ihm in den Volksbüchern gelesen hatte, in meine Erinnerung zurück — es ist ein edler, ein milder, ein gütiger Mann. Mit neuem Muthe suchte ich die Kapuzinerkirche auf.

Ich stand nicht lange dort, so kam jener Herr aus dem Kaiserhause heran und mit ihm ein geistlicher Bruder. Dieser schloß das Thor eines Gewölbes auf; dort zündete er ein Kerzenlicht an und führte uns hinab über eine finstere Treppe.

— Wäre denn der Kaiser Josef heut' im Klosterkeller? Das thät' mich doch wundern.

Ich hielt mich stets nahe an meinen bekannten Herrn. Nun schritten wir langsam zwischen großen, steinernen und erzenen Blöcken und Kästen hin. Vor einem solchen — er sah aus wie eine riesige Todtentruhe — blieben wir stehen. Der Herr nahm mir still den Hut vom Kopf, dann legte er seine Hand auf das Erz und sagte: „Hier, mein Junge, in diesem Sarge ruht unser Kaiser Josef."

— — — — — — — — — — —

Gestorben schon vor mehreren sechzig Jahren.

So habe ich ihn gesucht, den großen Kaiser, den wir nimmer vergessen können, den das Volk so lieb hat noch heute. So war ich in der Einfalt des Kindes, in der Beharrlichkeit einer heiligen Verehrung an's Ziel gelangt, war hinabgestiegen in sein Grab.

Kein Wort konnte ich aussprechen, mich schauerte tief. Ich habe kaum einen Blick mehr gethan auf den kaiserlichen Sarkophag, der von dem Flämmlein des geistlichen Bruders matt beleuchtet war, keinen Blick auf die andern Särge — davon taumelte ich die Stiege hinauf und in einem Winkel der Kirche bin ich ausgebrochen in ein bitteres Schluchzen.

Der Herr aus der Burg legte mir die Hand auf die Achsel, aber er sagte kein einziges Wort. —

Später hat er mich gefragt, ob ich nicht wünsche, Seiner Majestät, dem jetzigen Kaiser vorgestellt zu werden?

„Ist das ein Sohn vom Kaiser Josef?“ fragte ich.

„Das nicht, aber das hindert unseren erhabenen Landesfürsten nicht, ebenfalls ein edler Herrscher zu sein.“

„Und geht er auch unter den Leuten herum und fragt, was für Gesetze sie haben wollen?“

Mein Begleiter schwieg. Erst nach einer Weile antwortete er: „Unser Kaiser Franz Josef läßt seine Völker selbst die Gesetzgeber aussuchen und wählen, die sie haben wollen.“

Das wäre wohl auch recht brav, meinte ich, aber mich ihm vorstellen lassen, das thät' ich mich nicht getrauen; mit dem neuen Kaiser wäre ich halt doch zu wenig bekannt.

„So lebe wohl, Du kleiner Steirer,“ sagte mein Begleiter, „und wenn Du groß bist, so komme wieder als braver Soldat, da wirst Du dem Kaiser schon Freude machen.“ —

Nun war ich fertig.

Ich hatte die Absicht gehabt, auf den Stefansthurm zu steigen, um die Stadt anzuschauen, um zu erfahren, ob es denn wahr sei, daß man weit und breit kein Ende von ihr sehe; in den Prater hinabzugehen, um die große Donau und ihre Schiffe zu erblicken; in Schönbrunn den Thiergarten zu besuchen, um zu sehen, ob unter den Elefanten, Löwen und Drachen auch weiße Lämmer wären — aber all' das ließ ich nunmehr fahren, meine Freude an Wien war gebrochen — Kaiser Josef ist gestorben.

Dienstwillige Leute hatten mir ihre Führerschaft angeboten; einer derselben, als er hörte, daß ich aus Steiermark sei, rief: „Das trifft sich, ich bin auch ein Steirer, bin aus Stuhlweißenburg.“

„Das ist ja in Ungarn“, bemerkte ich.

„Ei, in Hartberg wollte ich sagen. Na, das freut mich, kommen Sie doch mit auf ein Glas Wein.“

Er führte mich in eine Vorstadt; führte mich in eine Schenke, die halb unterirdisch lag und mehr von Nachtlichtern als von den hochgelegenen Fensterchen beleuchtet wurde. Da gings nicht gar viel vornehmer zu, als in den Wirthshäusern daheim und die Leute setzten sich gleich zu unserem Tisch und waren freundlich mit mir. Einer meinte, wir sollten uns doch die Zeit vertreiben und zog Spielkarten hervor. — Spielkarten habe ich nie leiden mögen, ich zahlte meinen Wein und ging davon.

Ich trachtete wieder jenem Theile der Wienerstadt zu, in welchem der Stefansthurm steht. Da kam ich auf eine Sandhaide, auf welcher Soldaten Kriegsübungen hielten. Ich sah ihnen eine Weile zu, dann setzte ich mich auf einen Stein und untersuchte einmal den Inhalt meiner Geldtasche. Ich erschrak sehr. Vom ganzen Lammel war kaum der Schweif noch da. — Traurig saß ich und stützte den Kopf in die Hand und sagte zu mir: „Bub, wärst Du jetzt daheim. Das Lesen von der Wienerstadt ist lustiger, als in ihr mit leerem Säckel herumzugehen.“ —

„He, Bursche, was machst Du da?" rief mich plötzlich ein vorübergehender Herr mit einem langen Barte an.

„Warten thu' ich," gab ich mißmuthig zur Antwort.

„Auf wen denn?"

„Auf einen Fünfguldenbeutel."

„Den kann ich Dir nicht geben," sagte er, „aber fünf Gulden magst haben, wenn Du mit mir kommst."

Das ist ein Spitzbub', dachte ich mir, aber jetzt möchte ich nur sehen, wie weit er's treibt. Neben dem bin ich der Stärkere, Geld kann er mir kein's nehmen, und mein Gewandt ist ihm zu klein.

„Du trauest mir am Ende gar nicht," lachte der Bärtige, „wirst es aber sehen, es geschieht Dir nichts und nach einer halben Stunde hast Du Deine fünf Gulden. Denke einmal, was Du Dir da Alles kaufen kannst!"

Meine Herabgekommenheit machte mich unternehmungslustig. Ich stand auf und ging mit dem Manne.

Dieser führte mich hin über den Sand, dann durch einige Gassen, dann in einen Hof und über etliche Treppen hinauf und in ein Zimmer. An den Wänden hingen allerlei Bilder, die meistens ohne Rahmen waren.

„Nun setze Dich auf diesen Stuhl. So!" sagte der Bärtige, „den Stock lehne in den Elbogen hinein und setze den Hut so!" Den Hut schob er mir in den Nacken zurück, die Haare strich er mir über die Stirne herab bis zu den Augen, als ob er absichtlich einen recht dummen Bauernbuben aus mir machen wollte. Ich strich die Locken nach rückwärts, schob den Hut nach vorwärts.

„Laß' doch!" rief der Mann scharf. Da getraute ich mir keine Bewegung mehr zu machen. — Was wird jetzt mit mir geschehen?

„So, mein Lieber," sagte er, „jetzt bleibe mir ein bischen sitzen und sieh Dir einmal dort die schöne Frau an!"

Er hatte nämlich eine sehr schöne Frau an der Wand hängen.

„Gefällt sie Dir?" fragte er, indem er mit dem Bleistift rasch auf einem Papier herumfuhr.

„Ja, die thät mir wohl gefallen; ist das die heilige Maria Magdalena?"

„— Vielleicht die griechische," lachte er.

Nicht gar lange nachher konnte ich aufstehen und nachsehen, was er auf das Papier gezeichnet hatte. Da saß ein Bauernjunge auf dem Stein, der hatte den großen Hut im Nacken und die Haare im Gesicht und machte Glotzaugen.

„So, mein Kleiner, nun danke ich Dir und hier hast Du deine fünf Gulden."

Wie kann denn das sein? Der ist so gut und zeichnet mich auf und läßt mir noch die schöne Frau anschauen und zahlt dafür das viele Geld!

Ich hielt meine Hände hinter den Rücken.

„Nu, beiß' an!"

„Ja, wenn ich das annehme, so ist es wohl eine Grobheit", entgegnete ich und habe meinen Augen immer noch nicht trauen wollen.

Auf der Gasse sah ich nach, ob die Fünfguldennote nicht etwa auch mit Bleistift gezeichnet sei, so wie das Waldbauernbübel. Aber es war ein echtes Geld mit Wasserdruck.

So reich, mein kleiner Bursche, bist du noch dein Lebtag nicht gewesen. Jetzt kannst es nobel geben, kannst auf der Eisenbahn bis nach Krieglach fahren. Flott geht's!

Als ob ich keine Füße hätte! So dumm bin ich nicht, daß ich meine zwei Füße nur dann strapazire, wenn ich mir damit nichts verdienen kann. Jetzt sollen sie mich nach Steiermark tragen, ich zah' ihnen dafür fünf Gulden. Die fünf Gulden werden sie dem Waldbauernbuben schenken und der wird sich dafür Bücher kaufen.

Ich suchte eine Buchhandlung auf, kaufte mir die Geschichte von

Kaiser Josef dem Zweiten und ein Buch über die Stadt Wien. Von den fünf Gulden sind dreiundzwanzig Kreuzer übrig geblieben.

Nun voran! den Kaiser Josef unter der rechten Achsel, die Stadt Wien unter der linken — so ging ich davon.

---

Bei der Spinnerin am Kreuz blickte ich noch einmal zurück auf das Häusermeer. Dann wanderte ich fort über die Ebene gegen Neustadt.

Aber — der Tag war heiß, die Bücher waren auf die Länge nicht leicht und die Schuhe begannen wieder die Ferse zu wetzen. Was der Magen an diesem Tage an Nahrung entbehrte, das gewann die Lunge an Staub, die Füße huben mir an zu zittern. . . .

An demselben Abende fand mich eine Bürgerin von Baden gar erschöpft auf der Bank vor ihrem Hause kauern. Sie führte mich in's Haus und atzte mich mit Speise und Trank. Dann, als sie meine Geschichte erfahren, als sie mir auch einen derben Verweis gegeben hatte, weil ich so sehr auf meine Gesundheit gesündigt, geleitete sie mich auf den Bahnhof und kaufte mir eine Fahrkarte von Baden bis Krieglach.

Knabe, du hast nicht einmal zu danken vermocht.

Im Mondschein glitt der Zug über das weite Steinfeld, in finsterer Nacht durch die Zwänge des Semmerings, im Morgenroth durch das grüne Mürzthal.

Wie kühl und frisch, wie still und rein war die Luft, als ich die Waldstraße hinanwandelte gegen Alpel!

Als ich zu unserem Hause kam, eilte mir die Mutter entgegen und sagte, ich solle nicht zu sehr erschrecken, wenn mein Vater mit dem Stecken auf mich zukäme; es wäre nicht zu vermeiden, er sei arg aufgebracht, daß ich anstatt zwei Tage vier Tage ausgeblieben.

„Ich habe nicht früher zurückkommen können", versicherte ich, hab' in Mariaschutz die Kirchfahrt verrichtet." —

„Ja, und dieweilen sind daheim die Säue alle verreckt!"

„Bin in Wiener Neustadt gewesen und in Wien in der Stefanskirche und ihm Kaiserhaus, aber der Kaiser Josef ist schon gestorben."

„Geh!" rief die Mutter, „ja was ist ihm denn widerfahren?"

„Das steht alles in dem Buch; und in dem ist die ganze Beschreibung von der Wienerstadt, da wird der Vater schon losen, wenn ich ihm vorlese."

„Du, trau' ihm nicht!"

„Nachher hat mich ein Herr abgezeichnet und nachher hat mir eine Frau das Fahrgeld gezahlt, weil ich bin krank geworden."

„Jesus Maria!" rief die Mutter, „was denn? was denn? daß Du mir doch nicht liegen bist geblieben auf der Straßen, daß Du mir nur wieder heim bist gekommen! — Du, Lenzel!" schrie sie nach dem Vater, „krank ist er worden unterwegs!"

Der Vater stand an der Hausthür und lehnte jetzt den Stock an die Wand.

„Ausschaust mir armselig genug," brummte er, „geh, iß jetzt eine warme Suppe, nachher leg' Dich in's Bett. Wir machen unsere Sach' später miteinander aus."

„Jetzt ist Alles gut," flüsterte die Mutter, selbst erleichtert.

Nun erst ermaß ich, daß meine Wiener Reise in allen ihren Theilen höchst glücklich ausgefallen war; sogar das Unwohlsein unterwegs pries ich nun — und den Haselstecken, der noch an der Thür lehnte, verbarg ich rasch — wohin? das bleibt eines der drei Geheimnisse meines Lebens.

— — — — — — — — — — —

Nach wie vor hütete ich wieder die Schafe, saß auf dem Steinhaufen und las aus Büchern. Erst viel später, nachdem ich aus dem alten Schafhirten ein junger Schneiderlehrling, und aus dem alten Schneidergesellen ein junger Student geworden war, habe ich in den Vacanzen Wien wieder gesehen. Da habe ich wohl mit Fleiß jene heiligen Stätten besucht, wo einst der einfältige Waldbauernbub gestaunt und gelitten hatte. Ich fand in der Leopoldstadt die Synagoge und das Theater wieder, fand weit draußen in Erdberg meine gute alte Nachtfrau, fand in Baden die wohlthätige Glasermeisterin, Frau Gießl, fand die Hofburg, die Kapuzinergruft wieder. Aber jenen Herren, der mich in die Josefinische Bibliothek und zum Kaiser Josef geführt, und jenen Langbart, der mich in sein Atelier (meines Erinnerns in die Gegend der Alservorstadt) mitgenommen hatte, konnte ich trotz meiner Nachforschungen nicht mehr ausfindig machen. Ersterem möchte ich danken, letzteren fragen, ob das Bild des Waldbauernbübleins die Auslagen gedeckt hat.

---

# Zwei Volkslieder.

## I.

Douschd int af greanar Auen
Get da Moaganschdern auf,
Sizt unsa liawi Frauen
Mid n Kristkinlein drauf.

Si get schon a weni auffer
And umi ams Haus,
Schaut da haligi Johanas
Van Fensterl heraus.

„O haliga Johanas
Mein liawasta Freind,
Host Du s nit gisehan
Mein liabs Jesalein?“

„I hon däis wul gisehan,
Owa nachtowands schbod,
(Waz Kron homs eam aufdrukt*),
s schwari Kreiz hod a trogn.

Drei Näigl homs eam gischlogan
Duach seini Hend and seini Fiaß“.
O Jesas, mein Jesas, deini Wundn
sein fiaß!

Wea däis Lialein kon singan,
Sing s mit gräißtn Fleiß,
Der wird wul eingehan
Ins himlischi Baradeis.

## II.

As da Her Jesas von Goatn ausget,
Bidrocht sein bitas Leidn, sein Gfenknaß,
Gonz drauri, gonz drauri
Is s Law and Gros.
Wos hom an die foischn Judn giton?
Hom an in Goatn gfongg,
Hom an goaßlt, hom an krent,
Hon sein halis Haubb scha gor vasent.
Sie schbonau in Hern Jesas afs hochi Kreiz,
Sie schlogn drei Näigl
Af seini Hend, af seini Fiaß,
Däi Marter, däi wa nid fiaß.
O Gouds Muada: wias Hamerlein klingg,
Va Load, va Load
Mäicht mir mein Heaz oschbringa,
Ach weh, ach weh, mein liawasts Kind!
„Valoßt Du mi scha gonz, o haliga Johanas!
Nim s ba da rechtn Hond,
Fihr s ma weid van Kreiz hinton,
Daß dou nid siacht
Mein Marta, mein bitan Tod,
And die halin finpf Wundn rot.“
„O Her, o Her,
Däis wil i ah gern doan,
Wils fihrn, wils tresfn,
Wir a Kind Voda and Muada tresfn sult.“
Däis dain die foischn Judn.

---

*) Nach einer andern Art: „Af da Granazn is a gfäissn“

Säi schliagn eam in vanign Schdundn
Mer as virzitausnd Wundn.
As buigg si a Bamelein, buigg si,
s Kind hod ka Rua.
Di hochn Schdoan kliawan si,
Himl and Erdn bitriawan si,
s Sun valuist irn Schein,
d Woldvegerla lossn s Singan sein. —
Miakts auf, miakts auf, Fraun and Mon,
Wea däi Vosstion betn kon,
Der bets Togs amol,
Kimbb sein Sel in Himlssol,
Bleibb drin in Ewikeit am.

Diese zwei Volkslieder habe ich in meiner Heimat, Krieglach-Alpel, oft gehört. Das Erstere sang meine Mutter, wenn wir Kinder sie baten um den Gesang von der „grünen Auen". Letzteres beteten wir täglich am Abend, wodurch es so sehr in ein Zungengeplapper ausartete, daß man schließlich gar nichts mehr davon verstand. Als es uns aber die Mutter einmal langsam vorsagte, da war es so rührend, daß wir dabei zu weinen anhuben.

Ganz merkwürdig ist die Naivität im Liede „Von der grünen Auen". Unsere liebe Frau mit dem Christkindlein auf dem Arm kommt zum heiligen Johannes und fragt ihn, ob er das liebe Jesulein nicht gesehen habe (das sie sucht). So erzählt ihr Johannes, daß er den Herrn wohl gestern am Abend mit dem schweren Kreuz und der Dornenkrone gesehen hätte, aber „drei Näigl homs eam gischlogan durch seini Hend and seini Fiaß".

Doch kam mir von diesem Liede eine Variation zur Hand, welche von dem Verluste des Christkindleins erzählt und also das Suchen motivirt:

Unsa liawi Frau wuad schlofad,
Schloft a holwi Schdund ein;
Ihr Kinerl kimbb wäik,
Sie woas gor nix drumb.

Unsa liawi Frau gang suachn
Gor fir a houhes Haus,
Do schaut da haligi Johanas
Van Fensterl heraus.

Gar ergreifend ist das zweite Lied, und zwar jene Strophe, da die Mutter Jesu unter dem Kreuze steht. — „O Gottes Mutter, wie das Hämmerlein klingt! Vor Leid, vor Leid möcht' mir mein Herz zerspringen. Ach weh, mein liebes Kind!" Hierauf wendet sich der Gekreuzigte vorwurfsvoll an Johannes: „Verlassest Du mich schon ganz, o heiliger Johannes!" Dann das Natur- und Stimmungsbild: „Es biegt sich ein Bäumlein, es biegt sich. Das Kind (der Gekreuzigte) hat keine Ruh'. Die hohen Steine klieben sich, Himmel und Erden betrüben sich, die Sonne verliert ihren Schein, die Waldvöglein lassen das Singen sein."

Wie könnte dieses Bild einfacher und gewaltiger dargestellt werden?

Dafür machen aber die beiden Volkslieder ihrem Beter oder Sänger eine gar erfreuliche Verheißung. Das Erstere verspricht dem, der es mit Fleiß singt, das Paradies; das Letztere dem, der es des Tages einmal betet, den Himmelssaal.

So finden wir die hohe Poesie des Volksliedes Arm in Arm mit der kindlichsten Naivität und bisweilen mit der krassen Trivialität. Das Volkslied ist eben die Volksseele.

Ich habe in diesen Liedern, die ich biete, wie ich sie im Volke vorfand, genau die Mundart wieder zu geben versucht, in welcher sie an der Mürz und der Feistritz gesungen oder gebetet werden. Zur kurzen Erklärung der Aussprache diene Folgendes: Das lateinische n bezeichnet hier den Nasenlaut. Das äi wird nicht ähnlich wie etwa ei ausgesprochen, sondern in der Dehnung, daß jeder Buchstabe für sich allein zum Ausdruck kommt. Formen, wie z. B. gischlogan, eingehan, kommen in der gewöhnlichen Mundart nicht vor, sondern sie sind Anklänge an das Hochdeutsche oder Mittelhochdeutsche, in dem das Volk dichtet oder gedichtet hat. Was Wunder auch? Das Volk hat die Schriftsprache

lesen, schreiben und in der Kirche gebeten und singen gelernt; so dichtet es, ausgenommen die Vierzeiligen, auch in der Schriftsprache und erst später zieht es die Dichtungen in seinen Dialekt hinein. Thatsache ist ja auch, daß die Bauern Worte in ihrer eigenen Mundart nicht aussprechen können, wenn sie dieselben lesen. Sie sind gewohnt, hochdeutsch zu lesen.

Nun noch die Verdeutschung der schwierigsten Ausdrücke, die in den beiden Liedern vorkommen: Douschd: dort, nachtowands: gestern Abends, Granazn: Rain, Grenze, bitas: bitteres, Gfenknaß: Gefängniß, Law: Laub, foischn: falschen, gfongg: gefangen, goaßlt: gegeißelt, krent: gekrönt, vasent: wahrscheinlich versehrt, schliagn: schlugen, buigg: biegt, kliawan: klieben, valuist: verliert, miakts auf: merkt auf.

Dialektdichter sollten sich überhaupt bestreben, die Mundarten möglichst genau wiederzugeben; in der Halbheit zwischen Hochdeutsch und dem Volksthümlichen rechtfertigt sich diese Dichtungsart nicht. Auch ich habe mich in meinen Dialektschriften zu sehr von der Absicht leiten lassen, gemeinverständlich zu sein und muß bei etwaigen weiteren Auflagen das Fehl gut machen.

**P. K. Rosegger.**

---

# Maien.

O Mai, lieber Mai,
Du fröhliche Zeit;
Die Welt ist voll Lieb'
Und voll Lustbarkeit.

In Blumensprache,
In Rosen roth,
In Vogelgesang
Steht Gottesgebot.

Die ewige Schrift:
Dich lieben, Dich lieben!
Schon Adam im Paradies
Hats unterschrieben.

---

Sie grollen und singen das Klagelied von Schmerzen,
Ich glaub' es nicht.
Hab' selber empfunden ein Sterben im Herzen,
Und glaub' es nicht.
Sie nennen die Erde ein Thal der Thränen,
Ein Todtenfeld.
Und doch schallt ein ewiges jubelndes Jauchzen
Durch diese Welt.
Sie wollen mich senken in ewige Schatten,
Ich glaub' es nicht.
Wie Blumen im Maien, so werd' ich erstehen
Zu neuem Licht.

**R.**

# Kleine Laube.

**Die schönsten Menschen auf Erden.**

Dr. Radde, Director des k. Museums in Tiflis, erzählt in einem Hefte der Petermann'schen Mittheilungen von den Bewohnern des Kaukasus, welche er die schönsten Menschen der Erde nennt.

Im Allgemeinen — bemerkt er — bestätigt sich an den beiden christlichen Hauptnationen der Kaukasusländer, den Armeniern und Georgiern, der alte Erfahrungssatz, daß, je dürftiger und karger die Natur, um so arbeitsamer das Individuum ist, welches auf sie angewiesen. Jene prachtvollen Menschen im unteren Mingrelien, denen die freigebigste Natur reichlich gewähren würde, wenn man sich ihrer nur annehmen wollte, sind arge Faullenzer, armes Volk. Vieles in dieser Hinsicht mag durch das Klima bedingt werden, ist doch der Südländer überall träger und genügsamer, als der Nordländer. Im Schatten der herrlichen Wallnußbäume steht die hölzerne Hütte des Mingrelen, meistens aus dem weichen Holze der süßen Kastanie erbaut.

Jeder Baum dient als lebendige Stütze für eine oft schenkeldicke Weinrebe; hie und da ein Maulbeerbaum; hie und da irrt eine Schaar verkümmerter, kleiner, meistens schwarzer Schweine umher. Dann ein paar magere Kühe, ein paar Ziegenböcke, und wo ein gewisser Wohlstand ist, die unvermeidlichen Büffel. Die Sache ändert sich aber, je weiter wir ins Gebirge steigen.

Die besten Bedingungen zum Leben finden wir da bis circa 4000 Fuß Meereshöhe. Da gedeiht noch der Wein, die Seidenzucht ist möglich, die sogenannten südlichen Zerealien, worunter wir Mais und vornehmlich Hirsearten verstehen, geben gute Ernten, der Weizen ist die Frucht auf schwerem Lehmboden. Hier ist es dem arbeitenden Menschen wohl. Das Klima ist gemäßigt, die Rebe braucht nicht bedeckt zu werden, die dünnschalige Traube kräftigt sich an südlicher Sonne, hat aber nicht zu leiden vom Uebermaße des Regens, welcher die Tiefländer heimsucht. Hier lebt die Bevölkerung zwar noch nicht in großen festen Culturcentren dicht gruppirt, sondern meistens weithin zerstreut in den reizenden Bergländern, sie ist aber doch schon näher aneinander gerückt, als im mingrelischen Tieflande, wo ackerbautreibende Dörfer fast ganz fehlen, und nur Einzelwirthschaft üblich ist.

Der schöne Faullenzer der tiefer gelegenen, viel üppigeren Landschaften, dem die Früchte der Hesperiden gedeihen könnten, blieb arm. Dem höher wohnenden Bruder, ebenfalls oft noch körperlich ideal schön, schlank von Wuchs, elegant in seiner Haltung und Bewegung, mit freiem Blicke, nicht selten blond und dann blauäugig und hochstirnig, dann wieder vorhaltend brünett, mit gluthvollen schwarzen Augen, kräftigem Haar- und Bartwuchse, schönem Gesichtsoval, feinen, aber markirten Zü-

gen, mäßiger Nase, geht es meistens schon besser. Er hat doch schon einigermaßen zu sorgen und zu streben. Es gibt bei ihm doch schon Gedanken, um die Winterexistenz zu sichern. Sein Haus ist fester gebaut, sein Thier braucht den Stall, der Wein will alljährlich beschnitten werden, die Seidenraupe erfordert Sorgfalt, der Wald, welcher die Gebirgsstellungen besteht, muß fortgeschafft und das oft schwierige Terrain mit dem Spaten und der Hacke bearbeitet werden, um der Maisplantage zu dienen und seinen Herrn zu ernähren.

Der Imerete, der Bewohner der kolchischen Vorberge, ist ein besserer Wirth, als der Mingrele der Ebene, und je höher wir im Gebirge steigen, je mehr der Natur durch Arbeit zu Hilfe gekommen werden muß, um so besser bildet sich der ökonomische Charakter der betreffenden Völkerstämme aus. Aber es schwindet dann, gleichsam als scheuche die Sorge und der Kampf um's Dasein die Schönheit, zusehends die Eleganz und die imponirende Erscheinung der so bevorzugten Bewohner des üppigen kolchischen Tieflandes. Dort ist sie in der That allgemein. Ein Aufenthalt in Suadidi, der früheren Residenz der mingrelischen Fürsten, während eines Markttages belehrt Jedermann darüber, daß hier die schönsten Menschen der Erde leben. Da sieht man wahrhaftige Apostelgesichter mit hohen, schönen Stirnen und prächtigen Locken — schlanke Gestalten, bildschöne Männer. In der mittleren Bergzone erhielten sich die fürstlichen Geschlechter, oft der Ebene entstammend und durch die Ehen von dorther das Blut erneuernd, in voller Reinheit. Aber im eigentlichen Volke bemerkt man schon viel Abweichendes, oft sind es elende, gedrückte, sorgenschwere Gestalten, die uns entgegentreten, und besonders fällt es auf, daß die Weiber, je höher wir in's Gebirge steigen, um so häßlicher werden. Wenn wir mit dem Ausdrucke kaukasische Race überhaupt nur das Ideal menschlicher Schönheit unseren Begriffen gemäß bezeichnen wollen, so bleibt es wahr, daß dieses Ideal speziell in der Uferregion des Südost-Winkels des Schwarzen Meeres wohnt. Wenn wir aber von Race im eigentlichen Sinne des Wortes sprechen wollen, d. h. von der unabänderlichen Wiederholung einer bestimmten Form der typischen Urart durch Jahrhunderte und Jahrtausende hindurch, so müssen wir in Hinsicht auf sehr bedeutende Variationen jener Völker den Ausdruck unhaltbar finden. Zunächst drängen sich jedem Beobachter, welcher sich die kolchischen Völker ansieht, von vorneherein zwei Grundtypen auf: der eine Typus blondhaarig, blauäugig, hochstirnig, der andere tief schwarzhaarig und schwarzäugig, dabei aber schön weißhäutig und nicht selten mit gedrückter Kopfform und niedriger Stirn. Die Ostküste des Schwarzen Meeres war stets der Schauplatz bösartiger Invasion oder sie wurde doch in den Zeiten der Ruhe von fremden Völkern eifrig besucht. Noch in jüngster Zeit, als das abchasische Tiefland nicht so innig mit Rußland vereinigt war, wie es jetzt der Fall ist, kam es vor, daß aus der Türkei flüchtig gewordene Araber, ja sogar Neger, die dort entsprungen waren, sich hier niederließen und mit den Weibern Abchasiens und Samursakans die schönsten Mulatten zu Nachkommen hatten. Wenn man aber bedenkt, wie viele Völker seit den ältesten Zeiten durch die Kaukasusländer gezogen sind und wie sehr sie die Schicksale der Stamm-Insassen dort beeinflußten, so gibt man die Idee einer ursprünglichen, sich typisch erhaltenden Race auf. Man darf dagegen mit vollem Rechte behaupten, daß gerade jene Verhältnisse es waren, welche mit der steten Bluterneuerung die körperliche Schönheit als eine Folge unendlicher Kreuzung erzielten. Da, wo wie z. B. in Oesterreich, das bunteste Gemisch verschiedener Völkerschaften lebt, gibt es die schönsten Menschen. Die Nachkommen von

Mongolen und Russen an der sibirischen Grenze waren stets schöner, als die reinblütigen Kinder beider Racen. Wahrhaftige Bilder waren die Kinder eines tatarischen Fürsten und einer schottischen Aristokratin, die ich einst sah. — So wäre es doch besser, es gäbe gar keine Völkergrenzen mehr und die Racen verliebten und verheirateten sich zu sammen, als daß sie sich gegenseitig bekriegen und zu unterdrücken trachten.

---

## Wo der Pfälzer den Stein der Weisen gefunden hat.

's hot Eener 'n Stee' der Weise gsucht
Un hot 'n halt nit g'funne,
E' alti Hex, die hot 'm gsacht,
Der Stee' läg' im e' Brunne.
Drum hot er aus alle Brunne' schier
Viel Steener mitgenumme
Un' is doch nor trotz aller Müh'
Zu nix als Kiesl 'kumme.
Jetz kehrt er emol im e' Werthshaus ei,
Do sicht er en' Dicke' sitze',
Der Mann, des war' e' Juwelier,
Thut wie e' Karfunkel blitze'·
„Ei saache' Se doch, Herr Juwelier,
Wie is es mi'm Stee' der Weise',
Ich such' mei' halbes Lebe' lang,
's möcht' die Geduld verreiße'.
Mer hot mer als gewiß verzählt,
Der Stee' läg' im e' Brunne,
Wo Deubl mag der Brunne sey',
Ich hab 'n noch nit gfunne."
Der Juwelier, e' braver Mann,
Der nemmt sein' volle' Humpe',
Des is der Brunne, sächt er, Freund,
Do muß Er fleißig pumpe;
Denn selln Stee', mer sicht 'n nit,
Mer kann 'n nor empfinne',
Wer luschtich is, der hot den Stee',
Drum loß Er 's wacker rinne'. —
Do setzt halt unser Sucher an
Un' fleißig rinnt der Brunne,
Un' üb'r e' Weil, do hot er dann
Den Stee' aach richtig gfunne.

Franz v. Kobell.

---

## Wie der Hartl an Einem Tage die Sonne zweimal aufgehen sah.

Erzählt von P. K. Rosegger.

Im Frühroth war's. Oben auf der Hochöde zogen zwei graue Ochsen einen Leiterkarren dahin. Sie fuhren um Futter aus. Auf dem Karren lag der Riegelberger Knecht, der Hartl. Wie gestorben lag er auf der Leiter und einen Fuß ließ er niederhängen zwischen den Sprossen und hin- und herschlängeln, so oft die trägen Ochsen einen Schritt machten. Auf der Brust lag ihm die Tabakspfeife; er hatte sie schon angezündet und in den Mund gesteckt gehabt, aber sie war wieder herausgefallen und verloschen. Der Hartl war gar verzagt. Er kniff die Augen zu und dachte: Hinsein, ganz mausetodt sein, das wär' das Beste. Es gibt gar keine Religion mehr auf der Welt. Hi, Grull Wald! Die Alpel-Bauern schimpfen über die Mürzthaler Leut, daß sie keinen Fasttag halten und in keine Kirchen mehr gehen wollen. Die Alpelbauern sind selber um kein Haar besser. Noch schlechter sind sie. — Hi, Grull Wald! — So lang' ich was denk', ist der Magdalenentag ein Feiertag gewesen in der Gemein und daß wir das Kirchenfest haben mitgemacht in Kathrein. Jetzt auf einmal bringen sie den neuen Brauch auf und halten das Fest Sonntags ab und es mag Magdalena zehnmal auf den Erchtag fallen oder auf den Pfingsttag (Donnerstag). Weil der arme Dienstbot ein Zugochs sein soll, den sie die ganz' Wochen einspannen wollen. Nicht einmal einen Tabak hat Eins mehr in der Blader (Blase). So verfluchtlete Feiertagsschänder. Hi, sag ich! Gelt, Grull, du selber hast heut' keine Schneid, am heiligen Magdalenentag! — Wenn ich mich leichter reden thät, eher wie nit, ging ich zum Pfarrer und wollt' ihm's sagen: Hochwürden Herr, der Sonntag gehört unserem Herrgotten selber zu, das geht nicht, daß man ihn an einen Heiligen verschenkt! Fällt der Heilige und schon

gar ein Kirchenpatron auf einen Wochentag, so muß er am Wochentag gehalten werden. Ganz wahr, daß jetzt die g'nöthige Zeit ist — das Vieh zu versorgen, das Mähen und Branden — aber soll Eins deswegen auf die Kirchen vergessen? — Was kunnt er sagen drauf? Nichts. — Was ist's vor Zeit immer lustig gewesen am Magdalenentag! Leut' hat's geben beim Hausteinerwirth, daß die Trinkgläser zu wenig sind worden. Nicht einmal, oftmal hab' ich meinen Hut unter die Pippen gehalten. Gespielt, getanzt und gesungen ist worden. Räusch hat's geben. — 's kommt Alles ab. — Hi, Grull Wald! —

Die Ochsen pfusterten und gingen ihren zähen Schritt über die Hochöde hin gegen die steile Lahnwiese, wo das Futter wuchs.

„He, Hartl, schlafst noch?" rief es jählings und eine Hand klatschte her. Der Knecht fuhr auf, rieb sich die Augen und griff nach dem Haupte um den Hut zu rücken. Aber der Hut saß gar nicht oben.

Ein Schock Herren stand da. Der Bezirksrichter von Kindberg und der Apotheker und der Brauer und der Schullehrer von Krieglach und der Kaufmann und der Lederer und der Bader und noch ein paar Fremde. Ein geistlicher Herr war auch dabei. Der Bader hatte den Hartl aufgeschreckt.

Im Grunde war der Hartl ein sehr manierlicher Mensch, er wollte von seinem Karren springen, aber die Herren sagten, er möge nur drauf sitzen bleiben, sie gingen bald wieder ihres Weges, sie wollten noch bis zur Spitze steigen, um den Sonnenaufgang zu sehen. Ob das der rechte Weg wäre.

„Ja, versteht sich, ist das der rechte Weg. Nur allerweil g'rad auf!"

Die Gesellschaft folgte der Weisung; der Hartl blieb liegen auf dem Leiterkarren, die Ochsen trotteten schwerfällig über die Hochmatte dahin.

„Narren, das," brummte der Hartl den Herren nach. „Die sind heut um Mitternacht aufgestanden, heißt das, wenn sie schlafen gegangen und nicht etwa so lang im Extrazimmer sitzen geblieben sind. Und schnaufen mit Mühsal auf den Berg, daß sie den Sonnenaufgang sehen. Ist das so was Schönes? So lang die Sonn' hinterm Berg ist, sieht man sie nicht; und ist sie heroben, so kann man sie nicht anschauen. Und kunnt man sie anschauen, was hätt' man davon — sie ist halt die Sonne und von der kann man nichts herabbeißen. — Aber so Herren müssen sich selber ihre Plag' machen, sonst hätten sie ein gar zu schönes Leben. Ein andersmal schlafen sie wieder, bis ihnen die Sonn' in den Hals hinabscheint. Wissen nichts davon, wie's Unsereinem geht, der alle Tag im Stockfinstern muß die Hosen anlegen und schon wieder müd' und hungerig ist, bis die Sonn' aufgeht. Und jetzt auch schon an den Feiertagen. 's ist ein Hundeleben, bei meiner Seel! — Hi, geht's einmal weiter, ihr Vieher, ihr zaunmarterdürren!" Mit der Peitsche pfiff er den Ochsen Eins über die Rücken.

Dieweilen ging schon die Sonne auf. Der Hartl lugte sie mit zwinkernden Augen an und lachte sie aus. Sie und die Herren, die ihretwegen über den Berg hinaufschwitzten. — Möcht wissen, was das Schönes ist! Nur die Augen thun Einem weh. Heiß wird's und gleich ist man durstig. Mein Bauer, der Riegelberger, das weiß ich, der legt sich heut' schon einen Feiertag zu. Der ist christlich, der geht zur Meß und nachher in's Wirthshaus und bleibt drin sitzen, bis es finster wird und nachher — wird das Licht angezündet. Unsereins muß in der Hitz' rackern den ganzen Tag. Geh' zum Teufel!"

Die Wuth kam ihm plötzlich; aufsprang er und mit dem umgekehrten Peitschenstiel versetzte er den trägen Zugochsen ein paar wuchtige Schläge: „Das will ich sehen, ob ihr keine Füße habt, ihr Sakermenter!"

Er sah's, sie hatten Füße. Einen wilden Sprung machten sie im ersten Schreck und dann schossen sie schnaubend

davon über die Höhe, über die Biegung, über die steile Lahnwiese nieder. Der Karren klapperte und hüpfte hoch auf. Der Hartl hielt sich mit Händen und Füßen an den Leitersprossen, daß er nicht abgeschleudert wurde und rief mit aller Stimme den Ochsen zu: „Ho, ho!" daß sie stehen bleiben sollten. Aber sie rasten schnurgerade gegen die Tiefe hinab — in die schattenfinstere Felsenschlucht.

Der Hartl wußte gleich, um was es sich handelte. — „Jetzt ist mein letztes End. Ade, du schöne Welt! Bin noch so jung — hätt' gern noch eine Zeit gelebt. Das geht ja, wie der Wind. Dort steht der Buchenbaum mit dem grünen Platzel. Meine liebe Dirn! B'hüt Dich Gott, meine liebe Dirn! — Damisch geht's thalab. Dort drüben am Weg ist das rothe Kreuz, wo sie allemal die Leichen abstellen, die sie von Alpel hinübertragen in's Pfarrdorf. Heut' ist Pfingsttag, am Samstag stellen sie meine Truhen vor's Kreuz . . . daß die Sonn' noch einmal d'raufscheint. Unter der Erden ist's finster. Ade Welt! — Ho, Grull Wald! — Keine Menschenmöglichkeit mehr. Wir drei sind hin." —

An demselben Magdalenen-Morgen war's, als ich unten im Thale an der Kohlstatt meines Vaters stand und den glimmenden Meiler zu überwachen hatte, daß das Feuer nicht ausschlug. Es war mir öde zu Muthe neben dem schwarzen, langweiligen Haufen mit dem grauen Rauche. Ich blickte zu den Gipfeln der Berge, auf denen schon das Gold der Morgensonne lag. Da hörte ich plötzlich ein Tosen und Rasseln — wußte anfangs nicht, woher es kam — sah's aber bald. Die steile Lehne herab schoß ein Gefährte mit Ochsen und Karren. Von Letzterem war schon ein Rad abgegangen, das tanzte in der Luft und hüpfte selbstständig hernieder und die Axe schleifte im Gerölle, daß die Steine flogen. Und jetzt sah ich auch den Mann, der sich förmlich in die Leitern des Karrens verschlungen hatte. — Ein Unglück ist fertig, denk' ich noch und ruf' die heilige Magdalena an, daß sie an ihrem Ehrentage beispringe und helfe. Da ist ein Krachen — die Ochsen fahren auf den Anger hinab, der Karren liegt in Trümmern an einem Baumstrunk, in der Luft fliegt was und just vor meinem Meiler fällt ein Menschenfuß nieder.

Mir wird blau vor den Augen. Hat ihn zerrissen, denk' ich — es war aber kein Fuß, es war nur der Stiefel allein. Und von den Karrentrümmern her hinkt der Riegelberger-Knecht, der Hartl. — Der Schuh weg, der Aermel weit aufgerissen, einen Schurf am Schenkel, die Tabakpfeife beim Teufel . . . sonst war ihm nichts geschehen.

Er setzte sich aber auf meinen umgestülpten Wasserschöpfer, stützte den Kopf auf die Arme und zitterte und war todtenblaß.

Unten auf dem Anger grasten die Ochsen und jeder hatte ein Stück des zertrümmerten Joches an den Hörnern.

Ich brachte dem Hartl einen Topf Wasser — er trank nicht; brachte ihm ein Schälchen Milch — er trank nicht. Stumm wie ein Fisch saß er da und stierte auf den schwarzen Boden. Ich stand ganz verzagt neben ihm und wußte nicht, was ich thun sollte.

Endlich — der helle Schein, der niederging über sein Gesicht — weckte ihn. Er erhob sich, breitete die Arme aus und blickte gegen den jenseitigen Waldkamm auf. Dort guckte eben die Sonne herfür. In funkelndem Vormittagsglanze stieg sie über den Waldrücken empor — und der Hartl lachte. Aber er lachte sie nicht aus, und er lachte Niemanden aus; in seinen Augen standen zwei große Tropfen und ich sah, wie sich darin die Sonne spiegelte.

— „Hab' allzuviel geschmäht da oben auf der Hochöd'. 's ist eine große Gnad' Gottes, daß mir die Sonne heut' das zweitemal aufgeht." So war sein erstes Wort, dann hat er mir die Geschichte erzählt.

„Wie ich Euch dahersausen seh'," sagte ich darauf, um meinen Beistand zu beweisen, „so hab' ich geschwind die heilige Magdalena angerufen."

„Hast?" fragte er lebhaft. „Du, da laß' ich jetzt Alles liegen und stehen und geh' nach Kathrein in die Kirchen, daß ich mich bei der Magdalena für die Hilf' bedank'."

Er ging. Weil er aber zur Messe schon zu spät kam, so setzte er sich in's Wirthshaus hinein, um das Wunder zu feiern, wie an Einem Morgen ihm zweimal die Sonne aufgegangen war.

Als er nach Hause wankte, ging sie schon unter. Er stand still, blickte sie mit verschwommenen Augen an und lallte: „Dieser Magdalenentag! In der Früh geht die Sonne zweimal auf und jetzt geht sie doppelt unter."

---

### Ein Märchen von den Sternschnuppen.

Wie doch das Volk da draußen auf dem Lande eine schöne Naturgeschichte treibt! Hört einmal, ihr hochgelehrten Astronomen, was die kleine Nandl von den Sternschnuppen weiß.

Die Nandl hat so ein liebes, herziges Brüderchen gehabt, das hat Toni geheißen und war erst 2 Jahre alt. Anfangs war's dem Schwesterchen nicht ganz recht, daß Vater und Mutter das Brüderchen gar so gern hatten, denn es glaubte, nun werden die Eltern das Nandl nicht mehr so lieb haben, wie früher. Aber es sah bald, daß es Unrecht hatte, und wie der kleine Toni schon so plappern und plaudern konnte, und so gern mit dem Schwesterlein spielte, ach da hatte Nandl den Toni viel lieber, als ihre große Puppe, die immer nur dasselbe schrie und nie reden lernte. Aber einmal, da wollte der Toni gar nicht mehr vom Schlafe auf werden, und seine Wangen waren ganz weiß und die kleinen Händchen so eiskalt und es war doch Sommer. Und die Mutter weinte und jammerte und küßte immer und immer den Toni und die Nandl weinte auch mit, weil die Mutter weinte. Und darauf haben sie dem Brüderchen ein ganz weißes Kleidchen angezogen, ein schönes Kränzlein aufgesetzt und es mitten im Zimmer auf ein Bettchen gelegt und selbst bei Tage Lichter angezündet. Das hätte dem Nandl alles ganz gut gefallen, wenn nur der Toni nicht immer schlafen und die Eltern nicht immer weinen möchten.

Und dann sind viele Leute gekommen, haben den Toni vom schönen, schneeweißen Bettlein herabgenommen und in einen kleinen hölzernen Kasten gelegt. Ach, das hat die Nandl erzürnt und die Mutter hat so laut geweint und geschluchzt, aber die bösen Männer haben den Kasten sogar zugenagelt. Da ist die Nandl ganz starr vor Schrecken geworden, ihr liebes Brüderchen in einen Kasten einsperren, wo es doch so brav gewesen ist, und sie hat die Männer mit aufhobenen Händen gebeten, sie möchten den lieben Toni herauslassen, er wird ja sonst ersticken und sich fürchten, wenn er auf wird und die Nandl, den Vater und die Mutter nicht sieht. Aber sie haben ihn nicht herausgenommen, sondern fortgetragen und in eine tiefe Grube hinabgelegt und dann viel Erde darauf geschüttet. Da hat die Nandl geweint, daß die klaren Aeuglein ganz trübe waren und sie hat nichts essen mögen und nicht mit der Puppe spielen und die Mutter hat auch immer rothe Augen gehabt und ist ganz bleich und blaß geworden. O damals war's traurig!

Die Nandl ist dann zum alten Dorfwächter Hans gegangen, der alle Kinder, auch die Nandl, immer so lieb gehabt und ihnen so schöne Geschichten erzählt hat. Und sie hat ihn gefragt, ob das Brüderchen noch immer in der finstern Grube sei. Darauf hat der gute Dorfwächter Hans ihr gar etwas Schönes erzählt, er hat gesagt: „Mein liebes Nandl, dein Brüderlein ist nicht mehr im Grabe. Wenn gute, brave

Kinder sterben, so kommen Nachts die Engel herab und tragen die Kinder hinauf zu dem schönen Himmel, wo viele tausend Kinder schon sind, und so fröhlich miteinander spielen. Dorthin ist auch der Toni gekommen."

„Aber warum haben die Engel nicht auch mich mitgenommen," meinte das Nandl.

„Du mußt bei deinen Eltern bleiben, sonst möchten sie gar zu traurig werden. Später kommst du schon auch einmal hinauf."

„Und weißt du, liebes Nandl, der Toni schaut alle Nacht auf euch herab, ob du wohl brav bleibst und ob die guten Eltern ihm nicht bald nachkommen."

„Ja, wie kann der Toni so weit herabschauen," fragte erstaunt das Kind.

Und der Dorfwächter Hans erzählte weiter: „Du hast schon oft bei Nacht zum Himmel aufgeschaut und viele, viele schöne Lichter oben gesehen, wir nennen es die Sterne, aber es sind Fensterlein, aus dem reinsten Glas gemacht; daraus schauen die Kinder herunter, denn sobald ein neues Kind in den Himmel kommt, machen die Engel schnell ein neues Fenster, das gehört dann dem Kinde. Auch für den Toni haben sie schon eines gemacht und es ist gerade so gemacht, daß er in dein Zimmer hineinschauen kann. Und die Kinder im Himmel schauen alle Nacht herab, wenn sie aber Vater und Mutter und die Schwestern und Brüder immer weinen sehen, da werden sie auch gar traurig, und sie wollen herab, um zu sagen, daß es oben viel schöner ist, als auf der Erde. Dabei neigen sie sich so stark an das Fenster, daß das Glas bricht und dann auf die Erde fällt, und sie haben dann kein Fenster mehr, denn die Engel mauern es schnell zu, damit nicht auch ein Kind hinausfällt. Du hast es vorige Woche gesehen, wie so ein Himmelsfensterchen gebrochen ist und wie es vom Himmel gefallen ist. Die Leute sagen zwar, das sind Sternschnuppen, aber sie wissen es halt nicht alle, daß es gebrochene Fenster sind. — Und wenn das Kind kein Fenster mehr hat und nicht mehr herabschauen kann, da wird es so traurig und es mag mit den Engeln nicht mehr spielen und es weint immerfort, bis endlich einmal die Engel auch Vater und Mutter und die Geschwister hinauftragen, aber das dauert oft lange Zeit."

„O da will ich nimmer weinen und auch meiner Mutter es sagen, damit der liebe Toni sein Fensterchen nicht bricht. Ach, wenn's nur schon Nacht sein möcht', dann such' ich sein Fenster und will hinauf lachen, daß das Brüderchen oben ganz lustig wird," sagt das Nandl und fliegt zur Mutter heim, der sie alles erzählt.

Da hat die arme Mutter das erstemal wieder gelächelt, sie hat's ja auch früher nicht gewußt, daß jedes Kind ein Fenster am Himmel hat und daß es zerbrochen wird, wenn die Eltern zu lange Zeit um das todte Kind weinen.

**Josef Bittner.**

---

## Bücher.

### Gemischte Gesellschaft.

Heitere Plaudereien von Oskar Blumenthal. Leipzig, Günther, 1877.

Oskar Blumenthal mag zufrieden sein, wenn er auf die literarische Bahn zurückblickt, die er durchmessen, seit er die „Deutsche Dichterhalle" redigirte und ein bekannter Leipziger Kritiker ihn auf Grund seiner damaligen Witze einen Kalauer-Fabrikanten nannte. Gegen seine jetzigen Leistungen gehalten, erscheint die Sorte von Witz, mit welcher er im „Briefkasten" der „Dichterhalle" debütirte, allerdings noch von jugendlichem Charakter. Als dann aber ein Buch, „Allerhand Ungezogenheiten", von ihm erschien, fand man darin ein Dutzend wirklich guter Einfälle, und die bisherigen Verächter des Autors mußten gestehen, daß Oskar

Blumenthal „sich mache". Einigen dieser witzigen Einfälle widerfuhr die Ehre, von den großen Journalen auf die Flügel genommen und als „bonmots" des Tages in die weitesten Kreise gebracht zu werden. Der wesentlichste Vorzug, welchen Blumenthal sogleich in besagtem ersten Buche manifestirte, war künstlerischer Natur, und lag in der Art, wie der Autor die glücklichen Einfälle zu brillantester Wirkung zuzuschleifen und zuzuspitzen sich befähigt zeigte. Bekanntlich ist der Schliff bei guten Witzen, wie bei Edelsteinen, die Hauptsache. Ein Witz, der unter Hunderten seines Gleichen im Kaffee- oder Bierhause fast unbeachtet vorübergeht, kann, von der Meisterhand eines Spitzer facettirt, in so blendendem Lichte strahlen, daß dem Publikum vor Heiterkeit und Wonne die Augen übergehen. Mit den weiteren Heften „Für alle Wagen- und Menschenklassen" befestigte sich Blumenthal in dem Rufe eines witzigen Kopfes, und in seinem neuesten Buche: „Gemischte Gesellschaft" gibt es, dem Titel zum Trotz, kaum mehr irgendwelche Spreu vom Weizen zu sondern. Man hat es hier durchweg mit scheinbar leicht hingeworfenen Bagatellen zu thun, in welchen sich jedoch, zum Theil nach Pariser Mustern, frischer natürlicher Witz mit pikanter und eleganter Darstellung vereinigt. Auch Vers und Reim handhabt der Autor gelegentlich sehr ergötzlich. In dem höchst amüsanten „Recept gegen Gemüthsschmerzen" antwortet Einer auf die Frage, wie ihm zu Muthe sei: „Wie mir zu Muthe ist? Hoho! ganz Weltschmerzlieder-singerlich und Robert Hamerlingerlich — ganz Daseinsschmerzbetrauerlich und Hartmann-Schopenhauerlich, mit einem Wort: ganz schauerlich!" — Die Stabreime, in welchen die parodistischen „Bayreuther Tagebuchblätter" zum Theil geschrieben sind, fließen so ungezwungen und mit so drastischer Wirkung, daß man wünschen möchte, der Autor hätte lieber gleich ein kleines komisches Epos in dieser Stabweise geliefert. Man höre z. B.: „Ich glitt durch den glatten, glitschrigen Glimmer die staubigen Straßen zum Bahnhof Berlins. Der schreitenden Schienen schleckes Geschlüpfer durchzog dann das Dampfroß mit dumpfem Gedröhn. Nun gleitets gewaltig zum zaubrischen Ziele und Meilen durchmessend führt's uns zum Fest. — Ob neidische Nicker und täppische Tadler an Wagner auch rütteln mit gierigem Grimme, ich grüße den Größten der Großen in ihm. Er spreizte die Sprache zu staunlichem Stabreim; als jubelnder Jünger spreiz' ich, wie er! Was Händel? Haydn? — Zahmes Gezwitscher! — Was Schumann, Schubert? — Weichlich Gewinsel! — Was Meyerbeer, Mendelssohn? — Zirpende Zwerge! — Was Weber? Verdi? — Mattes Gemengsel! Nur Wagner wandelt in wahnvolle Wonnen die schaurige Schönheit des ewig dunkeln . . . Was das bedeutet, ich weiß es selbst nicht, doch sag' ich's sorglos den Andern nach. — — Doch sieh, schon schattet der Wanderung Endpunkt aus wogenden Wipfeln von Weitem heran. Die Thürme und Thore enttauchen dem Dunkel — mir tanzen die Sinne, mir taumelt das Blut. In Kurzem, so komm' ich zum göttlichen Orte, zu sehnenden Seufzens seligstem Ziel! Zur Wiege Woglindens, zu Niflheims Nebeln, zum Riffe des Rheingolds, zum Nickergezücht! Zum „Schwerter-Backen", zum „Spähne-Braten", zum Nibelungenring, zum Tingelingling! Zum Heiajaheia, zum Weialawaya — o Jubel! o Jammer! o Wagner! o Welt!" u. s. w. y.

---

### Gedichte

von Hieronymus Lorm. 2. verm. Auflage. Hamburg, Richter, 1875.

Die Anerkennung, die in der Regel einem Autor nur zu Theil wird, nachdem mindestens eines seiner Werke einen durchschlagenden Erfolg beim großen Publikum erlebt, mehr oder weni-

ger populär geworden, hat auch H. Lorm lange nicht gefunden. Nichtsdestoweniger zählt er zu den distinguirtesten geistigen Naturen, zu den bedeutendsten literarischen Kräften der Gegenwart, und die endliche Würdigung ist nicht ausgeblieben, seit der alternde, fast ganz erblindete Mann aus seinem österreichischen Vaterlande nach Dresden übersiedelt ist und von dort aus eine beinahe fieberhaft zu nennende Thätigkeit entwickelt. Auch als Lyriker erweist gerade der alternde Lorm sich ebenso eigenthümlich, gediegen und anziehend als fruchtbar, und es ist nur zu bedauern, daß auch die zweite „vermehrte" Auflage seiner Gedichte ein so dünnleibiges Bändchen geblieben, während es doch mit noch mancher erlesenen Blüthe aus des Dichters jüngster Schaffensperiode hätte bereichert werden können. Lorm gilt als Dichter des Pessimismus. Nicht darin aber liegt seine Kennzeichnung als Poet; ganz im Gegentheil muß gesagt werden, daß er unter den neuesten Dichtern des Weltschmerzes fast einzig dasteht durch die Art, wie er über den Pessimismus hinausgeht, indem er bei aller Hervorhebung des Weltelends doch den unverwüstlichen Kern des Lebenswillens und der Lebensfreude in der Menschenbrust anerkennt, und neben dem Pessimismus des Verstandes den Optimismus des Herzens immer wieder zum Durchbruch kommen läßt. Hierdurch unterscheidet er sich zu seinem Vortheil von den zünftigen Pessimisten, die sich den Pessimismus aus Schopenhauer angelesen, und die zum Theil darauf schwören, weil er Modesache ist.

y.

---

## Der Fortschritt

im Lichte der Lehren Schopenhauers und Darwins. Von Emerich du Mont. (F. A. Brockhaus, Leipzig.)

Schopenhauer und Darwin! — Einer allein hätte schon genügt, das Buch lesens- und das Leben verachtenswerth erscheinen zu lassen. — Der geistige Fortschritt des Menschengeschlechtes besteht darin, daß es von der Unschuld durch die Erkenntniß zur Schuld gelangt ist und zum Bewußtsein unendlichster Verlassenheit. Es gibt kein Glück, weder en gros, noch en detail; für den gequälten Menschen sind nur zwei Ruhestätten, das Aufgehen und Versenken in die Anschauung eines Kunstgegenstandes oder der Natur, und den Tod. Es gibt keine Tugend, denn Alles ist Egoismus. Die echte Moral ist etwas ganz Unnatürliches und allen menschlichen Bestrebungen feindliches. Erreichung der Moral ist die Erlösung vom Leben. — Das sind Gedanken aus Emerich du Mont's Buch — Verse aus dem Evangelium der modernen Geistesrichtung — Consequenzen der Schopenhauer'schen und der Darwin'schen Lehre. Sollten sich diese Grundsätze der großen Menge mittheilen, dann wird eine Culturepoche anbrechen, welche dereinstige Geschichtschreiber vielleicht mit dem Ausdruck: die große Reaction bezeichnen werden.

Unser Philosoph, vielleicht selbst erschreckt vor der Trostlosigkeit seines Gegenstandes, scheint sich mehrmals unter die Fittiche des Christenthums flüchten zu wollen, aber auch in diesem findet er die Erlösung nur durch die Verneinung seines Wesens, während er dem Christenthume über den Tod hinaus nicht mehr zu folgen vermag.

Der Fehler des Buches von E. du Mont liegt in der Schönheit und Klarheit seiner Sprache. Pessimistische Werke sollten in einem Tone geschrieben sein, den nicht alle Welt versteht. Pessimismus bedeutet den Tod, Optimismus das Leben. Die schwarze Philosophie der Verneinung will dem lieben Gott die Welt abstreiten, um sie zu Grunde zu richten; hoffentlich ist sie zu ohnmächtig, um diese Mission zu erfüllen.

---

Ferner sind dem „Heimgarten" zugekommen:

**Zoologische Briefe** von Gustav Jäger. In drei Lieferungen. Wilhelm Braumüller, Wien.

**Brehms Thierleben.** Neue Auflage. Bibliographisches Institut, Leipzig.

**Anastasius Grün's** gesammelte Werke, herausgegeben von L. A. Frankl. Grote'sche Verlagsbuchhandlung, Berlin, 1. Lieferung.

**Ein deutscher Bürgermeister.** Episches Gedicht von Ludwig von Mertens. Verlag L. Rosner, Wien.

**Vitae damnata.** Eine abnorme Geschichte von Emerich Graf Stadion. Verlag E. Schroeder, Teschen.

**Humoristische Dichtungen** für gesellige Kreise, gesammelt von Gustav Haller. Verlag G. Emil Barthel, Halle.

**Bibliothek** der Unterhaltung und des Wissens, Jahrgang 1877, erster Band. Hermann Schönlein, Stuttgart.

**In memoriam.** Zur Erinnerung an Anastasius Grün von Eugen Labes, Rostock.

**Zeitlichtln.** Gedichte in oberösterreichischer Volksmundart von Wilhelm Cappileri. Stemler und Lorius, Wien.

**Comotovia.** Allgemeines illustrirtes Jahr- und Familienbuch für Deutschböhmen, redigirt von A. A. Naaff, 8. Jahrg., Komotau.

**Geschichte der österreichisch-ungarischen Monarchie,** das ist: die Entwicklung des österreichischen Staatsgebildes von seinen ersten Anfängen bis zu seinem gegenwärtigen Bestande. Bearbeitet von Moriz Smets, Hartleben, Wien, Pest, Leipzig, 1.—5. Lieferung.

**Anleitung zum Gemüsebau,** sowie zur Erdbeer- und Champignonzucht, nebst einem Anhange: Mittel zur Abwehr der Schädlinge unserer Culturen. Von Julius Dürr. Selbstverlag, Laibach.

**Westermanns illustrirte deutsche Monatshefte** für das gesammte geistige Leben der Gegenwart. Braunschweig.

**Neue Illustrirte Zeitung** unter der Redaction Johannes Nordmann's, Wien. In Wochennummern.

**Die Heimat,** illustrirtes Familienblatt, Wien. In Wochennummern.

**Das Inland,** herausgegeben von Ludwig Germonik, Wien.

**Literarische Correspondenz,** herausgegeben von Hans Adam Stöhr. Hermann Foltz, Leipzig

**Der Geschäftsreisende,** Zeitschrift für Handelsreisende und junge Kaufleute. Eduard Schroeder, Teschen.

---

## Postkarten des Heimgarten:

**R. J. E. Kl. Wien.** Viel zu leidenschaftlich in Lob und Tadel. Ihr Wienerbrief für diese Zeitschrift verfehlt.

**Runen, Graz.** Denken ganz wie Sie; dieser Dichter findet im Publikum viel zu wenig Beachtung.

**Dr. Fr. Sch. in Scheifling.** Hoffen Ihren Wunsch gelegentlich erfüllen zu können.

**Z.** — Allerdings gibt es auch Heuchler des Unglaubens, so wie es Heuchler des Glaubens gibt. „Wer vor Zeiten nicht gut katholisch war, der wurde verbrannt; wer heute nicht wenigstens mit dem Munde Materialist ist, der wird zum Mindesten belächelt. Die Jünger des Materialismus sind oft die ärgsten Fanatiker." Das ist der ganze und gute Inhalt Ihres 40 Seiten langen Aufsatzes, der Ihnen zur Verfügung steht.

**R. L. in M.** Denken Sie an Heine's Worte: „Aergert Dich Dein Auge, so reiße es aus, ärgert Dich Deine Hand, so haue sie ab, ärgert Dich Deine Zunge, so schneide sie weg, ärgert Dich Deine Vernunft, so werde katholisch." Heine hat damit den willkürlichen Uebertritt von einer Confession in die andere überhaupt gegeißelt.

**Walter von der Mur.** Warum nicht von der Vogelweide? Sie haben sich allzunah' ans Wasser gewagt.

**J. A. P. Wien.** Recht vielen Dank, aber Gedicht nicht geeignet.

**A. St....berg.** Wir zweifeln an der Echtheit Ihrer Volkslieder. Für echte und ursprüngliche wären wir sehr dankbar — bitten Sie, uns solche gütigst zu übermitteln.

**A. Z.** Manuscript zum Abholen bereit.

Druck von Leykam-Josefsthal in Graz. — Für die Redaction verantwortlich P. K. Rosegger.

Heft 9. Juni 1877. I. Jahrg.

# Um's Heimatland.

Ein Bild aus dem Befreiungskampfe der Tiroler von

**P. K. Rosegger.**

Im Dorfe wilde Noth. Auf dem Platze laufen Leute zusammen, Weiber, Greise und Kinder. Die Männer und jungen Burschen sind alle längst fort. — Eine Zeit wird kommen, so sagte ein altes Sprichwort, wo die Weibsleute um den Stuhl raufen werden, auf dem einmal ein Mannsbild gesessen. Die Zeit war jetzt da und das verzagteste unter den Weibern schrie laut über den Dorfplatz her: „Schad' um's Blut! 's ist Alles umsonst, das Tirolerland ist hin!"

„Du Hundsfott!" rief dieser eine Andere zu.

„Der Feind ist mit Haufen vor der Thür!"

„Vom Kärntnerischen ruckt er ein."

„Die Lienzerstadt brennt! Die Männer haben sie erschossen, die Kinder mit den Säbeln aufgespießt."

„Das Beste, wir flüchten uns gen Brixen und in's Italienische hinein."

„Schnurg'rad rennst den Franzosen auf den Spies. Bei Trient stehen sie schon."

„So laufen wir nach Innsbruck zum Hofer."

„Oh, der ist lang' nicht mehr in Innsbruck, den haben die Baiern vielleicht schon aufgeknüpft."

„Niederschlag' ich Dich, wenn Du das Wort noch einmal sagt."

„Habt es nicht gehört, was der Feind im Innthal anstellt? Plündern und Rauben, Sengen und Brennen, Kirchen schänden —"

„Ja, das ist wahr! Ueber vierzig Menschen haben sie bei Wörgl wie die Heiligen gemartert — erzähl's, erzähl's, Peter!"

Und der Peter, ein alter Oelträger aus dem Zillerthal: „Jesus Maria! bei Schwaz ist's gewesen. Schwaz steht gar nimmer. Niedergebrannt bis in den Erdboden. Und das Gemetzel, Ihr Leut! Alle Baiern besoffen. Die



Digitized by Google

Weiber sind von den Männern gerissen und vor ihren Augen verschandirt."

„Hörst mir auf, Peter!"

„Will's nur noch von dem verdammten Wrede erzählen, vom Baierngeneral. Der alte Graf Tannenberg ist ein blinder Mann; bei dem hat der General zu Mittag gegessen. Der Graf läßt ihm alles Gold- und Silberzeug hertragen, was er hat, nur sein Schloß möchte der Feind beschützen um Gotteswill! Was wird dann! Noch eh' sie gar abgegessen haben, hebt das Schloß schon zu brennen an, und der alte blinde Mann wär' schier mitverbrannt. Das sind Galgenvieher, diese Baiern."

„Und hast ihnen nit können Skorpionöl in die Krüg' schütten, daß sie krepirt wären?"

„Oho, bei denen thut's kein Giftöl. Vermeint, es wär' Branntwein, haben sie mir selber die Plützer geleert. Keiner ist hin worden! Keiner! Die Baiern haben den Teufel im Leib! — Du gehst bizeit! denk' ich mir und bin davon. Gestern in der Nacht, wie ich über den Gerlos steig, hat wieder was Großes gebrannt im Innthal — gluthroth ist der Himmel gewesen."

„Und die österreichischen Soldaten sind davon — haben uns im Stich gelassen in der Noth."

„Die Unserigen selber sind etwa viel besser? Der Speckbacher. Hat er nit hinausschlupfen wollen? Da unten in unserm Thal ist's gewesen, wo ihn der Hofer erwischt hat."

„Wenn die Obristen einmal laufen!"

„Nachher müssen die Gemeinen aushalten und wenn sie schon gar nichts mehr haben, über den Feind herfallen mit Nägeln und Zähnen!"

„Wirst erwürgt — aufgeknüpft!"

„Mir schon eins — ich wend' mich auf dem Galgen so, daß mein Hintertheil den Franzosen zusteht."

So wurde geschrien und geflucht in wildfluthendem Hasse gegen den Feind des Vaterlandes.

Da trat ein hagerer, einarmiger Mann vor, der Schulmeister war's des Ortes. Mit kräftigem Schritt sprang er auf die steinerne Antrittstreppe eines Hauses, riß mit seiner einzigen Hand ein Papierblatt aus dem Sack und rief: „Leut', steckt jetzt die Zungen in den Sack und habt Ruhe. Vom Andreas Hofer was!"

Da legte sich das Wetter.

Der Mann las:

„Herzallerliebste Tiroler!

Für Gott, Kaiser und Vaterland! Morgen in der Früh ist der löste Angriff. Wir wollen die Boarn mit Hilfe der göttlichen Mutter fangen oder erschlagen und haben uns zum liebsten Herzen Jesu verlobt. Kommt uns zu Hilfe! Wollt Ihr aber gescheidter sein, als die göttliche Fürsichtigkeit, so werden wir es ohne enk auch richten.

Andreas Hofer,
Obercommandant."

Einen Augenblick Alles still. Die Frömmigkeit weckte Hoffnung, der Trotz Vertrauen. Aber wer — fragten sie — soll denn noch zu Hilfe kommen? Die streitbaren Männer sind ja längst weg!

Was wird jetzt laut von der Berggasse her? Der Himmel ist schwarz und zerrissen und der Wind rüttelt an den Dachschindeln, daß die Schwersteine wackeln. Was anders ist's. Der Erdboden dröhnt vor dem Traben einer nahenden Rotte.

„Jungfrau Maria zu Ottersing, das werden doch die Franzosen, die Baiern nicht sein? — Ihr vierzehn Nothhelfer! Leut', schaut dort über den Zaun hin! Stangen und Spieße und Messer!"

Ein grauses Stöhnen und Auseinanderstieben.

„Fahrt lieber gleich aus der Haut und laßt Hasen hinein!" rief der Schulmeister, „laßt das Davonlaufen vor diesen Leuten den Franzosen über, ist gescheidter. Habt Ihr hinten keine Augen, so schaut um. Der letzte Landsturm ist's; die Bauern sind's von

Sanct Martin und Oberschütz. Der alte Samer-Luidl ist dabei. Das wird was, Leut', das wird was!"

Da kamen sie schon herangefahren im Sturmschritt, die alten Racker und Lotter mit den krummen Rücken und Elbögen, mit den weißen Haarsträhnen und Stoppelbärten, auf den Achseln die Spieße und Sensen und Morgensterne und Stallgabeln und Hacken und gezähnte Messer und rostige Lanzen und Flinten. Alte in falben Lederhosen, Joppen und breiten Filzhüten. Voran marschirte der Samerluidl, das Brennscheit umgekehrt auf der Schulter tragend und unterwegs die Weisung schnaufend — wohin und wie anpacken! Zu seiner Rechten der Zimmermeister von Sanct Martin mit einem eisenzähnigen, stahlbespitzten Schlagprügel, der vor hundert und hundert Jahren schon auf die Türkenschädel soll niedergesaust sein. Ihm daneben der Richter von Oberschütz, dem das Recht in diesen Tagen zum Messer geworden. Links vom Luidl der weißbärtige Vieharzt Wimmer von Kreuzeck in seinem mächtigen Joppensack nicht die geringste der Waffen schleppend — einen wuchtigen Brotlaib. Und hintenher alle Anderen, Wäldler und Bergler, Hirten, Holzer, Steinklauber, Züchner; sogar der alte Vogelhändler-Michel aus Imst und ein Herrgöttltrager aus dem Pitzthale ist hinten her; jetzund brauchen die Leut' keine Kanarienvögel und keine Christusle — sintemal, zuschlagen heißt's jetzt!

Alle schreiten drein in finsterem Ernste, ihren Söhnen und Enkeln nach, die zweimal schon das Tirolerland befreit, das drittemal der List und Uebermacht der Feinde zu unterliegen drohen. Der Welteroberer führt Krieg gegen die Tiroler; und Alle, die er niedergeworfen, keifen lobhudelnd ihrem Bändiger hinter und neben ihm her und sind die ärgsten Bluthunde.

„Gott und Sanct Sebastian!" dieser Ruf wird vernommen in der Bauernrotte; des Weiteren verlegen sie sich heute nicht auf's Beten, „denn!" deutet der Vieharzt, „die Boarn beten selbander zum nämlichen Hergott, der **uns** helfen soll. Daß wir ihn brauchen, das weiß er; daß wir unser gut Recht haben, das sieht er, und will er's thun, so wird er uns finden."

Dennoch aber klingen die drei Glocken auf dem spitzen Dorfkirchthurme und das gellende Glöcklein der Kapelle, die oben an der Felswand steht. Sie rufen nicht Gott, sie rufen die Menschen.

„Der himmlische Herr!" sagt der Zimmermeister von Sanct Martin, „hat seine Sach' gethan, wie er die Tirolerberge hat aufgebaut. Wir haben nur die Löcher zu hüten, wo das Wasser hinausrinnt, daß keine Blauhosen und Weißmäntel hereingerathen."

„Wär's nit zu spat, so kunnt's noch früh genug sein!" rief der Schrager von Oberschütz.

„Der Schrager auch dabei!" grollt der Hans Schacher von unserem Dorf, der schon da ist mit seinem Spieß, um sich gleich Anderen dem Zuge anzuschließen. „Der Schrager! Da bleib' ich daheim, der wird den Feind schon allein vertauchen, wenn's mit dem Maul geht."

„Du, Hanns!" ruft sein Weib, „wenn Einer **so** redet in Tirol und es ein Nachbarsstreit thut, daß Einer nit gegen den Landesfeind will — hernachen ist's Pfutsch mit uns'rer Sach', und laßt den Feind herein lieber heut' als morgen, so sind wir fertig und ist das grauslig Leutumbringen nit vonnöth."

„Hast eh Recht, Weib", drauf der Schacher, „ich krach in Gottsnam' mit."

„Mann," sagte sie fiebernd, „Dein Gesicht halt' her; ich mach Dir's Kreuz; behüt Dich Gott, der himmlisch Vater und der Sohn und der heilige Geist und die lieb' Mutter Maria vom grünen Baum. Zwei Paar Strümpf' hab' ich Dir in die Ranzen

packt und ein Nähzeug ist auch drin und drei Dirbändpflaster für den Fall, daß doch ein Unglück wär'. Halt' Dich fest, Hansele! Denk', Du verzahlst den Boarn die Kugel, die unsern Buben hat troffen. Verzahl's gut, mußt ihn nit zu wohlfeil geben, unsern Mirtel!"

„Ja, wie bist denn?" sagt er und schaut sie mit nassen Augen an, „meiner Tag' hätt' ich's nit vermeint, daß Du Einem so zureden kunnst."

„Selber möcht' ich mit und heiße Stein' auf sie niederwerfen Tag und Nacht, bis die Bergwänd gar wären."

„Hast die Enkelkinder daheim. Vergiß' mich nit."

„Da, das da", und sie entrollt den Luscharianer-Rosenkranz aus ihrer Faust, „beten will ich für Dich, so lang und so viel mit den Kindern, bis Ihr glücklich wieder daheim seid."

Ein kurzer Händedruck und das alte Ehepaar geht auseinander.

Auf dem Söller des nächsten Hauses sitzt ein noch junger, aber blasser Mann; dem hängen die Haare arg über die Stirne, aber die Augengluth mögen sie nicht verdecken. Sein Weib und seine zwei Buben müssen ihn niederhalten auf die Bank, daß er nicht aufspringt und mit der Schaar geht. Er kann ja nicht, ist erst vor etlichen Tagen vom Eisackthal heimgekommen mit durchschossener Hand. Dem Nachbar geht's nicht besser, der muß sich mit der einen Hand an's Stiegengeländer, mit der andern an die Krücke halten. Zwei französische Bohnen haben ihn gefunden bei Mauls; die eine steckt noch im Bein. 's ist jetzt kein Arzt in der Gegend, der sie herausziehen thät. Seine ganze Familie, vom Säugling an der Mutterbrust bis zum alten Ahnmütterlein am Stock, sind um ihn herum, und das Mütterlein, welches schon seit mehreren Jahren dreiundneunzig Jahre alt ist, weil sie die Zeit vergißt, denkt: was der Mensch mit dreiundneunzig Jahren derleben kann auf der Welt! Jetzt gehen die alten Narren auch. Nur Schad' daß Unsereins kann nimmer nichts helfen dabei. — Und den Knäblein ist das ein lustiger Aufzug, die haben beim vorig Kirchtag neue Taschenveitel kriegt — wollten gleich mithüpfen. Aber das Mädchen hält fest den Vater bei der Hand, der darf nimmer davon; die Mutter hat so viel geweint!

Die Hühner heben ihre Köpfe und schauen, der Hund senkt seinen Schweif und schaut, die Katz schleicht oben über die Scheunenbalken heraus und schaut: so ein unheimlich Wesen! Gegen Geier? gegen Wölfe und Bären? gegen Schinder? gegen was geht's denn? —

Manches Dachbrettlein schwirrt über die Häupter hin — der Wettersturm ist im Losbrechen, aber es kann kein Halt und Unterstand sein. Der Feind zieht in Haufen an der Drau herauf.

„Behüt' Euch Gott Alle daheim, habt Obacht auf das Feuer und auf die Kinder! — Jetzt vorwärts in Gottes heiligem Namen!"

Die Stangen, Lanzen und Sensen schlagen klirrend aneinander über den alten Köpfen, die eisenbeschlagenen Schuhe geben Funken im Gestein des Weges — so braust und grollt der Zug davon.

———

Oedniß auf dem Dorfplatz. Die Krüppel, die Weiber und Kinder stehen noch an den Thüren und blicken traurig den Männern nach — der letzten Kraft und Hoffnung des schwergeprüften Landes. Da fährt das Wetter los und die armen verlassenen Menschen ziehen sich zurück in die finsteren Stuben. Aber nicht um zu klagen und zu weinen. Die Riegel der Thüren und die schweren Fenstergitter werden untersucht, die Wand- und Dachlucken verschlagen und verrammelt. Beile und Hacken werden hervorgeholt und alles Eisenwerkzeug, was schneiden, stechen und schlagen

kann, wird in Bereitschaft gehalten. Die Kettenhunde werden an die Stallthüren geschlossen, das Federvieh in den Gewahrsam des Hauses gebracht. Und Alles, was werth und schätzbar an Metall, die Halsketten, die Silberkreuzlein, die Trauringe und die Thalersäcklein, all dergleichen wird tief in den Herd vermauert oder im Keller vergraben.

Ein emsig Rüsten ist's — ein armselig Vestenbauen, kaum gut gegen den einzelnen Räuber, geschweige gegen einen Schwarm von Franzosen oder Baiern.

Wer einen Tobiassegen hat, der nagelt ihn an die Hausthür.

---

Und in der Klausen ist's, vor Lienz. Ueberall an den Bäumen hängt grauer Rauch mit seinem Brand- und Pulvergeruch. Aus der Lienzerstadt, die dort im schönen breiten Thale liegt, steigt träge Dunst und Gewölke aus Feuerstätten auf. Aber in der Schlucht springen rasch die weißen Rauchstrahlen hervor aus den Röhren, und Mancher, der sie von oben hinab sieht, merkt auch schon das Blei in seinem Fleische, viel eher, als noch der Knall herausdringt aus der Tiefe.

Sind tollkühn geworden, die Tiroler. Sonst haben sie hinter Büschen und Bäumen gelauert und nach dem Feinde geschossen, ohne sich selbst treffen zu lassen. Jetzt aber war das Pulver zu wenig und die Wuth zu groß geworden. Nicht mehr mit kleinen Bleistücken streiten sie, wuchtige Felsblöcke schleudern sie nieder auf den Feindeshaufen, der mit den zischenden Wellen des Alpenflusses ringend durch die Schlucht drängt. Die Wege an den Lehnen sind längst zerstört und die Brücken zerrissen, und die Eindringlinge müssen bei der Erstürmung der Schlucht mehr Blut lassen, als sonst bei der Einnahme einer großen Stadt. Doch sind ihrer zu viele und durch das Waldgehänge klettern sie hinan, zahllos wie die Ameisen und die Eidechsen im Gestein. Da geht's Zahn um Zahn, und die Tiroler brechen mit ihren Spießen und Messern los, und mit den harmlosen, in Arbeit geheiligten Werkzeugen des Landmannes, des Holzfällers, des Handwerkers sollen sie jetzund das Vaterland noch retten.

Vor Allem gilt es heute, das Thor des Pusterthales zu vertheidigen. Mancher Stein fährt nieder den steilen Hang, an Bäume prallt er an und knickt und spaltet sie, tiefe Löcher gräbt er bei jedem Niederschlagen in den Erdboden, und die wuchtige Masse, die sich anfangs in langsamem Rollen nur bewegt hatte, macht Sprünge in immer weiteren und höheren Bogen, bis sie, auf einen Felsgrund fallend, in viele Stücke zerschellt, welche nun mit zehnfachem Verderben niedersausen auf die feindlichen Rotten und unter schneeweiß aufzischendem Schaum in die Fluthen springen.

Immer dünner wird unten die Schaar, aber immer wüthender eilt, theils eng an der Bergwand huschend, theils kühn durch das Wasser reitend, sie voran, nahe schon der Stelle, wo die Schlucht sich weitet und das Feld also gewonnen ist.

„Ein etlich Knödel noch abi!" schreit der Schacher auf der Anhöhe und hebt und schiebt an einem moosgrauen Felsblock, aber der mag meinen, es hätt' manch Jüngerer an ihm schon die Kraft erprobt, so wolle er dem Alten auch noch nicht weichen. Und einem moosigen Stein, der mit seiner Erde verwachsen ist und noch mit vergoldeten Lettern keine vaterländischen Heldenthaten erzählt, so einem Klotz ist's eins, sitzt singend ein tirolisches Hirtenknäblein auf ihm oder wird er von wälschen Hämmern zu Straßenschotter geschlagen oder zu einer Zollschranksäule gemeißelt. Wie denn der alte Schacher mit Armen und Stangen auch hob und anstemmte, der Felsblock blieb liegen.

Der Alte blickte um sich und sah, es war für den Augenblick keiner der Genossen nahe genug, um ihm das Werk thun zu helfen, und doch sah er, wie es entscheidend sein konnte, wenn jetzt der Stein niederfuhr und in die Feinde schlug, ehe sie noch den Ausgang der Schlucht erreichen konnten.

Da hub er in Herzensangst an: „Mußt abi! lieber Kerl, aber so geh', schlag' sie zusamm'. Ich sag Dir's, ich laß darnach eine Kapellen aus Dir bauen. Sei gescheidt, laß' Dich bewegen und rumpel abi!" — Und als er sah, es war vergebens, hieb er mit der Faust drein und knirschte: „Schurk' Du! wenn's einmal das bluteigen Land gilt!"

Noch sah der Schacher, wie unten etliche Schützen, die am Ausgang der Schlucht standen, die Franzen aufhielten. Wie lange konnten diese dem Haufen widerstehen? — „Ist denn kein Gott und kein Teufel zu weg, der mir diesen vernagelten Stein wollt' helfen rucken?"

Da erblickte er nicht weit von sich den Schrager. Den Schrager von Sanct Martin, mit dem er seit Jahr ein sieben in Waldstreit lebte. — Das war sein Feind, der ihn hatte belistet und verschimpfirt, der ihm vor Neid das Korn auf dem Feld und den Brunnen im Hof möcht' vergiften, — mit dem aller Lebtag ein Wörtel zu reden verschworen war. Der hastete mit vorgehaltenem Schußprügel jetzund an ihm vorbei.

Einen Schlag hat er sich gegeben, der Schacher, in die Rippen, als wollt' er auch noch einen andern Feind niederhauen, und darauf: „Schrager!" stieß er hervor, „geh' her, hilf mir den Stein auf!"

Der Andere hört's. „Muß noch eh' den Pfeifer thun!" sagt er, schießt hinab in die Schlucht, schaut noch, wie sein Mann fällt und ist mit beiden Händen schon da zur Hilfe. — Ein paar Rucker oder drei, und der Block ist los. Zuerst rutscht er über das Moos hin, dann schlägt er über. Und wie er sich so aufbäumt, da erschrecken die beiden Alten schier selber vor dem Koloß.

„Der kunnt sich machen", sagt der Schrager.

„Der wird brav sein", sagt der Schacher.

Dieweilen ist der Stein schon in gutem Laufe. Er hat gewaltige Kanten und Auswüchse, aber bald erscheint er in seinem raschen Ueberschieben wie ein runder Ballen, und lustig und immer lustiger hebt er an zu springen, zuerst über jeglich Buschwerk weg, dann über die Buchen und endlich über den Lerchenbaum, der unten am Rande steht, wo die Wand niederstürzt. Und in einem schreckhaft weiten Bogen fliegt der Stein über die Wand hinab in die Schlucht und mitten in die Feindesschaar. Keinen einzigen trifft er, an eine Felsmasse, die am Flußufer liegt, prallt er, zerspringt in hundert Scherben, und diese Scherben machen nach allen Seiten hin ihre wilden Sprünge und schlagen grauenhaft arg in die feindlichen Haufen.

Ein Schrei, der durch's Herz geht, hallte zur Höhe und dann sanken die Getroffenen auf den Sand und in die Fluthen, und das weiße Wasser aus den Dolomiten wurde roth. — Die noch Uebrigen machten, unbekümmert um die Vorwärtsrufe der Commandanten, Kehrt und flohen in Verwirrung zurück. Noch sprang ihnen manch verspätetes Küglein nach von den Höhen, und von allen Gräben kamen nun die Scharfschützen und Gemsjäger, die Bürger von Lienz, und der ganze Landsturm war da; und einschließen wollten sie den Feind im Feuerkreise wie einen Skorpion.

An die Tausend und Hunderte von Franzosen blieben todt an den Ufern der Drau und der Isel, die Uebrigen flohen nach Kärnten hinaus.

Der Schacher aber und der Schrager, als sie die Wirkung ihrer gemein-

samen That gesehen hatten, starrten sich gegenseitig eine Weile an und sagten kein Wort. Endlich gaben sie sich die Hand und gingen mitsammen davon.

---

Die Trine war eben auf dem Wege zum Brunnen, der drüben am Schachen aus einer grünbemoosten Rinne in den Trog floß. Da fiel ihr ein seltsam Klingen auf, das dort in den Bäumen war, und die Rothwand warf einen Schall herüber, der nicht anders gewesen war, wie ein keck herausgestoßenes Jauchzen. Das Mädchen eilte zu den Häusern zurück und erzählte es: „Jetzt möcht' ich wissen, was das ist! Geht's denert nur g'schwind zuhören, Leut', die Baumwipfeln jodeln und die Steinwand juchezt!"

Eilends liefen sie aus den Häusern, und nun hörten sie's schon deutlicher, das Johlen und Jauchzen kam vom Hochthörl her, über das der Weg von der Lienzerseite herüber führte.

„Die Mannleut'! Die Mannleut' kommen!" rief eine aus den Weibern.

„Bist nit g'scheidt!" sagten Andere, aber das Wort kam jubelnd heraus und sie glaubten nichts lieber, als das.

„Schau, schau!" schrie ein junges Mädchen, „selm über den Riegl, selm wachelt der schwarzgelb Schlampen daher!"

Wahrhaftig! die österreichische Fahne tauchte auf dort über dem Bergrücken und daneben etliche Spieße und Stutzenläufe und dann die gefederten Hüte und die Burschen dazu, die jungen und die alten, springend und lärmend, und ein ketzerhaftes Trommeln und Blasen darunter.

„Das sein aber rechte Halbnarren!" rief die Stegschlager Burga überlaut; inwendig wollt ihr vor Angst das Herz zerspringen: „Der Martin, ob er wohl glückselig dabei ist!"

„O heilige Maria vom grünen Baum!" kreischte ein alt Mütterchen auf, „das ist der Feind! Seht's es denn nit, daß Rösser dabei sein und Weißmäntel!"

Als sie näher kam, die laute, übermüthige Schaar, da war's bald besser zu sehen. Die Tiroler waren es, stämmige, kräftige Kerle, und auch die Alten darunter, die erst ausgezogen vor etlichen Tagen. Und mitten d'rin im tollen Haufen gefangene Kriegsknechte, entwaffnet und gefesselt, in finsterer Wuth auf ihren Karren kauernd. Und der kleine Bergamer Michael, der fürwitzige Bub', thut, als wär er auch dabei gewesen bei der großen Sach, reitet auf einem wälschen Schimmel daher, schaut drein wie ein General und ist — kommt's auf's Messen an — von der Zehe bis zur grauen Hahnenfeder ja schier so lang, wie Napoleon der Große. Und was ihm die Kanon' für ein martialisch Ansehen gibt, die auf schweren Rädern hinterdrein rollt. So große Kugelstutzen haben die Leutchen noch ihrer Tage nicht gesehen, wie dieses erzene Rohr, das manch feste Mauer durchbohrt, manch tirolischen Kirchthurm geköpft hat. Jetzund ist der Schlund gegen die Weißmäntel gerichtet, und darüber baucht sich im Wind das vaterländische Banner mit dem Doppeladler, und ein Greis humpelt von seinem Schubkarren heran, streckt die Arme aus und ruft: „O du lieber, schwarzer, sakrischer Schwanz, hab's ja g'wußt, daß dir die Flügel wieder wachsen müssen!"

Voran dem übermüthigen Zug die Musikanten mit den Schwögeln und Seitenpfeifen, mit Trommeln, Fingerschnalzen und Jauchzen. Allem voraus aber schreitet der Bauerncommandant, einen zerfetzten Soldatenmantel über der Tirolertracht, verbunden die linke Hand, mit der rechten den blanken Säbel an der Schulter — in strengem Ernste einher, trotz des unendlichen Jubels nicht vergessend an der Zeiten noch nicht gebrochene Noth.

Unweit von dem Führer, auf der Trommel wirbelnd, trottet der Ha-

derlump, dem vor lauter Gehen und Trommeln gar die Strümpfe schon über die Waden sitzen. Er schaut nicht nach links, nicht nach rechts, er sieht nichts und hört nichts als das Rollen seiner Schlägel — der Nichtsnutz war er sonst, aber zum Wohl des Vaterlandes ist er Trommler geworden.

„Habt's ihn g'jagt? Habt's ihn recht g'jagt?" ruft ein alt Weiblein vom Söller herab, und die Knaben und Mädchen, lustige Kinder überall, schreien von den Wandgängen und Thüren und Stiegen ihr Hurrah hinaus. Der stocktaube Wirth an der Thür lächelt heiter drein. Heut' macht das Gerede, das er eh nicht versteht, nichts aus, heut' sieht's das Aug'. „Eine schöne Sach'! eine tapfere Sach'!" spricht er in sich hinein. Daneben der Schulmeister mit den großen Glasaugen und mit der Pelzmütze, die er auch im Sommer trägt, weil sie so gut vor der Sonne schützt; der hat in der ersten Eil' den Mund aufgerissen, um irgend ein gewichtig Wort zu sagen, aber er fand keins, das für ein solch' groß' Ding gewichtig genug gewesen wäre. Und der Mund ist offen geblieben.

Die junge Stegschlager Burga hat seit einer ganzen Minute keinen Athemzug mehr gethan. — Kunnt ihn schon sehen, wenn er dabei thät' sein. — Da springt er jählings hervor aus dem Gewirre, der Martin — hat sich den Bart stehen lassen schon seit Wochen; hätt' ihn die Burga schier nicht wieder erkannt.

„Moidle! — Moidle!" schreit er und packt sie bei der Hand. Einen schnippischen Gruß will sie ihm sagen, daß er ihr starkes Herzklopfen nicht sollt' merken, aber sie kann nicht reden, zuerst lacht sie, dann schiebt sie sich um und schluchzt in ihre Schürze.

Und die anderen Moidle, es gibt deren genug auf dem Platz, und alle sind herfürgefahren aus ihren Stuben und Winkeln — sie lugen aus nach dem und dem, und wenn sie ihn sehen, den Rechten, so heben sie ihre Arme und schnalzen ihm mit den Fingern ihren Gruß entgegen.

Und kommen sie auch mit Wunden und rieselndem Blute, glückselig ist die Heimkehr.

Ein paar Dörcherinen, die mit ihren Drahtwaaren und verzinnten Blechtöpfen im Dorfe hausirt, geschachert und gebettelt hatten, sind auch darunter. Die glotzten gar blöde drein und können die Lust der Sieger und den Jubel nicht verstehen; die Armen wissen ja nicht, was das heißt: ein Vaterland; sie haben keines, ihr Geburtsort ist der Schubkarren mit der durchlöcherten Plache, an den ein magerer Esel gespannt ist oder eine Schindmähre, oder aber — Vater und Mutter. Wie diese Leutchen nirgends daheim, so sind sie auch nirgends fremd, sie sind die Kosmopoliten der Armuth und ihnen ist's alleins, ist der Napoleon Herr in Tirol oder der Anderl von Passeyer — ihr Freund ist Jeder, den sie anbetteln oder bestehlen können, ihr Feind ist der Landrichter mit seiner Keichen (Arrest).

Gottlob, Gottlob, der Zug will nicht enden! Es kommen die Allermeisten wieder heim, und unter den alten, weißbärtigen Männern sind die Letzten der Schacher und der Schrager, brüderlich plaudernd und Schwarzbrot essend von einem und demselben Laibe.

Ihnen jubelt Keiner mehr als Anderen zu — und doch mögen sie leicht die größten Helden sein unter Allen — sie haben nicht allein den fremden Feind, sie haben auch den inneren überwunden.

# Die Grabrede der Gräfin Sittner.

Von

**Emile Mario Vacano.**

(Schluß.)

Aber es war bloß eine Ohnmacht; und Mila Vaccaj war bloß einige Zeit hindurch kränkelnd und bettlägerig. Sie hatte sich einfach verkühlt, wie das an Frühlingstagen oft vorkömmt, wo der warme Tag so rasch in einen kühleren Abend umschlägt.

Die Welt wenigstens wußte es nicht anders.

Die Krankheit Mila's war aber vielleicht eigenthümlicher Art, und wie sie allein in ihrem Krankenzimmer weilte, da begrub sie vielleicht ihr eigenes Selbst und starb einen wirklicheren Tod als jenen, den Aerzte constatiren konnten.

Sie liebte ihn, den ersten Mann, der dem stolzen, frohen Mädchenherzen liebenswerth erschienen war. Ein Mann voll Kraft und voll Unschuld, voll Selbstbewußtsein und voll Weichheit dabei. Er wollte nicht gut und edel sein; er m u ß t e es sein. Er wußte selber nicht, wie groß er war. Das lichte Herz Mila's, das unberührt durch's Leben gegangen war in freier Fröhlichkeit, mußte einen solchen Mann lieben.

Die Sage von der Liebe Brunhilden's zu Siegfried bleibt ewig wahr. Aber auch die Fruchtlosigkeit einer solchen schicksalsgebotenen Liebe bleibt immerdar wahr. Der Irrthum einer solchen Liebe ist gleich groß mit ihrer Dauer. Siegfried's Auge fällt immer auf eine träumerische Chriemhild, die ihn zuletzt noch verräth durch das aufgenähte Lindenblatt, weil eben i h r e Liebe ganz Zufall ist und nichts von dem Prophetenthum der echten Liebe hat. Mila Vaccaj liebte Josef Sittner. Das war eine recht traurige Sache. Denn das echte Weiberherz kennt nur zwei Dinge: die Veränderlichkeit, das Haschen nach dem momentanen Interesse, oder die Treue, die unverbrüchliche, die ewige. Ein Mittelding, ein Schwanken gibt's da nicht. Das Weib kann nur sein wahrhaftig und treu, selbst verstoßen, oder — gesunken; gesunken selbst auf der Höhe des Lebens und geehrt vor der Welt.

Ihr Gott war ihr in Josef Sittner erschienen. Sie hatte ihn vor sich gesehen, so himmelhoch über anderen Männern und doch so kindlich dabei.

Und so hatte sie ihn geliebt, echt, jäh, ungefordert, vom ersten Augenblicke. Es war keine Liebe gewesen, die sich durch die Augen in's Herz hinein stahl. War er schön oder nicht? Sie wußte es nicht. Sie wußte nur Eines, daß sie an ihn denken mußte ohne Aufhören, daß ihre Seele auf die Seinige geflogen war wie ein Falter auf eine Blume, im ersten Augenblicke schon. Sie hatte dem Himmel gedankt für das Glück dieses Gefühles, und sie hatte zum Himmel gefleht für die Erfüllung desselben, so heiß, so kindlich hoffend, daß dies Gebet wohl hätte erhört werden sollen, wenn die unendlichen Räume des Himmel ein Echo hätten, für den weinenden Schrei eines verschmachtenden Menschenherzens.

O wer doch die Stimme der Hagar in der Wüste hätte, für deren Noth-

schrei' der Herr der Welten Quellen springen ließ, aus dürrem Sande! —

So liebte Gretchen Faust. Aber Gretchen war ein armes Bürgermädchen, in dessen Herzen kein Stolz Wurzeln gefaßt hatte um das himmlische Samenkorn „Tugend". Aber Mila Vaccaj hatte eine stolze Tugend in sich, die verbluten mochte und mußte unter dem grausamen Geständniße des Geliebten: „Ich liebe eine Andere." — Verbluten wie Ahasver, ohne sterben zu können.

* * *

Das Unwohlsein Mila Vaccajs schloß das Palais des alten Generals für jede lautere Abendunterhaltung. Graf Sittner frug täglich vor, brachte aber dafür die Nachmittage desto regelmäßiger bei Onkel Lapresti zu. Seit er seine Liebe in Worte gekleidet hatte, war er sich derselben um desto bewußter geworden. Er sagte der kindischen Jenny nichts, aber es gab beim Whist der Abende und im Zimmer der fürstlichen Baronin für die beiden jungen Herzen Momente, wo sie so recht herzlich zusammenlachten. Sie sprachen im Ernst zu einander. Sie schaute zu ihm hinauf wie zu einem ernsteren Wesen, und er schaute auf sie herab mit der Freude der jungen Tanne, um welche sich eine Epheuranke emporschlingt, trotzdem der Parkgärtner sie vergeblich in den Ziergarten hineinranken mochte.

Und eines Tages — in der Raststunde eines Sommerballes, der auf einer Villa stattfand, und wo Jenny aus dem Schwarm ihrer Anbeter sich an den Arm ihres Cousins auf eine sternenüberglitzerte Terrasse geflüchtet hatte, da sagte sie fast schmollend zu ihm: „Wissen Sie, Cousin, Sie müssen mich heiraten. Warum heiraten Sie mich nicht? Es ist so schrecklich, immer von Liebe zu hören. Und ich habe Keinen von Allen gern. Ich liebe Niemanden. Aber Sie sind just ein Mann, der so recht ernst ist und doch so gut dabei; und Sie würden mich sicher nicht des Geldes wegen heiraten, weil Sie selber genug haben. Und es wird so ermüdend, Fräulein zu sein. Die Mutter macht Ernsthaftigkeit, die Gesellschafterin ist so schrecklich — Papa redet immer von Freiern. Als Frau wäre das Anders. Ich werde Sie recht lieb haben können, und ich möchte endlich einmal aus dem Auslagkasten herausgenommen werden, in welchem ich paradire wie eine Puppe mit blonden Locken, einem schönen Kleide und mit einem Zettel, auf welchem die Künste, die ich kann, angegeben sind. Und auf den Bällen muß ich alle Quadrillen tanzen, und ich bin manchmal schon recht müde. Und dann muß ich unseren Gesellschaften immer eine Pianoproduction geben, um zu zeigen, was meine Eltern auf mich verwendet haben. Also, Cousin, heiraten Sie mich. Ich möchte eine Frau sein, und ich möchte Ihre Frau sein — denn Sie werden mir nie den Hof machen!"

„Jenny! So haben Sie mich lieb?"

„Oh, sehr!" — sagte das gefeierte, schöne, reiche Ding aufrichtig. „Lieber als Alle."

Und ihr Wunsch wurde erfüllt. Sie wurde die Gattin des verliebtesten und glücklichsten jungen Bräutigams von der Welt. Die Beiden bildeten ein Brautpaar, bei dessen Anblick die alten Weiber in den Kirchenstühlen der dunklen Kirche bittere Gesichter machten. Eine Adelshochzeit aus Liebe! das ist ihnen ja so außer der Regel.

Ein Gewitter brach los während der Ceremonie der Trauung, und fahle Blitze leuchteten durch die hohen Bleigitterfenster hindurch in die sturmdunkle Kirchen hinab, in welcher alle Honoratioren der kleinen Adelsstadt versammelt waren. Aber kein Blitz war so weitgleißend, daß er in

die säulenbeschattete letzte Seitenbank geflammt hätte, in welcher während des Gottesdienstes nach der Trauung das junge Brautpaar saß.

Desto greller leuchteten die Himmelszacken über das Antlitz der Gräfin Mila Vaccaj, die an dem Fenster ihres Wohnzimmers stand zu dieser Stunde; sie war noch zu kränklich, um der Ceremonie beiwohnen zu können. Aber ihr Auge war auf die Kirche gerichtet in welcher dieselbe stattfand, und die ihr durch wüthende Regengüsse halb verschleiert wurde. Sie hörte durch den Sturm die Glocken zu sich herüberschallen, und sie hörte durch den lautgrollenden Donner zu ihren Häupten sogar das schwache Glöckchen des Meßdieners.

Mila Vaccaj's Arme waren in diesem wüthenden Sturme fest über ihrer Brust gekreuzt, und die Regentropfen rieselten daran hernieder gleich Thränen. Ihr Auge war starr auf die Kirche gerichtet, deren Gethürm man über den gegenüberliegenden Häusern erblickte durch einen Schleier von Sturmwolken und Blitzen. Nicht himmelwärts sah dieses düster flammende, glühende, dürstende Auge. Wie eine Hölle flammte es darinnen auf. Ihre trockenen Lippen bewegten sich leise. War es ein Fluch, den sie murmelten, war es ein Gebet, das sie flehten, war es ein Gelübde, das sie diesem erbarmungslosen Sturme vertrauten, der von so grellen Blitzen durchzuckt und von so sanften Glockentönen durchtönt war?

Graf Josef und Gräfin Jenny Sittner machten ihre Hochzeitsreise nach der Schweiz, an den Bodensee. Vor der Abreise sprachen sie auch im Palais Vaccaj vor. Man plauderte da sehr freundlich. Der junge Ehemann küßte Mila Vaccaj die Hand, als ob er ihr sein ganzes Glück verdanke. Ueber das Gesicht des Mädchens zuckte es dabei wie ein verspäteter Abglanz des grellsten Blitzes von dem Abende jener Vermählung. Eines wilden, drohenden Blitzes.

* * *

Wie es eben geht im Leben. Die Hochzeitsreise der Neuvermählten verlängerte sich. Und wie sie endlich heimkamen, da nahm Graf Josef Sittner seinen Abschied, um sich der diplomatischen Carriere widmen zu können. Er nahm seinen Sitz in Wien und wurde einer Section zugetheilt.

Es war ein junges Ehepaar, welches der Welt gar keinen Anlaß zum Sprechen bot, weder im Guten, noch im Schlimmen. Sie waren weder auffallend glücklich, noch auffallend unglücklich. Gräfin Josef Sittner war mädchenhaft, fröhlich, lustig geblieben wie immer. Sie hatte die alte Liebe für schöne Kleider und für die Heiterkeit der Toilettensorge bewahrt.

Vielleicht nur war sie noch um eine Nüance kindischer, lauter und „moderner" geworden. Sie bildete eine feenhafte Erscheinung in allen Salons, in welchen sie erschien; und da sie die Gesellschaften sehr liebte, so fehlte sie nirgends. Und ihrem ernsten, dunkelschauenden Gatten schien das ganz zu behagen, denn er war mit Allem einverstanden, und von einer musterhaften Zuvorkommenheit gegen seine junge Frau.

Das junge Ehepaar war auch nicht allein. Der Bruder des Grafen Josef, Graf Rudiger Sittner war wieder einmal aus dem Auslande in die Heimat zurückgekehrt und lebte natürlich, obwohl er für sich eine Garçonwohnung hatte, in inniger Berührung mit Bruder und Schwägerin.

Graf Rudiger war das strikte Gegentheil seines Bruders. Der souveränste Leichtsinn, den man sich denken kann. Eine brillante dunkelschöne Figur mit Gluthenaugen, die bei jedem Blicke Funken sprühten, mit einem Munde, der nur trotzten oder lachen konnte. Er war der Liebling der ganzen Welt, obwohl

eigentlich die ganze Welt nicht wußte, was sie an ihm liebe. Jedenfalls seine Schönheit und seine laute Dreistigkeit. Gemüth hatte er keines. Sein Stand bewahrte ihn vor dem Sinken, weil er's nicht noth hatte; aber Zartheiten des Gefühles, Gedanken an irgend etwas, was schön, gut, groß war, das lag ihm gänzlich ferne. Wissenschaften und Künste waren ihm ein verschlossenes Buch. Gemüthstiefe Fragen ebenfalls. Er trank das Leben, wie man einen süßen Ciprowein trinkt, unbekümmert darum, ob er das Gehirn umneble oder das Herz betäube. Er mußte vortrefflich essen, gut trinken, gut lieben — coûte que coûte. Alles übrige war ihm egal. Natürlich war er ein Liebling aller Welt, denn überallhin brachte er Lebensfrische und überall wußte er die erste Rolle zu spielen; nicht durch lautes Gebahren — o nein! — sondern eben vielleicht darum, weil er sich um nichts und um Niemanden kümmerte, weil er schön war, und weil der Leichtsinn in distinguirtem Sinne immer bezaubernd wirkt. Er hatte schon zwei hagestolze Onkel und eine prüde Tante mit vielen Tausenden beerbt, weil er überall in die mürrischen altjungferlichen Stuben einen frischen Hauch brachte, während sein ernster, echtfühlender Bruder übersehen wurde. Er hatte diese Vermögen sämmtlich glücklich durchgebracht, und hatte doch immer Revenüen. Und er bezauberte jetzt Wien, wie er früher was immer für ein Ausland bezaubert hätte.

Eine Bekannte trafen sie in Wien, die Comtesse Mila Vaccaj. Ihr alter Vater war gestorben, und sie hatte sich mit Cousine Helly nach Wien gezogen. Nicht, weil ihr das Leben in kleinen Städten zu traurig gewesen wäre, denn sie lebte in Wien sehr zurückgezogen und besuchte bloß die nächsten Bekannten. Eines Tages erhielt sie aber die Ernennung zur Hofdame, und von da an nahm sie ihre Rolle im Leben wieder auf. Ruhig, schön, sicher wie immer. Sie war noch schöner geworden, fand man, weil sie stolzer, bleicher geworden war. Die Frische des franken Soldatenkindes hatte sich in das ruhige, exclusive Wesen der echten Hofdame verwandelt. Sie war bewunderter als je, aber auch kälter als man sie geglaubt hatte. Sie nahm keines von all' den Herzen, die sich ihr schüchtern oder glühend boten, und ging durch ihr glanzvolles Leben, ihr Geschick unerzählt in ihrem eigenen Herzen verschlossen, strahlend und eisig kalt wie die nordische Sonne.

Den ersten Besuch bei der Hofdame machte Graf Josef allein. Vielleicht weil Gräfin Josef Migräne hatte oder eine Spazierfahrt in den Prater mit ihrem Schwager Graf Rudiger machte, vielleicht weil er mit einer guten Freundin, die er nach langer Zeit wiedersah, herzlich und nicht ceremoniös plaudern wollte.

Gräfin Mila empfing ihn, wie man eben einen guten Freund empfängt. Mit einem Händedruck und mit einem Lächeln, welches sich sagt: ich muß jetzt meine gesellschaftliche Rolle spielen. Ruhig und ein bischen müde war ihr Auge dabei, ruhig und ein bischen tonlos ihre Stimme. Sie saß vollkommen comfortabel im Schaukelstuhl ihm gegenüber und schaukelte sich, und bot ihm Cigaretten an und rauchte selber Eine dazu nach gewohnter Weise.

Sie redeten zuerst natürlich von den Vorkommnissen im Familienleben, von dem Tode ihres Vaters, von den Reisen, die er gemacht, von der Gesundheit der Gräfin Josef, von den Augen der Cousine Helly, von dem Schicksale einiger beiderseitigen Bekanntschaften, dann von den intimeren Verhältnissen des Hofes, an welchen sie jetzt attachirt war. Er dachte dabei, wie sie schöner noch und stolzer geworden; sie dachte dabei, wie er blässer geworden sei. Dann redete er sich wärmer in's Reden hinein, und endlich sagte er mit einem Tone, den er vom Anfange seines Besuches an

schon vergeblich gesucht hatte — mit einem zitternden, jugendlichen Tone. „Eine Frage, Gräfin.“

Ihr Auge machte einen großen, erstaunten Blick. „Aber tausend Fragen, natürlich!?“ Dabei warf sie ihre Cigarette in die Aschenschale und faltete ihre Hände und schaute auf dieselben herab.

Er streckte seine Hand nach ihr aus, und diese Hand zitterte leise. „Sind Sie noch meine Freundin? Meine Freundin so wie einst, so wie damals . . . so wie damals, wo ich noch nicht verheiratet war, so wie damals, wo wir mit einander an der Kapelle standen?“

Sie antwortete nicht gleich. Sie spielte mit ihren Händen, sie schaukelte sich. Dann schaute sie ihn plötzlich an. So ruhig und die Augen so starr. „Ja“, sagte sie. Sie war dabei heiser. Und dann wartete sie und befeuchtete ihre Lippen mit der Zunge.

Er fuhr mit der Hand über die Stirne. „Gott sei Dank!“ sagte er aus tiefstem Herzen, „dann kann ich Ihnen also Alles sagen! Alles, nicht wahr?“

Sie ließ ihm ihre Hand und nickte nur. Ihre Lippen lächelten dabei. Wirklich herzlich. Aber sie sprach nichts.

Nun sagte er ihr, daß er unglücklich sei. Unsagbar unglücklich in seiner Ehe. Er sagte ihr dieß mit abgebrochenen Worten, aber so klagend, wie man betet, wie man weint.

Unglücklich! Wie er ihr das sagte, wie er ihr das schilderte, da überflog eine jähe Röthe ihr Gesicht. Ihre Augen funkelten auf, wie Sterne, wenn Sturmwolken über dieselben hinfahren. Ihre Hände ballten sich zitternd. Aber Alles das war nur ein Augenblick. War es Rache, war es böse Freude? Aber ihr Auge blieb auch in dieser Erregung glanzvoll. Sie hielt sich aber mit Gewalt ruhig. Wenn es Genugthuung war, was sich in ihr regte, oder wenn es etwas Anderes war, etwas, was ihrem edlen Herzen näher lag, sicher ist, daß sie bald wieder Worte fand. Nur wie eine Möwe rasch hinzuckt über das unermeßliche brausende Meer, so zuckten ihre Gedanken über die sturmvolle Unermeßlichkeit der Thatsache: „den Mann, der Dich nicht verstanden hat, hat die Rache ereilt, und er ist elend, elend wie Du selber bist, elender noch, denn er ist es durch eigene Schuld!“

Sie faßte seine Hand und in ihrer Stimme lag es jetzt wie wirkliche Angst, Angst um ihn.

„Unglücklich?“ sagte sie, „wie ist das möglich? Jenny Lapresti, Ihre . . . Ihre Gattin ist ja so lieblich, so heiter, so frohherzig. Sie schilderten sie mir ja einst so begehrenswerth, und ich selber fand sie so. Wie können Sie an ihrer Seite, mit dem ersehnten und errungenen Ideale Ihrer Seele vereint, unglücklich sein?“ — Es lag bloße Wahrheit, es lag keine Bitterkeit in diesen Worten, wie Gräfin Mila sie sprach.

„Ja, Jenny es ist so“, sagte er traurig, „Sie ist lieb und fröhlich, wie sie als Mädchen war. Der Unterschied ist nur, daß sie jetzt eine Frau ist, und ganz so blieb, wie sie als Mädchen war. Ihr Sinn ist leicht geblieben wie Sommerwolken; er concentrirt sich auf nichts, er flattert bloß über Alles hinweg. Toilettenpracht, Musiktändeleien, Lachen, Visiten, ein wenig Aufsehen machen im Theater, darin concentrirt sich das Leben dieser schönen Puppe, meiner Frau. Sinn und Verständniß für den Ernst des Lebens, das tiefe Gemüth, welches uns jede Freude doppelt, jedes Leid nur halb fühlen läßt, das fehlt ihr. Sie ist recht gut, aber passiv gut, — weil es müheloser ist, als das Bösesein, und weil es besser paßt zum Blondsein. Sie ist ein Kind, welches nie eine Frau werden wird.“

Mila Vaccaj schaute sinnend auf ihre gefalteten Hände herab. „Nun, das Unglück ist nicht so groß,“ sagte

sie. „Sie haben eine kindische Frau. Freuen Sie sich doch ihrer Heiterkeit; und wenn Ihr Herz verlangt nach einem tiefen Gemüthe — dafür nehmen Sie sich die Dichter. Was Sie mir schildern, ist Einsamkeit, aber es ist kein Elend, daß ihre Gattin bloß kindisch und gedankenlos und oberflächlich ist."

„Ja, wenn es nur das wäre!" sagte er bitter, schmerzlich, schamvoll; aber diese Gedankenlosigkeit, diese Leichtfertigkeit, diese Oberflächlichkeit werden aus ihr eine schlechte Frau machen."

„Graf!"

„O, lassen Sie mich reden, lassen Sie mein Herz hier aufathmen und ausklagen und ausreden. Jenny Lapresti heiratete mich, weil — weil ich ihr am wenigsten den Hof machte, weil ich sie am wenigsten langweile. Was wußte sie von Liebe? Sie war ja un enfant gâtée. Und ich? Ich war eben verliebt in sie — so dumm, blind, albern, wie man eben verliebt ist, wenn man aus den Studien kommt — immer in die Unrechte. Ich blieb aber, nachdem ich diese entsetzliche Wahrheit und die Nichtigkeit des kleinen Puppenköpfchens, an das ich zeitlebens gefesselt bin, erkannt hatte, entschlossen, mein verpfuschtes Leben ernst und würdig zu nehmen. Da mußte ich aber auch erkennen, daß das kindische Weib, das meinen Namen führt, selbst die Ehre nicht ernst nimmt, sobald dieselbe nicht zu ihrer Toilette paßt. O, sie ist mir äußerlich treu — bis jetzt; aber jeden Augenblick kann die Schranke fallen, denn auch ihr Herz ist erwacht. Ihr Herz? Nein. Ich sollte sagen, die Eitelkeit ihres Herzens. Sie ist verliebt, lachend, rücksichtslos verliebt in einen schönen, begehrten, herzlosen, abenteuerlichen Mann, eben weil er schön und begehrt und von allen Frauen ersehnt ist und weil er die Laune hat, ihr den Hof zu machen!"

„Graf Josef, Sie müssen ihr kindisches Weib eben behüten."

„Behüten! Sie weint und schreit, wenn ich sie eine Theatervorstellung versäumen lasse. O, Sie kennen diese sogenannten kindischen Frauen nicht; sie sind rücksichtslos, weil ihnen nichts im Leben Werth hat. Sobald man streng wird, ist man ein Tyrann und das kindische Geschöpf ist unglücklich aus Zorn. Ein Unglück, welches den Verursacher desselben lächerlich macht, weil eben der Gegenstand desselben lächerlich ist. Jenny ist trotzig und unvorsichtig und dem Manne gegenüber, in den sie so vernarrt ist, kokett. Was kann ich ihr verbieten? Sie ist mir ja äußerlich treu. Was kann ich ihr vorwerfen? Sie sagt mir einfach: ich kann nichts dafür, daß wir nicht zu einander passen. Was hab' ich von der Ehe, von der Liebe verstanden? Und vor was soll ich sie warnen? Sie spielt dann die Naivität oder sie ist es. Ich muß die Dinge gehen lassen wie sie sind."

„Und der Mann, welcher von allen Weibern angebetet wird und dessen Courtoisie Ihrer Gattin so schmeichelt? Können Sie dem nicht sagen: Geh' aus dem Wege?

„Ihm das sagen? Mein Gott, er meint nichts Schlimmes. Er denkt weder an Jenny, noch an ein anderes Weib. Er ist der personificirte Leichtsinn, der zehn Vermögen vergeudet hat, dem das Herz nichts ist, nur der Moment; ein Lebemann der besten Sorte."

„Da genügt wohl ein stolzes Wort von Ihnen?"

„Und wie sollte dieses Wort lauten?" machte er bitter. „Es ist mein Bruder."

Sie schaute auf. Mit einem erschreckten Blicke, mit einem bedauernden Blicke, mit einem guten Blicke. Sie senkte das Haupt und er ergriff ihre Hand und fuhr fort und die ganze Seele des Mannes zitterte in seinen Worten, wie er sagte: „Aber was ist dies Alles gegen das Elend meines eigenen Herzens? Gegen den Irrthum meiner eigenen dummen,

jungen Seele? O, wenn Sie dies wüßten? Und mir ist, als müßte ich Ihnen sagen, was in mir tobt und wühlt, damit es mich nicht erdrückt. Was ich damals für Jenny Lapresti fühlte, war ein Rausch — ein Rausch, wie er jeden jungen Menschen erfüllt vor dem Mädchen, das ihm einladend entgegenlächelt. Aber seitdem habe ich eingesehen und erkannt, welches Wesen für mich das Glück gewesen wäre, für welches Wesen mein Herz damals die wahre, die echte, die einzige Liebe zu fühlen begann — ohne es zu wissen, ohne es zu ahnen! — Ich begegnete dem Weibe meines Herzens, dem Ideale meiner unverstandenen Sehnsucht, aber dieses stolze Mädchen hatte nicht das einladende Lächeln Jenny's, es kam mir nicht entgegen, es sprach mir nicht von Liebessachen. Und ich hielt meine Liebe für Freundschaft. Ein erstes, unendliches Glück überkam mich bei ihr. Ich Thor, ich hielt dies für Heimatlichkeit und es war die Knospe meines Seelenlebens, die sich eröffnete. Dann, in der Ferne, wie ich den Irrthum meiner Frau, meiner nichtigen, gemüthlosen, lauten, kleinen Frau und meinen eigenen kennen lernte, da erwachte ich wie aus einem Traume. Da sah ich erst die Wahrheit, da fühlte ich die Wahrheit in meinem Herzen! Weil ich nach ihr schmachtete, weil mein Herz in seiner Ernüchterung nach ihr rief. Und ich bin ein Ehemann und ich sehe sie so hoch über mir! Es ist kein Traum, den ich Ihnen da erzähle und keine Liebesphrase. Und es liegt keine Treulosigkeit gegen meine Pflichten darin und keine Beleidigung für die, welche ich geliebt habe vom ersten Augenblicke an, welche ich ersehnt habe in Nächten des Jammers und des Grames, welche ich zu spät als das zweite Ich meines Herzens erkannt. Ich will sie fliehen, ich will ihre Augen nimmer suchen, ich will mein Elend tragen, aber sagen muß ich ihr's, daß Sie es ist, der die beste, die einzige Liebe meines Herzens gehört, daß Du es bist, die ich liebe, Mila . .

Der Schrei seiner Liebe verwandelte sich in einen Schrei des Schreckens. Denn er sah, er sah es in seinem höchsten Jammer und seiner höchsten Seligkeit des Ausjammerns, wie eine schreckliche Angst, eine Art Verzweiflung über ihr Antlitz leuchtete: nicht Zorn, sondern auch ein Jammer, ein unbeschreiblicher. Sie wurde weiß wie eine Leiche und sie sank wie todt zurück.

Da kam es über ihn mit Sturmeskraft und Blitzeshelle; es gibt Augenblicke, wo die Stimme herausschreien muß, was die Seele fühlt, im Glück oder Schreck; und er schrie auf: „Mila! Mila! Sie haben mich auch geliebt!“

„Jesus Maria!“ rief sie, und barg ihr Gesicht in die Hände.

Es war ein gräßlicher Augenblick für zwei arme Herzen. Er erkannte auch ihre Liebe, wie die seinige — zu spät. Es ist ein schreckliches Wort, das Wort: „zu spät“. — Was vermag die ganze Göttlichkeit der Sonne, wenn sie aufgeht über welke Blätter des Herbstes?

Er lag zu ihren Füßen und jammerte zu ihr auf. „Mila!“ rief er arm. — Und wir standen einst Herz an Herz! Mir ist so weh im Herzen. Mir ist, als ob ich sterben müsse . . .“

„Ja, stirb!“ weinte sie in die verschlungenen Hände. „Das wäre das Beste! — Dann deutete sie ihm zum Gehen. — „Gehen Sie fort!“

Sie jagen mich fort! Jetzt? Wenn Sie wüßten, wie ich Sie ersehnt habe, wie ich Ihren Namen gerufen habe in Nächten der Verzweiflung. Wenn ich von hier fortgehe, ist's ja vielleicht für immer. O lassen Sie mich einen Augenblick hindurch die Seligkeit dieses tiefen Unglücks durchsterben!“

„Josef, gehen Sie, verlassen Sie mich, dieses Haus — ich will es, Sie müssen es!“

„Muß ich? Nur eine Secunde noch, nur noch eine Secunde. Es ist ja das erste- und das letztemal, daß ich das Leben düster wie eine Sturmesnacht, aber doch so klar vor mir sehe. Du hast mich auch geliebt! Ich werde sterben d'ran und Du auch, Mila! Aber laß mich nur eine Secunde hindurch die Luft athmen, die mit dieser Gewißheit erfüllt ist! Du hast mich auch lieb!“

Sie gehörte jetzt ganz wieder dem eigenen Selbst. Sie riß sich empor und sie stand vor ihm, stolz, gebietend, wie der Engel mit dem Flammenschwerte. „Nein!“ rief sie wild. „Ich liebe Sie nicht mehr, glauben Sie das, Josef, denken sie das. Das ist abgethan und vergessen. Damals gab es einen Augenblick, wie die Sonne so prächtig über das einsame wunderthätige Gotteshäuschen im Walde niedersank, der konnte uns vereinen. Aber eine solche Flamme lodert nur einmal auf in dem Herzen eines Menschen. Mögen andere Flammen später künstlich angefacht werden: es ist nicht mehr dieselbe, die erste, die echte, die heilige. Wie das Eliasfeuer des Evangeliums muß sie vom Himmel kommen, da kann ein Mädchenherz in erster, in bester Liebe sich zu eigen geben, selig, zagend und vertrauend einem Manne, der ihr Gatte wird. Und ich wäre Dein Weib geworden — ich schäme mich dieses Geständnisses nicht — und ein glückliches Weib. Jetzt ist's ja zu spät.

Nur als Sünde könnte uns jetzt ein Beisammensein kommen — selbst das entfernteste: und, Josef, Sie ehemaliger Priester, der Sie den Himmel mit Ihrem reinen Knabenherzen offen sahen vor sich: gibt es etwas Häßlicheres als die Sünde? Und Sie denken nicht so niedrig von mir und ich denke nicht so niedrig von Ihnen, daß wir fortan noch ein Wort wechseln könnten mit einander, was nicht die ganze Welt hören dürfte. Nein, Josef. Um jenes einzigen heiligen Augenblickes willen, wir dürfen einander nichts mehr sein — nicht einmal Freunde; wir müssen scheiden, auf Nimmerwiedersehen, fühlen Sie das nicht?“ —

Sie wies ihn zurück mit ihrer Geberde, wie er vor ihr kniete. Aber ihre Stimme war weich wie die Stimme der Verkündigung.

„Ich fühl' nichts“ — jammerte er. — „Ich fühle nur, daß ich ein namenlos unglücklicher Mensch bin, und daß ich sterben werde, wenn Du mir nicht ein Wort des Trostes sagst!“ —

Sie faltete ihre Hände über ihrer Brust, heftig, und doch so hell in ihren thränenverschleierten Blicken: „Josef, lassen Sie mir Ihr Bild, wie ich es im Herzen getragen habe, stumm und klaglos und ergeben und treu. Lassen Sie mir kein anderes Gedenken an Sie, als wie ich es an den Mann bewahrte, den ich lieben konnte, und dessen Liebe mich damals beglückt hätte: ich will ihn nie anders sehen als treu, brav, stolz und rein! Nichts Irdisches zog mich zu ihm, weiß Gott! nur die Erkenntniß dieser seiner Eigenschaften. Ihm hätte ich mich selig beugen können. Und mein einziger Reichthum in meiner jetzigen Armuth ist es ja, ihn so herrlich denken zu können, wie er mir erschien, wenn er auch mir fremd geworden ist. Die Liebe, die himmlische, heißt's ja im Evangelium, verlangt nicht das Ihre. Und Sie selber! Wenn Sie mich lieb hatten — möchten Sie mich mißachten können? Und das müßten Sie, wenn ich noch einmal mit Ihnen sprechen wollte davon, was unsere Herzen bewegt hat, wenn ich sie noch ein einziges Mal anhören wollte, ohne daß eine ganze Welt uns hört. Leben Sie wohl, lieber — Bruder! —

„O Dein Herz hat leicht stolz sein, weil es nichts mehr fühlt!“ — zürnte er klagend.

Sie seufzte jammernd auf. „O Gott! Er fragt noch! Ich bin elend, Mensch! Und wenn ich Dich weiter

hören will, dann würde ich das verdienen, und Du auch. Tragen wir unser Leben, und — verlassen Sie mich jetzt! —"

„Was soll geschehen?"

„Was geschehen soll? Die Treue. Die Pflicht. Ich werde meine Pflicht erfüllen."

„Deine Pflicht? Oh, schauen Sie nicht so zürnend! Ihre Pflicht, Mila?"

„Ja," sagte das schöne, hohe Mädchen feierlich und einfach. „Ich habe eine Pflicht, Graf Josef. Damals, in jener Stunde, wo Sie vermählt wurden, in jener Stunde, wo ich mein Glück begrub — einfach, hilflos und still in meinem tiefsten Herzen, damals that ich einen Schwur, ein Gelübde: Nur zu leben im Leben wie in einem Grab. Und nur aufzuleben, wenn es Ihnen nützen könne, wenn ich Ihnen etwas leben, handeln, wirken könnte, für Ihr Glück. Das schwur ich mir dem eigenen Gefühle zu, als letzte Rettung vor dem bittern Weh und vor der Verzweiflung der übersehenen oder verschmähten Liebe. Nun, und diesen Schwur will ich jetzt halten. Das Gebet will ich auch jetzt halten, welches ich damals in jener einzigen glücklichen Stunde meines Lebens vor der Kapelle der Maria-Stein gethan habe: „Laß mir nur Ein Glück blühen im Leben, laß mir nur Einen Segen blühen: für ihn etwas thun können, für sein Glück. Jetzt ist die Zeit dazu, ich bin erhört. Gepriesen sei Maria am Steine aus der Tiefe meines Herzens dafür! Und jetzt leben Sie wohl. Für immer."

„Für immer?"

„Josef!" — sagte sie groß. „Ja, für immer." —

„Und was wollen Sie für mich thun?"

„Wort halten — will ich." Damit wies sie ihn fort.

So schieden sie. Und wie er fort war, da brach sie zusammen. Jammernd und dennoch dem lieben Gotte dankend dafür, daß sie sich geliebt fühlen durfte von dem Geliebten ihres Herzens.

* * *

Am nächsten Abende war Hofball in der Burg. Da leuchtete sie unter allen Hofdamen hervor an Geschmack der Toilette und an Schönheit und diesmal sogar an Lebenslustigkeit. Der ganze Hof war erstaunt. Die Cavaliere fragten einander. „Ja, ist denn das die Gräfin Vaccaj? Sie lebt ja beinahe . . .

Auf Hofbällen sind es meist nicht die Tänzer, welche zum Tanze bitten, sondern sie werden von den ersten Damen des Hofes zum Tanze befohlen — soi-disant gebeten. Graf Rudiger Sittner der souveränste Leichtsinn, wurde ganz bezaubert durch ein erstes Entgegenkommen der vielbewunderten Gräfin Mila Vaccaj. Sie lächelte ihn an, und er war naturgemäß augenblicklich berauscht. Aber mehr noch, wirklich verliebt. Sein schönes dunkles Auge flammte in Leidenschaft auf und in Kühnheit. Er verließ die Gräfin Mila kaum mehr an diesem Abende. Er sagte ihr zwischen den Touren einer Quadrille in seiner heftigen, graziösen, selbstbewußten Weise, daß er sie liebe. Sie lächelte, wie sie ihn anhörte, und ihr Auge ertrug ruhig und glänzend das seinige.

* * *

Es war undenkbar, aber es war wahr, was die Residenz in der nächsten Zeit erfuhr. Der wildeste viveur, Rudiger Sittner heiratete. Er heiratete die stolzeste und kälteste Schönheit, die sich denken ließ, und von der man nie geglaubt hätte, daß sie sich unter das Joch der Ehe beugen werde, weil sie die Edelsten und die Besten abgewiesen hatte.

Die Beiden waren ein stattliches, herrliches Paar. Sie wollten die nächsten Jahre ihres Lebens auf Reisen verbringen.

* * *

Graf und Gräfin Rudiger reisten. Von Land zu Land, — überall eine Saison verlebend, an jedem Hofe eine kleine Rast machend. Man fühlte manchmal, daß sie nicht reich waren, aber sie waren stets — Dank sei es der Gräfin, — à la hauteur de leur position. Und immer kam wieder eine Erbschaft für Monsieur den Grafen, der ein Liebling aller Welt blieb, durch den Glanz seines Frohsinns. Wenn das Haus Rudiger Sittner aber schwankte, dann war es stets die Gräfin Mila, welche es so zu sagen im Niveau erhielt. Sie hatte einen unverwüstlichen, wahrhaft königlichen Anstand. Die Abenteuerlichkeit ihres Gatten verwischte sie durch ihre Echtheit — seine Untreue ignorirte sie.

Nach zwei Jahren starb sie. In den Niederlanden oben, wie sie eben in dem Adelsneste Vanschuten at Bosch residirten.

Sie starb an einer maladie de langueur. Langsam und sanft. Sie hatte ihren Schwur vollendet für den Frieden Josef's zu thun, was sie konnte. Sie hatte seinen Bruder geheiratet. Sie hatte ihren Schwur gehalten und hatte ein schmerzliches — das einzige Glück ihres Lebens darin gefunden. Der Friede war eingekehrt bei ihr an der Hand des Todes — endlich! — bei dem treuen, starken Herzen; ein Friede, den sie im Leben nicht finden konnte. Sie starb in einem freundlichen Landhäuschen der ruhigen niederländischen Stadt. Vom Fenster ihres Sterbezimmers aus sah man ein Feld von hohen Bohnenranken und einen Garten, der von Blumen förmlich erstickt war; ein kleiner Zaun umgab ihn und auf diesem Zaun lärmte eine Schaar von Vögeln. Ueber demselben, im Hofe, flatterten und gackerten viele Hühner, Gänse und Enten. Das Haus selber war alterthümlich, hatte Querbalken an der Decke und Fenster, die mit Blei eingefaßt waren. Wilder Wein rankte sich an den Wänden empor, Tauben bevölkerten das Dach, Vogelbauer mit Spechten hingen am offenen Fenster, Kinder tollten und lachten auf der Straße draußen. Das sah Mila Vaccaj, wie sie starb. Es war zur Abendzeit. Die Gegenstände verschwanden vor ihren Augen, wie in einem Rauche; die Fernsichten wurden braun und glänzend, hie und da glänzte in ihnen ein Hüttenlicht auf wie Tigeraugen, die auf ihre Beute starren. So that ihr armes Herz seine letzten Schläge, während ihr Mund selbst im Sterben stumm blieb.

* * *

Graf Josef Sittner bekam die Nachricht von dem Tode seiner Schwägerin in Florenz, wo er als Gesandschaftsattaché weilte mit seiner kleinen kindischen, reizenden Frau.

Der Brief des Lebemannes an seinen Bruder lautete:

„Lieber Gip! Du wirst staunen, von mir einen Brief zu bekommen. Aber vielleicht findest Du's begreiflich, da Du doch das faire-part erhalten hast. Meine Frau ist gestorben. Man hat es nicht verhindern können. Ich bin ein gebrochener Mensch, weiß Gott! Jetzt erkenne ich erst, was sie mir gewesen ist. Ich bin ein liederlicher Kerl, das weißt Du, in jeder Beziehung. Un mauvais sujet, wie Ihr mich nennt. Meine Frau hat mich nie mögen, aber sie hat das zu ertragen gewußt. Sie war nie eifersüchtig oder zänkisch. Ging's durch meinen Leichtsinn knapp mit dem Gelde, dann darbte sie mit mir. Aber richtete es doch so ein, daß wir auf großem Fuße zu leben schienen. Was ich schlecht machte, wußte sie zu verdecken. Sie hatte eine so noble Art, die aus ihrem Innern herauskam. Mich hat sie nie geachtet, ich fühlte das, und — glaube mir, das war das einzige Leid, welches ich jemals empfunden habe in meinem leichtsinnigen

Herzen. Jetzt fühle ich, daß ich sie geliebt habe, wie ich's nie für möglich gehalten hätte. Ich habe jetzt keinen Halt mehr. Ich fürchte, ich werde jetzt — sinken. Na, kein Schade um mich. Adieu. Dein Bruder Rudi.

Vanschuten im Busch.

* * *

Graf Josef las den Brief seiner Frau vor. Es war an einem sonnenglänzenden Florentiner Vormittage, und sie machte eben Toilette für die Promenade am Arno. Er hielt manchmal im Lesen inne. Das bemerkte Gräfin Jenny. Sie machte plötzlich kleine Augen, und ein scharfer Zug flog um ihren lieblichen Mund. „Du scheinst Dir den Tod unserer stolzen Schwägerin sehr zu Herzen zu nehmen. Du hast sie also sehr venerirt? Hast sie sicher lieber gehabt als mich?“ —

„O, nein!“ sagte der dunkle Mann wie müde.

„Gewiß nicht?“

„Nein.“

„Du bist sicher gar nicht in sie verliebt gewesen?“

„Gar nicht.“

Sie lacht wieder. „Nun, Dieu merci. Wie steht mir die himmelblaue Robe zu den langen Locken? Bin ich schön, Gip?“

„Wunderschön!“ sagte er, wie man einem Kätzchen ein Stück Zucker hinwirft.

Das war die Grabrede der Gräfin Rudiger Sittner.

# Gaukle, gaukle, Mädchenfalter . . .

Gaukle, gaukle, Mädchenfalter,
Tanzend auf beblümter Heide,
Wie ein Distelhaupt im Winde,
Nur in etwas bunterm Kleide!

Gaukle, gaukle, junger Falter,
Denn was kannst du sonst als gaukeln?
Hast ja recht, auf flücht'gen Blüthen,
Selber flüchtig, dich zu schaukeln!

Wär's nicht thöricht, dir zu grollen,
Ungerecht, dich anzuklagen,
Weil du nicht wie unsereiner
Hast gelernt dem Tand entsagen?

Wär's nicht grausam, dir zu pred'gen,
Daß du sollst die Welt verachten,
Daß du sollst wie unsereiner
Darben, siechen, einsam schmachten?

Unsereiner sieht doch heimlich
Götter zu sich niedersteigen,
Sieht zu seinem Schmerzenslager
Musen sich und Grazien neigen. —

Unsereiner kann verzichten,
Sich in's Weltgetrieb' zu mischen,
Kann die Erdenkost verschmähen,
Denn er speis't an Himmelstischen.

Aber du, du armes Weltkind,
Arm im Haupt und arm im Herzen,
Wär' das bischen Erdentand nicht,
Ach, wie solltest Du's verschmerzen?

Gaukle, gaukle, Mädchenfalter,
Tanzend auf beblümter Heide,
Wie ein Distelhaupt im Winde,
Nur in etwas bunter'm Kleide. —

Freue dich des kurzen Lebens
Und genieß' es nur geschwinde!
Gaukla, junger Falter, gaukle,
Tanze, Distelhaupt, im Winde!

Robert Hamerling.

# Ein Thalgau des steierischen Oberlandes im Wechsel der Jahrhunderte.

Eine Studie von Dr. Franz Krones.

Schluß.

Chroniken und auch Urkunden schweigen gänzlich von unserem Ennsthale bis zum Schlusse des 9. Jahrhunderts. Es lag nicht an der großen Heerstraße der Ereignisse; aber vieles von ihnen streifte nicht bloß diese Thalung, sondern griff mächtig und wandelnd ein in ihr Inneres. Wir gedachten oben der einen großen Wandlung, des Verfalls der römischen Staats- und Culturwelt, und dann des Erscheinens der Slaven auf dem Boden der Steiermark. Wir können die dazwischen liegende Kluft nicht anders ausfüllen, als mit der Annahme, daß der karantanische Winde (Slave) in örtliche Verhältnisse eintrat, die bereits durch ein Jahrhundert an römischem Gepräge viel verloren hatten und daß die keltoromanische Bevölkerung, in den größeren Niederlassungen stark gelichtet, theils aus dem Lande gewichen oder tiefer in's Gebirge versteckt, in der slavischen Ansiedlung großentheils bald aufging. Wenn in der ganzen Steiermark sich bloß zwei keltorömische Stadtnamen durch die slavische Epoche hindurch bis auf unsere Tage in ihrer Grundform unverändert behaupteten: Celeja (sl. Cele, d. Cilli) und Petovio (sl. Ptuj, d. Pettau) während die andern spurlos verschwanden oder in den heutigen Namen unerkennbar sich verloren, darf es uns Wunder nehmen, wenn im Ennsthalgebiete ein Styriate, Vocarium gerade so als Name unterging, wie in der Nachbarschaft ein Tartusanum, Gabromagus, Ernolatia u. s. w.? Nur das, was gewissermaßen ewige Dauer hat, bedeutende Ströme, wichtige Bergübergänge, vererbte sich in seiner uralten Benennung von den ältern Anwohnern auf die nachfolgende Bevölkerung. So blieb der Name Anisus, im Slavischen Enže, dann im Deutschen Enns, das keltoromanische Pirus im Slavischen und Deutschen haften (noch heute spricht man vom Paß Pyhrn) — und ebenso scheint der verwandte Bergname Pyrgas, der zu der Umwallung des Admonter Thalgrundes zählt, sich unwandelbar behauptet zu haben, gerade so wie das keltische „Taur" (die Gebirgspforte, der Bergpaß) im ganzen Ostalpenlande, ungerechnet andere Berg- und insbesondere Flurnamen, die noch viel zu wenig durchforscht sind.

Aber noch ein anderer Gesichtspunkt ist hier maßgebend. Die keltische und romanische Bevölkerung war sicherlich nicht zahlreich und größtentheils im Bereiche des Hauptthales seßhaft. Was weiter ab in den Seitenthälern gebirgswärts lag, von der Natur so eigenthümlich verschlossen, wie z. B. das Johnsbacher Thal, blieb großentheils Wildniß und ist erst spät Ansiedlungsboden geworden. Aber auch das Hauptthal bot durch seine damals gewiß großen Ueberschwemmungen, durch die bedeutenden Sumpfflächen und Torfmoore kein geeignetes Gebiet für bedeutende und dichte Ansiedlungen. Aehnlich blieb es in der slavischen Epoche. Es ist ein leicht begreifliches Gesetz in den Erscheinungen jeder Ansiedlungsperiode, daß der Ankömmling zunächst dort sein neues Heim sucht und gründet, wo ihn eine schon bestehende Niederlassung oder deren Spu-

ren einladen, gerade so wie die christliche Kirche des ersten Mittelalters gerne an Stätten antiker Cultur ihre Schöpfungen knüpfte.

Wer gibt uns Kunde von der slavischen Einwanderung? Kein geschriebenes Wort ist da unser Führer, aber die Berg-, Thal-, Gewässernamen, Ortsnamen, ob lückenhaft und mager auch die urkundlichen Belege sind, helfen uns, wie das Lämpchen des Bergmannes, den nächtigen Schacht der Vergangenheit erhellen. Müssen wir annehmen, daß der Alpenslave vom Süden sich nordwärts vorschob, vom oberen Murboden in das Ennsthal, so bot ihm das Paltenthal den bequemsten Weg; doch können wir auch an den Zusammenhang des Ennsthales jenseits der Mandling und des in der Vorzeit großen Ennswaldes mit dem salzburgischen Pongau denken, wo im 8. Jahrhunderte auch Slaven saßen. Aber zunächst ist wohl der Weg durch das Paltenthal maßgebend, dessen Flußname einst Palta oder Palte geschrieben (vgl. blato, Sumpf, der sumpfige „Fluß") aus dem Slavischen stammt. Nahe dessen Ausmündung, am Tauern, wo wir auch das keltoromanische Tartusanum suchen, gründete der Slave eine bedeutende Niederlassung, Crwena später von den deutschen Ansiedlern in „Roten"mann übersetzt, wie es noch die Urkunde vom Jahre 927 bezeugt, welche von Rotenmann spricht, es sei slavisch: Cirminah (verschrieben statt Crwena) genannt". Treten wir auf dem Wege über Strechau (Strechawa), das auch an slavischen Namensursprung mahnt, nun in den Liezner Bezirk des Ennsthales, so begegnen wir in Liezen, in den ältesten Urkunden Luozen, Luezen geschrieben, einem slavischen Namen; er bedeutet den Ort in der Au oder moorigen Niederung (vom slav. luh).

Aber auch andere Ortsnamen in diesem Gebiete verrathen den slavischen Ursprung, so am rechten Ennsufer Lassing, in den alten Urkunden Laznich, auch Laznica-hone, d. i. Laznica-Hofe geschrieben, von dem slavischen Wurzelworte laz das Gereute, die Robung.

Auch Döllach, in älterer Form Dol-ach, führt auf die slavische Wurzel dul, Thalung zurück. Es scheint, daß das Admonter Thal, noch heutzutage nicht arm an Teichbildung — man denke nur an den großen Scheibelteich — in der Slavenepoche durch seinen Wasser- und Sumpfgrund nicht gleich zur bedeutenderen Ansiedlung einlud und daß die windischen Ankömmlinge lieber stromaufwärts in die höher liegenden Stufen des Ennsthales vorrückten. Da treffen wir auf dem linken Stromufer den Ort Pürgg (Greischern), urkundlich mit dem älteren Namen Gruscarn (Gruscharn), Grouschern, jetzt noch als Greischern erhalten. Offenbar trat wie bei Rotenmann, der älteren slavischen Bezeichnung, die sich auch in deutscher Umformung erhielt, die jüngere, vom Hause aus deutsche, an die Seite, ohne als Uebersetzung gelten zu können, denn bei „Pürgg" ist sicherlich der gebirgige Boden der Gründung gemeint, während bei Gruscarn an das slavische Wurzelwort Gruška, Birne, also Birndorf gedacht werden darf. Man vergleiche nur die verwandten Ortsnamen in der windischen Südmark, im heutigen Untersteier, wie: Grušena, Gruškowa, Gruškovec u. A.

Ein Hauptort daselbst, das alte Gröbming, ist auch diesbezüglich als Beispiel anzuführen. Seine ursprüngliche Schreibung lautet Grebenich, von der slavischen Wurzel greben, Felsenkamm, und findet an Greben in Krain, Griffen (criuvina in alten Urkunden) Seitenstücke. Am rechten Ennsufer, Greischern gegenüber, an der Ausmündung des Irnthalbaches (d. i. Irdning-Thalbaches) liegt Irdning, in der ältesten Form Jednich, Jedeniche geschrieben, welche

ebenso windischen Ursprunges ist, wie Ingering am obern Murboden, das einst Undrima hieß. Irdning scheint der Tochterort des etwas weiter hinauf liegenden Alt-Irdning gewesen zu sein. Offenbar war dann dieses die ursprünglich slavische Niederlassung. Auch das nahe Golling am gleichnamigen Thalgraben birgt die slavische Wurzel gol, „kahl", in sich und läßt sich mit Gölnitz (golenica) im Mürzthale und mit dem höchsten Grenzberge der Steiermark nächst dem Dachstein, dem Hochgolling, dem hohen „kahlen Berge" mit dem salzburgischen Golling u. s. w. zusammenstellen. Gleiches gilt von Gritschenberg und von dem uralten Orte Gr.-Sölk im gleichnamigen Thale, einst Cedelicha oder verkürzt Selicha geschrieben, woraus dann die deutsche Namensform Sölk erwuchs; gerade so wie aus Sedelica, Cedelicatal, Selzthal entstand. Aber auch der bedeutendste Ort des Ennsthales, das einst bergbauberühmte Schladming, dicht am Ennsflusse, der jenseits der Klausen, der Stromenge, in ein erweitertes Bett tritt, in der Nähe des Felsenthores der Enns, des Manling- (Monlicha-, Manlicha-) Passes ist slavischer Gründung, einst Slabnich, Slæbnich genannt, und birgt im Namen die Wurzel slap, Strömung, Fluth. Auch Gleiming (Climnich) ist aus dem slavischen glinc, Lehm oder Leim entstanden. Desgleichen hat auch die südwärts liegende Gebirgswelt, z. B. das Lesach- (Lassach) Thal den slavischen Namenskern (les, Wald) in sich; ebenso wie im Gebiete der Sölk der Gatschberg, das Thal Feister (vgl. die vielen Feistritz = Vustrica oder Bistrica), das Krakauthal (o. Guggauthal) (vgl. die Laibacher Vorstadt Krakau in Bezug der Namensbildung.) Daß den gewaltigen Grimming am nördlichen Ennsufer der Slave schon benannte, und die ursprüngliche Form Grebenik, der Felsenkamm (vgl. Gröbming), gelautet haben mag, ist nicht unwahrscheinlich. Denn, wenn wir in das benachbarte Gebiet von Aussee den Blick werfen, so treffen wir auf zahlreiche Reminiscenzen der windischen Ansiedlungsepoche. So auf die Klachau (jedenfalls in der älteren Namensform Glochowo, glogowe, von glog, der Weißdorn), auf die Tauplitz (Toplica, von topla, warm, vgl. den Toplitz-See oberhalb des Grundelsees), auf Zauchen (Such, trocken, vgl. die Zauchen, Zauchwinkel, Sukdol = suchy dol, d. i. Trockengrund, Zuckertal = Trockenthal in Kärnten, Krain und Steier), und Rötschitz (Recica, von řeka, Fluß, rečica, kleiner Fluß oder Bach), ohne eine erschöpfende Zusammenstellung liefern zu können und zu wollen.

Lagerte ja doch bis in's eilfte Jahrhundert und wohl noch darüber hinaus, jenseits Liezens und des Pyhrn, ein weitgedehntes Winden- oder Slavengebiet, dessen Mittelpunkt Windisch-Garsten war und an das auch die Ortschaft Stoder (Gschtoder), von stodor, Kälte, (vgl. die sonstigen Gschtoder, Stoderkahr) erinnern.

Es wurde erwähnt, daß die Thalung hinter Liezen, der Admonter Kessel und dessen Nachbarschaft durch die starken Teich- und Sumpfbildungen und das Ueberschwemmungsgelüste des von Liezen her langsam fließenden, vor dem Gesäuse rückstauenden Ennsstromes weniger zur Ansiedlung der Slaven einlud. In der That ist da die Ausbeute an Orts-, Fluß-, Berg- und Thalnamen nicht groß. Immerhin finden sich Belege an der Höhe Polane am Eßlingbache (urk. Ozlich), am Frutz- oder Frentzbache bei Admont (urkundl. Frodenice, geschrieben, vom slav. brod, Furt, vgl. Vustriza, Feistritz und Bistrica), ferner an den Namen der Höhen: Zirnitz (Sirmze) und Plesch (pleš, Kahlheit, der „kahle Berg", vgl. Plöschkogel bei Reun, den Berg Pleschentz bei Scheifling). Augenschein-

lich schob sich das Windenvolk in stärkerer Strömung aus dem Paltenthale in das Ennsthal, von Liezen stromaufwärts und nach Norden über den Pyhrn nach Windischgarsten und Gstoder vor, während es das tiefer liegende Ennsthal hinter Liezen schwächer besiedelte.

So hätten wir an der Hand sprachlicher Spuren, die uns die alten Urkunden vermitteln helfen, den unzweifelhaften Nachweis geliefert, daß das obere Ennsthal bis zur Mündung der Palten windische Ansiedlungsgruppen barg, und daß, wenn auch schwächer, von Liezen stromabwärts das Windenthum Bodenständigkeit in gewiß schwachen Ansieblungen gewann, bevor der Deutsche hier seßhaft und alleinherrschend wurde. Wann, unter welchen Umständen und in welcher Reihenfolge diese slavische Colonisation vor sich ging, läßt sich natürlich nicht einmal annäherungsweise bestimmen. Wir müssen uns mit jener allgemeinen Thatsache begnügen.

Die deutsche Ansiedlung, welche das eigentlich historische Gepräge dem Ennsthale verleiht, nahm erst seit der Karolingerzeit ihren Anfang und ihre maßgebende Bedeutung im 10., 11. Jahrhundert. Wir werden am besten thun, die spärlichen Urkunden, welche unsere Führer sind, zu würdigen, um daraus zugleich die bunte Mischung der Besitz- und Einwanderungsverhältnisse kennen zu lernen.

Das älteste Zeugniß, das uns so recht in das Herz des Ennsthales versetzt, die Urkunde des ostfränkischen Königs Ludwig d. D. von 859 verleiht dem Grafen Witagouuo (Witagowa) zwölf königliche Zinshuben im Thale Ademundi. Es ist das erstemal, daß uns dieser Name begegnet, der dann auch Adamunton, Adamunda, Ademunt, später Admund, Admont lautet. Im Munde des Bauers heißt er Arment oder Orment. Uns nimmt Wunder, weshalb man in diesem Namen durchaus das lateinische ad montes, „bei den Bergen" suchte, obschon keinerlei Anhaltspunkt dafür vorliegt und der Kenner des Althochdeutschen darin augenblicklich das Gemünde, die Mündung des Baches Ada oder Ade, also eine deutsche Namensbildung erkennt. Ob in diesem Ada oder Ado Keltisches verborgen ist, mag dahingestellt bleiben; an das deutsche Ache läßt sich dabei nicht leicht denken. Jedenfalls war es der unmittelbar bei Admont in die Enns einmündende Gebirgsbach. Auch über den Grafen Witagowo wissen wir nur so viel, daß er hier Gaugraf gewesen sein muß. Im Mai des Jahres 928 tritt der vollfreie, also durch kein Dienstverhältniß gebundene Weriant, mit seiner Gattin Adalsuind, dem Salzburger Erzbischofe Adalbert für Ueberlassung eines Hofes im kärntnischen Friesach, auf Lebzeiten, seine Besitzung zu Haus im Ennsthale als geistliches Lehen ab. Es ist die erste Urkunde, welche uns mit dem Hochstifte Salzburg, nachmals dem reichsten Grundbesitzer im Ennsthale, und mit einer der ältesten deutschen Ortsgründungen in dessen Westecke bekannt macht. Gleich darauf, 931, tauscht zu St. Georgen am Längensee in Kärnten Graf Alprich (Alberich) von der Salzburger Hochkirche eine Salzsiederei bei Adamunton für sein Eisenwerk „Gamanaron" bei Obdach ein. 1005 verleiht König Heinrich II. dem Erzbischofe Hartwig das königliche Gut Adamunta im Ennsthale in der Grafschaft Adalbero's (des Eppensteiners und s. 1012 Kärntner Herzoges) mit allem Zugehör, mit den Salzpfannen, Pfannstellen (vgl. den Pfannstiel-Bach) und den hörigen oder unterthänigen Leuten. Admont erscheint somit als Königsgut, Domäne, auf welcher zunächst Salzsiederei betrieben wird. Auf diesen Salzreichthum weist der Ortsname Hall und Hallthal bei Admont zurück. 1016 schenkt derselbe Kaiser dem Gra-

sen Wilhelm von Sonne und Friesach-Zeltschach und seiner Mutter, der h. Hemma, den dritten Theil der königlichen Saline allda. 1036 erwirbt Salzburg vom Kaiser Konrad II. den königlichen Hof sammt Huben in Lassing. Im Jahre 1042 nahm die h. Hemma aus dem hochadeligen Geschlechte der Peilsteiner, an deren großen, weitverzweigten Besitz auch jetzt noch der Ortsname Peilstein im Unterlande erinnert, die Witwe des Grafen Wilhelm von Sonne, den Schleier in dem Nonnenkloster zu Gurk im Kärntnerlande, das sie, neben einem Domstifte für 30 Chorherren gegründet. Ihre beiden Söhne waren ihr im Tode vorangegangen, „elendiglich erschlagen", wie es ihre Urkunden bezeugen — und zwar der Sage zufolge — von den meuternden Erzknappen der Zeiringer Silbergruben. Weltmüde und ohne Erben, verschenkte sie das große Eigengut ihres Hauses an die Kirche. Salzburg wurde gewissermaßen der Haupterbe der hohen Frau († 1045, 24. Juni), aber mit der Verpflichtung, zu Gurk ein Bisthum und in Admont ein Kloster zu gründen und reichlichst auszustatten. Hemma weilte hier nicht selten. Ob die Volkssage Recht hat, ihr Schloß sei am „Purgstall" zwischen der Plösch und dem Leichenberge, wo eben die Salzquellen zu Tage treten, gelegen, ist nicht erwiesen, aber sehr wahrscheinlich.

Erzbischof Gebhard von Salzburg, einer der entschiedensten Gregorianer, einer der Werkleute Hildebrands in deutschen Landen, welche den schwierigen Grund zu dem großen Baue der unabhängigen und herrschenden Kirche legen halfen, vollzog die Gründung der Benediktinerabtei Admont so rasch, daß bereits am 29. September 1074 die Weihe der Admonter Kirche, eines schlichten Gotteshauses im romanischen Style, vor sich gehen konnte. Zwölf Mönche des uralten Petersklosters in Salzburg, unter Führung des Bruders Arnold, begaben sich in das neue Kloster als dessen erste Bewohner. Den Umfang seiner Besitzungen läßt uns die Bestätigungsurkunde vom Jahre 1106 ermessen. Sie verbreiteten sich über den Admonter Thalgrund, in's Palten- und Triebenthal. Wir finden sie am obern Murboden, bei Röthelstein, in der Nähe von Graz, bei Straßgang, wo bald auch das freundliche St. Martin ein Besitz Admonts wurde. Aber wir können sie auch nach Kärnten, um Friesach, auf dem Grabfelde (Krapfeld), in den salzburgischen Pongau, in den Lungau, nach Oberösterreich, bei Wels, nach Niederösterreich, gegenüber der Wachau, ja nach Baiern um Rosenhain zu verfolgen. Man sieht, Gebhard hatte als Stifter eine offene Hand, und die Saalbücher Admonts zeigen, wie rasch dieser Besitz durch weitere Schenkungen „zum Seelenheile", durch Tausch und Kauf sich vergrößerte. Unter den ersten Geschenkgebern war auch Adalbert, der rauhe Sohn des steierischen Markgrafen Ottokar V. (III.), der uns bald als Graf des Ennsthales und des Gaiserwaldes begegnet, jener großen Waldflur, die einst von Kallwang bis Trögelwang und Gaishorn reichte. Er zählte zu der in Innerösterreich starken Partei Kaiser Heinrichs IV., in deren Reihen wir auch Bischöfe finden, welche sich von Hildebrand, „der sich Pabst nennt", lossagten. Sein Bruder, Markgraf Ottokar VI. (IV.), war für die päpstliche Sache gewonnen. So trennte der traurige Parteikampf die Brüder. Adalbero, der Anhänger des henricianischen Erzbischofes Berthold von Moosburg, Nebenbuhlers Gebhard's, ließ die Kärntner Güter des Salzburger Erzbisthums seine Feindschaft im reichen Maße verspüren. Ihn traf der Bannfluch des Metropoliten, damals noch kräftiger in seiner Wirkung. Aber so schnell beugte er den Starken, Gewaltsinnigen nicht. Auch das Kloster Admont verspürte schon im vierten Jahre seines Bestandes die Schrecken

des inneren Krieges. Um 1078 überfielen es die beutegierigen Schaaren der Gegner Gebhards, seines Stifters, und plünderten dessen Schatz, worin besonders ein Stück byzantinischer Kunstarbeit, reich an Gold und Edelsteinen, an 1000 Mark Werth, das Gebhard von Constantinopel als Ehrung mitgebracht und dem Admonter Kloster gespendet hatte, einen blutigen Streit um dessen Besitz unter zwölf Kriegsknechten erregt haben soll. Acht von ihnen wären schon im Kampfe gegen einander erlegen, da sei der Mönch Nordwin herbeigeeilt, und um dem weiteren Morden Einhalt zu thun, zerstückt er das Kleinod in vier Theile, damit die noch Lebenden vom männermordenden Streite ablassen.

Bald streckte nun Markgraf Ottokar VI. (IV.) den schützenden Arm über das Kloster und endlich gelangt der verdrängte Gönner desselben, Erzbischof Gebhard, wieder zur Gewalt im Hochstifte (1086). Um diese Zeit entledigt sich auch Adalbero des Bannes, indem er zur Buße die Schäden, welche durch ihn Admont erlitten, durch Schenkung der Ortschaften Ardning (Arnicha), Eich bei Haus und Hauzenbichl (Hucinpuhil) vergütet. So gewahrten wir das Ennsthal als Schauplatz eines Kampfes, der das ganze deutsche Reich und auch das wälsche Land jenseits der Alpen mit seinen Leidenschaften erfüllt. Seine letzten Schwingungen erstarben erst mit dem Wormser Concordate vom Jahre 1122, dem ersten Friedensschlusse dieser Art, zwischen zwei Gewalten, deren Wege denn doch fortan auseinanderliefen. Auch die Schlußphasen jenes Kampfes spielen sich auf dem Boden des Admonter Thalkessels ab, denn Erzbischof Konrad von Salzburg, Anhänger des Papstes Paschal II., mußte vor dem Grimme Kaiser Heinrichs V. flüchten, desselben, den das Papstthum gegen den eigenen Vater Heinrich IV., den Gebannten der Kirche, bewaffnet hatte und bald den schweren Arm des rücksichtslosen, thatkräftigen Königs empfand. Im Admonter Kloster suchte der Erzbischof vor den Verfolgern seine Zuflucht, mußte aber in den Jahren 1111—1112 sich in verschiedenen Verstecken bergen. „Ein halbes Jahr", berichtet die alte Chronik, „hielt er sich in der Höhle eines Berges versteckt. 16 Wochen stak er dann in einem unterirdischen Keller des Klosters. Einen ganzen Tag verbrachte er in dem Wirbel eines Flusses bis an das Kinn versenkt." Befreundete Persönlichkeiten von Macht und Einfluß halfen ihm endlich, nach Sachsen zu entkommen, wo er bis 1115 als Verbannter unter dem Schutze des Magdeburger Erzbischofs verweilte. Dann kehrte er heim und gab dem Kloster Admont in der Person Wolvolds, des Domherrn von Freising, dann Mönches zu St. Georgen, einen thatkräftigen Abt. Unter diesem erhob sich Kloster und Kirche von Admont im neuen stattlichen Baue und ein bald berühmtes Nonnenkloster zur Seite des Mönchstiftes.

Wir haben die Geschichte des St. Blasien-Klosters Admont bis zu einem Zeitpunkte skizzirt, der uns gestattet, auf dessen inneres Leben einen Blick zu werfen, wie es sich im Laufe des zwölften Jahrhundertes ausgestaltet. Ein Männer- und Frauenkloster steht vor uns. Letzteres umschließt Frauen bedeutender Häuser: Agnes, Tochter des Grafen Otto von Wolfratshausen, Kunigunde T. Bertholds von Andechs, Judith, T. Heinrichs von Nassau u. A. Auch erzählt die Klosterchronik, daß Sophie, die Tochter K. Bela's II. von Ungarn, Verlobte Heinrichs, des Sohnes K. Konrads III. von Deutschland, als ihr Bräutigam starb († 1150), sich weigerte, das Kloster zu verlassen, wo sie inzwischen untergebracht worden war.

Selbst einer ihrer Brüder (?) soll sein Grab neben ihr in der Admonter Gruft gefunden haben. Außer Mönchen und Nonnen erscheinen Conversen, das sind „Bekehrte", solche Persönlich-

keiten, welche Ueberdruß an der Welt, oder Gefühl schwerer Schuld dahin brachte, ohne eigentlich geistlich zu werden oder dem Klosterverbande anzugehören, ihre Tage in Gebeten und Bußübungen an dieser geweihten Stätte zu schließen. Das Klosterwesen ist eine Welt im Kleinen. Der Abt steht an der Spitze der ganzen geistlichen Körperschaft, der Prior an der der engern Genossenschaft, des Conventes, in welchem ihm zunächst die Senioren im Range treten. Für die Bedürfnisse des geistlichen Lebens sorgen Custoden (Guster) die Bibliothekare (armarii, da sie das theologische „Rüstzeug" verwalten) und Sakristane, für die Finanzen die Kämmerer, für die Wirthschaft der Hofmeister, Werkmeister und Schaffner, für den Keller der Kellermeister. Ueber die Conversen führt der Conversenmeister die Aufsicht. Die Handwerker des Klosters — (denn noch ist das Gewerbe hörig, leibeigen, an Haus und Hof des geistlichen und weltlichen Grundherrn und Machthabers geknüpft), von ihm wie Diener des Hauses gehalten, verpflegt und geschützt: Kürschner, Bäcker, Binder, Maurer, Zimmerleute, Drechsler, Schmiede, Schneider, Schuster u. A. stehen unter dem Klosterwerkmeister, dem und beziehungsweise dem Schaffner und Hofmeister auch die andern Diener: die Köche, die Fischer, Kalkbrenner, Jäger, Holzschneider (Segner) u. A., so auch einer der wichtigsten Wirthschaftsdiener, der Verweser der Alpenwirthschaft, der „Schwaiger", zugewiesen erscheinen. Die großen Klosterwaldungen beaufsichtigt der Waldmeister; die in vielen Gegenden der mittlern und untern Steiermark und Nieder-Oesterreichs vorhandenen Weingärten unterstehen dem Weinbergmeister. Das Spitalwesen leitet der Spitalmeister, die Klosterschule der Schulmeister.

Eigenthümlich jener Zeit sind die Häuser für Aussätzige. Seit den Kreuzzügen insbesondere tritt das Uebel des Aussatzes oder der „Miselsucht", welche der bedeutende mittelhochdeutsche Dichter Hartmann von der Aue in seinem „armen Heinrich" als Motiv einer ergreifenden erzählenden Dichtung behandelt, im Abendlande vorherrschend auf. Man staunt über die lange Reihe der im Leprosenhause des Klosters Admont unter der Leitung eines eigenen Spitalmeister verpflegten Aussätzigen, wohl auch sonst an Siechthum Leidenden, die uns für die Zeit von 1150—1190 die Urkunden gelegentlich verzeichnen. Darunter finden sich die Angehörigen der Klosterherrschaft, die sogenannten Gotteshausleute oder die zur „Familie" der Kirche des h. Blasius gehörten, wie man damals auch zu sprechen pflegte; nicht selten adelige Namen, freie Zinsbauern, welche persönlich frei und nur abgabenpflichtig waren, sodann die Kriegsleute des Klosters; ferner Leibeigene, welche, an die Scholle gebunden, mit ihr verkäuflich, vertauschbar erscheinen und sammt ihrer Familie, bei Veräußerungen getheilter Grundstücke, auch nach Köpfen getheilt werden könnten, und Hörige, die der Kirche als fromme Gabe geschenkt wurden.

Auch für die Armenpflege war ein eigener Conventuale bestellt.

Das Nonnenkloster besitzt natürlich seine eigene weibliche Dienerschaft, in der „Frauenkammer", und seine Verwalter auf den eigenen Stiftungsgründen.

Doch wir müssen noch einiger urkundlicher Thatsachen gedenken, welche uns die äußerst gemischten Besitzverhältnisse dieser Epoche veranschaulichen. So erhielt 1115 das oberösterreichische Kloster Garsten das Gut Wolfpernberch (Wölferberg) und Aiglern; überdies von der edeln Frau Truto für die Aufnahme in die Stiftsgenossenschaft einen Antheil an Salzstellen bei Admont, das Stift

Berchtesgaden das Gut Domelaren (Diemlern). Das St. Peterkloster von Salzburg war in der Gegend von der Mandling, an der Klausen, begütert.

Bei Liezen und Strechau und in Sebiach hatte um 1135 der Vollfreie Regilo von Hagenberg Besitz und noch Andere seines Standes findet sich verzeichnet. Auch das Kloster Reun war im Ennsthale und im Gebiete von Aussee begütert und besaß einen Antheil der Admonter Salinen.

Adelheid, die edle Frau aus dem alten Hause der Herren von Machland in Nieder-Oesterreich, der Vollfreie Magano, Eberhard von Lambrechtshausen, — During von Waging, Frau Adelheid von Kurzenkirchen, der Vollfreie Rudolf von Bucenperge, Otto von Leoben, Dienstmann des Markgrafen von Steier, die Vollfreie Gisela von Assach, Otto von Kulm, Herrant von Wildonie erscheinen als Grundbesitzer im Ennsthale. An den einst königlichen Salzpfannen bei Hall, unweit Admont, hatten nicht blos das Kloster dieses Namens, sondern auch noch St. Lambrecht, das Kärntner Stift St. Georgen am Längensee, das Kloster Garsten in Ober-Oesterreich, die Hochstifte Gurk und Freising ihren Antheil. Ein bedeutender Grundbesitzer zwischen Enns und Paltenthal war das Bamberger Hochstift. Der bedeutendste Grundbesitzer und Schutzherr Admonts war jedoch Salzburg, welchem das ganze Ennsthal unterhalb Liezen und jenseits des Gesäuses bis an die Grafschaft Aflenz im Osten gehörte. Ueberdies besaß das Erzbisthum unmittelbar große Liegenschaften, die als Lehen an die Traungauer und dann an deren Nachfolger, die Babenberger übergingen. So bunt gemischt erscheinen die Besitzverhältnisse im Ennsthale und mit der Gründung des Stiftes Admont gewinnt die Besiedlung des Ennsthales nach Osten hin eine gesteigerte Bedeutung.

Und nun ist es hoch an der Zeit, daß wir des Wesens der deutschen Ansiedlung im Ennsthale, seiner Deutschwerdung gedenken.

Wir verglichen schon weiter oben die Arbeit der geschichtlichen Völker- und Ortskunde ferner Jahrhunderte mit der des Geologen; der Letztere erspäht die Schichtungsverhältnisse der Bevölkerung. Zweier solcher Schichtungen: der keltoromanischen und slavischen gedachten wir bereits, nun kommt die deutsche an die Reihe. Selbstverständlich werden uns zwei allgemeine Thatsachen begegnen: die deutsche Umformung älterer Ortsnamen, dort wo der Deutsche in schon bestehende Niederlassungen eintrat und rein deutsche Namensbildung, wo der Deutsche eben eine vom Beginne her neue Ansiedlung schuf.

Zu der ersten Classe gehören, unangesehen die Gegend und Flurnamen, die Ortsnamen Gröbming, Irdning, Schladming; im Schladminger Bezirke: Gleiming; im Gröbminger: Strimitzen (strmec Abhang); Gatschen (sl. Wurzel gat, Grube); Gritschenberg, Greischern (Pürgg), Zlem (sl. Zlom, zlam, Bruch), Klachau, Tauplitz, Wörschach (sl. brdo, vgl. d. kärntnische Pörtschach), Schlattham (vgl. Schlatten v. sl. slatina), im Irdninger Bezirke; sodann: Liezen und im Rottenmanner Bezirk: Rotenmann selbst (als Uebersetzung des ursprünglich slavischen Ortsnamens) und Lassing, — in denen unschwer die slavische Wurzel heraus gefunden werden kann.

Auch Nötschitz, Kunitz (sl. Kuna, Kunice, Marder), Treffen (vgl. Treffen in Kärnten, Trieben und ähnliche v. slov. trebez, Gereute) und Zauchen (v. sucha sl.: trocken, dürr) im Gebiete von Aussee gehören zu dieser Gruppe.

Bei einigen Ortsnamen treffen wir auf einen specifisch bairischen Auslaut,

den auf —ing, wie bei Irdning, Schladming, Gröbming u. A.

Ungleich größer ist die Zahl der vom Hause aus deutschen Ortsnamen, entsprechend der überwiegenden Deutschansiedlung auf neuem Grunde und Boden. Diese Ortsnamen lassen sich in vier Hauptklassen scheiden. Die erste umfaßt Namen, welche sich aus der natürlichen Beschaffenheit der Ansiedlung, ihrer Lage, Bodennatur u. s. w. ergaben. Hieher zählen Auberg, Ennsling (Ort an der Enns), Klaus (Klausen), Pichl (Bühel), Weißenbach, im Bezirke Schladming; im Ausseer: Thörl, Anger, Lichtersberg. Im Gröbminger begegnen uns beispielsweise: Mitterberg, Sonnberg; im Irdninger: Hohenberg, Mitteregg, Winklern, Naumberg, Au u. A. Eine zweite greift örtliche Typen der Pflanzen- und Thierwelt heraus, so z. B. Puchen, Lerchenreith (Gereute auf Lerchenholzgrund), Erlsberg (Erlen-Berg), Birnberg, Rohrmoos und die mehrfachen Aich auf der einen — oder: Fuchsberg, Falkenberg, Krungl (im Ausseer Bezirk, ahd. Grungil, jetzt Grundl, vgl. Grundelsee, einst Grungilsee geschrieben) auf der andern Seite. Eine dritte Klasse bezeichnet die Entstehung der Ansiedlung, so: Haus, im Schladminger Bezirke, dem sich dann jüngere Ansiedlungen Oberhaus, Oberhausberg, zugesellten; Reit, Reittern (im Ausseer Bezirk), Oberreith (im St. Gallener Bezirk), Reitthal (bei Liezen), von Gereute oder Rodung; Ober- und Unter-Hall bei Admont, als Ort der Salzgewinnung. Bei Gröbming entstand am Ennsstrome ein Brückern (Prukkarn), also ein Brückenort, Mauterndorf (Muotarundorf), bei Klaus im Schladminger Bezirk, erwuchs als Mauthstation. Fischern im Irdninger Bezirk, läßt auf eine Fischereistation schließen, Dachenberg oder Tachenperg erscheint früher als Tichinperge, Teichberg geschrieben und um so klarer in seiner Bedeutung. Eine bedeutende Zahl Ortsnamen ist persönlicher Natur. Abgesehen von den Heiligennamen der Ortskirchen, welche der Ortschaft selbst den Namen geben, z. B. St. Martin, St. Gallen (Gallus) fesseln uns jene Ortsnamen am meisten, in denen der Name ihres Gründers oder Eigenthümers sich birgt, die, zufolge der eigenthümlichen Koseformen der altdeutschen Personennamen, an sich Schwierigkeiten bieten, nicht minder durch allmälige Verkürzung und Abschleifung oft bis zur Unkenntlichkeit entstellt erscheinen, und eben darum nur mit Hilfe der alten urkundlichen Schreibung zu deuten sind.

So bedeuten im Schladminger Bzk. Gössenberg als Gossinberge, Berg des Gozzi, Gozzo; im Gröbminger: Diemlern in der alten Form Tounnlarn Flur des Touml oder Dümml (das ahd. lâr. Flur, Gebiet, ist verschollen); Gerstorf als Gerichesdorf: Dorf des Gerich; Aiglern bei Irdning als Egilwarin: Ortschaft des Egil oder Agilo; Ebeling: Ortschaft des Adalo oder Edilo, Salaberg als Scalchinberge: Berg des Schalken (als Zuname; sonst bedeutet es den Hörigen oder Leibeigenen). Im eilften Jahrhunderte bestand ein Wicemaningen, ein Eberhartingen, zwischen Gröbming und Irdning (die Form des Auslautes —ingen, dem bairischen —ing gegenüberstehend, weist vielleicht auf alemannische oder schwäbische Ansiedlung). Oeblarn läßt sich als die Ortschaft des Obil (Koseform von Otbald) deuten, Ropenberg bezieht sich unstreitig auf den Eigennamen Roppo (Koseform für Rorbert), den z. B. 1139 ein salzburgischer Ministeriale führt, der dann Mönch in Admont wurde. Ardning, in der ältern Form Arnich, enthält den Eigennamen Arn (Arno), der jetzt noch in Arnold sich erhalten zeigt. Ob in den beiden Tipschern des Gröbminger Bezirkes die Koseform von Dietbold, die aller-

dings Dippe lautet, steckt, also Tipschern so viel wie Ortschaft Dietbolds bedeute, ist nicht entschieden, aber wahrscheinlich.

Weit reicher würde natürlich die Ausbeute sein, wenn wir auch noch in der Fülle der Gegend- und Flurnamen deutscher Art Umschau halten wollten. Doch müssen wir diese Anwandlungen überwinden, denn fast fürchten wir, die Geduld des Lesers auf eine harte Probe gestellt zu haben. Die bisherigen Nachweise genügen, um das ungefähre Schema der ältesten Wandlungen der Ansiedlungsverhältnisse in flüchtigen Strichen vorzuführen.

Noch wären wir versucht, ein historisches Orts- und Zeitbild aus der Mitte des 12. Jahrhundertes frei zu gestalten.

Es ist das Jahr 1156. Im Hofe des Klosters Admont geht es sehr rührig zu, denn wir haben Vorabend „Unseres Frauentages der Schidung" d. i. Maria-Himmelfahrt (14. August). Für den Schaffner, Hof- und Werkmeister gibt es vollauf zu thun, um vor dem morgigen Tage alle Arbeit erledigen zu lassen. Noch sieht man die furchtbaren Zeichen des großen Brandes, der die Hauptgebäude des Klosters in der Nacht vom 10. auf den 11. März 1152 entsetzlich heimsuchte. Forstmeister und Jäger haben so manches feiste Stück Wild eingeliefert, das den Gaumen letzten wird; doch macht ihnen das reißende Gethier, Bär und Wolf vor Allem, jeden Jagdplatz streitig und noch vor Kurzem bestand der Jäger Lanzo, der sich gern rühmt, einen Schelch (Riesenhirsch) erlegt zu haben, ein hartes Stück Arbeit mit einem Wisent (Bisonstier). Dafür freut ihn aber das gewaltige Gehörn des grimmen Thieres, das er dem Waldmeister des Stiftes, dem Laienbruder Hartwig, seinem Vorgesetzten und Gönner, zu verehren nicht unterließ. In dessen Zelle prangt dies Stück und noch anderes seltsame Geweih und Thierfell, neben Spießen, Armbrüsten und breiten Fangmessern. Denn Bruder Hartwig war und blieb allzeit ein gewaltiger Jäger vor dem Herrn, ein geschworener Feind der geschriebenen Bücher und lag darum häufig im Streite mit dem Bibliothekar und Priester Bruder Werinher; wenn dieser sich auf die Bücher, seine Pfleglinge, die er durch Abschriften selbst mehrte und mehren ließ, einiges zu Gute that und öfters dem Herrn Waldmeister nahe legte, daß dessen Lieblingsgeschäft gerade nicht zu den Dingen gehöre, die Gott an einem Sohne des St. Blasienklosters behagen könnten.

Hartwig war darum auch froh, da der gestrenge Subprior und Bibliothekar 1140 als Abt nach Brül bei Regensburg übersiedelte. Die Bibliothek allerdings hatte an ihm nicht wenig verloren, denn so manches aus Eigenem that Bruder Werinher für seine Bücher. So kaufte er von einem gewissen Ottokar, dem Sohn des Salman, einen Weingarten zu Würflach in Unterösterreich um 3 Mark und 3 Pfund Pfennige, daß von dessen Erträgniß Handschriften angeschafft werden könnten. Um so besser stand Hartwig mit dem Kellermeister, Bruder Ulrich, den auch Jäger Lanzo hoch ehrte. Wußte doch dieser, daß einem verdienten Jäger ein rechtschaffener Trunk so oft als thunlich nicht vorenthalten werden solle. Im Keller gibt es heute viel zu thun, denn die „Familie" des heiligen Blasius erwartet morgen vollere Becher zum fettern Mahle. Es ist großer Festtag und auch die Amtleute des Stiftes, die Pröpste, der Ortsrichter, die Gerichtsboten und Bediensteten der Umgebung, überdies auch vornehme Gäste der Nachbarschaft wollen dem Keller und der Küche des Klosters alle Ehre erweisen. In schlechter Laune ist der Kämmerer, Bruder Eppo, denn er hat das undankbarste aller Aemter: die Geldeinnahme und Ausgabe des Stiftes, in Obhut; er ist der Finanzminister, der heuer wenig einsäckelt und viele Zahlungen leisten muß. Denn groß

ist wohl die Herrschaft des St. Blasienstiftes, aber ungeheuer dehnt sich noch der Wald ostwärts zu beiden Seiten der Enns, nur selten von einer größern Zahl von Gehöften unterbrochen. Wer vom Hallthal an der Buchau (Puechowe) gegen St. Gallen wandert, oder in die starrende Wildniß am Jonspach (Jonispach), am Hartwigsbach, eindringen will, oder jenseits des großen Ennsbuges das Gelände der Salzach zu betreten wagt, sieht dies am besten. Ueberreich ist da die Natur an Holz, Gras und Wasser, wohl auch an Erz, aber man kann diesen Reichthum nicht gleich bezwingen, nicht verwerthen und nur langsam erschließt sich die Wildniß der Menschenhand. Da erwarb sich erst vor Kurzem Gottfried von Wetternfeld ein großes Verdienst, als er die Kirche zu Ehren des heil. Gallus erbaute, da sonst die nicht eben zahlreichen Priester Admonts an 3 Tagreisen weit seelsorgliche Verrichtungen zu leisten hatten.

Der Salzquell von Hall strömt wohl noch ergiebig, aber die Stiftsverwaltung ist kostspielig und das Kloster mit den Nachbarn, welche an dieser Gottesgabe auch ihr Recht haben, nicht selten im Streite. Auf den auswärtigen Besitzungen lasten manche Schuldzahlungen und der Weinbergmeister des Klosters hat nur schlimme Botschaften von der kommenden Weinlese. Der Rebensaft dürfte spärlich und sauer werden. Der Bergbau ist nicht ergiebig, die Goldwäscherei in der Frutz läßt schon allerhand frommen Wünschen Raum. Das Stift zählt so manchen Wohlthäter mit offener Hand, aber auch manchen hartgesottenen Gegner. Ein solcher ist Herr Hertnid von Ort und noch Andere. Ja bis in die Nähe des Stiftes greift manchmal die Hand eines räuberischen Nachbars. So stört man die stille Gemeinde der fettpelzigen Biber an der „Biberschwelle" bei Admont und der wohlschmeckende Käse, den das Stift in der Kaserau (Kaiserau) bereiten läßt, wurde einmal in starker Ladung dem Schaffner abgejagt, als er sie in's Kloster heimbefördern wollte. Herr Abt Gottfried, vormals Prior des Klosters St. Georgen in Schwaben, aus dem Hause Wenningen, der Bruder des gelehrten Irimbert, der dann auch Abt zu Admont wurde, — theilt die Sorgen seines Kämmerers, denn nur langsam erholt sich das Stift von jenem unheilvollen Brande, den Irimbert in seinen gelehrten Erläuterungen zu den Büchern der Könige so anschaulich zu schildern weiß. Abt Gottfried gedenkt mit Seufzen der bessern Tage des Stiftes unter dem Abte Wolvold († 1137, 1. Nov.), wenn er auch weiß, daß diesem selbst das Aergste widerfuhr, was je einem Abte von Admont widerfahren konnte, und dessen die Klosterchronik z. J. 1137 mit folgenden Worten gedenkt:

„In diesem Jahre des Herrn schied aus dieser Welt der verehrliche Wolvold, Abt von Admont, welcher uns von seiner mannhaften Ausdauer und Reinheit des Lebenswandels zwei herrliche Zeichen hinterließ. Als dieser selige Vater nach Verschluß des (Nonnen)-Klosters z. h. Georg (am Langsee) in Kärnten, gleichsam wie ein guter Gärtner den ihm überwiesenen Garten reinigen wollte, unterließ er es nicht, jene Nonnen auszustoßen, welche entweder schon früher geboren hatten oder doch schon schwangern Leibes waren und sichere Anzeichen dessen darboten. So kam es, daß eine ganze Seite des Chores unserer (Admonter) Nonnen als wahrhaftige Wurzeln der Tugend dahin verpflanzt werden mußte. Dessentwillen wurde er (der Abt Wolvold) von Günther (von Hohenwart) dem Markgrafen von Cilli (d. i. von der untern Mark an der San und Drau, welcher seine Schwester in St. Georgen hatte) gefangen genommen und auf ein Schandpferd gesetzt, vieler Schmach für seine Person und seinen Stand theilhaftig

und derart mißhandelt, daß sein Mannsthum dabei zerstört wurde (ut vitalia eius rumperentur). Zur Sühnung dieses Frevels und zur Lösung vom Bannfluche übertrug (um 1149) derselbe Markgraf gewisse Güter dem h. Ruprecht (d. i. der Salzburger Hochkirche); die Martinskirche jedoch und das obere Straßgang (bei Graz) mit dem darunter liegenden Besitze hinterließ er uns, aus Verehrung für den Herrn Wolvold und wählte sich bei uns die Grabstätte, wo er nun auch ruht.

Im Vertrauen erfuhr auch der würdige Vater (Wolvold) durch die Senioren Ulrich von Elsindorf und Witilo, daß er bei dem Convente in einen schlechten Leumund verfallen sei; und das in Folge seiner häufigen Besuche im (Admonter) Nonnenkloster, da er nämlich als erster Pfleger der neuen Pflanzstätte eifrig bemüht war, sie zu überwachen. Als er das vernommen, wollte nicht der überaus kluge Mann seinen guten Ruf verwerfen, sondern versprach mit aller Bescheidenheit seinen Anklägern, die schon darüber rathschlagten, er müsse sich von dem Vorwurfe der Lasterhaftigkeit reinigen, oder vom Platze eines geistlichen Hirten weichen, — nach drei Tagen Bescheid zu geben. Als der dritte Tag nun angebrochen, las der Abt die Messe, bestieg dann mit drei Brüdern die Pferde und begab sich zur nahen Eisengrube Plaberch (wo man das Eisen „bläht"), wo gerade im Hochofen die Erzmasse geglüht wurde. Er befahl nun den Mund des Ofens zu öffnen, die glühende Masse mit Zangen herauszuholen und auf den Amboß zu legen. Dann entfernte er Alle, so daß nur jene drei Brüder anwesend blieben und als herzensreinster Nachahmer der drei Jünglinge (im Feuerofen) ergriff er, willens sich von dem Vorwurfe des Lasters zu reinigen, mit entblößten Händen die weißglühende Masse, hob sie in die Luft und hielt sie den andern, die da staunten und zurückwichen, zum Erfassen hin, und legte sie dann wieder, ohne irgend eine Verletzung davon zu tragen, auf den Amboß. Wahrhaftig eine harte Art der Rechtfertigung, eine unerhörte Art der Reinigung, nicht minder anzustaunen, als die Unverletzlichkeit des jungfräulichen Körpers, der in den Kessel siedenden Oeles versenkt wurde."

Wir sind mit unserer selbst gesetzten Aufgabe zu Ende. Das Ennsthal in den ältesten und maßgebendsten Wandlungen seines Lebens und Webens zog an uns vorüber. Nur ihrer wollten wir gedenken. Der Weg war rauh, uneben und vielfach reizlos, denn der Schreiber dieser Zeilen weiß am besten, wie viel ihm mangelt, um ein besserer Führer zu sein. Noch würde es ihn schier verlocken, von späteren Tagen zu erzählen, wie nach dem Aussterben der Traungauer (1192) das Ennsthal, so gut wie die andere Steiermark an das Haus der Babenberger geräth, wie auch dieser wackere Stamm erlöscht (1246) und das Ennsthal bald von Waffenlärm erdröhnt, den der kriegerische Sponheimer Herzogssohn Philipp, erwählter Erzbischof von Salzburg, mit dem ihm versoldeten steiermärkischen Herrn Ulrich von Lichtenstein, dem Minnesänger, den Pfannbergern u. A., durch seine Eroberungslust wachruft, wie der Ofener Friede von 1254 zwischen Ottokar von Böhmen und den Arpaden, das ganze Ennsthal und das der Palten bis zur Wasserscheide der Enns und Mur von der ungarisch gewordenen Steiermark scheidet und die gesonderte Stellung des Ennsthales auch weiterhin zu Tage tritt. Dann möchte er des willensstarken Abtes Heinrich von Admont (1275—1297) gedenken, des allmächtigen Günstlings Herzog Albrecht I. von Habsburg-Oesterreich; eines Sohnes der Steiermark; am obern Murboden zu St. Walburg bei St. Michel an der Liesing geboren, der das Kloster Admont aus seinem Verfalle emporbringt, als Landschreiber und Landeshauptmann der Steiermark waltet, dann die angefeindete Stellung räumen

muß (1292) und (1297) von der Hand eines Verwandten meuchlerisch gefällt wird. Sein Auge fliegt in das 15. und 16. Jahrhundert hinüber und entdeckt um 1478 die erste Spur einer Bauernbewegung unter Führung eines gewissen Mainhard, — im Jahre 1525, 1526 ein Stück des großen Bauernkrieges, das sich an der Enns, im Zusammenhange mit Salzburg und mit Schladming als Mittelpunkte der Ereignisse, abspielt. Es gewahrt im Hochsommer des bewegten Jahres 1525 die Gefangennehmung des Landeshauptmannes Sigmund von Dietrichstein durch die Empörer am Markte zu Schladming und im Herbste darauf das furchtbare Strafgericht das Grafen Niklas von Salm, des „Hauptmannes mit der eisernen Hand" über das unglückliche Städtchen verhängt, das sich seither nie wieder zur frühern Blüthe erheben konnte. Schon haftet hier im Thalraume, zu Irdning, Gröbming, Schladming, in der rauhen Scholle der Ramsau der neue Glaube und überdauert hier allein die Zeiten der Gegenreformation. Dies und manches Andere gäbe es zu erzählen, denn alle Zeitströmungen und Landesgeschicke berührten auch unser Ennsthal, — aber es muß genug sein!

---

# Ein Ausflug in die Sternenwelt.

Nach Karl Freiherrn du Prel.

Welcher Leser von E. Häckels „Anthropogenie" hat nicht mit einer Mischung von Staunen und Heiterkeit das merkwürdige Capitel aufgenommen, in welchem dieser Naturforscher versichert, er werde nunmehr auf's deutlichste zeigen, wie und warum aus dem Haufen gleichartiger Zellen, welche den ersten Keim lebendiger Wesen bilden, auf ganz mechanischem Wege sich ein so unendlich differenzirter und complizirter Organismus entwickle — hernach aber, wenn wir in neugierigster Spannung aufhorchen, uns mit der Erklärung abfertigt, das ganze Geheimniß dieser „Differenzirung" beruhe auf der „Theilung der Arbeit" von Seite der Zellen. So wie nämlich die complicirte Maschine des staatlichen Gemeinwesens dadurch zu Stande komme, daß von den Bürgern des Staates der Eine ein Handwerk erlerne, der Andere sich der Rechtspflege zuwende, ein Dritter Kaufmann, ein Vierter Arzt oder Priester werde u. s. w., so „theilten sich" auch die anfangs unterschiedslosen Zellen des organischen Keimes „in die Arbeit", indem die einen das Geschäft der Ernährung, die andern das der Ausscheidung, wieder andere das der Wahrnehmung, der Fortpflanzung u. s. w. „auf sich nehmen". So erkläre sich die Sache ganz einfach, auf natürlichem Wege, ohne Eingriff eines teleologischen Princips. Was aber die Zellen zu einer so äußerst vernünftigen und wohlüberlegten „Arbeitstheilung" veranlaßt, sagt Herr Häckel nicht, und der Leser steht mit offenem Munde da, nicht wissend, ob Herr Häckel spaße, oder ob es ihm Ernst sei, wenn er mit dem Worte „Arbeitstheilung" die Sache erklärt zu haben versichert.

In der Naturwissenschaft ist jede Erklärungsmethode willkommen, nur muß sie wirklich etwas erklären. Am willkommensten ist die mechanische, weil einfachste; aber so bequem darf es sich der Forscher nicht machen, als es sich Häckel in jenem Falle gemacht hat. Er muß sich bemühen, seine Erklärungen auch für die Unbefangenen, denen nicht schon ein bloßes Tendenz-Schlagwort statt aller Erweise genügt, evident und plausibel zu machen.

Eine gewissenhafte Arbeit dieser Art ist die Schrift von Karl Freiherrn du Prel: „Der Kampf ums Dasein am

Himmel." (2. Aufl., Berlin 1876.) — Du Prel versucht es, die moderne Doctrin, nach welcher die Zweckmäßigkeit in der Natur einzig daher rührt, daß das Unzweckmäßige zu Grunde ging und eben nur das Zweckmäßige übrig blieb, auf die Harmonie der Sternenwelt, auf den wunderbar in einander greifenden siderischen Mechanismus anzuwenden, das darwinistische Princip der „Anpassung" und des „Kampfes um's Dasein" in der Unendlichkeit des Weltraums nachzuweisen. Man muß dem Versuche du Prels Achtung zollen; denn er verfährt dabei durchaus besonnen, und er bestrebt sich in der That, das, was er behauptet, auch zu beweisen.

„Gegen die Auffassung, daß die Entstehung der Arten durch das Ueberleben der zweckmäßigen Organismen im Kampf ums Dasein und durch unbegrenzte Variabilität sich erkläre", sagt der Autor, „haben die Schwierigkeiten sich bereits so gehäuft, daß Darwin selbst die Tragweite seines Erklärungsprincips, des „Kampfes ums Dasein", auf die sogenannten adaptiven Eigenschaften (Eigenschaften der „Anpassung") einschränken zu müssen glaubte. Die Entstehung der Arten bleibt demgemäß vorläufig noch ein ungelöstes Räthsel. Auf der andern Seite dagegen verräth es sich mehr und mehr, daß der Darwin'schen Theorie eine bei ihrem Auftreten ganz ungeahnte Bedeutung zukommt."

In der Sphäre des organischen Lebens also scheint unserm Autor die unbedingte Geltung des darwinistischen Princips noch zweifelhaft. Aber er hält dasselbe für fruchtbar und für evident in seiner Anwendung auf das Gebiet der mechanischen Zweckmäßigkeit in der kosmischen Physik. Näher bestimmt ist das besagte Princip hier das der sogenannten „indirecten Auslese", kraft deren die unzweckmäßigen Exemplare vernichtet werden, und so die überlebenden zweckmäßigen, wiewohl nur indirect, gleichsam ausgelesen erscheinen.

Wir sehen die Gestirne am Himmel in schönster Ordnung den gemessenen Reigen vollenden, wir sehen sie ohne Zusammenstoß, ohne Störung, regelmäßiger und verläßlicher noch als Eisenbahnzüge in ihren Geleisen, die vielfach verschlungenen Bahnen ziehen. Daß alle diese „schöne Ordnung", dieser „Kosmos", wie es der Grieche mit einem sinnigen Wort nannte, nur das natürliche Ergebniß der Ausscheidung alles Unzweckmäßigen, alles Störenden sei — wie sollen wir uns dies vorstellen? — Unser Autor erläutert es durch ein Beispiel, dem es wenigstens nicht an Anschaulichkeit gebricht.

„Denken wir uns", schreibt er, „folgenden Fall. Es habe ein in der Kunst des Ballets ganz und gar Unwissender auf weiter Ebene eine große Anzahl von Tänzerinnen ohne irgendwelche bestimmte Anordnung aufgestellt; jeder einzelnen Tänzerin sei von unserem Manne eine andere Figur zu tanzen aufgegeben worden, und zwar ohne alle Absicht einer gegenseitigen Harmonie derselben, und ohne sich irgendwie um die aus den Verschlingungen der Figuren ergebenden Collisionen der Tanzenden zu kümmern. Beim Anheben des allgemeinen Tanzes würden nun, unter Voraussetzung des Verbotes, sich gegenseitig auszuweichen, zahlreiche Collisionen eintreten. Angenommen nun, es sei den Tänzerinnen der Befehl ertheilt worden, in jedem Collisionsfalle auszutreten, so würden in Bälde, indem zahlreiche Mädchen den Reigen verließen, alle unharmonischen Tanzfiguren eliminirt sein und es würden nur solche Tänzerinnen übrig bleiben, welche, ohne sich mehr gegenseitig zu stören, ihre Bewegungen fortsetzen könnten. Das Gleiche aber würde eintreten, wenn statt des Befehles, auszutreten, die Collidirenden angewiesen würden, ihre Bewegungen vom Collisionspunkte aus fortzusetzen; auch dann würden

schließlich nur wenige Tänzerinnen übrig bleiben."

Genau so, meint der Verfasser, ist aus dem Reigen der Gestirne ausgeschieden, was sich der Ordnung desselben nicht fügen wollte. Die Möglichkeit, daß es sich so verhält, hat er leidlich gut gezeigt. Freilich ist nicht alles Mögliche auch wirklich; und wenn Etwas auf irgend eine Art entstanden sein konnte, so ist nicht erwiesen, daß es so und nur so entstanden sein mußte — ein Umstand, den man in der Naturforschung viel zu wenig beherzigt.

Wir wollen dem Autor in die gelehrteren Auseinandersetzungen über diesen Punkt nicht folgen. Wir ziehen es vor, sein Buch als Führer für eine kleine astronomische Wanderung zu benützen.

Er hat in diesem Werke die neuesten kosmischen Theorien F. Zöllner's und des Franzosen Stanislas Meunier in ziemlich populärer Weise dargelegt. Wir wollen versuchen, in aller Kürze Einiges davon noch populärer zu machen.

---

Was wir am Himmel erblicken, ist nur zu einem geringen Theile Gegenwart — zum größten Theil ist's eine mehr oder weniger ferne Vergangenheit. Wir sehen den Jupiter nicht dort, wo er wirklich am Himmel steht, sondern an einem Punkte, über welchen er schon 3600 Meilen hinausgerückt ist. Denn sein Licht, folglich auch das Bild seiner jeweiligen Stellung am Himmel, braucht 34½ Minuten, um zu uns zu gelangen. Würde der Neptun durch irgend eine Katastrophe plötzlich zerstört, wir würden ihn gleichwohl noch 4—5 Stunden an seinem Orte erblicken. Arctur würde, wenn er verlöschte, unseren Augen gar noch 24 Jahre lang am Himmel leuchten! Daß Alcyone uns als einer der hellsten Sterne strahlt, beweist gar nicht, daß dieser Stern wirklich noch vorhanden ist, sondern nur, daß er vor 573 Jahren noch an jenem Orte war, an welchem wir ihn nun sehen. Von den äußersten Grenzen der Milchstraße erhalten wir die Meldungen um etwa 4000 Jahre verspätet. Was will dies Alles sagen gegen die unermeßliche Entfernung der sogenannten „Nebelflecken", deren in diesem Augenblicke zu uns gelangender Lichtstrahl ein Alter von Millionen Jahren hat! —

Was sind sie, diese undenkbar fernen Nebelflecken des Himmels? Nur zum Theile sind es Sternhaufen, die dem Auge des Astronomen der Entfernung wegen als Nebelwölkchen erscheinen; zum Theile sind es wirkliche kosmische Nebel, aus deren in glühend-gasförmigem Zustande rotirenden Massen sich die Fixsterne verdichten.

Aber von den ursprünglich chaotischen Nebelballen eines Fixsternsystems blieb immer nur die geringe Anzahl derjenigen übrig, welche, in entsprechenden Abständen von einander kreisend, sich nicht mehr störten, während die übrigen in einander zu fließen oder ganz andere Bahnen einzuschlagen gezwungen waren.

Bei den so aus heißen Gasen verdichteten Fixsternen aber nahm im absolut kalten Raume die Wärmeverminderung ihren Fortgang und schließlich mußte jene niedrige Temperatur erreicht werden, welche chemische Verbindungen und die tropfbar-flüssige Form zuließ.

Nach dieser Abkühlungstheorie, wie sie namentlich durch F. Zöllner aufgestellt worden, zerfällt die Geschichte eines Fixsternes in zwei Perioden: die des Leuchtens und die der Verdunklung. Bei den erkaltenden Weltkörpern dieser Art muß nämlich eine Gerinnung der flüssigen Masse nach und nach eintreten. Zuerst werden Schlacken in derselben sich bilden, späterhin eine zusammenhängende, erst zähflüssige, allmälig aber völlig erstarrte Außenrinde. Auf diesem Punkte angelangt, werden die Fixsternkörper aufhören zu leuchten. Nun kann es aber geschehen,

daß in Folge des von Seite der erstarrten Rinde auf das noch feurigflüssige Innere geübten Druckes jene wieder gesprengt, die Schlacken wieder überfluthet und resorbirt werden. Die Folge davon wird sein, daß der Sternkörper neuerdings Licht ausstrahlt. Dieser Proceß kann sich mehrmals wiederholen. Auf ihm beruht das Phänomen der sogenannten „veränderlichen" und der plötzlich aufleuchtenden Sterne. Man hat ein solches plötzliches Aufleuchten oder vielmehr Wiederaufleuchten von Sternen im Ganzen etwa zwanzig Male beobachtet; in den letzten drei Jahrhunderten, also in Zeiten genauerer Beobachtung, sind acht solcher Fälle verzeichnet worden. Nach Tycho Brahe's Bericht leuchtete im Jahre 1572 ein Stern so plötzlich und mit so hellem Lichte auf, daß er einen Zusammenlauf von Menschen erregte. Er überstrahlte alle übrigen Sterne derart, daß er Nachts selbst durch mäßige Wolken und sogar bei Tage bequem gesehen werden konnte. Er schien später ganz verschwunden zu sein und erst 1840 hat man an seiner Stelle einen Stern, jedoch nur zehnter Classe, gefunden.

Alt und wohl allgemein angenommen ist die Lehre, wie nach den Gesetzen der Schwerkraft und der Kreisbewegung von den rotirenden, noch nicht erstarrten Fixsternkörpern Ringe sich abtrennten, die sich zu Kugeln verdichteten, und jetzt als Planeten um den Fixstern, dem sie entstammten, ihre Kreise beschreiben. In der uranfänglich weit größeren Anzahl dieser Planeten mußte die gegenseitige Anziehung Störungen bewirken; da griff auch hier das Princip der „indirecten Auslese" vermittelnd ein. Durch sie wurde die Mehrzahl der planetarischen Massen ausgesondert, in andere Bahnen geworfen oder auch wieder mit ihrem Fixstern, der Sonne, vereinigt. Nachdem so nur die zufällig zweckmäßig vertheilten übrig geblieben, zeigen sich die Massen, ihre Sonnenabstände, ihre Bewegungsgeschwindigkeiten in einem scheinbar genau abgewogenen Verhältnisse, ja der Mechanismus des Planetensystems läßt sich nunmehr mit einem Kunstwerke hohen Ranges vergleichen. Als eine weitere Folge der „indirecten Auslese" im Kampfe um's Dasein am Himmel erscheint der Umstand, daß gefährliche Bahnen und materielle Gefährlichkeit der auf ihnen wandelnden Gestirne sich gegenseitig auszuschließen pflegen. Was durch feste Masse einen Zusammenstoß gefährlich machen würde, z. B. die Planeten, bewegt sich in einer Bahn, die keine Gefahr eines Zusammenstoßes mit sich führt, und was sich in gefahrdrohenden Bahnen bewegt, wie z. B. die Kometen, das erweist sich wieder durch die leichte Beschaffenheit seiner Masse, seinen Mangel an Consistenz als gefahrlos. Im Jahre 1819 ging die Erde durch den Schweif eines großen Kometen — ohne es auch nur zu merken.

Auch bei den kleineren Körpern, welche ihrerseits wieder die Planeten als Trabanten, als Monde, von sich abtrennten, konnten aus einer ursprünglich größeren Anzahl offenbar nur die jetzt thatsächlich vorhandenen die unvermeidlichen Störungen überleben.

Das Leben des Kosmos kennt keinen Stillstand. Auch über das Stadium der Erstarrung schreitet der Proceß hinaus. Es läßt sich erweisen, daß zuletzt eine Zerklüftung, ein Zerfall des todreifen Weltkörpers eintreten muß. Als Ergebnisse eines solchen Zerfalls erscheinen am Himmel die sogenannten Asteroiden, welche in ihren nicht mehr sphärischen, sondern schroffen und unregelmäßigen Formen dem bewaffneten Auge des Astronomen sofort als Bruchstücke, als Trümmer sich darstellen. Die zahlreichen, schmalen, tiefen Rillen, welche die Oberfläche des Mondes durchfurchen, sind die ersten Anzeichen eines dereinstigen Zerfalls unseres Trabanten in solche Asteroiden.

Für Bruchstücke dieser Bruchstücke, für kleine Theilstücke zerfallener Asteroiden hält unser Verfasser die Meteoriten, die mit den Sternschnuppen identisch sind. Während jene, die Asteroiden, noch immer den Umfang von einigen Meilen haben, sind die Meteore selbstverständlich noch viel mäßigeren Umfangs und diejenigen, welche der Erde zustürzen, werden vor dem Ausprall in noch kleinere Stücke zertrümmert.

Treten nämlich die Meteore in den Kreis unserer Atmosphäre ein, so verlieren sie ihre ursprüngliche Bewegungsgeschwindigkeit durch den Widerstand der Luft. Hierbei aber muß nach physikalischen Gesetzen ihre verlorene räumliche Bewegung in Wärme und Licht verwandelt, und eine so hohe Temperatur erzeugt werden, daß sie in Weißglühhitze gerathen, wodurch sie uns in einer Höhe von durchschnittlich 24 Meilen sichtbar werden, und, oft in heftigen Detonationen zerplatzend, als Bruchstücke herunterkommen. Je größer die ursprüngliche Geschwindigkeit war, um desto höhere Temperatur muß erzeugt werden, und es ist nicht zu bezweifeln, daß manche Meteoriten ganz verdampfen, noch ehe sie die Erde erreichen. Diese Umstände vermindern die Gefahren, welche die Meteorsteinfälle für die Bewohner der Erde mit sich bringen. Gleichwohl sind Fälle constatirt, daß Meteoriten von sehr beträchtlicher Masse die Erdoberfläche erreichten, und bedeutenden Schaden anrichteten. Von einem außerordentlichen Steinregen, der 823 in Sachsen sich ereignet haben soll, berichten die Annales Fuldenses: Menschen und Thiere wurden erschlagen und 35 Dörfer in Brand gesetzt. In der Kirche von Ensisheim im Elsaß befindet sich ein 260 Pfund schwerer Stein, der im Jahre der Entdeckung Amerika's niederfiel. Bei Trier fand man eine Eisenmasse von 32—34 Centnern. 1749 fiel ein Meteor auf ein Schiff im atlantischen Ocean und tödtete 5 Menschen. Daß zwischen Feuerkugeln, Meteoriten und Sternschnuppen keine qualitativen Unterschiede bestehen, daß vielmehr die wirklich auf die Erde herabfallenden Steine nur Bruchstücke explodirender Feuerkugeln sind, dies bedarf kaum noch einer weitern Bestätigung. Die Sternschnuppen unterscheiden sich von den andern Meteoriten nur dadurch, daß sie nicht zur Erde herabgelangen, sondern vermöge ihrer bedeutenden Geschwindigkeit und der hierdurch erzeugten entsprechenden Temperaturhöhe schon in der Atmosphäre aufgelöst werden. Die Mehrzahl der die Erde erreichenden Meteoriten sind Steinmeteoriten, und nur etwa ein Prozent derselben ist metallisch, doch so, daß man von den eigentlichen Meteoreisen bis zu den fast gar kein Eisen enthaltenden Meteorsteinen in continuirlicher Abstufung gelangen kann. Indessen unterscheidet sich das metallische Eisen der Meteoriten vom irdischen Eisen dadurch, daß bei seiner Bildung Wasser und freier Sauerstoff nicht zugegen war, während es in der Erdrinde nur in chemischer Verbindung mit Sauerstoff sich findet und durch Schmelzprocesse aus Eisenerz gewonnen wird, als metallisches Eisen aber nur in Verbindung mit Platin vorkommt. Von metallischem Meteoreisen finden sich kolossale Stücke freiliegend, oder in geringer Tiefe auf Gebirgskämmen, in Thälern, oder in Wüsten, fern von allen Eisenerzen, wo sie also unmöglich sich von jeher befunden haben können; dieses und ihre Uebereinstimmung mit dem bei Braunau niedergefallenen Meteoreisen beweist also ihren kosmischen Ursprung.

Und die Kometen? — Der neuesten Doctrin zufolge wären die Kometen nichts weiter, als Bestandtheile von Meteoritenschwärmen. Die zerfallenden Weltkörper liefern nämlich Bruchstücke von verschiedener Qualität. Sie liefern auch solche Me-

teoriten, welche aus verdunstungsfähigen Massen bestehen. Schiaparelli hat die Entdeckung gemacht, daß manche Kometen mit Meteoritenschwärmen verbunden auftreten und gemeinschaftlich sich mit ihnen auf gleichen Bahnen bewegen; sie sind also Meteoriten, die nur vermöge ihrer Verdunstungsfähigkeit Schweife entwickeln und sichtbar werden. In der Sonnenferne werden diese Massen bei der intensiven Kälte des Raums ohne Zweifel zu Eis erstarrt sein; die Sonnennähe aber wird auf der der Sonne zugekehrten Seite einen Verdampfungsproceß hervorrufen. Die aus dem Kometenkopfe entwickelte Dunstmasse wird in Folge elektrischer Erregung selbstleuchtend, erfährt aber sodann durch die gleichartige Elektricität der Sonne eine Zurückwerfung, so daß sie, nachdem sie anfangs in der Richtung der Sonne sich ausgedehnt, in parabolischen Linien zurückgekrümmt wird und, in von der Sonne abgekehrter Richtung abfließend, den Schweif des Kometen bildet. Die Verwandtschaft von Kometen und Meteoriten muß erwarten lassen, daß, wie feste, so auch flüssige Meteormassen sporadisch auf die Erde fallen. Es sind in der That etwa 20 Fälle constatirt, in welchen gelatinöse, phosphorescirende Massen, aus Kohlenstoff, Wasserstoff und Sauerstoff bestehend, wohl nur die Reste viel größerer, aber beim Durchgang durch die Atmosphäre größtentheils verdampfter Massen auf die Erde gelangten.

Woher aber rührt sie, diese Materie der Kometen? Ohne Zweifel von jenen durch „indirecte Auslese" ausgeschiedenen, in Kometenbahnen gedrängten P l a n e t e n, welche, nachdem sie aus ihrem Sonnensystem ausgestoßen worden und in ein fremdes entwichen, während ihrer oft jahrtausendlangen Umläufe nur einmal der Sonne ungefähr so nahe kommen, als es die zurückgebliebenen, „zweckmäßig" geordneten Planeten beständig sind, im intensiv kalten Weltraume sehr rasch erkalteten, und ungleich schneller jene Entwickelungsphasen durchliefen, welche den derzeitigen Planeten erst bevorstehen. So sind sie verhältnißmäßig bald in Meteoriten zerfallen, von welchen diejenigen, die aus verdunstungsfähiger Masse bestehen, uns als Kometen erscheinen.

Wenn diese sehr flüchtigen Andeutungen über die Kometen den aufmerksameren Leser nicht ganz befriedigen, so muß es der Umstand entschuldigen, daß auch in Herrn du Prels Buche, ja überhaupt in der astronomischen Wissenschaft, das Capitel über die Kometen zu den dunkelsten, fraglichsten und schwierigsten gehört.

Die Entwicklungsphasen der Fixsterne, wie sie oben beschrieben worden, sind auch die der Planeten, der Monde und natürlich auch unserer E r d e gewesen.

Die Erde erblickt neben sich Gestirne, die ihr das Bild ihrer Vergangenheit und andere, die ihr das Bild ihrer Zukunft vorhalten. Venus z. B. repräsentirt die Vergangenheit, Mars die nächste Zukunft unseres Planeten. Die bei jedem Gestirn einmal mit Nothwendigkeit eintretende Absorption seiner Atmosphäre und seiner Meere ist bei Mars schon weiter fortgeschritten als bei der Erde, und seine polaren Eisfelder sind ausgedehnter. Auch die Erde wird diese Phase durchlaufen. Eine noch fernere Zukunft derselben wird durch den M o n d vertreten. Bei diesem sind alle Meeresreste gefroren, unermeßliche Gletscher bedecken ihn.

Wäre die der Erde zugeführte äußere Sonnenwärme je ein genügender Ersatz gewesen für den Verlust an ausgestrahlter Wärme, so würde sich unser Planet niemals mit einer Kruste überzogen haben. Die Erde verliert also beständig mehr Wärme als sie empfängt, und ihre Kruste muß gegen das Innere zu beständig wachsen. In gleichem Verhältnisse aber werden die Gewässer von

den Gesteinen absorbirt werden und bei der nachweisbaren Absorptionsfähigkeit der Steine ist um so weniger daran zu zweifeln, daß einst alle Gewässer an die Mineralien gebunden sein werden, als das Gewicht aller Oceane nur $1/_{24000}$ des Gewichtes der Erde beträgt, welche bei sich gleichbleibender Absorptionsfähigkeit das Dreifache der vorhandenen Gewässer aufsaugen könnte. Es werden also alle Oceane verschwunden sein, lange bevor die Erde bis in's innerste Mark erstarrt sein wird. Aber auch die gegenwärtige Zusammensetzung der *Atmosphäre* kann nicht als unveränderlich angesehen werden. Sie erfährt noch immer eine beständige Einbuße an Kohlensäure, welche sie abgibt zur Bildung der Schalen und Knochen unzähliger Thiere, wodurch eine beständige Verarmung des Pflanzenreiches bedingt wird. Endlich bewirkt die fortgesetzte Abkühlung eine beständige Verminderung des Sauerstoffgehaltes der Luft durch Oxydation der Minerale und bedroht das organische Leben. Sowohl in Bezug auf Höhe, wie Dichtigkeit unterliegt die Atmosphäre einer beständigen Abnahme, und nach den an geschmolzenem und abgekühltem Granit vorgenommenen Untersuchungen kann ein gänzliches Aufgesaugtwerden der Luft um so weniger bezweifelt werden, als die Absorptionsfähigkeit der festen Massen weit größer als nöthig ist, um die ganze Atmosphäre, deren Volumen nur etwa $1/_{240}$ des Volumens der Erde beträgt, in sich aufzunehmen.

Und was die Erwärmung der Erde durch die Sonne betrifft, mag dieselbe noch so lange vorhalten, zuletzt muß doch die völlige Bedeckung und Verdunklung des Sonnenkörpers durch Schlacken eintreten. Schließlich wird auch für unseren Planeten die Zeit kommen, wo er sich der erschreckend niedrigen Temperatur des von keiner Sonne mehr durchwärmten Raumes gegenüber befindet. Es liegt auf der Hand, daß schon eine nur einigermaßen erhebliche Abnahme der Sonnenwärme allem pflanzlichen und animalischen Leben auf Erden ein Ende machen muß. Ein Ersterben alles Lebendigen wird also ungezählte Jahrtausende jener vernichtenden Katastrophe vorausgehen, welche das Ende, den völligen Untergang des Gestirnes als solchen herbeiführt. Fragen wir, wodurch das Eintreten dieser Katastrophe selbst bedingt sein wird, so ist es zunächst der den Himmelsraum erfüllende Aether, dessen Widerstand nach und nach die Bewegung der Gestirne in der Art beeinflussen muß, daß ihre *elliptischen* Bahnen in *Spiral*bahnen verwandelt werden, so daß sie, ihr Centrum *immer enger* umkreisend, zuletzt mit diesem zusammenprallen, wobei ihre Bewegungsgröße in den gleichwerthigen Betrag von *Wärme* verwandelt wird und ihre Verflüchtigung eintritt. Die Planeten werden in die Sonne zurückkehren, von welcher sie ausgegangen.

Auch unsere Erde muß, wenn auch erst nach Millionen Jahren, von diesem Lose getroffen werden. Aber sie wird längst vorher, wie schon gesagt, ihre Atmosphäre und ihre Meere absorbirt haben, ja sie wird in eine rotirende Trümmermasse zerfallen sein. Als eine unermeßliche Steinregenwolke wird sie in die Sonne stürzen.

Und die Sonne selbst? — Nach Zöllners Theorie sind auch die Sonnenflecken nichts anders als Schlacken, die jetzt zwar noch immer wieder überfluthet und aufgelöst werden, dereinst aber, zusammenwachsend, große Continente bilden und die Sonne völlig bedecken werden. Auf diesem Punkte angelangt, könnte die Sonne dann auch, wie die aus dem gasigen und flüssigen in den festen Zustand übergegangenen Planeten, dem organischen Leben auf ihrer Oberfläche eine Stätte gewähren. Aber dies erwachende Leben würde auf ihr in *ewiger trauriger Nacht* verfließen, und der Tag, den

sie selbst im Zustande der Leuchtkraft ihren Begleitern, den Planeten, gebracht hat, würde ihr selbst für immer versagt sein! — Von den unzähligen selbstleuchtenden Sternen, die uns aus den Tiefen des Himmels entgegenfunkeln, kann keiner bewohnt sein, denn sie alle sind, so lange sie eben leuchten, gasige oder feurigflüssige Gluthmassen! — Hätte nicht jede dieser Sonnen ihre Planeten, denen sie Licht und Wärme und Leben spendet — der lebendige Menschengeist müßte sich schauerlich einsam fühlen gegenüber der Stille des Todes, die über den ungezählten leuchtenden Kolossen des Weltalls schwebt.

—g.

---

# Ein eigenes Heim!

Zur Frage der Wohnungsnoth von Professor Dr. G. Jäger.

## II.

(Schluß.)

Ein weiterer beherzigenswerther Punkt ist die Art des Zusammenwohnens. In London wohnt jede Familie allein, von jeder andern durch Feuermauer geschieden. Der Anlaß zu Reibungen und gegenseitigen Chikanen ist fast gleich null und so ist ein friedliches freundnachbarliches Verhältniß sehr leicht zu unterhalten, wenn man ein solches will. Andererseits ist es aber auch nicht nothwendig, es kann Jeder für sich bleiben, sich seiner Familie und seinem Geschäft allein widmen. Wenn er nicht will, so sieht und hört er den ganzen Tag außer diesen Dingen nichts, um was er sich zu kümmern braucht. Daraus erwächst dem Engländer jener hohe Grad von Gleichmuth, innerlicher Abgeschlossenheit und Stetigkeit, die sich einerseits durch Nichts aus der Fassung bringen läßt, andererseits ihn aber auch völlig verhindert, störend in Anderer Verhältnisse einzugreifen, so daß dort Jeder nach seiner Façon leben kann. Anders beim Großstädter des Binnenlandes. Die Bewohner eines Miethhauses bilden ein kleines Gemeinwesen, in welchem zahllose Veranlassung zu Reibungen und Interessenconflicten gegeben ist. Einmal durch die Benützung der gemeinschaftlichen Theile des Hauses und dann namentlich durch die große Gehörsamkeit im Hause. Letztere verlangt eine stete gegenseitige, oft in hohem Grade unbequeme Rücksichtnahme und weil man einander fortwährend hört, weil die Dienstboten in stetem Verkehr stehen, so entwickelt sich jene specifische Naseweisheit, Einmischungssucht, Klatschsucht, gegenseitiges Beneiden rc., das zu den nicht geringsten Schattenseiten der großstädtischen Bevölkerung des Continents gehört.

Dies Zusammenwohnen wäre zwar nicht schlimm, wenn die Einwohnerschaft eines solchen Miethhauses in Bildung, äußerer Lebensstellung rc. gleichartig wäre und namentlich, wenn man gezwungen wäre, sich schließlich miteinander zu vertragen; allein beides ist nicht der Fall. In den meisten Miethhäusern wohnen Gebildete und Ungebildete, Bemittelte und Unbemittelte und Leute der verschiedensten Lebens- und Weltanschauung beisammen, so daß von Ausbildung einer Harmonie gar keine Rede sein kann, ja selbst, wenn ein glücklicher Zufall dies fügen sollte, so wird unter Anderem schon der Hauseigenthümer nicht

blos nicht dazu gehören, sondern es im Gegentheil in seinem Interesse finden, das Einverständniß der übrigen Familien nicht zu fest werden zu lassen, denn sonst könnten sie ihm gefährlich werden. Wenn nun schon der Hausherr nothwendigerweise das Element des Mißtrauens in das Haus bringt und das Zusammenwohnen von Arm und Reich auch sonst Veranlassung zu Mißtrauen gibt, so darf es uns nicht wundern, wenn zu den schlimmen Eigenschaften unserer großstädtischen Bevölkerung, namentlich ihrer weiblichen Hälfte, ein ausgesprochenes mißtrauisches Wesen kommt, das ihre Liebenswürdigkeit keineswegs vergrößert und nicht blos die Beziehungen der Familien untereinander, sondern auch die von Herrschaft und Dienerschaft verbittert, mithin die Solidarität der Familie gefährdet.

Weitere Uebelstände entspringen dem Umstand, daß fast regelmäßig in einem und demselben Hause Leute des verschiedensten Moralitäts- und Bildungsgrades beisammen sind, nämlich in den mittleren Stockwerken sogenannte bessere Leute, in Souterrains und Dachwohnungen nicht blos etwa kleine ehrliche Leute, sondern häufig eben auch zweifelhaftes Volk, vor dessen Berührung Kinder und Dienstpersonal geschützt werden sollten, was nicht möglich ist.

In Folge hievon leidet einmal die Kindererziehung, die wir übrigens hier auch nach andern Richtungen hin gleich besprechen werden. Das Grundübel ist, daß man die Kinder nicht gegen schädliche Einflüsse abschließen und ihren Umgang wählen kann. Da man nicht, wie in England, für jede Wohnung einen eigenen zum Kinderspiel im Freien geeigneten Hofraum hat, so muß man sie auf die Gasse lassen, wo sie alle Unarten, Untugenden und Unsittlichkeiten auffassen, mit denen die erzieherische Thätigkeit der Eltern nur mit äußerster Mühe, in der Regel aber gar nicht fertig wird.

Ein weiterer Nachtheil bei der Kindererziehung entspringt dem häufigen Wohnsitzwechsel. Da die Kinder mit jedem solchen auch ihre Bekanntschaft wechseln müssen, so wird schon dem Kind die Neuerungssucht zur andern Natur, und es ist nicht möglich, in ihm jenes starke Sympathiegefühl, welches dauernde Jugendfreundschaften ausbilden, zu entwickeln. Das ist ein schwerer Uebelstand, denn wo sich nicht Beziehungen der Freundschaft bilden können, entwickelt sich der rücksichtslose Egoismus.

Weitere Uebelstände des Zusammenwohnens von verschiedenerlei Leuten in den Miethhäusern beziehen sich auf das Dienstpersonal. Im englischen Familienhaus sind die Dienstboten vollständig von einander getrennt, da das Haus stets geschlossen ist, da auch beim Einkaufen und Wasserholen, die Leute nicht zusammen kommen, denn das Wasser ist in allen Wohnungen und alle Lebensmittel werden von den Producenten in's Haus gebracht. Bei uns ist jeder Zeit die Möglichkeit vorhanden, daß ein räudiges Schaf die andern verdirbt, und so ist der Immoralität Thür und Thor geöffnet.

Bezüglich der Moralität kann ich mit einigen Ziffern aufwarten: Berlin hat bei 32 Köpfen pro Haus 16% uneheliche Geburten; in Paris betragen sie bei 35 Köpfen pro Haus 20%, in Petersburg bei 52 Köpfen pro Haus 26%, in Wien bei 55 Köpfen pro Haus 41%! Sind das nicht Abgründe?

Ein öffentlicher Mißstand in der Art des Zusammenwohnens ist der Umstand, daß die schlechten Elemente der Bevölkerung bei dem Miethhaussystem nicht wie in London in eigenen Quartieren beisammen wohnen, wo sie äußerst leicht überwacht werden können, sondern daß sie sich bei uns überall herum verzetteln, wenn es auch einzelne Quartiere gibt, wo sie dichter wohnen, als in anderen. Dieser Um-

stand zwingt die Polizei zu einem ganz andern Verhalten als es in London üblich ist. In letzterem kann dieselbe das Haus- und Familiengeheimniß völlig respectiren, da sie durch die Verantwortlichkeit des Haushalters gedeckt ist und so stört nichts das intime Verhältniß gegenseitiger Hilfeleistung zwischen Polizei und Bürgerschaft, wegen dessen London so berühmt ist. Hier zu Lande ist die Polizei genöthigt, das Innere des Hauses auszuspioniren, alle Gelegenheiten zu benützen, um ihre Organe bald mit diesem, bald mit jenem Auftrag in die Häuser zu schicken und die Klatschsucht des Dienstpersonals zu fördern und so bildet sich eine Art intriguanten Verhältnisses aus, das durch früher schon geschilderte Umstände noch vermehrt wird, besonders aber in folgendem Punkt endlich gipfelt.

Da beim Miethhaussystem die Familien keinen eigenen abgeschlossenen Raum im Freien haben, so sind sie genöthigt, ihre Kinder auf die Gasse zu schicken, wo pêle-mêle alles durcheinander ist.

Der Conflict zwischen Jugend und Polizei, welche die Straßenordnung aufrecht zu erhalten hat und der bei jedem Schneefall und jedem Frosttag hoch auflodert, gewöhnt den Großstädter schon vom zarten Alter daran, in dem Polizeidiener ein ihm feindliches Wesen zu erblicken, ein Gefühl, dessen er sich auch später selbst als gebildeter Mann nicht erwehren kann. Daher die sonst ganz unverständliche Erscheinung, daß in unsern Großstädten selbst der solide Bürger instinktmäßig gegen die Polizei Partei ergreift, während in London das Gegentheil der Fall ist.

Diesen socialen und politischen Uebelständen des Miethhauses gegenüber will ich nur kurz auf die materiellen Uebelstände hinweisen, die ich viel geringer anschlage, trotzdem, daß diese Seite fast die einzige ist, welche man bei Wohnungsfragen ventiliren hört und bei der Baugesetzgebung zu berücksichtigen für gut findet.

Die s a n i t ä r e n Nachtheile sind in der Hauptsache noch folgende. Mit der Gemeinschaftlichkeit von Stiegenhaus und Abtritt und dem steten Verkehr der verschiedenen Familien im Hause und der Kinder auf der Gasse ist der Verbreitung der ansteckenden Krankheiten Thür und Thor geöffnet und öffentliche Maßregeln gegen Seuchen, wie Absperrung eines durchseuchten Hauses, Desinfection desselben, sind entweder gar nicht durchzuführen oder nur mit großen Opfern und unter schwerer Mitbelästigung einer Menge von Leuten, die man gar nicht verantwortlich machen kann. Dieser Uebelstand wird um so größer, weil mit der Verzettelung der ärmeren, für Seuchen zugänglicheren Bevölkerungsklasse für alle Quartiere die Durchseuchung einer Stadt viel schneller allgemein wird.

Hier kann ich Zahlen sprechen lassen: In London, einer Stadt von 4 Millionen Einwohnern, beträgt die jährliche Sterblichkeit 24 von Tausend, in dem ziemlich kleineren Paris 28, in Berlin, das nur ein Viertel der Bevölkerung Londons hat, sterben trotzdem 25, in Wien 47 (?), in Petersburg 41 vom Tausend; Stuttgart, das nicht den vierzigsten Theil der Bewohner von London besitzt, keine Hafenstadt ist und eine notorisch gesunde Lage hat, sterben trotzdem nach den kürzlich veröffentlichten Ermittlungen von Obermedizinalraths Dr. C l e ß fast soviel Menschen wie in London, nämlich 22 vom Tausend.

Ein weiterer Punkt ist die Schwierigkeit der Durchführung einer allgemeinen Wasserleitung beim Miethhaussystem, denn hier muß die Leitung durch alle Stockwerke geführt werden; beim englischen Miethhaus genügt die Einfuhr in das Erdgeschoß. Im erstern Fall ist die Einführung Sache des Hausherrn, der nicht blos eine große Auslage zu machen hat, sondern sich

auch mit Recht davor fürchtet, daß durch die Gemeinschaftlichkeit der Wasserleitung ihm wieder eine Reihe von Widerwärtigkeiten mit seinen Miethsleuten in Aussicht gestellt werden.

Welch' große Uebelstände bringt das Einfrieren der Wasserleitung mit sich, das bei der Durchleitung in die oberen Stockwerke bei uns kaum zu vermeiden ist, während es im Familienhaus, wo nur das Souterrain das Wasser hat, bei der geringsten Vorsicht nicht eintreten kann.

Ein großer gesundheitlicher Vortheil des englischen Familienhauses liegt darin, daß die Schlafzimmer in den oberen, besser ventilirten, vor der Infection durch Küchen-, Abort- und Menschendunst gesicherten Stockwerken liegen, so daß jede Familie in frischer reiner Luft schläft, was sich bei uns die Bewohner der untern Räume fast gar nicht verschaffen können, die der obern nur dadurch, daß sie alle übrigen Nachtheile des Wohnens in der Höhe auf sich nehmen.

Beim englischen Familienhaus hat jede Familie ihren eigenen abgeschlossenen Raum im Freien und kann sich somit jederzeit leicht und ungestört in frischer Luft erholen, ohne die Häuslichkeit zu verlassen. Der Mangel dieser Möglichkeit in unsern Großstädten ist eine der Hauptursachen des üppigen Gedeihens des Stubenhockerthums mit allen seinen gesundheitswidrigen und moralischen Nachtheilen bei Alt und Jung. Ich will nur eins anführen; wenn wir sehen, welch' ausgebildetes System körperlicher Jugenderziehung die Engländer schon seit lange besitzen, dem gegenüber unser Schulturnen wie ein kindlicher Versuch und Anfang aussieht, und daß selbst dieser vielen Eltern und selbst Aerzten noch als eine gefährliche Neuerung vorkommt, so deute ich damit nur an, welche Quelle von Krebsschäden der mannigfachsten Art dieser scheinbar geringfügige Umstand ist.

Ein weiterer Punkt sind die Wärmeverhältnisse in den Wohnungen, die ich etwas ausführlicher besprechen will.

Da die Wärme äußerst leicht von unten nach oben geht, so braucht man beim englischen Familienhaus einmal in den oberen Räumen des Hauses gar keine Feuerstellen. Mittelst Klappen kann man zum Beispiel im Augenblick des zu Bettegehens die gesammte Wärme der Wohnzimmer in die höheren Schlafzimmer ausströmen lassen und sich jederzeit jeden Wärmeüberschuß in ökonomischerer und gesundheitsmäßigerer Weise vom Halse schaffen, als wir durch das Oeffnen von Fenstern. Bei unserem Miethhaussystem entstehen eine Menge von Erkältungen, wenn man Winters nur einen oder zwei Räume heizt. In den ungeheizten entwickelt sich nämlich eine feuchtkalte Kellerluft, da das Uebermaß von Feuchtigkeit in der warmen Luft der Wohnräume sich durch die Thürspalten nothwendig den anstoßenden Räumlichkeiten mittheilt und dort ausgefüllt wird. Dieser schroffe Gegensatz kann sich beim englischen Familienhaus nicht in gleicher Weise entwickeln; wenn auch die oberen Räumlichkeiten, weil ungeheizt, kälter sind, so behalten sie ihre Trockenheit und dazu kommt, daß die leichte Gefäßaufregung in Folge des Stiegensteigens, ein nicht gering anzuschlagendes Vorbeugemittel gegen Erkältung ist, wenn man einmal vorübergehend ein solches ungeheiztes Zimmer betreten muß.

Allerdings könnte man auch bei unserem Miethhaussystem diesen Uebelstand der ungleichen Erwärmung der Wohnräume leicht vermeiden, beziehungsweise beseitigen: Sobald man in den Zwischenwänden, dicht unter der Zimmerdecke eine größere, durch Klappen verschließbare Oeffnung anbringen würde, oder wenn die Thüröffnung bis zur Decke hinaufreichte, wäre eine Wohnung von 4—5 Zimmern mittelst eines einzigen Ofens ohne nennenswerth größeren Mehraufwand

fast gleichmäßig zu erwärmen und man hätte noch außerdem Platz durch die Beseitigung der überflüssigen Oefen gewonnen. Allein das scheitert in allen bereits bestehenden Häusern an dem Miethsverhältniß. Der Hausherr macht es nicht, weil er direct nichts davon hat, ja in der Regel wird er es nicht einmal erlauben und der Miether macht es wieder nicht, weil er beim Auszug die Einrichtung nicht mit sich nehmen kann.

Im englischen Wohnhaus kann man den Abort im Erdgeschoß anbringen, so daß dessen Ausdünstungen von den Wohn- und namentlich den Schlafräumen ferngehalten werden. Bei uns sind sie von der Hausflur kaum abzuhalten und haben von hier directen Zutritt zu den meisten Zimmern. Zudem kann im englischen Wohnhaus jede Familie ihren Abtritt leicht geruchlos machen. Beim Miethhaus verläßt sich eine Familie auf die andere, oder muß es eine für alle thun, und das allgemeine Resultat ist, daß es gar nicht geschieht.

Eine Erwähnung verdient auch die Feuersicherheit. Schon der Umstand, daß jede Familie von der andern durch Feuermauern völlig isolirt ist, gewährt einen hohen Grad von Sicherheit. Ein weiterer Umstand ist der, daß bei ihm Feuerstätten nur in den untern Räumlichkeiten der Wohnung zu sein brauchen; doch genügen dafür Zahlen. London hat für seine 4 Millionen Einwohner 393 Feuerwehrleute, also Einen auf 10.000 Einwohner, Stuttgart hat etwa 1000, also Einen auf 100 Einwohner.

Auch die Sicherheit des Eigenthums ist beim englischen Wohnsystem größer, da bei diesem die Hausthüre stets geschlossen ist, ja nicht einmal vom Dienstpersonal geöffnet werden kann. — Die Lieferanten bieten nämlich dort ihre Sachen zu einem kleinen Fenster neben der Thüre herein — so fällt in England die Wohnungseinschleicherei, die in unsern Großstädten eine so bedeutende Rolle spielt, gänzlich fort und gegen Einbruchdiebstahl kann man sich durch Vogelfreierklären des Eindringlings wirksam schützen, was beim Miethhaussystem absolut nicht auszuführen ist. In England kann deshalb auch nur Straßen- und Taschendiebstahl mit Aussicht auf Erfolg betrieben werden.

In letzter Instanz stelle ich die Miethspreise und dafür genügen einige Zahlen. In London betragen die Wohnungskosten $\frac{1}{10}$ bis $\frac{1}{8}$ vom Einkommen des Bewohners, in Berlin $\frac{1}{5}$ bis $\frac{1}{4}$, in Paris über $\frac{1}{4}$, in Wien $\frac{1}{3}$.

Ich weiß, Mancher, der die obigen Auseinandersetzungen als richtig anerkennt, wird denken, diese Uebelstände seien eben einmal da und nichts mehr zu machen. Letzterem stimme ich nicht zu. Allerdings können wir nicht, wie einst Bismarck meinte, jetzt unsere großen Städte vom Erdboden vertilgen, aber wir können den Anfang machen zur Besserung, wenn wir unserem Baugesetz den einzigen Paragraphen beifügen: „Von jetzt an darf kein Haus mehr ge- „baut werden, in welchem nicht „jede Wohnung ihren directen „Zugang von der Straße hat „und von der andern durch „eine Feuermauer geschieden „ist, sowie ihren eigenen Vor- „und Hofplatz hat".

In London besteht das Innere der Stadt nur aus Geschäftslocalen, in denen fast Niemand wohnt, der Geschäftsinhaber hat sein Daheim in den äußeren Stadttheilen und zwar oft meilenweit weg an einer Bahnlinie. Dabei fährt er viel besser, weil er dort in besserer Luft lebt als im Herzen der Stadt und sich jeden Tag ganz seinem Geschäftstaumel entziehen, leben und ausschnaufen kann.

Es kommt nur darauf an, daß unser Städter von dem in jeder Beziehung nachtheiligen Wahn geheilt wird, es müsse ein Jeder mög-

lichst nahe auf seinem Geschäft und seinem Amt sitzen. Sobald wir gleich dem Engländer nicht mehr eine durch die Mittagsstunde unterbrochene doppelte Schul-, Beamten- und Geschäftszeit haben, so spielt die Entfernung gar keine Rolle; im Gegentheil.

Die aus den fliegenden Blättern sattsam bekannte Figur des Staatshämorrhoidarius, ist eine specifische Pflanze unserer continentalen Großstädte, erzogen durch den Mangel an genügender körperlicher Bewegung. Hätten diese Leute täglich in ihr Geschäft hin und zurück einen ordentlichen Marsch von 3—4 Kilometern zu machen, so wäre ihnen wohler und ihr Arbeitgeber — der Staat und der Private — hätte an ihnen rüstigere, ausgiebigere Arbeiter, die er dann auch besser bezahlen könnte.

Der Einwand, daß das englische Familienhaus mehr Baugrund erfordere, als das Miethhaus, deshalb zu theuer sei, ist ebenfalls nicht stichhaltig. Das Mehr an Baugrund ist erstens ganz unbedeutend. Allerdings braucht hier jede Wohnung ihre eigene Treppe, allein diese kann sehr bescheiden sein, da sie nur von einer Familie benützt wird und große Gegenstände außen am Haus hinaufgezogen und zu den Fenstern hereingebracht werden können.

Zweitens wird das reichlich aufgewogen, wenn man seine Wohnungen nicht im Herzen der Stadt, sondern möglichst weit draußen sucht, weil hier der Baugrund enorm viel billiger ist und weil, wie ich oben auseinandersetzte, bei Annahme des englischen Systems die Miethsteigerung unmöglich ist. Doch zu was des weiteren: Ein Freund von mir bewohnt in der Peripherie Londons ein solches Familienhaus mit 8 Wohnräumen, auf 90 Jahre gemiethet sammt Hof und Garten, und bezahlt dafür 30 Pfund Sterling (300 fl.), ein Preis, um den man hier kaum eine vierzimmerige Wohnung erhält, abgesehen davon, daß man hier um dieses Geld noch die Annehmlichkeit, einen Hausherrn zu haben, mit in den Kauf nehmen muß.

Ueberlegen wir nun die Sache, der jetzige Augenblick, in dem unsere Bauunternehmer froh sein werden, aus der Geschäftsstockung herauszukommen, und unsere des Börsenspiels müden Kapitalisten nicht minder, ist entschieden günstig, um einen energischen Anfang mit der Erbauung von englischen Familienhäusern zum Gebrauch für unsere mittleren Stände, namentlich den Beamtenstand, zu machen. Der letztere leidet unter den obengeschilderten demoralisirenden Einflüssen unseres Miethhaussystems am meisten und mit ihm das durch ihn repräsentirte staatliche Interesse. Es muß deshalb ein Vorgehen in dieser Richtung von Seite des Staats und nicht minder der Stadt Unterstützung — wenn auch zunächst nur moralische — finden, wenn anders Stadt und Staat ihr Interesse richtig verstehen. Ist von dieser Seite einmal ein ernstlicher Anfang gemacht, so werden die übrigen Kreise schon nachfolgen.

# Ein steierischer Weltfahrer.

Erlebnisse des Bauernsohnes Michel Moser aus Altaussee.

Durch Altaussee schritt ein Photograph und hielt Frage nach einem Tischler.

Einen Holzschragen für den Apparat — so was wird der Schützen-Jocherl wohl machen können. Der Schützen-Jocherl aber war weder ein Schütz', noch ein Tischler, sondern ein Salzbergarbeiter, der in den freien Stunden holzschnitzerte, um seine zahlreichen Kinder leichter zu ernähren.

Er machte den Schragen für den Apparat; der Photograph wollte dem Jocherl zu Lohn die Buben photographiren. Als sich aber diese vor das große schwarze Auge hinstellen sollten, liefen sie nach allen Richtungen hin davon; nur der kleine Michel hielt Stand. Und als der Vater auf der Glasplatte das negative Bild seines Sohnes sah, rief er aus: „Na sauber! Der Bub' hat mir ja ein kohlschwarzes Gesicht und schneeweiße Haar!"

Der Michel aber beguckte weniger das Bild, als vielmehr das finstere Käſtchen, in welchem es entstanden war.

„Willst auch ein Photograph werden, Michel?"

Ja — er will einer werden. Und ausgemacht war's.

Dem Vater war's recht, er hatte noch genug scharfe Zähne im Haus, die was beißen wollten.

Der Photograph macht Bilder aus der herrlichen Umgebung von Aussee; der Kleine ist ihm dabei behilflich und faßt Alles geschickt an. Und jetzt soll der Michel nach Wien mit.

Was er in der Dorfschule gelernt hat? Ein bischen Lesen und schreiben und den Katechismus auswendig; — ob er damit in der Wienerstadt fortkommt? — Nun, es ist ein aufgeweckter Junge, wird schon noch mehr lernen.

So ist Michel Moser aus Altaussee nach Wien gekommen.

Das war im Jahre 1867 — der Michel war damals 14 Jahre alt. Ein Jahr als Gehilfe bei einem etwas engherzigen Photographen, was ist da viel zu lernen? Aber der kleine Obersteirer hatte auf Alles gar scharfe Augen, faßte rasch auf, fand sich bald in's Geschäft.

Im Jahre 1868 rüstete die österreichische Regierung in Handelsinteressen eine asiatische Expedition aus. Dazu wurde auch der Meister unseres Michel aufgenommen, daß er draußen in den fernen Himmelsstrichen die Welt photographire.

— Ob der Michel mitwolle?

Ja, mit tausend Freuden!

Das wäre wohl zu bedenken, Michel!

„Da gibt es gar nichts zu bedenken", meint der Photograph, „in Wien bringst Du Dich allein noch nicht fort und in die Berge wirst Du auch nicht mehr zurück wollen. Gehst Du als Gehilfe mit mir, so siehst Du die Welt — es wird Dich nicht reuen.

Wozu die Worte! Der Michel fährt ja gerne.

In Triest sah er das erstemal das Meer und staunte. Er hatte sich das Meer immer als einen breiten Fluß gedacht, der zwar so lang sei, daß man wochenlang darauf fahren könne, der aber an beiden Seiten

stets seine Ufer habe. Und jetzt stand das Schiff plötzlich mitten auf dem Wasser, und die ganze Ebene hin und der ganze weite Gesichtskreis — nichts als Wasser. Es war kein Grund und kein Halt mehr — wie doch die Menschen kühn sind! — Der Michel hatte immer gemeint, der Altausseersee und der Grundelsee wären die größten Wässer auf der Welt — und jetzt sah er wochenlang kein Land — kein Stück Erde mehr. Und er wußte gar nicht wohin, denn er hatte kaum jemals eine Weltkarte angesehen und hatte keinen Begriff von dem Baue der Erde und noch weniger von der Lage der Welttheile. Ein paarmal landeten sie in fremden Häfen, bei fremden Völkern, wo Alles unbegreiflich war.

Und nach Monaten landeten sie wieder und da hieß es, sie wären in Südamerika.

Kann man auch hier noch Briefe schreiben nach Altaussee? Oh, gewiß. — Er schrieb an seine Eltern. sie sollten glücklich sein; ihm gehe es zwar nicht schlecht — aber das Wasser, das schreckliche Meer allüberall, und er würde die Heimat kaum jemals wiedersehen.

Nun ging die Reise weiter, ging um das Kap, der Sonne entgegen und immer entgegen — ewiglange Wochen.

Und endlich landeten sie und: sie wären am Ziele.

Dieses Ziel war seltsam. — Menschen mit gelblichen Gesichtern, schiefgeschlitzten Augen; viele hatten Glatzköpfe und am Hinterhaupte einen langen Schweif.

Hier auf dem festen Lande schrieb der Michel wieder an seine Eltern: Wie es heiße, wäre er jetzt im Lande Japan, und in dem wäre es, nach der Leute Aussag', finstere Nacht, wenn die Altausseer hellen Tag hätten. Das Leben und Treiben der Japaner wäre unbeschreiblich; ganz, ganz anders als wie daheim. Sie sollten ihm doch schreiben von heim; wie der Brief ihn finden könne, das wisse er zwar nicht; sie sollten sich nur an's Handelsministerium in Wien wenden, das würde mit dem Brief schon Mittel machen. Er, der Michel, sei nur froh, daß er endlich wieder festen Boden unter seinen Füßen habe.

Ueber ein Jahr hielt sich die österreichische Expedition in Japan auf; die Herren knüpften allerlei Verbindungen mit den Glatzköpfen an und der Photograph und sein obersteirischer Jünger machten fleißig Bilder von Land und Leuten.

Als sich nun aber die Expedition wieder zur Rückkehr nach Europa rüstete und die Abreise herankam, klopfte der Photograph seinem jungen Gehilfen auf die Achsel und sagte: „Also, mein lieber Michel, wir haben unsere Aufgabe vollendet. Du bist nun Dein eigener Herr und ich wünsche, daß es Dir recht wohlergehen möge!“

Wie? Entlassen der Michel? Und bei den Japanern und ohne allen Beistand? — „Nein“, meint der Capitain, „lasse Dich anwerben als Schiffsjungen und wir führen Dich gerne wieder mit zurück.“

Und als der junge Mann jetzt sah, wie schwer ihm Unrecht geschah und daß man ihn ausbeuten wollte, da kam ihm der Trotz — der störrigste Trotz, dessen ein Bauernjunge aus Obersteier fähig ist. „Ich bin als Photograph mit hierhergekommen“, sagte er, „und ich will als Schiffsjunge nicht zurückkehren. Ich bleibe hier.“

Das Schiff mit seinen Landsleuten wurde flott; er blickte ihm nach so lange er es mit Augen sehen konnte. Dann stand er allein — am weltfremden, seltsam bewegten Hafen von Jeddo.

Wie dem steirischen Alpensohn zu Muthe gewesen sein mag? Er war in dem Alter, in welchem andere Leute ihre Flegeljahre verschlendern, aber an ihn war nun das Leben mit seinem schwersten, ja wildesten Ernste heran-

getreten. Keiner fremden Sprache mächtig, unvertraut mit den Sitten und Gesetzen des Landes, mitten unter einem unberechenbaren Volke, dem der europäische Fremdling ein Gräuel ist. Im Reiche der Bauchaufschlitzer!

Was seine Verlegenheit in materieller Beziehung anbelangt, davon nur ein Beispiel. Seine Eltern schickten ihm den ersten Brief — welcher nach Japan ungefähr zwei Monate brauchte — unfrankirt, in der Voraussetzung, daß derselbe um so sicherer an die Adresse gelangen würde. Aber der Michel besaß nicht so viel Geld, um den sehnlichst erwarteten Brief auszulösen. Auch wollte sich Niemand finden, der dem Fremden 50 Cent. geborgt hätte. Der Brief aus der Heimat blieb mehrere Monate auf der Post liegen, während Michel nach den Nachrichten, die er barg, dürstete. Anderseits wurde aus Japan kein Brief unfrankirt befördert und so währte es fast ein Jahr, bis der junge Mann das Schreiben von Altaussee erhielt und es beantworten konnte.

Aber Gott verläßt keinen Deutschen und der Engländer keinen Steirer. In Jeddo lebte ein Engländer, Herr J. R. Black, welcher eine illustrirte Monatsschrift, „Far East“ betitelt, herausgab. Der fand unsern dem Verderben preisgegebenen Michel auf. Ein junger Photograph, das war eine gute Kraft für sein Geschäft. Michel Moser trat in die Dienste Black's und hatte nun die Aufgabe, im Lande herumzureisen und für die Zeitschrift seines Herrn photographische Bilder aufzunehmen. Dabei hatte er Gelegenheit, Japan, seine Städte und Bewohner und seine Naturschönheiten kennen zu lernen.

Zweimal ließen ihn hochgestellte Besitzer von Landhäusern einfangen, weil er sich erkühnt hatte, ihre Villen aufzunehmen, und ließen ihn zum Tode verurtheilen. Aber der wackere Black erwirkte ihm jedesmal wieder die Freiheit. Er beschützte und pflegte den aufgeweckten, offenen Burschen wie einen Sohn, und der Michel lernte. Lernte japanisch, englisch, französisch und gelegentlich auch hochdeutsch — die Muttersprache. Er gewann im Lande bald eine geachtete Stellung.

Als 1873 die Japaner eine Expedition nach Wien zur Weltausstellung ausrüsteten, wurde unser Michel Moser durch die Vermittlung des italienischen Gesandten in Jeddo von der japanischen Regierung als Dolmetsch aufgenommen.

So sah er nach fünfjähriger Abwesenheit sein Vaterland wieder. Von Triest aus schrieb er seinen Eltern, daß er komme. In der Ausstellung zu Wien mußte er eine Art Oberaufsicht über die japanischen Güter führen, war auch als Dolmetsch unentbehrlich, und kaum konnten ihm fünf Tage Urlaub gegeben werden, daß er seine liebe Heimat aufsuche, die so still zwischen hohen Bergen liegt. Es läßt sich nicht wiederbeschreiben, mit welchen Gefühlen Michel von Ischl auf dem Fußsteig über den Sandling seinem Altaussee zuwanderte, wie er den vor Freude schier taumeligen Vater, wie er die vor Glückseligkeit weinende Mutter, wie er die ihn fast mißtrauisch anstarrenden Geschwister wieder sah. Lassen wir ihn selbst erzählen:

„Thränen rollten mir über die Wangen, als ich zwischen den Bäumen den lieben Ort Altaussee erblickte. Bei meinem Heimatshause angelangt, klopfte ich leise an die Thür. Meine kleine Schwester Sophie machte gleich auf, aber kaum erblickte sie mich, so brach sie schon in Thränen aus. In der Küche war die Mutter, welche auch sogleich zu weinen anhub. Dann ging's an ein stürmisches Umarmen. Nun kamen auch die Brüder Heinrich und Seppi herein.*) Welche Freude

*) Diese mittlerweile auch Photographen in Wien geworden, waren mit ihm nach Aussee gekommen.

und Ueberraschung! Ganz entzückt war ich über meinen kleinen, drei Jahre alten Bruder Hiesl, welcher zur Welt kam, als ich in Japan war. Er ist ein allerliebster Knabe.

Der Vater war nicht zu Hause, sondern auf dem Sattl, um ein in Verlust gerathenes Kalb zu suchen. Die Sophie und der Seppi liefen gleich hinauf, um die Ankunft zu melden. Ich ging hinter unserem Hause auf den Bühel hinauf. Der Poldl nahm eine Pistole und knallte drauf los. Da wußten es die Leute gleich, daß was Außerordentliches vorgefallen war und kamen herbei. Ich kannte davon nur etliche alte Leute, die Göden und Godeln vor Allem. Mein Firmgöd, welcher lange beim Militär und in Italien war, nahm sich's besonders zu Herzen, daß ich nach so vielen ausgestandenen Gefahren und Strapazen wieder glücklich in die Heimat zurückgekehrt sei. Die jüngeren Leute hatten sich für mich ganz verwachsen. Jetzt kam auch mein älterer Bruder Gregor von der Alm zurück, wo man ihm gesagt hatte, daß ich angekommen war. Und bald nach ihm kam auch der Vater. Er war außer sich vor Freude. Sogleich ließ er Wein vom Gasthause holen — er wußte gar nicht, was anfangen in seinem Glücke. — Am andern Tag zogen wir alle echt steirische Kleider an und gingen in den Markt Aussee, von dort ließ uns Herr Walcher in's Wirtshaus „zum Schramel" am Grundelsee führen. Später machten wir eine Partie auf die Rettenbachalm. Da gab's Almkoch und Schnaps und Spaß, und über Nacht ließ mir die Sennerin ihr Bett, während sie selbst bei einer Nachbarin schlief. Auch das Frohnleichnamsfest feierte ich noch in Aussee und beim Zwölfuhrläuten feuerte ich die Pöller ab. Allenthalben, wo ich hinkam, stellten sie mir gutes Essen und Trinken vor."

So erzählt der Michel von seinen Tagen in der wiedergesehenen Heimat. Kein Wunder, daß ihm jeder Schritt und Tritt merkwürdig war, den er hier that und jeder kleine Vorfall bei den lieben Leuten daheim, nachdem er so lange ein Fremdling war, überall, wo er ging und stand in der weiten Welt.

Von der ganzen Gegend kamen die Leute zusammen, um den „Japanesen" zu sehen; wo er sich einfand, da wurde das Haus voll zum Erdrücken und er mußte erzählen — erzählen. Aber er hatte eine völlig frembartige Ausdrucksweise und seine Worte sprangen rasch hervor und die guten Aelpler konnten ihm mit ihren Gedanken kaum folgen. Am liebsten hätten sie immer von Seestürmen, Walfischen, Seeräubern, Bauchaufschlitzen gehört; aber der Michel erzählte nicht Abenteuer, die er nicht erlebt hatte, er erzählte von den Eigenschaften der Länder und von den Einrichtungen und Sitten ihrer Bewohner. Seine mitgebrachten Bilder gingen von Hand zu Hand weit über Aussee hinaus. Ein Mütterlein, das einmal dem Erzähler zugehört hatte und Allem mit größter Aufmerksamkeit gefolgt war, stellte endlich die Frage an den Heimgekehrten, was die Japaner eigentlich für Hergotten hätten, ob dieselben auch aus Holz geschnitzt oder ob sie, etwa so wie auf dem Ausseer Friedhof, von Eisen gemacht wären.

Da stellte sich denn heraus, daß der Michel jahrelang unter den Heiden gelebt habe. Und das kühlte die Begeisterung für den Heimgekehrten merklich ab.

Der Ruhetage in dem stillen Heimatsdorfe waren eben nur wenige. Bald rief ihn sein Vertrag wieder nach Wien zu seinen Japanern zurück, denen er in vieler Beziehung Rathgeber und Führer war. Nach Ende der Ausstellung begleitete er den japanischen Minister Sano Tzunetami bis nach Marseille, wo sich dieser einschiffte. Moser kehrte über Venedig

nach Wien zurück. In Wien traf ihn die Nachricht, daß die japanischen Ausstellungsgegenstände, welche Wochen zuvor nach Japan abgegangen waren, durch den Schiffbruch des Dampfers „Nil“ bei Cap Idzu zu Grunde gegangen wären. (191 Kisten waren verloren.) Nun mußte rasch die Rückreise angetreten werden. Auf Mosers Rath gingen sie durch Italien. Moser hat in längeren Artikeln, welche im Gmundener Wochenblatte erschienen, diese Reise beschrieben. Er schildert Venedig, Rom, Neapel u. s. w. wie ein gewandter Reiseschriftsteller. In Neapel löste er sich eine Fahrkarte nach Japan um 2375 Franken. Die Fahrt ging durch den Suezkanal, und sechs Wochen nach der Abreise von Neapel langten die Japaner im Hafen von Yokohama an, von wo aus sich Moser nach der Hauptstadt Tokio begab, wo er nun wieder als Photograph thätig war.

Er lebte im Fremdenviertel dieser Stadt, unter Engländern und Amerikanern. Es scheint ihm meist recht gut ergangen zu sein. Viele gut ausgeführte Photographien aus Japan, die uns zu Gesichte kamen, tragen die Firma: „Michael Moser, Photographer, Takio, Japan.“ Seine ganz durch selbsteigenes Streben gegründete Stellung war eine sehr geachtete; wir schließen das aus dem Umstande, weil er viel mit hohen Beamten und Würdenträgern verkehrte und vermöge seines großen Sprachtalentes vielfache Dienste zu leisten im Stande war. Ferner ist auch seine Persönlichkeit dazu angethan, überall Freunde zu finden.

Im Jahre 1876 wurde der junge Mann von der japanischen Regierung ein zweitesmal als Dolmetsch angestellt, und er fuhr mit 50 Japanern von Yokohama über den großen Ocean nach St. Francisco und von dort auf der Pacificbahn nach Philadelphia zur Weltausstellung.

Von dieser Reise erzählt Moser, daß sie 25 Tage gedauert habe. Zwischen Chicago und Philadelphia fahren die Züge am schnellsten: 40 englische Meilen in einer Stunde.

Zum Schlusse der Ausstellung kehrte er nach Europa zurück und eilte wieder der lieben Heimat zu. Interessant sind die Schilderungen dieser Reise von Japan über Amerika bis nach Altaussee; dieselben beweisen nicht allein einen klaren Weltblick, sondern auch ein tiefes Gemüth.

An einem stöbernden Jännertag dieses Jahres kam er die Straße über die Pötschen gegen Aussee herab. Als er den Lenauhügel erreichte, brach die Mittagssonne hervor; der Heimkehrende sah das liebe Altausseerthal im Winterkleide vor sich liegen. Da rief sein Herz:

„O Heimat, Heimat! wunderbarer Klang!
Lieb' kann vergehen und der Freundschaft Bande,
Doch nicht der eingeborne heiße Drang:
Erinn'rung, Sehnsucht nach dem Vaterlande!“

Gegenwärtig lebt Michel Moser bei den Seinen in Altaussee. Nur auf kurzer Rast! Den dreiundzwanzigjährigen Mann, der zweimal schier um den Erdball gereist ist, verlangt heute schon wieder nach weiten Fahrten und Unternehmungen. Doch wird er wohl in Europa bleiben müssen bis zur Pariser Weltausstellung, wo er sich zu japanischen Diensten verpflichtet hat.

Dann mag's wieder weiter gehen, — nur Schade, daß die Welt nicht größer ist!

---

# Der mystifizirte Rhapsode.

Aus dem Leben eines Künstlers von Hans Malser.

Große Lettern verkündeten es an allen Straßenecken der Stadt:

„Heute am 22. März Abends 6 Uhr im Kronensaale:

**Faust.**

Dramatisches Gedicht von Goethe, vorgetragen von

Friedrich Johnsaug.“

Diese auch in allen Zeitungen wiederholte und besprochene Ankündigung brachte die ganze Residenz in Aufregung.

Dem Vorleser Johnsaug ging ein guter Ruf voraus. Er war einzig in seiner Art, war ausgestattet mit allen jenen Mitteln, welche das Publikum bestechen und hinreißen. Eine junge schöne Mannesgestalt voll poetischen Schwunges, mit einer herrlichen Stimme begabt und mit einem unglaublichen Gedächtnisse, so daß er die umfangreichsten Gedichte und größten Dramen auswendig declamirte. Trotzdem war an ihm nichts Schauspielerisches; seine Vortragsweise machte Anfangs immer den Eindruck großer Anspruchslosigkeit; aber als nur erst Stellen kamen, in welchen die Innigkeit, die Lust, der Schmerz, die Leidenschaft zu sprechen hatten, dann war Johnsaug der vollendete Meister, dem Niemand glich, noch widerstand. Er reiste, ein echter Rhapsode, von Stadt zu Stadt, und wo er weilte, da blieben die Theater leer, da schwiegen die Akademien. In allen Schaufenstern prangte sein Bild; in den höchsten Kreisen der Gesellschaft gab man ihm zu Ehren Tafeln und Feste. Mit Gold gepflastert, mit Lorbeern beschattet waren die Wege, die er zog von Land zu Land. Die Zirkel schönster Frauen huldigten ihm, manches Mädchenherz weinte, sehnte sich ihm nach.

So war die Aufregung wohl begreiflich, die heute in der Stadt herrschte. Der Fürst selbst, ein leidenschaftlicher Freund der Künste, sollte, so hieß es, dem Vortrage beiwohnen. Um zehn Uhr Mittags, da die Schalter sonst geöffnet zu werden pflegten, war heute keine Karte mehr zu bekommen.

Der Rhapsode aber war tagsüber nirgends zu sehen. Er blieb im Hotel und hielt sich eingeschlossen in seine Gemächer, wie er es vor seinen Vorträgen immer zu thun pflegte. Er ging mit langsamen Schritten die Zimmer auf und ab und versenkte sich in seine Studien und wohl auch in seine Träume. In der Hand hielt er das Buch mit Goethe's titanenhaftem Gedichte. Eine feierliche Stimmung fühlte er in seiner Seele — besonders heute. Es war Goethe's Sterbetag.

Den ganzen Tag nahm er nur ein Weniges an Nahrung zu sich. Nichtsdestoweniger machte der Oberkellner in der Rechnung des Herrn Johnsaug an der Stelle des Mittagsmahles eine erklecklich hohe Ziffer. Warum auch nicht? der Kronensaal faßt über fünfzehnhundert Personen; die Person à 2 Thaler macht 3000 Thaler — für einen Tag; macht per Monat 90.000 Thaler. — So rechnete der Oberkellner im Hotel zum goldenen Ochsen.

Mittlerweile nahte der Abend. Johnsaug hüllte sich in sein schwarzes

Kleid, nicht unähnlich dem Kleide des Faust im ersten Aufzuge. Sein junger, kurzgestutzter Vollbart war dunkel, seine Wangen waren etwas blaß aber sein Auge leuchtete. Vielleicht war er ganz beseelt und erfüllt von der wunderbaren Dichtung; vielleicht auch war es ein bischen das jauchzende Erwarten des Ehrgeizes; sollte er doch in den nächsten Augenblicken hintreten vor eine jubelnde Menge, von Lorbeerkränzen umrauscht!

Auf dem Thurme des nahen Domes schlug es sechs Uhr. Der Wagen fuhr vor. Bald darauf stieg Johnsang die stille Künstlertreppe empor und trat in den blendend hell erleuchteten Saal. Er trat hallenden Schrittes zum Podium und erhob das Auge.

Im Saale war es grauenhaft still und leer. Die langen Reihen der Bänke mit ihren weißen Nummerntäfelchen starrten ihm entgegen. In einer der hinteren Reihen saß ein einziger Mensch, der sich bei dem Eintritte des Vorlesers etwas erhoben hatte.

Johnsang riß seine Uhr aus der Tasche — es war fünf Minuten nach sechs. Er blickte auf die Uhr, die an der strahlenden Wand des Saales prangte; es war fünf Minuten nach sechs.

Er fuhr sich mit der flachen Hand über die Augen, über die Stirne, er sah wieder in den Zuschauerraum und er sah nichts in den Bänken, als die einzige Gestalt. Alle Plätze in den Nebenhallen waren leer. Die Eingänge waren geschlossen. An einem Pfeiler hing die Anschlagtafel. Johnsang trat an sie hin und las die Ankündigung seines Faustvortrages für den 22. März um 6 Uhr Abends.

Und das war ja doch diese selbe Stunde. Er trat wieder zu seinem Tische. Beide Hände preßte er an seine Stirne. Der Künstler kann es nimmer fassen, daß das Publikum von ihm abgefallen ist, eher glaubt er an seinen eigenen Wahnsinn.

Fast gräßlich war die Situation. Aber der Rhapsode sammelte sich. Sein Vortrag ist für diese Stunde angekündigt worden und das Publikum ist da. Oder ist Ein Zuhörer nicht auch ein Publikum? Schlägt nicht auch in dem Einzigen das ganze Herz der Menschheit? Wird ein Glück, ein Weh tiefer verstanden, empfunden, wenn es vielfach verstanden und empfunden wird? Das Kunstwerk ist für den Einzigen da — ob dieser Einzige tausendmal sich wiederholt — was thuts, es wirkt doch nur in dem Individuum.

Johnsang trat zwei Schritte vor, verneigte sich leicht und begann in klarem, ruhigem Tone seinen Vortrag.

Der feierlich ernste Monolog, die erste Scene mit Wagner war vorbei, es wehte der Ostergesang, und da war's wirklich, als ob fernes Glockenklingen und Orgelgetöne hallten, so stimmungsvoll wurden die Worte gesprochen. Und als das befreiende Erwachen aus schwerem Banne zum Ausdrucke kam: „O tönet fort ihr süßen Himmelslieder! die Thräne quillt, die Erde hat mich wieder!“ da war dem Zuschauer die Bewegung wohl anzumerken. Doch gab er kein Zeichen des Beifalls; eng in seinen Mantel geschlagen saß er da, das Weitere erwartend.

Es kam die lebendige Volksscene des Ostertages; es kam der lebensdurstige Faust; es erschien Mephisto. Dann war die tolle Scene in Auerbachskeller und die wüste Hexenküche. Und wer es gehört: das Ohr war zum Auge geworden und die Seele sah, was sie hörte. Nicht das Minenspiel des Vortragenden war's, denn das war kaum merklich; der Ton, das Maß, die feinste Ausarbeitung des Vortrages that Alles. Die Stimmen der verschiedenen Personen waren verschieden, aber es war nicht, wie eine absichtliche Verstellung

der Tonart, und schließlich schien jede Stimme so natürlich aus der Brust zu steigen, daß nicht mehr zu unterscheiden war, welche davon dem Vortragenden eigentlich angehörte.

Dann kamen die wundervollen Gretchenscenen. Welch' weiche Töne, in denen das ganze Herz des liebenden Mädchens aufgelöst schien!

Der Zuhörer bewegte sich nicht; wie im Traume war er versunken. Der Vortragende wußte es längst nicht mehr, daß er im Declamationssaale stand, daß aber nur eine einzige Person seinem Vortrage lauschte, daß diese Person möglicher Weise der Billeteur war. Nein. Er lebte das Drama; die weltbegehrenden Leidenschaften des von den Idealen losgerissenen Faust wogten in seinem Herzen. Ein plötzliches Erschrecken hier mitten in der Lust; ein kurzer Aufschrei da nach dem Göttlichen, und dann weitergerast, gezerrt, gerissen vom Dämon. Menschenherzen werden zertreten unter dem einen glühenden, stürzenden. — Und Gretchen! Jetzt noch:

„Mein Busen drängt
Sich nach ihm hin,
Ach, dürft' ich fassen
Und halten ihn!
Und küssen ihn,
So wie ich wollt',
An seinen Küssen
Vergehen sollt!"

Und dann:

„Ach, neige,
Du Schmerzenreiche,
Dein Antlitz gnädig meiner Noth!"

Und endlich:

„Heinrich, mir graut vor dir!"

Wie viel Tragik lag darin, wie viel Lust, wie viel Pein dazwischen! Der Menschheit Wonne und Jammer faßte den Künstler mit Allgewalt; das Jauchzen der Erhebung und Himmelstürmung, die Schrecken des Sturzes, des Unterganges tobten in ihm — und als er dann doch wieder sein leiblich Auge aufthat und dort die Gestalt kauern sah — als wie seinen eigenen Mephisto: die Gier nach Ruhm — da graute ihm.

Und als endlich des vergehenden Mädchens letzter Schrei nach dem Geliebten im Saale vergellt war, taumelte der Rhapsode seitwärts und sank erschöpft nieder auf einen Stuhl.

Als er sich wieder fand, löschten Diener die strahlenden Kronleuchter aus. Die Kerzen waren tief herabgebrannt.

Johnsang ging in die Vorhalle, wo der Kassier schon eine Weile auf ihn gewartet hatte.

„Was hat das zu bedeuten?" fragte er. Der Andere zuckte die Achseln, aber — die Karten waren alle verkauft worden.

„So bin ich irrsinnig geworden und der Saal war doch überfüllt!" rief der Rhapsode. Der Mann am Eingange zuckte wieder die Achseln. „Ich weiß nicht," entgegnete er, „wenn Sie selbst es nicht begreifen! Sie haben doch vorgetragen und es war nur ein einziger Zuhörer da."

„Also doch," murmelte Herr Johnsang, „nun, so sind die Uebrigen eben verhindert gewesen, zu kommen." Damit verließ er den Saal.

Am nächsten Morgen brachten die Blätter der Stadt verschiedene Nachrichten. Das eine erzählte kurz, die Vorlesung des Herrn Johnsang habe bei überfülltem Hause stattgefunden. Ein anderes lobte den Rhapsoden mit einigen kühlen Worten; ein drittes tadelte dessen Vortragsweise, daß sie „manierirt" werde. Wieder ein anderes Blatt berichtete, der Vortrag habe gar nicht stattgefunden. — Die Redactionen hatten eben keine Karten erhalten.

All das machte Herrn Johnsang noch verwirrter. Seine Einnahme betrug über breitausend Thaler, aber das Geld war ihm unheimlich, und er beschloß, so rasch als möglich aus

dieser seltsamen Stadt fortzukommen, deren Bewohner ihn so tief, so beispiellos verhöhnt, oder in der er den Verstand verloren hatte.

Da meldete sich noch in den Morgenstunden ein Besuch. Ein einfach aber modern gekleideter Mann mit einnehmendem Wesen trat in das Empfangszimmer. Johnsang ließ ihn warten, er fühlte gar nicht das Bedürfniß, allzuartig zu sein. Endlich kam er aus dem Nebengemache, und fragte den Fremden kurz nach dessen Begehr. Dieser schritt rasch auf ihn zu und sagte: „Mein Herr, mein Besuch hat einen wichtigen und doppelten Zweck. Erstens bitte ich Sie um Verzeihung für ein Experiment, das man jedenfalls in ungerechtfertigter Weise mit Ihnen vorgenommen hat und zweitens danke ich Ihnen für den großen unvergeßlichen Genuß, den Sie durch den Vortrag des Faust mir gestern bereitet haben."

„Wer sind Sie?" unterbrach ihn Johnsang.

„Ich bin Ihr gestriges Publikum", antwortete der Fremde, „und in zweiter Linie bin ich ein egoistischer Mensch, der den Genuß mit Niemanden theilen wollte und daher alle Karten aufkaufen ließ, die zu Ihrem Vortrage einführen konnten. In dritter Linie endlich bin ich der Fürst dieses Landes und als solcher komme ich, Sie um Verzeihung zu bitten und Ihnen zu danken."

Johnsang lud den durchlauchtigen Gast mit einer Handbewegung zum Sitzen ein. Etwas befremdet leistete der Fürst Folge.

Der Rhapsode setzte sich ihm gegenüber und sagte kühl, aber mit nachdrücklicher Betonung: „So ist mir wohl die Frage gestattet, weshalb ich mystificirt worden bin, und mit welchem Rechte man dem Publikum den Vortrag der größten Dichtung seines größten Dichters entzogen hat?"

Der Fürst schwieg einen Augenblick und seine Wangen entfärbten sich etwas. Er rückte auf seinem Platze mehrmals hin und her, und endlich antwortete er: „Ich sehe, daß es unter Umständen mit euch Künstlern verdammt ungemüthlich zu sprechen ist. Sie zwingen mich, so kurz und so offen als möglich zu sein. Wohlan. Ohne Phrase, mein Herr, ich bewundere Sie und ich beneide Sie. Und der Neid eines Fürsten ist gefährlich. Ihre Gabe als Declamator ist einzig; ich habe schon wiederholt Gelegenheit gehabt, dieselbe zu genießen, aber es war mir nicht möglich zu glauben, daß sie so göttlich ist, als sie scheint. Die Haupttriebfeder eines Künstlers, dachte ich mir oft, ist schließlich doch der Ehrgeiz. Ich wollte es versuchen, das zu erproben, wollte sehen, welchen Eindruck auf Sie, den Gefeierten, ein leeres Haus ohne Beifall und Kränze machen würde, und ob Sie vom Geiste der Kunst durchdrungen genug wären, um auch noch einem einzigen, letzten Andächtigen das erworbene Anrecht auf Ihre Declamation nicht vorzuenthalten. Sie haben mich für mein Experiment bestraft dadurch, daß Sie mich belehrt haben. Sie haben mich ferner durch Ihre Kunst — der ich mich, von keinerlei Nachbarschaft beeinträchtigt, vollends hingeben konnte, bis ins Innerste ergriffen und das wird mir der schönste, merkwürdigste Goethetag bleiben, weiß ich nur, daß Sie mir nicht zürnen." Dann hielt er dem Rhapsoden seine rechte Hand hin und sagte mit bittender Stimme: „Verzeihen Sie mir!"

Johnsang legte seine Rechte in die des Fürsten. Dieser hielt sie fest und fuhr fort: „Selbstverständlich muß ich nun auch an den Bewohnern meiner Residenzstadt gut zu machen suchen, was ich an ihnen verbrochen; ich bitte Sie demnach, mein Herr, daß Sie an einem der nächsten Tage den Faustvortrag wiederholen."

Johnsang sagte zu und bemerkte noch, daß, im Falle sein zweiter Vortrag auch besuchter als der erste

sein sollte, er sich das Publikum doch wie eine einzige Person vorstellen würde, um so die Einheitlichkeit seines Werkes zu wahren. Das habe er gestern gelernt.

„Und“ fuhr, der Fürst launiger fort, „da ich mir während Ihres Aufenthaltes hier gerne manches Stündchen Ihrer Gesellschaft erflehen möchte, ich aber nicht gewohnt bin, in den Hotels dieser Stadt Besuche zu machen, so wollte ich Ihnen noch vorschlagen, daß Sie in mein Schloß übersiebeln. Wie ich nun überzeugt bin, gehören Sie zu jenen wenigen Künstlern, denen Hofluft nicht gefährlich zu werden vermag, und ich wiederhole daher meine Einladung nochmals auf das herzlichste.“

Der Künstler schlug in die dargebotene Rechte und hatte diesen Handschlag nicht zu bereuen.

---

# Poste restante!

Weit draußen, nah' dem Waldesrand,
Da steht ein altes Kreuz;
Dem Wand'rer ist's gar wohl bekannt,
Vor Jahren stand's bereits.
Ein Herrgott, roh auf Blech gemalt,
Ist wacklich d'ran gemacht,
Und pfeifend fährt durch manchen Spalt
Der Wind in finst'rer Nacht.
Da tritt vom nächsten Busch heraus
Ein Mädchen, leis und still,
Es späht nach allen Seiten aus,
Weil's nicht belauscht sein will.
Dem Busentuch entnestelt schnell
Ein Brieflein sie, gar klein;
Im Kreuz ist eine hohle Stell',
Da wandert es hinein.
Sie hat es ihrem Schatz befohl'n,
(Gab ihm dabei die Hand)
Er sollte sich ein Brieflein hol'n,
Beim Herrgott — poste restante.

# Sonnewendfeuer.

Oberösterreichisches Cultur- und Sittenbild.

Der Ursprung der sogenannten Johannes- oder Sonnewendfeuer, die sich über ganz Deutschland ausbreiten, ist unschwer zu finden.

Sie sind die Trümmer jenes Sonnenfestes, welches die alten Deutschen im Frühjahre und noch mehr zur Zeit der Sonnenwende, d. h. zur Zeit des höchsten Standes der Sonne, durch Entzünden von Feuern auf meist eigens hiezu bestimmten Plätzen gefeiert haben.

Heilig mußte unseren Voreltern das hehre Sonnengestirn sein, welches nach langer öder Winterszeit das starre Dunkel endloser Wälder durchdrang und mit allerwärmendem Strahle in unterirdischer Küche die Säfte der Kräuter auskochte, Futter den Thieren und edlere Nahrung den Menschen mit freigebiger Hand spendete.

Die Feuerfeste, die sie alljährlich unter Gesängen und Tänzen zu begehen pflegten, waren der Ausdruck der Freude und des Dankes gegen Donar, den obersten Schirm- und Schutzherrn des Wachsthums und Gedeihens der Erdfrüchte.

Die Sonnewendfeuer haben sich bis auf den heutigen Tag erhalten und dürften trotz mancherlei Verboten wohl auch nicht so bald ihr Ende finden.

In Oberösterreich gibt ihnen die Volksüberlieferung folgenden Ursprung. (Hausruckkreis um Meggenhofen, Steinerkirchen, Offenhausen u. s. w.) Als dem heiligen Johannes im Kerker das Haupt abgeschlagen und der lasterhaften Herodia überbracht wurde, entsetzte sie sich bei dessen Anblick so sehr, daß sie befahl, es allsogleich zu entfernen und zu vertilgen. Man entzündete ein starkes Feuer, um das Haupt des Heiligen zu verbrennen aber siehe da, dasselbe schwebte unversehrt über den Flammen und spottete ihrer zerstörenden Kraft. Zum Andenken an dieses Wunder werden alle Jahre am Feste des h. Johannes Feuer entzündet, und das Jauchzen und Springen lustiger Paare über dieselben deutet den Hohn über die Ohnmacht der züngelnden Flammen an.

In einigen Gegenden des Mühlkreises hat sich folgende Sage erhalten.

Herodes gab Befehl, den h. Johannes gefangen zu nehmen. Das ging aber nicht so leicht, der Heilige wußte sich lange den Häschern zu entziehen. Der König wurde ungeduldig und gab den Sendlingen den Auftrag, sobald sie den Heiligen in ihre Hände bekämen, auf einem erhöhten Platze sogleich ein großes Feuer zu entzünden, damit er auf diese Weise ohne Säumniß Kunde von der Gefangennehmung des ihm höchst unbequemen Sittenpredigers erhalte.

In der nächsten Nacht erblickte er auf allen Bergen und Hügeln zahlreiche Feuer; eine namenlose Angst befiel ihn, er wollte Gegenbefehl ertheilen, allein es war zu spät. Johannes lag bereits im Kerker.

Zum Andenken an dieses Ereigniß brennt man noch jetzt die Johannes- oder Sonnewendfeuer.

Allmälig ist diese Sitte zu einem Volksfeste geworden, an dem sich im Mittelalter auch die vornehme Welt, selbst Fürsten und Könige, betheiligte.

So liest man, daß im Jahre 1401 Herzog Stephan von Baiern mit seiner Gemalin nebst vielen Bürgern und

Bürgerinnen auf dem Marktplatze zu München um das Johannesfeuer — „Sunnawendfeuer“ — tanzten. Im Jahre 1489 führten vornehme Herren zu Frankfurt am Main in Gegenwart des Kaisers Friedrich um einen schön gezierten brennenden Holzstoß einen Tanz auf und sangen fröhliche Lieder dazu. Am 24. Juni 1497 legte in Augsburg in Gegenwart des ritterlichen Kaisers Maximilian I. eine durch ihre Schönheit berühmte Bürgerstochter an der Hand des kaiserlichen Sohnes Philipp die brennende Fackel an den Holzstoß, um ihn unter dem Jubel der Anwesenden zu entzünden.

Aehnlichen Berichten begegnen wir auch in Oberösterreich. So erzählt eine handschriftliche Chronik von Seisenburg, daß sich der Schloßherr Vinkenreither (um das Jahr 1480) „all' jar beim Sunnenwendfeuer erlustigt habe“. Auch von dem gräflichen Schlosse Parz (Hausruckkreis) meldet eine handschriftliche Aufzeichnung, daß der gnädige Herr, Hans Pürchinger, im Jahre 1512 einen Sprung über das Sonnewendfeuer gethan habe.

Uebrigens fehlt es auch nicht an Verboten und Strafen gegen den „Unfug der Sonnewendfeuer“, wozu hauptsächlich verschiedene Unglücksfälle Anlaß gegeben haben mochten. So wurde im Jahre 1650 im Markte Kematen (Hausruckkreis) öffentlich bekannt gemacht, daß ein Jeder, „der ein Sunnenwendfeuer anzündt“, drei Tage bei Wasser und Brod in das „Narrenkötterlein“ gesperrt wird. Fünf Jahre später, oder vielleicht noch früher, scheint jedoch Niemand mehr an das Verbot gedacht zu haben, denn im Jahre 1655 war es wieder „rundum auf den Bergen voll Sonnewendfeuern“.

Kinder und Erwachsene freuen sich auf den Sonnewendtag, insbesondere auf dem Lande. In der Küche dampft es wohlgerüchig aus der Schmalzpfanne, die Sonnewendkrapfen dürfen auf dem Mittagstische des Landmannes, hie und da auch auf dem Abendtische nicht fehlen. Manchmal erscheint als „Nachessen“ auch die beliebte „braune Suppe“, der Kaffee. An diesen Lieblingsgerichten thut sich Alles, was einen gesunden Magen hat, bis zur vollen Sättigung gütlich.

Sehr geschäftig haben es den Tag über die Buben. Jeder sucht, gleichviel wo, seinen Theil Holz zu bekommen, um ihn hinaufzuschleppen auf die Anhöhe, wo Abends das Sonnewendfeuer lustig aufflackern soll.

An vielen Orten werden die Birken-, Hasel- und Erlenstauden, welche am Frohnleichnamstage die Häuser und Wege zierten, für das Sonnewendfeuer aufbewahrt. Am Johannestage werden sie von Haus zu Haus abgeholt und auf einen Wagen geladen, welchen ein Rudel 10 – 15jähriger Buben zieht.

Hie und da geht der „Waldmann“ in die Häuser und bittet um Holz für das Sonnewendfeuer. Der Waldmann ist ein erwachsener Bursche, der von Kopf bis zu den Zehen, das Gesicht nicht ausgenommen, mit grünen Tannenreisern dicht umwunden ist.

Wenn er in ein Haus tritt, sagt er: „Ich hätt' a schene Bitt', ich bitt' um a große Burd Widt, wir thaten auf'm N. (Name des Berges) ob'n mit an Sunnewendfeu'r 'n heiligen Sanct Johann lob'n“. Oder auch: „Der heilige Sanct Veit that bitten um a Scheidt, das recht schnalzt und kracht, aft wird's beim Sunnewendfeu'r recht lusti af d' Nacht.“

Im Innkreise hört man auch den Spruch: „Der heilige Sanct Veit that bitten um a Scheidt, der heilige Sanct Ulrich that bitten um a Burd Widt, der heilige Sanct Nigl (Nikolaus) that bitten um an Prügel, der heilige Sanct Florian zündt 's Feuer um neune an.“

Für das erhaltene Holz dankt man mit den Worten: „Für's Holz im ewigen Leb'n wird enk Sankt Johann den Himmel geb'n“. Oder auch:

„Nimm' an weißen Schimmel, reit' mitten eini in Himmel."

Wer kein Holz oder zu wenig verabreicht, kann die Worte hören: „Auf an kohlschwarzen Rappen kannst mitten in d' Höll einitrappen". — „Für Dein Schieferl zum Sunnewendfeu'r heiz' Dir der Teufel das höllische Feu'r."

In manchen Orten des Innkreises sammelt man auch alte Kleider für zwei Strohpuppen, Hansl und Gredl. Diese befestigt man an einer möglichst langen grünen Fichtenstange, zuhöchst das Gredl, unmittelbar darunter den Hansl. Die Stange, mit leicht befeuchtetem Stroh oder Reisig umflochten, wird auf dem Platze aufgestellt, den man Abends zum Sonnewendfeuer bestimmt hat. Sobald nun das um die Stange am Boden liegende Holz zu brennen beginnt, leitet sich das Feuer an der Stange langsam fort und ergreift endlich unter Gejauchze und Gelächter der Zuschauer den Hansl und das Gredl. Dabei singen die Buben: „Hoaß Hansl, hoaß, dei Gredl kriagt die Froas, wir than eng aus Gnaden iatzt hitzen und braten, aft kriag'n mar a Bratl für d' Buab'n und für d' Madl, juhe, juhe, der Hansl und 's Gredl, vivat af der Höh!"

Der Scherz ist harmlos und findet nicht leicht einen Gegner.

Die empfindlichste Strafe verdienen aber jene muthwilligen Thierquäler, welche an der höchsten Spitze der Stange, über dem Kopfe Gredl's, Katzen, Hunde u. s. w. festbinden und sich an dem Schmerzgeheul der armen Thiere, wenn die Flamme emporzüngelt, noch ergötzen.

Ist der brennende Holzstoß etwas zusammengesunken, dann sammeln sich die Paare und das „Feuerspringen" beginnt. Es sind Bursche und Mädchen, die sich Hand in Hand dem seltsamen und nebenbei sehr gefährlichen Vergnügen in vollster Ungebundenheit hingeben. Weithin schallender Lärm verkündet die Freude der munteren Springer. Erst spät in der Nacht, wenn der ganze Holzvorrath aufgezehrt ist, kehrt die heitere Gesellschaft mit rauchgeschwärzten Kleidern nach Hause.

Bis über die Mitternacht hinaus dauert jedoch das Springen niemals, denn man weiß recht gut, daß um 12 Uhr die Hexen und Geister ihren Sonnewendtanz halten.

Jene muthwillig lustigen Paare zu Aistersheim (Hausruckkreis), welche sich auch nach Mitternacht von ihrem Vergnügen nicht trennen mochten, mußten ihren Frevel schwer büßen; sie stürzten, da sie mit den Geistern zusammenstießen, mitten in die Gluth und durften Gott danken, daß sie mit dem Leben davonkamen.

Zu Schleißheim (Traunkreis) konnten freilich die Hexen den Feuerspringern nach Mitternacht nichts anhaben, weil sie „was Geweihtes" bei sich hatten; dafür aber erregten sie ein gräuliches Ungewitter, so daß die erschreckten Bursche und Mädchen nach allen Richtungen die Flucht ergriffen und „es lange Zeit nachher noch spürten".

Glücklicher waren sie zu Weißkirchen (Traunkreis), dort erhaschten sie wirklich ein Pärchen, während sie die Uebrigen bis zur Kirche im Dorfe verfolgten (Hetzendorf — Hetz in's Dorf).

Diebe, die mit ihrem Raube einen Platz betreten, wo einmal ein Sonnewendfeuer gebrannt hat, werden festgebannt. Zu St. Aegidi (Innkreis) brachen Diebe in die Kirche ein und raubten Alles, was sie nur immer fortzuschleppen im Stande waren. Zufällig gelangten sie auf ihrer Flucht auf einen „Feu'rplatz" und mußten dort bis zum Gebetleuten stehen bleiben. Sie selbst waren jetzt allerdings vom Banne befreit und ergriffen die Flucht, die geraubten Gegenstände mußten sie aber zurücklassen. Noch jetzt erinnert eine Ortschaft in St. Aegidi, Namens Pannholz (Bannholz) an diese Begebenheit.

Der Sonnewendtag ist für Manche ein Glückstag, für Andere jedoch ein Unglückstag.

Der Fuhrmann Paul zu Krenglbach (Hausruckkreis) war so ein Sonnewendglücksvogel. Niemand konnte begreifen, wie es bei ihm mit der schwersten Wagenladung selbst über die höchsten Berge so spielend leicht hinausgehe, während andere, viel leichtere Fuhrwerke nicht selten das Malheur hatten, mitten auf dem Berge sitzen zu bleiben. Fragte man ihn, da verzog er sein Schelmgesicht zu einem verschmitzten Lächeln und dachte sich: ja wenn ich's sage, nachher ging's freilich bei Euch auch so leicht, wie bei mir. Er wußte das Geheimniß und sonst weit und breit Niemand. In einem gutgelaunten Augenblicke, als er einmal etwas zu tief in's Glas geguckt, wurde er das Opfer der Neugierde seiner Freunde.

Alle Jahre in der Mitternachtsstunde des Sonnewendtages ging er nämlich in den Wald, entkleidete sich bis auf die nackte Haut und schnitt sich mit einem neuen Messer einen Geißelstecken ab. Das war so eine Art Zaubergeißel, mit derselben brauchte er die Pferde nur ein klein wenig zu berühren und sie gingen mit leichter Mühe, selbst wenn sie eine doppelte Ladung hatten, über jeden Berg hinaus. Aber wohlgemerkt, nicht jeder Geißelstecken thut's, es muß einer sein, „den noch keine Hex' ang'schaut hat". Wie man das kennen kann? „Ja, eben drum."

Die „schwarzen Bauern" im oberösterreichischen Bauernkriege 1626 verstanden die Kunst, sich schuß- und hiebfest zu machen. Aber einer Bleikugel in der Mitternachtsstunde des Sonnewendtages über einem Feuer, welches mit neunerlei Holz unterhalten wurde, gegossen, widerstand diese Kunst nicht. Unzählige Kugeln trafen den Stephan Fadinger, aber keine verletzte ihn, er war schuß- und hiebfest. Doch siehe da, einer seiner Freunde wurde sein Verräther. Die kaiserlichen Soldaten gossen in der Nacht des 24. Juni 1626 die sicher treffenden und tödtlich verletzenden Kugeln, und schon vier Tage später, nämlich am 28. Juni, traf eine den großen Mann, dessen Andenken noch jetzt im Volke fortlebt.

Am Sonnewendtage feuert der Landmann, ehe der Tag graut, eine Anzahl Schüsse ab, um die Hexen zu erschießen, die an diesem Tage in den Lüften ihr Unwesen treiben. Der Maxlbauer zu Leonbach unterließ es nicht, sein Gewehr mit 3 Schuhnägeln zu laden, welche drei Tage im Weihwasser gelegen sind. So feuerte er stets 9 Schüsse und 27 Schuhnägel in die Luft. Weiß Gott, wie viele Hexen der gute Mann auf diese Art erlegt hat.

Am Sonnewendtag bringt der Bauer im Traunkreise nicht leicht Grünfutter für das Vieh in den Stall. Das geschieht meist schon am Abend des Vortages. Das Grünfutter ist am Sonnewendtag verhext und da käme natürlich die Hexerei in den Stall. Ebenso werden alle Fenster verschlossen und die Luftlöcher des Stalles verstopft, um der Hexe das Eindringen in denselben unmöglich zu machen.

Von der Hexerei im Viehstall ist eben das Landvolk häufig geplagt, da werden die sonderbarsten Mittel angewendet, um sich dagegen zu bewahren oder den bereits zu Tage getretenen Folgen des Hexenunwesens ein Ziel zu setzen. E. W.

---

# Aus der Jugendzeit im Walde.

Erinnerungen von P. K. Rosegger.

## Bettelbuß'!

Die schmale Straße, die durch den Wald ging, hatte weißen Sand und dunkles Moos, war zur sonnigen Zeit nicht staubig und in Regentagen nicht grundlos. Sie zog nicht in der Schlucht, sie zog auf der sanften Bergeshöhe hin, wo das kurze, grüne Heidekraut und in dünner Anzahl die alten, verknöcherten Fichtenbäumchen standen. Stellenweise ging der Weg über eitel grünen Rasen, und kein Wagengeleise war gedrückt; behendige Ameisenvölker trieben auf dieser Straße ihren Handel und Wandel.

Und doch erstreckte sich der Weg aus Weitem her und war von Menschen getreten. Hie und da stand etwas, wie ein Wegzeiger, eine hölzerne, wettergraue Hand wies geradeaus oder seitab und sagte nicht, wohin. An anderen Stellen wieder, wo ein alter, flechtenbewachsener Baumstamm hart am Wege ragte, prangte daran ein rothangestrichenes Holzkästchen mit einem Liebfrauenbildniß oder mit einem „Martertaferl", verzählend von einem Unglücksfalle, der sich an der Stelle zugetragen, bittend um ein christlich Gebetlein. Oder es starrte aus dem Sand- und braunen Moosboden ein hölzernes, hohes Kruzifix auf, mit des Gekreuzigten Gestalt, unter den Füßen derselben, an einem Eisenkettchen hängend, ein riesiger Nagel zum Küssen, und daneben das Versprechen eines hunderttägigen Ablasses für den, der den Kreuzesnagel (einer der echten dreie vom Kalvarienberg) mit Andacht an die Lippen führt.

Ich habe in der weiten Welt keinen Weg mehr gefunden, der mir so grauenhaft heilig erschienen wäre, als diese Straße, die durch unseren Wald strich und von der wir nicht wußten, woher sie kam und wohin sie ging. Denn doch! Erfahrene Leute sagten es ja, sie kam aus dem fernen Ungarlande und führte nach Mariazell. 's ist ein ewiges Wandern von Sonnenaufgang her. Auch die wilden Türken vor drei- und mehr hundert Jahren sollen diesen stillen Weg herangewüthet haben; auch kleine Zigeunerbanden trippelten zuweilen auf demselben daher, und dann einmal ein Handwerksbursche oder ein Bettelmann oder ein Schwärzer kam des Weges und verneigte sich vor den Bildnissen und küßte sich vom eisernen Nagel etliche hundert Tage Ablaß herab.

Im Ganzen jedoch war der Weg unsagbar einsam und die wenigen Häuser standen fernab im Thale oder auf entlegenen Hügeln.

Doch war es alle Jahre einmal, zur Zeit der Bitttage, in jener Maienwoche, in welcher unsere Religion das Fest der Himmelfahrt des Herrn feiert, daß auf diesem Waldwege eine förmliche Völkerwanderung ausbrach. Fremdartige Menschen in fremden Kleidern mit seltsamer Geberde und Sprache wallten schaarenweise heran. Sie hatten braune Gesichter, knochige Glieder und struppige Haare. Sie hatten scharfe, glühende Augen, weiße Zähne, lange, tiefgebogene oder kühn aufgeworfene Nasen und fremdartige Züge um die Mundwinkel. Die Männer trugen weiße, flatternde, unten befranste Leinenhosen, die so weit waren,

daß sie aussahen wie Kittel, und dunkelblaue Uebermäntel mit breit zurückgeschlagenen Krägen und kleine Filzhütchen mit schmalen, aufgeringelten Krempen. Auch hatten sie blaue Westen an, besetzt mit einer Reihe von großen Silberknöpfen. Andere trugen wieder so enge weiße Beinkleider, als wären sie über und über an die Glieder gewachsen, und anstatt mit Stiefeln hatten sie die Waden und den Fuß in Kreuz und Krumm mit Binden umgeben. Auch hatten dieselben Männer schwere Uebermäntel aus weißem Filze an ihren Achseln hängen, und diese Mäntel, sowie auch die Beinkleider waren ausgeziert mit rothen oder blauen Rändern, und allerlei Geschnüre schnörkelte sich um die Wämmser.

Die Weiber trugen blauschwarze oder weiße Kittelchen, die kaum ein bischen über's Knie hinabgingen und bei jedem Schritte keck hin- und herschlugen. Bei Anderen wieder waren die Kittel so eng und die schwarzen faltenlosen Schürzen so breit, daß bei jedem Schritte die Rundungen der Gestalt plastisch hervortraten. Ferner trugen sie hohe und schwere Stiefel, daß unter denselben der Sand knarrte, oder sie gingen gar barfuß und hatten Staubkrusten über den Zehen. Weiters staken die Weiber in kurzen schwarzen Spenserchen oder sie hatten gar nur ein weites Hemd über Arm und Busen flattern. Die Köpfe hatten sie turbanartig mit einem Tuche umschlungen, unter dem die schwarzen Lockensträhne hervorquollen.

So wogten sie lärmend und heulend heran, und jede Gestalt hatte ein gewaltiges weißes Bündel auf den Rücken gebunden und trug in der Hand einen weißen, glattgeschälten Stock. Diese Stöcke waren meist frisch geschnitten, es waren Lärchenstäbe; auch an den Hüten trugen die Männer frischgeschnittene Lärchenzweige und Lärchenkränze; dieser herrliche Baum mit seinem weichen Genadel, wie er mit dem vielgestaltigen Hochrelief der Rinde seines Schaftes, in der Form einer hellgrünen Pyramide unsere Alpenwälder schmückt, ist in jenen fernen, flachen Gegenden, aus denen die Schaaren kommen, nimmer zu finden.

Die fremden Gestalten, welche in kleineren Rotten und großen Haufen einen ganzen Nachmittag lang heranströmten, kamen aus dem Ungarlande und waren Magyaren und Slovaken. Es waren die bigotten Massen, die alljährlich einmal aus ihren Heimatsgemeinden davonwandern, um den weiten Weg von acht bis zehn Tagen bis zu dem weltberühmten Wallfahrtsorte Mariazell zu wallen. Ungarische Herren und slavische Fürsten hatten einst viel zum Ruhme und zur Verherrlichung der Gnadenstätte zu Zell gethan, und so wogt heute noch der Strom jener Völker dem berühmten Alpenthale zu und macht einen Haupttheil der gesammten Wallfahrer aus, die alljährlich in Zell erscheinen.

Es waren also fromme Wallfahrerschaaren, die betend und singend unseren stillen Wald durchzogen. Jedes Häuflein trug eine lange rothe Stange mit sich, auf welcher ein Kreuz mit bunten Bändern oder ein wallendes Fähnlein war. Vor jedem Kruzifix oder anderen Bildnissen, wie sie am Wege standen, verneigten sie tief diese Stange; und wenn sie zu jener Höhung herangestiegen waren, auf welcher dem Wanderer aus dem Osten das erstemal die zackige Hochkette des Schwaben und der gewaltige Felskoloß der hohen Veitsch sichtbar wird, standen sie still und senkten dreimal fast bis zur Erde ihren Fahnenstab. Die Menschen aus dem Flachland — begrüßten sie die wilderhabene Alpennatur? Nein. In der Felsenkrone jener hohen Berge lag ihr heiliges Ziel, und das begrüßten sie mit Herz und Geberden.

Von diesem Punkte aus waren sie nur noch eine Tagreise entfernt von Zell; manche fühlten in solchem Ge-

danken zum Wandern neue Kraft, Anderen sank der Muth im Anblicke der blauenden Alpenwände, die zu übersteigen waren. Bisweilen schleppten die Fremdlinge einen Genossen mit sich, der unterwegs erkrankt war. Einmal trugen sie auf frischer Lärchbaumtrage die Leiche eines auf der Straße verstorbenen Mitgliedes, um sie im nächsten Friedhofe zu bestatten.

So hallten am ersten Tage der Bittwoche die grellstimmigen Gebete der Ungarn und die melancholischen Lieder der Slaven durch unsere Gegend. Die Leute traten aus den Häusern und horchten den seltsamen Stimmen; wir Kinder aber pflegten eine andere Sitte. Wir zogen unsere defectesten Kleidchen an, und mit fliegenden Lumpen hüpften wir der Straße zu. Dort knieten wir nieder auf den Sand, aber so, daß wir auf unsere eigenen Fersen zu hocken kamen, und wenn eine der Kreuzschaaren nahte, so rissen wir die Hauben vom Kopf, stellten dieselben als Gefäß vor uns hin und schlugen zuerst mit zagender, bald mit kecker Stimme zahlreiche Vaterunser los.

Die Früchte blieben nicht aus. Männer schossen Kreuzer in unsere Hauben, Weiber warfen uns Brot und Kuchen zu, welche, wie die Spuren ihrer Zähne daran bewiesen, sie ihrem eigenen Munde entzogen hatten. Andere hielten gar an und öffneten ihre Bündel und reichten uns Backwerk, und manch' alt' Mütterlein, das unsertweg auf ein paar Minuten zurückgeblieben war, konnte die Schaar wohl oft stundenlang nicht mehr erreichen.

Manchmal stellten die Fremden Worte an uns, die wir nur mit glotzenden Augen zu beantworten wußten. Je seltsamer ihr Wesen und ihre Sprache war, desto feiner und liebreicher zeigte sich die Gabe; vielleicht dachten die Geber an ihre Angehörigen in ferner Heimat, denen die Liebe galt, die uns fremden Kindern erwiesen wurde. Je brauner die Gesichter, desto weißer war das Brot — wir hatten die Erfahrung bald gemacht.

Bisweilen wurden wir auch in deutscher Sprache angeredet: wie wir hießen, wem wir zugehörten, wie viel unser Vater Ochsen hätte und ob wir auch Kornfelder besäßen. Des Grabenbergers Natzelein war unter uns, das gab stets die Antwort und log fürchterlich dabei: Wir gehörten armen Holzhauerleuten an, der Vater wäre vom Baum gefallen und die Mutter läge krank schon seit Jahr und Tag; Ochsen hätten wir nicht, aber zwei Ziegen hätten wir gehabt und die hätte der Wolf gefressen. Mit einem Kornacker wär's schon gar nichts, aber Pilze äßen wir und die wären heuer noch nicht gewachsen. — Ich bohrte vor heimlicher Wuth über derlei unwahre Darstellungen die Zehen hinter mir in die Erde hinein. Ja, das Natzelein verfing sich derart in das Lügen, daß es schließlich selbst unsere ehrenhaften Taufnamen falsch angab.

Die guten Ungarn schlugen hell die Hände zusammen über so arme Würmer, dann blickten sie in die Waldgegend hinaus und meinten, es wäre leicht zu glauben, es wäre eine elende Gegend; gar der Schnee lag noch hie und da in den Gruben — zu einer Zeit, da auf den weiten Ebenen draußen längst das Korn in Aehren stand. Sie griffen dann tief in den Sack.

Das Natzelein war mir seiner Aufschneidereien wegen eigentlich recht verleidet, aber ich getraute mir vor den Fremden kein Wort zu sagen; und wenn sie mich zuweilen doch dahinbrachten, daß ich den Mund aufmachte, so ward das Wort so ängstlich und leise herausgemurmelt, daß sie mich nicht verstanden. Die Anderen, besonders das Natzelein, kriegten daher immer mehr in ihre Hauben als ich; nur dann und wann ein mildherziges Weiblein legte mir, dem „Hascherl“, was bei.

Einmal — ich und des Grabenbergers Natzlein waren allein — gerade vor dem Herannahen einer größeren Schaar, nahm ich eine Stellung ein, die vortheilhafter war, als der Platz, auf welchem das Natzelein hockte. Das Natzelein war darüber erbost, und als die Gaben wirklich in größerer Menge mir zuflogen, rief es aus: „Der da ist eh reich, denn sein Vater hat vier Ochsen und einen großen Grund! Vater unser, der Du bist, u. s. w."

Auf der Stelle wendete sich das Glück und alles Brot und Geld wäre in den Hut des Natzelein geflogen, da erhob ein Mann, der mitten unter den Wallfahrern stand, das Wort: „Schaut einmal den neidischen Schlingel an! Ihr seid Beide nicht so arm, als daß Ihr ohne unser Brot verhungern müßtet und auch nicht so reich, als daß wir Euch die kleinen Gaben versagen wollten. Ihr seid Waldbauern-Kinder, aber ich gebe meinen Sechser diesmal dem da, dessen Vater vier Ochsen hat!"

Mein Lebtag vergeß' ich's nimmer, wie jetzt die Batzen in mein Häublein klangen — hell zu Dutzenden, und ich konnte nachgerade nicht schnell genug die „Vergeltsgott" sagen, daß auf Jeden eins kam. Und da dieser wundersame Hagel, wie ich ihn noch nie gesehen hatte, gar nicht wollte aufhören, konnte ich die Lust in meinem Herzen nimmer verhalten, in ein helles Wiehern und Lachen brach ich aus; das Natzelein aber schleuderte seine fast leer gebliebene Haube mitten in die Straße und schoß wüthend in den Wald hinein.

Mit Gelächter zog die Kreuzschaar ab. Und ich hub an, meine Schätze zu zählen; in der Kappe und um dieselbe, im Sand und auf dem Moos und im Heidekraut lagen die Kreuzer und Groschen und Sechser zerstreut. Und als ich sie alle versammelt hatte, wollte ich wohl verzichten auf alle weiteren Wallfahrertruppen, die heute noch kommen konnten, wollte schnurstracks heim zu meinen Eltern laufen, um ihnen das unermeßliche Glück zu verkünden. Da bin ich plötzlich angepackt von rückwärts, zu Boden geworfen und auf meiner Brust reitet das Natzelein. Mit seinen strammen Händen preßt es meine Arme tief in das Heidekraut hinein und so grinst es mir in's Gesicht.

Stärker bin ich nicht, wie er, dachte ich bei mir, wenn ich auch g e s c h e i d t e r nicht bin, so ist's um mich gefehlt.

„Du!" murmelte das Bürschlein auf mich zwischen den Zähnen hervor, „gib mir die Hälfte vom Geld!"

„Nein", sage ich trocken.

„So nehm' ich mir's selber."

„Dann spring' ich auf."

„Aber ich laß' Dich nicht los!"

„Dann kannst Du das Geld nicht nehmen."

„Ich setz' Dir mein Knie auf die Gurgel!"

„Ich laß' mich umbringen."

Zum Glücke hallte jetzt der Gesang einer neuen Kreuzschaar. Wir beide sprangen auf, stürzten zur Straße hin und lallten unser Gebet.

Das von den vielen Abenteuern an der Straße nur als einzig Stücklein. —

Und wenn das Tagwerk vorbei, so versammelten wir Kinder uns auf der Au, wo die Schafe noch grasten, und tauschten unsere Gaben um, wie sie Jedem eben entsprachen. Geld war stets der gesuchteste Artikel; nur die Kinder armer Kleinhäusler und Köhlersleute gaben feine Leckerbissen und Kreuzerchen für ein schwarzes Stück Brod, wenn es nur groß war.

Am fünften Tage kehrten die Schaaren stets auf demselben Wege wieder zurück. Und jeder von den Wallfahrern hatte an seiner Brust einen oder mehrere Rosenkränze hängen oder Amulette, Frauenbildchen und funkelnde Kreuzlein und Herzen. Die Mädchen trugen rothe und grüne

Krönlein von Wachs auf ihrem Haupte. Die Bündel auf den Rücken hatten sich sehr bedeutend verkleinert und die Brode, die wir bekamen, waren hart und Geldstücke sprangen spärlich hervor aus den Taschen.

Doch lohnte es sich des Hockens immer noch und die Erwartung der Gabe war mindestens so anziehend, als die Gabe selbst.

Einmal, ich war schon an die zehn Jahre alt geworden, kniete ich ganz allein am Stamme eines Kruzifixes, und recht zungenfertig im Vaterunserhersagen, wie ich endlich geworden war, kehrte ich alle Vortheile des Absammlers heraus und hoffte reichlichen Gewinn. Da kam eine Kreuzschaar; ein paar Brödchen wurden mir zugeworfen, und sie war vorüber. Nur ein schon betagter, gutmüthig aussehender Mann war zurückgeblieben, schritt ganz nahe an mich heran, neigte ein wenig sein Haupt zu mir nieder und sagte: „Bettelbub'!" — Dann ging er den Anderen nach.

Mir war das halbe Vaterunser im Mund stecken geblieben. Ich glotzte eine Weile um mich, dann stand ich langsam auf und schlich von dannen.

Das war mein letztes Hacken gewesen an unserer Waldstraße.

— Bettelbub! — Das Wort hatte mich aufgeweckt. Ein junger, gesunder Bursche, der stolz ist, daß sein Vater Haus und Hof besitzt, der stolz ist, daß er schon den Pflug führen kann und die Sichel — ein solcher Bursche, der mit seinem neuen grünen Hut Sonntags schon etlichemale gleich den Knechten in's Wirthshaus gegangen ist, der es demnächst mit dem Tabakrauchen probiren wird und der nicht allzuselten in's Fensterglas guckt, wie es mit dem Bart steht — ein solcher Bursche betteln!

Auch das Natzelein thut's nimmer. Das Natzelein ist ein reicher Bauer geworden und er gibt, wenn man ihm glauben darf, jeden Tag erklecklich Almosen an wahrhaft dürftige Betteleute.

Und die Magyaren und die Slovaken kommen noch heute jenen einsamen Waldweg gezogen, immer an Kinder, die am Wege kauern, Gaben spendend, in ihrem Beten und Flehen selbst Betteleute vor der Gnadenmutter zu Zell.

---

## Als ich die erste Schlacht gesehen.

Die Zeit war der 24. Juni 1859, ich ein Bursche von 16 Jahren. Burschen von sechzehn Jahren streifen bisweilen im Walde umher, ohne selbst zu wissen warum. So streicht im Mai der Blüthenstaub der Föhre . .

Ich ging durch dunkeln Wald der Lichtung entgegen, und als ich in der Lichtung stand, wieder in die Dunkelheit des Gestämmes hinein. Dort war mir's zu wenig hell, hier zu wenig finster. Eine große Wildniß wollte ich um mich haben, eine Wildniß, wie sie in der Geschichte von der heiligen Genovefa stand. Die Bäume sollten uralt und wüst sein, vom Sturme zerrissen, vom Blitze gespalten; der Boden sollte bedeckt sein von wildem Gestein und Gesträuche, Wunderpflanzen darunter, Früchte, die den Menschen verzaubern und zu dem machen, was er sein will. Was ich damals sein wollte, das wußte ich freilich nicht; vielleicht ein Eidechschen, das die Klüfte und Höhlungen des Gefelses durchgleiten konnte; vielleicht ein Fröschlein, das in die Tiefe des Waldwassers tauchen konnte; vielleicht ein Eichhörnchen, das auf den Wipfel des höchsten Fichtenbaumes klettern konnte; vielleicht eine Wildtaube, die über den Wald in sonnigem Schimmer hinfliegen konnte; vielleicht ein Geier, der die Wildtaube fressen konnte. Nur kein sechzehnjähriger Junge sein, außer es wären die Erdbeeren schon reif und es wäre des Kohlenbrenners

Nickerle auf Erdbeerpflücken im Wald. Da gäbe es doch zum Mindesten was auszufechten, denn ohne Streit mag ein sechzehnjähriger Waldbauernbub nicht leben.

Ich suchte nach Erdbeeren, wäre dabei schier über einen Ameisenhaufen gestolpert — schritt dann schwermüthig den glatten Sandweg hin, der zwischen den Fichtenbäumen auf der Hochebene des Berges entlang zog. Es war zur Nachmittagszeit, aber es war nicht sonnig und es war nicht schattig; der Himmel hatte sich, so viel mir noch im Gedächtniß ist, mit einer leichten weißen Schichte überzogen. Einmal stand ich still und horchte. Mir war zu hören gewesen, gerade als ob in weiter Ferne ein Kanonenschuß gedonnert hätte. Es war ja Krieg in Italien und auf dem Kirchplatz zu Krieglach war zur selben Zeit ein großes Papier an die Wand genagelt, auf welchem der Kaiser seine Völker um Gotteswillen bat, das Vaterland zu schützen. Etwa hatten unsere Soldaten verspielt und der Franzos kam schon in's Steirische herein.

Des Weiteren blieb es still auf der Bergeshöhe; ich schritt fürbaß und in jener religiösen Stimmung, in welcher ich mich damals so häufig befand, dachte ich darüber nach, ob denn der Franzos wohl auch ein Christ sei und ob — wenn zwei Christenvölker mit einander Krieg führen — sich nicht der Papst zu Rom in's Mittel legen solle, und wenn er mit Gütigkeit nichts ausrichte, ein paar Bannstrahlen werfen möchte über die Aufrührer.

Mein Philosophiren fand ein rasches Ende; vor mir am Wege auf einem erhöhten Stein hockte des Kohlenbrenners Nickerle, ein Mägdlein, mit dem ich von der Schulbank her in stetem Zwist lebte. Wir kamen oft zusammen — sei's auf dem Kirchweg, sei's auf dem Felde, sei's auch im Walde — wir riefen uns gegenseitig was zu, und sagte ich „ja", so sagte sie „nein" und meinte sie „weiß", so behauptete ich „schwarz".

Die hockte nun auf dem Stein und rief mir zu: „So klotz' (trotte) doch nicht just auf den Thierlein daher! Siehst es denn nicht?"

Ich blickte zu Boden — er war ganz braun vor lauter Ameisen. Sogleich wollte ich auf die Seite treten — aber nein. Gerade, weil sie's nicht will, trete ich die Thierlein zusammen.

Sie kehrte sich nicht weiter dran, sondern sagte: „Meiner Tag hab' ich so was nicht gesehen, meiner Tag nicht. Raufen thun sie miteinander und umbringen thun sie sich, daß es ein Graus ist."

Jetzt wurde auch ich aufmerksam. So weit man auf dem Wege fortsah, war er voll brauner Ameisen und dort, wo das Nickerle hockte, begegneten sie sich und schlachteten einander ab. Wunderbar war es und unbeschreiblich ist es.

Es waren die Völker von zwei Ameisenhaufen, die, wie ich später sah, mehrere hundert Schritte von einander entfernt lagen. Der eine war am Fuße eines Lärchenbaumes, der andere mitten im Heidekraut hoch geschichtet. Beide waren verödet, denn die Bevölkerung mochte zum Theile in den Tiefen der Wohnungen verkrochen sein, zum größten Theile war sie auf dem Felde, stand in Waffen. Die Aufregung und das hastige Hin- und Herrennen war ganz großartig, die Wuth, mit der sie sich anfielen, fürchterlich. Tausende von Todten, Zerrissenen lagen auf dem Boden. Hunderte von kämpfenden Gruppen bedeckten die Wahlstatt. Die Ameisen verfolgten einander, sprangen eine auf die andere, umklammerten sich, wälzten sich kämpfend auf dem Boden oder standen aufrecht wie ringende Menschen. Viele suchten die Feindin durch Gift (Ameisensäure) zu betäuben oder mit den Beinen ihr den Hinterleib vom Vorderleib zu reißen oder ihr mit der Lanze ihres Fühlers den

Kopf zu durchbohren, oder sie mit den Kiefern todt zu beißen. Am häufigsten waren zwei fest aneinander verklemmte und mit ihren Kiefern verbissene Feinde. Beide getödtet, lagen sie noch so und waren von den Anderen gar nicht mehr auseinander zu bringen. In Ketten von sechs bis zwölf Ameisen waren sie aneinandergeklammert. Manche fielen sich wüthend an, ließen aber sofort wieder los — das mochten Freunde sein, die sich in der Hitze des Gefechtes nicht gleich erkannt hatten. Ich entdeckte keinen Unterschied zwischen den Ameisen der beiden Heere — aber sie mußten ihre Leute wohl kennen; daß Einer den Freund getödtet hätte, schien nicht vorzukommen, wenigstens fuhren sie mit großer Entschiedenheit nur auf bestimmte los, da die Richtung, von welcher sie gekommen, auch längst nicht mehr zu erkennen war. Auch Gefangene wurden gemacht und dieselben mit einer gewissen Sorgfalt und Schonung ihres Lebens aus den Reihen der Kämpfer geschleppt.

Ueber die ganze Breite des glatten Waldweges hatte sich der Kampf ausgedehnt. Gegen den Rand hinaus lagen zwei Steine, zwischen welchen eine etwa zwei Zoll breite Gasse durchlief, welche von Seitenflügeln beider Armeen fleißig als Durchgang benützt wurde, um in's feindliche Lager hinüberzugelangen. Plötzlich aber fiel es einem Theile ein, diesen abseitigen Durchweg zu verrammeln; etliche hundert Ameisen liefen wie auf Commando aus der Schlachtordnung und huben an, Steinchen, Holzsplitter und dürre Fichtennadeln, wie sie auf dem Wege lagen, herbeizuschleppen, welche sofort wieder Andere in Empfang nahmen, die damit im Paß zwischen den beiden Steinen eine Barrikade bauten. Um so mörderischer entbrannte der Streit auf den anderen Linien; jetzt wich das eine Corps auf Spannbreite zurück, jetzt schien das andere weichen zu müssen — aber der Kampf blieb unentschieden.

Als wir eine Weile zugesehen und unsere Meinungen ausgetauscht hatten, wobei das Rickerle für die Heidekrautarmee Partei ergriff, während ich es mit dem Lerchbaumheere hielt, sagte ich: „Gut, so wollen wir sehen, ob die Deinen oder die Meinen gewinnen."

„Und wir werden es auch sehen", antwortete das Rickerle scharf, die Deinigen werden schön sauber davongejagt — siehst Du, dort laufen schon ein paar — das sind lauter Traumichnit."

„Oho!" rief ich, „die Deinigen werden niedergestochen und aufgefressen — schau, dort trinken ein paar von den Meinigen just von einer der Deinigen den Saft aus dem Bauch."

„Weil sie Schandvieher sind, die Deinigen", sagte das Rickerle entrüstet.

„Harb' Dich, wie Du willst", versetzte ich, „wenn Du verspielst, so werde ich Dir schon eine Kriegslast auflegen."

„Werd' sie auch tragen", sagte sie trotzig.

„Wenn Du verspielst, so mußt Du mir dasselbig Ding geben, was ich am Filippitag haben hab' wollen".

„Sollst es haben", rief sie, „aber wenn Du verspielst, da bin ich schon in Verlegenheit, was ich Dir abverlangen soll; was ich möcht', hast Du nicht und was Du hast, mag ich nicht."

„Damit reißest Du mir gar keinen Possen", versetzte ich, „wenn nur ich meine Sach' krieg', die ich am Filippitag haben hab' wollen."

So die Verhandlungen, während die Ameisen wacker weiterkämpften. Der Himmel war düster geworden; Jener Kanonenschlag, den ich früher gehört zu haben meinte, hatte sich wiederholt und war zu einem Donner der Wolken geworden. Ameisen, die an der Schlacht nicht unmittelbar betheiligt waren, schienen über das Wetter einigermaßen unruhig zu werden,

sie schlugen den Rückweg gegen das Nest ein. Aber Andere liefen ihnen nach, betasteten die Flüchtlinge mit den Fühlern und brachten sie wieder in die Schlachtordnung.

Hie und da war ein Wurm, ein Käfer unter das Scharmützel gerathen er wurde über und über getreten, aber des Weiteren geschah ihm kein Leid. Nur ein großer Hirschkäfer, der sich im Vollgefühle seiner herkulischen Gestalt, wie es schien, absichtlich mitten in den Kampf gewagt hatte, war rasch von einem Dutzend Ameisen umringt, die ihn, mit ihren Lanzen stechend, mit ihrem Gift bespritzend, mit ihren Kiefern beißend, davontrieben, bis er, so gut er's noch vermochte, das Weite suchte.

Eine Heuschrecke war von ungefähr auf das Schlachtfeld gehüpft; sofort schoß eine Ameise auf ihren Rücken und in demselben Augenblicke hüpfte der Springer wieder davon und entführte so einen Streiter vielleicht seinem Verderben.

Am traurigsten waren die sterbenden Ameisen zu sehen, die mit zermartertem Leibe, mit ausgerissenen Beinen langsam verendeten. Wohl wurden solche und auch die Todten möglichst bald vom Kampfplatze entfernt und gegen einen abgelegenen Ort abseits vom Wege, hinter einen halbvermoderten Baumstrunk geschleppt, wo sie in gleichmäßigen Reihen zur ewigen Ruhe gelangten. — Bei einer anderen Gelegenheit war es, als ich sah, wie Ameisen ihren Todten ein Grab ausgruben und sie in dasselbe verscharrten. Dazu war nun im Drange des Kampfes freilich keine Zeit.

Wir, ich und das Rickerle, hockten noch immer an beiden Seiten des Weges und sahen mit Staunen dem wilden Morden der kleinen Wesen zu. Ein feines Knattern war im Gewühle zu hören, und so oft ich näher hinhorchte, bekam ich einen Spritzer der scharfen Ameisensäure in's Gesicht. Also auch auf uns, die Ungeheuer, war ihr Augenmerk gerichtet, während sie das gar nicht hinderte, mit immer neuer Gier und mit immer neuen Mitteln auf einander loszustürmen. Um manches Stückchen Baumrinde, um manches Sandkorn drehte sich der Streit und manches Klötzchen Holz, manches Büschchen Moos wurde als Verschanzung benützt und auf Leben und Tod vertheidigt. Ich war damals noch so sehr Ebenbild Gottes, daß ich das Thier bei Weitem nicht zu Meinesgleichen zählte, wie ich wohl zu thun es später gelernt hatte; ich ergötzte mich daher baß an dem seltsamen Schauspiele, das mir der Waldweg darbot, ergötzte mich umsomehr, als ich endlich die Partei Rickerles immer mehr zurückweichen sah, so daß ich den vereinbarten Tribut mit Sicherheit zu gewärtigen hatte. Der eine Flügel der Unterliegenden löste sich bereits in eine wilde Flucht auf und die Meinen stürzten in Massen voran, um Beute zu machen — da hub es hoch in den Bäumen an zu rauschen und große Tropfen fielen nieder und schlugen manche der siegenden Ameisen in den Sand.

Ich erhob mich und verlangte von dem Kohlenbrennermädchen die Sache, welche ich am Filippitag von ihm hatte haben wollen.

Das Rickerle riß zornig sein Busentuch auf, zog ein Ding, das es am Halse hängen hatte, hervor, warf es mir vor die Füße und lief davon. — Ein kreuzergroßes Messingblättchen war es, ein geweihtes Amulet, das Gnadenbild von Mariazell vorstellend. D a s hätte ich haben wollen?

Am Filippitag — das ist der erste Mai — waren wir, ich und das Rickerle, allein auf der Bank vor der Köhlerhütte gesessen und ich hatte meinen Arm um den Nacken des Mädchens gelegt und meine Finger ein wenig mit seinem Busentuche spielen lassen — und ich weiß nicht, was ich damals gesagt haben mochte,

daß es seither der Meinung gewesen, es gelüste mich nach dem Amulete.

Nun, das Amulet hatte ich und der Wolkenbruch war auch da.

Am andern Tage hatte ich die Stelle der Schlacht wieder besucht, hatte keine einzige Ameise und nur wenige todte Körper mehr gefunden. Und an demselben Tage war der Gemeindebote mit dem Steuerbogen zu uns gekommen.

„Leut', Ihr bringt Einen um mit den Steuern!" rief mein Vater aus.

„Nur Geduld", antwortete der Bote, „sie werden schon noch wachsen. Telegramm ist da, gestern haben wir in Italien eine große Schlacht verloren."

---

# Steirisches Schützenlied.

Von **Friedrich Marx.**

Dort, wo im Oberland
Noch Gems und Adler haust,
Auf jedem Scheibenstand
Die Kugel saust:
Dort ist die Heimat mein,
Da bin ich wohlbekannt, —
Du schönes, grünes Steierland!

Auf unsern Almen, wo
Der Sennin Gruß erklingt,
Und noch zur Zither froh
Der Jäger singt.

Wo tief im Bergesschacht
Ein fromm Glückauf ertönt,
Und durch die stille Nacht
Der Hammer dröhnt.

Auf uns'rer Alpenflur,
Wo noch der Frieden weilt,
Vereint die Mürz und Mur
Nach Süden eilt.

Wo Graz im Hügelkranz,
Die schöne Landesbraut,
In frohem Jugendglanz
Zum Himmel schaut.

Und wo das Silberband
Der Sann und Drau erglänzt,
Den Berg im Unterland
Die Rebe kränzt.

Dort wo bei Hörnerschall
Des Landes Fahnen weh'n,
Die braven Schützen all
Wie Mauern steh'n.

Und den die Kugel traf,
Getreu der Kriegerpflicht,
In Herzen gut und brav,
Da stirbt er nicht.

Mit unser's Kaisers Dank
Nach manchem harten Strauß,
Begrüß' ich frei und frank
Mein Vaterhaus.

Da seid ihr doppelt schön,
Die wir so treu bewacht,
Ihr Thäler und ihr Höh'n
In eurer Pracht.

O Vater, Mutter mein,
Und du mein Heimatsthal,
Ihr sollt willkommen sein
Mir tausendmal.

Geh, bring' den Jägerhut
Mir mit dem Strauß geschwind,
Bin dir von Herzen gut,
Du schönes Kind.

---

# Kleine Laube.

**Beiträge zur Geschichte des Aberglaubens.**

In meinem „Volksleben aus Steiermark" habe ich im Kapitel „Das Trudenkreuz" eine Reihe jener Gebahren und Anschauungen des Volkes dargestellt, die wir mit dem Namen Aberglauben bezeichnen. Hier eine kleine Nachlese, die im Bezirke Fohnsdorf (Obersteier) gesammelt und dem „Heimgarten" zugeschickt worden ist.

Wenn am Christtag und den darauf folgenden Feiertagen Bauer und Bäuerin mit allen Dienstboten und Angehörigen in einem Schock zur Kirche kommen können, so ist dieses ein Omen, daß in dem Hause des Bauers das ganze Jahr Friede und Einigkeit herrschen wird.

Am heil. Drei-König-Abend nach dem Nachtmahle pflegt man dem Dienstgesinde einen Topf neugemolkener Milch vorzusetzen. Dieses Gericht hieß die Berchtlmilch, von dem uralten Glauben von der Berchtel hergeleitet. Diese war eine unsichtbare Hexe, welche die Unreinigkeit der Bauernhäuser strafen kann. Der Milch-Topf durfte nicht ganz geleert werden, damit der Berchtel, wenn sie kam, auch etwas übrig bleiben soll; jeder der Essenden aber mußte seinen Löffel in dem Ueberbleibsel umgekehrt liegen und den Topf oder die Schüssel über Nacht unangerührt stehen lassen. Dessen Löffel andern Tags umgekehrt gefunden wurde, der sollte in demselben Jahre noch sterben. Diese Berchtelmilch besteht noch allenthalben in Bauernhäusern, der Aberglauben aber ist fast gänzlich erloschen.

Wenn am Vincenzitag ein unverheiratetes Manns- oder Weibsbild zwei Vögel nahe beisammen sitzen sieht, so soll es sich im nämlichen Jahre noch verehelichen.

Wenn am Pauli-Bekehrungstage der Nebel hoch liegt, so sterben große Herren, liegt er aber tief, so sterben nur Gemeine.

Am Faschingtag muß man tanzen, damit der Flachs gut gerathe.

Am Faschingtag wird auf das Kraut ein Stück Speck aufgetischt. Einige Futterer pflegen ihre Portion aufzubehalten und geben, wenn das Vieh ausgetrieben wird, demselben ein Stück davon ein, wodurch das Vieh vor Hexereien bewahrt wird.

Der Gregoritag ist jener glückliche Tag, wo man den Ochsen zuerst das Joch auflegen und sie das erstemal einspannen muß; dieses erste Einspannen heißt: „einwöbnen", vielleicht so viel, als hineingewöhnen in das Joch.

Wenn am Georgitag die Alpengebirge noch weiß sind, so wird der Ochs einwendig von Unschlitt weiß.

Wenn der Wind den Schnee bei den offenen Fenstern der Getreidbehältnisse auf die darinliegenden Getreidehaufen hinweht und anlegt, so soll die nämliche Frucht im darauffolgenden Jahre gut gedeihen.

Am Pfingstsamstag sollen die Hexen ihre größte Gewalt haben.

Eine Sternschneuze oder Sternschnuppe hält man für einen sogenannten Putzen, welcher dem brennenden Licht entfällt, und womit sich der Stern von seinem Ueberflusse an Licht selbst reinigt.

Am heil. Abend wird Stube, Stall, Scheuer, Tenne, Schupfen, Keller, jede Kammer, kurz jedes Behältniß mit Waldrauch, Weihrauch, Wachholder und Speik ausgeräuchert. Zieht in der Scheuer der Rauch bei denjenigen Löchern, wo das Getreide zum Dreschen herabgeworfen wird, senkrecht in die Höhe, so ist dieses eine gute Vorbedeutung. Zertheilt sich aber der Rauch, so bedeutet dieses nichts Gutes.

Am Neujahrs- und heil. Drei-Königtag soll man mit keinem Spanlicht zum Tisch gehen, damit das Getreide auf der Wurzel nicht brandig werde.

Am Martinitag soll man nicht mit Wägen fahren oder mit Rädern spinnen, damit das Vieh nicht um und um gehe.

Wenn im Herbste um Mariä-Geburt, oder darnach, die Kirschen, Weichseln, Rosen u. dgl. blühen, soll es eine sehr starke Sterblichkeit für das kommende Jahr anzeigen.

Ein Rezept, um gestohlene Sachen wieder zurückzubringen:

„Nihm 3 neu Hufnägel, welche auf einen neuen Freytag gemacht, diese nihm in die Hand, hernach gehe zu einen Biernbaum vor Sonnenaufgang, nihm den 1. Nagel und sprich: „Dir, Dieb, durch dein Hiern und Stirn durchschlagen, daß du das gestohlene Guet (N. N.) wiederum auf sein voriges Ort mußt tragen, es soll dir so zwider und so weh seyn, nach den Ort, wo du gestohlen hast und nach den Menschen, als wie den Judas, der Jesum verrathen, in der Höllenpein." Nihm den anderten Nagel: „Dieb! den thue dir durch dein Lungel und Leber durchschlagen, daß du das gestohlene Guet wiederum auf das vorige Ort mußt tragen; es soll dir so zwider und wehe sein, wie den Pilatus in der Höllenpein." Den 3. Nagel: „Dieb! Dieb! den thue ich dir durch deine Füß durchschlagen, daß du das gestohlene Guet wieder an den vorigen Platz mußt tragen, daß gebieth ich dir Dieb! Dieb! bei den 3 Nägeln, die unsern lieben Herrn durch Händ und Füß seind worden gschlagen, daß hilf mir in Namen Gottes Vaters † und des Sohnes † und des heil. Geistes † Amen."

Auf das Verschreien wird hier allenthalben noch sehr viel gehalten. Der Landmann nennt es „vermoanen", oder auf die Augen etwas „bekömen". Das Gegenmittel ist, daß man dem verschrienen Kinde die Augen dreimal kreuzweise mit der Zunge ausleckt und dabei allemal ausspuckt oder mit dem umgekehrten Hemd, auch wohl gar mit dem Beinkleide dem verschrienen Menschen oder Thiere über das Gesicht fährt.

Als Vorbauungsmittel ist es daher noch immer Gewohnheit, beim Eintreten in einen fremden Stall, ehe man das Vieh beschaut, mit einem lauten Pfui auszuspeien, auch wohl bei Besichtigung eines Kindes oder eines jungen Thieres „Gott den pfüets" zu sprechen; auch hält man sehr viel auf ein rothes Scharlachfleckchen gegen das Verschreien, und gewöhnlich pflegt man solch ein Fleckchen den hübschern Pferden und Füllen auf den Kummet zu binden.

---

## Bußpsalm eines Schulmeisters.

(Altes Lied aus dem Murboden.)

1.

Nun will ich ein Solo singen,
Voll Lamento, voller Reu,
Dies soll durch die Wolken dringen,
Durch die Wolken dringen, soll dringen,
O Maria, steh' mir bei,
Will mit Thränen solmisiren,
All mein schwerenothen Sünd,
Und mein Stimme nicht mutieren,
Bis daß ich, daß ich Verzeihung find'
Verzeihung find'.

2.

Wenn der Höchste intoniret
Jener Himmelscorregent,

Und mein Stimme sich verlieret
Meine Stimme sich verlieret
verlieret.
Dich, Maria, zu mir wend',
Daß er mich nicht wolle straf'n,
Weil ich mich in dieser Welt
Hab' in Sünden oft verschlaf'n,
Hab' in Sünden oft verschlaf'n,
Wider seine, seine, seine Regul g'fehlt,
Regul g'fehlt.

3.

In der Höch' hab' falsch gesungen,
Was mit Hofart akordirt,
Mit den falschen Punkt der Zungen,
Mit den falschen Punkt der Zungen,
der Zungen
Oft der andern Ehr' berührt;
Bald ließ ich mein Stimm' erschallen,
Wie ein eitles Venus-Kind,
Bald in tiefen Baß gefallen,
Bald in tiefen Baß gefallen,
In den Abgrund, Abgrund, Abgrund aller Sünd,
aller Sünd.

4.

Forthin will ich Triller schlagen,
Der von sich gibt hellen Ton,
Will nach B und Kreutzel fragen,
Will nach B und Kreutzel fragen,
will fragen,
Wann ich nur Gott siehe an.
Dich, Maria, will ich zieren
Mit ain Lobg'sang ohne Zahl,
Bis mit letzten Todt Suspieren,
Bis mit letzten Todt Suspieren,
Suspieren,
Meines Lebens, Lebens, Lebens ist Final,
ist Final.

---

## In der Stubat.

Scene aus dem Voralberger Volksleben.

Stubat oder Nachtstubat ist die gesellige abendliche Zusammenkunft der Dorfbewohner in diesem oder jenem Bauernhause. „Zur Stubati goh" heißt auch: die Geliebte besuchen. Im Allgemeinen ist die Stubat dasselbe, was in Schwaben die „Spinnstube", im Böhmerwald die „Rockenfahrt", in Bern der „Kiltgang", in Tirol und Oberbaiern der „Heimgarten" bedeutet.

Wie es in der Stubat zugeht, davon erzählt uns Michel Felder ein Beispiel.

Der lustige Kaspale kommt zur Thür herein.

„Kaspale, was ist los?" rufen sie ihm entgegen, „jetzt mußt du gleich etwas anfangen, wir sind nur wegen deiner gekommen, hallegora!"

So war es immer: wo eine Gesellschaft junger Leute beisammen war, mußte das Kaspale den Rädleführer machen, wenn es dabei war; und wenn es nicht dabei war, so wurde es auch bei weitem nicht so lustig; denn zu so etwas war es so gut aufgelegt, als Einer. Immer kamen ihm neue Gesellschafts- und Pfänderspiele in den Sinn, und auch das Alte wußte er durch seine lustigen Einfälle wieder neu und beliebt zu machen. Eine besondere Eigenschaft aller neuen Spiele, welche das Kaspale einführte, war, daß da alles frisch aus dem Leben genommen war. Aus allen Verhältnissen fand es das Lächerliche heraus und wußte es so zusammenzustellen, daß ein Spiel daraus wurde, bei dem das Kaspale allemal das Schwerste übernahm und zur allgemeinen Zufriedenheit ausführte.

Nachdem sich die Gesellschaft eine zeitlang mit Pfänderspielen unterhalten hatte, wollte man noch „heiraten", und das Kaspale mußte dabei zuerst die Rolle des Vaters und dann auch die des Pfarrers spielen, welcher die Paare examinirt und ihnen ihre Pflichten ans Herz legt. Zuerst wurden Buben und Mädchen abgesondert; die Buben saßen auf der obern, die Mädchen auf der untern Bank. Nun fragte das Kaspale jedes Mädchen besonders, welchen von diesen Buben es haben wolle, und die Mädchen sagten es ihm still ins Ohr. Das Kaspale setzte sich nun auf die Ofenbank, und die Buben kamen einer nach dem andern und fragten um die väterliche Erlaubniß zum Heiraten. Das Kaspale lobte den einen, tadelte den

andern und sagte dann zuletzt zu allen, sie könnten gehen, und gab ihnen auch noch etwa einen guten Rath mit, natürlich alles so, daß man lachen mußte. Zum Schmied sagte es, er solle sein Weib nur gleich nach der „Hohzig“ anbinden, wenn er eine überkomme und als der Schmied wissen wollte, warum, sagte es: „Weil dich keine nähm', wenn sie nicht zum Anbinden närrisch und verrückt wär'.“ Zum Sennen sagte es: „Er soll blos auf Eine mit viel Geduld sehen, Vermögen habe er selbst genug.“

So sagte es zu Jedem, was ihm grad in den Sinn kam, und das war allemal etwas Spaßiges. Jedoch etwas Unsittliches hörte man vom Kaspale nie. Der Senn ging vom Kaspale zum Bäbele, und er hatte die Rechte gerathen. Von den andern Buben errieth keiner diejenige, welche ihn vom Kaspale gefordert hatte. Das Kaspale legte nun ein weißes Hemd über das andere Häß (= Gewand; altdeutsch: hâz, haeze) an und nahm als Pfarrer den Sennen und das Bäbele ins Examen, wobei es wieder viel zu lachen gab.

Dann nahm es ein dickes Buch in die Hand, stand mitten in die Stube und sagte, es wolle jetzt den Glücklichen, die nichts überkommen haben, noch eine Trostrede halten. Es schlug das Buch auf und las, oder that doch, als ob es lese: „In derselben Zeit nahm der Herr ein Scheit und prügelte das Weib; dazu kam der Knecht und sagte: „Das ist Recht!“ Und nun hielt es eine Predigt, worin die Weiber und Mädchen nicht gerade am besten wegkamen. — „Als Gott den Adam erschaffen hatte“, fing es an, „da sagte er, es sei alles gut; aber bei der Eva, da hat er nichts mehr sagen mögen. Es ist dem lieben Gott mit dem ersten Weib vermuthlich gangen wie dem Grützbauer in der Au, den hat man einmal gefragt, wie ihm seine Magd gefalle? Da hat er gesagt: „I lob' sie nöd und schelt' sie nöd', und wer sie lobt, der kennt sie nöd.“ Die Weiber sind grad wie die Lustnauer Salb': sie ziehen alles Böse an sich und — behalten es. So lang sie den Männern gefolgt haben, sind sie recht gewesen, und ich weiß ganz gewiß, daß früher die Weiber besser gewesen sind, als jetzt; denn solche, wie man jetzt an vielen Orten findet, darf man nicht glauben, daß Gott im Anfang erschaffen habe. Das wär' Gotteslästerung, wenn man ihm so etwas zumuthen wollte.“ — Dann sagte es noch: „Im Alter sei es nützlich und gut, wenn man noch mit Einer heirate; denn zum ersten werde dann die Lust am Zeitlichen und die Furcht vor dem Tode kleiner, und es könne sich Einer dadurch auch das Fegfeuer abverdienen. Alle, welche verheiratet gewesen sind, werden im Himmel als Martyrer behandelt; aber die, welche zweimal heiraten und Weiber nehmen, werden vom heiligen Petrus schon vor der Himmelsthür für verrückt erklärt und zu den ungetauften Kindern geschickt, denn Narren kann man im Himmel keine brauchen.“ — Mit diesen Worten schloß es unter allgemeinem Beifall die Predigt. — Nun sollten der Senn und das Bäbele noch tanzen, aber das Kaspale hatte heut' die Zither daheimgelassen, daher mußte man jetzt einen Walzer singen. Buben und Mädchen standen in einem „Ring“, das tanzende Paar trat in die Mitte und man sang: Die Spielleut' sind kommo, die Spielleut' sind da . . . . . .“

Und das Ende war: tanzen.

---

## Beim Herrn Bruder auf der Jause.

Ein Schwank von P. K. Rosegger.

Sollte es zwar nicht erzählen, denn ich hab's nicht gesehen. Sie schlossen sich dabei ein — der Herr Pfarrer von Seferding und sein Bruder der Hochbergreichhofer. In der Oberstube saßen sie und ließen sich's gut geschehen und spielten Karten. Aber nicht etwa ein verbotenes Spiel! — i bewahre — beim Pfarrer! „Brandeln“, „Zwicken“,

ein wenig „Mauscheln“ mitunter, das war der Zeitvertreib.

„Na, ich dank' schön für einen solchen Zeitvertreib!“ sagt zwar der Hochbergreichhofer, kommt aber nichtsdestoweniger jeden Sonntag von seinem Berg herab, läßt sich zur Jause laden, versitzt den ganzen Nachmittag bei seinem Herrn Bruder und verspielt jedesmal sein ganzes Geld.

Hingegen muß er stets auf dem Ehrenplatz sitzen, an der Wand auf weicher Lederbank, während der Pfarrer ihm gegenüber mit dem Holzstuhl fürlieb nimmt. Und hernachen — wie schon angedeutet worden — ganz abgeschlossen waren sie doch nicht von der Welt. Die Köchin durfte in die Oberstube — und das lohnt sich im Pfarrhof immer, denn mit leeren Händen erscheint so ein Frauchen selten. Sie ist ja Herrin der Küche und Allem, was dazu gehört, und an ihrem Schürzenband hängen die Kellerschlüssel. Was also den alten Wein anbelangt — er war ein Jahrgänger mit dem Hochbergreichhofer, der in dem gesegneten Vierunddreißiger Jahr zu dieser Welt gekommen war — und was die gut geräucherten Schinken betrifft und den Gugelhupf und den Kaffee, und dann den wohlgetrockneten Knaster, den sie aus langen Pfeifen rauchten, so konnte der brave Hochbergreichhofer das Sonntagsspielchen bei seinem Herrn Bruder nimmer missen. Mit Speis' und Trank suchte er sich, so gut es ging, zu entschädigen für die Zwanziger, die aus seinem weltlichen, hundsledernen Geldbeutel allzu christlichen Sinnes dem geistlichen Herrn zusprangen. Der Hochbergreichhofer hatte doch das Kartenspielen von Jugend auf getrieben und war nicht arg dabei zu Schaden gekommen. Aber im Pfarrhofe versagte ihm das Glück.

Trotzdem ging er jeden Sonn- und Feiertag zum Nachmittagssegen und machte nach demselben den kleinen Besuch beim Herrn Bruder, den er erst spät Abends häufig mit etwas verrücktem Schwerpunkte verließ.

„Grüß Dich, grüß Dich, Bruder!“ empfing ihn der Pfarrer, „setz' Dich doch auf Deinen Platz.“

„Aber immer auf dem Polstersitz, nein, Bruder, das geht doch nicht; der geistlichen Weih' gehört die Ehr' zu!“

„Bitte, Du bist der Gast! nur keine solchen Umstände!“

So oftmals der edle Wettstreit, bis endlich Jeder stets wieder auf dem alten Fleck saß bei der Gottesgab und beim Gebetbuch des Teufels, wie der Herr Pfarrer die Spielkartenblätter nannte. Und wenn dann das gut gebratene Schweinerne kam, so schob der Pfarrer Messer und Gabel hin und rief: „Bruder, stich die Sau!“ Das that der Hochbergreichhofer wohl in Natur, aber seine Karten vermochten nur selten zu stechen. Oft genug kam ihm ein guter Trumpf in die Hand, aber der geistliche Herr spielte mit so schlauer Berechnung, daß der Bauer einmal rief: „Du, Herr Bruder, geistlich' Weih' ausgenommen, du hast falsche Karten!“

„Lapp!“ lachte der Pfarrer, „das kannst ja anders machen. Nimm für's nächstemal Deine Karten mit.“

„Das ist eine Red'.“

„Aber, was ich Dir sagen wollt', Bruder. Am nächsten Sonntag geh' nicht in die Predigt, ich rath' Dir's.“

„Ja, hörst, weswegen soll ich denn nicht in die Predigt gehen?“

„Weißt Bruder, nächsten Sonntag ist das Evangeli von dem ungerechten Haushalter und da muß ich einmal gegen das Kartenspielen predigen. Die Leut' wissen Deine Passion, — kunnt Dir unangenehm sein in der Kirch'.“

Ging der Hochbergreichhofer also nicht in die Predigt; die Leute aber sagten nach derselben: „Scharf ist's niedergangen heut', höllisch scharf und seinen Bruder hat er gemeint. Ist er nicht in der Kirch' gewesen, der Hochbergreichhofer?“

Der aber ging wie gewöhnlich zum Nachmittagssegen und hatte richtig sein eigenes Spielkartenbüschel bei sich. Er

traute dem Herrn Bruder nicht mehr recht; der hatte beim Spiel auch immer einen so schiefen Blick, sah ihn an und sah doch wieder an ihm vorbei — ein rechter Judasblick, die geistlich' Weih' in Ehr'!

Und als er in die Stube trat, rief der Pfarrer: „Na, grüß Dich, Bruder, setz' Dich wieder auf Dein Platzl. Hast Karten bei Dir?"

Sie spielten mit den Karten des Hochbergreichhofers; der Pfarrer hatte wieder den schielenden Blick, der dem Partner wohl über die Achsel, aber nie ins Auge sehen konnte, und der Bauer verlor, wie immer. Da kam diesem plötzlich der Zorn: „Was schaust mir denn nicht in's Gesicht, Pfarrer? hast ein schlechtes Gewissen?"

Zum Glück kam in diesem Augenblick die Köchin mit dem gebratenen Huhn. Sie war noch ein recht reputirliches Frauenzimmer und allerweil woltern nett angezogen. Heute hatte sie gar eine Pfingstrose im Haar, that einen Blick über den Hochbergreichhofer hin an die Wand und ordnete die Rose.

Was denn da ist an der Wand! dachte der Bauer, wendete sich und sah — den Spiegel.

Die Faust mit dem Kartenfächer fest auf den Tisch gepreßt erhob er sich langsam — starrte in den Spiegel, in welchem sein ganzes Kartenspiel offen lag — starrte dem Pfarrer ins Angesicht und murmelte: „Jetzt, Herr Bruder, jetzt bin ich gescheidt., Ja, hörst, wenn Du einen Kameraden hast, der mir in die Karten schaut, nachher — nachher glaub' ich's gern!"

Der geistliche Herr that einen schreckhaft lauten Lacher. „Endlich!" rief er, „endlich einmal! Na, Zeit ist es, daß Du gescheidt worden bist. Hättest mir aber noch eine Weil' stillgehalten unter dem Spiegel, wär' mir nicht unlieb gewesen, hätten von Deinem Gelde noch lange gut gegessen und getrunken."

„Und wär' Dein Spitzbubenstückel gar nicht aufgekommen, so wär's Dir noch lieber gewesen!'" sagte der Hochbergreichhofer.

„Geh, gift' Dich nicht!" rief der Pfarrer und lachte noch immer, „laß' uns jetzt essen und trinken, 's wird eh das letztemal sein, daß Du die Jause zahlst."

---

## Rothe und weiße Rosen.

Von Alfred Friedmann.

Im Jahresmai, im Lebensmai!
Wie saßen traulich jene Zwei,
Die sich gesucht und sich gefunden
Und die im Kusse sich verbunden!
Ein junges Blut, ein junges Lieb —
Da schilt nicht Eins das Andre „Dieb",
Wenn unter tiefem Athemholen
Sie lange Küsse sich gestohlen. —
Der Himmel blaut, die Lerche singt,
Wenn Eins des Andern Athem trinkt;
Die Rosen bilden Schattenlauben,
Die Liebenden dem Blick zu rauben;
Die Sonne steigt, der Tag ist warm,
Die Liebe schläft der Lieb' im Arm!
Ihr Haupt ist an sein Herz gefallen,
Der Abend weckt die Nachtigallen,
Die Nachtigall singt ihrem Lieb';
„O daß doch Lieb' auch ewig blieb'!"
Sie klagt so süß in Rosenhecken,
Sie will die Schläfer ja erwecken;
Sie sollen unterm Duft der Rosen
Die laue Frühlingsnacht verkosen:
D'rum lockt so süß die Nachtigall
Mit ihres schönsten Liedes Schall.

Im Jahresmai, im Lebensmai,
Da küssen wieder jene Zwei! —
Die Kinder sind nun Mann und Weib.
In Blüthe prangt der Liebsten Leib,
Die Rosen sind nun aufgegangen. —
Nach ihrem Busen voll Verlangen,
Nach ihrem braunen Wellenhaar,
Beugt nieder sich die Rosenschaar.
Sie gaukeln in dem Sommerwind
Um junge Gatten, leis und lind,
Und schämig birgt die junge Frau
Ihr Haupt an seiner Brust: „O schau'",
So flüstert sie, „die Rose fiel,
„Vom Zweig gelöst durch unser Spiel,
„Hier zwischen Deine, meine Brust

„Und ward zerdrückt in unsrer Lust!
„Du lieber Mann, Du guter Mann,
„Ich will in's Ohr Dir flüstern leise
„Wohl eine fremde, neue Weise:
„Wie ich nun an Dich angeschmiegt,
„Wie zwischen uns die Rose liegt,
„So mag's gescheh'n auch über's Jahr,
„Daß ich Dir bring' ein Röslein dar —
„Daß Dir am Herzen, liebster Mann,
„Ein süßes Kindlein ruhen kann!"

Und Sommer ist's im andern Jahr,
Bei Rosen steht das junge Paar!
Die Sonne scheint im hellen Lichte,
Der Wind vom Wald bringt Duft der Fichte,
In Zweigen singt die Sängerschaar. —
Die treuen Gatten steh'n umschlungen,
Vom alten Laut und Ruf umklungen.
Die junge Frau ist blaß und bleich,
Des Gatten Auge thränenreich.
Sie steh'n im Sommer unter Rosen,
Die Lippen wissen nichts von Kosen,
Sie zucken nur in wehem Schmerz:
Da drunten unter weichen Moosen
Und kalter Erd' und kleinem Stein —
Schläft still ein glücklich Kindesherz,
Gar früh entrückt dem Glück, der Pein.
Es weiß nichts von dem Lenz der Liebe,
Nichts von dem Leiden, und dem Glück,
Nichts von Erinn'rung, die ihm bliebe,
Säh's nach der Jugend einst zurück!
Es war ein Röslein, das zu frühe
Geglaubt, daß schon die Sonne glühe
Und das gewelkt, noch eh's geblüht!
O allzugläubig' Lenz-Gemüth! —
Die jungen Gatten knieen still
Und weinen auf des Kindes Grab.
„Ob noch ein Röslein blühen will?"
So rufen leise sie hinab. —
„Wir wissen's nicht, wir halten still,
„Und sagen traurig: „Wie Gott will!"

---

## Juni.

Wärme, Licht und Blumen! Menschenherz, jetzt freudig sein! Die Sonne ist so hoch gestiegen, daß du fast schattenlos dastehst zur Stunde des Mittags. Licht ohne Schatten — wie nun alles vollkommen ist! Und um Mitternacht reichen sich auf hohen Bergen der Abend und der Morgen die Hände. Juno, wie mußt du bei den Alten in Ehren gestanden sein, daß man dir den herrlichsten Monat hat geweiht! Junius Brutus, wie mußt du kühn gewesen sein, daß du dir den göttlichsten Monat des Jahres hast zugeeignet. Was ist Maien das Werden gegen Juni dem Sein?! Wir leben und jauchzen Alle. Rosen und Sonnenstrahlen, die Kinder der Erde und des Himmels vermählen sich. Aber das Wasser ist der Blume erklärter irdischer Bräutigam; als neidischer Nebenbuhler steigt es auf und verdeckt als Wolke die Sonne, daß es dunkelt. Da schleudert der Himmel zornig den Blitz, denn es darf kein Dunkeln sein zu dieser gesegneten Zeit. Die Wolken sind zerrissen und das blaue, treue Auge Gottes blickt wieder seine reiche Erde an und seine jubelnden schluchzenden Menschen und eine Stimme klingt durch die ganze Welt: Ihr seid Alle mein! —

Der Landmann baut und betet; der Landfahrer wandert und jubelt — aber auf den Wiesen schrillt die Sense, und die Blumenkelche sinken und gießen ihren funkelnden Thautropfen auf die Erde — weinend, im Sterben noch befruchtend.

Die Kirche prangt seit den Ostertagen her in stetem Jubelkleid und weiß ihrer Freude kein Ende. Im Mai schmückt sie das holde Frauenbild der Jungfrau und Mutter mit jungen Rosen und glimmenden Ampeln. Dann fährt der Herr zu den Himmeln auf. Dann schwebt der göttliche Geist zu den Menschen nieder. Dann wallt der Siegeszug des heiligsten Sakramentes über die blühenden Auen. Dann begehen die zwei größten Märtyrer Petrus und Paulus ihren glorreichen Ehrentag.

Natur und Kirche sind in ihr größtes Pathos getreten. Aber auf den Dörfern, wo sich für den Sommer die Herrschaften niedergelassen haben, spielen sich allerlei Stadtgeschichten ab; und in der Stadt, zwischen dem Sol-

daten und der Köchin vom Land tragen sich reizende Dorfgeschichten zu.

Emporwachsende Knaben streben den zwitschernden Vöglein nach. Mädchen mit fünfzehn Jahren fragen unwissende Blümlein — während die Antwort zu tiefst verborgen im Herzen keimt.

Es ist ein buntes Verwandeln und schönes Verwandeltsein — es ist der Juni, der Gottestag mit seinem warmen Herzen, mit seinem lichten Auge, mit seinen duftenden Rosen, die morgen schon in der leidenschaftlichen Gluth des Hochsommers — vernichtet sind.

---

## Bücher.

### Biblische Sterne.

Drei Idyllen von Alfred Friedmann. Hamburg. J. F. Richter.

Dieses Buch hat ein Poet in seinen weihevollsten Stunden geschrieben. Es ist eine dreifache Rose voll Farbengluth und berauschenden Duftes — sie ist emporgewachsen aus den üppigen Wildgärten der Bibel. Man behauptet, die wundersamen Gewächse dieser uralten Wildgärten wären heute vermodert oder versteinert und hätten nichts mehr gemein mit der Vegetation der Gegenwart. Anders ist's! Die Bibel beseelt noch den allergrößten Theil des heutigen Geschlechtes; der Theologe glaubt auf sie, der Poet fühlt sie — lebt sie. Milton, Geßner, Klopstock haben der Bibel Denkmale gesetzt noch in unseren späten Jahrhunderten. Und nun ist neuerdings ein Dreigestirn aufgegangen aus den Silbernebeln des Morgenlandes.

Hagar, das mit dem Kinde von ihrem Herrn verstoßene und in der Wüste verschmachtende Weib; Ruth, die ährenlesende, die den Gatten verlor und den Gatten findet; und Jephthahs Tochter, das Opferlamm, vom siegenden Vater zum Lobe des Herrn dem Tode geweiht, das sind die drei Bilder, die uns Alfred Friedmann in vollendeter Form vor Augen führt. Wie erzählt er von Hagar der Verstoßenen:

„— Fern wie ein Traum war der Baum mit der Dattel
Und das Wasser wie eine verschollene Sage!
Und die Zunge vertrocknete ihr im Munde
Und sie konnte nicht beten.
Da weinte Hagar.
Und es küßte das Kind ihr die Thräne vom Auge,
So sich netzend die Lippe,
Und es lächelte wieder."

Aber ein Quell sprudelte auf und labte Mutter und Knaben. Denselben Knaben, der in Zukunft:

„— Vermählt im Lande Egypten,
Der gewaltige Held, eines wilden Geschlechtes Stammvater,
Verwildert, verbittert, seine Hand wider Alle,
Wider ihn Aller Hand —
— — — — — — — — —
Weil einmal ein Vater den Sohn hat verstoßen,
— — — — — — — — —
Und nimmer erlischt der Streit,
Und stets ist erhoben
Gegen Abel die Hand des Kain."

So schließt die erste Dichtung. Um so freundlicher ist die Idylle von der jungen Witwe Ruth, die mit der gebrechlichen Schwiegermutter Naëmi wandert:

„Sage, was ist mir die trauliche Heimat?
Mehr als Vater und Mutter
Lieb ich die Mutter des Gatten,
Den einst du geboren
Mir zum Glück und zur Lust!"

So schön ist eine Schwiegermutter kaum jemals besungen worden. Aber den kräftigen Mann Boas, den Herrn der Felder, auf denen sie Aehren gesammelt, scheint sie nicht minder lieb zu haben; denn sie

„— baute verstohlen im schweigsamen Winkel
Dem Boas ein Lager.
Auf duftenden Garben verbreitend den Teppich,
Den ferne im Land der Egypter gewirkten,
Besprengt sie die Stätte mit Myrrhen, Cynnamen,
Und Aloë rings
Und reichet die Polster.
Sie zündet die Ampel und speist sie mit Oele

Und richtet das Wasser zum nächtlichen Trunke,
Dann schlüpft sie verstohlen zum Haus der Naëmi."

Das Geschick erfüllt sich bald; Boas wirbt um das braune Weib,

„Und im Arme des Boas lag Ruth,
Das Haupt an der Brust ihm geborgen,
Wie ein seliges Kind am Herzen des Vaters
In wonnigem Traum,
Und erwachend zu schönerer Wahrheit."

Die letzte Idylle aber, „Die Tochter Jephthahs", ist voll Blut und Fluch und Schmerz. Die Klage der von ihrem Vater zum Schlachtopfer bestimmten Jungfrau ist tief ergreifend:

„Seht, es ist Morgen und Frühling!
Der Tag bricht erst an, und das Jahr schmückt sich neu
Mit Schlüsselblumen und Veilchen; —
— — — — — — — — —
Ich bin der Morgen, der Tag,
Die Schlüsselblume, die öffnet
Dem werbenden Manne die Quellen der Seligkeit!
Ich bin das Veilchen, das duftend sich sehnt
nach der pflückenden, kosenden Hand;
Bin der leuchtende Frühling,
Der sich die langhinflatternden Locken durchwindet
Mit des Verlangens duftigem Flieder,
Mit der Rosenknospe der Liebe!
— Und ich muß dahin vor der Zeit!
Darf nicht enden den Lauf gleich dem Tag bis zum Abend,
Nicht schließen den Kreis wie das rollende Jahr,
Beladen mit goldenen Früchten des Herbstes,
Bin ein im Erblühen zertretenes Veilchen,
Eine Blüthe, gebrochen am Rand noch des Winters,
Ein Mädchen, das nie von der Liebe erkannt ward;
Ich muß dahin in die Nacht vor der Zeit,
Und sterben im Glanz meiner Jugend."

Die Gespielinnen suchen sie zu trösten, indem sie ihr die Eitelkeit dieses Lebens vorhalten, während sie selbst erzittern vor dem Donner eines Gewitters.

„Aber als siegreich die Sonne über die Berggipfel trat,
Klagten die Mädchen in Israel all' um die süßeste Freundin,
Und entgegenwallte der lachenden Sonne
Ein Wölkchen voll Duft von Narden und Myrrhen,
Das nahm in der Luft einer Jungfrau Gestalt an
Und schwebte hinauf zu den Fernen des Aethers,
Ein Brandopfer gläubiger Menschen,
Vor den Thron des alleinigen Herrn."

Mit den „biblischen Sternen" hat der Verfasser der älteren Dichtungen „Savilia", „Aus Hellas," „Merlin und Orpheus" seinen Namen als den eines echten Poeten genugsam bezeichnet.

**R.**

---

## Aus Halb-Asien.

Culturbilder aus Galizien, der Bukowina, Südrußland und Rumänien von Karl Emil Franzos. Leipzig, Duncker und Humblot. 1876. 2 Bände.

Ueber ein Buch, wie das vorliegende, die recensirende Feder anzusetzen ist schwer, denn diese Skizzen, Novellen und Novelletten, welche der Verfasser dem Publikum vorführt, bewegen sich auf einem Terrain, das Niemand so kennt, als eben nur Franzos; ein Vergleich mit anderen Erscheinungen der Literatur ist nicht möglich, denn jedes Stück, das uns hier geboten erscheint, ist einzig in seiner Art, des eigenthümlichen orientalischen Charakters wegen, der diesen Erzählungen — solche sind es zumeist — aufgeprägt erscheint. Dabei liegt ein ganz seltsamer Farbenton über diesen Bildern ausgebreitet. Der ungarische Maler Munkacsi besitzt die Eigenthümlichkeit, allen seinen Gemälden gewisse düstere, hellgraue, niederschlagend wirkende Töne zu verleihen. An diesen Maler erinnern die Culturbilder Franzos' in ihrem Tone. Sei es nun, daß die geschilderten Culturbilder genau dem Leben nachgezeichnet, sei es, daß sie idealisirt sind, als Novellist steht Franzos be-

deutend da. Man lese nur etwa die Erzählungen: „Der Aufstand von Wolowce", „Jancu der Richter", „Der lateinische Kanonier" und „Der Richter von Biala". Alle spielen, wie schon der Titel des Buches andeutet, auf demselben Boden, es sind Cabinetsstücke der Erzählungskunst, psychologische Meisterwerke im engsten Rahmen. Diese geknechteten, gemarterten Bauern zeigen uns oft eine Seelengröße, wie wir sie vergebens bei ihren Peinigern, den Herren, suchen. Barnow, das „staubige, schmutzige" Barnow, der Geburtsort des Erzählers, ist häufig der Schauplatz von Franzos' Erzählungen, mitunter aber auch nur ein armes, elendes Dorf, in dem uns nur die Kunst des Erzählers Terrain und Personen interessant machen kann. Auch dem Humor weiß dieser Rechnung zu tragen, man lese „Kossuth-Jagden", „Nur ein Ei", wenn man sich nach manchem trüben Bilde, deren wir so viele hier finden, heiter stimmen will. Ethnographische, Reise-Skizzen und dgl., wie „Von Wien nach Czernowitz", „Rumänische Frauen", „Im Hafen von Odessa" wechseln mit den erzählenden Stücken ab und zeugen von der feinen Beobachtungsgabe und von der vollen Gewalt über die Darstellung, welche ihm zu Gebote steht. Ein feingezeichnetes Literaturbild über den Russen Nikolaj Pawloff beschließt das Werk.

**Dr. Schlossar.**

---

## Aus dem Geistesleben der Thiere.

Von Dr. Ludwig Büchner. A. Hofmann, Berlin.

Der Gelehrte geht voran, der Poet folgt in ein neuentdecktes Reich der Seelen. Mensch und Thier ist eins geworden. Wem es nicht gefällt, zu sagen: die Seele des Menschen ist sterblich, der sage: die Seele des Thieres ist unsterblich. Es kommt auf eins hinaus, es ist die Weltseele und Deus est anima brutorum.

Ludwig Büchner ist in seinem Buche Gelehrter und Poet zugleich. Als Jünger der Naturwissenschaft nimmt er dem Thiere den Instinkt, als Dichter gibt er ihm die Seele; es ist ganz genau die Seele des Menschen, nur etwas kleiner. Er zeigt in dem geistigen Leben der Ameisen, der Bienen, der Wespen, der Spinnen, der Käfer u. s. w. ganz dieselben psychologischen Gesetze und Vorgänge, wie wir sie an uns selbst finden. Wer sollte das auch bestreiten wollen? Und anderseits, wer sollte es glauben, wie außerordentlich wunderbar sich das Geistesleben dieser kleinen Wesen offenbart? Wer das Thier nur par renommée kennt — und selbst unsere älteren Zoologen konnten sich einer näheren Bekanntschaft mit demselben kaum rühmen — der möge sich durch L. Büchner's Werk anregen lassen zu näheren Beobachtungen der Ameisenhaufen, Bienenkörbe, Spinnennester 2c. Allerdings, wenn das Interesse für diese lebendigen Bücher der Natur an Allgemeinheit gewinnt, so wird die Censur die Ameisenhaufen streichen, der Staatsanwalt die Bienenstöcke confisciren wollen, denn die Consequenzen dieser Studien wären Revolution und rother Communismus. Büchner legt uns eine gesellschaftliche Organisation nach dem Muster der Ameisen und Bienen nahe. Allein nach Darwin und Häckel hat der Mensch all' diese Wandlungen des Thierreiches ja längst durchgemacht — wozu wieder niedertauchen in einen Abgrund, in welchem es ihm nicht gefallen hat!

Praktisches läßt sich von den Ameisen und anderen Thieren für uns — fürcht' ich — nicht viel profitiren; trotzdem bleibt das Studium derselben unendlich interessant und lehrreich und gewährt poetischen Genuß.

---

## Verfehlte Liebe.

Roman von Hans Hopfen. (Eduard Hallberger, Stuttgart.)

Vor Kurzem trat Hans Hopfen wieder mit einer größern Erzählung in die

Oeffentlichkeit, die gewiß nicht verfehlen wird, auf die deutsche Leserwelt einen tiefen Eindruck zu machen. Der neue Roman des beliebten Schriftstellers hat ein Lebensbild aus jenem fernen slavischen Osten zum Gegenstande, wo die Cultur des Abendlandes mit der urwüchsigen Leidenschaft und Barbarei der jungen östlichen Völker sich berührt und merkwürdige sociale Verhältnisse schafft, die ein reiches, leider noch so wenig angebautes Feld für die poetische Darstellung bieten. Solch' einen dankbaren Stoff hat unser Autor, der schon in seinem Roman „Verdorben zu Paris“ ein treffliches Talent bewies, sich in den Charakter eines fremden Volkes ganz hineinzudenken, hier mit Glück bearbeitet und eine Dichtung geschaffen, welche durch die Fremdartigkeit der Scenerie und die Originalität ihrer Gestalten, durch die Spannung und die tragische Gewalt der Handlung, wie durch ihren tiefen sittlichen Gehalt volle Beachtung verdient.

---

### Herder als Vorgänger Darwins und der modernen Naturphilosophie.

Beiträge zur Geschichte der Entwicklungslehre im 18. Jahrhundert von Friedrich von Bärenbach. Verlag von Theobald Grieben, Berlin.

Obwohl der Verfasser dieser Schrift Herder in der Classiker-Trias neben Goethe und Schiller im Bunde den Dritten nennt, hält er ihn doch für keinen bedeutenden Dichter. Um so höher stellt er den Generalsuperintendenten von Weimar als Philosophen. Bärenbach sucht zu beweisen, daß Herder in seinen „Ideen zur Geschichte der Menschheit“ ein Prophet der neuen Naturphilosophie, mit den bedeutendsten Thesen Darwins und Häckels fast wörtlich übereinstimmt. Und diese Uebereinstimmung erscheint oft wirklich so frappant, daß man sich wundern muß, wie unsere Gelehrten bis heute nicht darauf gekommen sind. Wer aber hätte bei dem frommen Prediger des 18. Jahrhunderts jene Ideen gesucht, die heute das ganze Religionssystem zu stürzen drohen! Indeß redet Bärenbach in seiner Schrift, trotzdem sie sich durchaus auf den Grundlagen der Naturphilosophie erhebt, dem Deismus das Wort. Er ist nicht eben gut zu sprechen auf „jene falschen Propheten der Aufklärung, welche im Halbdunkel fortarbeiten“ und über die „nur auf dem Wege der Forschung zu erlangende Wahrheit von Stadt zu Stadt populäre Vorträge halten und feuilletonistische Werke schreiben, deren Tendenz die Zerstörung alles Traditionellen, die Ausrottung aller religiösen und philosophischen Sittenlehren, die Verbreitung einer cynisch-skeptischen Zwitterphilosophie ist; — Leute, welche viel Unheil anrichten und keimende Bildung und Wissenschaftlichkeit zerstören“.

---

### Liebesgaben.

Poesien- und Novellen-Album. Redigirt von August Naaff. Komotau, Brüder Butter.

„Ach, Gnaden auszutheilen ist so schön, und wer's vermag, der sollt' es nicht versäumen!“ sagt Robert Hamerling eben in diesem Buche, das den Nothleidenden im Erzgebirge gewidmet ist. Das Werk enthält Novellen und Gedichte bedeutender Autoren. A. Meißner, R. Hamerling, F. Stamm, O. Teuber, A. Naaff, F. Pichler, F. v. Steinwand, M. Halm, E. Franzos, A. Wouwermans u. s. w. haben Liebesgaben auf den Opfertisch gelegt, und nicht etwa Heller oder Groschen, sondern meist Spenden von bleibendem Werth. — Du glückseliges Buch! wer dich gibt, thut eine Wohlthat, wer dich nimmt, thut auch eine.

---

### Der Lehrer als Arzt.

Herausgegeben von C. W. Adler. (Wien, V. Franzensgasse Nr. 25.) Selbstverlag.

Seit einem Jahre die 4. Auflage (zu 1000 Exemplaren), das lobt mehr, als die Begutachtung des Laien. Wir ermessen nur, wie nöthig es ist, daß der Lehrer — dem zu allen Jahres-

zeiten und unter allen Umständen die Kinder über Berg und Thal zugeschickt und anvertraut werden müssen — auch auf das körperliche Wohl der Kleinen ein Auge hat. Hilfeleistung bei plötzlicher Erkrankung des Kindes ist keine Kurpfuscherei; der Arzt ist oft stundenweit entfernt, wie gut, wenn der Lehrer für den Moment Bescheid und auch jenen mechanischen Schäden zu begegnen weiß, welche beim Spielen im täglichen Verkehr der Kinder unter einander entstehen können. Obengenanntes Heft mit dem Motto: „Einfach und wahr" gibt in wenigen Blättern das Wichtigste, was hierin der Lehrer zu beobachten hat. Vierzig vorzüglich ausgeführte Holzschnitte erleichtern das Verständniß des Textes. Auch der gebildetste Lehrer und Kinderfreund wird es nicht verschmähen, solch' ein kleines Nachschlagebuch in der Tasche zu haben.

---

### Jahrbuch des österreichischen Touristen-Clubs in Wien.

Bei A. Hölder, Wien.

Dieses Buch ein altbekannter, willkommener Gast! Hoch interessant sind die Abhandlungen über die Sannthaler Alpen von Dr. J. Frischauf, und „das Gletschereigenthum", eine alpine Rechtsfrage von Dr. L. Schiestl. Diesen beiden Hauptstücken reihen sich Reiseschilderungen, landschaftliche Skizzen und verschiedene andere Aufsätze alpinen Inhaltes an. Eine genaue Buchführung der Clubangelegenheiten beschließt das umfangreiche Buch, welchem sieben Beilagen, Tafeln, Karten und Rundschauskizzen angebunden sind. Darunter besonders bemerkenswerth die „Tafeln zur Berechnung barometrischer Höhenmessungen" von Dr. J. Frischauf, und die Karte und Rundschau der Sulzbacher Alpen.

---

### Für Poeten.

Klage man nicht mehr über „unsere „prosaische Zeit". Informire man sich: Eine Dichterhalle um die andere muß erbaut werden, um die Wohnungsnoth unserer männlichen und weiblichen Lyriker zu mildern. Wir besitzen deren eine sehr ansehnliche Schaar, und selbst die mittelmäßigen darunter liefern — was die Form anbelangt — mindestens so gute Waare, als wie die lyrischen Heroen der literarischen Blüthenperioden. Nur daß die meisten noch dasselbe Stroh dreschen, aus dem ein Walter von der Vogelweide, ein Hölty, ein Arndt, ein Schiller, Goethe und Heine das letzte Körnlein längst herausgeschlagen haben. Nur wenige bauen frisches Korn, finden neue Blumen, die bisher in der poetischen Botanik unbekannt waren.

Aus solchen echten Dichtern und Schöpfern ist zum größten Theile die „Deutsche Dichterhalle", verwaltet von Ernst Eckstein, bevölkert. Wird auch die „Neue deutsche Dichterhalle" mit auserwählten Geistern erfüllt werden? Aus Herisau in der Schweiz kommt uns das Programm zu. „Wir wollen," sagt es, „ein Organ schaffen, das der deutschen Muse zur Ehre gereicht." Es verspricht die Spreu von dem Weizen zu sondern und alles Schöne, Gute, Wahre und Edle zu fördern. Alle deutschen Dichter und Schriftsteller sind eingeladen; heranstrebenden jungen Talenten wird die Hand gereicht. Abonnenten der „Neuen deutschen Dichterhalle" erhalten gratis die „Schweizerische Dichterhalle" und „Orphelia". Letztere zählt nur weibliche Mitarbeiter. Adresse: An Herrn Rudolf Fastenrath in Herisau, Schweiz.

---

### Für Literatur-Freunde.

Seit 15. Mai erscheint in Wien ein „Literaturblatt", herausgegeben von Anton Edlinger (Wien, III., Hauptstraße 18), dessen 1. Nummer mit Beiträgen von S. Heller, Ferd. Kürnberger, K. E. Franzos, Ed. Zetschke, H. Sander, A. Horawitz u. A.,

vielversprechend ist. Diese Zeitschrift, wovon alle 14 Tage eine Nummer erscheint, hat es sich zur Aufgabe gestellt, vor Allem den neuen Erscheinungen des deutschen Büchermarktes freimüthige Besprechungen zu widmen, mit Ausschließung nur jener Werke streng fachwissenschaftlichen Charakters, deren Inhalt kein allgemeineres Interesse besitzt.

Selbstständige Aufsätze, soweit sie literarische Fragen und Interessen berühren oder von solchen ausgehen, gehören ebenfalls mit in das Programm, ebenso auch Besprechungen hervorragenderer Werke fremder Literaturen.

Wir hoffen Gelegenheit zu haben, auf dieses interessante Unternehmen — das einzige seiner Art in Oesterreich — noch einmal zurückzukommen.

---

Ferner sind dem „Heimgarten" zugekommen:

**Aus Hellas.** Gesänge von Alfred Friedmann, Wien, L. Rosner.

**Savilia,** von Alfred Friedmann (2. Auflage), Wien, L. Rosner.

**Merlin. Orpheus.** Zwei Gesänge von Alfred Friedmann, Wien Rosner.

**Venus Urania.** Humoristisches Epos von Ernst Eckstein (2. Aufl.) Leipzig, J. F. Hartknoch.

**Madeleine.** Gedicht von Ernst Eckstein, Leipzig, J. F. Hartknoch.

**Die Hegelingen-Rose.** Schauspiel in 3 Aufzügen von G. Helm, Innsbruck, Wagners Verlagsbuchhandlung.

**Die richtige Pflege der neugebornen und kleinen Kinder.** Von Dr. Jos. Piringer, Graz, Vereinsbuchdruckerei.

**Die Erziehung der Jugend.** Ein Handbuch, für Eltern und Erzieher von Friedrich Ascher Berlin, F. Berggold.

**Das häusliche Leben in Frankreich.** Aus dem Englischen übersetzt von H. Scheube, Berlin, F. Berggold.

**Das Rechnen** mit ganzen und gebrochenen Zahlen. Zum gründlichen Selbstunterrichte für Jedermann, insbesondere für Lehrer, verfaßt von Ferd. Weber, Wien Karl Granser.

**Dramaturgische Blätter.** Eine Monatsschrift, herausgegeben von Otto Hammann und Wilhelm Henzen, Leipzig, Dürr'sche Buchhandlung.

**Illustrirte stenographische Gartenlaube** herausgegeben von Raim. Svihalek, Graz.

**Illustrirte Briefmarken-Zeitung.** Herausgeber Sigm. Friedl, Wien.

**Unser Vaterland** 1. und 2. Heft, Gebr. Kröner, Stuttgart.

---

# Postkarten des Heimgarten:

**Fritz Josef R.** Von Ihren uns gütig zur Verfügung gestellten Poesien drucken wir nur folgende Ballade ab:

In einander warm geschlungen,
Scherzt der Jüngling mit dem Mädchen;
Da erröthet jäh das Käthchen,
Und hat rasch sich ihm entrungen.
Ja, wohin vor ihm soll's flieh'n?
— Es flieht — zu ihm.

**R. J. W. in R.** Lassen Sie sich deshalb kein graues Haar wachsen, sonst meint der Mann, er hätte Recht. „O du Mensch!" sagt ein Esel zum andern, wenn er schimpfen will. Bedenken Sie's!

**Minus** —. Liebesgedichte sollte man gar nicht drucken; unechte sind zu schlecht für die Oeffentlichkeit, und echte — zu gut.

**L. H. Graz.** Herzlichen Dank für Ihre Zeilen; aber das warm empfundene Gedicht veröffentlichen wir doch nicht.

**Natur?** Sie erlaubten uns, in der Beurtheilung Ihrer Gedichte grausam zu sein. Ach, hätten Sie uns lieber erlaubt, dieselben entzückend zu finden.

**R. J. E. Kl. Wien.** Junge Leute dürfen gar nichts „ödweilig" finden. Der Ausdruck kann immerhin treffend sein als Bezeichnung einer Zeit, die zwecklos und lebensleer ist. — „Maien". Wir Poeten haben die Gewohnheit, nicht an den Tod glauben zu wollen, so nahe es uns auch manchmal an's Leben geht. Halten Sie uns diese Begriffsverwirrung nicht für ungut.

**C. h.** „Ich habe kein Versmaß studirt und verfertige Gedichte zum Zeitvertreib," — mit diesem Ihrem eigenen Geständnisse haben Sie Ihre Verse schrecklich wahr verurtheilt.

**×× in B......** Sie pessimisteln etwas stark.

**An unsere Mitarbeiter:** Vom 1. Juni bis auf Weiteres bitten wir Sendungen an die Redaction des „Heimgarten" nach Krieglach, Südbahn, Steiermark, adressiren zu wollen.

Druck von Leykam-Josefsthal in Graz. — Für die Redaction verantwortlich P. K. Rosegger.

Heft 10. Juli 1877. I. Jahrg.

# Sehet, ein Mensch!

Erzählung von Anton Schlossar.

Ich stand in der Galerie. Ein Bild von wundersamer Pracht hielt mich gefesselt. Um mich herum streiften die andern Galeriebesucher mit ihren Katalogen und rothen Büchern und eilten unruhig von einem Orte zum andern und besahen dies Bild flüchtig und jenes länger, je nachdem sich in ihrem Buche ein Sternchen dabei befand oder nicht.

Das Gemälde vor mir entstammte dem Pinsel eines unbekannten Meisters und doch machte es einen immer tieferen Eindruck auf mich, je länger ich es betrachtete. Im Vordergrund stand ein Mönch; der Ausdruck von Entschlossenheit und wieder von tiefem Gefühl und der Blick voll Entsagung waren so wunderbar in seinem edlen männlichen Gesichte vereinigt, eine trübe, herzerschütternde Lebensgeschichte lag in diesen Zügen. Und an ihn schmiegte sich eine liebliche Frauengestalt, ein Engelskopf auf dem schönsten Leibe, in den Gliedern das herrlichste Ebenmaß; ein blaues Sammtjäckchen hob die schöne Büste um so prächtiger hervor, es war offen und auf der einen Seite etwas herabgesunken und das silberne Mondlicht sog lüstern an der runden weißen Schulter und ließ sie leuchten durch die dunkle Nacht.

Ja, diese Nacht! Ernst und still blickte sie von draußen herein durch die hohen Bogenarkaden, sie blickte herein und das Meer lag ruhig, die Sterne schimmerten und der Mond spiegelte sich groß und voll im Wasser. Der Mönch und das holde Frauenbild aber standen da in dem luftigen, hohen Gemache, sie blickten einander an wie in heißer Liebe und des Mönches Auge schien doch fast drohend, wenn man es länger betrachtete, die Lampe, welche im Hintergrunde des Gemaches von der Decke herabhing, beleuchtete ihn seltsam und vorne auf der rechten Seite bestrahlte das Licht des Vollmonds grell die Steinfliesen und die anmuthige Mädchengestalt.

Das Bild war ein Meisterwerk. Daß fast jeder der Anwesenden vorüberging und es nicht beachtete! Es mag wohl in den Katalogen mit keinem Sternchen bezeichnet gewesen sein, Gott weiß, aus welchem Grunde. Vielleicht weil der Name des Künstlers unbekannt war und die Verfasser und Ordner der Kataloge sich eine Blöße zu geben fürchteten, wenn sie eines so wunderbaren Bildes Meister nicht kannten.

Und als ich ganz nahe vor den großen Goldrahmen trat, da machte ich die Bemerkung, daß dieses Bild in einer eigenthümlichen Manier gemalt war, in jener Manier, welche die dunkeln Töne durch pastöses Auflegen gesättigter Farben hervorzubringen sucht, die jedes Licht durch einen dick aufgelegten Strich oder Punkt markirt und so im Sinne unserer Künstler mehr eine bunte Mosaikarbeit schafft, denn ein Gemälde. Die Lippen des holden Frauenmundes waren, genau betrachtet, karminroth aufgesetzte Farbenkleckse, die Augen waren starr, wie hervorgequollen und der zarte Sammt bestand auch aus dick aufgelegter Farbe mit unförmigen dunkelblauen Strichen und dies sah keinem Stoffe unähnlicher, als dem feinen Seidensammt; das Antlitz des Mönches erschien fast braun und glich beinahe einem Todtenkopfe mit einem Barte, das faltenreiche Gewand von ihm hatte langgezogene Flecken, diese bildeten die Falten, kurz, das Ganze erschien roh und ungefügig.

Da trat ich aber rasch zurück und das Gemälde war in seiner Einheit und Schönheit wieder hergestellt.

Ich hatte später Gelegenheit, den Director der Akademie zu sprechen und befrug ihn über das eigenthümliche Bild und dessen Maler. Der Kunstgelehrte kam meinem Wunsche bereitwillig nach, er erzählte mir, da er bemerkte, daß ich dafür großes Interesse hegte, die seltsame Geschichte eines Lebens, aus dem beide Gestalten gegriffen waren. Die nachfolgenden Zeilen versuchen diese Geschichte wiederzugeben. Helle Lichter und tiefe Schatten bietet das Leben genug, selten aber so grell und auffallend, wie hier.

## In der Klosterzelle.

Es ist ein Sommertag und wie ahnungsvolle Schwüle liegt es auf den Bäumen und Blüthen im Klostergarten und nur ein einzelner Schmetterling, ein dunkler, weißgeränderter Trauermantel flattert langsam von Blume zu Blume und schaukelt sich träge hier auf der feuerrothen gewürzig duftenden Nelke und hier wieder auf der Jasminblüthe, welche da an ihrer Ranke den Kelch senkt vor der glühenden Hitze des Mittags.

In den zwei mächtigen Birnbäumen, die ihre Zweige den Mauern des Klosters entgegenstrecken, ist es still, die fröhlichen Sänger, welche des Morgens und des Abends in dem grünen Laubwerk zwitschern und jubiliren, sie schweigen jetzt alle und nur das Summen der Bienen dringt durch die Mittagsgluth zum horchenden Ohre.

Mächtig und ernst steht es hier, das alte Klostergebäude, es spürt der Sonne Gluthstrahl nicht mehr, denn dieselbe Sonne hat es schon durch fünf Jahrhunderte beschienen, es sind ihm schon viel heißere Tage aufgegangen, aber es ist fest und ernst geblieben, denn seine Mauern sind stark und dick — und hinter diesen Mauern ist es kühl, so kühl beinahe wie im Grabe.

Treten wir ein durch die hohe Thür mit den dunkeln Eichenholzflügeln; vor uns liegt ein langer dämmeriger Gang und gleich da vorn an der Wand hängt ein dornengekrönter Christus am Kreuze. Das Kreuz ist schwarz und schwer von Arabesken und Schnitzwerk und das blutige Heilandsbild senkt das milde Antlitz so schmerzvoll hernieder und

doch so liebreich, als wollte es dich willkommen heißen hier in seinem Reiche. Und rechts und links in dem Corridore blicken von oben in schwarzbraunen Rahmen die Prioren des Klosters hernieder, eine lange Reihe, wie Ahnenbilder und manche Jahrhunderte alt, es sind meist finstere Gesichter mit asketischen Zügen; mit den dunkeln Augen schauen sie den Vorübergehenden stechend an, wie Basilisken, als wollten sie ihm das Herz durchbohren. Alle tragen das Ordensgewand und das oft düstere Antlitz gemahnt an dunkle Wolken und trübe Nebel. Dennoch macht einer und der andere dieser Klosterbeherrscher einen freundlicheren Eindruck. So hier diese edle, jugendliche Gestalt, den kühnen Blick geradeaus fest vor sich hin gerichtet, das Kruzifix in der Hand, es könnte ein Schwert sein und der dunkle Ordenshabit eine Rüstung, so stolz und ritterlich steht der Mann da, — dort wieder das milde Greisenantlitz mit dem weißen herabwallenden Barte und den hellen blauen Augen, die das Alter nicht getrübt hat und die freundlich heruntersehen, als wollte er zunicken dem vorüberwandelnden Ordensbruder. Und wie lange sind sie schon todt, sie alle, deren Bilder an der bleichen Wand hier hängen! Die Seele schaudert vor der großen Zahl von Jahren, die in diesem Gange vorübergegangen, in den dunklen Rahmen zurückgelassen haben ihre Spuren: die Schemen der Menschen, welche selbst hier gewaltet und gewirkt.

Da macht der Gang eine Wendung, wir stehen an der Ecke, wo eine breite Steintreppe emporführt. Auf dem Treppenabsatze brennt vor der lebensgroßen Gottesmutter eine ewige Lampe und das Licht in der purpurrothen Glasschale flackert auf und sinkt in sich zusammen zum kleinen leuchtenden Pünktchen. Die Treppe führt wieder in einen hohen, aber luftigeren Gang, auf der rechten Seite ist die Reihe der großen Heiligenbilder, welche da die Wand bedecken, unterbrochen von niedrigen braunen Thüren und über jeder Thür hängt ein Täfelchen mit einem lateinischen Namen. Das sind die Eingänge zu den Wohnungen jener Männer, die hier ein Menschenleben zubringen, die Sorgen und Leiden in der Welt draußen zurückgelassen haben und hier weilen wollen, im Vergessen ihrer selbst. Durch die hohen, spitzen Fenster auf der linken Seite des Ganges scheint die helle Julisonne herein und brennt auf den Quadersteinen des Fußbodens. Die Augen der Heiligen schauen wie erstaunt in den leuchtenden Sonnenschein und ihre trüben, gelblichen Gesichter sind wie erschrocken vor der Schönheit des Sommertages und des pulsirenden Lebens, das der Strahl der Sonne hereinträgt.

So wohnen hier die lebendigen Todten. Jede von diesen braunen Thüren führt in eine eigene Welt, die sich ein Mensch geschaffen und er fühlt sich darin ebenso ruhig und vielleicht noch viel stiller und behaglicher wie nur irgend einer fern draußen in der unendlichen Gottesweite. Alles haben sie zurückgelassen, die hier hausen: den Namen und die Ehre, die Schätze und vielleicht auch Menschen, die ihren Namen führen und die ihnen blutsverwandt sind, nur eine Seele haben sie mitgebracht, die sie dem Gotte weihen, und einen Glauben, einen festen, starken Glauben, in dem sie einstens selig zu werden hoffen.

Ueber einer der Thüren hier hängt das Täfelchen mit der einfachen Aufschrift „P. Ludovicus“. Und in dem Gemache, in welches diese Thür führt, sitzt ein Mann an dem hohen Fensterbogen. Das dunkle Gewand umhüllt seinen Körper, sein edles Haupt hat die Tonsur nicht entstellen können, das jugendliche Antlitz ist bleich, aber ein tiefdunkles Augenpaar blitzt unter den buschigen Brauen hervor und verräth Kraft und Energie des Geistes.

Mitunter umspielt seinen scharfgeschnittenen Mund ein seltsames Zucken, wie das Leuchten eines fernen Gewitters; wie der Blitz eines Schmerzes, der aus dem Innern nicht hervorbrechen darf.

Instrumente für den Forscher nach den Geheimnissen der Natur befinden sich auf dem Eichentische in der Mitte des Gemaches. Neben dem Fenster ragt ein mächtiges Rohr auf glänzendem Messinggestell gegen den Himmel. Dicke Leder- und Pergamentbände stehen und liegen umher und die alten Namen großer Forscher, berühmter Kirchenväter und heiliger Scribenten sind auf den Rücken dieser Bücher geschrieben, das sind die Werke, welche erhabene Geister vor Jahrhunderten ersonnen und aufgezeichnet und die den einsamen Mönch in der Zelle hier beleben und stärken mit dem Geiste der Wissenschaft, zu der sie die Bausteine zusammen getragen.

Darüber hin blickt ein Ecce-homo-Bild voll Blut und Wunden — der allmächtige Gott im Leiden dieser Welt — ein Symbol der Entsagung.

Stille herrscht rings im Gemache, man hört nur das Tiktak der Uhr, auf deren Zifferblatt der Weiser langsam aber unaufhaltsam vorrückt von Minute zu Minute; und nach jeder Viertelstunde, die verflossen, erscheint über diesem Zifferblatt die Gestalt eines Todtengerippes und schlägt mit der Sense auf die tönende Glocke, deren schrille Klänge den Raum durchzittern. — Aber der Mönch am Fenster hört nicht die klingenden Glockenschläge, er wendet eines der gelben Pergamentblätter nach dem andern um, vertieft in die Chronik des Klosters, welche er da auf den Knien hat und die ihm erzählt von dem Sinnen und Treiben längst in Staub zerfallener Brüder, die ihm berichtet von Kämpfen, welche die Stille des Klosters durchtobt, wo der Feind nah war und die Mönche aufgeschreckt wurden aus der Stille.

Bunte Buchstaben stehen am Anfange der von Chronisten so sauber geschriebenen Kapitel, eine Hand, die wohl längst in der Gruft unten verwest ist, hat dieses zarte Roth und Blau, dieses prächtige Gold und Silber auf das Pergament gemalt und die tausend Arabesken und die Zierrathen und sonderbaren Verschnörkelungen haben manche Stunde Arbeit gekostet mit Pinsel und Schreibrohr und sie erzählen von des Schreibers Geduld vor den vielen Hunderten von Jahren.

Aber je weiter die Chronik in der Zeit fortschreitet, desto mehr verschwinden die zierlichen Initialbuchstaben, die Schnörkel und Minuskeln, desto geschmeidiger jedoch wird die Schrift und desto deutlicher.

Da blickt plötzlich der lesende Mönch auf ein Blatt, starrt es an und liest wieder und noch einmal die Worte der Chronik und wie träumend legt er die Hand auf die Stirn. Unter den vielen seltsamen Ereignissen, von denen die alten Pergamentblätter berichten, mag dieses wohl eins der seltsamsten sein.

Dies Blatt aber erzählt:

Anno Domini eintausendfünfhundert und zwanzig war der dreiundzwanzigste Novembris ein grauer, nebliger Tag. Es hat geschneit und eine rauhe Luft ist über die Felder und den Schnee gestrichen und die Straße vor unserm Kloster war gar nicht zu erschauen vor Schnee, so dieselbe bedeckt hat. Haben viel Angst ausgestanden wir alle, nicht unsretwegen, aber der Menschen wegen, die etwan jetzt im Freien gewesen, denen ginge es nimmer gut. Es begab sich aber, daß plötzlich der Pförtner von unten einen Gast gemeldet. War in einen dunklen Mantel gehüllt und bat uns um Gottes willen ihn aufzunehmen und zu behalten im Orden, nannte sich Ferdinandus und ist auch richtig dann eingetreten in den Orden. Nachdem er das Novitiatum über-

dauert, ist er auch ein frommer Bruder geworden und männiglich im Convent hat ihn geehret und geliebt.

Er hat den Namen Francisci erhalten, aber viel geweint und gebetet. Und eine sonderbare Zuneigung hat er gefaßt gehabt zur Wissenschaft Astronomiæ, so sich mit denen Sternen und Himmelslichtern beschäftiget und verstund P. Franciscus gar subtile Berechnungen und sahe offt Abends nach dem Himmel hinauf, hat auch viele Stunden lang gezählt und gerechnet. Sothane Wissenschaft Astronomiæ hat er also immer gehegt in der Zelle, so er nicht gebetet. Hat, nachdem er für ewige Zeiten professionem fidei abgeleget, fünf Jahre zwischen diesen Mauern gelebt, dieweil es anders kommen, als wir einfältigen Menschenkinder geglaubet.

Ist eines Tages ein jung Bürschlein gekommen, mit zartem Gesichtlein und leuchtenden Augen und hat berichtet, es sei weit her aus Italia und hat gefragt nach dem P. Franciscus und inniglich gebeten es über Nacht zu behalten, denn sein Weg sei weit gewesen und gar ermüdet vom Wandern seien seine Glieder. — Ich, Prior Eusebius habe es selbst aufgenommen und ihm ein Stüblein angewiesen, so leer war im Kloster.

Aber am andern Morgen ist das Bürschlein nicht mehr da gewesen und alle Brüder haben gestaunt, denn auch P. Franciscus ist nicht zu finden gewesen. In seiner Zelle aber ist das Gitter von dem Fenster zerbrochen worden und war es nun deutlich zu vermerken, daß er sich dort an einem Seile herabgelassen hat und entflohen ist aus dem Kloster, das ihm 6 Jahre ein Asylum geboten und wo er nach denen Regulis des Ordens sein Leben hätte beschließen sollen. Waren wir alle darob sehr betrübt.

Nur ein Pergamentstreiflein hat er zurückgelassen und mit Tinte darauf die Worte aufgeschrieben:

Amavit et Hominem esse sensuit!

Wußte keiner von den Brüdern, was er davon denken sollte — mich aber hat es gar sonderlich betrübet.

Und siehe, ist an einem schönen Herbsttage Anni domini eintausendfünfhundertundsechsundneunzig ein zierlich Brieflein von einem Boten gebracht worden, mit feinem rothen Wachs gesiegelt, war weit her, aus dem Frankenreiche, schon beinahe von der Grenze an Welschland, und ist bemeldetes Brieflein fünfundfünfzig Tage auf dem Wege gewesen. Habe es aber mit großer Verwunderung gelesen. Denn es ist eine lange Geschichte darin gestanden von dem gar gelehrten jungen Manne Ferdinandus — ein anderer Name war nicht genennet — dessen Geist aber trüb gewesen und der schließlich vermeinet, nur im Kloster könne er leben und glücklich sein, der dann eingetreten in den Orden und professionem fidei abgelegt und den Namen P. Francisci angenommen, die Wissenschaft Astronomiæ aber dabei sonderlich betrieben. Dieweil vor dem Fenster der Zelle P. Francisci gar oft vorübergekommen ein jung Mägdlein, das Töchterlein des Grafen Lothar von Rabeneck, von der Burg, so westwärts eine Meile vom Kloster entfernt, auf dem Felsen erbaut steht, ist dieser in Liebe entbrannt zu dem Mägdlein, das er durch's Fenstergitter also gesehen, und das ihn denn auch erblicket im Klostergarten, wo er, wenn die Brüder abwesend gewesen, auf die Mauer gestiegen und mit dem Mägdlein geplaudert und ihm Liebesworte zugeflüstert habe. Und des Rabeneck's Töchterlein hat eines Morgens männliche Kleider angelegt und ist unerkennet in's Kloster gekommen, und hat den P. Franciscus bewogen, das Fenstergitter zu zerbrechen und die Brüder zu verlassen.

Dieser selbe Brief aber ist von dem Fräulein Bertha von Rabeneck geschrieben gewesen „und von demselben Tage“ — ist am Ende gestanden — „von demselben Tage, an welchem ich diese Zei-

len niederschreibe, weil mein lieber Bräutigam dies von mir gebeten, über eine Woche später werde ich ihm angetrauet als sein eheliches Gemahl. Seinen Namen zu erfahren, deß gebt euch keine Mühe. Mein vielgeliebter Vater ist auch bei uns und kehrt nicht mehr zurück in seine Burg. Wir alle ziehen nach Welschland und werden wohl nie wieder zurückkehren in die kalten deutschen-Gaue". — — —

Der Mönch hat diese Zeilen mehrmals gelesen, er hebt jetzt das edle Haupt empor und eine tiefe Erregung prägt sich aus in seinem Gesichte; er greift wieder und wieder an seine fiebernde Stirne, in der es hämmert und pocht, und murmelt dumpf vor sich hin: „Er hieß Franziskus und lebte vor mehr als hundert Jahren, und doch ist es die Geschichte meines Lebens. Hat auch kein Weib bei mir die Hand im Spiele, so ist es doch auch die Unruhe meiner Seele, welche mich in euren Schatten geführt, ihr kühlen Klostermauern. Auch mich hat jene brennende Sehnsucht am Zügel gelenkt. Die Sehnsucht? Wonach? Mein Geist hat das nie ergründen können, bis zu jenem Momente, wo ich den Prior gesprochen, wo er mir die Ruhe geschildert, die das Menschenleben hier deckt, wie ein tiefer undurchdringlicher Schleier. Und da fiel es mir wie ein Blitzstrahl in die Seele. Was das Kind des Reichen nicht hatte, das sollte dem armen Mönche werden: der Friede. Der Friede?" murmelt er wieder vor sich und schüttelt das Haupt, „der ist aber noch nicht eingekehrt in diese Brust! Glücklicher Franziskus, es war ein anderes Leben damals. Man hat das Glück noch finden und sich erringen können. Und du hast dir's errungen. Aber nicht hier, — nicht hier." Sein Blick streift die Instrumente und das Rohr am Fenster und ein bitteres Lächeln umspielt seine Lippen.

„Wir haben Vieles gemein, du lang gestorbener Bruder Franziskus; die Himmelskunde, die Wissenschaft stand dir damals tröstend zur Seite und auch mir bleibt sie der letzte Halt, an den sich die Seele klammert, das, was ich in diesen Mauern zu finden geglaubt, ist mir nicht geworden und jetzt bin ich an sie gefesselt. Aber wenn ich auch hinaus könnte, in die Welt? Welche Freude blüht mir darin und welches Glück? Keines, keines!" Wie dumpfer Todtenglockenton hallen ihm die letzten Worte durch das Haupt, das er niedersenkt und eine Thräne fällt auf den Pergamentband auf seinen Knien. Er rafft sich auf und legt das Buch geöffnet auf den Tisch vor sich.

Am Fenster aber macht jetzt ein leichter Luftzug die Scheiben erklingen und die Zweige des großen Birnbaumes daran gerathen in schwankende Bewegung, und die Blätter zittern und säuseln, und es ist, wie wenn ein unsichtbarer Engel durch die Aeste schwebe und sie mit seinen Flügeln leicht berühre und segne. Der Mönch blickt hinaus in den blühenden Garten und in den herrlichen Sommer, der auf Blumen und Blüthen ausgebreitet liegt, der über dem ganzen weiten Lande liegt, nur nicht in dieser Menschenbrust, in der es winterlich ist und öde.

Da öffnet sich die Thür, eine andere Mönchsgestalt tritt herein, eine Gestalt, groß und hager, mit tiefliegenden aber milde blickenden Augen. Askese hat dies Antlitz bleich und mager gemacht, um den Mund aber spielt Freundlichkeit und Wohlwollen. Es ist der Prior.

Unbemerkt von dem trübe in den Sommertag Hinstierenden tritt er an's Fenster und legt die Hand auf seine Schulter. Der schreckt empor, blickt auf und erhebt sich von seinem Sitz.

„Bleib' nur sitzen, Ludovicus", spricht der Prior mit sanfter Stimme. „Aber Du bist wieder trüb und traurig, bei Dir ist die Ruhe noch nicht eingekehrt, die in jedem der Brüder hier wohnt. Wo weilt Dein Sinnen und

Denken?“ Und er blickt ihm prüfend in's Auge, das jener niederschlägt.

„Ruhe“, antwortet er, „es ist ein großes Wort, das Ihr da aussprecht, Prior, es ist ein Wort, das eine unendliche Welt umfaßt. Und wißt Ihr, welche Welt dies ist?“ und seine Stimme sinkt zum leisen Flüstern herab und er lächelt wie verloren: „Das ist die Welt der Todten. Die Lebenden haben sie mir nicht zu geben vermocht. Die Wissenschaft läßt mich mein unruhiges, trübes Leben auf Stunden vergessen, aber auch diese Klostermauern haben mir das nicht geboten, was ich erwartet. Verzeiht, Prior, und zürnt mir nicht, daß ich es sage, aber Ihr seid der Einzige, zu dem ich Vertrauen habe, es lebt ja keine Seele, die mit mir fühlt und mit mir das leidet, was ich leide.“

Der Prior blickt den Mönch traurig an. „Ludovicus,“ spricht er hierauf, „Mancher schon war verzweifelt und der Friede ist hier in seine Brust wieder eingekehrt, er hat sein Leben und die Trübsal draußen vergessen und ist hier gestorben in der Glückseligkeit, sein Fühlen und Denken Gott geweiht zu haben. Dich drückt eine tiefe Trauer. Zwei Jahre sind es gerade morgen, seitdem Du hier im Kloster das Gelübde abgelegt; es ist Dir Alles geraubt worden, was Du in der Welt draußen lieb gehabt, Vater und Mutter sind Dir in einem Monate durch den Tod entrissen worden und der tiefe Schmerz hat Deinen Geist zerrüttet. Aber, Ludovicus, Du hast einen großen Namen — den Namen eines gräflichen Geschlechtes — und Du hast große Glücksgüter Gott geopfert und die Zufriedenheit hier gesucht. Glaube mir's, Gott weiß solch' ein Opfer zu schätzen, es wird der Friede wieder in Dein Herz einkehren und diese Mauern werden es sein, die ihn Dir geben. Ich kenne Dich, seitdem Du ein kleiner Knabe warst, ich fand Dein Gemüth immer zur Schwermuth geneigt, was Wunder, daß es des Lebens harte Schläge noch düsterer und trüber gestimmt haben. Aber raffe Dich empor und Du wirst hier glücklich sein, so glücklich wie Deine Brüder.“

Leise wie er gekommen, geht der Prior hinaus und Ludovicus ist wieder allein. „Er ist ein guter, alter Mann“, spricht er zu sich, „aber in meine Brust kann er nicht hineinblicken“, und wieder schweift sein Sinn zu jenem Franziskus, von dem die alte Chronik erzählt; auch er hatte ja sein Glück und seine Ruhe hier gesucht. „Er hat aber, was er gesucht, nicht gefunden“, murmelt Ludovicus sinnend vor sich hin; „seltsam, sein Gelübde hat er dann gebrochen, war von da an wohl glücklich und zufrieden — in den Armen eines Weibes.“

Und wie der Mönch so sinnt und denkt, schwebt es vor seinem Geiste empor, wie lichtes Himmelsgewölk und er sieht ein holdes Antlitz daraus hervorleuchten, eine edle weibliche Gestalt erhebt sich immer höher und höher und winkt ihn zu sich mit ihren weißen Armen. Ihre dunklen Locken fallen über schneeige Schultern und das Auge blickt ihm entgegen in Lebenslust; er streckt, wie abwehrend die Hand aus, aber es ist ihm eine Secunde, als fehlte ihm nichts mehr auf Erden, wenn er sich in die weißen Arme stürzen könnte und dann in der Wolke versinken. — — — Aber das ist nur eine Secunde lang, dann fällt das Auge wieder auf das düstere Ecce-homo-Bild.

In dem Momente ertönt das Glöcklein, welches die Brüder zum Gebete zusammenruft.

(Fortsetzung folgt.)

# Herzenssünden.

Skizze in Versen von **Ada Christen.**

Ein Stern ... ein Lichtstrahl ... oder, tödtend,
Ein jäher wilder Blitz sogar ...
Nur nicht erkennen schamerröthend,
Daß es ein fahles ... Irrlicht war.

**Mila Laml.**

I.

**Er denkt.**

Ich werde sie nicht los, die alte Weise,
Ich muß sie summen schon seit langen Stunden,
Als hätt' ich ein vergeß'nes Lied gefunden
So schmeichelt ... bittet ... lockt es immer leise.

Welch' reiches Fest das war! wie schön die Frauen,
Und doch nur Puppen gleichend, seelenlosen,
Die man geschmückt mit duftig-frischen Rosen,
Zuweilen packte mich ein fröstelnd Grauen.

Stets diese Nacken, diese künstlich-weißen,
Und stets dieselben gutgeschulten Augen;
Ich weiß, was all' die Marionetten taugen,
Wenn jene Drähte, die sie führen, reißen ...

II.

Manchmal ist mir, als ob in's Ohr mir raune
Den Liedertext die sonderbare Schöne,
Die Worte hör' ich dann, die dunklen Töne,
Die sie mir sang in rasch erwachter Laune.

Ja, jedes Wort war nur für mich gesungen,
Mir flammten ihrer Augen mächt'ge Sonnen,
Mich lockten all' die gleißenden Dämonen,
Die aus dem Liederkuß sich aufgerungen.

III.

**Lied.**

Alte Träume, alte Leiden
Hörst in meinem Lied Du sprießen,
Alte Thränen hörst Du fließen,
Wie einstmals bei unsrem Scheiden.

Trübe Tage wir verbüßten,
Höre nun die Liebe flüstern:
Nimmer sollst Du, schmerzeslüstern,
Lippen grollen, die Dich küßten.

IV.

**Er spricht.**

Du rufest mich? Nun sag', was soll ich hier?
Die Affen sehen und die Papageien?
Und die Gemächer voll von Spielereien?
Dich singen hören? Sag', was bin ich Dir?

Und selber Du? Was könntest Du mir sein?
Ich glaube nur an Deine schöne Hülle,
An Deiner Locken goldigrothe Fülle,
Ich weiß, Du nennest keine Seele Dein.

Nicht schüttle stumm die Rosen aus dem Haar,
Und horche auf: Es taugen nur zusammen
Verrauschte Fluthen und verwehte Flammen
Und öde Herzen, alles Glaubens bar.

**Sie denkt.**

Es erlischt
Jeder Schmerz,
Jedes Leid
Ist hinweggewischt,
Der Erde Gewühl,
Die Welt versinkt,
In Einem Gefühl
Der Seligkeit ...
Jeder Blick, er trinkt
Die rauschende Zeit,
Wenn Auge und Herz
An dem Zeiger hängt,

Und alles Leben
Zusammendrängt,
In den Einen
Einzigen Gedanken:
Er kommt!
Bald ist er da! . . .

---

## V.

### Er denkt.

Du wag'st es dennoch! . . . Ist der Pact geschlossen?
Ich lasse keinen grimmen Eid Dich schwören;
Das alte Lied nur will ich manchmal hören,
Und Deine kümmerlichen Weiberglossen.

Will hören, was Dir Welt und Menschen galten,
Will sehen, wie in guterfund'nen Zügen
Als Wahrheit wiederspiegeln sich die Lügen,
Die Dein Gehirnlein rasch weiß zu gestalten.

Sei ganz Du selbst, nicht Täuschung, Herzenssünden,
Vermögen mich sobald von Dir zu trennen,
Vielleicht lehr'st Du mich Weiberart erkennen,
Die Keiner noch vermochte zu ergründen.

---

## VI.

Ich bin ein Thor . . . denn einer Thörin Mund,
— Die schier zu schwach zum Guten wie zum Bösen —
Soll mir ein ewig wirres Räthsel lösen.
Was that sie mir seit langen Monden kund?

Nicht einen einzig neuen Zug der Frau,
Nichts konnte ich aus ihren Thränen lesen,
Aus ihrem Lachen, ihrem Flimmerwesen,
Das sich oft abdämpft bis zum trübsten Grau.

---

## VII.

Wenn ich doch wüßte, warum ängstlich-fest,
Oft ihre Hände meinen Arm umklammern,
Und nur die Augen schüchtern zu mir jammern
Ein flehend Wort, das schwer sich deuten läßt.

Seltsames Weib, das scheu und ungeliebt
Gedankenlos hin durch die Welt geschritten
Und unbewußt jedwedes Leid erlitten,
Das die Verlassenheit dem Weibe gibt . . .

---

## VIII.

Ein Blättchen gab sie mir mit scheuer Hast,
Als Antwort auf die wohlerwog'ne Frage:
Ob Langeweile sie nicht längst schon plage,
Ob ich ihr nicht ein unwillkommner Gast.

Sie schüttelt mit der Feder fort die Last,
Und wimmert wohl um die vergang'nen Tage,
Ich weiß, es endet tragisch mit der Klage:
„Das Leben ist mir bitterlich verhaßt!"

---

## IX.

### Sie schreibt.

Alte Träume, alte Leiden
Hör'st im meinem Lied Du sprießen,
Alte Thränen hör'st Du fließen —
Laß uns nimmer, nimmer scheiden!

---

## X.

### Er denkt.

Warum Dich lieben? Gleichest Du nicht Allen?
Und wär'st Du anders, was gewänn' ich dann?
Ein Glück, das meine Hand erfassen kann,
In meiner Hand zerbrechen kann, zerfallen.

Das ist vorbei . . . doch wenn ich suchend drücke
Das Fühlhorn meines Geist's in Dein Gehirn,
Dünkt mir, daß hinter Deiner hohen Stirn
Ein Etwas liegt . . . das einst gefehlt dem Glücke.

---

## XI.

All' die Gedanken, weil voll Uebermuth
Sie mich in einer tollen Stunde rief,
Weil sie nun selber sich vergarnt so tief,
Weil sie von Liebe spricht mit schäm'ger Gluth?

Weil sie verwirrt und ungeschickt mir schreibt,
Und weil ihr bleiches Angesicht verblüht,
Das ernste Aug' in Leidenschaft verglüht?
Das ist nicht gut . . . Ist das vorbei, was bleibt?

Was bleibt am Weib Erträgliches mir noch,
Wenn er verschwand, der sanfte Schönheitsglanz,
Und über all' den Herzensfirlefanz
Der erste graue Herbstesnebel kroch? . .

---

**Er schreibt.**

Wir müssen auseinander, Kind,
Mich drängt es in die Fluth hinaus,
Still, wie Dein Wesen, war Dein Haus,
Ich sehne mich nach Sturm und Wind.

Bekränze neu Dein Flammenhaar,
Sing' einem Anderen Dein Lied;
Der heute ruhig von Dir schied,
Ging wie er kam, der Liebe bar.

---

XIII.

**Sie schreibt.**

Oh, mit Entsetzen schau' ich jetzt, wohin
Mein thöricht Herz sich ließ allmälig zwingen,
Wie alle Demuth, alles Leiden, Ringen
Nicht wenden konnte Deinen kalten Sinn.

Da heute liebelos Du mir gesteh'st:
Daß Dir im Gleichmaß sei die Zeit verronnen,
Daß Du verloren nichts und nichts gewonnen . . .
Und wie hinweg von einem Leichnam geh'st,

Von einer Todten, wo Dein Geist nur sann,
Ob Herz, ob Hirn der Sitz war ihrer Seele,
Sie meidend, daß kein Wehlaut Dir erzähle
Was am lebend'gen Wesen Du gethan . . .

---

XIV.

**Aus ihrem Tagebuche.**

„For thou hast been
As one, insuffering all, that suffers nothing."
Hamlet.

Seit Du mich verlassen,
Ersticke ich schier
In meinen Gemächern.

Wo Alles mich mahnt
An das Vergang'ne,
Und Deine Gestalt,

Wohin ich nur blicke,
Entgegen mir tritt,
Und wo Alles spricht

Mit einer Stimme,
So wohl mir bekannt,
In einer Sprache,

Die Niemand versteht
Als meine Seele . . .
Wo für mich noch weht

Der Hauch Deines Athems,
Wo für mich noch schwebt
Der Duft Deiner Locken,

Wo für mich noch lebt
Im Ticken der Uhren
Ein ruhiger Pulsschlag

Der schlanken Hände,
Die auf meinem Haupt
Nur flüchtig lagen,

Oh flüchtig und kühl,
Als Du mich verlassen
Für alle Zeit! . . .

---

XV.

Wüßt' ich nur einmal
Dich noch zu finden,
So wie Du gewesen
Als ich Dich sah
Am ersten Tage . . .
Ich würde gehen
Dornige Wege
Mit nackten Füßen
Und blutigen Sohlen,
Stumm, ohne Klage . . .
Aus Noth und Elend
Würd' ich Dich holen,
Dein Heil erflehen,
Deine Sünden büßen!

Oh wüßt' ich noch einmal
Dich so zu sehen,
Wie Du gewesen
Am ersten Tage,
Ich würde suchen,
Suchen . . . suchen . . .

Aber ich weiß es,
Wenn ich Dich finde,
So bist Du ein And'rer,

Bist wieder hart,
Wie an dem Tage,
Als ich Dich gesehen
Zum letzten mal.

So bist Du ein And'rer!
Dein schönes Haupt
Liegt an einem Herzen,
Das nimmer Dich liebt,
Das nicht an Dich glaubt,
Du lebst in Qual,
Nichtswürdige Schmerzen
Verzehren Dich.
Du fühlst, es gibt
Für Dich keinen Frieden,
Du fühlst, es wich
Dein Glück seit wir schieden . . .

Ich aber, die stumm,
Ohne Hoffnung und Klage,
Gesucht Dich . . . gesucht
Und endlich gefunden,
Ich stehe wiederum
Einsam, verstoßen
Vor Deinem Haus,
Vor Deinem Herzen,
Verstoßen . . . einsam!

---

XVI.

Oh fehlte nur die Eine Tagesstund',
Die ich verlebt in fieberndem Entzücken,
Entgegenträumend Deinen ernsten Blicken,
Dem Druck der Hand, dem Wort aus Deinem Mund.

Und nun liegt Alles todt auf tiefstem Grund,
Das ganze Traumglück sah ich Dich zerstücken!
Und uns zusammenführen keine Brücken,
Oh fehlte nur die Eine Tagesstund' . . .

---

XVII.

Ertönet oft plötzlich
Der Glocke Schall
An meiner Thüre,

So stocken die Pulse . . .
Mein ruhlos Herz
Hält lauschend inne,
Als stünde draußen
Wie einst das Glück
Und trüge Deine

Geliebten Züge . . .
Die nur im Traum
Noch zärtlich grüßen.

---

XVIII.

Jäh' ist mir manchmal durch den Sinn gegangen,
Was wohl geschieht, wenn wir uns nun begegnen?
Ich dachte mir, ich könne nie Dich segnen,
Wenn Deine Augen fremd an meinen hangen.

Doch als Dein kalter Blick traf heut' den meinen,
— Die Menschen schwankten rings . . . die Häuser, Gassen —
Mir war's, als müßt' ich Deine Hand erfassen
Und küssen sie . . . und weinen . . . laut aufweinen.

---

XIX.

Die Welt ist so groß,
Leicht kann sich verbergen
Ein trauerndes Weib.

Wir können nicht weilen
Am selben Ort,
Es gibt kein Meiden.

Nur unbewußt führt
Mein Herz mich die Wege,
Die täglich Du geh'st.

Und still wie Dein Schatten
Folg' ich Dir nach
Und bebe zusammen,

Wenn träumend oft hängt,
Dein prüfendes Auge
An einem Antlitz,

In Jugend und Schöne,
Lächelnd und blühend
Wie eh'mals das meine.

Die Welt ist groß,
Leicht kann sich verbergen
Ein glückloses Weib.

---

XX.

**Er schreibt.**

Wenn von dem alten treuen Muth
Noch etwas Deine Seele hegt,
Und wenn Dein Herz noch für mich schlägt,
So komm! . . . Es ging zu hoch die Fluth . . .

An einem wüsten, rauhen Strand
Lieg' ausgespült ich wieder hier,
Nach Ruhe dürst' ich und nach Dir,
Nach Deiner milden Frauenhand.

XXI.

**Sie schreibt.**

Alte Träume, alte Leiden,
Hör'st in meinem Gruß Du sprießen,
Alte Thränen hör'st Du fließen,
Wie einstmals bei unserm Scheiden . . .

XXII.

**Er spricht.**

Wohl sind es Monde jetzt, seit ich Dich mied,
Doch vorwurfslos hast Du mich aufgenommen,
Mit freudiger Scheu sah'st Du mich wiederkommen,
Von bleichen Lippen klingt Dein altes Lied . . .

Sei nicht so rathlos . . . Ich bin kein Tyrann,
Bin kein Romanheld voll studirter Qualen,
Ein Zweifler bin ich . . . innerlichst zerfallen,
Ein glaubensloser, lebenskranker Mann.

XXIII.

**Sie spricht.**

Ob ich zurecht mich in der Ferne fand?
Ich suchte Menschen auf und laute Straßen,
Ich konnte Keinen lieben, Keinen hassen,
Und Keiner bot mir hilfreich seine Hand.

So trieb ich ruhelos von Land zu Land,
Ein Blatt im Wirbel, einsam und verlassen,
Und sehnte mich nach Deinem Haupt, dem blassen,
Wie nach der Heimat, die ich niemals fand.

XXIV.

**Er schreibt.**

Warum der Liebelose wiederkam,
Das fragt mich oft Dein lang-beredter Blick,
Verödung führte mich vielleicht zurück,
Vielleicht ein Selbstgericht . . . vielleicht auch . . . Scham.

Denn oft frug ich in schlafentwöhnter Nacht:
Was Dich, Du großes willenloses Kind,
An mich gekettet einst so wahr und blind,
An mich, der hart geredet und . . . gedacht.

Und mälig weilt' ich bei der Frage lang,
Bald wuchs an Dich der Glaube unbewußt . . .
Und in der leeren sturmzerwühlten Brust
Gar mahnungsvoll Dein altes Lied erklang.

(Schluß folgt.)

# Wildschützen in der Almhütte.

Ein Volksbild von P. K. Rosegger.

Im Sennerhäusel auf dem Holzblock sitzt die Moidei und legt die Hände auf die Knie, daß sie ein Eichtl rasten mögen nach des Tages Last, und läßt sich die Haare flechten von der Burga. Die Moidei ist jung, aber die Burga ist noch jünger, daher schickt sich's, daß die Moidei zuerst sitzt; dann kommt die Andere dran.

Andere Weiberleut' in Tirol flechten sich die Locken des Morgens, wenn sie aufgestanden sind — unsere Senninnen halten es zwar auch so, nur am Samstag machen sie ihren Putz, wenn es Abend wird, 's ist so der Brauch, 's ist von wegen der Besuche. Die Almhütten haben nämlich eine ganz andere Zeit für Visiten, als die Salons der Stadthäuser. — Für's Erste frisch gewaschen; dann ein Röckel anziehen, welches nicht gar zu viel Flicken verschiedener Farben hat; dann die Haare auskämmen und ein Tröpfchen Kölnerwasser drauf stäuben und endlich mit Sorgfalt flechten. Ist Eine dabei allein, so nimmt sie den Haarsträhn zwischen die Zähne und bringt mit gelenkigen Finger den schönsten Zopf zuweg. In unserem Almhäusel aber ist das nicht nöthig.

Wie der Moidei die zwei Flechten als Doppelkranz um das Haupt gewunden waren, sagte die Burga: „So, Alte, und nu heb Dich auf die Höh', jetzt will **ich** die Frau sein und Du das Stubenmädel." Sie hatte lange Locken, so schwer und weich wie Seide und so golden wie der Sonnenschein, der hoch dort auf der Kimmlerspitze lag und von dem man gewiß nicht Schönes genug sagen kann.

So saß die Burga breit auf dem knorrigen, kropfigen Holzblock und spitzte die Ohren, ob die Moidei, die schon im Flechten war, ihre schönen Locken nicht ein wenig loben werde. Weil aber die Arbeit schier zur Rüste gehen wollte, ohne daß das geschah, so sagte sie zur Moidei: „Du hast aber recht schöne Haar' jetzt."

„Die Deinigen wären mir schon noch lieber", antwortete die Flechterin; da empfand die Burga ein großes Wohl in ihrem Herzen.

„Bist eine reine Jungfrau, Burga?" fragte die Moidei plötzlich.

„Ich?" entgegnete die Gesellin, „möcht' aber schon wissen, warum Du das fragst."

„Weil ich Dir das Kranzel nicht um den Kopf winden dürft' — wär's nimmer wahr."

„Darfst Du ein **doppelt's** tragen, wird für mich ein dreifach's nicht zu viel sein", gab die Junge den Spott zurück.

„Eine Haarlocken ist kein Rosmarinstamm", vertröstete sie die Burga.

„Seit was Zeit bau'st Du keinen Rosmarin mehr in Deinem Garten?"

„Seit — wart' nur, Burga, wann ist's denn gewesen? — Zu Medardi wird's g'rad' zwei Jahr, seit ich keinen mehr anbau'."

„Ist selb' Zeit nicht der Mirtel Knecht gewesen in Deinem Vater seinem Haus?"

„Ja Du, das mag schon sein, daß selb' Zeit der Mirtel Knecht ist gewesen in meinem Vater seinem Haus.

„Geh', thu' mit so dappert", lachte die Jüngere, „weiß es eh' schon lang, daß der Mirtel der Deinige ist."

„Was geht's denn Dich an?" versetzte die Andere scharf und that einen Ruck an den Haarlocken, daß die Burga „Auweh!" schrie.

„Wirst doch desweg nit harb sein, Du Dalgert!" sagte diese dann, „einen Spaß muß Eins ja haben — und wenn's wahr ist, so fällt desweg auch der Himmel nicht aba. Thät selber Einen nehmen, wenn mich Einer möcht'."

„Wenn Du mit Jedem zufrieden bist, wirst nit allein bleiben", gab die Aeltere zurück.

„Gift' Dich nit, Moidei und singen wir Ein's, 's ist ja der heilig' Samstagabend."

„Gescheidter ist's schon", sagte die Andere und hierauf huben sie an — die Aeltere tief, die Jüngere hoch — zu singen:

„Es wollt' ein Sünder reisen,
Wohl in die Römerstadt,
Drei Sünden wollt' er beichten,
Die er begangen hat.

Der Papst wird voller Zoren,
Und schaut den Sünder an,
Ewig bist Du verloren,
Ich Dir nicht helfen kann.

Er nimmt ein dürres Stabel,
Und steckt es in die Erd';
Eh' wird das Stabel grünen,
Eh' Du wirst selig wer'n.

Sie setzten ab. „Du", sagte die Burga leise, „los einmal, mir ist g'rad' gewesen, ich hätt' ein' Schritt gehört draußen vor der Thür."

„Ich hab' auch einmal einen gehört", verwies die Aeltere, „und Deine Andacht zum Lied wird nicht gar groß sein, wenn Dich die Gais' da draußen schon schrecken."

„Weil's halt schon finster wird", meinte die Burga; dann sangen sie weiter:

Der Sünder geht voll Peinen
Und ruft von Berg zu Thal,
Kommt, helfet mir beweinen
Die großen Sünden all'.

Stund an ein kleines Zeitlein,
Das Stabel wird gar grün,
Treibt aus drei junge Zweiglein,
Und d'rauf ein schönes Geblüh'."

Und nochmal wiederholten sie es in weichem Klange:

„Treib't aus drei junge Zweiglein,
Und d'rauf ein schönes Geblüh'."

Dann schwiegen sie. Die Moidei ging an den Herd, die Burga blieb noch sitzen und war nachdenklich.

„Moidei", sagte sie nun, „gelt, das Gesang hat Dir Deine Ahndl gelehrt."

„Freilich."

„Und hat sie Dir niemalen gesagt, was das für drei Sünden sind gewesen, die der Jüngling hat begangen?"

„Wie weißt denn, daß er ein Jüngling ist gewesen?" versetzte die Moidei stets altklug, „kann ja auch ein" —

In diesem Augenblick war ein doppelter Aufschrei. Stockfinster war's den Mädchen plötzlich — fremde Finger hielten ihnen die Augen zu.

Sie hatten sich aber bald gefaßt. Es sind stets gutbekannte Leut', die Einen auf diese Weise blenden.

„Wer ist's?" rief eine Stimme hinter dem Rücken der Moidei.

„Der Etscher-Wastl?" sagte diese.

„Himmelweit fehlgesprungen."

Und „Wer ist's?" rief eine verstellte Stimme hinter dem Rücken der Burga.

„Wer wird's denn sein? Wenn's der Hirlacher Mirtel nit ist, so ist's ein Anderer."

„Kein übles Rathen, Burga, ein Anderer ist's nicht. Wie Dir jetzt die Augen wieder frei sind, sieh'st Du die Bescheerung. Die Sennhütte ist voll von Männern — und von was für Männern!"

Da ist der Kernthaler Franz, Holzer aus dem Pusterwald; da ist der Rößltoni, der Kohlenführer beim Bachgruber; da ist der Salzburger-Hans, der fort in der Gegend herumschleicht

und doch nirgends ein Geschäft hat, den sie bei heimlichen Stückeln nicht gerne mithalten lassen, weil er ein tückischer Gesell' ist, und den sie ungerne abweisen, weil sie dann sein Verschergen (Verrathen, Anzeigen) fürchten; und da ist der Hirlacher Mirt, ein abgedankter Jagdgehilfe, von dem man nur weiß, daß er an Verträglichkeit und Unterhaltsamkeit ein prächtiger Kerl ist, die Weibsleute gern hat und sich auf das Wildern verlegt.

Der Mirtl war bisher zu der Moidei — die wir schon kennen — gestanden, zwar nicht so öffentlich, daß der Herr Pfarrer außer in dem Beichtstuhl ein Wort darüber hätte reden können, und auch nicht so heimlich, daß nicht alle Leute davon gewußt hätten.

Heute nun — knirschte die Moidei. — „Was hat der Mirt der Burga die Augen zuzuhalten? Er hat die Moidei zu verblenden und sonst Keine!"

Kecke Burschen sind es aber auf und auf. Festgespannte, abgeschlissene Bocklederhosen tragen sie, dicke Häute, die nur an den Näthen etwa hie und da ein wenig auseinanderklaffen, schier gesprengt von den strammen Gestalten. Die Knie sind nackt und rauh und braun wie Föhrenrinden. Bis über die halben Waden gehen die buntgestrickten Wadenstutzen empor, oben nach außen übergeschlagen, unten über den Knöcheln, die nackt sind, zusammengebunden. Niedere Bundschuhe dann, mäusegrau und hart wie Holz, haben seit undenklichen Zeiten schon keine Fettung mehr erfahren, aber derb beschlagen mit Hakennägeln, welche wie Silber funkeln im glatten Schliffe, den ihnen das Gestein des Hochgebirges verliehen hat. Ferner trägt Jeder einen breiten Ledergurt mit der Messingschnalle vorne über dem Prachtstück der Bockshauthose, dem mit weißen Fäden kunstvoll ausgenähten und verzierten, an zwei Knöpfen oben befestigten Bauchfleck. Dieses Prachtstück, die Stirn und der Schild aller „Häutenen" ist nicht leicht zu beschreiben — Jeder, der je einmal ein's gesehen hat, wird sich das Bild leicht vervollständigen. Die Joppen der Burschen, aus grobem, fadenscheinigem Tuche mit den über den Achseln aufgefalteten Aermeln, sind rückwärts so kurz, daß sie zwischen sich und dem Ledergurte, drei Finger breit das „Rupfenhemd" sehen lassen. Der Hirlacher Mirt hat an seine Vorderärmel noch je einen Lederfleck geheftet, auf daß beim Klettern, Anstemmen und Ankriechen in den Wänden die Joppe nicht zu sehr leibe, an welcher jedoch, unserer Meinung nach, nicht allzuviel mehr zu verderben sein kann. Messerbesteck in der Hosentasche. Rückwärts über dem Schienbeinknochen ein strammgereibelter Tabakbeutel aus Schweinsblase, und daran gängelnd ein langer Pfeifenstierer, aus Draht zierlich gewunden.

Der Mirt hat ferner eine mächtige Waidtasche umgehangen, an welcher die Haare und Klauen jenes Thieres noch hängen, das diese Tasche einst als bluteigene Haut getragen hat. Ueber der Brust die kameelhaarenen Hosenträger; um den Halskragen etwa ein verblaßtes, zerfasertes Seidentuch lose gewunden; auf dem Haupte den arg zugerichteten Filz mit den kecken Hahnen- und Geierfedern (nur der Kernthaler-Franz trägt auf seinem Hut einen Strauß von Almrausch und wildem Thimian); — wirre Locken in der Stirne, buschige Schnurbärte und schneeweiße Zähne darunter — da habt ihr die Kerle, wie sie leiben und leben.

Jeder der Viere hat beim Eintritte leise ein Gewehr an die Wand gelehnt. Jetzt stopfen sie ihre Pinzgauer Pfeifen und holen mit zierlichen Stahlzänglein eine glimmende Kohle aus der halbverglosenden Gluth. Dann setzen sie sich an den Tisch und der Mirtel, der sich auf dem Holzblock festgestemmt hat, wo vorhin die Burga gesessen, faßt das Mädchen nun einmal am Rande des feingeschnürten Mieders und sagt: „Heut' hilft Dir

kein Gott und kein Heiliger, heut' mußt uns über Nacht behalten."

„Ja lach' nur nit", fügt der Rößltoni bei, „'s ist kein Spaß, wir können heut' nicht mehr hinab; die Rabenklausen unten ist mit Jägern besetzt."

„Jesses", haucht die Burga, „werd's doch nicht wieder auf's Gamsschießen aus sein!"

„Na, zum Zähnausstochern brauchen wir die Eisenprügel g'rad' nit, die Du leicht siehst", lachte der Kernthaler-Franz.

„Der Jäger sind heut' Stück a zehn", berichtet der Wirt, sie spannen (ahnen) was; aber sie glauben, wir seien auf der Speikleitalm, weil wir dort etliche Handpöller gerichtet und mit Zunder belegt haben, die jetzt vor einer Viertelstund' erst losgegangen sind. Da bei Dir sind wir schon sicher, Burga, und können morgen früh auf den Dreispitzkofel hinauf.

Burga setzte ihnen frische Milch vor, blieb dann in ihrer schönen, heiteren Gestalt, das Vortuch nach Almersitte hübsch emporgeschlagen und rückwärts mit den unteren Ecken leicht zusammengebunden, den Arm mit seinem weißen Hemde in die Seite gestemmt, vor den Burschen stehen und lud die Gäste mit einem fröhlichen Lächeln ein zum Genusse dessen, was sie bieten konnte.

Die Männer ließen aber die Pfeifen nicht aus- und die Löffel nicht angehen. Der Wirt stemmte seinen Arm auf das Knie und fragte: „Na, Burga, und was ist's nachher mit der Liegerstatt?"

Darauf gab sie trillernd zur Antwort:

„Dös is a schlechta Schütz,
Der sich af a Gamsl wagt,
Und in der erst'n Hütt'
Um a Liegerstatt fragt."

„Weißt", sagte der Rößltoni,

„So geht's af der Alm,
Denkt ka Dirndl af die Kalb'n,
Und ka Schütz af die Jagd,
Wan sie d'Lieb amal plagt."

Darauf die Burga:

„Wia höha die Alm,
Um so frischa das Kraut;
A jad's Dirndl is a Narr,
De an Jaga z'viel traut."

„Schau", sagte jetzt der Kernthaler-Franzl und nestelte mit der Pfeifenspitze seinen Schnurbart auf: „Sein thut das so:

„Die Sennerin af der Alm
Thuat an Juchschrei an halb'n,
Und den andern da Bua,
Wann er hinkimmt dazua."

Dann fiel wieder der Hirlacher Wirtel ein:

„Und Sennerin af der Alm,
Schau, was thast mit an halb'n,
Sei froh, wann Ana kimmt,
Daß d'an ganz'n zsammbringst."

Es war schon eine Freude, wie die drei Burschen um den Tisch herum saßen und von Liebchen zu Liebchen kecker werdend das Mädchen mit frischen Augen anblinzelten.

Abseits am Herde war die Moidei. Sie wusch in einem Zuber den Käsbeutel und zerknitterte ihn und zerkratzte ihn mit den Fingernägeln, daß es arg war. Arg und hell unvernünftig; was konnte der Käsbeutel dafür, daß ihr heute der Wirt noch nicht ein Wörtel gesprochen hatte; daß er ihr den Rücken zukehrte, während er der Andern die b'sondersten Schelmenliedlein in's Gesicht sang! — 's ist aber wahr, diese Burga ist so eine Schmeichelkatz. Wart' nur, Mädel, wenn ich dir nachst wieder die Haar flechten soll — die Feigen zeig' ich dir; ausrupf' ich sie dir, nicht ein Strehndl laß' ich dir steh'n! — In diesem Augenblicke hatte der arme Käsfack im Zuber einen bösen Riß erfahren.

Hinter dem Tisch in der Ecke lehnte der Salzburger-Hans, ein blasser Bursch' mit schütterem Bartanflug; — er blickte etwas finster d'rein. Er rauchte keine Pfeife, er hatte die Hände in den Hosentaschen stecken, und er that nicht mit im Singen und

Necken. Das Singen und Necken führt zu nichts. Er war weit hergekommen aus der Krimel herauf. Just der Gemsen wegen nicht. Man mag schon suchen auf den Almen, bis man ein sauber Stück Sennin antrifft. Die hübschesten und die laubfrischen sperrt der Bauer lieber unten in seinen Hof ein, als daß er sie oben auf den Höhen frei herumhüpfen läßt wie die Gemsen — in einer Gegend, wo es so viele Wildschützen gibt. — Die Burga — na, die ist eine Ausnahme. Ihre Anverwandten sind gestorben; ihr Vormund, ein dicker Postmeister im Pusterthal drüben, schaut sich nicht nach ihr um, und weil sie in der Milch- und Butterwirthschaft gut Bescheid weiß und darin verläßlich ist, so hat man sie auf die Alm gesetzt. Die Moibei, die Aeltere und Gescheidtere, ist ja auch bei ihr, die wird das jung' Blut schon zurecht halten.

Der Salzburger-Hans hat gemeint, er würde heut' allein der Hahn im Korb sein. Da ist er, wie er so sacht und still heraufschleichen wollte in's Gemsgebirg', unten auf der Kreuzhalde zu alten Bekannten gestoßen. Nun ist er nicht der Hahn im Korb; noch kein einzig Wort hat er mit der Burga gesprochen, und die Andern haben schon so oftmals gekräht. Indeß, der Hans ist nicht verzagt. Halten sich die Dreie an die Burga, so ist die Moibei noch da ....

Leider hat sich Moibei's Auge zu sehr mit dem Mirtel und der Burga beschäftigt, als daß sie den Blick des blassen Burschen bemerkt hätte. Ihr zitterten alle Glieder vor Wuth, ob einer so schwarzen Untreue des Hirlachers. Und gar erst, als der Mirtel ein wenig gegen den Herd hin gewendet folgendes Liedchen sang:

„Ich kenn' immer a Dirndl,
Hat a Strickl ban Bett,
Daß die Buabn kann dahaltn,
Sunst bleibn s'ihr ja net."

Gelächter. Und die Burga lachte auch.

Oh, dachte die Moibei, diese Schlange mit dem rothen Haar! — Auf den Fußdielen lag die Holzspalthacke — wie wollt' sie — die Moibei — mit diesem Beil ....! Rasch schlug sie den Gedanken nieder und flehte im Herzen: Heilige Maria Schnee, behüte mich vor allen Anfechtungen! — Aber, sie weiß schon, was sie thut, denn heute zusammen verbleiben unter einem Dach, das darf für diese Leut' nicht sein, und sollte sie ihnen die Hütte über dem Kopf anzünden müssen — heilige Maria Schnee, behüte vor allen Anfechtungen! — Nu, auf das kommt's nicht an; sie — die Moibei ist fein abdraht (schlau), sie weiß schon noch ein ander Mittel. Und wenn er nur erst zu Mittersill im Arrst sitzt, der Mirtel, nachher hat er gut Weil' zum Nachdenken über vergangene Zeiten — wird ihm die Moibei wohl wieder einfallen. —

Nach einer Weile, als es schon woltern finster geworden ist und die Burga einen Kienspan anzündet, ruft sie hell: „Jegerl, wer hat uns denn die Moibei gestohlen?"

„Kunnt mir's nit denken, wer die Dummheit hätt' g'macht", entgegnete der Mirtel.

„Mir kummt's für, ihr seid's nimmer gut miteinand", bemerkte der Kernthaler-Franz, „zwischen Dir und der Moibei hat's was antragen."

„Ihr Buben seid's schon so," sagte jetzt die Burga, „für's Erst, da hängts ein' Mädel allerweil an der Kittelfalten und zärtelts und bettelts und habts fort die brennheiße Lieb und Treu auf der zuckersüßen Zung'. Und ist 's Dirndl z' gut — nur ein klein Bissel z' gut — nachher ist's gar — nachher schaut's es nimmer an."

„Schau, schau," versetzte hierauf der Rößltoni und blinzelte der Burga in's Gesicht, „bist auch kein heuriger Has mehr."

„Von mir selber kunnt' ich's nit wissen," sagte das Mädchen, „um so öfter hab' ich's von meinen Kameradinnen

gehört. Ich hab' Eine gehabt von Lienz herauf; hab' Eine gehabt vom Pusterthal; hab' wieder Eine gehabt von der Spruggergegend und Eine von Zillerthal. — Alle haben das gleiche Lied gesungen. Die Buben sind auf der ganzen Welt nicht's nutz. Die Moidei habt's mir schon verzagt gmacht, wollt's leicht jetzt mit mir anhand'ln?"

„Ah na," brummte der Kernthaler-Franz, „Du wär'st viel zu fürnehm für so arme Teufel, wie wir sind."

„Harb müßt's nit werden," lachte die Burga, „ich hab' nur gesagt, daß die Buben nicht's nutz sind. Daß ich keinen mag, das hab' ich nit gesagt."

Darauf klopfte der Hirlacher Mirtel mit seinem Pfeifensattel auf den Tisch und murmelte: „Ich denk', Mannerleut, wir machen uns auf die Füß' und gehen um ein Häusel weiter." Seit ihm von der Moidei war angespielt worden, war seine Munterkeit weg. Das Ding wurmte ihn, daß er, zudem ihm das Mädel nicht mehr gefiel, auch noch den Vorwurf hatte — und von so unberufener Seite.

Er erhob sich, nahm seinen Stutzen um, sagte: „Gut Nacht, Sennerin" und ging davon.

Der Kernthaler-Franzl konnte es nicht lassen, die Burga noch ein wenig in die Wange zu kneipen, dann nahm auch er seinen Stutzen in die Hand.

Der Rößltoni blieb einen Augenblick kerzeng'rad vor ihr stehen, dann flüsterte er: „Ueber daß, was Du voreh' zuletzt hast g'sagt, reden wir noch weiter. B'hüt Dich Gott, schöner Schatz." Dann nahm er seinen Stutzen und ging den Anderen nach.

Die Burga hantirte am Herd herum und trillerte:

„Büabel, Du schmirrst Dih an,
Wan'st glaubt's Du hast mih schon."

Von draußen herein hallte noch folgendes Liedchen:

„Wan'st mih ah Du nit liabst,
Is ka Königreich hin,
Woaß noh mehr scheane Dirndln
In Tirolerland drin."

Dann waren sie fort. Es war still und dunkel in der Hütte. Ein einziger Kugelstutzen noch lehnte an der Wand und an der Ecke hinter dem Tisch stand der Salzburger-Hans.

„Na, Hans," redete ihn das Mädchen an, „thust Du nit mit Deinen Kameraden mit?"

„Na."

„Warum denn nit?"

„Weil's mich nit g'freut. — Weißt, Dirndl, mir g'fallt's bei Dir besser." Und er trat auf sie zu.

Sie waren nun allein in der Hütte. Die Moidei kam nicht zum Vorschein. Draußen schellte zuweilen die Kuh oder mäckerte eine Ziege. Sonst Alles in der Ruh! Burga schürrte in der glosenden Herdkohle und blies eine Flamme an. Der Salzburger Wildschütz stand unbeweglich und finster vor ihr; er war so blaß, daß nicht einmal der Gluthschein sein Antlitz zu röthen vermochte. Nur seine schwarzen Augen funkelten.

Als nun, angefacht von dem Athem des Mädchens, die Flammen emporsprangen aus der Gluth, sang der blasse Bursche — aber gar mit tonloser Stimme — auch ein Liedchen:

„Jetzt gib mir a Bussel,
Jetzt san mir alloan,
Die Nacht is stockfinsta —"

Der Sang erstickte in der leidenschaftlichen Aufregung seines Wesens.

„Wenn Du deswegen dablieben bist", versetzte, ohne mit einem Liedchen zu erwidern, das Mädchen, „so — muß ich Dir sagen — hast es nit gescheidt angestellt. Hättest es halt früher gesagt, so lang noch die Leut' dagewesen sind. Thu' ich wem einen Gefallen damit, für einen Schmatz ist mir Keiner feil. Jetzt sind wir allein, da ist's nichts. Mit Busserln hebt's an, drauf kommen allerlei Keckheiten — na, na, Bübel, da bist bei der Unrechten."

„Du", stöhnte der Bursche und packte sie wild in die Arme, „Du mußt!"

„So! Gewalt willst brauchen!“ rief die Burga, erhaschte einen brennenden Baumast: „Da hast eins!“ und hieb den Ast ihm über die Achsel, daß die Funken brausten.

Nun war in ihm auch die Wuth entfacht. Mit der ganzen Wucht seines Körpers fiel er über das Mädchen her; taumelnd stieß Burga einen Hilferuf aus — da — sprang die Thür auf und herein stürmten etliche Hunde und ein halb Dutzend Männer mit vorgestreckten Gewehren.

„Was geschieht da? Wo sind die Wilddiebe!“ fuhr Einer drein.

Der Salzburger-Hanns hatte von seiner Beute abgelassen und brummte: „Sind sie nit mehr da, so werden sie halt schon fort sein.“

„Wohin?“

„Was gehen mich die Wildschützen an?“

„Wem gehört dieses Gewehr?“

„Hättet Ihr dem Hirlacher Wirt Zeit gelassen, so hätt' er's wohl mitgenommen.“

„O beileib!“ schrie die Moibei dazwischen, die auch bei den Jägern war, „derlogen, daß das dem Wirt sein Stutzen ist!“

„So wird er wem Andern sein; was geht das mich an!“ sagte der Hans, „werd' wohl Niemandem Rechenschaft zu geben haben, wenn ich zu meiner Liebsten geh'.“

Jetzt richtete sich die Burga auf: „Was? Wer ist denn Seine Liebste? — Den möcht' ich nit und hätt' Er eine goldene Pfaid auf dem Leib!“

An der Wand hing ein Futterkorb, von dem schnitten sie den Strick und banden damit die Hände des Salzburger Hans kreuzweise über einander. Dann hingen sie ihm sein eigenes Gewehr um den Hals und von den Hunden umknurrt und von den Jägern gehöhnt und gestoßen, stieg der Wildschütze nieder von der grünen Alm gegen die düstere Sündenkammer zu Mittersill.

Die Moibei war über diesen Vorgang gar überrascht. Sie hatte vor Allem nur ihren treulosen Geliebten, den Hirlacher Wirt, gefangen nehmen lassen wollen. Deswegen hatte sie die Jäger geholt herauf von der Rabenklausen. Und jetzt war der Vogel schon wieder davon und er speanzelte (schäckerte) vielleicht in anderen Hütten herum; weiß Gott, die Alm ist weit.

Aus Zorn verzehrte die Moibei an demselbigen Abend von den Dutzend Hirschen (Schmalznocken), die für beide gekocht worden waren, neun Stück, so daß für die Burga nur drei blieben. Und sie redete den ganzen Abend kein einzig Wort mit der Burga. Diese aß den Rest in stiller Ruhe und dachte bei sich: Aller guten Dinge sind drei. Aber das thu' ich und jetzt schau' ich mir um einen Liebhaber, daß die kecken Mannerleut' wissen, wem ich zugehöre.

---

# Der Ungemüthliche.

Von Robert Hamerling.

Ich fuhr eines Tages, auf einer Reise begriffen, durch das Städtchen X., und während die müden Postgäule den Marktplatz entlang trabten, kam ich an einem Wirthshause vorüber, aus welchem soeben ein Mensch herausgeworfen wurde. Die Gewalt des Wurfes war eine so heftige gewesen, daß der arme Teufel auf der Straße sich nicht wieder aufrichten konnte und hilflos dalag, während der Schwarm lustiger Gesellen, der ihn solchergestalt über die Schwelle befördert hatte, singend und lärmend sich wieder in das Gastgemach zurückzog, ohne sich weiter um ihn zu kümmern. Halb aus Mitleid, halb aus Neugierde, ließ ich halten, stieg aus dem Wagen, half dem Unglücksvogel auf die Beine, und da ich merkte, daß er sich im Fallen stark beschädigt, überdies auch sonst das Ansehen eines krüppelhaften Menschen hatte, denn er war lahm an einem Fuße und auf einem Auge blind, so nahm ich ihn zu mir in's Gefährt und erreichte gleich darauf die Herberge, in welcher ich die Nacht zuzubringen gedachte. Dort ließ ich ihn zu Bette bringen und einen Arzt rufen, dem ich ihn empfahl, denn er schien mir der Pflege gar sehr zu bedürfen. Im Uebrigen gönnte ich ihm auch, da er mühsam sprach, die nöthige Ruhe und wollte ihn für den Rest des Abends mit Fragen nicht weiter behelligen.

Den andern Morgen ging ich zu ihm, fand ihn in einer ziemlich schlechten Verfassung, denn er hatte durch den Fall eine starke Erschütterung der Brust erlitten, und der Arzt erklärte unter vier Augen den allgemeinen Zustand des gebrechlichen Mannes für einen bedenklichen.

„Wie kam es nur", fragte ich, mich an's Bett zu dem Kranken setzend, „daß Euch von jenen Gesellen in der Schenke eine so unglimpfliche Behandlung widerfuhr?"

„Wie es kam?" erwiderte er. „Ach, das kam so, lieber Herr: Die muntern Gesellen, die in jener Gaststube beisammen saßen, das waren lauter gemüthliche Leute, und ich, müßt Ihr wissen, Herr, ich bin, wie die Leute sagen, ein ungemüthlicher Mensch. Und das eben, Herr, das ist der Fluch meines Lebens immer gewesen, daß ich ein ungemüthlicher Mensch bin, wofür ich gar nichts kann, da ich mir zeitlebens alle erdenkliche Mühe gegeben habe, ein gemüthlicher Mensch zu werden, wie die andern Leute, aber vergebens. Schon als kleinen Knaben hat mein seliger Vater, Gott tröst' ihn! mich lahm geschlagen — daher mein Hinken auf einem Beine — weil mein Bruder etwas verbrochen hatte. Diesen wollte er nämlich nicht schlagen, weil er ein allzu gemüthlicher Knabe war.

Mein Bruder wurde, eben weil er ein gemüthlicher Knabe war, von allen Leuten und insbesondere von den Frauen gehätschelt und geliebkost, und wenn Besucher in's Haus kamen, oder Verwandte und Freunde uns auf der Straße begegneten und mit uns sprachen, so sahen sie immer nur meinen Bruder dabei an und richteten ihre Worte immer nur an meinen Bruder; über mich glitten sie mit den Augen hinweg, als ob ich in einer Tarnkappe steckte.

In der Schule sah ich, wie andere Knaben, wenn sie etwas verbrochen, von den Lehrern mit Lächeln

zurechtgewiesen, höchstens ein wenig beim Ohrläppchen gezupft, oder bei den Härchen ein klein wenig gezogen, oder mit der Rückseite der flachen Hand auf die Wange getätschelt wurden — ich dagegen, selbst wenn ich mich sehr brav benommen und ausgezeichnet hatte, mit sauersüßer Miene kurz belobt und dabei mit Augen angesehen wurde, als ob ich eigentlich Prügel verdient hätte.

Wenn meine Geschwister oder Kameraden einen schlimmen Streich ausführen wollten, so nahmen sie mich nicht dazu und thaten es heimlich vor mir, denn ich war ihnen zu wenig gemüthlich.

Kleine Kinder, Hunde, Katzen u. dgl. gaben sich auch nicht gerne mit mir ab und wichen mir aus, obgleich ich ein Freund von ihnen war. Ich machte daher vielerlei Versuche, sie durch ein entgegenkommendes Benehmen für mich zu gewinnen, aber nichts wollte verfangen. Wenn ich die Katzen streichelte, so kratzten sie mich, wenn ich die Hunde an mich lockte, so bissen sie mich in die Wade, und sah ich ein Kindlein in der Nähe nur so ein bischen liebreich an, so begann es zu strampeln und zu schreien, als stecke es am Spieße.

Nachdem ich herangewachsen, wurde ich in eine Kanzlei gethan und schlug die Beamtenlaufbahn ein. Es kam die Zeit, wo ich der Nächste war, in eine höhere Stelle vorzurücken. Aber es wurde mir derjenige meiner Collegen vorgezogen, der dem Chef der Kanzlei immer beim An- und Ausziehen des Ueberrocks behilflich war. Ich wollte mich in ähnlicher Weise gefällig erzeigen und reichte dem Vorgesetzten beim Fortgehen, dienstwillig vorspringend, Hut und Stock. Aber er sah mich grämlich an und murmelte unwirsch etwas in den Bart, und meine Amtscollegen nannten mich von da ab einen Speichellecker und Heuchler. Bei der nächsten Vorrückung wurde mir derjenige vorgezogen, von welchem der Vorgesetzte wegen seines guten Humors sich auf Reisen begleiten ließ; bei der dritten derjenige, auf welchen die ältliche Nichte des Vorgesetzten ein Auge geworfen hatte. Von mir ließ der Chef sich weder Hut noch Stock reichen, noch auf Reisen begleiten, noch gab er mir seine Nichte — denn ich war ein ungemüthlicher Mensch.

So kam ich nicht weiter im Amte und zu guter Letzt wurde ich gar entlassen. Warum? Ach Gott, weil ich ein ungemüthlicher Mensch war.

Jetzt wendete ich mich dem Kaufmannsstande zu; aber kein Mensch wollte etwas von mir kaufen, weil ich nicht gemüthlich mit den Leuten zu reden wußte.

Nach dem Tode meiner Eltern und meines höchst gemüthlichen, aber leider am Delirium tremens zu Grunde gegangenen Bruders fiel mir ein kleines Erbe zu, mit welchem ich ein Bauerngütchen ankaufte, das ich nunmehr zu verwalten mich anschickte, wobei ich vor Allem nach einer passenden Helferin und Lebensgefährtin mich umsehen zu müssen vermeinte.

Ich hatte aber große Schwierigkeiten, eine Frau zu bekommen. Die ländlichen Schönheiten fanden zu wenig Kurzweil bei mir, schämten sich meiner auf den Tanzböden und hielten sich lieber an die flotten, lustigen Bursche. Wenn ich hernach mich zusammen nahm und es machen wollte wie die Gemüthlichen, und auch einmal einen Scherz bei solch' einem Mädchen riskirte, so bekam ich wohl gar eine Ohrfeige.

Endlich fand sich doch ein weibliches Wesen, das mich nehmen wollte, vielleicht nur, um unter die Haube zu kommen. Aber es war ein Geschöpf von übelstem Humor. Und wenn ich sie aufheitern, oder nach einem Zank versöhnen und beschwichtigen wollte, so konnte ich ehrlicher Kerl mit aller gutgemeinten Beredsamkeit in einer Stunde nicht so viel bei ihr ausrichten, als irgend ein Taugenichts mit

drei verlogenen, aber „gemüthlichen" Worten bei so einem Weiblein auszurichten vermocht haben würde.

Sie betrog mich auch und verließ mich zuletzt, nachdem sie mir vorher noch ein Auge ausgekratzt — weshalb ich, wie ihr saht, außer dem, daß ich hinke, auch einäugig bin. Aber Recht behielt sie doch vor aller Welt. Man brauchte mich ja nur anzusehen und man mußte sogleich, daß ich ein Ungeheuer, sie aber ein Engel sein mußte...

Ja, worin lag denn das eigentlich, daß ich ein so ungemüthlicher Mensch war? Ich gab mir doch, wie gesagt, viele Mühe, gemüthlich zu sein, heiter und lustig auszusehen, aber, obwohl ich glaubte, gerade so oft zu lachen oder einen Scherz zu machen, wie andere Leute auch, so geschah es mir doch häufig, daß, wenn ich lachte, ein Anwesender mich ganz verdutzt ansah, und behauptete, es sei doch eine Merkwürdigkeit, mich lachen zu sehen und er hätte nicht geglaubt, daß ich es könnte.

Ich war oft so fröhlich innerlich im Herzen, hätte manchmal sogar auch hell aufjauchzen oder mitjubeln mögen mit dem Fröhlichen, mitten in der schönen Gottesnatur, oder sonst — aber es war, als ob ich keine Kehle hätte zum Jauchzen und Jodeln und keine Beine zum Springen und Tanzen, und da hieß es denn: „Der hat kein Gemüth — man sieht's ihm an — den rührt nichts und freut nichts — ein Klotz ist's und ein Griesgram, ein sauertöpfischer Kerl..."

Es war wirklich an dem, daß, sozusagen, kein Hund ein Stück Brot von mir nehmen wollte.

Und ich meinte es doch gut.

Wenn ich mich unterwegs einem Wanderer anschließen wollte, so schlug er alsbald unter irgend einem Vorwand seitwärts einen Feldweg ein, so ungefähr, wie man einem verdächtigen Menschen ausweicht.

Wenn ich einen Betrübten trösten wollte, so weinte er nur noch stärker als zuvor, wurde ungehalten und sagte mir Grobheiten, als ob ich ihm Gott weiß welche Beleidigung angethan hätte.

Wenn ich einem Bedürftigen durch ein Darlehen aus der Noth half, so äußerte er zu den Leuten mit einem Blick gen Himmel, es sei traurig genug, in die Hände der Geldmäkler und Wucherer zu fallen. Und wenn ich einem Armen etwas schenkte, so sah er das Geldstück an, ob es nicht etwa falsch sei...

Duldete ich Spinnen an meinen Wänden, und Schwalben, die in meinem Hause nisteten, so nannte man mich einen unreinlichen Patron, und fegte ich sie weg, so hieß es: „Da seht den gemüthlosen Menschen!" —

Wenn ich in der Schenke neben munteren Kumpanen saß, so thaten sie, als ob ihnen mein Gesicht das Getränk sauer mache.

Zuletzt wurde ich in einen großen und unangenehmen Proceß verwickelt. Bei der öffentlichen Gerichtsverhandlung wendete die ganze Sache sich sonnenklar zu meinen Gunsten; selbst der Gegner hatte sein Recht eingestehen müssen. Aber die Geschworenen sprachen ihn dennoch frei, weil er ein sehr gemüthliches Aussehen hatte.

In Folge dieses Processes verlor ich das bischen, das ich besaß und da eine überaus reiche Tante, auf die ich meine Hoffnung gesetzt hatte, mich zu Gunsten eines liebenswürdigen Windbeutels enterbte, so zieh' ich seitdem verlassen, arm und krüppelhaft, wie ihr mich gefunden, schier als ein Bettler in der Welt umher."

So erzählte der Mann, aber da er immer mehr ermattete, so empfahl ich ihm Ruhe und entfernte mich mit einigen Trostworten.

Den nächsten Tag fand ich ihn der Auflösung nahe. Er fühlte recht gut, wie es um ihn stand und obwohl es ihm Mühe machte, zu sprechen, kam er doch wieder auf sein Schicksal zurück und flüsterte trübselig:

„Die Liebe stand an meiner Wiege nicht und auch an meinem Sarge wird sie nicht stehen. Und ich war doch auch ein Mensch, wäre gerne geliebt worden und hätte gerne geliebt. Ich hatte darnach zeitlebens ein Verlangen, so groß, so heiß, daß ich es nicht beschreiben kann. Aber die Natur hatte den schlimmsten aller Flüche auf mein Haupt gelegt: den der Ungemüthlichkeit. Und so bin ich zu Tode gezaust worden, wie die Eule, die sich bei Tag unter die andern Vögel mischen will."

So klagte er; nach einiger Zeit aber flog ein Lächeln über sein Antlitz und er begann wieder:

„Ich weiß doch Einen, der sich nicht im Geringsten darum kümmert, ob ich ein jovialer Bursch, oder ein langweiliger Kauz gewesen bin. Das ist der Todesengel, der mir jetzt unter den Arm greift und mich einführt zur ewigen Ruhe. Der Tod umfaßt die Gemüthlichen und die Ungemüthlichen mit gleicher Milde und Freundlichkeit. Die Stätte der letzten Rast kann Keinem verwehrt und das Recht des süßen ewigen Schlafes ist gleich für Alle." —

So sprach er und verschied.

Armer Teufel, wirst Du Recht behalten mit der Hoffnung Deines letzten Augenblicks? Vielleicht täuschtest Du Dich und Dein Schicksal ist auch jetzt noch nicht versöhnt. Ruhe Dich geschwind ein wenig aus vom Ungemach Deines unglückseligen Daseins; ich fürchte, nach wenigen Wochen oder Monaten wirft der Todtengräber Deine sterblichen Reste aus dem Grabe, um an ihrer Statt die Gebeine eines gemüthlichen Hallunken hineinzubetten.

---

# Ur-Sache.

Von Ludwig Foglar.

Aller Sachen Ursach', Weltenmutter!
Die zu kennen heiß die Menschheit ringt,
Die, zu nennen nur, doch nie gelingt,
Ob auch leichtlich, wie das Lamm sein Futter,
Auserkorne meinen, zu verdauen.
Dein Allwesen durch verzücktes Schauen,
Durch Gebete, Opferung und Buße,
Vorauf, durch die reichst dotirte Muße —
Zwecklos scheint die Sorg' mir, zu ergründen,
Woher kommen und wohin sie münden
All' die Adern all' der Lebensquellen,
Die den Puls des Weltenherzens schwellen?
Eitle Ohnmacht im Erdüberschweifen,
Wähnt des Räthsels Lösung zu begreifen,
Wenn sie Götter oder Gott lobsinget
Oder's Weihrauchfaß dem Weltgeist schwinget,
Dicht daneben aber läßt verderben,
Was die Welt vom Geist vermag zu erben.
Weltenmutter, Ursach' aller Sachen,
Fraglos will ich an das Herz Dir sinken,
Traumeslust von Deinen Brüsten trinken,
Und im Tod zu neuem Sein erwachen.

# Eine deutsche Sprachinsel.

Nachrichten aus dem Lande der Gottscheer von K. J. Schröer.

Jedermann kennt die Pomeranzen- und Kastanienverkäufer auf den öffentlichen Plätzen und an den Straßenecken und den Meisten ist wohl auch bekannt, daß es Gottscheer sind. Man wird aber nicht leicht über eine Nationalität im Allgemeinen so im Unklaren sein als über diese Gottscheer. Sie werden mit Furlanern, Slovenen, Triestinern, ja selbst mit Slovaken verwechselt und in Eins zusammengeworfen und die Wenigsten wissen, daß das sogenannte Herzogthum Gottschee eine deutsche Sprachinsel in Krain ist, daß die Gottscheer gute Deutsche sind!

Schon lange haben gewisse auffallende Eigenheiten ihrer Sitten und ihrer Sprache Aufmerksamkeit erregt und es sind verschiedene Ansichten über ihren Ursprung in Umlauf gekommen, die im hohen Grade geeignet waren, Theilnahme zu erregen. Wenn auch oberflächlichen Hypothesen, die sie für Gothen erklärten, kein Gewicht beizumessen war, so stand doch obenan die Ansicht des berühmten Forschers Kaspar Zeuß, die derselbe über die Bevölkerung von Gottschee ausgesprochen hatte. Er hielt die Gottscheer für einen Rest der Vandalen, der in Pannonien zurückblieb, indem Godegisel im Jahre 406 sein Volk in die Westländer über den Rhein führte. Eine Stadt, Namens Gutzeeka in Kroatien, die Konstantin der Purpurgeborne nennt, hält Zeuß für Gottschee; ein Volk, das Einhard um das Jahr 818 auftreten läßt, das Volk der Goduscaner, hält er für die Nachkommen der Vandalen und für die Vorfahren der Gottscheer.

Eine Sprachinsel germanischer Vandalen, die sich bis in unsere Zeit eigenthümlich erhalten hat, ein besonderes, schwer verständliches Deutsch spricht, wäre doch in der That eine Erscheinung, die unsere ganze Aufmerksamkeit verdiente. Welches Licht müßte ihre Sprache werfen auf die Sprache der untergegangenen Vandalen! Wird sie Verwandtschaft zeigen mit dem Gothischen, mit dem Altnordischen? Wird es eine rein hochdeutsche Sprache sein, die die Lautverschiebung mitgemacht hat? Wie wird sie sich in ihrer Abgeschiedenheit entwickelt haben? — So mußte man fragen. Die wenigen Sprachproben aus Gottschee, die bis 1867 bekannt waren, befriedigten nicht. Sie hatten im Ganzen hochdeutsches Gepräge; doch waren die Aufzeichnungen meist ungenau und einzelne Formen wichen so sehr ab von allem Erhörten, daß allen möglichen Vermuthungen weiter Spielraum blieb. — Es war vor acht Jahren, im Sommer 1867, als ich es unternahm, das räthselhafte Völklein zu besuchen, wie ich 1858 die deutschen Sprachinseln des ungarischen Berglandes besucht hatte.*)

Die Reise dahin und ein Aufenthalt von vier Wochen daselbst waren reichlich lohnend. Ich sollte nicht nur über die Sprache der Bevölkerung und über die Zeit, in der das Ländchen von ihr in Besitz genommen ist, Auskunft finden; auch ein kleiner

*) S. darüber: Die deutschen Mundarten des ungarischen Berglandes von K. J. Schröer. (Sitzungsbericht der kais. Akad. der Wissenschaften) Wien 1864.

Schatz von sehr anziehenden Sprachdenkmalen, die ich meist aus mündlicher Ueberlieferung aufzeichnen konnte, ist mir zu Theil geworden.

Um nach Gottschee zu gelangen, besteigt man in Laibach in früher Morgenstunde um 4 Uhr den Postwagen, mit dem man 10—12 Stunden in südöstlicher Richtung zu fahren hat; zum Glück durch freundlich zwischen Wäldern und Hügeln wechselnde Gegenden. Die Bevölkerung derselben besteht durchaus aus Slovenen. — Der Postwagen hatte mit mir noch sechs Reisende aufgenommen. Merkwürdigerweise waren sie alle aus Gottschee, als ob die zwischen Laibach und Gottschee liegenden Orte außer Verbindung stünden mit der übrigen Welt! Ein wenig ist es wohl auch so.

Meine Reisegesellschaft nahm meine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch. Was sie sprachen verstand ich anfangs nicht. Ich erfuhr erst nach und nach, daß sie alle aus Gottschee waren. Tags zuvor hatte ich in Laibach — auch das erstemal in meinem Leben — slovenisch sprechen gehört. Ausdrücke, wie cajtinge (Zeitung), Cušpais (Zuspeise), majnunga (Meinung), taužint (tausend), tadlati (tadeln), Zimperman (Zimmermann) u. dgl. m.; die ich aus einem slovenischen Gespräche im Gasthause heraushörte, brachten mich anfangs auf die irrthümliche Vermuthung, daß es gottscheerisch sei. Heute hörte ich nun Gottscheerisch und hielt es anfangs wieder für slovenisch! Die Täuschung dauerte nicht lange. Ich entdeckte bald, daß meine Reisegefährten, einer wie der andere, wenn ich sie deutsch anredete, in gutem Deutsch, beinahe ohne Anklang einer Mundart, antworteten. So erfuhr ich denn bald, daß ich lauter Gottscheer vor mir hatte, lauter deutsche Leute, die alle von weiten Reisen heimkehrten. Es machte ihnen Spaß, daß ich ihrer Sprache nachforschte. Ich sah bald, daß ich es mit einer durchaus hochdeutschen Mundart zu thun hatte.

Ich wurde mit meinen Reisegenossen bald näher bekannt. Sie waren alle in der freudigsten Stimmung; sie sollten ja heute noch, nach langer Abwesenheit, die Ihrigen, ihre Angehörigen wiedersehen!

Beinahe die ganze männliche Bevölkerung von Gottschee nämlich reist den größten Theil des Jahres in der Fremde herum, manche kommen bis nach Amerika. Der Boden von Gottschee ist nicht fruchtbar genug, um die Bevölkerung zu ernähren und die Männer müssen durch Handel in der Fremde bestrebt sein, soviel hereinzubringen, als nur immer möglich, um die Familie zu erhalten. — Das Ländchen Gottschee ist daher den größten Theil des Jahres fast männerlos. — Die Frauen verrichten die härteste Männerarbeit allein. Es kommt selbst vor, daß Frauen das Richteramt eines Ortes bekleiden. — Mit der größten Angst und Sorge arbeitet das Weib, doch zur Noth Vorrath zu sammeln, um für den Fall, daß der Mann im Handel nicht glücklich gewesen wäre, daß er nicht Geld schicken, nicht heimkommen könnte, mit ihrem Hausstand, den Kindern, Mägden, dem Vieh den bösen Winter über leben zu können. Die Zeit, wo die Männer zurückkehren, ist meist die Zeit um Johanni (24. Juni). Sie bleiben dann bis über die Ernte, den ganzen Juli und August hindurch. Das ist daher die glücklichste Zeit für Gottschee. Alle Hochzeiten werden auf diese Zeit verlegt: di mander hend da! Die Männer sind da! heißt es und überall ist Jubel und Freude. Daher hat kein Fest für den Gotscheer den Reiz, den das Johannisfest hat, das Fest der Sonnenwende. So wie im Nibelungenliede die Zeit, da man Gäste einladet, die Zeit der Sonnenwende ist, so ist dies auch in Gottschee die Zeit der Feste. In der Mundart von Gottschee klingt das Wort Sonnenwende: shummitten.

Als wir uns im Postwagen der Grenze von Gottschee näherten, rief

einer meiner Reisegenossen mir zu: „Seh'n Sie dort die Pappelreihe? Das ist unser Land!“ Gleich darauf sahen wir eine Schaar von Frauen, die über's Feld gingen, und da rief er wieder: „Sehen Sie, das sind schon Gottscheerinnen, so sind unsere Weiber!“ Und dies veranlaßte ihn sogleich, einen Jubelgesang anzustimmen, in den seine Reisegenossen gleich mit einfielen:

„Do har hent kamen di Shummitten
di lieben hoiligen Shummitten!“

D. h. die Sonnenwenden sind gekommen, die liebe heilige Sonnwendzeit!

Die Frauen von Gottschee machen einen eigenthümlichen Eindruck. Indem die Männer, weil sie so viel in der Fremde herumkommen, städtische Kleidung angenommen und jede Spur einer Nationaltracht abgelegt haben, so kleiden sich die Frauen noch so ureinfach und ungewöhnlich, daß man über den Abstand zwischen dieser antiken Einfachheit und dem, was wir heutzutage gewohnt sind, überrascht ist.

Eine Annäherung an die Mode oder mindestens eine gewisse Koketterie findet man doch sonst bei den naivsten Volkstrachten. Davon ist bei den Gottscheern nichts wahrzunehmen. Sie sind ganz weiß, nur die Strümpfe und um die Hüften der breite wollene Gürtel sind roth.

Den Kopf verhüllt, bei Mädchen und Frauen gleichmäßig, ein eigenthümlich gebundenes weißes Tuch. Den Leib umschließt eine bis an die Knie reichende weiße Joppe von Tuch, ohne Aermel. Vorne ist diese enganschließende Joppe offen und zeigt das kunstvoll gefältelte Hemd, das von dem rothen Gürtel zusammengehalten ist.

Das Ganze macht den Eindruck großer Schlichtheit und Einfachheit, ein Eindruck, wie ihn etwa die Abbildungen antiker Frauengestalten machen. Wenn diese weißen Gestalten in Schaaren einhergehen, so möchte man sie, nicht für Nonnen — aber etwa für Priesterinnen irgend eines alten Cultus halten. Wenn man eine Kirche besucht, wird man während des Gottesdienstes auf den Chor gewiesen, denn den ganzen Raum der Kirche füllen diese weißen Frauengestalten. Und diese erscheinen hier wieder um so eigenthümlicher, als ihre Geberden beim Beten uns auch wieder ungewöhnlich erscheinen. Unsere Vorfahren beteten mit ausgebreiteten Armen, so daß sie ein Kreuz bildeten.

Die Gottscheerinnen holen nun, wohl eine Erinnerung daran, beim Beten mit den Armen so aus, als ob sie sie ganz ausbreiten wollten, legen dann aber die Hände wiederholt zusammen. Diese flehende Geberde hat etwas sehr Ausdrucksvolles.

Bevor wir noch über die Grenze von Gottschee in „das Land“ einfuhren, zeigte man mir links einen Berg mit einem Schlosse. Es war der Auersperg. Von diesem Schlosse Auersperg hat die Familie den Namen, deren fürstlicher Zweig den Titel Herzog von Gottschee führt und uns zwei Verfassungs-Minister gegeben hat; aus der gräflichen Linie aber stammt der Wiener Spaziergänger Graf Anton Auersperg, der gefeierte Dichter Anastasius Grün.

Der Name regte mich an, mich in die Zeit hineinzudenken, als der Berg einen solchen Namen erhalten haben mochte, als hier der Ur, der Auer noch wild herum lief. Es fällt nicht schwer, sich hier in eine solche Zeit hineinzudenken bei dem Anblick dieser Gegenden.

Urwälder, von zerklüfteten Kalksteinmassen gebildete ebene und bergige Gegenden, wie der Karst, wo noch Bären und Wölfe ziemlich ungestört hausen! — Je näher man Gottschee kommt, um so wilder!

Um 3 Uhr Nachmittags etwa erreichten wir die Stadt Gottschee, ein Städtchen, das einen sehr freundlichen Eindruck macht. Es zählte zur Zeit meines Besuches 1460 Seelen, das ganze Land Gottsche, das darnach benannt ist, zählte 25.916 Einwohner.

Den Mittelpunkt der Stadt bildet ein altes weitläufiges fürstlich Auersperg'sches Schloß, in dem das Waldamt und die Behörden ihren Sitz aufgeschlagen haben. Eine freundliche, breite Straße, in der einige Kaufleute recht wohleingerichtete Kaufläden halten, ist der schönste Stadttheil. Ich stieg ab in dem Gasthause zur Post, das ein recht städtisches Ansehen hat, wo im ersten Stockwerke eine lange Reihe von Gastzimmern zu haben ist, deren eines ich bewohnte. Hier blieb ich nun, verkehrend mit den Honoratioren der Stadt, Ausflüge machend nach allen Punkten des Ländchens hin, so daß ich ein deutliches Bild von demselben bekam.

Das eigentliche Sonnwendfest oder Johannisfest, der 24. Juni, war schon vorüber als ich ankam. Ich sah daher die Johannisfeuer auf den Bergen, die noch üblich sind, die brennenden Sonnwendräder, die herabgerollt werden, nicht mehr. Nur in den Fenstern sah ich noch frische Sträuße des Johanniskrautes hypericum perforatum, Shummittenwashe, Sonnwendrose genannt und an den Aeckern Johannissträuße, die noch an das Fest, an das sich mancher fromme Glaube knüpft, erinnerten. — Die erhöhte Stimmung der Johannisfeste ist in Gottschee noch gesteigert dadurch, daß, wie gesagt, um diese Zeit die Männer, „di Mander", die Gatten, Brüder, Söhne heimkommen. — Ich habe nur Nachzügler dieser Heimkehrenden ankommen gesehen; aber welche Auftritte erlebte ich da! Meilenweit kommt das treue Weib ihrem Manne entgegen. Laut aufjauchzt sie, wenn sie ihn erblickt. Sie umarmt ihn, erzählt ihm, bemüht sich um sein Gepäck, trägt ihm seinen Koffer, wie ein Lastthier, wenn er auch einen Zentner schwer ist und läßt ihn gar nicht zu Worte kommen vor Seligkeit.

Ich will nicht sagen, daß die Männer gefühllos sind, aber beim Anblick so vieler Liebe möchte man doch wirklich fragen: ob denn der betreffende Mann es auch verdient, besonders wenn man sieht, wie er, wohl zur Wahrung männlicher Würde, auch oft mehr ungeschickt als gefühllos, sich liebkosen läßt mit einer Steifheit und mindestens scheinbaren Kälte, die Derjenige, der des Volkes Art und Weise nicht kennt, gewiß ganz unerhört finden wird.

Das Prachtzimmer des Hauses, die gemauerte Stube, die das ganze Jahr hindurch, so lange der Herr nicht zu Hause ist, unbenützt bleibt, wird ihm geöffnet und er läßt sich nun pflegen und bedienen und herrscht im Hause wie ein höheres Wesen die Zeit über, so lange er daheim ist. Wenn es an's Scheiden geht, wird ihm wohl auch weh zu Muthe. Sein Weib begleitet ihn wieder, indem sie das Gepäck trägt, zur Post und dann gibt es herzzerreißende Auftritte, wo freilich wieder die armen Frauen leidenschaftlich weinen und die Männer, äußerlich mindestens, ziemlich ruhig scheinen. — Wir wollen hier auch die Erfahrung geltend machen, daß der Abreisende, wohl naturgemäß, in der Regel gefaßter ist als der Zurückbleibende, der um ihn, der eine Reise vor sich hat, besorgt ist.

Bei so lebhaften Aeußerungen der Empfindung ist es nur auffallend, daß sie nicht im Liede ihren Ausdruck finden. Gottschee hat noch keine eigentliche Gefühlslyrik; mir ist mindestens nichts dergleichen vorgekommen. Auch das Wenige, was man von Gottscheer Gesängen lyrisch nennen könnte, schließt sich an die Erzählung an und, wenn subjective Empfindung zum Ausdruck kommt, so geschieht dies mehr durch den Vortrag als durch das Wort. So z. B. in dem Lobgesang auf das Fest der Sonnenwende. Es wird nur immer wieder gesungen: O di lieben scheánnen (schönen) Shummitten, o di lieben hoiligen Shummitten! Dazwischen wird erzählt: Johannesh der liebe guldainde Mann. Johannesh hat getäfet Jeshush den lieben shun,

dalon hent komen di Shummitten! Nach dieser erzählenden Einschaltung fährt der Hymnus wieder fort: O di lieben hoiligen Shummitten u. s. f. Nur von Einer gefühlvollen Betrachtung wird der Gesang zuweilen unterbrochen, indem die Männer die Verse einschalten: heut' han ich da gejâtens das Korn aus, moarn bert ich et méor da shainen! ih bünschet noch ahôrt di Shummitten! O di lieben hoiligen Shummitten! (Heute habe ich da das Korn ausgejätet, morgen werde ich nicht mehr da sein! ich wünschte noch einmal die Sonnwende!) In einem Ernteliede wird Maria besungen. Nur eine kleine Stelle darin bezieht sich auf die Ernte und könnte lyrisch genannt werden. Sie heißt: Der boizen hât geschossen mit shainen róat guldain stangelein; róat guldain ist dos stangele, róat shilbrain ist di aher! — Daß der Weizenstengel rothgülden genannt wird und die Weizenähre rothsilbern ist wohl ausdrucksvoll und malerisch.

Aber die Lyrik ist nicht das Gebiet, auf dem die Volksdichtung in Gottschee heimisch ist, sondern die echt volksmäßige episch-lyrische Volksballade. Nicht mehr der uralte plastische Heldengesang, aber die gefühlvolle, auf sittlichen Motiven beruhende Ballade.

Dadurch, daß die Männer den größten Theil des Jahres in der Fremde zubringen, ist die Pflege des Volksgesanges Eigenthum der Frauen geworden. Er hat damit vielleicht auch seinen eigenthümlichen weichen Charakter erhalten.

Der würdige Herr Pfarrer Krombholz in Altlaag, einem Pfarrdorfe in Gottschee, machte mir die Freude, fünf Mädchen seiner Gemeinde während meiner Anwesenheit einmal zu sich zum Kaffee zu laden, wo sie dann veranlaßt wurden, uns vorzusingen. Sie waren nicht befangen über die Zumuthung und schienen es natürlich zu finden, daß man ihre schönen Lieder, auf die sie stolz sind, gerne hören will. Die Singweise ist so eintönig wie der Vortrag. Dabei nehmen die Sängerinnen aber einen Ernst an, daß sie wie weissagende Frauen erscheinen. In gleicher Haltung und gleicher Kleidung saßen die weißen Gestalten um den Tisch herum und sangen so ihre Balladen, sichtbar in althergebrachter Weise und mit großer innerer Erhebung. Obwohl sie keine Miene veränderten, traten ihnen doch zuweilen, bei ergreifenden Stellen Thränen in die Augen. An solchen Stellen fehlt es nicht; sie gewähren einen Einblick in ein reichentwickeltes Gemüthsleben.

Die meisten dieser Balladen stimmen inhaltlich überein mit bekannten allgemein deutschen Volksballaden. Wer darin Erfahrung hat, weiß, daß man nicht leicht eine deutsche Volksballade auffinden wird, die ganz neu und in anderen Gegenden unbekannt wäre. Doch ist auffallend, daß die Balladen in Gottschee reimlos sind und auch wörtlich nicht so übereinstimmen, daß ein bis zur Gegenwart dauernder Verkehr und Liederaustausch mit Deutschland angenommen werden könnte. Die Wanderzüge der Männer finden erst in neuerer Zeit in solchem Umfange statt, wie ich angegeben, und sie haben offenbar auf die heimische Balladendichtung noch keinen Einfluß gehabt.

Nur in Hochzeitssprüchen und Kinderliedern kommen Reime vor. Auch zuweilen in gewissen Vierzeilen, die aber deutlich als eingewandert aus Kärnten zu erkennen sind.

Betrachten wir nun einige Gottscheer Balladen.

In einem Liede, Hanshel june, wird erzählt: Der junge Hans war auf dem Jahrmarkte, wo er ein schönes Mädchen sah. Er klagt seiner Mutter, daß ihm das Herz so weh thut nach dem schönen Mädchen. Die Mutter läßt eine Mühle bauen und meint: wenn alle Leute mahlen kommen, wird das schöne Mädchen auch kommen. Alle Leute sind gekommen, die Schöne aber nicht. Die Mutter läßt nun eine

Kirche bauen. „Wenn alle Leute zur Messe kommen, wird die Schöne auch kommen.“ Alle Leute sind zur Messe gekommen, aber die Schöne nicht. Da läßt die Mutter eine schneeweiße Leiche herrichten. „Wenn alle Leute mit Weihwasser sprengen kommen, wird die Schöne auch kommen.“ Alle Leute sind sprengen gekommen und diesmal die Schöne auch! — Natürlich, die vermeintliche Leiche war ja die des jungen Hans! — Was ist das für eine seltsame Leiche? Die Füße heben sich wie zum Sprung, die Augen heben sich wie um aufzugehen, die Hände heben sich wie um zu umarmen?

Kaum hat sie das Wort gesagt, so springt die Leiche schon auf. Er umarmt sie, er küßt sie: „Ach, Du bist mein und ich bin dein, das soll und kann ja nicht anders sein!“

Doch sieh’, s i e fällt in seinem Arme entseelt dahin, als sagte sie: „Bist Du gestorben mir zu lieb, so sterb’ ich nun Dir zu lieb!“ — Der Schreck hat sie getödtet. — Sie begraben an jeder Seite der Kirche Eines der beiden Liebenden. Aus einem Grabe ist gewachsen eine Weinrebe, aus dem andern Grabe ist gewachsen eine Rose. Die sind aufgewachsen über’s Kirchlein hoch! — Wie sie oben sind zusammengekommen, dort halsen sie und küssen sie sich, wie zwei wirkliche Eheleute („dört haushont sheu shih und puschont sheu shih als bie zbai birkliche konleute“).

Diese letzte Wendung kommt auch in slavischen Volksliedern vor, aber aus früherer Zeit können wir sie in deutscher Dichtung nachweisen.

Auf dem Grabe von Tristan und Isolde werden Weinrebe und Rose gepflanzt.

An die Isoldensage könnte auch ein zweites Lied aus Gottschee erinnern. Die Liebende geht in den Garten und pflückt für den Geliebten einen Blumenstrauß. Da kömmt er eben geritten und fragt, für wen sie das Sträußlein binde? „Ich binde das, Lieber, Dir!“ antwortet sie. Er aber weist die Blumen zurück, indem er sagt: „Ich habe schon eine andere Geliebte, die zu meinem Hauptkissen sitzt.“ — Auf diese Worte wird sie von Schmerz und Verzweiflung ergriffen und spricht einen furchtbaren Fluch aus über den Treulosen: „Hast Du schon eine and’re Geliebte, die zu Deinem Hauptkissen sitzet, so wünsche ich, daß Du Jahr und Tag krank liegest, daß das Fleisch vom Gebeine Dir faule und die Seele vom Leib nicht scheiden könne.“ — Der Fluch geht in Erfüllung. Er liegt schwer krank und die Seele vom Leib nicht kann scheiden. Da schickt er um die (erste) Geliebte. „So geh’, so geh’, Du Liebe, der Geliebte hat um Dich geschicket.“ Sie sagt aber: „Er hat schon eine and’re Geliebte, die bei seinem Hauptkissen sitzet.“ Er schickt zum zweitenmale; es erfolgt dieselbe Antwort. Das d r i t t e m a l aber — ist sie gekommen. Er fleht sie an um Hilfe und während sie antwortet: „Ich kann Dir ja nicht helfen; Deine Liebste wird Dir helfen, welche zu Deinem Hauptkissen sitzet,“ da löst sich der Fluch.

Es ist offenbar, daß sie verziehen hat, da sie ja gekommen. Sie hatte sich wohl selbst erbarmend zum Hauptkissen des Sterbenden gesetzt. Das Lied geht über das Alles hinweg und läßt es nur errathen, indem es mit den Worten schließt: Gestorben war der Liebe, aus ist geflogen eine weiße Taube! — An die Isoldensage erinnert die Ballada insofern, als Tristan, der schwer Verwundete, in der Pflege der zweiten Geliebten nicht genesen kann und nach der ersten sendet und bei ihrem Nahen stirbt.

Ein schönes Gegenstück zu diesem Liebe wird aber dazu noch in Gottschee gesungen, eine Variante des bekannten alten Liedes: Es stet ein lind’ in jenem tal (Uhland). Es heißt: Dort steht eine Linde hoch, oben in den Wipfeln blüht sie schön. Darunter steht ein runder Tisch, an dem zwei

Liebende sitzen. Er sagt, er müsse in's große Heer und komme erst wieder nach sieben Jahren und drei Tagen. Sie solle dann gegen Reifnitz zu schauen (von wo die große Verkehrsstraße nach Gottschee kommt). Würde sie dann eine rothe Fahne sehen, dann ist er noch am Leben, sieht sie aber eine schwarze Fahne, dann ist er todt. Die Geliebte sieht nach der bestimmten Frist dem heimziehenden Heere entgegen, glaubt eine schwarze Fahne zu erblicken, obwohl irrthümlich, und weint. Da kommt ein Reiter geritten und erzählt ihr, daß ihr Liebster geheiratet hat. „Was für ein Glück wünscht Du ihm? — ein böses oder ein gutes?" — Sie aber erwidert: „Ich wünsche ihm kein böses Glück; ich wünsche ihm tausend gutes Glück, so viel Sandsteinlein sind im Meer!" — Da nimmt er heraus ein Tüchlein: „Nimm hin, schönes Mägdelein, trockne damit Deine Aeugelein, es kann und mag ja nicht anders sein, wir beide müssen beisammen sein!" — Daß er der Geliebte selber war, versteht sich von selbst; das braucht das Lied gar nicht ausdrücklich zu sagen.

Ein seit dem 16. Jahrhundert weit in Deutschland, bis nach Holland hinein verbreitetes Lied ist die Ballade von **Ulrich und Aennchen** oder von **Ulinger** (Herder, Volkslieder, Uhland), die deutsche Blaubartballade. Sie wird auch in Gottschee gesungen und ist ein merkwürdiger Beleg dafür, wie echt deutsche Lieder, mit Beibehaltung kleiner Züge, bis in's Einzelne, so daß an slovenischen Einfluß nicht zu denken ist, in Gottschee in die übliche reimlose Form umgegossen erscheinen.

Wie das Lied in Gottschee gesungen wird, bewahrt es vielleicht am reinsten den poetischen, echten Ton dieser volksthümlichsten, schauerlichsten Ballade: Wie früh ist auf der Rittersmann, er hebt ein neues Liedlein an, ein Liedlein mit dreierlei Stimmlein. Das hört das kleine Mägdelein, klein Mägdlein im Schlafkämmerlein. „Wenn ich den Ritter kennte, welcher das Liedlein singet, das Liedlein mit dreierlei Stimmlein, der wäre mein Geliebter". Da meldet sich der Ritter jung: „Da bin ich, der das Liedlein kann, da bin ich Dein Geliebter, komm denn mit mir, brav Mägdelein." Da macht sich auf das Mägdelein, er nimmt sie bei der weißen Hand, er schwingt sie auf sein Hengstlein. — Da reiten sie hinweg. Wie sie ein Stück geritten, kommen sie vor eine Haselstaude, wo eilf Turteltauben sitzen, die singen ein neues Lied. „O laß' Dich, Jungfrau, entführen nicht, der Ritter wird Dich entführen. Wir sind schon unser Eilfe, die Zwölfte wirst Du sein." — „O fürcht' Dich nicht, Du Jungfrau schön, die Tauben singen nur so ein Lied, wie sie in dem Lande da singen." — Wie sie ein Stück geritten sind, da reiten sie vor einen Brunnen schön, wo da Blut und Wasser rinnet. Da spricht so die Jungfrau schön: „O Ritter jung, Du lieber mein, was ist das für ein Brunnen, wo da Blut und Wasser rinnet?" — „So fürchte nichts, Du Jungfrau schön, 's ist in dem Lande nur so ein Brunnen, wo da Blut und Wasser rinnet." — Und wie sie ein Stück geritten sind, sie kommen in einen finstern Wald. Er breitet den kohlschwarzen Mantel aus, er setzt die schöne Jungfrau drauf. Sie schaut ihm freundlich in die Augen, aus ihren Aeuglein fließen Thränen. — „So weinest Du um Deines Vaters Gut, oder weinest Du um Deine stolze Mutter, oder weinest Du, daß Du Deine Ehre mir im Walde anvertraut?" — „Ich weine nicht um meines Vaters Gut, nicht um meine stolze Mutter, ich weine wegen jener Tanne, darauf eilf Jungfrauen hangen." — „Wohl hangen schon eilf Jungfrauen drauf, die Zwölfte, die wirst Du selber sein. Das kann nun einmal nicht anders sein!" — „So erlaube mir, Ritter, drei Schreie zu thun!" — So

schrei, wie viel Du immer willst, 's ist Niemand zu hören im Walde." — Den ersten Schrei, den sie that, den rief sie ihrem Vater. „So komm' mir zu Hilfe, mein Vater, mein Leben bleibt im Walde!" Den zweiten Schrei, den sie that, den rief sie ihrer Mutter. „So komm' mir zu Hilf', meine Mutter, mein Leben bleibt im Walde." — Den dritten Schrei, den sie that, den rief sie ihrem Bruder. „O komm' mir zu Hilfe, mein Bruder, mein Leben bleibet im Walde!" — Der Bruder, der war ein Jägersmann; er höret das Hündlein bellen, er höret sein Schwesterlein schreien. „Halt' auf, halt auf, Du Ritter jung, schenk' meiner Schwester das Leben!" — — Daß er den Räuber erschlägt und die Schwester nach Hause führt, wie andere Aufzeichnungen der Ballade berichten, erzählt die Gottscheer Ballade nicht.

Auch das Lied vom edlen Moringer, der nach einer Abwesenheit von sieben Jahren heimkehrt und gerade zur Hochzeit seiner Frau kömmt, die ihn todt glaubt; auch dieses Lied findet sich in sehr abgekürzter Gestalt in Gottschee.

Die Blaubartgeschichte führt uns aber zu einer merkwürdigen Beziehung, in der dieselbe zur Kunstdichtung steht. Bürger hatte im Frühling 1773 ein Lied singen gehört, von dem ihm nur der Vers erinnerlich geblieben ist:

Der Mond, der scheint so helle,
Die Todten reiten so schnelle,
Feins Liebchen, graut Dir nicht?

Er sagt dazu: „Schade nur, daß ich an den Text der Ballade selbst nicht gelangen kann." Bekanntlich sind diese Verse die Veranlassung gewesen zu seiner Lenore.

Das Lied aber war verloren. Es mag im hohen Norden besonders verbreitet gewesen sein, da es selbst in einer dänischen Volksweise durchklingt.

Merkwürdiger Weise sollte ich das überall Vergessene in Gottschee vollständig erhalten finden. Es ist dort freilich, sowie ja auch die Ballade vom Ulinger, in Gottscheer Weise umgestaltet und in reimlose Verse gebracht, aber vom Anfang bis Ende volksmäßig und unzweifelhaft eine Variante des gesuchten Liedes. Es lautet in wörtlicher Uebersetzung:

Es waren zwei Liebende. Der Liebste wurde zum Heer berufen. In's Heer mußte er ausrücken. Da spricht so die Liebste: „So komm' mir, Lieber, zu sagen, Du seist lebendig oder todt, wie's Dir im Kriege wird ergeh'n." — Einst klopft an der Geliebte. „So thust Du, Liebe, nicht schlafen? So thust Du Liebe, wachen?" — „Ich schlafe nicht, Geliebter, ich wache, Geliebter." — „Komm' heraus, komm' heraus, mein Liebchen!" — Und heraus kommt die Geliebte. — Er nimmt sie bei schneeweißer Hand, er hebt sie auf sein hohes Roß. Sie reiten hinweg. „So thust Du, Liebchen, Dich nicht fürchten? Oder thust Du, Liebchen, Dich fürchten?" — „Wie werde ich, Geliebter, mich fürchten, wenn Du, Geliebter, bist bei mir?"*) — Wie edel da scheint der Mond (offenbar ist das Wort hell hier entstellt zu edel), wie leise reiten die Todten (der Reim helle : schnelle wird förmlich vermieden). Sie reiten hin zur Kirche, wohl auf den grünen Friedhof. So spricht der Geliebte: „Rücke, rücke, Marmorstein, spalte dich, spalte dich kohlschwarze Erde (klieb dih, klieb dih, kolsbarzen werde!), Verschlinge, du Erde die Todten, laß' die Lebendigen bleiben". — Als herum ist gekommen der Morgen: keine Sprache hat sie nicht verstanden, keinen Menschen hat sie nicht gekannt. Sie ist zurückgegangen (vom Grabe fort) sieben ganze Jahr', sieben ganze Jahr' und drei Tage!"

---

*) Die Dienstmagd Christine, von der Bürger jene Verse gehört, wußte auch noch die folgenden Reden anzugeben: „Graut Liebchen auch?" „Wie sollte mir denn grauen, ich bin ja bei Dir?" Was nun überraschend mit Obigem übereinstimmt.

(Dieser Schluß stimmt am meisten überein mit dem des ähnlichen dänischen Liedes von Aage und Else Wackern.) (Die Jungfrau schaute die Sternlein an, in's Grab versank der Todte. Gar nimmer sie ihn sah. Heim ging die Jungfrau; danach am Monatstage lag sie im schwarzen Grund.)

Eine Ballade, die in Gottschee gesungen wird, erinnert sogar an die 25. bis 30. Aventiure der Gudrun. Dort wird bekanntlich erzählt, daß am frühen Morgen Gudrun an's Meer gehen muß, um Wäsche zu waschen. Da erblickt sie zwei Männer in einer Barke. Einer der Männer bietet ihnen guten Morgen. Das brauchten sie wohl, denn guten Morgen, guten Abend hatten sie selten. Da zeigt derselbe Mann seinen Ring, woran Gudrun ihren Bräutigam erkennt. Sie hatte sich früher verleugnet, jetzt gab sie sich zu erkennen. Nach diesem Auftritt will Gudrun nicht mehr waschen und wirft die Wäsche in's Meer. Darauf wird die Burg von Gudruns Freunden erobert und sie heimgebracht. Da wurde sie von ihrer Mutter empfangen, die sie und ihre Begleitung küßte. Die Ballade von Gottschee sagt:

Wie früh ist auf die Meeranwohnerin, die schöne junge Meererin! Sie steht früh auf und geht waschen die weiße Wäsche. Auf dem Meere schwimmt ein Schifflein klein, drin sitzen zween junge Herren. „Guten Morgen du schöne Meererin!" „Schön Dank ihr junge Herren, gute Morgen habe ich wenig!" Er zieht einen Ring vom Finger. „Nimm hin, du schöne Meererin!" — „Ich bin nicht die schöne Meererin, ich bin ja die Windelwäscherin!" *)

Da setzten sie sich auf's Schiff und fuhren ab: „Du bist doch die schöne Meererin, die schöne junge Meererin." Sie nahm ein Tuch in die Hand und fuhr über Meer. Wie sie aber hinüber gekommen, dort grüßen sie sie und halsen sie sie und küssen sie die Meererin, die schöne, die junge Meererin.

Sollte eine solche Uebereinstimmung mit der Gudrun ganz zufällig sein? — — Wir müssen dabei nur das Eine beklagen, daß die Gottscheer Ballade so kurz ist.

Eine eigenthümliche Wendung nimmt in Gottschee im Vergleich zu bekannten ähnlichen Liedern ein Lied vom Kukuk. Der Kukuk im deutschen Volksliebe ist der Frühlingsbote, aber auch das Bild des Undanks und der Treulosigkeit in der Liebe.

Ein siebenbürg.-sächs. Volkslied beginnt (übereinstimmend mit bekannten verbreiteten Kukuksliedern Uhland's):

Ein Kukuk saß auf dem Zaun und wurde naß. Er spreitet die Flügel aus und fliegt an der schönen Goldschmiedstochter Fenster. Sie sagt: „Bist du der junge Ehgesell, der mich vielleicht versuchen will? Du hast es schon mit mancher versucht und dann dein Gespött getrieben!"

In andern Kukukslieden wird ersichtlich, daß der ursprüngliche Gedankengang der war: Der Treulose hat die Geliebte durch seine Untreue verletzt. Sie hat ihm daher aufgekündigt, aber mit Schmerzen, denn sie liebt ihn noch. Wohl sagt sie, daß sie einen andern liebt, aber nur aus Erbitterung gegen ihn. Indem er sie, ohne viel Kummer, verläßt, hört er sie noch weinen. — Im Liede aus Gottschee macht es sich nun fast drollig, daß der Flatterhafte ernstlich gestraft wird und nun, ein zweiter Toggenburg, sein Leben aushaucht. Die Gottscheerinnen necken und mahnen ihre in der Fremde umgetriebenen Männer damit. Der treulose Kukuk kommt zur Geliebten. Sie bereitet sich zur Hochzeit. Sie will von ihm nichts mehr wissen. Sie heiratet ihren nächsten Nachbar. „Wie traurig war da der Kukuk! — Er fliegt zurück.

*) Gudrun sagt Str. 1294 ich bin ein armin wesche.

Am Wege steht ein Heuschober. Er setzt sich darauf. Wie traurig war der Kukuk! „O liebe, liebe, liebe mein!“ so singt er und ist todt. Und seit der Zeit kukukt kein Kukuk mehr, sobald er den ersten Heuschober erblickt. —

Das schönste Lied aber, das ich in Gottschee singen hörte, ist wohl das Lied von der braven Stiefmutter. Ich will es in getreuer Uebersetzung geben:*)

Wie früh ist auf klein Lohndirnlein,
Sie geht zur Frau, zur Hauswirthin:
„Ei, Hauswirthin, ihr liebe mein,
Welch seltsamer Traum ist mir gekommen!
Wer mir ihn wohl auslegen kann?
Zwo Sonnen**) gingen mir morgens auf,
Und vor euerm Fenster ein Fähnlein stund.“

Die Frau:

„Klein Lohndirnlein, du liebes mein,
Den Traum leg ich dir selber aus:
Ich werde schwer erkranken bald,
Erkranken bald und sterben bald.
Du wirst heiraten meinen jungen Gemahl;
Ich werde verlassen meine Waislein klein. —
O mach' mit den Waislein was gütlich ist:
Was gütlich und was menschlich ist:
Wenn du deinen wirst geben das weiße Brot,
Gib meinen auch, wenn auch nur schwarzes Brot.
Wenn du deinen wirst geben den rothen Wein,
Gib meinen auch, wenn auch nur Wasser kühl.
Wenn deinen du bettest das Federbett,
So bette auch meinen, wenn auch nur Stroh!“

Erkranket ist die Hauswirthin,
Gestorben ist die Hauswirthin.
Das Dirnlein bekam den jungen Gemahl. —

— Es hat gethan was gütlich ist,
Was gütlich und was menschlich ist: —
Den Waislein gab sie das weiße Brot,
Den eig'nen Kindern das schwarze Brot;
Den Waislein gab sie den rothen Wein,
Den eig'nen gab sie das kühle Wasser;
Den Waislein sie bettet das Federbett,
Den ihren bettete sie mit Stroh.

Da spricht der schöne Hauswirth so:
„Meine Hauswirthin, du liebe mein!
Was gibst Du den Kindern nicht allen gleich?“
„Nur so, mein lieber Hauswirth jung.
Deine erste Frau, die sprach zu mir:
Ich soll nur thun was gütlich ist,
Was gütlich und was menschlich ist.“

Ist hier dem sittlichen Adel der Gesinnung nicht der schlichteste und deshalb vielleicht gerade auch der ergreifendste Ausdruck geliehen?

Die im Traum gesehene Nebensonne deutet wohl an, daß der Hausfrau eine Rivalin gegenüber getreten sei. Da man die Gräber in Krain mit Fahnen schmückt, so deutet die Fahne auf den Tod.

Eine ganze Reihe von Liedern auf heilige Personen in echt volksmäßiger Form hört man in Gottschee, die recht geeignet sind zu zeigen, wie auch solche Stoffe, die dem Volksleben ursprünglich fremd sind, von der Volksdichtung aufgenommen und verarbeitet werden. So auf die heilige Barbara, auf die heilige Regina, auf die Heiligen: Martin, Paulus und Stephan.

Auch hier wird man oft überrascht von sittlich erhebenden Zügen. Der heil. Stephan ist gesteinigt worden und liegt im Sterben. Da kommen seine Angehörigen und fragen Alle: wem er seine Güter vermacht? Da kommt seine Geliebte. Sie fragt nichts als: welche Wunden ihn am meisten schmerzen? Da sagt Stephan: Du, die mich nichts gefragt, als welche Wunden mich am meisten schmerzen, Du sollst meine Güter erben, theile sie mit der Jungfrau Maria.

Die schönsten Lieder darunter sind aber die auf Maria und ihren Sohn, obwohl man immer nur Bruchstücke, einzelne Strophen, hört. Z. B.:

„In der ganzen Welt ist kein Wölklein nicht, vom Himmel fallet kühler Thau. Es ist nicht der kühle Thau, es sind Maria's Thränelein. Sie weint um Jesus, sie pflückt Blumen, um das Kreuz zu schmücken.“ — „Als Jesus zog über das ebne Feld

*) Ich habe es bereits in erneuter Gestalt im Februarheft des „Heimgarten“ mitgetheilt.

**) Ich hörte singen drei Sonnen, glaube aber, daß die Stelle wie oben zu ändern sein wird in zwo Sonnen. Sie sollen ja die Rivalität zwischen dem Lohndirnlein, der Nebensonne und der Hauswirthin vorbedeuten.

(wohl als er das Kreuz trug), fiel auf die Erde ein Schweißtröpflein. Daraus erwuchs ein Weizenstämmlein. Als er zog über steilen Pfad, da ist gefallen ein Blutströpflein. Daraus erwuchs ein Weinreblein. Keine Messe kann gelesen werden, es sei denn dabei Weizenbrot und kühler Wein."

Es sind nur Bruchstücke, einzelne Züge der Geschichte von Jesus und Maria, die so besungen werden. Z. B.: „Es wird Nacht, die Mutter ist voll Angst, daß Jesus nicht heimkommt. Da klopft er an und kommt. „Mit linker Hand macht sie auf die Thür, mit rechter Hand umarmt sie ihn!" — Oder: „Wohl dort auf grüner Alm geht der Morgenstern auf, unten sitzt Maria, unsere liebe Frau. Sie geht vor Johannes Haus, der erzählt ihr: Jesus sei gefangen, gebunden, gegeißelt und gekreuzigt!" — In einem andern Liede erhält sie einen Brief, daß sie ihren Sohn verloren habe. Sie geht nach Jerusalem und findet ihn an's Kreuz geschlagen. Er fragt sie: warum sie weinet. „Wie soll ich nicht weinen bitterlich, wo ich fließen sehe Jesu Blut?"

Man sieht aus all' den Bruchstücken, daß diese heiligen Lieder jetzt außer allem näheren Zusammenhang steh'n mit der geschriebenen Literatur, sie sind ganz Volkseigenthum und werden nicht durch den Unterricht der Schule, sondern außerhalb der Schule von Mund zu Mund fortgepflanzt.

Doch ich will den Ereignissen des täglichen Lebens, dem Volksleben, näher treten. Wie überall beim Volke, so ist auch in Gottschee die Wehrpflicht ein Gegenstand des Kummers. Ein reizendes Lied wird gesungen unter dem Namen: Wenn die Buben in's Heer müssen. — Das Lied lautet: „Es ist heut ein Schreiben gekommen, daß die jungen Buben in's Heer müssen gehn. Es hatte einer eine schöne Geliebte, die wollte mit ihm gehn. „So bleib du nur daheim, bleib daheim!" — „Ich bleibe nicht, ich geh mit Dir." — „Wo wirst du, Liebe, nur dann hingehn, wenn ich in's Feuer muß gehn?" „Wenn du in's Feuer wirst gehn, an der Seite werd' ich dir stehn." — „Wo wirst du, Liebe, nur dann hingehn, wenn mich die Kugel wird treffen?" — „Wenn dich, Lieber, die Kugel wird treffen, da wird mir das Herz zerspringen! — „Wo wirst du, Liebe, nur dann hingehn, wenn ich da liege, gefallen?" — „Wenn du auch wirst sein gefallen, wird doch mir kein andrer gefallen." — „Doch dann, wo wirst du dann hingehn, wenn die Trommeln zum Grab mich begleiten?" — „Wenn die Trommeln zum Grab dich begleiten, werden Glocken zum Grabe mir läuten." —

Reich an poetischen Bräuchen und Sprüchen sind die Hochzeiten. — Am Donnerstag vor der Hochzeit schon, oder am Vorabend, kommen die Gespielen der Braut zu ihr, zum Kränzleinbinden. Auch der Bräutigam mit seinen Gesellen erscheint womöglich zu Pferde. Jeder der Gesellen bekommt von der Braut ein Blumensträußlein, was zugleich als Einladung zur Hochzeit gilt. Braut und Bräutigam erhalten Kränze. Dabei wird ein halb schalkhaft, halb wehmüthiges Lied gesungen: „Heute war ein Jungfräulein fröhlich, so fröhlich wird sie nie mehr sein! Wohl kann sie noch fröhlich werden — aber, da ist sie kein Mägdlein mehr!" u. s. f.

Wenn der Bräutigam die Braut abholt, in früherer Zeit immer zu Pferde (wobei sie sich hinter ihn auf's Pferd setzen mußte), da muß sie von der Mutter Abschied nehmen und singt: „So behüt Euch Gott, Mutter liebe mein, ich seh Euch heut und nimmermehr" — u. s. f.

Nach alter Sitte verlangt sie noch einmal in der Mutter Schrank zu sehen, sie habe etwas vergessen. Das gestattet die Mutter nicht. Damit ist angedeutet, daß sie jetzt hier nichts mehr zu schaffen, daß sie ihre eigene Heimat, ihren eigenen Schrank hat.

Indem sie auf das Pferd sich schwingt und mit dem Geliebten dahinreitet singt man ihr nach:

Sie ist aufgesessen und hat geschluchzt;
Sie ist dahin geritten und hat gejauchzt!

Früher war es Sitte, daß man der Braut, sobald sie zu Pferde saß, einen Trunk Wein reichte; sie trank dem Bräutigam zu und warf dann den Krug hinterwärts über den Kopf. Auf dem Wege nach des Bräutigams Haus, wird vom Hochzeitsgeleite Brot ausgeworfen. Vor des Bräutigams Haus wird ihr der Eintritt scherzhaft verweigert und sie muß gewisse Bedingungen eingehen, bevor man sie einläßt. Da tritt ihr die Schwiegermutter wieder mit einem Becher Weins entgegen, in den sie einen Dukaten wirft, zum Willkomm.

In des Bräutigams Haus ist der Hochzeitschmaus. Hier fehlt es nun auch an einem Lustigmacher nicht, der zugleich Ceremonienmeister ist, die Geiger und Spielleute befehligt und die Hochzeitgeschenke für die Braut mit scherzhaften Sprüchen und Bräuchen einsammelt.

Merkwürdig ist nun, daß man in der höchsten Freude des Hochzeitjubels an manchen Orten in Gottschee das Bedürfniß hat, an den Tod und an die Todten zu denken, sowie bei den Siebenbürger Sachsen und in Ungarn hin und wieder Todtentänze bei Hochzeiten aufgeführt werden.

Mit ganz eigener trauriger Stimme singt ein Chor nach dem Hochzeitschmause das Lied der abgeschiedenen Seelen und dann das Lied vom Sterben, in dem gesungen wird, wie es sein wird, wenn wir sterben; wobei natürlich Jedes an seine lieben Todten denkt, dann an den eigenen Tod und nun der Ausbruch der Wehmuth sich in einem allgemeinen Weinen und Jammern kundgibt. — Die abgeschiedenen Seelen singen: „Ich habe dort gelassen Vater, Mutter, Bruder, Schwester. Sie gedenken meiner nicht. Ich habe dort gelassen Freunde und Freundinnen, sie gedenken meiner nicht. Niemand denket, niemand weiß es, was die armen Seelen Sehnsucht leiden müssen.“ — Die Lebenden aber singen, wie es sein wird, wenn sie sterben werden: „Meine Augen sich verfinstern, sie können die Welt nicht mehr sehen. Dann wird man mich in den Sarg legen und auf den grünen Friedhof tragen! Dort werd' ich schlafen so, so süß!“ — Dort scharrt man mich ein und läßt mich allein draußen liegen. Gleichsam: „Ruhe du nur in küler Erde, das ist ja das Ziel deines Lebens!“ —

Ich will hier schließen. Ich hätte freilich noch Mancherlei mitzutheilen, sowohl Lieder, Kinderreime, als Manches über Sitten und Bräuche und — besonders anziehende Mythen und Sagen. Doch glaube ich auch mit dem Mitgetheilten schon gezeigt zu haben, wie reich das arme, wenig bekannte Ländchen Gottschee, doch an geistigen Gütern, an innerem Leben ist. Ich glaube schon, diese Wahrnehmung muß uns freundlich stimmen für die Bevölkerung dieses Ländchens. Es ist in der That ein tüchtiges, begabtes und wenn man es daheim kennen lernt, höchst liebenswürdig erscheinendes Volk. Ich muß gestehen, daß ich etwas wie Scham fühlte, wenn ich hörte, wie daheim die Gottscheer erzählen, wie sie, wenn sie auf Reisen sind, behandelt werden. Wie man es witzig findet, sich in den Wirthshäusern, wo sie ihre Waaren feilbieten, mit ihnen trockene Späße zu erlauben, wie man ihrer überall spottet ohne allen Grund und wie man sie oft im vorhinein als Betrüger und unredliche Menschen anschnaubt. — „Wohl“ sagte ein alter Gottscheer, „wohl kann es schon geschehen daß einer draußen in der Fremde ein rechter Lump wird! Aber, das hat die Fremde auf dem Gewissen. Von Hause aus ist der Gottscheer meistentheils ein bescheidener, friedlicher und ein rechtschaf-

sener Mensch!" — Die Ehrlichkeit in Gottschee ist am Besten bezeichnet aus folgendem Zug. In dem großen Gasthause „zur Post" befindet sich, wie ich bereits bemerkte, im ersten Stockwerke eine lange Reihe von Gastzimmern, deren eines ich bewohnte. Alle diese Zimmer konnten nicht zugesperrt werden. Ich fragte einmal die Wirthin darüber und sie sagte: „Ist ja das Hausthor bei Nacht auch nicht zu! Mein eigenes Zimmer ist nie geschlossen und, da seh'n Sie her, nicht einmal mein Geldschrank!" Damit öffnete sie denselben und ich sah, daß er nicht leer war (sie war eine reiche Frau). „In Gottschee fällt es Niemandem ein, die Thüren zu sperren; ist auch nicht nöthig!" — Ich muß gestehen, daß ich, seit ich in Gottschee war, mir die armen Jungen selbst, die hier Kastanien verkaufen — es sind durchaus Gottscheer und zwar die allerärmsten — mit ganz andern Augen ansehe als früher. Ich rede auch gerne mit ihnen. Sie freuen sich außerordentlich, wenn sie sehen, daß man ihr Land kennt und wenn man menschlich freundlich zu ihnen spricht.

Wie verhält es sich nun aber mit den Ergebnissen meiner Reise in Bezug auf die Fragen, die ich im Eingang angeregt? Ist Gottschee jenes alte Gutzeka? Sind die Gottscheer Nachkommen der Vandalen, der Guduskaner?

Diese Annahmen von Zeuß sind bei meinem Besuche wohl wie ein Nebel zerflossen und ich konnte bald auf die angeregten Fragen bestimmte Antwort geben.

Die Mundart, die in Gottschee gesprochen wird, ist für den, der sie das erste Mal hört, auch wenn er mit den Mundarten, die ihr am nächsten verwandt sind, vertraut ist, schwer zu verstehen. Sie enthält auch alterthümliche Züge, aber nichts, das über den Sprachstand unserer hochdeutschen Mundarten hinausreichte, nichts, das an Alterthümlichkeit die bekannten Entwicklungsstadien der hochdeutschen Sprache überträfe, ja der Stand der Laute, der Flexion, des Wortschatzes gehört sogar, der Hauptsache nach, der neuesten Periode der hochdeutschen Sprachbildung an.

Die alte Stadt Gutzeka lag viel weiter südlich als Gottschee, südlich der Kulpa, wo das jetzige Otocaz liegt, die Guduskaner waren ein Volk, das gleichfalls südlich der Kulpa zu suchen ist. Das Ländchen Gottschee, nördlich der Kulpa, war aber noch im 14. Jahrhundert ein Urwald, eine unbewohnbare Wildniß, die erst, wie eine Urkunde deutlich besagt, kurz vor dem Jahre 1360 von Deutschen bevölkert worden ist.

Vandalen habe ich demnach nicht gefunden. Was ich fand, war ein armes deutsches Völkchen, ähnlich den Bewohnern der sette und tredici comuni in Italien, ein Splitter des großen deutschen Volkes — in der Fremde. — Manche solche deutsche Sprachinsel in der Fremde ist schon erloschen. In Gottschee selbst sah es 1867 aus, als ob auch dieses Ländchen entnationalisirt werden sollte. Alle Schulen bemühten sich, alle Pfarrer und Kapläne, mit Ausnahme von dreien, waren bestrebt — zu slovenisiren. — Seitdem ist es etwas besser geworden. Ein deutsches Realgymnasium ist in Gottschee errichtet worden, auf den Wunsch der Bevölkerung und es scheint damit ein Eckstein gewonnen, an dem die nationale Ueberfluthung sich hoffentlich brechen wird.

Im Hinblick auf die Volkslieder in Gottschee ergibt sich aber eine ansprechende Vermuthung. Da sie doch unverkennbaren Zusammenhang zeigen mit der allgemein deutschen Balladendichtung, da sie andererseits doch wieder in der Form viel mehr als die anderer Gegenden abweichen von den bekannten Texten der Balladen Deutschlands, so daß ein noch jetzt fortdauernder Liederaustausch und

Verkehr mit Deutschland nicht ersichtlich ist, so drängt sich die Frage auf: haben die Gottscheer diese Lieder bei ihrer Einwanderung, d. i. vor dem Jahre 1360 mitgebracht? — Dies ist nun wohl nicht denkbar, wenigstens von der Mehrzahl nicht. Von den meisten dieser Balladen sind wir nicht berechtigt, ein höheres Alter ihrer Entstehung anzunehmen als das 16., höchstens das 15. Jahrhundert. In dieser Zeit aber, im 15. und 16. Jahrhundert, war das deutsche Element, sowie in und um die sette und tredici comuni und in Südtirol, so auch in Krain, noch stärker an Zahl, so daß ein reger Verkehr dieser deutschen Sporaden untereinander und mit Deutschland noch, ja theilweise ein ununterbrochener Zusammenhang stattfand, der seit der Zeit, bei dem numerischen Schwinden der Deutschen, immer mehr aufgehört hat. — So erklärt sich das Räthsel, daß das deutsche Volkslied in Gottschee zum Theil in auffallend entfremdeter und alterthümlicher Form auftritt, und daß Gottschee doch deutsche Volkslieder besitzt, die gewiß nicht alle so alt sind, daß sie schon bei der Einwanderung der Bevölkerung von Gottschee mitgebracht sein könnten. Auch sie sind ein Zeugniß für den Rückgang des deutschen Einflusses im Süden, das unsere Theilnahme für Gottschee nur erhöhen kann.

Ich fürchte nicht mehr, daß das Völklein untergehen wird; im Gegentheil wird es bei gutem Schulunterricht sich heben; und auch die Theilnahme für dasselbe wird hoffentlich zunehmen, sowie man überhaupt die culturgeschichtliche Bedeutung der deutschen Sporaden in Oesterreich gewiß immer mehr erkennen wird!

Vielleicht darf ich hoffen, auch mit dieser Mittheilung einige Theilnahme erweckt zu haben für das Ländchen Gottschee. — Das ist ja die schönste Seite der Studien, die das Volksleben und die Volkssprache zum Gegenstande haben, daß sie die Liebe zum Volke wecken. Volksschullehrer, die mit Bildungsstolz herabsehen auf Sprache und Sitte des Volkes, dessen Kinder sie unterrichten, wirken nicht glücklich; sobald ihre Theilnahme aber für diese Dinge geweckt ist, sobald sie gewahr werden, daß auch in den Herzen der sogenannten Ungebildeten die Götter wohnen, werden sie die liebevollsten Lehrer und ihr Unterricht wird fruchtbar.

Wir achten die armen Handel treibenden Gottscheer gewöhnlich beinahe den Bettlern gleich; sie sind es nicht. Sie sind äußerst betriebsam und sparsam und trachten unermüdet zu erwerben: um zur Shumittenzeit etwas heimbringen zu können in ihr armes Land. Dort aber sieht man sie wahrhaftig nicht mit Verachtung an! Mit hellem Jauchzen werden sie von den entgegenkommenden Weibern und Mädchen in Empfang genommen! — Und wenn bei ihren Festen daheim jene alten Balladen gesungen werden, von denen wir einige kennen lernten, da ist ihre Seele erhoben und vergessen sind alle Beschwerden, die sie in der Fremde erlitten.

# Wiener Vorstadt-Figuren.

Von Friedrich Schlögl.

## I.

### Der schönste Mann am Grund.

Ich bitte nicht zu lachen. Der Mann hält sich wirklich für den „schönsten Mann" im ganzen Bezirk und wird in seinem unschädlichen Dogma noch alltäglich und allstündlich sogar bestärkt von den Versicherungen gläubigster Seelen, und zwar am meisten und von niemand Geringerem als — von der „Seinigen" selbst. „Is das a Mann! was? der schönste Mann am Grund, dabei bleib i!" ruft sie im stolzen Bewußtsein des Besitzes, wenn er das Haus verläßt, mit wuchtigen Schritten durch die Gasse marschirt, sich an der Ecke umwendet und mit einer loyalen Handbewegung sein Weib, das ihm am offenen Fenster freudetrunken nachsieht, zum Abschiede lächelnd grüßt. „Ist das a Mann!" Nach allen Fenstern blickt sie, um Zeuginnen und Neiderinnen ihres Glückes zu sehen, aber man kümmert sich nicht um sie und nicht um ihn, und so schließt sie denn endlich selbst ihr Observatorium und geht an ihre häusliche Arbeit, nicht ohne seiner mit sehnsüchtigen Seufzern gedenkend, der nun, das Stäbchen in der Rechten nachlässig schwingend und mit der Linken einen derb geschnitzten Cigarrenspitz zwischen den Lippen haltend, den Hut etwas schief in die Stirne gedrückt und bedeutsame Blicke nach allen Seiten werfend, in gravitätischer Ruhe seinen Dienstespflichten entgegen wandelt. Wie glücklich doch dieses Pärchen! . . .

Nun gibt's an „schönen Männern" eigentlich wohl nie und nirgends Mangel. Sie wachsen und gedeihen am Tajo und am Sudan; Nord und Süd zeitigt sie und das Auge des Weibes hängt in glühender Sinneslust an den herrlichen Gestalten, ob diese von blendend weißem oder Ebenholzteint, ob sie von Theer und Thran triefen oder nach Rosenöl duften, ob sie blond gelockt, oder wollig gekraust, ob sie tätowirt und mit Nasenringen geschmückt oder mit einem schmucken Schnurbärtchen geziert, ob sie als elastische Athleten oder als robuste Holzknechte, als graziöse Operntänzer, oder als plumpe Lastträger, als wohlfrisirte Ladenschwengel oder als zottige Zigeuner — „in die Erscheinung treten", ein Herz und auch öfter noch mehr, und mehr als zur Genüge erfreuen sie doch und die factische Eigenthümerin dieses „Schatzes", dieses Racen- und landesüblichen Ideals, dieses relativen Adonis ist stolz auf ihren Besitz, denn der Betreffende ist nach den respectiven Begriffen und Geschmacksrichtungen der Urtheilsberechtigten der — schönste Mann nicht nur im eigenen Gau, sondern auf dem ganzen Erdenrund. Aber unser Mann ist doch noch schöner, er ist der schönste und sein Weib deshalb das stolzeste.

Wie das kommt? Beide sind einfache Menschen, die sich nicht nur gegenseitig genügen, sondern die — Eines auf das Andere — sogar eitel sind. Sie erklärte ihn für den schönsten Mann und er schätzt sie deshalb, weil sie ihn zu schätzen und zu würdigen wußte. So sind Beide glücklich. Er ist kein vornehmer Herr, er bewegt sich vielmehr in sehr bescheidenen Verhältnissen: er ist vielleicht Amtsbote

oder Buchführer in einem mittleren Geschäftshause, diente früher als Corporal oder Feldwebel, oder bei der Hofburgwache und ehelichte nach erhaltenem Abschiede seine Kathi, obwohl ein halbes Hundert vermöglicher Witwen nach seinen vertraulichen Geständnissen ihre Netze nach ihm ausgeworfen. Er ist also kein städtischer Modegeck, wie solche das Pflaster der Promenaden abtreten, nach dem letzten Muster gekleidet und ihre Unwiderstehlichkeit auf Tritt und Schritt verkündend. Unser Mann ist das directe Gegentheil dieser Zierpuppen; von kerniger aber gedrungener Gestalt, ist seine Toilette die unvortheilhafteste, die sich denken läßt. Er kleidet sich nämlich nicht nach seiner Wahl, sondern überläßt die Sorge für seine Hülle seiner Gattin. Die putzt und schmückt ihn nach ihrem Geschmacke. Sie kauft ihm Cravatten, die ihm nicht passen und erkiest Hosen- und Westenstoffe, die schon des Teufels, die aber ihr gefallen. Ihr unterthan in allen Dingen, läßt er mit sich geschehen, wie es ihr beliebt und es belieben ihr die närrischesten Dinge. Gestern ging er durch die Gasse mit einem hellbraunen Gehrock, einer semmelfarbenen Hose, einer rothgestreiften Sammtweste und einer kornblumenblauen Seidencravatte. Es war sein neues Pfingstgewand, daß sie ihm besorgte. Das Beinkleid war zum Zerplatzen und ich befürchtete das Aergste, wenn er das Knie so stramm nach der Seite schleuderte, denn er hält noch immer den Paradeschritt, der sie einst gefangen nahm. Sie regalirte ihn zu seinem Namenstage einem monströsen Siegelringe, zu seinem Geburtstage mit einer riesigen Erbsengoldkette, zu Weihnachten mit grellgeblümten Sacktüchern und zu Neujahr mit einer Busennadel, Washington vorstellend, welchen sie für Radetzky hielt. Sie kauft ihm für die Wintersaison einen stark geschweiften Cylinder und für die Sommerperiode einen neckisch geformten schwefelgelben Strohhut. Sie kleidet ihn vom Fuße bis zum Kopfe, denn ihm fehlt, der an das „Monturfassen" gewöhnt, das Verständniß zum und beim Einkaufe, und so gestattet er auch, nach alter militärischer Gewohnheit, daß bei Ausflügen oder sonstigen Saturnalien die „Casse" von ihr geführt werde.

Glaubt man, daß der Mann „unter dem Pantoffel" sei? Mit nichten. Ihm ist diese Art und Weise bequem und die scheinbare Abhängigkeit ist viel eher ein Ausfluß der Souverainetät, die sich um derlei Lappalien nicht kümmert und zur Austragung solcher Kleinigkeiten — die verantwortliche Ministerin hat. Denn sie ist verantwortlich für jeden Kreuzer und detaillirt das gemeinsame Budget mit buchhalterischer Genauigkeit. Dagegen macht sein Vertrauen und seine Gefügigkeit ihr den schönen Mann noch viel theurer.

Und er ist schön. Breite Schultern, blitzende Augen, von buschigen Brauen beschattet, eine grimmige Adlernase, ein aufrechtgedrehter stachlicher Schnur- und ein dichter Backenbart, zwei Zoll vom Ohrläppchen, und dieses mit einer Linse geschmückt — geben dem Manne ein martialisches Air. Sie sieht es und fühlt es, und er weiß es. Und er weiß noch mehr. Er weiß, daß sämmtliche Weiber mit begehrlichen Augen nach ihm blicken; er weiß, daß, falls es ihn gelüstete, er Unheil in allen Ehen anstiften könnte; er weiß, daß alle Männer auf ihn eifersüchtig, daß alle Väter vor ihm zittern, daß er nur verstohlen blinzeln dürfte und Tags darauf ein Schock Briefe ihm heimlich zugesteckt würde. Aber er lächelt zu zu all' diesen Dummheiten, er beruhigt sein Weib, wenn dieses angstvoll zu ihm emporschaut und ihn prüft, wohin seine Augen gerichtet; er beschwichtigt mit einem hingeworfenen Wort die Besorgte und schwört ihr, daß er Alle sammt und sonders — verachtet. Wie glücklich sie das macht! der schönste Mann! . . .

Einst war's allerdings anders. Ja einst! Wenn er so in's Erzählen kommt

und den Tischnachbarn all' die unzähligen Aventüren berichtet, wobei sein Weib, Brodkügelchen seufzend drehend, mit dem Kopfe bejahend nickt, da vergeht Einem freilich Hören und Sehen. Nirgends Ruhe! Auf dem Posten sogar zwinkerte man ihm zu. Drei- bis vierstöckige Hausfrauen, Gräfinnen und Fürstinnen bewarben sich um seine Gunst — er blieb unerbittlich, bis auf ein paar flüchtige Amourschaften mit einer polnischen und einer ungarischen Comtesse, die ihm nicht vom Leibe gingen. Aber als er seine Kathi fand, jagte er sie Alle zum Kukuk. „Es ist wahr, sagt er, ich war als Bursch nicht übel, als Soldat sogar ein prächtiger Kerl, bin jetzt noch als Mann von — wie alt bin ich, frägt er die Seine — fünfundvierzig? Also: fünfundvierzig — kennt mir's wer an? Was? Aber — das Weibergezücht hab' ich all' mein Lebtag gehaßt, bis auf meine Kathi. Was, Alte?" Wie sie erröthet ...

Ja, sie erröthet, obwohl sie um drei Jahre älter, als er. Sie erröthet aus schönem Schamgefühl und aus Freude, daß der Mann, um den einst so das „Geriß" gewesen, doch ihr Eigenthum geworden. Und nun fährt sie ihm in die Haare und richtet ihm den Schopf in die Höhe, sie bläst die Stäubchen von seinem Rockkragen und die Asche aus seinem Barthaare und wispelt ihm ein paar Worte in's Ohr. Er schmunzelt und läßt eine frische Halbe Wein und eine große Portion Linzertorte bringen, und — dampft weiter. Er schweigt nun geraume Zeit, in der Erinnerung schwelgend und nur in kurzen Zwischenpausen einen kräftigen Schluck nehmend. Dann räuspert er sich, sieht in der Runde umher und ruft mit vernehmbarer Stimme: „Ja, die Weiber!"

Nun lächelt sie und entgegnet schalkhaft: „Gar so stark auftragen, Ignaz, darfst aber doch nit! Wir wissen schon, daß d' ein schöner Mann bist und daß Dich die Frauen gern g'sehn hab'n, aber dessentweg'n brauchst d'r nit gar so viel einz'bilden! Weißt, Ignaz! Hast mich g'hört?" Und sie versetzt ihm einen kleinen Schlag auf die Wange, worauf das eigentliche Schäckern und Liebkosen beginnt, was ihn nöthigt, eine neue Halbe und einen ganzen „Engländer" kommen zu lassen. Dann trinkt und dampft und schmunzelt er weiter, den Backenbart sich nach vorne streichend.

Sie aber fährt, das Backwerk zwischen den Zähnen zermalmend, in ihrer Herzensergießungen lustig fort: „Und schaut er nit gut aus, mein Mann, auf seine Jahr'? Und hab' ich 'n nit sauber ang'legt? Steht ihm nit Alles ganz hübsch und nett? Setz' einmal den Hut auf — den hab' ich ihm erst gestern kauft — daß die G'sellschaft siecht, wie er d'r paßt. So! .. Wirklich fesch! Wie a Stadtherr ... nit wahr? No, da wer'n die Frauen wieder Augen machen ... a recht's Kreuz, wann m'r so ein' hübschen Mann hat, wie m'r auf den Acht geb'n muß ... Du, schau nur, daß ich D'r auf nix komm', sonst ... Und jetzt geh'n m'r! Zahl! ... Im mitter'n Fach sein zwei Einserln .. verstreu' nix ..."

Und sie gehen. Sie gehen bei Tageslicht heim, denn sie wollen von den Leuten noch gesehen werden. Sie gehen langsam, alle Entgegenkommenden musternd und gehen immer langsamer, je näher sie ihrem heimatlichen Bezirke sind. Sie grüßen nach rechts und links, in der Vermuthung, daß man sie zuerst gegrüßt und bleiben nicht ungern stehen, um hier mit einem Hausmeister, dort mit einem Kinde ein paar Worte zu wechseln, in Wahrheit aber, um die Aufmerksamkeit der Passanten und Fenstergucker auf sich zu lenken. Endlich ist man in der Gasse des Wohnhauses und vor diesem selbst allmälig angelangt. Hier rastet man und blickt nochmals grüßend nach sämmtlichen Fenstern, obwohl sich Niemand zeigt. So verzieht man noch einen Augen-

blick ... sie streift den Kehricht, den sie in der Schleppe ihres paperlgrünen Brautkleides mitgezerrt, ab, und er beschreibt mit dem Stäbchen ein Paar Kreise im Sande oder in der Luft, oder dreht es kokett zwischen den Fingern und trällert einige Tacte. Bemerkt und bewundert sie noch Niemand? Da erbarmt sich das Schicksal in Gestalt eines Wasserweibes der Ruhmbedürftigen, die Frau Sandl, die alte Schmeichlerin, die eben herbeihumpelt, reißt die Augen auf und meint: „Ja, aber wie Sö heut wieder ausschau'n, alle Zwa, das is schon aus der Weis'! I sag's ja, alle Tag jünger — und so nobel!" worauf beide vergnügt lächeln und „der schönste Mann vom Grund" auch mit diesem kärglichen Bewunderungs-Almosen zufrieden — in der Thoreinfahrt verschwindet. Trallerala...

Wieder ein glücklicher Tag dieser glücklichen Leute! Mißgönnt ihnen Jemand dies bescheidene Glück? Gewiß keine Seele; aber ich bitte, über sie auch nicht zu lachen!

---

# Auf dem Donatiberg.

Ein Blick ins Land der Wenden.

Menschen fliehen und Berge suchen, — Du gewinnst nichts. Du trägst Dein Menschenthum in sie hinauf und wunderst Dich, wenn es Dir aus allen Höhen herab wieder entgegenschaut.

Dort steht ein Berg mit der lang hinwallenden Saumschleppe seiner Wälder und Schuttströme; seine Brust ist ehern, auf seinem wolkenumwehten Scheitel ist Majestät. Voll stolzer, finsterer Herrlichkeit ragt er aus in's Land. Du hast eine Sehnsucht nach diesem Haupte, Du wähnst von solcher Höhe aus Dein Herz zu laben, Dein Auge zu sättigen an den ausgebreiteten Schönheiten dieser Erde. Du opferst Zeit und Mühe, Dein Ziel zu erreichen, endlich gewinnst Du es und — bist enttäuscht — die stolze Höhe ist nebelkalt und windig.

Dort steht ein Berg, nicht hoch; gedeckt in's Grüne, wie hundert andere Berge, hinter denen er sich am liebsten verbergen möchte. Alles geht an ihm vorbei, bis sich eines Tages ein Spaziergänger auf ihn verirrt und entzückt ist von der Anmuth und Schönheit aller Art, die der anspruchslose Berg ihm bietet.

Und endlich steht dort ein Berg, welcher — beides in sich vereinigend — sich interessant *zeigt* und interessant *ist*. — Zu diesen wenigen liebenswürdigen Gesellen gehört der *Donatiberg* bei Rohitsch.

Er ist lange nicht 3000 Fuß hoch, versteht es aber, sich über dem Hügellande her auffallend genug zu machen. Er schaut den Wenden zu beim Keltern, den Deutschen und Ungarn bei ihrem Feldbau, den kroatischen Schweinhirten und den krainerischen Moorstechern und den Almwirthschaften der Kärntner und Obersteirer. Dabei spielt er mit seiner eigenen Gestalt und zeigt jeder Gegend ein anderes Gesicht. Wer über das Pettauerfeld hinfährt, der sieht hoch über den Weinbergen von Maxau und Neustift einen langen, breihöckerigen Sattel blauen — es ist der Donatiberg. Wer in einer Buchenlaube des Bades Sauerbrunn ruht, dem bangt anfangs vielleicht vor der wilden, schreckhaft scharfen Spitze, die ganz nahe dort wie ein ungeheurer Römerspeer in den Himmel hineinsticht. — Es ist der Donatiberg. Von hier aus scheint er nachgerade unbesteigbar zu sein. Wer die Straße von Agram kommt, dem stellt sich eine wilddurchfurchte Kalkwand entgegen — es ist der Donatiberg. Und wer von den

ungarischen Draunieberungen naht, der wird als Vorboten der karnischen Alpen einen rauhen, scharf emporsteigenden Kegel vor sich sehen — den ersten Berg mit deutschem Namen, den Donatiberg.

Kein Wunder, daß so verschiedenartige Reclame zahlreiche Gäste heranlockt, die aber, wie das sonst bei Reclamsachen nicht immer der Fall ist, noch viel mehr finden, als sie erwarten konnten. Am Tage des Herrn Himmelfahrt fühlte ich den Hang, in Ermanglung des Oelberges auf einen andern Berg zu steigen, um die Wunder Gottes zu preisen; aber ich fand einen, der vorwiegend heidnische Erinnerungen in mir aufweckte. In dieser Gegend ausgegrabene Bronzegegenstände erzählen uns von den Kelten. Diese Alten hatten auf der Höhe des Donatiberges einen Sonnentempel erbaut, von welchem später die Römer nur mehr Trümmer vorfanden. War er der Hertha geweiht gewesen? jener Hertha, deren Bildniß von auserlesenen Sklaven gereinigt wurde und wofür diese Sklaven zur Ehre der Göttin stets erwürgt worden sind? Manche Denksteine dieser Gegend erzählen von Menschenopfern, die noch um die Zeit Christi hier verübt worden sind. Der Berg Donati ist dem Gotte des Donners und Blitzes geweiht und war das wahrscheinlich auch bei den Alten. Der alte Blitzschleuderer hieß bekanntlich Donar. Der Berg kann Donarberg geheißen haben. Als aber nachher das Christenthum kam, welches einen heidnischen Donar nicht brauchen konnte, hingegen doch einen Blitz- und Wetterpatron haben wollte, die Leute aber althergebrachte Namen nicht mehr vergessen mögen, hat es aus dem Donar einen Donat gemacht und gesagt, es wäre der heilige Bischof Donatus damit gemeint und Donatus sei ein großer Schutzpatron gegen böse Wetter, Blitz und Donner. Auf der Spitze des Berges, wo einst der Sonnentempel gestanden war, haben sie dem Heiligen ein Kirchlein gebaut. Aber was geschah? Der Blitz hat dem Blitzpatron das Haus über dem Kopf angezündet. (1740). Nichtsdestoweniger verlor Donatus durch diesen Schlag an Ansehen bei den Leuten; sie schossen Gaben zusammen, bauten auf der Bergeshöhe die Kirche wieder auf und wallfahrteten eifriger denn je zu demselben hinan. Da schlug der Blitz abermals ein und zwar während einer Messe; 40 Personen sind dabei theils getödtet, theils geschädigt worden. Die Glocken des Kirchleins aber hat der Blitz — wie die Sage geht — hoch über den Urwald und das Gefelse an jene Stelle hinabgeschleudert, wo heute am Fuße des Donatiberges das neue Kirchlein steht und wo der vom Blitze vertriebene Wetterpatron von der weiten Umgebung hoch verehrt wird.

Der Aufstieg auf den Donatiberg ist leicht. Zwischen Garten- und Wiesenwegen, bevor man zum eigentlichen Berg kommt, der so wild aussieht, geht's noch am steilsten. Von der Einsattlung, die den Berg westlich mit den Wotsch verbindet, geht der Steig in neunzehn Schlangenwindungen durch den herrlichen Buchenwald empor. Der Charakter des Urwaldes. Die Hainbuche, die Eiche, der Ahorn, die Grauerle und Stechpalme haben hier ihre Herrschaft. Die nordische Tanne ist fremd, sie würde unter den hundertfältigen Umarmungen des Laubgehölzes ersticken. 's ist ein wildes Geschlecht, dieses Laubholz, wenn es nicht erzogen wird. Wie die Bäume hier wachsen, so stehen sie in ihren riesigen, oft abenteuerlichen Gestalten da; wie sie altersmorsch zusammenbrechen, so liegen die wuchtigsten Strünke hingeworfen am steilen Hang. Und wenn tief unter den Füßen des Wanderers der Wind in den Kronen braust, so ist es zu hören, wie das Tosen des Meeres. Die Flora des Donatiberges ist reich an seltenen Pflanzen, seine Vogelwelt eine überaus lebendige. Dort in der

Buchenkrone der Sperber, auf der Felskante der Thurmfalke, in jener hohlen Eiche der Steinkauz, die Dohle und die Elster nicht weit, sogar Meister Specht, der Zimmermann, dann die Finken, die Ammern, Lerchen, Meisen, Drosseln; der kleinwinzige Zaunkönig, die niedliche Grasmücke und die gefeierte Primadonna Nachtigall. Und das flatterhafte Volk der Wildtauben und Waldhühner und so fort in den Reihen, die den Donatiberg umschwirren, umjubeln und umkreischen — verfolgend und verfolgt — die meisten beneidet von den Menschen, die wenigsten sich ungetrübt freuend an ihrem Vogeldasein im grünen Walde. Aber auch der Geologe, den wir im seinen Forschungen hier nicht weiter folgen können, wird hochbefriedigt von dem merkwürdigen Berge niedersteigen.

Auf der Höhe, wo einst der Heidentempel und dann das Christenkirchlein gestanden waren, erhebt sich heute das alpine Wahrzeichen der Touristenwelt, die auf drei Holzfüßen stehende Pyramide, gegen welche der Blitz bisher noch keinen Speer geschleudert hat. Und von diesem 2800 Fuß hohen Berge hat man bei günstigem Wetter eine wunderbare, eine fast unglaubliche Fernsicht. Man soll — wie G. Jäger behauptet — vom Donatiberg aus den 15.000sten Theil der ganzen Erdoberfläche übersehen können. — Im Süden waldbedeckte Höhen und Berge, welche sich durch collegiales Entgegenkommen und Händereichen in einander verschlingen. In der Nähe unten haben wir den Markt Rohitsch, aber von Sauerbrunn bekommen wir nicht viel zu sehen, das duckt sich gar behaglich in die grünen Polster seiner buschigen Hügel. Allzubescheiden! Aber man weiß dirs doch zu danken, daß schon Tausende an deinen sauren Quellen Gesundheit getrunken haben und daß alle Welt Wasser schlürft aus deiner Schlucht, von der aus alljährlich über eine Million Sauerbrunnflaschen nach allen Gegenden verschickt werden. Rückwärts dehnt sich die Hochebene von Bärnek und das liebliche Thal St. Marein mit seiner großen Wallfahrtskirche und der Heiligenstiege, auf welcher mancher Pilger bis zu der hochgelegenen Rochus-Kapelle knieend hinaufsteigt. Man sieht die Berge von Tüffer und Steinbrück, sieht auch das Haupt des Plesche, der im vorigen Winter seinen Panzer in's Sannthal geschleudert hat. Dann schwimmt der Blick über das blaue Wellenmeer der krainerischen Berge, bis er in weitester Ferne hängen bleibt an der weißen Narbe des Schneeberges am Karst. Dann die Waldeshänge von Reichenburg, dessen Schlösser einst zwei feindliche Brüder bewohnten, die in einem und demselben Momente ihr Feuerrohr gegen einander richteten, gleichzeitig abschossen und sich gegenseitig tödteten. Ihre Schädel werden noch heute in einer Nische der dortigen Schloßkapelle aufbewahrt und gezeigt. Wenn man ihre Gesichtsseiten einander zukehrt, so wenden sie sich in der Nacht wieder auseinander. — Nicht weit davon liegt das Schloß Thurn am Hart, die Heimat und Ruhestätte Anastasius Grün's.

Näher erscheinen die forstreichen Berge von Lichtenwald, das breit aufgebaute Wachergebirge u. s. w. in vielfachen Ketten, stets übersäet mit den schimmernden Punkten von Kirchen und Schlössern.

Wenden wir uns gegen Osten, so stößt der Blick an die Berge bei Agram und fliegt hin über die fruchtbaren Ebenen Croatiens — fort in's Weite bis hinab zu den blauen Bergen an der Glima und dem Kapellagebirge in Dalmatien — den Wächtern an der türkischen Grenze.

Die Vorpartien dieses seltsamen Flachbildes liegen im Gebiete der Veste Teschenitz, der Heimat der Veronika von Teschenitz. Der junge Graf Friedrich von Cilli hatte seine Gemahlin im Ehebette ermordet und hierauf ein

schönes Kammermädchen derselben, die Tochter eines armen croatischen Edelmannes, eben die reizende Veronika von Teschenitz, zum ehelichen Gespons erkoren, aber der alte ahnenstolze Graf von Cilli war mit solcher Wahl nicht einverstanden. Er ließ die Schwiegertochter gefangen nehmen und auf der Veste Osterwitz im Sannthale in einer Badewanne ertränken.

Weiterhin breitet sich Sagorien, das Land hinter den Bergen, die sogenannte croatische Schweiz mit ihren Saatfeldern, Triften, üppigen Wein- und Obstgärten, riesigen Eichen-, Buchen-, echten Kastanienwäldern und Heilquellen — ein reiches Land voll geselliger, gastlicher Bewohner, die keinen Wein ausführen, sondern den Fremden in ihrem eigenen Lande damit bewirthen.

Kehren wir uns allmälig dem Norden zu, dem Hügelgelände zwischen der Wotschkette und dem Pettauer Felde. Schöne Höhen! uns gegen Süden wenden die meisten ihre Weingärten zu, während sie gegen Norden die Pelzmäntel ihrer Buchenwälder drehen. Es ist das wendische Ländchen der „Koloser" — vielleicht nach dem römischen Colis (Hügel—Hügelbewohner). Die Koloser sind ein lustig Völklein, lieben Wein, Weib und Gesang, bleiben frisch ihr Leben lang. Sind genügsam bei Bohnen und Kartoffeln und mit ihren gewöhnlich nur aus weißer Leinwand bestehenden Kleidern. Haben sie was, so verlegen sie sich nicht sonderlich auf's Sparen, so daß ein Volkswort von den Kolosern sagt: „Auf dem Hinweg schälen sie die Aepfel und auf dem Rückweg suchen und essen sie die Schalen". — Keine geschlossenen Dörfer, sondern nur einzelnstehende Gehöfte und Winzerhäuser schmücken die engen Thäler und sonnigen Lehnen — im Halbkreise ihrer vier Pfarrkirchen St. Nikolaus bei Sauritsch, St. Barbara nächst Ankenstein, St. Andrä in Leskowetz und Dreifaltigkeit. Darüber hinaus, hinter dem Draufluſſe, verzweigen sich die berühmten Weinberge von Kerschbach, Jerusalem und Luttenberg.

Dort am schimmernden Bande der Drau das hochragende Schloß Ankenstein; dort sich an die Rebenhügel schmiegend, das Schloß Dornau, auch ein Landsitz des Dichters Anastasius Grün; dort die Thürme von Großsonntag, wo 1518 am Ostersonntag die deutschen Ordensritter einen großen Sieg über die Türken erfochten haben. Und endlich zieht der hoch den Dolomiten entsprungene Fluß hinaus in die unbegrenzten Ebenen Ungarns, wo Erd' und Himmel in einander verschwimmen und wo an einer Stelle nur noch das matte Schimmern den Spiegel des Platten-See's vermuthen läßt.

Wir wenden unser Auge wieder der lieben Steiermark zu. Hier dehnt sich das weite Dreieck des Pettauerfeldes, der Boden blutiger Schlachten; dort die Stadt Pettau mit den weißen Mauern ihres Schlosses und mit dem finstergrauen Thurm voll Römersteinen und Denkmälern aus den Tagen der Ritter und Herren — Pettau — ein altes Buch aus alter Zeit. Näher an uns die strahlende Wallfahrtskirche Maria-Neustift, eine der schönsten gothischen Bauten des Landes; dort auf schmächtigem Hügel, aus einer Baumgruppe hervorstrebend, steht die Rochus-Kapelle, in deren Grundfesten seltsame Münzen begraben liegen sollen und in deren Mauern nach dem Volksglauben dereinst die Wiege des Antichrist stehen wird. Im Hintergrunde, an den windischen Büheln starrt der kühne Bau der alten Templerburg Wurmberg in die Wellen der Drau. Weiter oben an kahle Berge sich lehnend die Stadt Marburg. Anmuthig zu sehen ist der muntere Hügelreigen der windischen Büheln mit seinen farbenspielenden Wein-, Obstgärten und Fruchtfeldern, Winzerhäusern und

Thürmen, bis hin zu den Ufern der Mur. Ein gesegneter Landstrich! Dort waltet zur Zeit der Weinlese Pöllerknall, Becherklang, Musik und heiteres Spiel — unter der traubenreifenden Sonne Homers. — Weit über den Büheln her leuchten die Hochschlösser Mureck und Radkersburg, die Gleichenbergerkögel mit ihrer Burg, dann die stolze Veste Riegersburg, die Pyramide des Kulm, das blaue Band des Rabenwaldes und die hohe Tafel des Grazer Schöckel. Ueber die Fischbacheralpen bis zum Wechsel und zum Schneeberg in Oesterreich dringt der Blick. — Weiter links dehnen sich die schneegesprenkelten Massen des Hochschwab, dann ziehen die Gleinalpe, die Kor- und Schwanbergeralpen bis zum Posruck den Grenzwall.

Im Westen endlich erhebt sich das hohe Urwaldgebirge des Bacher — eine finstere Welt für sich, hier nur von seiner heitersten Seite sichtbar. Da stehen sie zu Hunderttausenden in ihrer stämmigsten Ursprünglichkeit, die Laub- und Nadelhölzer, aus deren abwärts strebendem Geäste der Baumbart in langen grauen Strähnen nieder webt in die ewigen Schatten, die nur selten ein Blitzstrahl der Sonne durchbricht. Doch gesellt sich zu dem Rauschen des Windes, zu dem Aufschrei des Adlers nun auch der Wiederhall der Holzaxt, welche ausgeschickt ist von hungerigen Glashütten, Eisenwerken und Brettersägen, um Nahrung heimzubringen. Und in den Niederungen des Bacher wieder die Wiesen, Saatfelder, Weingärten — die edlen Raster-, Pickerer-, Brandner-, Gonobitzer-, Radiseller- und Rittersbergerreben; und wieder Schlösser, Dörfer und die fünfzig Kirchen des Pacher. Das Schloß Windenau mit seinen reichen Sammlungen und seinem großen Wildparke, in dessen Nähe eine Stadt begraben liegen soll; Windisch-Feistritz, Gonobitz, Neuhaus u. s. w. — Ueber den Bacher herein aber schimmert in reinen Morgenstunden der Glanzpunkt des herrlichen Bildes — niemand Geringerer als — die Spitze des Großglockners.

Weiter links haben wir die schroffen Felshörner des Weitensteinerthales mit seinen schreienden Bächen, brummenden Waldmühlen und tobenden Eisenhämmern und mit seinen malerischen Ruinen. Dann das alte Seebecken des Schallthales mit seinem hohen Ursulaberg, auf welchem eine Wallfahrtskirche steht, die ihren Eingang in Kärnten, ihren Hochaltar aber in Steiermark hat. Dann noch die hohe Petzen, in Erinnerung als der Stammsitz der uralten kärntnerischen Raubfirma: „Meister Petz und Söhne.“ – Und endlich kommen hinter grünen Waldpölstern abenteuerlich aufstrebend die herrlichen Riesen der Sulzbacheralpen — die hörnernen Grenzwarten zwischen Steiermark, Kärnten und Krain: Vor allem Rinka, der felszerrissene, schneedurchfurchte Gigant, auch genannt der Grantige, dieser Alpen Zwingherr und Fürst. Wenn sich am Meeresstrande der Adria 1350 stattliche Männer übereinander stellen, so ist des obersten Haupt so hoch, als wie der Felsenscheitel der Rinka. Dann der kahle Zahn der Oistrizza, die nackte Weißwand der Raduha und im Hintergrunde als auswärtiges Ehrenmitglied der über 10.000′ hoch in den Wolken schwebende Terglou. In die Tiefen der merkwürdigen Thäler, die zwischen diesen Bergen ruhen, sehen wir freilich nicht nieder — wissen nichts von dem einsamen Alpendörfchen Sulzbach, das vor wenigen Jahren in einem großen deutschen Wochenblatte als die größte Räuberburg Deutschlands bezeichnet worden ist; wissen nichts von der schauerlichen Felsenspalte, der „Nadel“, nichts von den schäumenden Wasserfällen der Rinka. Wir sehen die Sann erst als stattlichen Fluß, wo sie ihre

Wildheit längst abgelegt hat und durch das grüne Sannthal an Flecken und Schlössern vorbei — dem schönen Cilli zueilt. — Cilli! einst so prächtig jetzt ohnmächtig. Wie die morschen Gebeine des Goliath liegen die epheuumsponnenen Ruinen hingestreckt.

Näher an uns heran grünen die Auen von Süßenberg, Lemberg, Kostreinitz und die schattige Waldschlucht mit der zerstörten Karthause Seiz — der größten Deutschlands. Von Ottokar dem ersten Traungauer, wurde sie 1151 gegründet, von Josef II. 1781 aufgehoben. Die Gebeine des Stifters und seiner Gemahlin, welche früher im Kloster ruhten, sind in das Stift Rein bei Graz übertragen worden. — Noch finden wir in unserer Nähe am Wotschberg die Kirchen Maria Loretto und St. Florian und die in idyllischem Hochthale geborgene Nikolaikirche, welche der heilige Nikolaus persönlich herauf getragen haben soll. Am Fuße des Berges noch das versteckte Schloß Studenitz und das alte Nonnenkloster Gnadenprunn, wo man seit hundert Jahren vergebens nach Horaklängen lauscht. Nicht weit davon entstürzen dem Nordabhange des Wotsch zwei mächtige, aber unbeständige Bäche, aus welchen oft blinde Forellen von ungewöhnlicher Größe zu Tage kommen. Man vermuthet hier einen unterirdischen See.

An all' dem nun hat sich Geist und Auge satt getrunken. Aber den Gaumen dürstet. Ich setzte mich hin auf dem Steingrund, wo einst der Tempel gestanden, lugte zwischen den Buchenkronen hinaus in's Pettauerfeld und sagte zu meinem Burschen: „Jetzt gib mir einmal Wein.“

Der wackere Wende war auf diese Forderung wohl vorbereitet; aus einer gewichtigen Flasche, wie sie solche unten für Sauerbrunn erzeugen, goß er Wein in ein Trinkglas. Der Wein war unten am Fuße des Berges gewachsen im vorigen Jahre. Sein Geschmack war zuerst süß, dann sauer und zuletzt herb. Wo ist mein lieber Bleizucker, den ich in der Stadt oft mit so gutem Gelde bezahlt habe? Wer soll mich morgen erinnern an das viele lustige Trinken hier, wenn das Kopfweh fehlt? — So erging mir's noch nie als bei diesem Weine; je mehr ich trank, desto durstiger ward ich. Desto durstiger und desto lustiger. Und mein Bursche will gehört haben, daß ich schließlich glasschwingend das „Hoch vom Dachstein“ in slavischer Sprache sang.

Und bin reich an Seligkeit niedergestiegen von der freundlichen Höhe, auf die ich Jeden weise, der mit kleiner Müh' und großer Augenlust das schöne Land der Wenden kennen lernen will.

R.

# Aus der Schreckenschronik Steiermarks.

Vom eilften bis zum siebzehnten Jahrhundert.

Es ist kein Wunder, wenn die Welt mit der Zunahme ihres Wissens und ihrer Erkenntniß lebhaft und immer lebhafter nach vorwärts drängt, denn hinter uns liegt nicht viel Gutes. Trotzdem der Chronisten Zahl aus früheren Zeiten eine armselig geringe ist, genügen die Aufzeichnungen doch, um eine etwaige Sehnsucht nach der „guten alten Zeit" vollständig zu verleiden.

Die Menschen aus jenen Jahrhunderten und ihr geistiges Leben sind uns heute fremd und völlig unbegreiflich; aber auch die Drangsale sind es, die unsere Vorfahren so oft und schwer heimgesucht haben. Ganz anders geartet als heute schien damals die Natur, schreckhaft, feindselig, gespenstig, unlogisch. So wird sie uns geschildert. Aber die Beobachtungen und Schilderungen, Auswüchse der Phantasie, wurden von verwirrten Forschern gemacht, denn die Menschen waren krank. Pest, Krieg und Hunger waren freilich schreckliche Dinge, aber der Leute Furcht und Angst vor diesen Plagen war über alle Maßen groß und erzeugte die krankhaftesten Phantasien und oft selbst das gefürchtete Uebel; besonders zu den Pestzeiten. War aber die Noth einmal da, dann verwandelte sich die Angst nicht selten in ausgelassene Genußsucht, in eine wilde Gier, die Sinne noch einmal zu sättigen, die Leidenschaften zu befriedigen, bevor es aus war. Es war eine frivole Zeit — trotz der Gottesgeißeln. Unter dem Landvolke z. B. hatte die Sittenlosigkeit so sehr überhand genommen, daß fast Niemand einen Knecht bekommen konnte, außer er gestattete ihm eine Dirne zum Zusammenleben. Orgien aller Art, Verschwendung, Streit und Hader, aber auch abscheuliche religiöse Ausartungen rasten Arm in Arm mit den Plagen, mit dem großen Sterben dahin. Der schöne Lebensgenuß jener Blüthezeit der Poesie und des idealen Schwunges wurde in plumpe, rohe Schwelgerei, die keusche deutsche Zucht in grobe, alle Stände gleich beherrschende Sinneslust verkehrt. Die unsinnigsten, frechsten Kleidermoden gefielen, die Händelsucht durchwühlte alle Ordnung. Dabei gab es kirchliche Umzüge allerorts. Sie zogen daher, arm und reich, jung und alt, Bauern und Kriegsleute, entblößt bis zum Gürtel, das Haupt verhüllt mit einem linnenen Tuche, die Kreuzfahne voran, brennende Kerzen und Geißeln in den Händen, mit denen sie sich bis auf's Blut zerfleischten. So wanderten sie unter frommen Gesängen von Land zu Land, von Stadt zu Stadt, von Kirche zu Kirche. Und die es sahen, wurden davon ergriffen, weinten, warfen sich nackt zu Boden in den Schnee oder Koth.

Selbst die Besten der Zeit unterlagen dem Wahn. Und die Gelehrten haben den unnatürlichsten, aberwitzigsten Dingen, die in der Natur bemerkt worden sein sollten und die Leute zur Narrheit verwirrten, nicht widersprochen.

Ja, der Menschen Seelen waren krank. Das große Sterben und all die schrecklichen Plagen des Mittelalters, die so oft die Länder durchflutheten, hatten die Leute nervös gemacht.

Wer sich ein klares und ausführliches Bild von diesen traurigen Zeiten verschaffen will, der lese die „Geschichte der Pest in Steiermark“ von Dr. Richard Peinlich (Vereinsbuchdruckerei, Graz, 1877). Der „Heimgarten“ hat in seinem 3. Hefte bereits auf dieses treffliche Werk hingewiesen. Seither ist der erste Band davon vollständig erschienen. Er behandelt nicht allein die Geschichte der Pest von den ältesten Zeiten an bis zur großen Sterbe der Jahre 1679—1685, sondern berührt auch alle anderen Heimsuchungen, als: Krieg, Feuersbrünste, Naturereignisse u. s. w., die Steiermark getroffen haben, und er zieht alle großen Weltereignisse, die im Laufe der behandelten Jahrhunderte sich zutrugen, in den Kreis des Werkes.

Ein Auszug aus den bezeichnendsten Abschnitten dieser Schreckenschronik möge den Freunden der Culturgeschichte unseres Alpenlandes nicht vorenthalten bleiben.

Im Lapidarstil geschrieben, wird dieser Auszug ein drastisches, merkwürdiges Bild aus den Zeiten unserer Voreltern entrollen. Merkwürdig sind die Thatsachen, aber noch merkwürdiger ist das Verhältniß des menschlichen Geistes zu diesen Thatsachen. Welch' ein Aberglauben, welche Sinnestäuschungen, welche Dunkelheit in allen Köpfen! In Wahnwitz befangen alle Gelehrten und Chronisten, die uns oft etwas ganz anderes erzählen, als was sie aufschreiben sollten.

Lassen wir Wahrheit und Wahn durcheinander folgen.

Der Opfer, welche die Pest in einem Zeitraume von 400 Jahren auch in unserem Lande dahingerafft, sind unzählige. Um nicht in eine allzuferne Zeit zurückzugreifen, sind vom Jahre 1349 bis 1716 in Steiermark siebzig Pestjahre gewesen.

Ein Geschichtsschreiber erzählt aus dem 11. Jahrhundert: Es geschahen um diese Zeit viel seltsame, erschreckliche Wunderzeichen. Man sah den Himmel brennen, die Sonne und der Mond wurden wider die Natur oftmals verfinstert; die Sterne fielen vom Himmel herab auf die Erde, man sah feurige Flammen und Pfeile in der Luft daherfliegen, es erschienen seltsame Gestirne wie Kometen, ganze Kriegsheere am Himmel stehen; feurige Thiere und Geflügel erhoben sich in der Luft so haufenweise, daß die Sonne davon verdeckt ward. Es wurden viel grausame, schreckliche Wetter. — Auch Feuer vom Himmel fiel mancherlei herab. — Es kamen große Wassergüsse und Theuerung. Es kam ein großes Sterben an der Pestilenz. Man schreibt auch, daß ganze Blutströme geflossen sind. So man auf eine Zeit das Brod aus dem Ofen nahm und ausschnitt, fielen etliche Tropfen Blutes heraus. Fand auch kleine Kreuzlein in der Menschen Kleider. Die heimischen Vögel, Pfauen, Hühner und Gänse sind von den Menschenwohnungen hinweg gegen den Wald geflogen und daselbst verwildert.

Das Volk wußte auch von anderen Vorzeichen der Pest zu erzählen. Da gab es in der Luft Erscheinungen von Leichenzügen und Todtenbahren, klagende Stimmen, seltsames Getöse von den Kirchhöfen her, gespensterhaftes Klopfen und Fallen in den Häusern. Um die Siechenhäuser flogen Raben zu Paar und Paar u. s. w.

Im Jahre 1158 ist das außerordentlich reichhaltige Silberbergwerk zu Zeiring durch eine hereinbrechende Wasserfluth (wahrscheinlich von einem Erdbeben veranlaßt) für immer ertränkt worden. Bei anderthalb tausend Menschenleben gingen dabei zu Grunde.

Im Jahre 1186 grünten in Steiermark und Kärnten im Jänner die Wiesen und blühten die Bäume. Im Februar reifte das Obst, im Mai erntete man die Getreide, im August hielt man Weinlese. Doch der Winter

begann schon zur Sommerszeit. Aber auch die Pest hielt bald darauf ihre Ernte und raffte fast die Hälfte der Einwohner dahin.

In den Jahren 1195 und 1196 kamen ungeheuere Heuschreckenzüge nach Steiermark. — Es waren auch Haberschrecken, die hatten vier Flügel und waren so groß wie Sperlinge. Wenn sie aufflogen, war es so finster, als ob es nebelig wäre.

Um das Jahr 1241 war große Hungersnoth. Durch dieselbe gingen mehr Menschen zu Grunde, als früher im Kriege mit den Heiden. Man aß — wie der Chronist von Leoben erzählt — Hunde-, Ratten- und Menschenfleisch. Letzteres wurde öffentlich auf dem Markte feilgeboten. — Dann nahmen die räuberischen und Niemanden verschonenden Wölfe so arg überhand, daß an einschichtigen Orten kaum Jemand aus dem Hause zu gehen wagte.

Im Jahre 1267 stürzte durch ein furchtbares Erdbeben das feste Bergschloß Kindberg zusammen und rollte in Trümmern den Berg herab.

Im Jahre 1275, am 28. August brach in Graz eine große Feuersbrunst aus, welche die ganze Stadt bis auf den Grund zerstörte, wobei ungefähr 200 Menschen in den Flammen um's Leben kamen.

Im August des Jahres 1307 ereignete sich ein Regen, wobei an einem Orte in Steiermark vom Himmel zerfasertes Fleisch in Stücken von der Größe eines kleinen Fingers niederfiel. Es schien gewissermaßen gekocht, war aber blutig gefärbt und hatte einen abscheulichen Geschmack. (Etwas viel Erfreulicheres erzählt um 200 Jahre später ein Kärntner Chronist: Im Jahre 1648 hatte Kärnten einen Kornregen, woraus ein sehr gutes Brot gebacken wurde, wovon man auch dem Kaiser nach Wien schickte.)

Im Jahre 1309 kamen wieder die Heuschrecken. Sie waren fast so groß wie Staare, hatten um den Hals ein hörnenes Halsband und auch der Schnabel hatte den Anschein, als ob er von Horn gewesen wäre. Bei Windisch-Feistritz fraßen sie einen Reiter mitsammt dem Pferde.

Im Jahre 1335, am Festtage des heiligen Apostels Andreas, ritten einige Leute aus Knittelfeld gegen die Gleinalpe hin durch das Thal. Diese sahen am Himmel folgende Zeichen: Die eigentliche Sonne hatte zu beiden Seiten zwei Sonnen, gleich an Licht und Größe, ein Ring umgab alle diese Sonnen, welcher unten eine Oeffnung hatte; aus der Mitte eines Ringes hing ein Kreuz herab von weißer und rother Farbe und in der Länge von 5 Ellen. Dabei befand sich etwas ungemein Leuchtendes, das Aehnlichkeit mit einem großen Schiffe hatte. Als diese Erscheinungen verschwanden, erschien in der Nacht eine leuchtende Straße von Aufgang bis zum Niedergange. — Die Leute wurden in großen Schrecken versetzt.

Im Jahre 1348 war ein Erdbeben, welches in Steiermark, Kärnten und Krain 40 Schlösser und Städte in Ruinen verwandelte. Darauf brach die Pest los, daß ganze Ortschaften ausstarben.

Im Jahre 1349 fand in Graz eine große Judenverfolgung statt, da man diesen Menschen die Vergiftung der Brunnen und Verbreitung der Seuchen zuschrieb.

Um das Jahr 1472 kamen Hungersnoth und Heuschrecken, welche bei Knittelfeld in solcher Stärke einfielen, daß ihre Haufen den Leuten bis an die Schenkel reichten. Glockengeläute, das Abfeuern von Donnerbüchsen und das Geschrei der Leute soll dieselben endlich verscheucht haben. Im Jahre 1473 herrschte eine solche Hitze, daß die Erde glühte und die Baumwurzeln in Brand geriethen. Zur gleichen Zeit kamen die Türken und die Pestilenz.

Im Jahre 1474 blühten in Voran schon um den 12. März die Bäume, dann brach die Pest aus und wüthete

arg, besonders in der Gegend am Wechsel.

Auf einem Votivgemälde der Domkirche in Graz steht folgende Inschrift:

„1480 Umb unſ' Frauntag sind hie zu Gratz Gotsplag drey gewesen. Haberschrekh, Türke vnd pestilenz vnd jede so groß, dasz dem Menschen vnerhörlich ist, got sey vns gnädi".

Im Jahre 1486 kamen oberhalb der Stadt Pettau eine Menge Nattern in die Drau, die man daselbst durch die Brücke schwimmen sah, und sie wurden auf 1000 Stück geschätzt. In Ankenstein krochen sie aus dem Wasser auf das Land; durch Schießen und Feuer trieb man sie wieder in die Drau — wo sie hernach hinkamen, ist nicht wissentlich.

Im Jahre 1504 war ein sonderbarer Komet, so hell wie der Vollmond, der zu Anfang November den nächtlichen Wanderern bis zum Frühroth geleuchtet hat. Darauf folgten Sturm, Hagel, Erdbeben und Pestilenz. Zu Gosdorf bei Mureck sind in dieser Zeit der Sage nach bei 200 Menschen an der Pest gestorben und nur ein einziges Bauernhaus ist verschont geblieben.

Im Jahre 1516 ist in Untersteier ein schrecklicher Bauernaufstand losgebrochen. Derselbe war 80.000 Mann stark. 161 Rädelführer und Aufwiegler sind in Graz enthauptet worden.

In den Jahren 1529 und 1531 waren große Türkeneinfälle.

Eine Inschrift am Kirchthurme zu Krieglach lautet: Anno 1541 seint in die 1600 Personen von Jakobi bis hin auf Martini gestorben. Gott wolle ihnen gnädig sein. — Drei Jahre später sind die Heuschrecken im Mürzthal gewesen.

Gar seltsam ist, was man im Jahre 1543 in Obersteier am Himmel sah, nämlich einen schwarzen Stern, ihm gegenüber ein großes Geschütz, aus welchem große Kugeln gegen die Sonne geschossen wurden. Diese Kugeln warfen einen Schatten auf die Erde, der Farbe nach wie ein Regenbogen. Nahe an der Sonne erschienen viele Türkenköpfe mit ihren langen Hälsen und geflochtenen Binden (Turban), wie auch ein langer dicker Storch mit einer Kette gefesselt. Darauf folgte die Pest in ganz Steiermark.

Im Jahre 1545 vom 23. bis 25. April schien die Sonne so trüb, glanzlos und röthlich, daß man zur Mittagszeit die Sterne am Himmel sah.

Im Jahre 1570 war in Untersteier (und Kärnten) eine solche Hungersnoth, daß die Bauern sich mit Brod aus Erlenrinde, gedörrten Rebenschoßen, Eicheln und Wurzeln zu ernähren suchten, frisches Gras aßen, wie das Vieh auf der Weide, und daß man verhungerte Personen auf der Straße liegend fand, aus deren Mund noch der letzte Bissen Gras hervorragte.

Im Jahre 1609 begab es sich, daß zu Radach, nächst St. Leonhard in den windischen Büheln, viele Tausende großer Mäuse einer zuvor niemals gesehenen Art aus der Erde kamen und die Gersten- und Roggenäcker bis auf den Grund abfraßen. Eine Ueberschwemmung trieb sie in die Weinberge, — da kam ein starker Regenguß und schwemmte sie in eine Schlucht, wo sie ertranken.

Im August des Jahres 1618 fiel an der ungarischen Grenze ein Blutregen und Meteorsteine, einzelne zwei Zentner schwer.

Ein arges Pestjahr war das Jahr 1634. Vor Allem grassirte die Seuche in Friedberg, Thalberg, Riegersburg, Breitenfeld (bei Feldbach), Wagendorf, Unterschwaza (bei Leibnitz), Pichla im Stiefingthale, Frohnleiten, Marein (im Mürzthale) und Graz. Zu Graz starben binnen fünf Monaten über 2000 Menschen.

Im Jahre 1636 wurde die Stadt Graz von der Pest so schwer heimge-

sucht, daß über die Stadt fliegende Vögel todt auf die Gasse herabfielen.

Im Jahre 1646 sind im Viertel (nachher Grafschaft) Cilli — gering gerechnet — an 10.000 Personen an der Pest gestorben.

Am 22. December 1664 sah man in Graz und am 17. des folgenden Monats in Radkersburg einen schrecklichen Kometen in Gestalt eines gehörnten Mondes, welcher einen langen dreispießigen Schweif von sich strahlte, flammend und lodernd, ausgebreitet in einer Länge von fast 1300 deutschen Meilen.

Im Jahre 1672 kamen gegen Pettau ungeheure Heuschreckenschwärme, welche wie Wolken die Sonne verhüllten. Ein Sturmwind schleuderte große Theile davon in die Drau; wieder an's Ufer geschwemmt, verbreitete die Verwesung eine schwere Pest in Pettau, an welcher so viele Leute starben, das sie nicht alle begraben werden konnten.

— Und diese Todtenschaaren, schließt Peinlich den ersten Theil seines Werkes, bildeten gewissermaßen erst die Avantgarde für das große Leichenheer, das von 1676 bis 1685 in der steirischen Erde sein Standquartier bis zum jüngsten Gerichte bekommen hat.

Im Jahre 1679 kam ein fremder Flößer nach Graz und kehrte in einem Wirthshaus in der Prankergasse ein. Er hatte die Seuche mitgebracht und starb daran, so auch der Wirth, seine Schwägerin und sein Bruder. Dann schlich sich die Pest in der Murvorstadt herum, bis sie im Frühjahre 1680 ordentlich ausbrach und bei 3000 Menschen tödtete.

Und doch ist Steiermark nie ein eigentlicher Pestherd gewesen. Die Mittel gegen die Seuche waren allerdings selten genug praktisch. So rieth z. B. ein Arzt in seiner medicinischen Schrift: Wenn Du es thun kannst und es Dir nicht zuwider ist, so trinke morgens nüchtern Deinen selbsteigenen Harn; dieser benimmt die Fäulungen, so im Magen entstehen, eröffnet die Verstopfung der Leber und der Milz, auch der Krößadern. — Oder ein anderes Mittel: Wenn die Luft vergiftet ist und ein Gaisbock vorhanden, so reibe Dich an ihm u. s. w. — Oder: Hänge lebendiges Quecksilber in einer ausgehöhlten Haselnuß an Deinen Hals. — Auch allerlei Amulete und Sympathiemittel wurden als Schutz empfohlen.

Hingegen waren die obrigkeitlichen Verordnungen, die Isolirungsanstalten, Gesundheitspolizei u. s. w. zumeist von großer Zweckdienlichkeit. Mit den verpesteten Orten wurde aller Verkehr abgebrochen, in denselben alle öffentlichen Versammlungen aufgehoben. Da gab es keine Lustbarkeit, kein Bad, kein Wirthshaus, keinen Gottesdienst in der Kirche mehr. Die Arzeneien wurden den Pestkranken unter Anwendung von Gesichtsmasken und mit langen Löffeln gereicht, die Sterbsakramente oft durch die Fenster verabfolgt. Die Leichen wurden mit langen eisernen Krampen aus den Häusern zur Pestgrube gezerrt; die Kleider des Verstorbenen, und bisweilen sogar sein Haus verbrannt. Zum Mindesten mußte das Haus auf 40 Tage versperrt und das Thor mit einem weißen Kreuze bezeichnet werden.

Keine Pestleiche durfte auf dem Kirchhofe in der Nähe der Stadt oder des Ortes begraben werden. Zur Abführung derselben in die Pestgruben waren besondere Fuhrleute bestimmt, deren Wagen durch ein weißes Kreuz kenntlich gemacht. Im Verkehr durften Geldmünzen nicht früher übernommen werden, bevor sie nicht in Essig gewaschen waren. Tischler erhielten den Befehl, einen Vorrath von Särgen anzufertigen, damit jedermann sich gleich kaufen könne. War in der Nähe eines Flusses ein Markt, so mußten Käufer und Verkäufer oft sogar über das Wasser hin- und herschreien, um handeleins zu werden.

Sonst durften sie nur in Entfernung von 15 Schritten miteinander reden, und mußte ein Feuer zwischen ihnen angezündet sein.

Alle Uebertretungen der Pestregeln wurden an Leib oder an Gut empfindlich bestraft, häufig wurde die Strafe anstatt in Geld in Mauerziegeln ausgedrückt und bezahlt. Bisweilen wurden Widerspenstige eine Zeit lang ans Kreuz gespannt; zu diesem Zwecke waren besonders an Stadtthoren Strafpfähle aufgestellt.

Doch wurden die ersten Anzeichen der Pestilenz stets möglichst verheimlicht. Die Ankunft derselben wurde erst durch den Tod laut. Dann aber brachen alle Bande der Freundschaft, der Eltern-, der Geschwister-, der Gattenliebe. — Jeder war nur auf sich selbst bedacht und der Pestkranke wurde seinem Schicksale überlassen.

Vieler Leute Ansicht war, daß die Pest vom Teufel herrühre. Weiter verbreitet war die Meinung und durch die Astrologen bestätigt, daß die Pestilenz durch die Stellung und den Lauf der Gestirne bedingt werde. Der größte Theil aber suchte die Ursache in der Luft, in welcher der Pestzunder liege und vermittelt werde. Bisweilen wurde die Pest in der Luft durch blaue Wölklein sichtbar. Konnte man ein solches Wölklein in ein Astloch bringen, so schlug man einen hölzernen Nagel darauf hinein und die Pest war vernagelt. Oft soll es vorgekommen sein, daß die Kranken nach einem heftigen Niesen augenblicklich starben; daher bildete sich die Sitte, einem Niesenden „Helf Gott" zuzurufen.

Starb zur Pestzeit der erste Mensch in einem Hause, so legte man ihm eine warme Brodschnitte auf den Mund, in der Meinung, daß sich die Pest in das Brot hineinziehen solle.

Weil man auch glaubte, daß die Sonne giftig wäre und die Pest verursachen könne, so spießte man Kröten auf Stäbe unter freiem Himmel, damit die Kröte das Gift von der Sonne an sich ziehe.

Die Krankheitserscheinungen waren außerordentlich verschieden. Mancher kräftig geartete Kranke konnte noch seinen Geschäften nachgehen, und fiel dann plötzlich todt nieder. Andere wütheten, beteten, fluchten, verzweifelten; andere wieder geriethen vor dem Tode in eine Verklärung, versicherten die Herrlichkeit des Himmels zu erblicken, gaben ihre eigene Todesstunde genau an, bezeichneten auch mit genau eintreffender Sicherheit diejenigen, welche bald nach ihnen sterben würden. Viele wiesen die Arzeneien zurück und riefen: „Mein Gott ist es, der mir wohl helfen und mich auch ohne Arzenei gesund machen kann."

Auf die Krankheitserscheinungen sei hier nicht weiter eingegangen, hingegen mögen einige Pestsagen noch angefügt werden.

Vom Ausbruche der Pest zu Oberragnitz wird erzählt:

Eines Sommerabends ist ein Knecht vom Walde heimgefahren. Unterwegs ist ihm eine alte, mühselige Bettlerin begegnet, hat ihn gebeten, er wolle sie auf den Wagen nehmen. „Von Herzen gerne", sagt er und sie sitzen beisammen auf dem Wagen. Unterwegs erzählt sie ihm, es würde nun die Pest über das Dorf kommen, er aber seiner Barmherzigkeit wegen von ihr verschont bleiben. Er müßte sich in Pferdemist vergraben. In's Dorf gekommen, steigt sie ab und geht in ein Haus. Am andern Tage ist in demselben Hause die Pest ausgebrochen und so hat der Knecht in dem alten Weiblein die Pest in den Ort geführt. Der Knecht aber war in seinem Dunghaufen verschont geblieben und soll nach einer andern Sage nach dem Erlöschen der Pest im ganzen Orte nur noch einen lebenden Menschen vorgefunden haben — das war eine Magd, die er schon lange heimlich lieb gehabt hatte.

Wie die Pest (1634) nach Unterschwarza kam. Sie wollte eigentlich nach Oberschwarza. Da war aber ein frommer Nachtwächter, der betete alle Nacht beim „Hullerkreuz“, das an der Straße stand, einen Rosenkranz. Und einst, als er wieder betete, sah er von Gersdorf einen Mann und ein Weib auf einem zweiräderigen Karren daherfahren. Der Mann hatte eine Sense, das Weib einen Rechen. Das Weib sprach zum Mann: „Thue du glatt mähen, ich werde glatt rechen“.

Als sie zum Kreuze kamen, konnten sie nicht weiterfahren, sondern bogen beim Gemeinderain zur Seite ab nach Unterschwarza. Dort fingen sie beim ersten Bauernhause, wo zwei schöne Töchter waren, an zu mähen und zu rechen und arbeiteten durch das ganze Dorf hinab. So ist ganz Unterschwarza ausgestorben. Ein steinernes Pestkreuz in der Nähe des Ortes an der Straße von Lichtendorf nach Straß steht heute noch als Denkmal.

In Wagendorf bei St. Veit am Vogau grassirte die Pest (1634) so arg, daß binnen 14 Tagen zwei Drittel der (400) Bewohner dahingerafft wurden. Ehe die Pest ausbrach, meldete sie sich im Dorfe an. Eines Sommerabends um die Betläutzeit sahen die Leute von dem oberen bis zum unteren Orte ein Wagenrad hinablaufen, ohne daß jemand dabei gewesen wäre. Am andern Morgen brach die Pest aus. Da ging das Sterben durch das Dorf fort so geschwind und stark, daß leibliche und geistliche Hilfe nicht mehr zurecht kommen konnte. Das Dorf wurde von allen Seiten abgesperrt, und wer es versucht hätte zu fliehen, der wäre von den aufgestellten Wachen niedergeschossen worden. Unter einer Linde, die vom Dorfe aus gesehen werden konnte, wurde zuweilen eine Messe gelesen.

Nicht weit von Wagendorf liegt Seibersdorf. In diesem Orte meldete sich (1664) auch die Pest an. Die soll nämlich vom Wäldchen (an der Linder Seite) herangefahren sein und wie ein „Spinnradel dahergejammert“ haben. Als man es gehört, seien alle Leute mit Krampen und Stallgabeln ausgezogen und da habe das Spinnradel fort hinübergejammert nach Gersdorf, wo hernach schier der ganze Ort ausgestorben sein soll. Noch heute heißen dort die Bauern von diesem Begebniß her die groben Seibersdorfer.

In anderen Ländern, so in Italien und Frankreich hielt man besondere Bosheit der Menschen für die Ursache an dem Ausbruche der Pest. Teuflische Leute hätten Pflaster, welche auf Pestbeulen gelegen, gesammelt und damit bei Nacht die Handhaben der Hausthüren gerieben, wodurch diejenigen, welche des Morgens aufmachten, sogleich von der Pest befallen worden wären. In Steiermark sind derlei Sagen nicht bekannt.

Hingegen bekunden die zahllosen Pestkreuze, welche wohl in allen Gegenden unseres Landes zu finden sind, das gewaltige Grassiren der Pestilenz, und gar mancher Pestfriedhof ist im Lande, auf welchem heute der fröhliche Landmann ackert oder erntet — nicht ahnend die Knochenhaufen unter seinen Füßen.

Das vierzehnte Jahrhundert steht unter der grausamen Signatur des schwarzen Todes. Innerhalb 6 Jahren starben in Europa an 25 Millionen Menschen an der Pest. — Der Hinblick auf ein blutgetränktes Schlachtfeld mit Hekatomben von Erschlagenen mag schrecklich sein, bemerkt der Chronist, doch webt sich über dasselbe der Regenbogen der Verklärung des Heldenmuthes; an dem schmucklosen Soldatengrabe fehlt nicht die Weihe der Schmerzensthränen aus treuen Augen. Aber an den Leichenhügeln dieser 25 Millionen steht kein Siegesdenkmal, dahin fiel keine Thränenperle als Scheidegruß. Stum-

pfen, stieren Blickes sah der Lebende die Todten hinauskarren, kaum mehr bangend für das eigene Leben, das der nächsten Stunde preisgegeben war. Wehmüthig ergreifend wirkt nur die eine Thatsache, daß diejenigen, welche sich liebten, im Tode bald Vereinigung fanden, da jeder Sterbende mit unbekämpfbarer Naturgewalt diese in's Grab nach sich zog, die an seinem Leidenslager liebend ausgeharrt hatten.

Aber die ewige Wage der Natur trachtet immer dem Gleichgewichte zu. Nach einem großen Sterben folgte bald ein entsprechender Ausgleich durch die Fruchtbarkeit der Frauen, so daß nach einer Pestzeit die Geburten von Zwillingen und Drillingen ungewöhnlich häufig vorkamen.

---

# Dalmatiens Hero und Leander.

Ein Sagenbild von Franz Bistler.

Der Reisende, der mit dem Dampfer von Curzola gegen Ragusa zu fährt, erblickt in diesem Theile des adriatischen Meeres zahlreiche kleine Inseln oder Scoglien und von jeder einzelnen weiß der dalmatinische Matrose eine Legende zu erzählen. Am reichsten daran ist wohl die Insel Meleda, die schon der vielerfahrene Odysseus besuchte; denn dort soll Kalypso gehaust haben. Einige Jahrhunderte später soll der Apostel Paulus auf der Insel als Schiffbrüchiger geweilt haben.

Die Inseln St. Andrea und Isola di Mezzo haben eine gemeinsame Legende, welche auch die Reisebeschreibungen von Dalmatien erwähnen und Kohl gab derselben den Titel „Dalmatiens Hero und Leander und skizzirte sie mit flüchtigen Strichen, bemerkend daß die Rollen zwischen dem griechischen und dem dalmatinischen Liebespaare verwechselt sind, indem der kühne Schwimmer hier das Mädchen ist. Ein italienischer Schauspieler, Carlo Benvenuti, dramatisirte den Stoff, und die vor Kurzem verstorbene Baronin Ida von Düringsfeld erzählt in ihren Reiseskizzen aus Dalmatien das Sujet des Drama's, das ziemlich opernhaft verwerthet wurde. Diesen Andeutungen verdankt nun folgende Erzählung ihre Entstehung:

Pietro Nicolini war der wohlhabendste Fischer auf Isola di Mezzo, wie Margherita Stradi für das schönste Mädchen nicht nur dieser, sondern auch aller benachbarten Inseln galt. Was nützte aber aller Reichthum dem Fischer, wenn es ihm nicht gelang, die Liebe Margheritens, um welche er sich mit südlicher Leidenschaftlichkeit bewarb, zu gewinnen? Alles hatte er schon versucht, er lag vor dem Mädchen auf den Knien und bat, er fluchte und drohte. Margherita aber verlachte sein Flehen ebenso wie seine wilden Drohungen und erklärte ihm, daß sie ihn nicht lieben könne, daß sie überhaupt von Liebe nichts wissen wolle.

Eben jetzt standen vor der niedrigen Hütte der Stradi Pietro und Marco, Margheritens Bruder, und Ersterer sagte mit unheimlich glühenden Blicken:

„Die Sache muß ein Ende nehmen, das Mädchen muß mein werden oder ich verlange die augenblickliche Rückzahlung jener Summen, welche ich Dir in der Voraussetzung, Dein Schwager zu werden, geliehen habe.“

Marco, ein Bursche von verwildertem Aussehen, erblaßte und erwiederte:

„Du weißt, daß ich nicht zahlen kann, weißt aber auch, daß Margherita sich nicht zwingen läßt. Was soll ich thun?“

„Schwächling", höhnte Pietro, „nach dem Tode Deines Vaters bist Du der Herr der Familie und die Frauen müssen Deine Befehle befolgen, weshalb befiehlst Du denn nicht?"

„Weil es mir nichts nützen würde", lautete die Antwort, „wollte ich befehlen, so würden mir Mutter und Schwester erwiedern, ich möge zuerst meinen Lebenswandel ändern, arbeiten und verdienen, dann würden sie mir gehorchen."

„Ah, das wäre nicht übel. Man darf den Weibern nicht das Recht gewähren, unser Thun und Handeln zu kritisiren. Zeige ihnen den Herrn."

„Ich will es versuchen", sagte Marco ziemlich kleinlaut; „aber lasse Deinen Unmuth über meine Schwester nicht mir fühlen. Sieh', ich will heute nach Ragusa, habe aber kein Geld, leihe mir einige Zechinen."

„Du bist ein unverbesserlicher Taugenichts, aber ich bin nicht geizig; da hast Du, was Du verlangst, doch nun gehe, ich sehe Margherita kommen und will noch einmal selbst versuchen, ihr sprödes Herz zu rühren."

Marco ließ sich dies nicht zweimal sagen, er war froh, der peinlichen Situation los zu sein, eilte zum Ufer und ruderte mit seinem kleinen Boote weg.

Pietro starrte unverwandt auf die liebliche Erscheinung des jungen Mädchens, das mit leichten, elastischen Schritten sich dem Hause näherte. Rosiger Hauch lag auf dem classisch schönen Gesichte, aus welchem zwei dunkle Augen unter langen schwarzen Wimpern in mildem Feuer hervorleuchteten; die hohe schlanke Gestalt besaß ein Ebenmaß der Formen, wie wir es an den besten Werken der griechischen Bildhauer bewundern, die ganze Haltung des Mädchens, Blick, Miene und Gang zeigten in dem dürftigen und ärmlichen Gewande wahrhaft königliche Hoheit. Auf dem stolzen Haupte trug das Mädchen einen Binsenkorb mit Wäsche, welchen ein voller, kräftiger Arm hielt.

Wie versunken in den herrlichen Anblick, den diese jugendfrische Menschenblüthe bot, fand Pietro kein Wort der Begrüßung und erst als das Mädchen den Korb zu Boden stellte, wich der Zauberbann, der alle Sinne des Mannes gefesselt hielt. Fast schüchtern bot er dem Mädchen einen guten Morgen.

„Ah, Ihr seid hier, Signor Pietro", sagte kühl und nachlässig die stolze Schöne, „Ihr suchet sicher meinen Bruder, er ist soeben auf das Meer hinaus gefahren."

„Thut nicht, Margherita, als wenn Ihr nicht wüßtet, wen ich suche", rief erregt der Fischer, indem dunkle Röthe sein schönes Antlitz färbte und auf der Stirne des Heißblütigen die Zornader mächtig hervortrat: „Ihr wißt recht gut, daß ich nur Euer wegen hieher komme."

„So? Meinetwegen? Was wollt Ihr von mir armem Mädchen?"

„Dich will ich, Deine Liebe oder den Tod", lautete die leidenschaftliche Antwort.

„Ich habe Euch ja wiederholt schon gesagt, daß ich Euch nicht lieben kann, also quält Euch und quält mich nicht weiter."

„Ist dies Dein letztes Wort?" fragte mit drohendem Tone Pietro.

„Mein letztes Wort", antwortete ruhig das Mädchen und begann den Inhalt des Korbes auf einen Strick zu hängen, ohne sich weiter um den Mann zu kümmern, dessen gewaltige Seelenkämpfe sich in seinen Mienen ausprägten. Mit Mühe zwang er sich zur Ruhe, trotzdem klang der Ton seiner Stimme noch immer wild genug, als er, das Mädchen am Handgelenke fassend, sagte:

„Du liebst einen Anderen, Margherita, gestehe es!"

Purpurne Röthe färbte Margheritens Wangen, unmuthig entriß sie ihre Hand der umklammernden Faust

und mit blitzenden Augen fragte sie: „Bin ich Euch Rechenschaft schuldig? Laßt mich endlich in Ruhe.“

„Also das ist es, weshalb ich abgewiesen werde“, grollte finster der Fischer, „ein Anderer ist mir zuvor gekommen, wehe Dir und ihm! Kann ich Dich nicht besitzen, so wird auch Niemand Anderer sich Deines Besitzes erfreuen, das schwöre ich bei der Madonna.“

Mit vor Neid und Eifersucht entstellten Zügen entfernte sich Pietro, Verwünschungen zwischen den fest geschlossenen Zähnen murmelnd; Margherita aber athmete erleichtert auf, als sie allein war, ein seliges Lächeln überflog ihr Antlitz und leise flüsterte sie: „Oh Madonna, du Allgütige, du wirst es nicht zulassen, daß dem edelsten der Menschen ein Unheil zustoße, o Madonna beschütze ihn!“

* * *

In der Nähe von Ragusa und ungefähr eine Stunde von Isola di Mezzo liegt ein Felsblock im Meere, rings umbrandet von den Wogen der Adria. Es ist dies die Insel St. Andrea. Der kahle Felsen trägt auf seinen Zacken ein reiches und vornehmes Kloster des heiligen Benedikt, in welchem zumeist nur Angehörige der Patrizierfamilien von Ragusa und Zara Aufnahme fanden.

Eines Tages wurde ein Priester des Klosters zu einer sterbenskranken Frau nach Isola di Mezzo gerufen, um ihr die letzten Tröstungen der Religion angedeihen zu lassen.

Der Priester kam und verrichtete sein heiliges Amt, aber als er in dem schmalen Boote wieder heimfuhr, da fühlte er sich schwer krank. Fieberhaft schlugen seine Pulse und siedend heiß wallte das Blut zum Herzen und vor seinem geistigen Auge stand das berückende Bild eines zauberisch schönen Mädchens, der Tochter der kranken Frau. Gewaltsam zwang er seine Gedanken auf eine andere Bahn; vergeblich, das berückende Bild ließ sich nicht vertreiben, immer und immer wieder kehrte es zurück und blickte ihn mit schwärmerischen Augen an. Der junge Priester nahm seinen Beruf ernst und gewissenhaft und hatte sich bis heute von allen Versuchungen frei gehalten. Nun auf einmal erfaßte ihn mit unwiderstehlicher Gewalt der Dämon der Leidenschaft und er glaubte sich im Banne eines bösen Zaubers, der ihn, wie einst den heiligen Antonius, vom Pfade der Pflicht verlocken wolle.

In seine Zelle zurückgekehrt, kasteite er sich und als er trotzdem nicht Ruhe und Rettung fand, eilte er in die Kirche, um dort vor dem Altare der Gottesmutter in heißem Gebete Hilfe vor der Macht des Bösen zu erflehen.

Die aus dem Meere glühend auftauchende Sonne fand ihn noch in der Kirche; müde und erschöpft suchte er endlich zu kurzer Ruhe sein Lager auf. Als er aber die Augen schloß, da zauberte ihm der Traumgott wieder das Bild Margheritens in sinnverwirrender Schönheit vor. Und sie sprach zu ihm, er hörte den silbernen Glockenton ihrer Stimme, sie neigte sich zu ihm, sie preßte ihre vollen heißen Lippen auf die seinigen und mit einem Schreie sprang der Gequälte wieder von dem Lager empor.

Er suchte bei den Kirchenvätern Sammlung und Vergessen, vergeblich, die kunstvoll gemalten Initialen trugen alle die Züge Margheritens und die ehrwürdigen Buchstaben tanzten im tollen Durcheinander vor seinen Blicken. Verzweifelt schlug Don Giuseppe die Bücher zu, verließ die Zelle und durchirrte die Gänge des Klosters, dabei scheu jeder Begegnung der Collegen ausweichend, welche sich das räthselhafte Benehmen des jungen, bei Allen beliebten Paters nicht erklären konnten.

Wieder floh er in die Kirche zur Madonna, beruhigt und gestärkt verließ er nach mehrstündigem Gebete den heiligen Ort, ging zum Ufer, löste

einen Kahn von den Ketten, fuhr allein hinaus in das rauschende Meer und landete — auf der Insel Mezzo, natürlich nur zu dem Zwecke, um bei der schwererkrankten Frau nachzusehen, — der Fiebertraum war überwunden, was kümmerte ihn ein Mädchen!

Gewappnet gegen jede Versuchung überschritt er die Schwelle der Hütte, deren Thüre unverschlossen war, und begab sich zu dem Lager der Kranken. Dieser aber schienen die Tröstungen der Religion überraschend wohl bekommen zu haben, das Lager war leer und in der ganzen Hütte war kein lebendes Wesen vorhanden.

Die fromme Pflicht war erfüllt, Don Giuseppe trat den Rückweg zu seinem Boote an, da plötzlich hörte er eine wohltönende Stimme ein altes Volkslied singen. Die Stimme erkannte er ganz genau, sie ließ alle Fibern seines Herzens erzittern, aber er war stark und schritt weiter bis — er doch wieder vor dem kleinen Häuschen und vor Margheriten stand, welche in dem kleinen Garten auf einem Bündel von Fischernetzen saß und dort mit emsiger Hand zerrissene Maschen und Knoten eines Netzes ausbesserte.

Wie er dahin gekommen, er wußte es nicht — aber bei dem Anblicke des Mädchens fühlte er, daß sein Herz zu schlagen aufhöre, um gleich darauf mit verdoppelter Kraft ihm heiße Blutwellen in's Antlitz zu jagen.

Erröthend stand der junge Mann vor dem erröthenden Mädchen, stumm blickten sie einander an, die Lippen schwiegen, aber die Augen sprachen deutlich nnd klar das aus, was die Stimme zu sagen nicht wagte. Die magnetische Brücke zwischen zwei verwandten Seelen war geschlagen und mit unwiderstehlicher Gewalt war die Wunderblume Liebe in den reinen Herzen des schönen Paares emporgeschossen.

Margherita fand zuerst die Fassung und scheinbar ruhig fragte sie nach den Wünschen des hochwürdigen Herrn.

„Ich wollte mich nur nach dem Befinden Deiner Mutter erkundigen“, stammelte Don Giuseppe unsicher und zagend; denn seine strenge Wahrheitsliebe sträubte sich gegen die bewußte Lüge, deren er sich jetzt zum erstenmale im Leben schuldig machte.

„Die Mutter hat sich wieder von dem bösen Fieber erholt und ist mit meinem Bruder auf das Meer hinausgefahren und ich bin ganz allein im Hause“, lautete des Mädchens schüchterne Erwiederung, das bei dem Gedanken, allein zu sein, erblaßte und die Augen zu Boden schlug.

Don Giuseppe hätte nun beruhigt über das Befinden der alten Frau wieder heimfahren können, aber er blieb; ja er saß bald auf einem Bündel Netze an Margheritens Seite, hielt ihre kleine Hand in der seinen und sprach mit leiser, vor innerer Erregung zitternder Stimme von Liebe. Nicht von der Liebe zu dem unsichtbaren Wesen, zu dem Schöpfer des Himmels und der Erde, sondern von jener irdischen Liebe, welche die Erde zum Paradiese und den Menschen zum Gotte macht. Von jener Liebe, welche allgewaltig und unwiderstehlich des Menschen Herz ergreift, welche unbeschreibliche Wonne schafft und süßen Schmerz bereitet; von jener Liebe, welche den Menschen über Noth und Plage des Alltaglebens hinausführt in den reinen Aether seelischer Verzückung.

Und mit geschlossenen Augen und zum Gebete gefalteten Händen lauschte Margherita den Worten des jungen Priesters, welche ihr Herz in seliger Lust erzittern machten. Als Giuseppe sie endlich fragte, ob sie ihm diese Liebe widmen wolle, da erwiederte sie in fast weihevoller Stimmung: „Mein Herz gehört Dir .... ich liebe Dich, herrlicher Mann, .... aber“, schloß sie erbleichend „ist es nicht eine schwere Sünde? Du bist ein Geweihter des Herrn....“

Mit lautem Jubelruf schloß Giuseppe stürmisch das erglühende Mäd-

chen in seine Arme, der erste heiße Kuß brannte auf den Lippen und in seligem Vergessen hielten sie sich umfangen; dann sagte der junge Priester:

„Du fragst, ob es Sünde sei, mich zu lieben? Nein, mein Kind, Dich bindet kein Gelübde. Und wenn ich mich frage, ob ich sündige, indem ich irdischen Gefühlen mich hingebe, so sage ich ebenfalls nein. Es kann nicht Sünde sein, wenn der Mensch die Stimme seines Herzens hört."

Und in banger Seelenqual warf sich Giuseppe auf die Knie und rief mit zum Himmel erhobenen Händen: „Herr, mein Gott, Du weißt, wie ich gekämpft und gerungen habe, Du hast mein Flehen nicht erhört und mich nicht gerettet. Verzeihe mir, wenn ich darin deine gnädige Einwilligung erblicke und habe ich gefehlt, so strafe mich allein und segne sie, die kindlich mir vertraute."

Die Schatten wurden länger und der letzte Sonnenstrahl, der die dunklen Wogen des Meeres vergoldete, mahnte zur Heimkehr. Ein Kuß noch, ein leise geflüstertes Abschiedswort und Don Giuseppe saß wieder in seinem Boote und ruderte dem Kloster zu.

In seiner Zelle angelangt, meinte er geträumt zu haben; doch nein, noch brannte ja des Mädchens Kuß auf seinen Lippen, noch empfand er das unbeschreibliche Wohlgefühl, als die schlanke Gestalt an seinem Herzen lag. Er wollte laut aufjubeln und mußte schweigen, er wollte aller Welt sein Glück verkünden und mußte vor jedem Hauche zittern, der den Schleier von dem süßen Geheimnisse ziehen konnte.

Das träumerische Wesen des jungen Priesters fiel gar bald auf und auch der Grund wurde entdeckt. Don Giuseppe erhielt eine ernste und eindringliche Warnung von dem Prior und den gemessenen Befehl sich von der Insel nicht mehr zu entfernen. Giuseppe war in Verzweiflung und mehr als einmal wollte er sich von dem Fenster seiner Zelle in die knapp darunter tosende Brandung stürzen, endlich ruhiger geworden, bestach er einen Gärtnerjungen, welcher Margheriten die Kunde von seiner Lage bringen sollte.

Ferner sollte er dem Mädchen sagen, es möge Nachts mit einem Boote nach St. Andrea rudern; er werde an das Fenster seiner Zelle ein Licht stellen, damit die nächtliche Schifferin ihr Ziel nicht verfehle, er selbst werde sie am Ufer erwarten.

Margherita welkte wie eine vom Reif getroffene Blüthe dahin, als Tag auf Tag verging, ohne daß Giuseppe erschien und als endlich der Bote kam, da sandte sie ein Dankgebet zum Himmel. Mit Ungeduld erwartete sie das Licht, das für sie zur leuchtenden und belebenden Sonne wurde.

Mit dem geschärften Auge der Liebe spähte sie über die schwarze ruhige Meeresfläche hin nach St. Andrea, da ward ein lichter Punkt sichtbar, hörbar klopfte das Herz; schon wollte sie an's Ufer stürzen, doch sie bezwang sich; vielleicht war es nur eine Täuschung, ein Zufall. Nein, das Licht blieb stetig und Margheritens liebender Blick glaubte sogar hinter demselben, Giuseppe's schönes, bleiches Antlitz zu erkennen.

Nun wurde kein Augenblick mehr verloren, mit einem Sprunge war das kühne Mädchen im Boote, welches, von kräftigen Armen getrieben, auf St. Andrea zuflog.

Das felsige Ufer wurde erreicht und weinend und lachend zugleich lag das Mädchen in Giuseppe's Armen. Vor Tagesanbruch noch war Margherita wieder in ihrem Häuschen auf Isola di Mezzo.

Aber dieses stille Liebesglück sollte nicht lange währen.

Eines Abends brannte wieder das Licht in der Klosterzelle und Margherita eilte zu ihrem Boote. In dem Momente als sie dasselbe von dem Pflocke, an dem es angekettet war, losmachen wollte, stand plötzlich eine drohende Gestalt vor ihr.

„Das also ist der Grund, weshalb ich abgewiesen wurde", rief mit vor leidenschaftlicher Aufregung bebender Stimme Pietro Nicolini, „komm hervor, Marko, und frage doch Dein tugendhaftes Schwesterlein, was ihre nächtlichen Spazierfahrten bedeuten."

Da erhob sich aus einem anderen Boote eine dunkle Gestalt, trat mit geballten Fäusten vor das Mädchen und schrie:

„Eines ehrlichen Mannes Frau wolltest Du nicht werden, das war Dir zu schlecht, ein sündhaftes und verbrechisches Verhältniß mit einem Pfaffen schien Dir besser, ehrvergessene Dirne, wahrhaftig es wäre ein gutes Werk, Dich wie eine Katze zu ertränken."

Ruhig und stolz mit königlicher Hoheit stand das Mädchen da, maß verächtlich die beiden Männer und sagte: „Ich schulde Niemandem Rechenschaft von meinem Thun, gebt Raum, ich will in mein Boot."

„Das wird nicht geschehen, so lange ich lebe", brüllte Pietro und zog aus dem Gürtel den scharfgeschliffenen Dolch, „noch einen Schritt weiter und bei der Madonna . . . . !"

„Ihr seid Mädchen gegenüber sehr muthig", sprach Margherita und kehrte, ohne die beiden Männer eines Blickes zu würdigen, in ihr Kämmerlein zurück.

„So wahrst Du meine Interessen", grollte nun Pietro seinem Bundesgenossen zu, „daß erst ich Dir sagen mußte, was hier vorgeht?"

„Verzeih', Pietro, ich gebe Dir mein Wort, daß Margherita die Insel nicht mehr verläßt."

„Dafür werde schon ich sorgen; denn Du bist ein leichtsinniger und unverläßlicher Taugenichts", sagte Pietro.

Am nächsten Abende brannte wieder das Licht auf St. Andrea und neuerdings machte sich das unerschrockene Mädchen auf den Weg zum Ufer, hatte aber des Vaters Handschar umgegürtet, fest entschlossen, sich die Fahrt wenn nöthig, mit Blut zu erkämpfen.

Doch diesmal war Niemand zu erblicken, alles war ruhig und still, aber die Boote waren so verkettet und verankert, daß es ohne lange Arbeit nicht möglich war, eines derselben los zu machen.

Ohne langes Ueberlegen warf Margherita das Oberkleid ab und schwamm die weite Strecke bis zu dem Geliebten und kehrte auch schwimmend wieder heim.

Ihre Abwesenheit vom Hause wurde aber sofort entdeckt und Pietro und Marco faßten nunmehr, nachdem der unbeugsame Sinn des Mädchens nicht zu brechen war, einen ganz anderen Plan, den Pietro aus wildem Hasse gegen Margherita ersonnen hatte und den Marco billigte, einerseits weil er ganz in Pietro's Händen war, andererseits aus religiösem Fanatismus, weil er ein gottgefälliges Werk zu thun glaubte, wenn er dem sündhaften Verhältnisse seiner Schwester zu einem Priester ein Ende machte.

Zwei Tage später fuhren Pietro und Marco mit einem Boote gegen St. Andrea. Als es ganz finster geworden war, da entzündeten sie in einem auf der Segelstange hängenden Drahtgeflechte ein Licht und blieben mit dem Boote ruhig stehen.

Margherita glaubte den Ruf des Geliebten zu erkennen und eilte, demselben Folge zu leisten. Diesmal waren aber alle Boote verschwunden und Margherita hielt sich damit nicht auf, dieselben zu suchen, sondern vertraute ihren kräftigen Armen und ihrer Ausdauer als Schwimmerin.

Aber die Strecke war heute lang, und wie sie auch bis zur Erschöpfung mit den Wellen rang, dem Lichte war nicht näher zu kommen. Sie schwamm fort und fort und blickte nach dem Sterne, der endlich mit einemmale verlosch.

Margherita war in der weiten Wasserwüste allein, weit entfernt vom Lande und bereits zu Tode ermüdet.

Die beiden Verräther im Boote waren langsam hinaus in das offene

Meer gerudert und hatten mit dem Licht auf ihrer Segelstange das arglose Mädchen in die Irre geführt. — Wie lange Margherita mit den Wellen gerungen hat, bis sie endlich erschöpft versank, wer kann es wissen? Unter den Lebenden wurde die schöne Margherita nicht wieder gesehen.

Don Giuseppe aber saß die nächste und noch manche folgende Nacht an dem beleuchteten Fenster seiner Zelle und wanderte dann rastlos auf den Klippen des Ufers, verzweiflungsvoll hinausspähend in die Fluthen, welche ihm die heiß ersehnte Geliebte zuführen sollten. Aber die Fluthen kamen und gingen, von Margheriten brachten sie keine Kunde.

Da erlosch das Geistesleben des jungen Priesters, er sprach nicht mehr, wies jede Nahrung von sich und starrte nur unablässig durch das schmale Fenster nach der Insel Mezzo hin, bis ihn eines Tages die Brüder kalt und todt am Boden liegen fanden.

Nach dem Verschwinden Margheritens ergab sich Marco, von Gewissensbissen gequält, mehr als zuvor dem Trunke und als ihn in solchem Zustande Pietro an die Rückzahlung der geliehenen Summen mahnte, stieß er dem Verführer den Dolch in die Brust und stürzte sich dann von einer Klippe in die Brandung, welche später seine zerschmetterte Leiche an das Ufer warf.

---

# Ueber Geselligkeit.

Von Frau Therese.

Man begegnet so häufig der Klage, daß in unserer Zeit echte, erquickliche Geselligkeit ausgestorben und ihre Spur kaum mehr aufzufinden sei. Wenn man den Bedingungen, unter welchen sie allein gedeihen kann, nachspürt, kann man nicht leugnen, daß auch diese zurückgewichen und andere mit zeitgemäßeren Namen an ihre Stelle getreten sind. Was sind nun diese Bedingungen echter, erquicklicher Geselligkeit? Meines Erachtens ewig nur Humanität und Menschenliebe. Hiermit sei nicht jene Menschenliebe gemeint, die den Hungrigen Brot reicht, die ist nicht ausgestorben, aber jene subtilere, die sich so gerne des Zusammenhanges mit seinem Geschlechte bewußt wird und es als höchstes Glück erkennt im innigsten Verbande mit Gleichgesinnten zu leben. Nur ein Herz mit dieser ausgestattet, wird echte Geselligkeit anstreben und erzielen. Einem menschenliebigen Herzen können weder Schauspiel, Oper, Concert, ganze Bibliotheken und Galerien das lebendige Wort, von wahlverwandten Menschen gesprochen, ersetzen.

Die echte Menschenliebe ist nicht zu erkälten und noch weniger trotz alledem und alledem zu ertödten; immer sucht sie Trost und Erholung bei ihresgleichen und darum ist besonders in großen Städten echte, erquickliche Geselligkeit so selten anzutreffen, weil dort auch jene mit diesen Tugenden gottbegnadeten Menschen selten geworden.

Ist es nicht traurig, daß man diesen obengenannten Eigenschaften das Wort Tugend als Prädicat beilegt, welche doch nur ein natürlicher Bestandtheil eines unverbrauchten Herzens sein sollten; freilich muß es ein starkes Herz sein, welches in einer großen Stadt jene beiden Eigenschaften sich zu bewahren wußte, ein Herz, das fort und fort neue Saaten treibt, wenn der Frost liebloser Berührung die früheren versengte.

Als mir eine junge Frau von der namenlose Ennui und Ermüdung sprach, die sie aus jenen sogenannten großen Gesellschaften nach Hause bringe, wie schmerzlich aufgeregt sie heimkomme, um nicht selten in Thränen auszubrechen, sagte ich: „Ich kenne dieses glänzende Elend, aber Recht geschieht Euch, warum vertauscht Ihr es nicht mit Besserem? Wenn Ihr nicht werdet, wie die Kindlein sind, werdet Ihr nicht das Himmelreich schauen.“ Ja, was ist aber da zu machen, meinte sie weiter. „Machen, können Sie da nichts“, erwiderte ich ihr, „aber sein müssen Sie etwas und das ist vor Allem: wahr und gut. Die Liebe muß Sie Menschen aufsuchen machen, um hie und da einen Freund sich zu gewinnen, „Freunde aber sind Gleichgesinnte“, sagt Frau v. Varnhagen.

Die Menschenliebe muß Sie Ihren Umgang wählen lassen, nicht leere Eitelkeit; den Schwächen der Menschen, mit denen Sie verkehren, müssen Sie weiter Schonung angedeihen lassen und so viel als möglich dieselben in Schatten stellen, ihre Vorzüge hingegen in helles Licht. Befolgen Sie diese einfachen Rathschläge ein paar Jahre fort und fort, so wird man sich in Ihrer Nähe wohl fühlen, Einer wird den Andern nach sich ziehen und Sie werden bald in der Lage sein, sich als den Mittelpunkt schönster Geselligkeit erkennen zu müssen. Sind Sie nun nicht reich, nicht in hervorragender Stellung, um so besser! Ich habe diese beiden Eigenschaften rein menschlichen Beziehungen gegenüber nie als fördernd erkannt. Haschen Sie nie nach celebren Namen für Ihren Kreis, wenn die Träger derselben nicht Ihre menschliche Sympathie erregen, ebenso nach Leuten, die gerade in der Mode sind. Sucht eine hervorragende Persönlichkeit nach Ihrem Umgange, dann ist's ein Wahlverwandter und es ist Ihnen Glück zu wünschen, doch fahnden Sie nicht aus Eitelkeit nach berühmten Leuten! Machen Sie sich mit den Werken bedeutender Menschen bekannt, bestünden Sie nun in That, Wort oder Schrift befruchten Sie Ihren Geist mit denselben, das wird Ihnen und Ihrer Geselligkeit zu Gute kommen und Sie werden Beide mehr davon haben, als von den Personen all' dieser Schöpfungen.“

Künstler und Männer der Wissenschaft sind meist ernste, in sich gekehrte Leute und fühlen sich in ihrer Gelehrtenstube oder in ihren Clubs weit behaglicher als in so einem lichtstrahlenden Salon, der sie als Schaugericht zu beleuchten hat. Sie sind sich dessen wohl bewußt, auch daß man sie nur deshalb gepreßt, um sagen zu können: Der und Die waren auch da! O, das kennen wir! Kein Fäserchen wirklich liebevoller Theilnahme verbindet so forcirte Herrlichkeit und die Besten weinen, wenn sie heimkommen, wie wir an unserer jungen Freundin gesehen. In dieser war die Urthümlichkeit ihres Wesens noch nicht erstorben und sie brach durch, äußerte sich in halbbewußter Wehmuth über unbefriedigte Menschenliebe.

Den Meisten hat die Schablone von Form und Phrase ihre innere Natur so zum Schweigen gebracht, daß sie sich ihrer nicht mehr bewußt sind, und unter Gähnen versichern, der Abend wäre ein charmanter gewesen; Toiletten werden bekritelt oder zur Nachahmung notirt und das sind die Errungenschaften so eines Abends, die Erschöpfung abgerechnet, und wer ein Herz mitbrachte, dem hat es sich so unter die siebente Rippe verkrochen, daß er meint, es sei ihm abhanden gekommen.

An Geist fehlt es nicht, ebensowenig an Bildung in diesen Kreisen, bewahre! Aber mit Beiden wird, wie auch mit den herangezogenen Personen eine Art Weltausstellung getrieben, es ist kein organischer Zusammenhang in dem Zutagetreten aller dieser Dinge.

Ein großer Dichter sagte: „Man sollte jeden Großstädter immer nach

4 Jahren auf eine wüste Insel setzen und ein Jahr ihn dort sich selbst überlassen, um die Uebersättigung an Menschen los zu werden, aufzubrauchen und ihn dann mit frisch keimendem Empfinden der Gesellschaft wiedergeben." Wie sonst an Wissen gewinnen ein Segen ist, so wäre es in diesem Falle das Vergessen von tausend Dingen, die unsere innerste Natur nicht mehr zu Worte kommen lassen.

Wie nicht zwei gleiche Blätter in einem ganzen Walde von gleichartigen Bäumen anzutreffen, so findet man auch nicht zwei gleichartige Menschen in der ganzen Welt. Und so ist von Gott und Rechtswegen jeder Mensch ein Original. Wo gäbe es da mehr Langeweile, wenn diese Originale den Muth hätten, ihrer individuellen Begabung gerecht zu werden, indem sie dieselbe darlebten und in Wahrhaftigkeit sich selbst gäben?!

Thun sie das nun? Bewahre! höchstens Angelerntes geben sie uns preis, ihr innerstes Wesen bleibt uns ein ewiges Geheimniß, und sterben sie, so tragen wir ganz Andere hinaus, als wir gekannt zu haben meinen.

Wenn nun unsere Zeit so kolossal vorschreitet, daß sie bereits den lieben Gott hinter sich gelassen, warum hat sie nicht den Muth, bis zur Wahrheit vorzudringen, alle Maskerade fallen zu lassen und ein menschlich Antlitz zu zeigen, wie es ist. Man wird mir einwenden, Klugheit, Anstand, Sitte macht es nothwendig, daß wir in Gesellschaft gleiche Larven vornehmen und auf gewisse Formen uns beschränken, die Sprache mit jenen großen Diplomaten dazu gebrauchen, um Gedanken und Gefühle zu verbergen; ich glaube, diese Anschauung hat in unserer vorgeschrittenen Zeit sich überlebt und man könnte immerhin zur Wahrheit greifen, ja selbst bis in die Diplomatie hinauf. Man erlernt die Sprache der Lüge eben wie jede andere und wie lange ist dieselbe im geläufigen Gebrauch? Während der Eine lügt, übersetzt sich's der Hörer in's Wahre. Es wäre gar nichts riskirt, es mit der Wahrheit zu versuchen. Welch' breites Feld wäre der Geselligkeit damit eröffnet, welche Frische, welche Färbung bekäme da die Conversation!

Auch wüßte man, wie man mit Jedem daran sei, ob geeignet zu dauerndem Verband oder ob man ihn auszuscheiden habe; dazu käme es aber gar nicht, er schiebe sich selbst aus, und suchte sein verwandtes Lügenelement. Und darum sage ich, die Besten sollten zur Wahrheit greifen, schon um der erquicklichen Geselligkeit willen.

In der Provinz wird diese noch hie und da gepflegt und dort habe ich sie von Angesicht zu Angesicht geschaut, und habe ihr die schönsten Stunden meines Lebens zu danken. Man kam in gehobener Stimmung zusammen, mit dem Vorgefühl, sich in behaglichster Weise Herz und Sinn zu erfrischen, Erlebtes wurde durchgesprochen, Bücher wurden empfohlen, Stellen aus denselben als charakteristische Zeichen citirt, die Gespräche hatten eine Tradition, weil man oft zusammenkam. Kam Musik zur Sprache, da schwärmte Einer für die alte, trat an's Clavier und führte seine Beweise mit ein paar prächtigen Chorälen zur Anerkennung. Die neuere Musik fand wieder ihre Vertreter, die Worte Bravour, Technik und vor Allem, Kraft!!! waren damals noch nicht die Hauptmomente musikalischer Freuden, am Clavier wenigstens. Man nahm Töne als vergeistigte Worte und schlürfte sie als wahre Labung. Die seelische Freude ward durch nichts gestört und abgezogen von Bewunderung und Verwunderung. Ich halte es für keinen Genuß, wenn ich eine Kraft anstaunen soll, die Bravour bewundern muß, die Technik wieder als eine blutige Errungenschaft mit einer Art Bedauern anerkennen muß, weil das Erringen derselben die ganze Jugend des Producirenden verbittert: und ihm

so den ganzen Flügelstaub seiner Phantasie und seines Empfindens abgestreift. Je mehr ich solcher Production Verständniß entgegenbringe, je mehr hat sie mich in ihre Plage hineingezogen und je ermüdeter fühlte ich mich.

Wurde von einigen der Freunde eine Landpartie auf lieben Feldwegen unternommen, so brachten sie sicher eine kleine Dorfgeschichte mit heim. Wie hört sich eine solche immer gut an; selbst in der Residenz werden sie gerne gelesen und alle Reden und Handlungen, die in einer solchen vorkommen, als Curiositäten genossen. Und welche Freundschaftsbündnisse gingen aus solch' geselligem Beisammensein hervor!

O Freundschaft, du höchstes Gut, wer dich gewann und am Abende seines Lebens zurückschaut, dem winkest du, ein weißer Obelisk, umgeben von den Trümmern anderer Freuden, noch einmal freundlich zu, und deine gold'nen Lettern sagen: Nur ich gab dir reines Glück.

Rahel Lewin, nachherige Frau v. Varnhagen, war die größte Geselligkeits-Künstlerin ihrer Zeit, eine Künstlerin insofern, daß sie die heterogensten Elemente einer großen Stadt zu harmonischem Verband bezwang und das mittelst ihres gütigen Herzens und ihrer Menschenliebe. Wenn sie Jemand zu sich bat, sagte sie: „Kommen Sie, Sie finden Freunde, Menschen, die nur Gutes wollen und unablässig weiter an sich arbeiten, kommen Sie, herzstärkend ist es ja, wenn man sich menschlich seine Gedanken, der ganz guten Aufnahme gewiß, mittheilt, gewiß ist, ehrlich Recht zu bekommen, oder ehrlich bestritten zu werden.“ Ein anderesmal: „Wenn mir Gott Menschen schickt, bei mir ist kein Athemzug, kein Pulsschlag verloren!“

Das ist aber sehr schön, wo Einen doch die große Stadt leicht verführt, das eben hinzunehmen, was Einem in vielen hunderttausend Exemplaren entgegentritt. In ihren spätern Jahren zog ihr Geist Prinzen, Fürsten und alles Hochgestellte in ihren Kreis. Sie wählte sie sich nicht als solche, ihr genügte der Mensch, der zu den Besseren und Strebenden gehörte. Ihr Geist zog die Menschen an, doch zu wahren Freunden hat sie nur ihr tüchtiges wahrhaftiges Herz ihr verbunden. Sie haßte die Lüge und alles Scheingepränge und es gelang ihr, in ihrem vertrauten Kreise der Wahrheit einen Thron zu erbauen.

Ich erwarte nicht, mit dem hier Gesagten mir Zustimmung zu erwerben, ebensowenig jemand Anderem als mir selbst Freude zu bereiten, und ich nähme es dem sehr geehrten Herausgeber des „Heimgarten“ nicht übel, wenn er diese Blätter unbeachtet dem Papierkorbe übergibt; er kennt seine Zeit und muß ihr gerecht werden; mir selbst hat es wohlgethan, mein Herz mir zu erleichtern, indem ich mit Begeisterung echter Geselligkeit und ihrer Frucht, echter Freundschaft, gedachte. Als Kranz lege ich diese dankbare Erinnerung auf das Grab der theuren Lieben, die ich aus treu gepflegter Geselligkeit mir zu Freunden gewann, welche mir nichts rauben konnte — als der Tod.

---

# Kleine Laube.

## Von einer verhaßten Stubengenossin.

Nach Dr. Ludwig Büchner.

Romanhaft und wunderbar klingen die Berichte, welche uns die neuere Naturforschung als Zeugnisse der Denkfähigkeit der Thierwelt darbietet. Immer durchsichtiger wird der Schleier, welcher bisher unseren Augen die Thierseele verhüllte. Seitdem wir nicht mehr mit dem bequemen Worte „Instinkt“ über dies dunkle Naturgebiet hinweghuschen, dringen wir tiefer in die Geheimnisse des Thierlebens ein und erkennen, daß sein Geisteswesen in Wirklichkeit ein weit höheres und mannigfaltigeres ist, als man bisher annahm. Eifriges Nachspähen und sorgsame Vergleichung von zu verschiedenen Zeiten und an verschiedenen Orten angestellten Beobachtungen liefern unaufhörlich und in überreicher Fülle die schlagendsten und unverkennbarsten Beweise dafür, daß zwischen dem Denken, Wollen und Empfinden des Menschen und demjenigen der Thiere die größte Aehnlichkeit und ein oft nur gradweiser Unterschied stattfindet. Aber nur wenige haben geahnt, daß diese Regel auch für eine anscheinend tief unter uns stehende Classe von Thieren zutrifft, und unser geistiger Hochmuth erfährt bei der Betrachtung der Leistungen dieser meist verachteten, aber trotz ihrer körperlichen Kleinheit wunderbaren Geschöpfe eine arge Demüthigung. Einige Beispiele aus dem Leben der Spinnen.

Diese Thiere sind von den Menschen so gehaßt, gefürchtet und geächtet, daß sie nur dazu da zu sein scheinen, damit sie Jeder, der sie erblickt, so rasch als möglich verderben, vertreiben oder todtschlagen kann. Wer aber ihre Sitten und Thaten studirt, wird trotz ihres abschreckenden Aeußeren sich weit mehr zu ihnen, oder doch zu einer näheren Kenntniß derselben hingezogen, als davon abgeschreckt fühlen.

Am meisten Aufmerksamkeit hat von jeher das kunstvolle Netz der Spinnen erregt, welches sie bekanntlich an den verschiedensten Stellen zum Fang ihrer Beute auszuspannen pflegen; und man hat dasselbe in ähnlicher Weise, wie die Bienenzelle, als Beweis eines eigenthümlichen, angeborenen und instinktiven Kunsttriebes angesehen oder gelten lassen. Aber weit mehr noch als die Bienenzelle ist das Spinnen-Netz verschieden oder abweichend je nach Art, Umständen oder Verhältnissen. Jede Spinnenart, ja man kann sagen: jede einzelne Spinne befolgt in der Anlegung ihres Gewebes ihren eigenthümlichen Plan und weiß dasselbe zweckmäßig je nach der Oertlichkeit auszuführen oder sich den Umständen entsprechend einzurichten. Während die Kreuzspinne das bekannte und vielbewunderte radförmige Netz spinnt und senkrecht aufhängt, weben die Sackspinnen flache, beutelförmige, wagrecht aufgehängte Gespinnste, deren Fäden ganz unregelmäßig durcheinander laufen und in deren Tiefe ein kleiner Sack zum Aufenthalt des Bewohners angelegt ist. Sehr viele Arten aber ziehen es vor, gar kein Netz auszuspannen

und ihre Beute auf kürzerem Wege durch Springen und Laufen zu erhaschen. Am gefürchtetsten unter ihnen sind die Tigerspinnen, welche an Mauern und Wänden umherlaufen, indem sie nach hinterlistiger Katzenart langsam an ihr Opfer heranschleichen und sich plötzlich mit gewaltigem, oft 1—2 Zoll weitem Sprunge von oben her auf dasselbe werfen. Andere wieder, wie die große Vogel- oder Würgspinne, lauern in Erdlöchern, Astlöchern, unter Steinen, Blättern oder dergleichen auf ihre Opfer, während noch andere Arten, wie die sogenannten Minirspinnen, nur bei Nacht auf Raub ausgehen und sich bei Tag in unterirdischen, von ihnen gegrabenen Röhren aufhalten, deren Oeffnung mit einem Deckel verschlossen ist, den sie willkürlich öffnen und schließen können.

Oft begegnet es, daß ein weitgespanntes Netz nicht straff genug gespannt ist und daher von dem Wind mehr hin und her bewegt wird, als es der Spinne angenehm und nützlich ist. Das kluge Thier weiß sich alsdann dadurch zu helfen, daß es einzelne starke Fäden zum Boden herabführt und dieselben an Steinen, Pflanzen oder sonst hervorragenden Gegenständen befestigt. Dieses Verfahren hat freilich den Nachtheil, daß die Fäden durch unter dem Netz hergehende Menschen oder Thiere zerrissen werden. Aber auch in solchem Falle weiß sich die Spinne in einer Weise zu helfen, welche einen so hohen Grad von Intelligenz verräth, daß man Anstand nehmen müßte, davon zu reden, wenn nicht zuverlässige Beobachtungen vorlägen. Am Interessantesten dürfte eine von J. G. Wood mitgetheilte und von Watson wiedergegebene Beobachtung dieser Art sein. Einer meiner Freunde, so erzählt Wood, hatte die Gewohnheit, einer Anzahl von Gartenspinnen unter einer großen Veranda ein Obdach zu gewähren und ihre Sitten zu beobachten. Eines Tages nun entstand ein heftiger Sturm und der Wind tobte so entsetzlich durch den Garten, daß die Spinnen, obwohl von der Veranda geschützt, arg zu leiden hatten. An einem der Netze nun wurden die dasselbe haltenden Segelstricke, wie die Matrosen dieses nennen würden, zerrissen, so daß das Netz wie ein schlaffes Segel im Sturm hin und hergeworfen wurde. Die Spinne fertigte keine neuen Stricke an, sondern suchte sich auf andere Weise zu helfen. Sie ließ sich an einem Faden auf den Boden herab und kroch alsdann bis zu einem Platze, wo einige gänzlich zertrümmerte Stücke eines von dem Sturme umgeworfenen hölzernen Zaunes lagen. Hier befestigte sie ihren Faden an einem der Holzstückchen, kehrte wieder zurück und hing das Holzstück, nachdem sie es bis zu einer ungefähren Höhe von fünf Fuß emporgezogen hatte, mit einem starken Faden an dem unteren Ende ihres Netzes auf. Die Wirkung war eine wunderbare; denn das Gewicht des Holzes genügte, um das Netz erträglich straff zu halten, während es doch leicht genug war, um dem Wind nachzugeben und so weitere Zerstörungen zu verhüten. Das Holzstückchen war ungefähr zwei und einen halben Zoll lang und so dick, wie ein Gänsekiel. Folgenden Tages stieß eine achtlose Dienerin mit ihrem Kopfe gegen das Holz, so daß es herabfiel. Aber nach Verlauf weniger Stunden hatte es die Spinne wieder aufgefunden und an seinen Platz gebracht. Als der Sturm aufhörte, besserte die Spinne ihr Netz aus, riß den haltenden Faden entzwei und ließ das Holz zu Boden fallen!

Daß Spinnen trotz ihrer großen Scheuheit auch gezähmt werden können und sich an Menschen gewöhnen, die ihnen Wohlthaten erweisen, scheint durch viele Beobachtungen oder Erfahrungen, die zum Theil eine gewisse Berühmtheit erlangt haben, festgestellt. Namentlich sollen Gefangene, um die Qualen der Einsamkeit zu mildern, Spinnen derart gezähmt haben, daß sie auf ihren Ruf herbeikamen und Futter aus ihrer Hand nahmen.

Ein Gelehrter schreibt darüber:

Ich bemerkte einst in einer halbdunkeln Ecke meines Vorsaales ein ziemlich

anständiges Spinnengewebe, in dem eine wohlgenährte, sogenannte Kreuzspinne ihr Heim aufgeschlagen hatte und an der Netzöffnung von früh bis spät der etwa hinzufliegenden oder kriechenden Nahrung entgegensah. Ich war zufällig einigemale Zeuge, mit welcher List sie ihr Opfer fing und unschädlich machte, und wurde es mir bald darauf eine tägliche Sorge, ihr mehreremale des Tages Fliegen zuzutragen, welche ich ihr mittelst einer Pinzette vor das Thor legte. Anfangs schien ihr diese Fütterung wenig Vertrauen zu erwecken, wozu vielleicht die Pinzette Anlaß gab; denn sie ließ manche Fliege wieder entwischen, oder nahm sie doch nicht eher in Beschlag, als bis sie dieselbe im Bereich ihrer Behausung wußte. Mit der Zeit jedoch kam es dahin, daß die Spinne sich jedesmal herbeibemühte und die Fliege aus der Pinzette entgegennahm, um sie einzuwickeln. Dieses letztere geschah bisweilen, wenn ich die Fliegen sehr rasch nach einander hinreichte, so oberflächlich, daß einige der bereits umgarnten Fliegen Zeit und Gelegenheit fanden, wieder zu entwischen. Dieses Spiel trieb ich, weil es mir interessant schien, einige Wochen lang. Eines Tages aber, als die Spinne mir so recht heißhungerig schien und auf jede gereichte Fliege förmlich zuflog, begann ich mich mit ihr zu necken. Sobald sie die Fliege erfaßt hatte, zog ich dieselbe mit der Pinzette wieder zurück. Dies schien sie gewaltig übel zu nehmen. Das erstemal, als ich ihr die Fliege schließlich doch überließ, mochte sie mir noch verzeihen; als ich sie aber später consequent wegzog, zerstörte dieses unsere Freundschaft für immer. Am folgenden Tage verschmähte sie die von mir angebotenen Fliegen gänzlich und rührte sich nicht von der Stelle — am dritten Tage aber war sie ausgewandert."

Dieses zeigt, daß eine Spinne auch verdrossen und beleidigt werden kann. Ja selbst das Gefühl der Rachsucht scheint ihrer kleinen Seele nicht fremd zu sein. Es wird erzählt, daß eine Spinne einem jungen Menschen, welcher mehrere Tage hintereinander ihr an einer sehr günstig gelegenen Stelle über einer Dachluke ausgespanntes und stets wieder hergestelltes Netz zerstört hatte, einen sehr giftigen Biß auf der Stirne beigebracht haben soll.

Sicherer, als dieses, scheint die merkwürdige Vorliebe der Spinnen für Musik durch zuverlässige und zahlreiche Beobachtungen festgestellt. Durch Spiel auf dem Piano, auf der Guitarre oder Violine werden im Zimmer befindliche Spinnen herbeigelockt, namentlich wenn das Spiel ein zartes, nicht allzulautes ist. Sie begeben sich möglichst in die Nähe des Instrumentes oder der Spielenden und scheinen derart davon bezaubert, daß sie für nichts Anderes mehr Sinn haben. Meist sieht man, daß sie sich an einem Faden von der Decke des Zimmers herablassen und sich so dem Musizirenden möglichst zu nähern suchen. Sobald jedoch die Musik rauschend wird, entfliehen sie wieder in ihr Netz.

Die Spinne versteht es auch, sich, wenn es ihr zur Rettung ihres Lebens nöthig erscheint, wie so viele andere Insekten, todt zu stellen, und entwickelt dabei einen wahrhaft heroischen Gleichmuth. „Ich habe", sagt ein Forscher, „Spinnen in dieser Situation mit Nadeln durchstochen, ohne daß sie das leiseste Zeichen von Schmerz von sich gaben."

---

## In einem sonnenhellen Land . . . .

In einem sonnenhellen Land,
Wo hohe Palmen sprossen,
War eines hehren Meisters Hand
Ein Wunderbild entflossen.

Ein Strahlenkranz, unsagbar mild,
Der rings die Welt verklärte,
Entquoll dem wundersamen Bild,
Dem nichts glich auf der Erde.

Aus seiner Farben Harmonie
Floß Lind'rung allen Schmerzen,
Und wer es schaute, sank auf's Knie,
Und betete im Herzen.

Und wer entmenscht im Staube kroch
Und aufgehört zu hoffen,
Der sah das Bild und sternenhoch
Schaut' er den Himmel offen.

Doch mit der Zeiten rascher Fluth
Im Wechsel der Geschlechter,
Kam auch das Bild in fremde Hut
Und unter fremde Wächter.

Und wieder Andere folgten nach
In ungemessener Reihe —
Und an dem Bilde allgemach
Schwand Harmonie und Weihe . . .

Die Einen klexten Farben hin
An unbemalter Stelle,
Und da, wo es dunkel schien,
Da malten sie es helle.

Dem Andern schien der Hintergrund
Zu glanzlos und bescheiden,
Und d'rum versahen sie ihn bunt
Mit Tand und Goldgeschmeiden.

Und endlich ward's ein neues Bild,
Verschwunden war das alte,
Da jeder sich berufen hielt
Und an dem Bilde malte. — —

Und was ist's nun? Ein leerer Wahn,
Denn Glaube ist es nimmer,
Sie beten nur die Farben an
Und eitles Goldgeflimmer. —

Und jene hehre Harmonie,
Allmächtig, andachtsinnig,
Wohl längst entschwunden, ist mir wie
Ein Märchen, wundersinnig,

Das ich geträumt im Kindestraum,
Vom Mütterchen geschaukelt —
Und das mir hin und wieder kaum
Noch leis im Sinne gaukelt. —

**Otto Ludw. Müller.**

---

## Der Burgermeister von Abelsberg.

Ein Schwank von P. K. Rosegger.

Das Jagdrecht ist eine prächtige Sache; aber ich kenne viele Grundbesitzer und Gemeinden, die es nicht ausüben. Es leite die Jagdlustigen von der Berufsarbeit ab — sagen sie — es verführe die Jugend zum Müssiggang, und die kostspielige Passion wäre nicht so bald mehr aus dem Kopf zu bringen; es verlocke zur Uebervortheilung des Nachbars, gar zu Diebstählen, und es koste manchem ungeschickten Schützen seine gesunden Glieder oder die eines Anderen. Und schließlich ginge bei willkürlicher Selbstbenützung bald der ganze Wildstand zu Grunde. Sie verpachten daher das Revier und zahlen mit dem Pachtschilling ihre Steuern.

Die Abelsberger denken nicht so; sie sind viel zu liberal. Die Abelsberger haben in ihren Wäldern gejagt, so lange noch das Pulver nicht hätte knallen sollen; und sie sollten es jetzt unterlassen, da es krachen uud ganz ungenirt von allen Wänden wiederhallen darf? Nein. Die Abelsberger üben das Jagdrecht selber aus. Es gibt kein tolleres Fest, als wenn sie Jagdtag haben; da setzt's Hallodria, Räusche, Püffe, Abenteuer, kurz alles Mögliche, nur kein Wildpret. Das Wildpret haben die Wildschützen stets schon früher in Sicherheit gebracht.

Ach, die Wildschützen, die sind eine Landplage für die guten Abelsberger. Der Gemeindevorstand (sie heißen ihn „Burgermeister"; der Burgermeister also) und sein Bursche mögen noch so streng sein — es hilft nichts. Und wollten sie die Wilddiebe alle einsperren, so — — wären in Abelsberg leicht die bravsten Leute die längste Zeit auf Viehhandel aus oder auf Kornkauf oder auf Wallfahrten oder auf sonst was; und so — munkelt man — könnte es sich zutragen, daß eines Tages die Kinder keine Schule hätten und daß zum Sonntag der Gottesdienst ausbliebe, weil — der Herr Pfarrer verreist.

's ist eine böse Sach', und der Burgermeister, ein Ehrenmann über und über, bricht in ein gräßliches Fluchen aus, wenn eine Gesellschaftsjagd schlecht ausfällt, und der ganze Gemeinderath flucht mit, daß, von den Flüchen mehr erschreckt, als von den Schüssen, allen=

falls ein allerletztes Häslein noch eilig über die Grenze setzt.

Jagdaufseher ist der Gemeindediener, aber der Gemeindediener ist nicht mehr sehr gut zu Fuß, denn im rechten Bein hat er die Gicht, und das linke ist ihm vor Jahren in Böhmen abgeschossen worden. — So war's voreh'; dann ist's anders geworden.

Es war weise' vom Burgermeister, als er eines Tages bei der Sitzung folgendermaßen das Wort ergriff: „Daß ich sag', nach meinem Versteh'n: Die Jagd, verpachten thun wir's nit; denn wegen warum? unsere Buben werden Soldaten, die müssen das Schießen lernen!" Patriotisch war er immer, der Abelsberger Vorstand; und dann fuhr er fort: „Aber das sag' ich, nach meinem Versteh'n, einen schärferen Jagdwachter müssen wir haben. Ich rath', wir lassen einen Militärsmann kommen, einen Ausgedienten; so Einer ist respektabel und kann laufen. Die Gemeindedienerei betreibt er uns auch; so Einer ist pünktlich und kostet nicht viel. Ich sag', wir machen Ja darüber."

Sie machten Ja darüber.

Etliche Tage nachher trat der Soldaten-Schorsch das Amt an. Es war ein Veteran, kernfrisch und baumstark und feinschneidig, schleppte einen langen klirrenden Säbel — Gemeindegut — und trug einen wuchtigen Schnurrbart, der keck aufgespitzt war, wenn sich der Mann in guter Laune befand, der aber schauderlich zerzaust sich über die Backen hinaussträubte, wenn der Mann wild war; und wenn er in's Fluchen gerieth, da standen selbst den Abelsbergern die Haare gegen Himmel. Das war nun der neue Gemeindediener und der „Jagdwachter".

„Daß Er's weiß, Schorsch", redete ihn der Burgermeister bald nach der Aufnahme an, „wenn Er Seine Sach' in Ordnung hält, so kommen wir gut miteinander ab. Wird sich bei mir nit zu beklagen haben. Einmal hat er die Kanzlei rein zu halten; unter dem verwichenen Diener ist meine Stube da fortweg ein Schweinstall gewesen. Weiters hat er die Gemeindeschriften zu vertragen. Um Mitternacht, wenn Sperrstunde ist, muß er von Wirthshaus zu Wirthshaus gehen. Ist wo ein Raufhandel, so muß Er dabei sein. Die freie Zeit muß Er im Wald umgehen, und das mag er sich hinter die Ohren schreiben: wenn ein Stück Wildpret fehlt, so wird Er darum hergenommen. Wenn Er einen Wildschützen sieht, einfangen! und ist's wer immer, hört er, Schorsch, ist's wer immer — einfangen und in den Arrest treiben. Verstanden?"

Der Schorsch legte seine Hand an das Ohr, dann schritt er kerzengerade und mit rasselndem Säbel davon.

Versah sein Amt gut, der neue Gemeindediener. Er reinigte die Kanzlei, daß sie blank wie eine Wachtstube war; er „vertrug" die Schriften, Anfangs freilich einigemale ganz buchstäblich; zur Sperrstunde ging er in die Wirthshäuser, wo ihn sogar mehrmals der Burgermeister einlud, an seinem Tische Platz zu nehmen, und bei jedem „Raufen" war der Schorsch dabei.

Bei solcher Pflichttreue verfehlte der leutselige Vorstand nicht, seinem neuen Diener mitunter einen freien Tag zu gönnen, an welchem sich derselbe nach Wunsch und Wahl gütlich thun konnte.

An einem solchen Tage im Herbste war es auch, daß der Schorsch, nachdem er sich vom Dienste losgemeldet hatte, mit einer gewaltigen Commißpfeife zwischen den Zähnen, gelassen in den Wald hinaus schlenderte. Er ließ sich gehen, und wenn er aus dem großen Tiegel schmauchte, so wichen ihm vor den Häusern auch die Bauern nicht aus. Wenn der Mann sonst aber im Soldatenschritt einher marschirte, die Zähne aufeinanderbiß und mit den finsteren Augen dreinstach, da hatte er gefährliche Steuerbögen in der Tasche.

Heute hatte er den Schnapsplutzer d'rin, und damit strich er in den schattigen Wald hinaus. — Wenn ich einen Hirsch sehe, dachte er bei sich, so macht mir das Spaß, und sehe ich einen Wild-

dieb, so bin ich auch heute der Diener meines Herrn.

So stieg er immer weiter durch die Wälder hinan und in die Wildniß hinein. Und als er gegen eine hohe Felswand kam, an welcher wilder Epheu emporrankte, an welcher hoch das knorrige Nest eines Habichts klebte, fand der Schorsch die Wand so romantisch, daß er sich in ihrem Schatten niederließ und seinen Plutzer entkorkte. — Es wäre ein anmuthiges Stündchen geworden, da hörte er plötzlich einen Schuß.

Sofort war der Soldat auf den Beinen. Den Säbel hob er empor, daß er nicht klapperte im Gestein und Gewurzel, und so schlich er der Richtung zu, in welcher der Schuß gefallen war.

Nach einigem Suchen fand er was. Im Waldesdunkel kauerte ein Mann und weidete einen erschossenen Rehbock aus. Und der Mann war der Burgermeister von Abelsberg. — Wie? ist denn heute Jagdtag? fragte sich der Schorsch. Kreuz-Bomben und Mordsstern, heute ist nicht Jagdtag. Halt, Kerlchen, wir Zwei werden näher bekannt. — Aber es ist ja der Burgermeister! — rief in ihm eine andere Stimme. — Thut nichts, dachte sich der Gemeindediener wieder, wer wildert, ist ein Wilddieb. Was er sonst noch ist, ist mir alles eins. Das Schießen ist jetzt nicht erlaubt; gestern erst hat der Vorstand das neue Verbot ausgeschickt. Und thät er's redlich, so brauchte er das Gewehr nicht zu zerlegen, das dort stückweis im Busche steckt. Ah, mein sauberer Herr, deswegen hast Du heute den Wildwächter beurlaubt! Nun wollen anfangen. — Wenn's aber der Burgermeister selber ist! warnte noch einmal die andere Stimme. — Halt! flüsterte der Schorsch, und stemmte seinen Zeigefinger mitten auf die Stirne hin. Hat er mir nicht selber eingeschärft, der Ertappte sei wer immer: einfangen! — Des höllischen Satans will ich sein, wenn das nicht eine Falle für mich ist, Er hat mich abgespäht und will versuchen, ob ich ein treuer, unbestechlicher Bursche bin. Nicht aufsitzen, Schorschl!

Etliche Sekunden später schlug der Gemeindediener dem eifrig fleischernden Vorsteher keck die flache Hand auf die Achsel: „He da!"

Fast kollerte der Wilderer vor Schreck über und über.

„Aufstehen!" commandirte der Soldat, „wir gehen mitsammen."

„Aber, Schorsch, aber — Schorschl!" stotterte der Ertappte, „es ist ja — es war ja —"

„Rehbock über die Achsel! flink!" rief der Diener mit schneidiger Stimme.

„Na, so thu' Er — hi, hi — — thu' Er doch die Augen auf, Schorschl!"

„Ich mach' keinen Unterschied."

„Aber — Er sieht's ja, hi, hi, ein Spaß, ein dummer Spaß —"

„Im Namen des Gesetzes arretirt!"

„Aber, so mach er keine Dummheiten, Schorsch!"

„Marsch!"

„Hör' Er! Das verbitte ich mir!"

„Ich brauche Gewalt!" knirschte der Wildwächter und griff an den Säbel. Aus seinen Augen funkelte der Zorn, unter seinem zerfetzten Schnurbart wirbelten die haarsträubendsten Flüche.

Im Cabinet, in der Kanzlei ist der Gescheidtere Herr; im Walde ist's der Stärkere. Höhergestellte, einflußreiche Personen lassen sich bisweilen erbitten, aber so ein alter Soldatenkerl ist nicht zu bestechen. Die Feder sträubt sich, es zu schreiben, daß der Herr Burgermeister von Abelsberg als eingefangener Wilddieb mit dem Gemeindediener Schorsch gehen und den Rehbock selbst auf dem Rücken mitschleppen mußte.

Der Vorstand machte mehrmals unterwegs die unglaublichsten Versuche, sich aus dem Arg zu ziehen. Mit dem Ausreißen und Fliehen war's ein für allemal nichts, denn der schwere Bock war ihm so fest auf den Buckel geschnallt, daß der solcher Strapazen ungewohnte Mann froh sein mußte, wenn ihn das heillose Thier nicht zu Boden

ritt. Mit Drohungen richtete er nichts aus; dabei blieb der Schorsch ganz gleichmüthig; ist's eine Falle für mich, dachte er, so darf ich nicht eingehen, und ist der Herr Vorstand ein wahrhaftiger Dieb, so muß ich ihn stellen. Da versucht es der Arretirte mit Versprechungen; hundert Stück feine Cigarren für's Erste; eine goldene Sackuhr für's Zweite; und endlich, da sie dem schönen Abelsberg immer näher kamen, seine älteste Tochter für's Dritte. Die Folge davon war, daß der Soldat in Wuth ausbrach und mit geballter Faust dem Rehbock einen solch' derben Schlag versetzte, daß der Bürgermeister darunter taumelte.

Und als sie endlich zur Linde kamen, wo die ersten Häuser von Abelsberg anheben, blieb der Vorstand stehen, klopfte mit steifem Arm dem Gemeindediener auf die Achsel und lächelte: „Brav, Schorschl! Er hat die Prüfung glänzend bestanden, Er ist ein wackerer Mann; Er ist bei uns sein Lebtag lang versorgt."

„Wohl", schmunzelte der Soldat, „'s hat aber auch Müh' gekostet, und deswegen möchte ich eine Zeugenschaft haben, daß die Sach' pflichtgetreu ausgeführt worden ist."

„Ei, das werde ich Ihm gern bestätigen und die Abelsberger wissen ja vom Jux; aber die Schulkinder dürfen uns so nicht sehen, weiß Er, die Kinder — des Respektes wegen, versteht Er?"

„Mit Verlaub!" sagte der Schorsch gemessen, „die Schulkinder sollen es wissen, daß in Abelsberg auch der Burgermeister eingesperrt wird, wenn er stiehlt. — Marsch!"

Mitten durch den Marktplatz trieb er den wankenden Vorstand dem Gemeindehause zu. Bald waren sie umrungen von lärmendem, höhnendem Volke. Einige Gemeinderäthe eilten herbei; vor diesen salutirte der Schorsch: „Vermelde gehorsamst, daß ich hier einen Wilddieb eingebracht habe!"

Bei der Sitzung sahen sich die Väter der Gemeinde mit großen Augen an und murmelten: „So hätt's uns auch geschehen können. — Der Soldaten-Schorsch ist ein prächtiger Kerl, den müssen wir bei seinem Regiment recommandiren. Abelsberg ist für ihn kein Platz."

Und am nächsten Tage ist der Rehbock verzehrt worden im Festsaale des Gemeindehauses. Noch lange werden die Abelsberger von ihrem Burgermeister sprechen, „der sich herabgelassen, auf eigene Rechnung und Gefahr die Rechtschaffenheit eines Jagdwachters zu erproben".

Der Burgermeister ist mit solcher Lösung zufrieden.

---

## Was ein böser Vogel auf dem Dach kann zuwege bringen.

(Eine wahre Begebenheit.)

Den Baron Goldleibel müssen wir recht in Ehren halten, denn er hat — nein, er that — das heißt, er war von altem Adel. Der Baron konnte mit jenem Rittersmanne sagen: „Mein Stammbaum geht aus der Zeit Karls des Großen herauf; dazumal war mein Urahn Pferdedieb." Ja, der Baron Goldleibel konnte noch mehr sagen, er stammte, wie schon sein Name zeigt, von einem römischen Patrizier ab, der um das Jahr 125 nach Germanien kam, daselbst eine große Reutung vornahm und eine Schweinezucht anlegte.

Das stolze Bergschloß, welches dieses Geschlecht einst erbaut hatte, war längst ein Nest plebejischer Eulen und Fledermäuse geworden. Das verdroß den Jüngsten des Stammes gewaltig und er beschloß, die Burg seiner Väter wieder zu restauriren und in derselben den ehrwürdigen Stammbaum fortzuzügeln. Freilich, als nun aus dem alten das neue Schloß fertig war, ließ es sich nicht leugnen: es war mit Schulden gedeckt und mit Schulden gepflastert; auf dem Thurme wehte stets das weiß-rothe Fähnlein, aber auf dem

Knopfe saß ein Vogel, der sang in einemfort: „Schloßherr, gib Zinsen, hohe Zinsen, hohe Zinsen!“

„Papa!“ sagte eines Tages Ludwig, das Söhnlein, „den garstigen Vogel solltest Du vom Dache schießen.“

„Das Vieh ist nicht umzubringen, mein Sohn,“ entgegnete Papa, „oder es müßte zu todt gefüttert werden mit mehr denn hunderttausend Gulden. Aber dieses Gift ist nicht in jeder Apotheke zu haben.“

Ludwig war zum Jüngling herangewachsen, den der Vogel auf dem Thurme weiter nicht kümmerte; er wußte anderes Wild, an dem er sein Jagdglück versuchen wollte. Im Walde ging auch manches Hirtenmägdlein, das Erdbeeren oder Brombeeren pflückte, allein der alte, sittenstarre Baron verbot seinem Sohne strengstens, von den Bauersleuten Wildobst zu nehmen — das thäte sich für einen Edelmann nicht schicken. Noch ein Wunder, daß der Herr Baron die junge, hübsche Köchin gelten ließ, die, wenn auch des Barbierers Tochter aus dem Dorfe, gleichwohl die Familie Goldleibel mit einer trefflichen Küche versorgte.

Es war wohl wahr, der Baron gab ihr mit jedem Winke und Tone, in dem er mit ihr nothwendig verkehren mußte, zu verstehen, daß er der Freiherr und sie, die Köchin, seine hörige Dienerin sei; denn nimmer wollte er den Schloßgraben mit Erde ausfüllen, der zwischen dem Edelmann und dem Plebejerthume lag.

Wie war der Baron Goldleibel daher eines Tages überrascht, als Susi, die Köchin zu ihm trat, schämig ihren weißen Schürzenzipf walkte und endlich mit der Bitte um Lösung des Dienstvertrages herausrückte.

„Wenn sie fort will,“ entgegnete der Baron kurz, „so halt' ich sie nicht auf. Aber den Grund will ich wissen.“

„Den kann ich auch sagen, gnädiger Herr,“ versetzte das Mädchen mit selbstbewußterem Tone als es sonst gewohnt war, „der Kreuzschneider in der Gemein ist mein Pathe, und —“

„Der will sie haben!“ unterbrach der Baron.

„Nein, gnädiger Herr; der hat mir einen Schein von der großen Lotterie gekauft, und —“

„Und da will sie deshalb aus dem Dienste stehen?“ polterte der Edelmann.

„Freilich, gnädiger Herr; wissen der gnädige Herr, 's ist halt so eine spaßige Geschichte, jetzt — ich hätt' mir so was auch nicht im Schlaf einfallen lassen; aber 's kann kein Mensch dafür — den's trifft, der muß sich darnach richten, und —“

„Also was denn, was denn?“ rief der Baron ungeduldig.

„Ja, gnädiger Herr, den Haupttreffer hab' ich halt gemacht. Und jetzt hab' ich mir's überlegt und will keinen Tag länger dienen. Daß mir's der gnädige Herr glauben, da hab' ich die Papiere.“

Fast sprachlos war der Herr Baron. Er mußte sich auf einen Sessel niederlassen. Ja, die Papiere waren freilich richtig, und durch das offene Fenster herein hörte er den Vogel: „Schloßherr, gib Zinsen, hohe Zinsen, hohe Zinsen!“

Endlich, als der Edelmann wieder zu Worte kam, sagte er kalt: „Gratulir. Aber sie wird wissen, es ist vierzehntägige Aufkündzeit, und bis Ablauf dieser Frist hat sie im Schlosse den Dienst zu versehen.“

Die Susi gab sich drein. Der Baron ging in den Eichenpark hinaus und suchte seinen Sohn. Er fand ihn auf einem galopirenden Rappen.

„Spring' ab, Ludwig, und laß den Rappen laufen; ich hab' ein ernstes Wort mit Dir zu reden.“

Der junge Mann befolgte sogleich des Vaters Befehl. Sie gingen durch schattige Lauben.

„Ludwig,“ sagte der Baron gemessen, „was, glaubst Du, dürfte ich Dir heute zu sagen haben?“

Der junge Mann zuckte die Achseln.

„Nu, werden sehen," sagte der Baron, „Jungfer Susi, die wirst Du kennen!"

Ludwig wurde roth bis hinter die Ohren; auf diesem Felde mußte ihm nicht ganz geheuer sein.

„Ich werde mich sehr kurz fassen, mein Sohn. Meine Haare werden grau, unsere Güter verzehren sich; Du mußt an eine Partie denken, die Dir mindestens zweihunderttausend Gulden einbringt. Geld ist heutzutage die Hauptsache; und die demokratische Richtung der Zeit können wir nicht mehr aufhalten, was bleibt uns übrig, als sich ihr zu fügen? Hunderte und Tausende unseres Ranges verschmähen es nicht, ihr altes Wappen auf den Grund des Volkes zu pflanzen. Doch, was ich sagen wollte. Jungfer Susi hat in der Staatslotterie letzter Ziehung einen Haupttreffer gemacht, ist im Besitze von zweihunderttausend Gulden. Die Jungfer hat bereits den Dienst gekündet und wird in vierzehn Tagen das Schloß verlassen. Mit einem Worte, es ist Deine Aufgabe, Ludwig, innerhalb vierzehn Tagen Susi als Deine Braut zu gewinnen."

Die Röthe auf des Jünglings Antlitz war merklich geschwunden; nur ein solider, männlich brauner Hauch war noch geblieben. Ein leises Lächeln zuckte um den Mund, Muth und Kühnheit strahlte aus den lebendigen Augen.

„Papa!" sagte er, „ich danke Dir, ich werde Deinen Wunsch erfüllen."

Eine Stunde später zündete der junge Edelmann seine Cigarre in der Küche an. Er scherzte dabei leutselig mit der hübschen Köchin, dann setzte er sich auf das Nudelbrett neben dem Herd und sagte, er wolle doch einmal sehen, wie so ein gespickter Hase zubereitet werde.

„So schauen der gnädige Herr nur," sagte Susi mit lauernder Bosheit, „der Hase ist nicht die Hauptsache, der Speck ist die Hauptsache, der ringsum hineingespickt wird; und nachher dreht man das Ding eine Weile so um das Feuer — völlig so, wie mich der gnädige Herr drehen; ja, ich bin jetzt auch so ein gespickter Hase."

Die Verlegenheit des jungen Edelmannes war gar nicht klein. Er war durchschaut und erachtete seinen Plan für gescheitert. Verdrießlich erhob er sich, allein Susi lud ihn ein, sitzen zu bleiben. „Wir sind ja noch nicht in der Ordnung," sagte sie und trocknete ihre glatten Hände an der schneeweißen Schürze. „Der gnädige Herr wissen gleichwohl, daß wir Zwei gegen einander gerade keine gespreizten Reden mehr zu führen brauchen. Der gnädige Herr haben ein Schloß und ich hab' ein Geld; und ich will mich nicht erst überlisten lassen, ich will die Sach' gleich selber in die Hand nehmen und ich sag's frisch heraus, wollen mich der gnädige Herr ganz und gar zur Schloßfrau machen — mir ist es recht."

„Die Jungfer — mißversteht mich," stotterte der junge Mann; „ich glaube bereits den Beweis geführt zu haben, daß nicht das Geld es ist, welches mich zur Jungfer hinzieht; — die Liebe, Susi —!" Er umarmte sie, zog sie an seine Brust.

In demselben Augenblicke trat unglückseliger Weise der Herr Baron ein. Die Gruppe erblickend, schlug er sprachlos die Hände zusammen.

„Ludwig!" rief er endlich mit schmerzbewegter Stimme. „So kannst Du Dich vergessen! Bist Du werth, ein Goldleibel zu sein? Verstoßen, enterben sollt' ich Dich, Du ungerathenes Kind; doch anders sollst Du mir büßen. Deiner beispiellosen Erniedrigung soll eine beispiellose Sühne folgen. Ein Gentlemen bin ich, und ich stelle die Menschenwürde und die Sittlichkeit noch höher, als den altehrwürdigen Namen der Vorfahrer. Du hast Dich an der Jungfer vergangen, Ludwig, Du heirateſt die Jungfer! — Keine Widerrede, Bursche, Du heiratest die Jungfer!"

Der junge Mann senkte sein Haupt.

„Ei!" rief Susi lachend und schwang den Kochlöffel, „hören mir der

gnädige Herr auf mit dem Komödiespielen; sagen wir's gleich frischweg: Der Herr will mein Geld und ich mag sein Schloß — topp!"

Der Junge schlug seine Hand hin, der Alte segnete gerührt den Bund.

Lustig flatterte das weiß-rothe Fähnlein auf dem Thurm — und der leidige Vogel war gestillt.

P. K. R.

---

## Der Hufschmied von Steinach.

Eine steirische Volkssage.

Da lebte zu Steinach im Ennsthale einmal ein Hufschmied, das war ein gar frommer Mann. Man durfte ihn nur sprechen hören, und er sprach nicht wenig, um von seiner Heiligkeit überzeugt zu sein.

„Sünder", sagte er stets, „sind wir Alle, ich auch; aber demüthig muß man sein, und nicht so hochmüthig, wie der Postmeister zu Liezen und nicht so Aergerniß geben, wie die Adlerwirthin zu Irdning, und nicht so ausgelassen sein, wie die Burschen zu Mitterndorf, und nicht so leichtfertig leben, wie die Dirnle zu Gröbming und Sanct Martin und Wörschach und Weissenbach und Steinach. Die Wenigsten sind was nutz, heut' zu Tag, und muß unser Einer nur seinem Gott danken, daß die Schlechtigkeit nicht in's eigene Haus kommt. Die Burschen zu Mitterndorf sind Nachts nicht daheim in ihrem Bett; aber zu Sanct Martin sind Nachts die Dirndle nicht daheim. In Donnersbachwald wächst jahraus, jahrein nicht so viel Haberstroh, daß es für die Gottsleichnamstag-Kränze unserer Mädeln thät langen. Und der Herrgott hat nicht so viel Feuer und Schwefel am Himmel, daß er auf unsere Almen und Brendlerhütten genug kunnt regnen lassen."

In ähnlicher Weise hatte der brave Hufschmied zu Steinach oftmals seiner Entrüstung Ausdruck gegeben.

Da war es einmal in der Sonnenwendnacht, daß der Schmied plötzlich aus dem Schlafe geweckt wurde. Auf der Stufe seines Bettes saß ein kleines Männlein, das hatte Augen, die wie Karfunkel leuchteten, so daß die ganze Kammer von einem grüngelben Lichte erhellt war. Das Männchen hatte dem Schmied eine Maus in das Bett gethan, und diese hatte mit ihren scharfen Zähnlein den Mann wach gebissen.

„He!" rief der Schmied erschrocken auf, „was ist das für ein Gezücht unter meiner Decken?"

„Mein lieber Hufschmied", entgegnete hierauf das Männlein, „Du sollst eilends aufstehen, Hammer und Zange nehmen und mit mir auf die Scheichenspitze gehen."

„Was?" rief der Schmied, „auf die Scheichenspitze am Stein, die zwei Tagreisen von dahier entfernt ist? Ja gar keine Möglichkeit, daß ein Mensch auf diesen Felsenberg kunnt steigen."

„Hufschmied, das laß' meine Sach' sein", sagte das Männlein, „steh' auf, es geschieht Dir nichts zu Leid', bist ja ein frommer Mann. Kannst auf einem goldenen Wagen durch die Lüfte fahren, oder auf einem feurigen Rappen reiten."

Ja, aber als der Schmied vor's Haus trat, da war der Wagen feurig und anstatt des Rappen stand ein ungeheurer Drache da und flatterte mit seinen schwarzen Flügeln. Auf den Drachen mußte der Hufschmied steigen, das grünäugige Männlein aber setzte sich kichernd in den feurigen Wagen und sie flogen in die Lüfte empor und in einem gewaltigen Bogen hoch über den Grimming hin.

Auf einer Zacke des Stoderzinken machten sie Halt, und das Männlein sagte zum Hufschmied: „Lieber Meister, jetzo wisse, worin Du mir dienen sollst. Da unten am Ahornsee, auf dem just das Mondlicht schimmert, habe ich ein großes Heer von jungen Rößlein, die sich dort eben baden und hernach mit ihren Knien auf die Scheichenspitze steigen müssen."

„Das kann ich nicht verstehen", sagte der Hufschmied.

„Das wirst Du gleich verstehen", sagte das Männlein. „Diese jungen Rößlein, das sind all' die leichtfertigen Dirnen von Gröbming und Sanct Martin und Wörschach und Weissenbach und Steinach, die Du so gut kennst, und die auf der Scheichenspitze heute einen Festball geben. Nun weißt Du aber, daß die Wände der Scheichenspitze glatt und steil sind; und weil die Ballerinen knieend hinauf müssen, so ist es nöthig, daß Du ihnen scharfe Hufeisen an die Knie schlägst."

Der Schmied that einen Seufzer, und dann fuhren sie nieder zum See. In der Kluft eines Felsens ward die Schmiede errichtet, und das grünäugige Männlein führte der Dirnen eine um die andere vor und der Meister Hufschmied waltete seines Amtes. Die Mehrzahl war da der Schönen vom Ennsthal; von den Dörfern herauf, von den Gehöften heran, von den Almen herab waren sie gekommen — ganz so, wie es der Schmied immer gesagt hatte: Die Wenigsten sind was nutz, heut zu Tag. Er freute sich insgeheim über die Schlechtigkeiten, welche seine und seines Hauses Tugend um so glänzender emporgehoben. Er kannte fast Alle. Auch die „Ehrenwerthen" waren dabei, die daheim im Rufe der Sittsamkeit und Frömmigkeit standen, — betagte Frauen auch darunter. Sogar ein paar Nachbarinnen aus Steinach lockte das grünäugige Männlein daher und bei Einigen war vor lauter Knien in der Kirche die Kniescheibe so hart und verknöchert, daß der gute Meister kaum die Eisennägel hineinbrachte.

Die Meisten kamen wider alles Erwarten gerne herbei, um sich für die Besteigung des Berges rüsten zu lassen. Nur Eine, die Allerletzte wollte gar nicht voran und bedeckte ihre Knie mit den Händen und ihr Gesicht mit den langen Locken.

Als der Meister diese Störrige sah, holte er seine schärfsten Hufeisen und seine längsten Nägel hervor, aber als er ihr dann die Haare aus dem Gesicht schob, erkannte er — seine eigene Hausfrau.

Eilends nahm er Reißaus, floh durch das steinige Kar dem Thale zu — und von dieser Zeit an soll er nicht mehr geeifert haben gegen die lieberliche Welt.

Im Gewände der Scheichenspitze und des Thorstein soll noch heute manch' ein altes Hufeisen gefunden werden, und im oberen Thale der Enns wird die boshafte Sage gerne erzählt.

---

## Loblied auf das Kleine.

Von Ernst Lindner.*)

Fort thun die Leut' nur 's Große lieben,
Das Kleine, das liebt Niemand, nein,
Und doch ist's Herrlichste auf Erden,
Das Herrlichste im Himmel klein.

Klein ist die Perle, klein der Diamant,
Der allerschönste Edelstein,
Und klein bist Du, mein' klare Perle,
Mein heller Demant, Du bist klein.

Klein sind die hehren Himmelskinder,
Die lieben Engelchen sind klein.
Und Du, der Engel allerschönster,
Mein goldig Engelchen bist klein.

Klein, seit ich Dich, Du kleine Maus, hab',
Ist auch die Welt, der Himmel mein;
Denn meine Welt, mein All's, mein Himmel,
Bist Du ja, goldiges Krümmchen mein.

Sogar der Gott, der aus dem Himmel
Lenkt all' mein Sinnen, all' mein Sein,
Der allergrößte von den Göttern,
Der Gott der Lieb' ist klein.

Der äugelt in Deine lieben Augen,
Der lächelt auf Deinen lieben Mund,
Und schießt daher die süßen Pfeil' mir
Tief in meines Herzens Grund.

*) Aus der Zipser Mundart übersetzt.

## Etwas Gutes für arme Kinder.

In Kopenhagen hat man eine ebenso schöne als einfache Einrichtung getroffen, den Kindern unbemittelter Eltern während der Sommerferien den Aufenthalt in wohlhabenden Häusern zu ermöglichen, damit auch für sie diese Zeit im wahren Sinne des Wortes eine Erholungszeit sei. Zu dem Zweck wird schon einige Zeit lang vor Beginn der Ferien eine Aufforderung an die bemittelten Einwohner Dänemarks erlassen, dahin gehend, die Beköstigung und Unterhaltung je eines oder einiger Kinder auf diese Zeit zu übernehmen. In der Regel laufen genügende Anerbietungen menschenfreundlicher Seelen ein, so daß zur bestimmten Zeit sämmtliche armen Schulkinder Kopenhagens bei guten Menschen in der Stadt selbst oder in Kopenhagens Umgebung freundliche Aufnahme finden, um jedenfalls leiblich, vielleicht auch geistig gestärkt nach abgelaufener Frist zur Wiederaufnahme des Schulbesuches zurückzukehren. Zur Erleichterung der Durchführung dieses edlen Werkes ist den Kindern von sämmtlichen Bahn- und Dampfschiffs-Gesellschaften im ganzen Staate freie Fahrt gewährt.

Wie, wenn wir diese schöne Sitte nicht bloß gutheißen, sondern auch nachmachen wollten?

---

## Heilige Pilgersehnsucht zieht mich . . .

Heilige Pilgersehnsucht zieht mich mächtig nach dem fernen Süden!
Pilgersehnsucht unaufhaltsam zu dem heiligen Grab im Süden!
Drinn mein Lieb mit meinem Glücke, wie mit bräutlichem Geschmeide,
Liegt geschmückt, mit goldenen Träumen, — all' begraben fern im Süden!
Pilgerthränen laßt mich weinen, die ihr mich umsteht so fragend,
Heiße Thränen laßt mich weinen auf das kalte Grab im Süden!
Pilgerküsse laßt mich drücken auf der Rosen duftige Häupter,
Wilder Rosen, die umblühen meiner Liebsten Grab im Süden.

Halte fest nur noch ein Weilchen, all zu wild bewegte Seele,
Bis die Pilgerfahrt vollendet zu dem heiligen Grab im Süden!
Dort will ich noch einmal pressen an mein Herz die beiden Hände,
Will zum Himmel dann die Augen wenden, meine weinensmüden,
Zu ihm beten um die Fülle seines tiefsten Gottesfriedens!
Und dann wenden meine Schritte von dem Grab im fernen Süden!
Und der Jugend Freuden segnen und der Jugend gold'ne Träume,
Die hier ruhen, ach für ewig, unterm Hügel fern im Süden! —

---

Als Du weiltest noch auf Erden, wußt' ich dir kein Lied zu singen!
Da sie Dich entzücken konnten, keine Rosen dir zu bringen!
Jetzt, wo du hinabgeschieden in das Reich der bleichen Schatten,
Sucht mein Gram sich in Ghaselen, dir zum Lobe, loszuringen!
Doch die Lieder all, die kommen aus der todeswunden Seele,
In dein Grab, das tiefe, stumme, werden sie hinab nicht klingen,
Und die Rosen, die ich pflücke und dir leg auf Deinen Hügel,
Können dir den Lenz, den holden, mir mein Glück nicht wiederbringen.

Und doch möcht' ich deinen Hügel ganz begraben unter Rosen!
Und so lang' ich leb' und athme, Dich, du todtes Lieb, besingen!

K. M. Wessely.

---

## Juli.

Es hatte so schön den Anschein, als gingen wir dem ewigen Lichte zu, als wollten in unseren Strichen die Nächte allmälig verschwinden. Da hat sich's mitten in der Herrlichkeit wieder zum Schlimmen gewendet. Die wachsame Uhr an der Wand merkt es zuerst und die achte Abendstunde schlägt sie einem dämmernden Zimmer. Aber die Leute wollen nicht heim in's Haus; auf den Wiesen liegt das duftende Heu, auf dem Felde prangen die goldenen Garben. Wir ahnen wieder eine Zeit, wo wir Alles, was sich jetzt im Ueberflusse bietet, aus schneebedeckten Scheunen werden holen müssen. Ueppig wuchern Wälder und Gärten und in heißester Zeit spenden sie den dichtesten Schatten. Wilde Blumen so reich und bunt, Rosen so groß und roth, Johanniswürmchen am Abende so gülden glühend wollen unser Auge berauschen, betäuben, daß es die böse Wendung nicht sollte sehen, die das Jahr genommen hat. Und wie warm die Tropfen des Regens sind, die auf die unzählbaren Herzen der Blätter niederfallen, immer neue Pflanzen- und Blumenwesen hervorlockend aus der keim- und fruchtschwellenden Erde! Und wie die Jungen auftauchen, so sinken die welken Alten dahin; 's ist nicht Raum zugleich, für die Kinder von gestern und von heute. So geht es Allem, was da keimt, fliegt und kriecht — und zu dieser Zeit spielt der Mensch jenes Gespenst mit der Sense oder der Sichel, und pfeift dabei ein Liebeslied. Und ist er selber todt dereinst, so wachsen auf seiner schwarzen Scholle wieder jene Halme und Blumen, die er heute getödtet hat ....

Die Kirche hält allsonntägig ihren Umzug und besegnet mit ihrem Heiligsten die vier Himmelsgegenden, daß böse, wohl gar gehexte Wetter den Früchten der Erde nicht schaden, und liest den Stammbaum Jesu Christi, des Sohnes Abrahams, des Sohnes Davids, des Sohnes Josefs, welcher der Mann Mariens war. Und liest das merkwürdigste Stück aller Schriften, das Evangelium von dem fleischgewordenen Worte. Es wäre kaum nöthig, daß diese Evangelien unserem Volke in lateinischer Sprache vorgelesen würden, denn sie müssen auch im Deutschen stets unverständlich sein. Und so laut sie ausgerufen werden mögen unter Glockenklang und Pöllerknall, so werden sie doch ewig bleiben, was sie sein sollen — ein Geheimniß. Aber Gott gebe, daß dieses unergründliche Geheimniß auf die drohenden Gewitter des Juli wirksamer sei, als auf die Herzen der Menschen.

---

## Bücher.

### Neuland,

Roman von Iwan Turgéniew. Berlin, Otto Janke.

Wenn ein neuer Roman von Bret Harte oder Turgénjew gleichzeitig in 4—5 deutschen Ausgaben erscheint, so wird kaum Jemand in Zweifel sein, welche von diesen Ausgaben er wählen soll, wenn er von dem unerhört billigen Preise der O. Janke'schen Ausgaben nur überhaupt Kenntniß hat. Zum Preise von 1 Mark (=60 kr.) macht O. Janke auch das neueste Werk Turgénjew's, „Neuland", den weitesten Kreisen zugänglich, und das ist ein wirkliches Verdienst. Wieder ist es bei großer Einfachheit des Plans die außerordentliche Lebendigkeit und Naturwahrheit der Charakteristik, der Scenen und des Dialogs, wodurch der russische Erzähler die blasirtesten deutschen Leser fesselt. Wieder zeigt er sich als der unvergleichlich scharfe Menschenbeobachter, der das ganze Gehaben und Sichgeben seiner Landsleute in den feinsten und originellsten Zügen darzustellen weiß. Eine Schilderung von frappantester Eigenthümlichkeit ist die vom Selbstmorde Neshdanoffs, des Helden der Erzählung; psychologisch meisterhaft entwickelt ist was dieser Katastrophe vorangeht und was ihr folgt. Es sind im Grunde unsympathische

Menschen, welche der Dichter uns diesmal vorführt; das Herz geht leer aus unter diesen problematischen Naturen. Von pikanter Originalität ist das Halbdunkel, in welches ein paar wunderliche Figuren, Ostrodumov und die Maschurin, gehüllt erscheinen. Das Ganze läuft auf den Nachweis hinaus, daß den russischen Reformern und Verschwörern Charakterfestigkeit, klarer, zielbewußter Sinn gebricht. Was man in diesem socialen Roman vermißt, sind Streiflichter auf das Leben der untersten Volksklassen. Ueber die speciellen Tendenzen der russischen Reformen gibt uns der Autor sehr wenig Greifbares: vielleicht um sich nicht zum Colporteur bestimmter Revolutionsideen zu machen und nicht selbst tendenziös zu erscheinen.

h.

---

## Zoologische Briefe,

von Dr. Gustav Jäger. Wien, W. Braumüller 1876.

Hat man bei diesem Buche nur einmal den störenden Eindruck einer nachlässigen Interpunction überwunden, welche die ersten Hefte verunziert, und welche man nicht leicht auf Rechnung des Setzers allein schreiben kann — unangenehm wirkt namentlich die Anwendung eines bloßen Beistrichs, wo ein Punkt stehen sollte — so lernt man dasselbe von Seite zu Seite mehr und mehr als eine werthvolle, gediegene und interessante Arbeit schätzen. Allerdings ist das Buch ein gelehrtes, fachwissenschaftliches, aber als solches ist es klar und faßlich gehalten wie wenige. Und man hat es da mit einem redlichen Forscher zu thun, der sich weder selbst vom Schwunge seiner Phantasie fortreißen läßt, noch seine Leser durch brillante Eigenschaften der Darstellung besticht, sondern dem es um die Thatsachen allein zu thun ist, und der durch das Mißtrauen, das er in sich selbst setzt, im Interesse der Wissenschaft veranlaßt wird, den Dingen um so tiefer auf den Grund zu gehen. Da die ersten Hefte des Werkes schon vor mehreren Jahren erschienen, so bietet dasselbe zugleich ein Bild der „biogenetischen" Forschung vom ersten Auftauchen des Darwinismus bis auf unsere Tage und auch in den älteren Aufsätzen verrieth der Autor schon eine so gute Witterung für die neuesten bewegenden Ideen seiner Wissenschaft, daß er überall eher ein Bahnbrecher als ein Nachzügler genannt zu werden verdient. Von entschiedenstem Werthe und Interesse sind seine Studien zur „Morphologie"; die Frage nämlich: wie sind die verschiedenen Gestalten beseelter Organismen auf zwingende physiologische, mechanische und chemische Ursachen zurückzuführen? wird von dem Verfasser in eben so einfacher als ansprechender Weise behandelt, und die Resultate sind oft sehr überraschend. Mustergiltig ist des Verfassers Art, nicht mehr beweisen zu wollen als er kann. Er geht in der Aengstlichkeit manchesmal sogar etwas zu weit. Von dem, was er vorbringt, ist Vieles von überzeugender Evidenz, und doch will er überall nur Anregungen gegeben und die Richtung bezeichnet haben, auf welcher die Forschung zu werthvollen Ergebnissen gelangen kann. Wir sind im Uebrigen ganz und gar nicht der Meinung, daß auf diesem von Jäger angedeuteten und eingeschlagenen Wege Alles erklärt werden kann, aber wir sind der Meinung, daß man auf diesem Wege so viel als möglich zu erklären versuchen müsse.

h.

---

## Ein Buch über die Juden.

Von Karl Emil Franzos.

Fremde Völker staunen über den Reichthum der deutschen Literatur, wir selbst haben, was die neueste Zeit anbelangt, keine besondere Freude daran und sprechen von allzugroßer Produktivität des deutschen Schriftstellerthumes. Aber eben dieser allgemeinen Schaffensfreude haben wir jene Mannigfaltigkeit

zu verdanken, die keine andere Literatur aufweisen kann. Und die Vielseitigkeit wächst von Tag zu Tag. Er gibt kaum einen Ungrund des Lebens, einen Winkel der Erde mehr, dessen sich unsere schöngeistige Literatur nicht schon bemächtigt hätte.

Der österreichische Osten war den Dichtern lange Zeit ein unentdecktes Land gewesen. Es liegt der Heeresstraße, auf welcher der deutsche Pegasus gerne galopirt, zu weit ab. Sacher-Masoch, Vacano und einige ungarische Dichter haben zwar auf jenem Gebite manchen ihrer Romane spielen lassen, doch waren diese Dichtungen meistens zu idealistisch gehalten, als daß wir durch dieselben ein treues Bild jener Landstriche und Menschenarten erhalten hätten. Leopold Kompert mag der Erste gewesen sein, der in seinen vortrefflichen „Geschichten aus dem Ghetto" die Pforte aufschloß. Ihm folgte Karl Emil Franzos mit seinem rasch berühmt gewordenen Buche „Aus Halbasien" und nun in seinem neuesten Werke: „Die Juden von Barnow."*) Das sind Geschichten aus dem podolischen Ghetto, in welchen das Judenthum Galiziens künstlerisch und, wie wir glauben, mit vollster Treue zur Darstellung kommt. Der Gegenstand ist, weil neu, sehr fremdartig; es scheint uns manchmal, als herrschten in dem orthodoxen Judenthume ganz andere psychologische Gesetze, als anderswo; und so praktisch uns im Leben der Jude überall entgegentritt, hier sehen wir ihn nur in Idealen leben. Des Juden Kraft wurzelt ganz in seinen heiligen Schriften. Er unter allen Volksstämmen hält am strengsten an seinen Traditionen; sein Ideal geht nach rückwärts in die Zeit der Glorie seines Stammes und nach vorwärts in der Erwartung des Messias. Die Juden sind das merkwürdigste Volk und — wollte man sich, wie Schleiden sagt, mit der Symbolik der Vorsehung einlassen — „Das auserwählte Volk Gottes". Seit zweitausend Jahren haben sie sich trotz der schwersten und blutigsten Verfolgungen bis auf den heutigen Tag ihrem ursprünglichen Charakter treu erhalten und ausgebreitet. Sie sind das älteste Volk, welches an einen einigen Gott glaubt, sie haben sich innerhalb dieser Idee fortentwickelt und zu einer großen sittlichen Stärke emporgeschwungen.

Franzos erzählt uns in seinem Buche Wunderdinge von orthodoxen Juden. Wild fluthen die Leidenschaften, aber stets siegt die Idee, freilich nicht immer jene, die uns als groß und edel erscheint, die Idee der Humanität; das Ideal des Juden hängt an dem starren Buchstaben des alten Testamentes. — Von den sechs Erzählungen, die Franzos uns bietet, ist die vom „Baron Schmule" vielleicht die merkwürdigste. Sie ist ein Theil der Geschichte des Judenthumes auf das Individuum übertragen. Der arme, verachtete, mißhandelte Judenknabe setzt sein Streben und Leben daran, zu seinem menschlichen Rechte zu gelangen. Er wird reich und gewinnt die Herrschaft über Jenen, der ihn einst geschlagen und mit Füßen getreten hat. Aber mit der Macht, die ihm in die Hand gegeben ist, hört er auf Jude, das heißt Kind des gerechten, strafenden Gottes zu sein, er verzeiht seinem einstigen Peiniger und vergilt das Böse mit Gutem. — Wir können die Erfahrung machen, daß der Jude überhaupt, sobald er mächtig ist, aufhört, Jude zu sein. Nimmer kennt er sein Stammvolk, nimmer nennt er die Schriften der Väter — er verflacht in's Allgemeine, so wie der Euphrat, der nach langem Laufe durch die heiße Felsenwildniß endlich in das Meer fließt. Das Judenthum hat in der Armuth und Knechtung seine Weihe und innere Kraft erhalten, mit dem Tage, da es in den allgemeinen Weltlauf einbiegt, löst es sich auf. Dahin wird es noch weit sein, denn der Bedingungen seiner Existenz gibt es genug, der Stamm Israels ist noch zähe, und so lange der Messias auf sich warten läßt, wird es Wartende geben.

R.

*) Verlag Eduard Hallberger, Stuttgart.

## Sich selbst im Wege.

Ein Stimmungsbild von Maximilian Bern. Berlin 1877. Bichteler & Comp.

„Dagobert Reinau, der gefeierte Held der durchschwärmten Nacht, betrachtete aufmerksam die funkelnden Luftperlen, die im schlanken Champagnerkelch vor ihm aufstiegen und zerstäubten, dann stand er auf, ging schweigend an seinen Gästen vorüber und blieb erst bei einem kunstvoll geschnitzten Ecktisch stehen, der über und über mit kostbaren Geschenken, Bouquets und Kränzen bedeckt war. Mechanisch nahm er einen der herrlichen Kränze in die Hand, blickte aber über die Blumen, die schon zu verwelken begannen, hinweg, so starr vor sich hin, als wollte er Raum und Zeit durchdringen, um sich längst verblaßte Züge zu vergegenwärtigen; mit der Erfahrung später Jahre schien er das Räthsel einer eigenthümlich empfindsamen, opferfähigen Mädchenseele zu lösen, deren Liebe einst grell und flüchtig wie ein Wetterleuchten in seine dunkle Existenz hereingeschimmert . . .“

Dieses Räthsel sucht der gefeierte Bühnenkünstler Reinau in der Fastnacht seines zwanzigjährigen Schauspielerjubiläums zu lösen. Die Geschichte des ersten Kranzes, der einst dem noch unberühmten Kunstjünger von unbekannter Frauenhand zugeflogen kam, eine märchenhafte Geschichte, wie nur die Verbrecherin „Phantasie“ sie uns erleben läßt, — daß wir das nächste Liebste, die lautere Güte, Anmuth und keusche Huld an unserer Seite übersehen, um ein Geschöpf unserer Einbildung, das nirgendwo lebt, mit allem Schönheitszauber auszustatten, nach dem ein Künstlerherz nur glühen kann: solch' eine Geschichte, voll unsäglichen melancholischen Reizes, in den Tiefen einer echten Dichterseele erlebt, nicht ersonnen, über welcher der Goldduft der ersten Jugendliebe schwebt, ist in diesem Büchlein Maximilian Bern's enthalten. Der junge Autor hat mit seinen novellistischen Studien „Gestrüpp“ und der Erzählung „Auf schwankem Grunde“ die Aufmerksamkeit unserer literarischen Kreise in hohem Grade auf sich gelenkt, die Gunst des Publikums sich im Sturme gewonnen.

Als einen der jüngsten Erzähler Deutschlands zählt die tonangebende Kritik ihn bereits zu den besten Novellisten der Gegenwart. Man wußte nicht, sollte man seine staunenswerthe sinnliche Kraft der Darstellung, seine bei so großer Jugend geradezu verblüffende psychologische Schärfe und Feinheit in der Schilderung des Seelenlebens, seine Meisterschaft in der Naturmalerei, oder die seltene Erfindungskraft höher stellen, mit welcher der jugendliche Schriftsteller die schwierigsten und verwickeltsten Probleme wie spielend löst. „Sich selbst im Wege“, wie einfach im Grunde scheint diese Geschichte, wie gewöhnlich, wollte man sie kurz mit dürren Worten erzählen. Aber welche Welt der Gegensätze thut sich uns darin auf! Welche Beleuchtung fällt da auf das vermeintlich Alltägliche, welche Magie der Schönheit, welch' goldener Sonnenstrahl urewiger Poesie in das dürftige Dachstübchen Mathildens, auf die seelische Größe der verschlossenen stillentsagenden Mädchenblume, die ihr Geheimniß, die Geschichte des ersten Kranzes, für dessen unbekannte Spenderin der junge Schauspieler Reinau glüht, mit in das Grab nimmt, „sich selbst im Wege“! Maximilian Bern hat mit dieser Novelle die Erwartungen, welche man der ferneren Entwickelung seines feinen und edlen Talentes allenthalben entgegenbrachte, dem vollen Umfange nach gerechtfertiget. Mit Erhebung und Weihe wird der Leser diese einfache Geschichte aus der Hand legen und doch wieder sich nicht von ihr trennen können, wie von einem zwar schön gelösten, dabei aber ewig unbegreiflichen Räthsel der Menschenbrust.

F. M.

Vor Kurzem ist bei Gustav Heckenast in Preßburg Adalbert Stifters „Nachsommer“ in neuer Auflage erschienen. Wir werden demnächst über dieses merkwürdige Buch eine eingehendere Betrachtung anstellen.

---

Die am 16. Juni ausgegebene Nr. 3 des „Literaturblatt“ von Anton Edlinger enthält: Classiker und „Moderne“. Von A. Edlinger. — Briefwechsel zwischen Ludwig Feuerbach und Christian Kapp 1832—48. Von Julius Duboc. — Der „Oberhof“. Von A. v. d. S. — Kritische Rundschau: Eine Locke-Biographie. — Französische Volkslieder. Verlag von Fr. A. Brockhaus. — Der türkische Krieg. Von W. Müller. — Aus unseren Tagen. Von H. Blum. — Novalis als religiöser Dichter. Von Dr. A. L. Baur. — J. Gotthelf. Von Cl. Brockhaus. — Miscellen. — Bibliographie. — Inserate.

---

## Postkarten des Heimgarten:

**Edme:** „Ein Blatt im Papierkorb“ ist nicht zu gebrauchen.

**W. G. Wien:** Rathen Ihnen ein politisches Journal und **B. v. Schl Prag:** Ihnen ein Witzblatt an.

XX **Berlin:** Im nächsten Hefte; trotzdem mögen Sie sich auf eine Ueberraschung gefaßt machen.

„**Selbstachtung**“: Können damit erst mit dem nächsten Jahrgange beginnen. Der Autor ist gegenwärtig auf Reisen.

**R. Schl. in B.:** Von Ihrer Milch haben wir den Rahm abgeschöpft — und der ist gut.

**R. Kl. Wien, B. Y. Wien:** Kommt zur Verwendung, bitten aber um einige Geduld.

**L. v. M. in H.:** Freundlichsten Dank. Der „Heimgarten“ wird baldmöglichst seine Meinung darüber sagen.

**Hrn. J. Armbruster, Budapest:** Gerne. R. H. Graz. H. L. Dresden. B. F. v. H. Prag. H. J. K. Köln.

**Y. v. B. Moskau:** Bewußtes Bild Anast. Grüns ist von Herrn Martini, Photographen in Cilli, verfertigt.

**R. W.....y:** Haben Ihnen einen Theil vor Monaten retournirt; ein anderer hier abgedruckt.

„**Antigone**“: Recht hübsch, aber die Leser wollen dergleichen nicht.

**L. v. Y.:** Rufen wir den Mächtigen Ihr: „Du sollst nicht tödten“ zu, so sperren sie uns ein und tödten weiter.

---

Druck von Leykam-Josefsthal in Graz. — Für die Redaction verantwortlich P. K. Rosegger.

# Sehet, ein Mensch!

Erzählung von Anton Schloßar.

(Fortsetzung.)

## Am Traualtare.

Das ist ein Leben heute auf dem Schlosse und ein Treiben, bunt und freudig; die Fahne hat der Graf aufziehen lassen auf dem massiven Thurme, der sich in der Mitte des prächtigen im Viereck gebauten Gebäudes erhebt, der rothe Wimpel flattert lustig im Winde und es knattert die Seide als wollte sie weit hinausrauschen die Kunde von der Hochzeit des schönsten Mädchens, die heute gefeiert wird.

Denn Ludmilla, die Tochter des Grafen von Hochheim ist ein Wunder von Schönheit. Wäre einer der Engel vom Himmel herabgestiegen und hätte menschliche Gestalt angenommen, er hätte so sein müssen, wie Ludmilla — vielleicht ist sie auch ein solcher Engel, der in Menschengestalt eine Zeit auf Erden weilen muß.

In den weiten Sälen des Schlosses glitzert und flimmert es vor lauter Reichthum.

In dem prachtvollen gewölbten Raum, den sie den „Sternensaal“ nennen, von den goldenen Sternen, die seine Wölbung übersäen, ist die Hochzeitstafel errichtet.

Schwere silberne Gefäße und Tafelaufsätze zieren den Tisch, die Krystallbecher und Karaffen schimmern im Scheine des hellen Tages und die goldne und die purpurne Fluth des köstlichen Rebensaftes steht bereit in langhalsigen venetianischen Flaschen und andere Flaschen harren im Eise in den massiven silbernen Kühlern des Momentes, wo die Fesseln des Weines gesprengt werden.

In der Mitte der köstlichen Tafel steht ein Kunstwerk, das der Graf zu diesem Feste eigens hat verfertigen lassen, von einem weit berühmten Meister aus Italia. Eine große Schale vom schwersten gediegenen Silber bildet ein Becken, in dessen Mitte Cythere sitzt im Spiele mit Eros. Der Kleine schlingt Rosenketten lächelnd

um seine holde Mutter, welche ihn vergebens abzuwehren bemüht ist. An einen Felsblock halb angelehnt, die schlanken Glieder hingegossen auf einen schwellenden Moosteppich, ruht die Göttin der allgewaltigen Liebe da, die linke Hand unter dem herrlich geformten Haupte, dieses selbst etwas zurückgeneigt, während die Rechte dem kleinen Schelme die rosige Kette zu entwinden sucht. Aus dem Fels sprüht in hundert feinen Strahlen duftiges Rosenwasser zur Decke empor.

Prächtige Blumen umgeben das Becken und die beiden Gestalten, — welche im Gegensatz zu dem sie umgebenden Silber goldig erglänzen — so weit, daß diese nicht verdeckt erscheinen. Die schwere Centifolie neben dem bescheidenen Veilchen. Die im weißlichen Glanze schimmernde Lilie neben der Camelie mit den wachsartigen rothen Blumenblättern. Der größte Theil der Tafel gleicht einem Garten. Blumen in den brennendsten Farben, Kinder des fernsten Südens mit breiten, dunkelgrünen Blättern und zartes Grün, das in unserm Himmelsstriche entsprossen, wechselt darauf ab, dazwischen Schalen aus edlem Metall oder Krystall, wieder gefüllt mit Blumen. Ein betäubender Hauch zieht durch den Saal: der Athem der vielen hundert duftenden Kelche. Die hohen Fenster sind geöffnet. Die Diener in festlichen Gewändern huschen aus und ein, bald gibt es noch hier etwas zu ordnen, bald dort, aber sie sprechen nicht viel mit einander, ein jeder ist zu sehr mit sich selbst beschäftigt. Nur wenn der Saal eine Weile leersteht, hört man das Plätschern des Rosenwassers in dem Silberbecken.

Desto lauter und geräuschvoller geht es draußen zu, im Hofe und in den Gängen und im unteren Raume des Schlosses. Diener und Aufwärter eilen geschäftig umher, Rossegestampf und langsames Rollen von Wagen schallt herauf. Dort unten strömt aus den Thüren dichter Rauch und Dampf: es ist die Küche. Hie und da tritt eine erhitzte weibliche Gestalt hervor zur Abkühlung, denn der Tag ist schwül.

Aus dem großen Speisesaale führt eine Thür hinter rothseidenem Vorhange in ein kleineres Zimmer. Durchschreiten wir dieses und noch eines und wieder eines. Wir stehen jetzt in einem Frauengemache, köstliches Holz, Seide und Sammt, wohin wir blicken. Das Holz ist schwarz und vergoldetes Schnitzwerk überdeckt die Stuhllehnen und die Tischfüße; der Sammt, die Seide sind blau, Silbertrobdeln und Quasten zieren die edlen Stoffe. Edles Rauchwerk bedeckt den Boden. Das blaue Lager im Hintergrunde ist wie aus Licht und Duft zusammengesetzt, vor demselben liegt ein Meisterstück von Zobel, Pelzwerk und Hermelin bilden die Verzierungen in dem kostbaren Teppich, die zarten weißen und braunen Fellchen sind zu Sternen und Figuren zusammengesetzt und zu verschlungenen Arabesken.

Aber all die Pracht und Schönheit wird überstrahlt von der herrlichen Mädchengestalt, welche die Hand auf den Rand des Bettes gestützt, da steht und verloren zu Boden blickt; das dunkelblonde Haar fällt gelockt und schwer auf den blendenden Nacken, der weiße Atlas des Gewandes, in das sie gekleidet, schimmert matt, wie eine kostbare Perle. Wie Strahlenbündel von Blitzen glitzern die edlen Steine in dem blonden Gelock und die Kette um den schneeigen Hals flimmert bei der geringsten Bewegung.

Aber Ludmilla von Hochheim steht beinahe regungslos, nur die rothen Lippen lispeln hier und da ein Wort, aber leise, so leise, daß kein Lauscher es verstünde, wenn einer nahe wäre. Doch nirgends in der Nähe ist ein Lauscher und die Lippe der schönen Braut flüstert jetzt deutlicher und lauter: „der letzte Tag! und ich bin heute Abends dein ehelich angetrautes

Gemahl, Hugo, wir werden zusammen bleiben — für immerdar.“ — „Für immerdar“, wiederholt sie, ein Frösteln schüttelt sie dabei — „für immerdar. Du hast mir viel von Liebe erzählt. Ich selbst — habe nichts davon gefühlt in meiner Brust. — Doch es ist nun einmal so gekommen.“ —

Mit einer stolzen Bewegung wirft die schöne Mädchengestalt jetzt den Kopf zurück, als wollte sie alle die gegen sie anstürmenden Gedanken verscheuchen. Sie durchschreitet raschen Schrittes die Vorgemächer und tritt in den großen Speisesaal.

Kein Diener ist anwesend, der betäubende Duft strömt aus den Blumenkelchen und das Plätschern des edlen Wasserstrahls dringt zu ihren Ohren. Ludmilla tritt an die Tafel, nahe dem silbenen Becken bleibt sie stehen und blickt die Gestalt Cytherens lang an.

„Wie zum Hohne haben sie dich hergesetzt, du Herzenbezwingerin; wir zwei kennen uns nicht näher und werden uns wohl nie kennen lernen.“ Dabei lacht das schöne Mädchen.

Es ist ein klares, glockenhelles Lachen und doch dringt daraus ein Ton, ein einziger Ton durch, wie ein Weheruf, wie ein Schmerzensschrei. — — — — — — — — — — —

— — — Aber welches Weh könnte eine so herrliche Braut haben an ihrem Hochzeitstage!

Im südlichen Flügel des Schlosses befindet sich das große Gemach des Grafen, in dem er so gerne weilt. Reichthum und Pracht strahlen auch hier überall entgegen. Mit braunem goldgepreßten Leder sind die Stühle überzogen, ihre hohen Lehnen zeigen reichverschlungene Arabesken. Die Formen der Tische und Schränke sind fester, schwerer, gediegener, als in dem Gemache der Braut, eine Eisentruhe, mit geöffnetem Deckel steht in der Nähe des Tisches, an dem der Graf von Hochheim sitzt. Der Graf ist eine alte, fast zu ernste Gestalt mit grauem, dichtem, kurzgeschorenem Haar und streng blickenden grauen Augen, über denen es wie Gewitterschwüle zu liegen scheint. Die zarte weiße Hand spielt mit einer goldenen Kette am Halse, mit einer Kette, welche am Abende des 7. November 1620 Tilly selbst dem kaiserlichen Feldobristen umgehängt, als sie das Heer des Winterkönigs Friedrich am weißen Berg in die Flucht geschlagen und der Graf mit den Seinen einen kühnen Reiterangriff gewagt und mit Glück vollendet hatte. Aber das Schwert eines ketzerischen Musketiers hat ihm damals den Arm durchhauen, daß er steif und ungelenk geblieben bis heute und der Graf hat sein Schwert und seine Feldbinde hinlegen müssen und wieder in sein ruhiges Schloß sich zurückziehen und die Kämpfe und Siege in Böhmen und dann später weiter in den deutschen Landen Andern überlassen müssen, jüngeren, kräftigeren — die Wunde ist geheilt, hat ihn aber zum siechen Mann gemacht für sein Leben.

Dennoch blickt Graf Hochheim heute noch stolz und ernst. Ihm gegenüber steht eine andere männliche Gestalt. Dieser Mann hat das Jünglingsalter schon weit hinter sich, ruhige Besonnenheit, vielleicht etwas listige Verschlagenheit zeigt das grünlichgraue Auge, ein ironisches Lächeln schwebt, wie festgebannt, auf den scharfgeschnittenen Lippen: das ist Edelsberg, der Rath und Vertraute des Kaisers Ferdinand, das ist der Bräutigam der schönen Ludmilla. Schwarzer Sammt kleidet den Freund des Kaisers, auch er trägt eine Kette, die ihm zum Lohne ward für gethane Dienste, aber bei diesen Diensten hat er kein Schwert geführt, nur die leichte Feder und diese Feder hat viel tausend Schwerter besiegt, ehe sie noch aus der Scheide gezogen waren.

Pergamentrollen mit großen und kleinen Sigillen liegen auf dem Tisch; aufmerksam prüft Edelsberg die Rollen und die Unterschriften, seine Blicke

funkeln mitunter in grünlichem Glanze, aber wenn der Graf auf ihn sieht, zeigt das Antlitz starre Gleichgiltigkeit, das eisige Lächeln nur schwebt nach wie vor auf der Lippe. Arme Ludmilla, vielleicht ist es doch ein tiefes Weh, das durch dein Lachen vorhin geklungen. . . .

Jetzt erheben sich beide, der Feldobrist faßt die Rechte des Mannes, der in einer Stunde sein Kind vor den Altar Gottes führen soll, und spricht: „Ich weiß es, nicht all das, was diese Pergamente ausweisen, hat Euch bewogen, mein Kind von mir zur Gattin zu begehren. Was sind Euch auch noch mehr Höfe und Felder, was sind Euch Tausende von Goldgulden, wie sie hier im Kasten liegen, Euch, die Ihr berufen seid, die höchsten Stufen neben dem Throne unseres Kaisers zu erklimmen. Ich habe Euch die Hand Ludmillas keinen Augenblick versagt. Ich vertraue Euch dieses mein kostbarstes Kleinod. Aber eines vergeßt nie, vergeßt bei der Macht, die Ihr in Händen habt, die sich immer mehrt und festigt, auch meiner nicht, vergeßt nicht Eures Schwiegervaters. Vielleicht ists eine Sünde von mir, so ehrgeizig zu sein, wie ich es bin, aber es ist nun einmal in meine Brust gelegt und wohl von Gott darein gelegt und Gott wird mirs daher auch verzeihen.“

Der Mann aber mit dem eisigen Lächeln erwiedert den Händedruck des Vaters und versichert ihm, Alles zu thun, was er vermag für das unschätzbare Geschenk.

Arme Ludmilla! Sie haben dich verkauft und dein unschuldiges Herz hat eine Ahnung von dem Schmerze, der dir für dein Leben bereitet worden.

Vor dem großen Portale des Schlosses wird es nun lebendiger und rauschender. Die Prachtwagen rollen schwerfällig heran, die meisten sind besetzt mit kostbar gekleideten Hochzeitsgästen. Edelsteine blitzen, Atlas und Seide rauscht und quillt über aus den reichgezierten Kutschen, manche prunkende Tracht des hohen kaiserlichen Offiziers wird sichtbar, die Straußfeder nickt vom breitkrämpigen Hute, manche ritterliche Gestalt zu Pferde neigt sich zum Schlage des Wagens, zu irgend einer schönen Frau, die lächelnd zu dem Reitersmann emporschaut.

Nachdem die Braut über die mit farbenprangenden Teppichen belegte Marmortreppe gestiegen, tritt sie zum Wagen und es dringt ein Murmeln der Bewunderung über ihre Schönheit durch die vor dem Schlosse versammelte Volksmenge.

Einen Strauß von Rosen, den ihr der Bräutigam noch zierlich überreicht, hält sie in ihrer Rechten und die zarte Hand mit dem Strauße zittert, als ob die Fülle der kostbaren glühenden Blumen für sie zu schwer wäre.

Jetzt rollt die ganze Wagenreihe dahin gegen die Klosterkirche. In Schaaren folgt die angesammelte Menge eiligst nach, um die ganze Entfaltung der Pracht zu sehen, welche noch bevorsteht. — —

Hoch empor steigen die Pfeiler zur Wölbung in dem weiten Gotteshause. So soll sich der Geist anbetend gen Himmel schwingen zu Gott und in ihm, der Alles ist und Eines, seinen letzten, festesten Halt finden. Die Grabsteine im düstern Hintergrunde stehen schweigend und ernst an die Mauer gelehnt da und mancher starre Ritter steht mit gefalteten Händen in den grauen Stein gehauen und „wartet allhie einer fröhlichen Auferstehung“.

Die Kirche ist im Ganzen einfach und fast schmucklos. Auf Seitenaltären einige geschnitzte Heiligenstatuen, großartige Gestalten mit scharf ausgeprägten Gesichtern, dunkelbraun gefärbt von der Länge der Zeit. Die Gemälde über den Altären mögen vielleicht vortrefflich sein, dem Auge erscheinen sie jetzt unkenntlich und dunkel, nur hie und da tritt ein Antlitz oder ein weißer Engelsflügel aus dem einen

und dem andern Bilde heller hervor und scheint sich zu bewegen, wenn ein verlorener Lichtstrahl durch eine Ritze darauf fällt.

In der Mitte vor dem Hochaltar zittert in silberner, von oben herabhängender Ampel mit blauer Glasschale das ewige Licht. Sechs große Wachslichter brennen an dem Hochaltar. Durch die hohen gothischen Fenster fällt der freundliche Nachmittagssonnenschein und seine Sonnenstäubchen tanzen in den einfallenden Strahlen. Manchmal aber tönt es wie leises Rauschen durch die stodtenstille Kirche: das sind die Bäume draußen im Klostergarten, die rauschend im Winde ihre Kronen wiegen.

Und jetzt öffnen sich die schweren Flügel der Hauptthür; in der Nähe der Sakristei wird's lebendig und die Glocken vom Thurme erheben ihre ehernen Zungen. Während draußen die Wagen vorfahren und Bräutigam und Braut voran, die Zahl der glänzenden Gestalten in den Weihrauch durchzogenen Raum tritt, begibt sich der Priester, zum Altare. Es ist Ludovicus. Ter Prior selbst hätte die Trauung vornehmen sollen, so war's der Wunsch des Grafen. Aber der Prior ist ein alter Mann, er liegt auf dem Krankenbette und Pater Ludovicus ist dazu auserſehen, den Segen auszusprechen über das Paar, und die Tochter des Grafen von Hochheim ehelich zu verbinden dem Manne mit dem eisigen Lächeln.

Die Jungfrau aber steht neben ihm, leise in sich erzitternd, den Myrthenkranz auf dem Haupte und von dem Spitzenschleier umhüllt wie in einer Wolke von Licht und Duft, das zarte Antlitz mit den sprühenden Augen zu Boden geschlagen und ihr Busen hebt und senkt sich vor innerer Erregung.

Und da fällt der Blick des Mönches am Altare auf das Engelsgesicht vor ihm, während eben ein Lichtstrom von der durch das Fenster einfallenden Nachmittagssonne das schöne Haupt vergoldet. Wehe dir, Ludovicus! Wie ein siedender Gluthstrom zieht's ihm durch die Seele und er fühlt seine Pulse stocken und seine Sinne umnachten; dies Bild, dies holde Himmelsbild hat er gestern gesehen wie im Traum, das ist das herrliche Haupt mit den dunkelblonden Locken und den blinkenden Augen, und das sind die schneeigen Schultern, und ist's denn möglich, daß dies Wahrheit und kein Traum? Aber eine nie geahnte Kraft fühlt er dabei in seinem Innern. So öde, so öde war's ihm tief im Herzen drin und jetzt möchte er das düstere Mönchsgewand abwerfen und die Gestalt dieses Weibes an sich reißen und sie halten und nicht loslassen und alle Kraft anwenden, die ihm zu Gebote steht, damit sie nur sein bleibe, sein! Aber er preßt die Zähne aufeinander, daß sie knirschen und er beißt sich die Zunge fast blutig, denn er muß, er muß es zurückdrängen, was jetzt in seiner Brust siedet, hervorbrechen will und wären es die Wogen eines gegen den Damm brausenden Meeres.

Die Menschen und die Lichter vor seinen Augen tanzen, und Funken blinken überall, wohin er blickt, wie sprühendes Feuer, er sieht nur eine Gestalt, nur eine und das ist sie!

Die schöne Braut hebt für einen Augenblick die schattige Wimper empor und das tiefdunkle Auge sieht dem ernsten Priester ins Antlitz. Es ist wie Staunen und Ergriffensein über ein großes ungeahntes Wunder, das in diesem Augenpaare wiederstrahlt und einen Moment lang haben sich die Seelen des Priesters hier am Altare und der Braut versenkt in einander. Sie hat den Blick rasch wieder niedergeschlagen, aber auch ihr ist aufgegangen ein rosiger, holder Schimmer, der die ganze Kirche erfüllt, sie fühlt ihr Blut in die Wangen steigen und ihr Herz pochen, sie möchte jauchzen und weinen und Alles dies über das strenge und doch so milde

Priesterantlitz vor dem Altare. Da sieht sie aber neben sich eine schwarze Gestalt stehen mit blassem Antlitz und ihr ist's, als ob diese Gestalt der Dämon sei, der ihr ein unendliches Glück rauben wolle für immer, diese Gestalt ist Edelsberg.

Die brausenden Orgeltöne sind verklungen. Jetzt erhebt Ludovicus die Stimme, leise und zitternd, Ludmilla hört nicht, was er spricht, sie hört nur wie er spricht und wenn sein liebes, treues Auge auf sie fällt, ist's ihr immer, als schlüge der Blitz vor ihr in den Boden. Aber sie fühlt jetzt auch plötzlich eine ungeahnte Willenskraft in sich, es fällt ihr wie Schuppen von den Augen, daß sie den Mann da an ihrer Seite nie geliebt, daß es fremde Gewalten waren, welche sie dahin gebracht, ihm ihre Hand zureichen. — Arme Ludmilla, jetzt ist's zu spät, — und doch nein, es ist nicht zu spät, ein Gedanke blitzt in der Seele des schönen Mädchens auf, noch einen Blick in das Auge des Priesters vor ihr, der so milde Worte spricht, und ihr Entschluß ist gefaßt, es ist ein harter, schwerer Entschluß, aber ein um so festerer.

Pater Ludovicus aber fährt fort, die Worte des Segens über das Paar zu sprechen, es aufmunternd, sich zu lieben und einander treu zu sein für's Leben. Er spricht's aus und wenn ihm sein Herzblut auch in Strömen entquölle. Das Paar soll nun die Ringe wechseln und der Priester richtet an den Bräutigam die verhängnißvolle Frage. Deutlich tönt aus dem Munde des Mannes das laute „Ja" und es klingt als ob ein Eiszapfen von der Wölbung der Kirche herabfiele und auf den Steinen klirrend zerspränge.

Nur die Braut antwortet gar nicht auf die große Frage des Priesters, dessen Anblick sie meidet, und ihr Busen hebt und senkt sich stürmisch.

Todtenstill ists im Gotteshause, man vermeint, das Flackern der Kerzen zu vernehmen und hört eine Biene an dem hohen Fenster summen, die herein gedrungen ist. Jetzt öffnet das schöne Mädchen die Lippen, es strahlt ein Ernst und eine Entschlossenheit aus dem dunklen Auge, die den Mönch fast zurückbeben macht am heiligen Altare Gottes, und feierlich tönt das Wort von ihren Lippen, aber dies eine Wort lautet — Nein!

Aufgesprungen ist mit flammenden Augen der Bräutigam, er wird im Antlitz purpurroth, er, der bisher dem Marmor glich. Dann aber wieder todtenbleich faßt seine Linke das Mädchen, welches ihm ruhig und ernst in die verzerrten Züge blickt, am Arme und nur das Dazwischentreten des alten Mannes, des Vaters, schützt wohl die Wehrlose davor, daß jener Mann sie nicht niederschlägt. Alles dies dauert aber auch nur Secunden. Schon ist der Bräutigam wieder eisig ruhig und, zum Grafen tretend, ergreift er dessen Hand, wie in warmem Mitgefühl, leise murmelnd: „Armer Vater, sie ist wahnsinnig!"

Das Wort „Wahnsinn" dringt in leisem, zum Murmeln anschwellendem Flüstern durch die Zahl der anwesenden Hochzeits-Gäste und eine der prächtig geschmückten Gestalten nach der andern entfernt sich aus dem Gotteshause und man hört vor dem Kirchenportale einen Wagen nach dem andern davonrollen.

Zuletzt tritt der bleiche Bräutigam nochmals zu dem Grafen und erfaßt abermals dessen Hand und drückt und preßt sie, daß der alte Mann fast aufschreien möchte und spricht zu ihm die Worte: „Meine Braut ist wahnsinnig geworden, aber ich hoffe von Euch, daß sie bald geheilt sein wird. Ich gehe, und nur, wenn sie geheilt ist, sehen wir uns wieder." Mit Schritten, die durch den leeren Kirchenraum dröhnen, schreitet er hierauf von dannen.

Der Graf von Hochheim jedoch tritt hin zu seinem Kinde und blickt

das Mädchen an in unsäglichem Zorne. Einen Moment ist ihrs, als müßte sie an die Brust dieses Mannes stürzen, der ja ihr Vater ist, und ihm zurufen: Ich konnte nicht anderes! aber dieser Zornesblick schreckt sie zurück und macht sie bis in's Herz erbeben. Der Vater spricht: Ich hoffe, Dein Wahnsinn wird bald geheilt sein. Er reicht ihr den Arm, sie schreiten die letzten aus der Kirche, nur der Priester am Altare bleibt zurück als der einzige.

Pater Ludovicus hat die Hände gefaltet, vor seinen Augen ist es finstere Nacht geworden, als sie das Wort ausgesprochen. Wie ein Wunder scheint es ihm, daß er noch hier am Altere steht, das heilige Buch vor sich. Nur das Wort „Wahnsinn" klingt ihm dumpf fortwährend im Ohre, aber eine innere Stimme möchte jubeln und Halleluja singen. Jetzt preßt er die Hände aufs Herz und dann fällt er auf's Angesicht vor dem Allerheiligsten beim Altare und es muß ein großes, inbrünstiges Gebet sein, das er zu Gott emporsendet, denn der Sacristan selbst mahnt ihn nach einer Stunde aufzustehn.

Die Sonne neigt sich draußen dem Untergange zu, purpurnes Licht durchzittert noch einmal den Kirchenraum und bestrahlt das Antlitz des Priesters, der jetzt vom Altare tritt.

* * *

Droben auf dem Schlosse aber ist es still und öde geworden, als hätte ein Leichenzug dasselbe heute verlassen und nicht eine fröhliche Menge von Hochzeitsgästen.

Ludmilla weilt allein ihn ihrem prächtigen Gemache, aber all die Pracht und der Schimmer widert sie an, in ihren Schläfen hämmert es und nur manchmal fährt wie ein Blitz ihr das milde Antlitz des Priesters durch den Sinn, dieses Antlitz, zu dem sie so innig Vertrauen fassen könnte, auf das sie nimmer vergessen kann. Schwül und unerträglich ist die Luft in dem geschlossenen Raume; Ludmilla erhebt sich, sie steigt über die Marmortreppe hinab in die Kühle des Gartens. Der Abend ist unterdessen hereingebrochen, die Stimmen der Vögel tönen aus den dunkelbelaubten Büschen und drüben zeigt sich schon die Mondessichel und der Silberpunkt des aufsteigenden Abendsternes. Wie verloren durchstreicht sie die Wege und manche Rose reißt sie unbewußt vom Strauche und zerpflückt die Duftende in hundert kleine Blättchen.

Da hört sie einen eiligen Schritt neben dem Umfassungsgitter des Gartens, dem sie nahe ist. Und in demselben Moment huscht etwas, wie ein weißes Vöglein aus dem Strauche herab, der hart beim Gitter steht und ein Päckchen fällt zu Boden. Ludmilla hält ein Blatt in der Hand, das an sie gerichtet ist. Sie fühlt's, dieses Blatt, es rührt von ihm her.

Schon ist es dunkel geworden, kaum, daß sie die Aufschrift entziffern konnte; jetzt eilt sie mit pochendem Herzen wieder dem Schlosse zu, und in das Gemach, das sie vorhin verlassen, sie versperrt die Thür, sie wagt es nicht, den Raum zu erleuchten, in dem sie sich befindet. Der Mond scheint gerade so hell, daß sie lesen kann. Hier entfaltet sie das Papier. Und sie liest glühende Worte und heiße Schwüre, die hat kein Mönch aufgeschrieben, sondern ein Mann, der in der heißesten Liebe entbrannt ist.

Sie liest weiter, ihr Athem fliegt, ihre Pulse stocken. Den ersten und letzten Beweis ihrer Liebe soll sie ihm geben, mit ihm — entfliehen.

Beim einsamen Feldhause, das an die großen Besitzungen des Schlosses stößt, werden zwei Pferde harren, die Pferde ihres eigenen Vaters. Der Stallknecht ist bestochen, er weiß nicht, um was es sich handelt, er weiß nur, daß zwei Männer die Nacht hindurch diese zwei Pferde benützen wollen; die

nächste Nacht führt er die Rosse wieder unbemerkt in die Stallungen zurück. Ein Päckchen Männerkleider und ein weiter Mantel wird in demselben Busch im Garten zu finden sein. „Wenn ich damit zum Verbrecher werde“, schließt der Brief, „so werde ich es nur an der bösen Menschheit, wenn ich anders handelte, würde ich es an meiner Liebe.“

Eine Stunde lang sitzt Ludmilla, das Blatt in der Hand, sie denkt nur an einen, an ihren Vater, aber dann denkt sie auch wieder an seinen letzten Zornesblick im Gotteshause; so blickt der Feind sein Opfer an, das ihm verfallen ist, nicht der Vater sein Kind. Und hier — hier bleibt sie in jener Gewalt, die nicht eher ruhen wird, sich geltend zu machen, bis diese Hand dem Manne gehört, der ihr so verhaßt ist. Ja verhaßt, nicht gleichgiltig, sie fühlt dies, und wie sich ihr ganzes Gemüth gegen den Zwang emporbäumt, springt sie auf. Es ist Nacht geworden. Wieder eilt sie in den Garten, das Päckchen ist bald gefunden. Ludmilla hat sich entschlossen, sie will entfliehen allen Gewalten, die ihr Glück zertrümmern wollen, sie vertraut dem Manne mehr, der zu ihr nur vor dem Altare gesprochen und seinem Herzen.

Um die zehnte Stunde schläft schon Alles im Schlosse, nur eine dunkle Gestalt huscht durch das hohe Thor, nachdem sie es aufgesperrt. Ein Hund will anschlagen, wird aber rasch von ihr besänftigt, er kennt seine Herrin.

Und bei jenem einsamen Feldhause angelangt, findet sie zwei Rosse, der Reiter von dem einen springt ab, er schließt die bebende Gestalt in seine Arme: „Also doch! o habe Dank!“

„Ich bin gekommen, aber es ist ein Verbrechen.“ — —

„Ja, und Du solltest dessen Opfer sein — ich weiß Alles.“

Und jetzt sprengen die zwei Pferde mit den Reitern in die dunkle Nacht hinaus.

## Bella Venezia!

Ja sie ist schön, die Königin der Meere! Sie ist wunderbar schön. Wie ein goldburchwirkter Schleier ruht der Duft des prächtigen Sommertages auf ihr, ein Schleier, der sie bedeckt und doch jeden ihrer Reize dem Auge des Beschauers nur um so deutlicher preisgibt. Klar und blau liegt das Meer, jener glänzende Wasserspiegel, auf dem die Märchenstadt ausgebreitet ist, eine eben aufgeblühte Lotosblume in ihrer ganzen Pracht.

Aber die bella Venezia ist nicht nur schön, sie ist ein königlich Weib, groß und hehr und auch ein starkes Weib; ihre Purpurschleppe zu tragen hat sie Völker und Städte gezwungen. Städte, die ihr gleich waren an Größe und Macht, die sie aber besiegt und zu ihren Sklaven gemacht hat. Sie hat ihr Scepter geschwungen weithin über dieses blaue unermeßliche Meer, bis zum fernen Hellas hinüber, bis nach Constantinopel, bis zur Insel Candia, bis zu jener großen Insel, die den köstlichen Rebensaft zeugt, den milden und doch so feurig durch die Adern rollenden glühenden Cyperwein. Und immer mehr schmückte es sich, das Königsweib, und immer stolzer ist es geworden im Laufe der Jahrhunderte, einen Palast um den andern hat es erbaut und die kühnen prunkenden Säulen und die ragenden Mauern, fest wie Erz und unerschütterlich — wenn sie auch in der Tiefe der Lagunen wurzeln, wüßten gar viel zu erzählen von den trotzigen Erbauern, von den Söhnen der stolzen Venezia. Aber sie schweigen und spiegeln sich nur im Meere und in der Lagune, sie halten es unter ihrer Würde, zu sprechen, die beste Sprache ist ihr Dasein, ist die Bewunderung, welche sie hervorrufen; unhörbar und doch so klar verständlich spricht jeder der Riesengranitsteine, spricht jede der herrlichen Arabesken, spricht der große Dom des heiligen Marcus, spricht die kühne Rialtobrücke.

Unhörbar und doch so bewunderungswürdig deutlich spricht von der Größe Venedigs jede Schöpfung des großen Paolo Veronese — der noch nicht hundert Jahre todt ist. In den Sälen und in den Hallen strahlen die farbenprächtigen Bilder jenes großen Mannes, der Venedig verherrlicht, der es berühmt gemacht in seinem unsterblichen Werke von der Apotheose der Königin aller Städte und Meere.

Wohl konnte jeder der Dogen stolz sein, wenn er hinausfuhr in das Meer, das ihm unterthan war, wenn er es begrüßte und den kostbaren Ring hinabsenkte und sich vermählte mit der See, wohl konnte das Volk jubeln, wenn sein Führer Besitz nahm von diesem Meere, auf dessen Rücken alle die Kirchen und Paläste liegen und das selbst täglich zurücktritt, wie vor Staunen über all' die Pracht.

Ein schöner Abend strahlt heute der Stadt. Die Sonne im Westen sinkt in's Wasser und die letzten Gluthen von ihr tauchen die grauen Steinmassen in flüssiges Gold, die ihr zugekehrten Fenster der Paläste schimmern und leuchten, als ob man im Innern, in den Gemächern und Prachtsälen tausend Kerzen angezündet hätte.

Langsam ziehen die Gondeln durch den Kanal, hier und da stimmt der Gondoliere sein eintöniges Liedchen an. In's Meer hinaus sind einzelne gefahren mit heiteren Menschen, die den schönen Abend genießen wollen auf dem freien Wasser und dem glühenden Ball näher sein wollen. Ein feuriger Streif zieht hinter jedem der Fahrzeuge draußen einher, ein langer glühender Streif, als wollte das Meer selbst den Weg zeichnen, den der Schiffer ihm abgerungen mit sicherem Ruderschlage.

So zieht auch eine Gondel mit zwei Männern in die weite Wasserfläche hinaus und dem sinkenden Sonnenballe entgegen. Beide tragen dunkle Kleidung, beide blicken ruhig und ernst in die Weite des Horizontes.

Aber verschiedenartig sind sie doch, die beiden Gestalten. Der eine ist ein Greis, aber ein blühender, kraftvoller Greis, dem die Zeit nichts geraubt hat von seiner einstigen Schönheit. Denn das ist jetzt noch zu erkennen, in seiner Jugend muß er schön gewesen sein. Der weiße Bart reicht weit hinab zur Brust und macht das milde Antlitz noch ehrwürdiger, noch Achtung gebietender, die blauen Augen sehen sanft und doch entschieden, das schneeige Haupthaar strahlt von einem kühnen Haupte, von dem er den breiten Hut abgenommen.

Der Mann neben ihm hat einen kürzeren kastanienbraunen Bart und eben solche Locken und jetzt, da er den Blick, wie geblendet wegkehrt von dem schimmernden Westen und in das Wasser hineinschaut, das leise aufsprubelt neben dem dahingleitenden Nachen, ist es wie ein tiefer Schmerz, der dem edlen Antlitz aufgeprägt erscheint, über die dunkeln Augen zieht es manchmal trübe hinweg, wie wenn Wölkchen vor der Sonne vorüberfliegen und sie hie und da verdunkeln.

Und jetzt kennen wir den Mann — es ist Ludovicus, der Mönch. Aber kein Mönch mehr. Das Ordensgewand trägt er nicht mehr und in der kleidsamen Tracht, die er dafür eingetauscht, zeigt sich das kräftige Ebenmaß der Glieder. Das Antlitz ist auch nicht mehr so bleich, es erscheint gebräunt und der Bart, welcher es jetzt zum Theil bedeckt, verleiht ihm nur noch mehr Festigkeit. Nur die Kraft der Seele, die Energie des Geistes ist diesem Antlitz auch jetzt aufgeprägt, bei all dem trüben Denken, das hinter der hohen edlen Stirn herrschen muß.

Da schaut der Greis plötzlich auf Ludovicus, der ihm zur Rechten sitzt und faßt einen der trüben Blicke auf.

„Ludovico", spricht er sanft und ergreift die Hand des Mannes, neben dem er so lange schweigend gesessen; „es ist nicht gut, daß Du Dich immer wieder und wieder Deinen traurigen

Gedanken überlässest. Siehe die Abendsonne, wie sie purpurn ins Meer sinkt und mit jeder Minute weniger leuchtet. Es wird Nacht werden, aber nicht lange dauert es und das Gestirn des Tages leuchtet im neuen strahlenden Morgenschein wieder drüben empor und erquickt die Natur und die Menschen. Auch Dir kehrt der Tag wieder. Er ist schon wiedergekehrt, aber die Sonne ist erst im Aufgehen und wie lange dauert's, wird sie Dir leuchten."

Ludovico rafft sich auf und wendet sich erregt dem greisen Freunde zu.

„Und ihr haltet es für keine Sünde — Meister? Ich meine nicht eine Sünde vor jenem Gott, der uns das Gefühl in's Herz gelegt, aber eine Sünde an den Einrichtungen der Menschen, eine Sünde an dem Kloster, eine Sünde an dem greisen Vater meiner — Gattin."

„Eine Sünde?" spricht der Greis. „Woran Du Dich versündigt hast, das weiß Gott und vergiebt es. An den Menschen habt Ihr keine Sünde begangen. Das Kloster ist kein Gefängniß und das Gelübde hat Gott selbst gelöst durch die große Liebe, die er Dir zu Deiner Gattin in's Herz gelegt. Der Vater weiß es durch Deinen Brief, wie es um euch beide steht, dem entlaufenen Mönch wird er vielleicht im ersten Momente geflucht haben, dem Gatten seines einzigen Kindes wird er milder gesinnt sein, vielleicht in dieser Stunde schon hat sich sein Fluch zum Segen gekehrt über Euch."

Ludovico schüttelt das Haupt: „Meister, ihr beurtheilt die Menschen zu sanft und milde. Ich kenne den Mann besser. Sein Ehrgeiz ist unermeßlich. Ein Vater, der dieses sein einziges Kind dem Götzen seines Ehrgeizes opfern wollte, der es nicht verschmähte, einem herzlosen, kalten Manne seine Tochter antrauen lassen zu wollen, einem Manne, der nur durch seine Stellung dem immer und immer noch höher Strebenden die Sicherheit bot, die höchsten Pläne verwirklicht zu sehen, ein solcher Vater kann nicht besänftigt werden, nicht wenigstens in der kurzen Zeit, die verflossen, seit Ludmilla freiwillig mit mir entwich. — Das Kloster freilich hasse ich, seitdem ich die Ruhe darin nicht gefunden. Versteht mich wohl, dem Kloster, nicht dem Prior, nicht den Brüdern gilt mein Haß; sie träumen innerhalb der kühlen Mauern einen Traum fort, aus dem sie nie erwachen werden.

Aber ich bin erwacht, ich hab' es erkannt; das Drängen meiner Seele war ein Streben, ein feuriges Emporstreben und durch flüchtige, scheinbare Ruhe nicht niederzuhalten. Ich habe mich selbst getäuscht, als ich Alles zurückließ und in diese kalte Welt eintrat, die von Mauern umgeben ist und für mich doch kein Rettungshafen sein sollte. Daß ich menschlich fühle und wie ich fühle, habe ich erst an jenem traurigen Hochzeitstage erkannt. Aber Ihr habt Recht, Meister", spricht Ludovico mit erhobener Stimme und wirft das Haupt stolz zurück, „Ihr habt Recht mit Eurem Troste, schon fühlte ich es ja, daß ein neues, anderes Leben in mir glüht, ich will es aufflammen und lodern lassen, mein ganzes Sein ist doch nur ihr geweiht und ich bin ja jetzt ihr Alles, ihr Einziges, woran sie sich klammen kann. O, Jacopo, wenn ich's Euch schildern könnte, wie ich dieses Weib liebe, wenn ich daran denke und daran, daß sie mein ist, daß sie mir gehört mit Leib und Seele, dann vergesse ich auf Alles andere und lebe nur im Gefühl meiner Liebe."

„Recht so," ermuthigt der greise Meister; „die Menschheit hat sich an Euch versündigt, nicht Ihr habt es an der Menschheit gethan. Und wenn Du dem greisen Manne eine Bitte nicht abschlägst, so wär's mein inniger Wunsch Deine Gattin zu sehen; nicht der Freund allein ist's, der Dich darum bittet, auch der Künstler regt sich wieder in mir, der Schüler Paolo's, des größten Meisters; vielleicht nehme ich meinen Pinsel

noch einmal, das letztemal zur Hand, um Dir ein Andenken zu hinterlassen von Deinem greisen Freunde."

„O, wenn Ihr das thut," ruft Ludovico entzückt und umarmt den Greis in der Gondel stürmisch. Jetzt, sogleich führe ich Euch zu Ludmilla. Sie ist ja genesen und wieder frisch und munter und roth, wie eine aufblühende Rose. Habt Ihr doch so viel für sie, für uns gethan, den Fremden habt Ihr Euer Haus geöffnet und habt ihnen ein gastlich Asyl geboten. O, wie ich den glücklichen Zufall preise, der mich auf dem Schiffe mit Euch zusammengeführt, der mich schon damals so viel Vertrauen fassen ließ, Euch alles zu eröffnen."

Der Greis macht eine abwehrende Bewegung: „Laßt es sein, Ludovico, was ich damals gethan, that ich einem Unglücklichen und nie ist ein solcher noch von meiner Schwelle gewiesen worden. Du warst verzweifelt, Deine Gattin war krank, Du warst auf der Flucht, von Häschern verfolgt, Du zogst nach Venedig und doch wußtest Du nicht, wohin den Fuß dort zu setzen, wohin Deine kranke Gattin zu betten. Mich hat ein gütiger Gott mit Glücksgütern gesegnet, den Schüler Paolo's ehrte die Republik und er ist ein reicher Mann geworden. Er hat Dir sein Haus erschlossen aus Mitleid mit dem Unglücke, heute steht es Dir ganz offen, Dir, dem Freunde. Ich habe erkannt, wie trübe Pfade des Lebens Du gewandelt, sie sollen aus meinem Hause helle werden und in eine lachende Welt hinaus führen.

„Tausend Dank!" Ludovico ruft es dem Greise zu und er drückt und preßt seine Hand und will einen Kuß darauf drücken, aber der milde Greis wehrt ihm ab.

Indessen ist die Sonne zu Rüste gegangen, nur ein heller Streif im Westen, der wie in's weite Meer zerfließend erscheint, zeigt noch, daß sie nahe. Aber die Dunkelheit bricht schon herein. Aus der Ferne erklingen die ehernen Zungen einiger Kirchenglocken. Das Meer liegt ruhig. Drüben nur, gegen die Helle jenes Streifes, den noch die Sonne zurückgelassen, zeigt sich ein dunkler Punkt. Er wird größer und größer. Er ist eine Galeere, die vielleicht Gold bringt oder Seide oder kostbare Gewänder aus dem fernen Orient zum Schmuck für die königliche Venezia.

Der Gondoliere ist auf Geheiß umgekehrt und rudert nun rascher der Lagune und den Palästen zu. Lichtfunken blitzen schon hier und dort in den prächtigen Fenstern empor. Jetzt hat der Gondelführer den Kanal erreicht, mit tactvollen Schlägen lenkt er die Gondel, die sich aus dem Canal grande nach rechts wendet und endlich anhält.

Schon spiegeln sich die Gestirne in dem dunkeln Wasser. Die beiden Männer steigen aus. Man sieht jetzt, daß der Greis kleiner, stämmiger ist, die Gestalt Ludovicos erscheint dagegen geschmeidiger in ihrer Größe.

Der Palast, in den die beiden eingetreten, bildet eine Ecke gegen das offene Meer zu. Der aufgehende Mond beleuchtet die der See zugekehrte Seite und läßt es silbern aufblitzen in den Scheiben der Fenster, die *noch* nicht erleuchtet sind. Massig steht das alte Gebäude da und ehrfurchtgebietend durch seine Größe. Eine Vorhalle nimmt die beiden Männer auf, nachdem sie die eichene schwere Thür geöffnet.

Hier befindet sich das Asyl, welches Ludovico und Ludmilla bei dem greisen Künstler Jacopo, beim Schüler des großen Paolo Caliari, den sie nach seiner Vaterstadt Veronese nennen, gefunden.

Wie hoch sind die Wölbungen überall, deren kühne Bogen sich über Hallen und Treppen spannen, wie blinken die Säulen und Statuen im ungewissen Scheine der Lampen, welche hier strahlen, aber die weiten Räume nur ungewiß erleuchten können, wie kühn ist der ganze stolze Bau, wie von außen, so auch im Innern, er gemahnt an die

größten Tage der Republik an die Tage eines Andrea Dandolo, eines Antonio Venier, eines Michele Steno und andrer großer Dogen Venedigs, welche die Stadt zu jener Macht und Pracht gebracht, in der sie heute dasteht und die mit jedem Tage größer und herrlicher geworden.

An einer hohen Eichenpforte mit prächtig gearbeitetem Drücker und Thürklopfer verabschiedet sich der Greis von Ludovico und verspricht in einer Stunde wieder zu kommen, wenn Ludmilla auf seinen Besuch vorbereitet worden.

„Sie ist es ja immer, unserm Retter wird sie in jedem Augenblicke mit Worten ewigen Dankes entgegentreten!“ spricht Ludovico; der zartfühlende Greis aber will die vor kurzem Genesene nicht mit einem plötzlichen Besuche überraschen.

Sie scheiden. Jacopo steigt die breite Steintreppe mit dem durchbrochenen Geländer empor zu seinen Gemächern. Ludovico durchschreitet ein hohes Zimmer, von dessen Deckengemälde lächelnd die Köpfe einiger Nymphen niederschauen, wie neugierig darüber, wer die Ruhe, welche bis nun in den Zimmern geherrscht, zu stören sich unterfängt.

Aus der Thür, welche der Mann nun durchschritten, bietet sich ein herrlicher Anblick. Es ist ein luftig Gemach, in das er getreten. Hohe Bogenarkaden lassen den Blick fast ungehindert über das Meer hin schweifen, in dem sich voll und groß der unterdessen aufgegangene Mond spiegelt, auch auf den Steinfliesen des Fußbodens liegt sein Silberlicht. Das Meer und der dunkelblaue Sternenhimmel scheinen draußen in einander zu verschwimmen. Mit einem silbernen Duft bedeckt aber der Mondschein Alles, was er erreicht und verklärt das Himmelsgewölbe und das Wasser, daß es wie durchsichtig erscheint. Eine Lampe, die im Hintergrunde von der Decke herabhängt, wirft einen rothen Lichtkreis umher, aber ihr Leuchten ist wie beschämt vor dem milden des Vollmondes.

Jetzt erhebt sich eine weibliche Gestalt von dem Ruhebette, auf dem sie träumend gelehnt.

„Ludwig“, ruft sie stürmisch und eilt dem Gatten entgegen, „bist Du endlich da, so lang ist mir die Zeit geworden in meiner Einsamkeit und so trübe Gedanken beschleichen mich, wenn Du ferne.“

„Trübe Gedanken, Ludmilla?“ spricht er und drückt einen Kuß auf die edle Stirn des Weibes, „in so prächtiger Mondscheinnacht steigen ja nur gute, wohlwollende Geister hernieder zum einsamen Menschenkind. Verscheuche die bösen, wenn sie doch kommen, sie dürfen nicht verweilen in der Pracht, die vor Dir ausgebreitet liegt. Sieh, der gute Meister Jacopo, unser edler Schützer, will Dich heute sehen, bring' ihm ein freundlich Lächeln entgegen dem Greise, dem wir so viel verdanken. Die Trübniß aber will ich von Deiner Stirn und von Deinen schönen Augen wegküssen.“

Die beiden sind inzwischen vorgetreten und Ludmilla schmiegt sich an den stolz blickenden Mann, der seine seligen Blicke in das Auge der Geliebten versenkt. Höher ist inzwischen auch der Mond gestiegen, er beleuchtet jetzt hell und klar die wundervolle Frauengestalt. Wie zart, wie duftig ist dieses herrliche Wesen. Welches Ebenmaß der Glieder, welches seelenvolle Schauen des verklärten Augenpaares, das so innig an dem Manne hängt! Der blaue Sammt des Jäckchens ist etwas zurückgesunken und auf dem blendenden Nacken und auf dem vollen nackten Arme liegt der Mondschein und umwebt den prächtigen Leib mit seinem duftigen Lichte. So stehen die beiden versenkt in ihre Liebe, die voll und groß ist, wie das Nachtgestirn draußen, sie haben es nicht bemerkt, daß die Thür des Gemaches inzwischen aufgegangen ist und zwischen derselben der greise Meister steht.

Da fällt der Blick Ludwigs auf die Thür, er erblickt den Greis, er

eilt ihm entgegen, während Ludmilla scheu und verschämt zur Seite tritt.

Lächelnd reicht der Meister seine Hand hin.

Ich habe euch überascht, laßt es euch nicht gereuen. Der alte Mann freut sich auch der jungen Liebe, die vor ihm blüht und grünt. Als ich so da stand und euch betrachtete, es war nicht meine Absicht zu stören, da regte sich der Geist in mir, welcher so oft meinen Pinsel gelenkt; es kam mir der Gedanke, den ich schon heute gegen Dich, Ludovico, ausgesprochen, ich will mein letztes Bild malen zur Verherrlichung deiner schönen Frau."

„Aber", fährt er fort und tritt auf Ludmilla zu, die das schöne Haupt gesenkt hat, „was ist die matte Farbe gegen die Wirklichkeit. Ludovico, ich sah in meiner Jugend die Schönen Venedigs und ganz Italiens, aber ein solches Weib hab' ich kaum gesehen und wenn Dir der Schüler des großen Paolo sagt, du kannst stolz sein auf Deine Gattin, so möge Dir das den Trost gewähren, nach dem Du gesucht hast."

Ludwig umarmt den Meister, auch Ludmilla reicht ihm ihre zarte kleine Hand hin und begrüßt mit warmen Worten den guten Greis, in dessen Hause sie so lange gewohnt, ohne ihn selbst gesehen zu haben, und ihre Lippen fließen über von Dankesworten.

Aber der Meister hört Dankesworte nicht gerne, selbst aus so schönem Munde nicht, darum unterbricht er ihre Rede: „Ich habe ein Mahl bereiten lassen, heiter vereinen soll es uns an dem heutigen Tage unseres ersten Zusammenseins."

Eine silberne Schelle setzt er in Bewegung und es erscheint ein Diener. Während Ludwig und der Greis vortreten und durch die hohen Arkaden auf das weite, stille Meer hinausschauen, das, durch eine Brise leise erzitternd, das Mondlicht verschwimmen macht in dem ganz leicht gekräuselten Wasser, und während Ludmilla, wie verloren zu Boden blickt und vor sich hin noch ein Dankeswort flüstert in holder Verwirrung, die noch nicht von ihr gewichen, wird der Tisch im Hintergrunde hergerichtet.

Schwere Leuchter stehen darauf mit flammenden Kerzen, lockendes Backwerk und duftendes Obst erfreut das Auge durch schöne Gestalt und prächtige Farbe. Die Orange und die Feige liegt neben der Traube, welche weit hergeholt ist aus Griechenland und in den prächtigen Flaschen, aus jenem Krystall, das allein schon Venedig weltberühmt gemacht, funkelt der edle Rebensaft des Falerners, des Asti, des süßen, feurigen Cyperweines.

Welch' ein Bild, die drei Gestalten beim Mahle sitzen zu sehen, jede für sich in ihrer eigenartigen Schönheit! Der Greis mit schneeigem Haupthaar und Bart, mit den milde blickenden Augen und der hohen Denkerstirn, der kraftvolle Mann mit dem ernsten Antlitz, mit den Zügen voll Willenskraft darin und mit dem stolz erhobenen Haupte und die zarte, duftige Frauengestalt, eine Schnur Perlen in dem gewellten dunkelblonden Haare und eine gleiche am Halse, mit den prächtigen blauen Augen, die so süß darein schauen und manchmal einen Blick voll Liebe und Innigkeit werfen auf den Geliebten.

Aus Ludwigs Antlitz ist die Bitterkeit geschwunden und der letzte Schimmer jener Trauer, die gewöhnlich darauf weilt, er hat vergessen auf die Vergangenheit, er lebt nur der schönen freudenreichen Gegenwart.

Jetzt füllt der Greis die schalenartigen, flachen Pokale bis an den Rand mit Cyperns Rebensafte, er erhebt seinen Becher und spricht: „So trinke ich denn auf eine glückliche Zukunft, möge sie euch bald nahen, möge sie hell sein, wie der silberdurchwirkte Nachthimmel draußen! Und wenn ihr dereinst wieder heimgekehrt, gedenkt eures väterlichen Freundes und der Tage von Venedig! Möge das Glück

euch wieder ganz aufnehmen in seine Arme!"

Die Gläser klingen zusammen, aber die Brise, welche die Wellen vorhin gekräuselt ist stärker geworden und während die Männer die Becher leeren und auch die schönheitstrahlende Ludmilla an dem süßen Weine nippt, streicht ein Luftzug durch die Halle und löscht die flammenden Kerzen.

Ludwig läßt das Glas fallen, daß es auf den Steinfliesen zersplittert, aber der Greis, rasch gefaßt, fährt mit erhöhter Stimme fort: „So mögen sie verlöschen und vertilgt sein, die Unheil bringenden Gewalten, so mögen sie in ein Nichts zerrinnen! Seht ihr dort in der Ferne den goldig blinkenden Punkt? Er kömmt näher und wird feuriger. Das ist euer Glück. Darum fort mit den Sorgen, Ludovico, die bis nun deine Stirne umwölkt. Freudig sieh dem Glücke entgegen. Sieh auf Dein Weib, sie sei Dein Leitstern! Wenn Du in ihr Auge blickst muß Dir ja das Herz aufgehen! Ihr gelte dieser Becher, ihrer Schönheit und Anmuth!"

Ludwig hat sich gefaßt, seine Auge ist wieder heller geworden bei jedem Worte des Meisters Jacopo, er hat das Glas ergriffen, glänzender Sonnenschein strahlt in sein Herz.

Er wendet sich Ludmillen zu, die ihr Köpfchen an seiner Brust verbirgt.

„Gott segne euch, Kinder", spricht der hinzutretende Greis; „an euch hat die Welt manches Unrecht gut zu machen, sie wird es thun."

Schweigend blicken sie auf das schimmernde Meer hinaus, als könnten sie sich nicht sattsehen an seiner Schönheit.

Doch es ist spät geworden, die Lampe im Hintergrunde beinahe verlöscht, der Mond steht schon hoch über dem Dache des Palastes, der seinen Schatten zwar noch schmal, aber doch schon gegen das Wasser zu wirft. Die früher hell beleuchteten Arabesken an der Außenseite, die ornamentischen Zierrathen, die hohen Fenster liegen jetzt im Dunkeln, nur auf den Dächern oben fließt es noch, das Silber des Mondlichtes, als wollte es hinab in das schimmernde Meer tropfen. Die wieder entzündeten Lichter in der Halle flackern unruhig hin und her.

„Es ist spät, ich scheide", spricht Jacopo, er reicht Ludwig die Hand, er tritt zu der schönen Frau, auch sie legt die zarte Hand in des Greises Rechte. „Möge diesem Augenpaar", so sagt der Meister und blickt ihr in das Antlitz, „keine Thräne mehr entströmen!" Er legt seine Hand auf das Haupt; bald darauf hat er die Schwelle der Thür überschritten und ist wieder in seine Zimmer emporgestiegen. — —

Tage und Wochen flogen vorüber im Strome der Zeiten. Wie eine Ahnung von Glück hat es sich auf Ludwigs und Ludmillens Herzen gesenkt. In der Gesellschaft des Greises fuhren sie oft hinaus in's Meer und blickten hinüber, dorthin, wo das Land liegt, welches sie verlassen haben, zu jener Küste, die sie nicht mehr betreten haben seit jener Flucht.

Ludmilla kann es oft kaum fassen, wie dieses Alles so gekommen, vor ihr im Meere spiegelt sich Venedig, weit, weit liegt die Heimat und das Vaterhaus. Keine Nachricht hat sie bis heute erhalten von dem alten finstern Manne, der sich ihr Vater nennt, der sie geliebt hat, vielleicht noch liebt und sie ist dahingeflohen vor dem finstern Blicke dieses Mannes an der Seite dessen, zu dem ihr in so seltsamem Augenblicke Liebe in's Herz geflößt worden, dem sich so voll, so heiß ihre Seele zugewendet, dem sie ihr ganzes Sein geweiht, den sie nicht mehr verlassen wollte und dem sie gefolgt ist über das Land und über die See bis hieher in die prächtige Dogenstadt.

Ludwig aber denkt nicht mehr an die düstere Zelle, in der er so lange geweilt und Frieden gesucht. Nur jenes P. Franziscus gedenkt er manchmal und wie dessen Schicksal so ähnlich

dem seinen. Sollte es eine Vorbedeutung sein auch für das künftige eigene Geschick? Er weiß es nicht, er glaubt es kaum, nur das Eine hat er ganz begriffen, was jener alte Mönch niedergeschrieben auf das Pergamentstreiflein, als er entflohen aus dem Kloster — gleich ihm. — Jenes große Wort: „Amavit et hominem esse sensuit“, er hat es jetzt erst ganz gefaßt, er hat es begreifen gelernt, daß der Mensch ein Räthsel ist, ein Räthsel auch sich selbst und daß die Lösung nur in einem bedeutungsvollen Augenblicke erfolgen kann, in einem Augenblicke, von dem es ungewiß ist, wann, von dem es ungewiß ist, ob er naht. Er hat es gefühlt, daß die Ruhe nicht in dem Grübeln liegt über den Büchern und nicht in jener Wissenschaft, nach der schon Tausende gestrebt, die doch damit nicht den kleinsten Theil ihres eigenen Selbst begriffen haben, daß sein Drang nach Frieden etwas ganz Anderes gewesen, daß er so handeln gemußt, wie er gehandelt und daß es anders nicht hätte besser werden können.

Und dennoch — es ist eine Täuschung. — — — — — — — —

Eine zeitlang haben Ludwig und Ludmilla auf die Zukunft vergessen. Aber die Zeit will nicht, daß man auf sie vergesse, sie pocht dann an die Thür der Hütte und an das Thor des Palastes, sie bringt ihre Gaben mit, ach oft so traurige Gaben, aber der Mensch muß sie nehmen.

Im Norden ist der Winter gekommen, der November ist herangezogen mit Schnee und Eis, seine Stürme toben, die Menschen suchen Zimmer und Kämmerlein auf und den warmen Ofen. Aber der Süden hat keinen Winter, wenn die Orange gereift ist, setzt der dunkelgrüne Strauch wieder Blüthen an und duftend prangen Blüthe und Frucht zwischen dem kräftigen Laube. Auch in Venedig weiß man wenig von Schnee und Eis, die Sonne ist nicht so drückend, die Nacht kühler, in den Kanälen hat der Schiffer seine Jacke umgeworfen, der sonst frisch in Hembärmeln das Ruder handhabt.

Ludmilla aber gedenkt wehmüthig des Eises und der Schneeflocken in der Heimat. In der Heimat, welch' ein Zauberwort! Den schönsten Himmel Italiens, den prächtigsten Sonnenschein macht es vergessen. Das Herz sehnt sich nach jenen Stätten, wo es so lange und so traulich geweilt. Auch Ludmillens Herz hat noch ein Erinnern bewahrt neben der heißen Liebe, die darin herrscht zu dem Geliebten. Ohne diesem etwas davon mitzutheilen, fühlt sie, daß dies Erinnern immer lebhafter und stärker wird, daß es sie wie mit tausend starken Banden hinzieht an jene Stelle, wo sie so viele der schönsten Jahre des Lebens verbracht, an jene Stätte ihrer Jugend, der sie nun entrückt ist, vielleicht für immer. Und immer wieder tritt das Bild vor ihre Seele, so oft sie es auch daraus verbannen will. Das Heimweh ist eingezogen, ein Gast, der das Herz so traurig macht, daß es sterben möchte, wenn ihm nicht sein Heim wiedergegeben wird. Ludmilla empfindet nun plötzlich, daß in der nördlichen Heimat die Flocken des Schneee's fallen. Die gerötheten Wangen erblassen, aus den blauen Augensternen bricht es mitunter, wie ein unheimliches Feuer, Fieberhitze durchfliegt den zarten Körper. Von Tag zu Tag sucht sie's dem Geliebten zu verhehlen, aber diese Krankheit ist eine gewaltige Gebieterin, sie schont nichts, auch nicht die Liebe.

(Schluß folgt.)

# Wie Defregger Maler wurde.

Eine Skizze von P. K. Rosegger.

„Der Franzl hat jetzt den Ederhof z' Stronach übernommen? — Das ist der Rechte! ich sag' nur so viel: schaut euch nach etlichen Jahren sein Hausdach an! Zerrissen und verwindirt. Und seine Melkküh' schnitzt sich der aus Zirmholz. —" So sagten die Bauern von Dölsach. Und die Weiber und Mädchen: „Wird er bald heiraten, der Franzl?"

Die Leute redeten und der Franz wirthschaftete auf dem überkommenen Gute seines Vaters. Es war im Grunde kein schlechter Grund; aber es ging nicht besser und nicht übler wie bei den Nachbarn, es war ein großer Grund, aber ein kleiner Erwerb, es waren keine Schulden da, aber auch kein Baargeld, es war wie an jenem Orte, wo nach dem Volkswort die ungetauft verstorbenen Kinder hinkommen: keine Freud' und kein Leid

Aber der Franzl war kein ungetauftes Kind, und „keine Freud und kein Leid", das war ihm zu langweilig. Wenn er noch Zeit zum Bildschnitzen hätte! Wie glücklich sind doch die Grödner Holzschnitzer, die Pitzthaler Herrgöttlmacher, die Tesiner Bilderhändler. Die lassen ihre Landwirthschaft den Weibern über und widmen sich der Kunst, und reisen mit ihren Werken in der Welt herum und führen ein fröhlich Leben. Einmal war der Franz gar schon d'ran, in's Pitzthal auszuwandern und sich dort dem Schnitzen hinzugeben — Werke zu schaffen, vor denen die braven Tiroler auf den Knieen liegen, als wie vor dem lieben Gott selber. Der Gedanke that ihm wohl, wenngleich er sich der Sehnsucht nach Künstlerehre nicht bewußt war. — Aber er war an den Ederhof gekettet und gab sich drein.

Eines Abends, der Franz saß gerade beim Anschaften einer Stallgabel — war auch Schnitzarbeit! — trat der Unterschlager Martin aus dem Iselthale in's Haus: Ob er fleißig wär', der Ederhofer? ob er nicht schon bald Feierabend mache?

Der Franz antwortete, was man eben darauf zu antworten pflegt, und der Martin möge abrasten, und es sei jetzt ein passabel schönes Wetter und was es Neues gebe in Lienz?

„Laß' gehen," sagte der Martin und warf die Hand so hin in die Luft, „in diesen Bergen gibt's nie was Neues. 's ist ein ödweiliger Weltwinkel."

„Der Weltwinkel ist nicht zuwider," sagte der Franz.

„So?" versetzte der Andere, „na, Du schaust mir nicht darnach aus, als ob's Dir just eben gefallen thät dahier."

Der Franz schlug den Gabelstiel an, schob die Achseln in die Höhe und murmelte: „Was kann man machen?"

„Eder," sagte der Martin und blickte ihm scharf in's Gesicht, „geh' mit!"

„Wohin?"

„Nach Amerika. — Jetzt schau'st d'rein! Du, auf das D'reinschauen von Dir hab' ich mich schon lang gefreut. Ernster Weis, Eder, ich bin der Sach' wegen da. Sind allzuschlechte Zeiten jetzt im Land Tirol. Wir, an zwanzig Bauern aus dem Iselthal und auch von der Draugegend wandern aus in die neue Welt. Und sie lassen Dich fragen, ob Du dabei bist."

Der junge Eder warf die Stallgabel in die Ecke und sah dem Martin

frisch und munter in's Gesicht. Der Iselthaler — es war der wortfähigste, den sie schicken konnten — setzte das Unternehmen jetzt auseinander, sprach von den deutschen Ansiedlungen in Peru, von einer tirolischen Colonie, von einem Neu-Innsbruck am Maranon, und wie man sich dort für geringes Geld große fruchtbare Grundstücke erwerben könne, auf denen aller Lebensbedarf selber wachse, so daß der Eigenthümer zum größten Theile für seine Lieblingsbeschäftigungen leben könne. — Bauerngüter seien jetzt leicht an Mann gebracht, in drei Monaten, um Jacobi, wären sie reisefertig und schifften sich in Bremen ein. — Er sollte sich's überlegen.

Der Franz trommelte mit den Schuhspitzen auf dem Boden und dachte nach. Er hatte schon Manches von Amerika gehört und gar selbst gelesen; nicht zu leugnen, es war ihm auch schon einmal der Gedanke gekommen, die neue Welt müßte besser halten, als die alte. Jetzt hob er den Kopf gegen den Martin und fragte: „Wo kann man euch finden, jetzt die Sonntage?"

„Auf der Post in Lienz sind wir Alle beisammen. Etliche haben ihre Häuser schon verkauft, Andere sind noch in der Unterhandlung. Der Zirbelhofer heiratet noch eher seine saubere Matreierin. Sollst Du auch thun, Franz, wenn's dazu kommt — daß es eine Kurzweil gibt auf der See."

„Will mir das Ding überlegen," meinte der Eder, aber mit einer Miene, aus welcher der Martin nicht klug werden konnte, war's Spaß oder Ernst. Der Iselthaler ging davon und berichtete den Genossen: „Schwerlich, daß er wird mit dabei sein, der Eder z' Stronach. Er hat g'rad nit ja und nit na g'sagt."

---

Einige Tage darauf war eine Hochzeit beim Wirth in Dölsach. Die Verwandten des Ederhofer's waren auch dabei. Das dürfte eine Gelegenheit sein, dachte sich der Franz und ging des Abends, als es finster wurde in's Wirthshaus nach. Da hatte er guten Empfang, bei den Tischen wollten sie den unterhaltsamen Burschen haben und auf dem Tanzboden auch. Er entschied sich für den Tanzboden. Mit den hübschesten Dirndln der Gemein hopste er und bei jedem dachte er insgeheim: Wolltest Du mit über's Wasser? — Sie lachten ihn alle so treuherzig an und sie ahnten es nicht, daß jetzt auf einmal das weite Gewässer lag zwischen ihnen und dem lieben, flinken, dunkelgelockten Eder-Franz.

Erst nach Mitternacht zog sich der Franz in eine Nebenstube zurück, wo mehrere seiner Grundnachbarn und Verwandten im Gespräche saßen. Sie sprachen über Wirthschaftssachen und daß jetzt billig Häuser kaufen wäre, da ein ganzes Rudel Iselthalerbauern nach Amerika auswanderten. Mehrere Kauflustige waren darunter.

„Kauft mir das meine ab!" sagte der Eder plötzlich.

„Dein Haus? ist es feil? Geh'st etwa auch in's Amerika, Franz?"

„Freilich."

„Zweimal darfst es nicht sagen, so glaub' ich's," rief seine Schwester Helene. „Gleichschauen thät's Dir, daß Du auf einmal davonliefest, so weit der Himmel aufgespannt ist."

„Mir ist's recht, daß wir heut' beisammen sind und davon reden können," sagte er, „ihr wißt Alle miteinander, daß ich meines Vaters Wirthschaft, so lang ich sie hab', nicht verschandiren werde, wißt aber auch, daß ich keine rechte Freud' d'ran hab'. Nehmt ihr von meinen Geschwistern ein's das Haus, — ich verkauf's — probir' mein Glück auf andere Art. Was kann mir denn geschehen, wenn ich nach Amerika gehe?"

Sie blickten alle auf ihn hin. Der Eder sah nicht aus, als wollte er spaßen. Seine Schwester riß gleich die Schürze zum Gesicht und schluchzte: Das hätt' sie ja gewußt, hätt' sich's immer gedacht, der Franzl würde auf einmal

so was anfangen. Jetzt sei das Unglück da.

Der Franz lachte überlaut, er sehe kein Unglück, und schon vor Zeiten, da sie noch keine Eisenbahn und kein Dampfschiff gehabt, hätten sie schon gesungen: Wem Gott will rechte Gunst erweisen, den schickt er in die weite Welt.

„Na, na, Franzl“, sagte ein schon betagter Vetter und legte die hagere Hand auf den Arm des jungen Mannes: „Das ist nichts, das mußt Dir aus dem Kopfe schlagen. Bleibe im Land und nähre Dich redlich, heißt's.“

Es wäre schon gut, sagte der Eder, aber es wäre auch spät, er wünsche Allen eine gute Nacht. Stand auf, ging davon.

Die Helene schluchzte weiter; „es ist so viel, als wie wenn er schon fort wär',“ meinte sie, „was sich der einbildet, das führt er aus.“

„Oho, da werden schon auch noch andere Leute was d'rein zu reden haben!“ rief ein Greis vom Nachbarstisch her, „ich bin sein Göd und den Göden hat er zu fragen. — Daß er am End' heimkäm', wie ein Haderlump und brächt' uns das gelb' Fieber mit und andere Schlechtigkeiten. Lieber geh' ich in's Amt und laß' ihn noch einmal assentiren. — Schau d a her!“

Die Entrüstung des Alten weckte eine Gegenströmung. Mehrere junge Leute riefen, wenn der Eder-Franzl nach Amerika gehe, so gingen sie auch mit. Mädchen liefen herbei: was das für eine Mode wäre, auf dem Tanzboden kein einziger Tänzer mehr!

Amerika! — Aber die Fiedeln übertönten das Wort.

---

Am nächsten Sonntag Nachmittags nach dem Segen kamen sie im Ederhofe zusammen, die Geschwister, Schwäger, Vettern und Muhmen des Franz. Zuerst lobten sie seine Wirthschaft, den stattlichen Hof, den weiten Ackergrund, die schöne Alm, und was das für ein Glück wär', heut' zu Tag, hausgesessen zu sein, und daß Einer wisse, wo er daheim sei und seine Freunde finde, so oft er sie brauche.

Franz freute sich, nur Gutes zu hören von denselben Leuten, die sonst immer mit seinem Hauswesen zu nergeln gehabt hatten, denen sonst weder er, noch die Dölsachergegend, noch sie selbst recht gewesen waren, die dem lieben Gott unter der Hand seine Welt ausbessern wollten, oder ihm weisen, wie man am besten eine neue erschaffe.

Als sie nun aber in ihrem Gespräche der Wendung immer näher kamen, unterbrach sie der Franz lächelnd: „Laßt's gut sein, Leut', mich g'freut's, daß ihr mich doch gleichwohl noch so gern habt; das wird mir wohl thun, wenn ich in der Fremde bin.“

Jetzt fuhren sie los:

„Du darfst nicht fort!

„Dein Vater müßt' sich noch im Grab umdrehen, wenn Du den guten, alten Ederhof so wolltest verscherzen!“

„Und ein Vagabund wolltest werden —“

„— und zu den Heiden wolltest gehen —“

„— und so viel Schand bringen auf Deine Landsleut!“

„Wenn Du den Hof verkaufst!“ rief ein Aeltester von Dölsach, „so legt die Gemeinde das Geld in Beschlag, wie's für einen Verschwender gehört.“

Da ließ der Franz seine Hand plötzlich stark auf den Tisch fallen und sagte: „Jetzt hab' ich genug! Noch ist das Haus mein und das sag' ich euch: wenn ich gehen will, euretwegen bleib ich nicht!“

„Ist auch gut,“ brummten sie, „weil wir's nur wissen.“ Und verloren sich nach und nach aus dem Hause. —

Und der Eder ging wiederholt nach Lienz, kehrte auf der Post ein und unterredete sich mit den Iselthalern. Ein Käufer für's Haus war auch gefunden. Franz wollte nur früher noch

mit Bruder und Schwester reden und ihnen in ernster und gütlicher Weise die Sache klar legen, und sie dahinbringen, daß sie mit seiner Auswanderung einverstanden wären.

Der Bruder hatte schließlich nichts mehr dagegen, nur, meinte er, dürfe der Franz nicht allein fort, auch er würde mit ihm gehen. Jetzt saß der Franz erst recht in der Klemme; den jungen Burschen, der niemals nach Weiterem gestrebt hatte, als was eben ein Bauernjunge im Gebirge bedarf, mitnehmen, konnte er nicht wagen; ihn zurückdrängen war dasselbe Unrecht, was die Anderen an ihm, dem Franz, begingen.

„Ja, Brüderchen," fragte Franz, „ließe Dich denn die Hannele mit?"

Der Bruder schieg. Das war ein Punkt, der erwogen sein wollte. Und nach einiger Zeit kam er darüber in's Reine: es würde denn doch wohl das Vernünftigste sein, der Franz thue nach freiem Willen, er selber aber — er bliebe daheim.

Aber bei der Schwester ging es schwerer. Sie hing mit leidenschaftlicher Liebe an ihrem Bruder, und hub in dieser Zeit schon immer zu weinen an, so oft sie ihn sah: „Gerad', als ob Du mir auf der Todtenbahr lägest. Gestorben bist mir schon und fortgetragen haben sie Dich noch nicht."

Er war heiter und schmeichelte ihr bisweilen ein Lächeln ab, und bat sie dann mit der ganzen Innigkeit des Bruderherzens, sie möge die Sache mit Ruhe und Vernunft überlegen; nach Amerika sei es heute nicht weiter, als wie früher nach Galizien, nach Siebenbürgen hinein, wohin doch so viele Tirolersoldaten marschirt und glücklich wieder zurückgekommen wären. Auch er komme wieder zurück, er bleibe nicht im fremden Land, er suche nur sein Glück und würde es finden, und würde in wenigen Jahren die Mittel erwerben, sich seiner Lieblingsbeschäftigung, dem Bildschnitzen hinzugeben — und dann würde sie erst sehen, was sie für einen Bruder habe!

So sagte sie endlich, wenn er in dieser Auswanderung denn sein Glück zu finden hoffe, sei es in Gottesnamen — sie füge sich; nur auf seine Gesundheit sollt' er schauen.

Am nächsten Feiertage sollte der Hausverkauf amtlich geschlossen werden. Am Vorabende kam der Schwager Andrä und nahm den Franz mit in's Dorf und ins Wirthshaus.

Da waren schon Leute beisammen, thaten aber, als ob sie ganz zufällig so zusammengekommen wären. Der Herr Pfarrer war auch da. — Die Unterhaltung wollte aber nicht recht vorangehen. Eine lange Weile wurde vom Wetter gesprochen, dann eine halbe Stunde lang von der Klauenseuche, die auf den Almen grassire, endlich wußte man, daß es mit der Eisenbahn durch das Thal, von Franzensfeste her doch Ernst werden würde. Aber merkwürdiger Weise war heute kein rechtes Interesse an der Eisenbahn und die Leute kamen bei dem Diskurs nicht in die Hitze, wie sonst und das Gespräch wollte wieder versickern. —

„Ja, einer muß doch anfangen," flüsterte man und trat sich unter dem Tische auf die Füße. So fing einer an: „Ja, die Eisenbahn, die sollt' halt in acht Tagen schon fertig sein."

„Warum?" fragte man.

„Damit unsere Auswanderer nach Amerika gleich per Dampf könnten abfahren."

Die Wendung war plump, aber sie war gemacht und nun mußte man — wohl oder übel — den Stier bei den Hörnern packen. Der Pfarrer erhob sich von seinem Platze und setzte sich an die Seite des Eder-Franz. Da schwieg schon Alles.

„Franz," sagte der Pfarrer und schmiegte sich an den Angesprochenen, „Franz, ich kann's nicht glauben, daß Du uns verlassen willst."

Nach einer Weile antwortete der Eder: „Ja doch, Herr Pfarrer."

„Es ist nur ein Spaß gewesen oder für's Höchste eine kleine Uebereilung, nicht's weiter. Du bleibst uns daheim."

„Es ist schon Alles so ziemlich in der Richtigkeit. Mein Haus ist so viel als verkauft; habe darauf schon die Hand gegeben.

„Der Handel geht wieder zurück!" riefen Mehrere, „dafür sind wir da! Schau, was sollt' denn aus der Dölsacher Musikbande werden, wärest Du nicht dabei? — Du bleibst bei uns, Franz. Da kannst treiben, was Du willst, wir lassen Dich nicht fort!"

Sie fielen ordentlich über ihn her und hielten ihn an den Händen und schlangen ihre Arme um seinen Nacken. Lauter Nachbarn und Schulfreunde von ihm waren es.

„Schau," sagte jetzt der Pfarrer wieder, „könntest es denn über's Herz bringen? An jedem dieser Freunde, die Dich heute an ihre Brust schließen, hängt ein Stück Deiner Kindheit und und Jugend. Mir bist eines der liebsten Pfarrkinder seit je gewesen; ich weiß am besten, wie treu Du stets gehangen hast an Vater und Mutter, an Geschwistern und Freunden, an der ganzen Gemein. Wie, daß Du Dich jetzt loszureißen vermöchtest für immer aus dem heiligen Verband, der Freud' und Noth zu jeder Zeit brüderlich mit Dir getragen hat; daß Du Dich jetzt könntest trennen von dem geliebten, alpenumfriedeten Thale der Heimat, um, ein Abenteurer, auszuwandern in einen fernen Welttheil, einer höchst unsicheren Existenz entgegen, um in der Jagd nach Gold vielleicht unter wilden Stämmen elendlich zu Grunde zu gehen! — O blicke hier hinaus, wie friedlich Deine altehrwürdige Pfarrkirche im Mondlichte steht; sie gab Dir die Taufe; vor ihrem Altare hat das Mutterherz in Kummer gebetet, der Herr möge ihren geliebtesten Sohn in seiner Hut bewahren immerdar. — Franz! an diesen Kirchhofsmauern ruhen die Gebeine deiner Eltern, Deiner Vorfahren aller, die der treuen Heimat treu geblieben sind . . ."

Der Eder riß sich los, sprang auf und schritt rasch hinaus in die Stille der Mondnacht. Er stützte sich an einen Pfeiler und krampfig hob und senkte sich seine Brust.

---

Am andern Tage unterzeichnete er den Kaufvertrag — und das Heimatshaus war in fremden Händen.

Noch an demselben Tage ging ein Gerücht, die Abreise der Auswanderer sei verschoben worden. In das Iselthal waren durch Zeitungen und Privatbriefe beunruhigende Nachrichten gekommen: man möge sich wohl vorsehen, mit der amerikanischen Angelegenheit stünde es nicht ganz so wie man etwa glaube; die Reise nach Peru sei viel kostspieliger, als es die Agenten eingestehen; in Peru sei Grund und Boden längst vertheilt und bevölkert und in den Gold- und Silberminen fänden wohl Tausende ihr Elend und ihr Grab, aber nur Wenige ihr Glück. Die Eingewanderten, die der Landessprache nicht mächtig, das Klima und die Lebensweise nicht gewöhnt wären, würden bald das Opfer gewissenloser Spekulanten oder böser Seuchen; glücklich noch diejenigen, die einen letzten Blutpfennig besitzen, denselben opfern können, um wieder in die alte Heimat zurückzugelangen.

Nein, dachte der Eder-Franz, von solchen Gründen lasse ich mich gerne bestimmen. Und aufrichtig, ich wüßte nicht, ob ich es über's Herz gebracht hätte, der Heimat, den Verwandten, besonders der Schwester Helene, die so sehr an mir hängt, Ade zu sagen.

Auf der Post zu Lienz blieb bald Einer um der Andere der Amerikalustigen aus und die Sache schlief ein. Unser Franz aber stand da und hatte kein Haus und kein Geschäft. Jetzt gab es wieder gar nicht Viele zu Stronach und Dölsach, die sich sonderlich

um ihn kümmerten; wohl aber Etliche, die heimlich lachten über Einen, der da zwischen zwei Stühlen auf dem Lehm saß.

Saß eines Tages wirklich auf der Lehmbank am Wege, als zwei Maurergesellen, gute Bekannte von ihm, die wie er zu der Dölsacher Musikbande gehörten, mit Stock und Reisesack bepackt daherkamen.

„Ei, wohin denn?" fragte sie Franz.

„In's Amerika," antwortete der Eine, schmunzelte aber dabei, daß man sah, es war sein Wort nicht ernst.

„Nach Sprugge (Innsbruck) gehen wir," sagte der Zweite, „wenn Du mitwillst, Franz?"

„Das ließe sich überlegen," meinte der Franz, „aber ihr habt mir's zu eilig."

„Wir warten auf Dich, wir packen sogleich ab, wenn Du hernach mitgehst."

„Welchen Weg nehmen wir?"

„Wir reisen dem Land nach" (nach der Landstraße).

„So laßt Zeit ein paar Tage."

„Was fangen wir an dieweil?"

„Ich weiß euch was," sagte Franz. „In Drauburg ist morgen Hochzeit. Eine Wegmacher-Dirn heiratet. Die kann sich nicht viel kosten lassen; der spielt ihr den Hochzeitsmarsch und ein paar Tanzeln im Wirthshaus auf. Die denkt euch's ihr Lebtag lang. Und ich bin, dieweilen ihr geiget, fertig."

So war's den Maurergesellen recht. Sie gingen mit ihren Musikinstrumenten nach Drauburg. Der Franz ging zu seiner Schwester und erzählte ihr von seinem neuen Reiseziel. Ihr war auch das nicht recht. — Er verthut sein Geld und wird vom Glauben abkommen. Die Stadtleut' sind so viel schwach in der Religion. —

Nichtsdestoweniger ging der Franz nach Innsbruck. Es war im Frühjahre 1860. Es war eine lustige Burschenreise mit den zwei Maurergesellen — alle drei Musikanten.

Bald hernach schrieb er einen Brief an seine Schwester Helene, in welchem unter anderm auch Folgendes stand:

„Als mir das letztemal beisammen wahren, da wahr mein Herz noch so bedrängt, das es mir stäte Trehnen aus den Augen preste und so mußte ich euch in meiner Heimat verlassen. Aber nach Regen kommt Sonnenschein. — Den als ich zum erstenmale Innsbruck erblickte, da wahren meine Trehnen abgewischt. (Hierauf schreibt er von einer Reise, die er nach München, Augsburg und Kempten machte.) Und jetzt ist mein einziges Bestreben nach meinen Vorhaben, den meine Provesion scheint auch nicht schlecht zu sein, wenn ich einmal weitere Vortschrite machen kann. Und ibrigens bin ich ganz gesund Gott sei Dank, wie ich auch euch alle anzutreven hoffe und es geht mir recht gut. Und wenn du vileicht gedenkest jetzt ist er in einer Stadt da wird er sich nur an eitelkeit und unterhaldung ergozen, und beten wird er nichts, so irrst du dich treue Schwester den Innsbruck bietet zum guten eben so viel gelegenheit dar, als zum schlechten denn an Kirchen velt es ja nicht wenn man behten will. Seit nun tausendmal gegrüst treue Schwester u. s. w. — Die Adres ist zu machen. An Erwirdigen Herrn Michael Stolz Bildhauer k. k. Riallehrer in Innsbruck."

Franz war nämlich in die Zeichenschule gegangen, wo er unter der Leitung des Professors Stolz ungefähr drei Monate lang Unterricht nahm. Da zeigte es sich denn, daß in diesem Bauernburschen mehr steckte, als bloße Auswanderungslust und als Neigung für Baumrindenschnitzereien. Dem fehlt nur ein großer Lehrmeister, dachte sich Professor Stolz und empfahl seinen Zögling dem Maler Piloty in München.

So kam der fünfundzwanzigjährige Franz von Stronach aus Innsbruck in die Großstadt, in die Maler- und Künstlerstadt an der Isar. Dort begann er mit Hilfe seiner aus dem Hause gelösten Geldsumme ein geordnetes Studium. Er besuchte die Gewerbeschule und trat bei Meister

Piloty in die Lehre. „Was?" sagte Piloty eines Tages: „Sie wollen auch Maler werden? Da haben Sie eine schwere Aufgabe in den heutigen Tagen!" Sah aber bald, daß der gelehrige, geniale Schüler die schwere Aufgabe überwinden dürfte.

Ein andermal stand Franz vor einer Gemäldeauslage in der Stadt und hörte hinter sich die Bemerkung: „Ja, die Bilder sind schön. Nur Schade, daß die Maler verhungern müssen." Aber er verlor nicht den Muth — er lernte und lernte. — Wenn ich's nur einmal so weit bringe, dachte er, daß ich mir täglich zwei Gulden verdiene! — Hat's noch weiter gebracht. —

Piloty gewann den schlichten, offenen Tiroler bald lieb, und oft sah man an seiner Seite den strammen Alpenburschen, der noch seinen grauen Lodenrock und eine mit Pfauenfederkiel gestickte Leibbinde trug, durch die Gassen wandeln. Piloty's Haus und Atelier standen ihm stets offen und war ein eigenes Klopfzeichen an der Thür bestimmt, das ihm zu allen Tagesstunden Einlaß verschaffe.

Später lebte der junge Maler aus den Tirolerbergen ein paar Jahre in Paris, kehrte dann (1865) aber mit um so größerer Freude in die Alpenheimat zurück — ein ganz Anderer, als der war, welcher fünf Jahre früher mit den Maurern davonzog. So lange er unter den Leuten und Naturgegenständen noch Skizzen sammelte — hier einen Kopf, dort eine Hand, ein Thier, einen Baum, da ein Geräthe, ein Haus, einen Stein — so lange lächelten sie über sein Gehaben. Als er aber den Dölsachern für ihre neue Kirche das herrliche Altarbild malte, die heilige Familie — da lächelten sie nicht mehr, da wollten ihre Hände sich schier heben zum Hutabnehmen vor diesem Manne.

Sie glaubten es, sie sagten es zu einander und sie sagen es zu allen Fremden, die in das schöne Thal kommen: „Der Franzl, unser Eder-Franzl ist halt ein großer Künstler geworden."

---

Defregger ist einer jener wenigen glücklichen Propheten, die auch in ihrem Vaterlande siegen. Die Dölsacher treiben einen wahren Cultus mit ihrem lieben, berühmten Franz. Alles weiß und spricht von ihm — wenn er auch, da er in München lebt, oft Jahre lang abwesend ist. — Alles hat Bildchen von ihm, meist Portraits, die trefflich sind. Sie freuen sich, daß er ein großer Herr geworden ist und hören es gerne, wenn die Fremden erzählen, wie lieb und werth sie draußen in der Welt den Meister von Dölsach haben. Nur selten kommt Franz heim, aber wenn er doch da ist, dann mischt er sich unter seine Bauern auf dem Kirchplatz, im Wirthshaus, in den Heimstuben, und verkehrt mit ihnen schlicht und fröhlich, als wäre er noch ihresgleichen. Im großen Wirthshause des Dorfes ist sogar ein Defreggersaal, geziert mit vielen Reproduktionen Defregger'scher Gemälde und mit dem Bildnisse des Meisters. Darunter ist auch ein Original, wovon wohl auf der Welt keine Copie existirt: Es stammt aus der ersten Lehrzeit des Künstlers in Innsbruck, ist mit Wasserfarben auf Papier gemalt und stellt die Dölsacher Musikanten dar, der Eder-Franz selbst dabei, die Pfeife blasend. Die Figuren stehen gar unbeholfen und unvermittelt in der Art der Silhouettenbildchen da; dem Laien kommen sie kaum feiner vor als die Arbeiten der Martertaferl-Maler; der Sachverständige aber spürt in diesem Bildchen bereits den Hauch des Gottesgnadenthums. Ein anderes Gemälde, ebenfalls aus der Lehrzeit Defregger's, besitzt der Dölsacher Oberlehrer, Herr Weißkopf. Dasselbe stellt einen alten Soldaten vor, der abendlich in einer Bauernhütte, von einem dankbaren Publikum umgeben, Geschichten erzählt. Details sind wohl auch auf diesem Bilde noch mangel-

haft, aber die Gruppirung und in Sonderheit, die Lichteffecte desselben sind ganz meisterlich.

Ich habe bei meinem Aufenthalte in Dölsach des Malers Geschwister besucht. Eine Schwester ist verheiratet mit jenem Bauer, der einst oben „auf der Wacht" im Wirthshause vor den Augen der Gendarmen, scheinbar aus Uebermuth jene arge Fünfzigguldennote verbrannt hatte, von welcher im ersten Hefte dieser Zeitschrift erzählt worden ist.

Franz Defregger's Bruder, der „Hauser", ist ein junger bildhübscher Kerntiroler, heiter und treuherzig unter seinesgleichen, ein bischen trutzig gegen den Fremden. Als der Maler längere Zeit an einem Gichtleiden krank war, ist der Hauser etliche Monate beim Bruder in München als Rosselenker gewesen. Als aber der Franz wieder zu Fuße gehen konnte, kehrte der Hauser in's heimatliche Alpendorf zurück, heiratete dort ein schönes Mädchen, und der Franz kaufte ihm dazu einen stattlichen Bauernhof, wo er ein braves und fröhliches Leben führt.

Dölsach mit seinen tirolisch gebauten Häusern, mit seiner schönen Kirche, die auf dem Hügel steht, mit seiner großartigen Umgebung im Thale der rauschenden Drau, im Angesichte der freundlichen Gegend von Lienz der leuchtenden Dolomitfelsen — ist ein schöner, malerischer Ort und aus allen Richtungen blicken uns die Motive entgegen, die uns aus Defregger's Bildern schon so lange bekannt sind.

Zur Abendstunde stieg ich die Treppe zum Kirchhofe hinan, der um die Kirche liegt. Gleich am Eingange steht ein rothangestrichenes Wetter- oder Missionskreuz, das über alle zulässigen Verhältnisse schlank, schier so hoch ist wie die nebenstehende Kirche und im Winde wie ein Baum schaukelt. Man findet diese unschönen, ja lebensgefährlichen Kreuze in Tirol nicht selten; sie sind für den Einen grauenhaft, für den Andern komisch zu sehen und scheinen, während man sie anblickt, noch immer höher aus der Erde hervor- und in den Himmel hineinzuwachsen. — Ein Denkstein an der Kirchhofsmauer bezeichnet die Ruhestätte der Eltern Defregger's. Unweit davon ruht auch der Winkelarzt, der Defregger von seinem gichtischen Fußübel geheilt hat, nachdem der Kranke bei den renommirtesten Aerzten vergebens Hilfe gesucht hatte. Der Maler hatte hierauf dem alten Bauerndoktor aus Dankbarkeit ein werthvolles Bild zum Geschenke gemacht.

Eines Tages zur frühen Stunde stieg ich in freundlicher Begleitung des Herrn Lehrers Weißkopf den steilen Berg hinan, an welchem zerstreut die Stronach-Häuser liegen. Auf bedeutender Höhe und schiefer Lehne, nicht weit vom Waldrande, steht das Geburtshaus des Künstlers, der Ederhof. Es ist ein alter Bau nach Tiroler Art mit den Steinen auf dem flachen Dache und dem Glockenthurme auf dem Giebel. Nur ist es nicht ganz so stattlich, wie jene Häuser, die in der Ebene stehen. Es ist in den Händen entfernter Verwandter des Franz, an welche es dieser selbst verkauft hatte. Die Bäuerin, als sie hörte, wir seien Defregger's wegen da, that uns viele Ehre an und bot uns Speise und Trank. Dann führte sie uns in die ziemlich düsteren Räumlichkeiten des Hauses, und ich sah selbstverständlich auf jeder Bank, auf jedem Holzblock, an jeder Wandstange, an jeder Leiter, an jedem Fensterchen den kleinen Franzel sitzen und schnitzen, klettern und gucken. Das rückwärtige Stübchen, wo er geboren ward, ist öde und dumpfig, und der Genius, den unser geistig Auge hier zu sehen verhofft, ertrinkt in den Milchtöpfen, die an der Wand stehen. Hier hat der kleine Franz an Sonn- und Feiertagen — des Werktags hatte er dazu keine Zeit — gezeichnet und geschnitzt. Noch höher oben auf der Alm, von wo aus man in den Thälern die achtundvierzig Kirchthürme sieht, wuchert heute noch der Zirbenstrauch, aus welchem der Knabe sein Material zum Bildschnitzen gezogen hat. Herzen

und Vögel, Pferde, Rinder und Gethier des Waldes mögen wohl die ersten Werke dieser gesegneten Hand gewesen sein. Als er größer wurde, war's freilich aus mit dem Bilden; man spannte ihn an die Wirthschaft und als sein Vater starb, mußte er das Gut vollends übernehmen. Wie er sich davon glücklich losgelöst hatte, um eine neue Laufbahn anzutreten, das ist eben gezeigt worden.

Im Jahre 1868 hat er sein erstes Bild: „Der verwundete Wildschütz" in die Welt gegeben. Bald darauf folgte das Gemälde „Speckbacher". Dieses trug den Namen Franz Defregger in weite Lande. Seither hat er wohl an die sechzig größere und kleinere Meisterwerke geschaffen, die zum größten Theil um enorme Preise verkauft und in allen Manieren vervielfältigt worden sind.

Wenige Tage nach Dölsach war ich in München und drückte am Klingelknopfe des Hauses Nr. 15 in der Königinstraße. Bei meinem Eintritte hüpfte ein heiteres, blondlockiges Knäblein von kaum dritthalb Jahren heran, es jagte ein flinkes Reh. Im Garten, zwischen Blumen sah ich eine junge, liebliche Frauengestalt schweben. Vom Gartenhause her eilte in ziemlich raschem Schritte ein Mann mit dunklem Vollbart und freundlichem Auge auf mich zu:

„Grüß Gott!"

Er hatte keinen Sammtspenser und er hatte keine langen, bis über die Schulter hängenden Locken — wie sonst Malerbrauch; einfach und schlicht und treuherzig — so ist er, so fand ich den Franz.

Ich sah ihn das erstemal; sah ihn auch seither nicht wieder. Aber an den glücklichen Mann denkt man gerne. In seinem Wohnhause weht der süße Friede des Familienlebens. Sein Atelier hat Defregger im Gartenhause. Dort werden die herrlichen Bilder aus den anmuthigsten und bedeutendsten Seiten des Volkslebens und der Geschichte Tirols geschaffen.

Eng an's Atelier gebaut findet sich ein altdeutsches Erkerstübchen mit Zellenfenstern, einem grünen, edelgeformten Kachelofen, einem schweren Eichentisch und etlichen deutschen Krügen d'rauf. — Da mögt ihr Münchner Meister ehr- und lobesam wohl bisweilen fröhliche Tafelrunde halten, bei eurem treuherzigen, weltberühmten Gastherrn aus den Bergen von Tirol.

# Herzenssünden.

Skizze in Versen von **Ada Christen.**

(Schluß.)

## XXV.

### Sie schreibt.

Schon einmal sagt' ich Dir, daß ich Dich kannte,
Eh' jemals noch Dein Auge mich erschaut,
Denk' nur zurück an helle Sommertage,
Die Du verlebt hast auf den Alpenhöh'n.

Da war ein Morgen, wo mich Vogelzwitschern
— Das halbverhalten und doch traumgeschwätzig —
Hinausrief auf die blanke Holzaltane.
Es flüsterte ein schwacher, kühler Wind
Und feuchter Nachtduft strömte aus den Büschen
Und jeder noch so leise Ton war hörbar.
Da stand ich lange, lauschte in die Ferne,
Mein Herz erbebte und schlug freudevoll,
Als harrte holder Zukunft es entgegen,
Die sacht heraufzog mit dem jungen Tag,
Der schon mit zartem Roth die Berge färbte.
Und wie ich also lauschend, betend, stand,
Kam aus dem dunklen Thal ein Mann herauf
Und schritt auch achtlos-still an mir vorüber.

Der Wanderer ging einsam seinen Weg,
Hin durch die würzig klare Morgenluft,
Kein Strauch, kein Baum stand auf dem Felsenfirst,
Nichts als dies Eine Wesen war zu sehen,
Das langsam, unermüdlich aufwärts stieg ...
Scharf hob die schlanke männliche Gestalt,
Befremdlich fast, sich ab von Luft und Himmel
Hoch oben auf dem langgestreckten Grat ...
Mit ein'mal aber schaute ich den Mann
Vor meinem Blick durch Zaubermacht verwandelt,
Denn aufgewachsen war er plötzlich jetzt
Zu einer mächtig riesigen Gestalt,
Zu einer hehren, übermenschlichen ...
So ragte er schier dräuend in den Himmel
Und hob mit wilder schmerzlicher Geberde
Die Arme auf, der Riese ... der Titan!
Und wie ein Falkenschrei erscholl ein Laut
Vom Echo gellend wieder rückgegeben.

Mich aber faßte tiefes Weh' und Mitleid;
Mir war als müßte ich zu ihm hinauf
Und sachte mich an seine Seite stellen,
Und so geduldig harren, demuthsvoll,
Bis plötzlich meine Hand er fassen würde
Und an des Weibes Herz die Qualen legen,
Die er hinauftrug in die Einsamkeit ...
Mir war als müßte ich von ihm erflehen,
Daß neben ihm ich weiterschreiten dürfe
Den langen staubbedeckten Weg des Lebens.
Doch als ich aufwärts starrend solches träumte,
Erhob sich höher einmal noch sein Leib,
Aufraffend sich in wilder Schmerzgeberde,
Dann sank er in den Boden rasch vor mir,
Vom Grat zur andern Seite niedersteigend ...

— — — — — — — — —

Du war'st der Wand'rer auf den lichten Höh'n,
Und mit dem Bildniß jenes Uebermenschen,
Des schmerzgequälten Riesen, kehrt ich heim,
In das Gewühl der Stadt ... zu ihren Freuden,
Die schaal und leer mir wurden, weil ich nur,
Ach, unablässig nur, Dich wieder suchte ...
Bis ich Dich endlich fand bei jenem Feste,
Und nur für Dich das alte Liedchen sang.

Wenn ich Dich rief und mich an Dich geklammert
Gedankenlos und launisch, wie's Dir schien,
So war es nur, weil ich so tief Dich liebte.
Denn wie Dein Leib so hehr auf Alpenhöh'n
In jener gottgeweihten Morgenstunde
Verklärt von Licht vor meinen Blicken stand,
So groß und herrlich wähnt' ich Deine Seele,
An die sich meine zitternd stets geschmiegt
Und stumm gefleht, daß Du hinauf sie führest
Aus diesem Dämmerreich von Nacht und Licht
In Deine klare, sonnenwarme Luft ...

Und wenn ich manchmal an Dir irre wurde,
Losringen wollte mich mit letzter Kraft,
Stand jählings vor dem angstverwirrten Sinn
Die schmerzliche titanische Gestalt,
Und hob mit wildem Schrei empor die Arme,
Und mahnte, daß ich Dich nicht lassen darf,
Weil ich allein Dein herbstes Leid erschaut ...

Ich beugte stumm das Haupt und trug es wieder,
Was abzuschütteln nie den Muth ich fand,
Denn schmerzlich hab' ich immerdar gefühlt
In solcher Stund: ich kann Dich nimmer missen.

———

XXVI.

**Er denkt.**

Ich wußte wohl, es kommt die Stund',
Die unheilvolle Wahrheit bringt
Und wo Dich zur Erkenntniß zwingt
Mein eigner spottentwöhnter Mund.

Selbsttäuschung nur hieß die Gewalt,
Die Dich in meine Arme trieb!
Mir ahnte längst, daß Deine Lieb'
Nicht mir ... nur einem Schemen galt.

Du armes Weib! nun kommt der Tag,
Wo Dir versinket Dein Idol,
Nun horche, wie den Götzen hohl
Ich selbst zertrümm're Schlag um Schlag.

XXVII.

**Er spricht.**

Du sahst mich damals, als mich überkam
Der wunderselt'ne Drang pathet'scher Rede!?
Du wußtest nicht, daß ich der Sylben jede
Und der Geberden mir von Fremden nahm?
Von einem Dichter, dessen hoher Geist
Mir nahe schien, als ich die Landschaft schaute
Und mich besann, wie jene Stelle laute,
Wo klagend er die Erdenschönheit preist.

„Oh, Mutter Erde!" also sagt sein Wort
„Und Du, frischglüh'nder Tag, ihr Berge drüben",
„Weshalb so schön? Ich kann euch doch nicht lieben"
„Und Du" — mir fehlt der Text ... Doch so geht's fort.

XXVIII.

**Sie denkt.**

Zum Dichterwort die schmerzliche Geberde?! ...
Das war es ... was in meine Seele schnitt,
Wofür ich schweigend duldete und litt,
Seit ich Dich sah so fern dem Menschenherde!

Was sinkt gleich einem fremdgeformten Kleide
Von Dir herab, für Deinen Leib zu groß? ..
Warum löst sich mit dieser Hülle los
Ein Stück des Lebens? ... Oh! ... oh!! ... wie ich leide .. !

XXIX.

**Sie spricht.**

Küsse mich nicht!
Küsse mich nimmer ...
Es thut mir weh.

Ich weiß nicht warum,
Doch kalte Schauer
Durchrieseln mich jetzt.

Zum erstenmal dünkt
Dein liebloser Kuß
Mich Sünde ... und Schuld.

Küsse mich nicht!
Küsse mich nimmer ...
Es thut mir weh ...

XXX.

**Er spricht.**

Sitze nicht düster und seufze nicht,
Meine Augen sehen scharf ...
Ein Flackerschein nur warf
Auf Dein bleiches, erstarrtes Gesicht,
In Deine frierende Seele ... Licht.

XXXI.

**Aus ihrem Tagebuche.**

Das ist der Herbst, der kläglich trübe Spätherbst,
Der Alle heimrief in den Lärm der Stadt.
Auch wir begrüßten uns mit schalen Worten,
Wie angehaucht von jenem Lügengeist,
Der all' die leeren Menschlein überflittert,
Die lachend, schwatzend durch den Park sich drängten.

Wir schritten so wie sie durch die Alleen,
Hin über raschelnd dürre braune Blätter.
Der Wind fuhr ächzend durch die kahlen Pappeln,
Und um den Teich, da saßen schier verdrießlich,
Ihr schneeiges Gefieder blähend, Schwäne.
Das Wasser zitterte nur leicht bewegt,
Auf seinem Spiegel schwankten welke Blumen,
Ein Kind warf lässig spielend sie hinein,
Und über das erstorb'ne Grün der Wiesen
Zog mählig schon ein feuchter Herbstesnebel
Und legte seine Schleier, seine fahlen,
Verflachend auf das Menschenangesicht.

So bleiern-traurig hing der Himmel oben,
Und auf der Erde hallten dumpf die Schritte,
Daß schweigsam wandelte alsbald die Menge.
Nur wenn aufjauchzte helles Kinderlachen,
Und wenn mit scharfem, kurzem Klageruf
Ein Wandervogel durch die Lüfte schwamm,
Da meinte ich, sie schreckten jäh zusammen,
Weil durch den schrillen Mißklang der Natur
Und durch den Mißton unbewußten Elend's
Ein Urlaut scholl ... der ihnen rasch erstarb.

Es wurde immer kühler ... immer stiller ...
Nur die Verliebten schlichen bald allein,
Fest Arm an Arm gepreßt, gar sacht dahin
Und flüsterten geheimnißvolle Dinge.
Wir aber schritten lautlos miteinander
Uns hatte Zwielichts-Müde überkommen,
Wir suchten Ruhe auf dem niedern Hügel,
Der fernab liegt dem wüsten Straßenlärm.
Stumm saßen wir und gleichsam eingehüllt
In undurchsichtbar wolkengraue Tücher.
Zu unser'n Füßen lag ein Stück des Teiches,
Das wiederspiegelte die langen Weiden
Und Dein geneigtes schönes Angesicht.
Aufbrausend drang, wie fernes Wogengrollen
So abgedämpft, her das Geräusch der Stadt,
Und unabläßig sang ein heis'res Lied
Am großen Parkthor noch der blinde Bettler.

Du wolltest heim ... Mir bangte vor der Rückkehr,
Vor meinen schweigend-freudelosen Wänden.
Mir war, als läge hinter diesem Nebel
Die Zukunft, die mit Grauen mich erfüllt,
Mir bangte selbst vor Deinem weißen Antlitz,
Aus dem seit Langem jener Zug verwischt,
Der wehrlos mich den Nacken beugen ließ,
Der meine Seele deiner unterjochte ...
Ein leidenschaftlich Sehnen nach Erlösung
Aus diesen Banden unbestimmter Furcht
Und wirrer Angst vor etwas Unfaßbarem,
Das über mir gestaltlos immer schwebt;
Ein unaussprechlich wehmuthsvoller Drang
Nach hellem Licht, nach Luft, nach Freiheit
Erschütterte wildpochend meine Brust ...
Wie ausgelöscht schien der geduld'ge Kummer.
Ich hörte nur mich selber leise ächzen
Und unwillkürlich rang ich meine Hände ...

Gar lange war Dein stolzes dunkles Auge
Auf mein Gesicht geheftet, eh' Du mild
Mein Haupt emporhobst, küssend meine Stirn,
Und heimwärts gingst mit sanftem Abschiedswort.
Die Nebel woben dünner ihre Schleier
Und wallten allgemach aus den Alleen,
Die langsam, zögernd fast Dein Fuß betrat.
Ich aber sah Dir angstbeklommen nach,
Und als ich so Dich weiterwandeln schaute,
Hinweg von mir stets mehr die Schritte lenkend,
Da tauchte jählings auf vor meiner Seele
Ein heller, klarer Sommermorgen
Und eine übermenschliche Gestalt
Mit der bezwingend großen Schmerzgeberde ...

Und da — es war entsetzlich, oh entsetzlich —
Ich schrak erst auf ... als ich mich lachen hörte ...

Die Arme streckte flehend ich empor,
Doch lag wie Blei die Zunge mir im Munde
Und festgekettet schien mein schwerer Fuß.
So sah ich regungslos wie durch den Dunst
Du einsam schrittest in die trübe Ferne,
Wie rechts und links in der Allee die Bäume
Jetzt näher, näher sich zusammenschoben,
Und Deine schlanke männliche Gestalt
Vor mir stets kleiner ... kleiner ... kleiner ... wurde,
Bis sie versank in einem Nebelmeer,
An dessen Rand gespenst'ge Zweige bebten.

In meiner Seele war es still und leer ...
Und rings umher nur kaltes, todtes Schweigen

— — — — — — — — —

Wie Allerseelenlichter flimmerten die Lampen
Herüber in die graue Dunkelheit ...
Ich aber stand und sann ... und sann ... und lauschte
Zurück in all' die hingerauschten Tage ...
Ich fühlte, wie ich längst schon arm geworden,
Wie unter Deines Wesens frevlem Bann,
An Deinem kalten Geiste ich verödet,
Ich fühlte mein zerstörtes müdes Ich,
Ich fühlte jeden Irrthum, jede Schuld,
Und jede Sünde uns'rer Herzen plötzlich,
Ich frug mich ... weh! ... ob ich Dich missen kann?

# Die Franzosen im Ehestand.

Nach dem Englischen von Hans Malser.

Der Deutsche hat immer noch die Gewohnheit, wenn er verliebt ist, allsogleich an's Heiraten zu denken. So auch der Engländer. Das ist löblich, aber man zweifelt daran, daß es des Prinzipes der Sittlichkeit wegen geschieht. Wir thun's, weil es uns augenblicklich reizt und gefällt; und die Liebe versichert uns, es würde gar keine Noth haben mit dem Unterhalt für Weib und Kind. Das ist mannbar, endet aber nicht selten mit dem Elend. Der Nationalökonom mag sagen, was er will, wir heiraten frisch und unvorsichtig drauf los. Andere haben es auch gewagt und bringen sich mehr oder weniger wohl durch's Leben. Der Schöpfer, der in's Herz die Liebe gelegt, hat es zu verantworten. –

Der Franzose macht's anders. Sein Blut ist vielleicht wärmer und leichter als das unsere, aber in diesem Falle erwägt und überlegt er mit Besonnenheit, wo wir in rascher Schnellkraft beschließen und handeln. Der Franzose berechnet alle Wahrscheinlichkeiten und Möglichkeiten, denkt eher an die schlimme Seite der Ehe, bevor er die gute ergreift. Unsere Gesetze machen das Heiraten leicht; und ist das persönliche Uebereinkommen der beiden Heiratslustigen getroffen, so hat eigentlich Niemand mehr was drein zu reden. Die Franzosen hängen den ehelichen Brotkorb höher; da redet vor einer Eheschließung Alles drein, nur nicht das Brautpaar. Dieses hat in der Frage keine Freiheit und Selbstthätigkeit, es wird behandelt, als ginge es eigentlich die Sache nichts an. Die Eltern und Verwandten führen die Verhandlungen, leiten das Unternehmen. Die Erregbarkeit und Beweglichkeit der Franzosen kommt bei Ehevorbereitungen nicht zur Geltung; hier wird nicht geschwärmt, sondern gerechnet. Wir hören auf die Liebe, auf die Versuchungen des jungen Herzens in allen ihren, wenn auch noch so vorübergehenden Gestalten; der Franzose frägt nach dem Angemessenen der Lage, nach dem beiderseitigen Vermögen, Rang und Charakter. Die Leidenschaft, sagt der Franzose, ist nicht die Führerin zum häuslichen Glück. Daß sich zwei junge Leute beiderlei Geschlechtes lieb haben, ist dem Franzosen nicht Grund genug zu einer Verbindung, die bis in den Tod währen soll. Eine ewige Anhänglichkeit ist nur selten zwischen Menschen. Der Ernst des Lebens vergeht nicht und beständig ist der Wechsel des Schicksals.

So klug und bedächtig hätten wir uns den Franzosen im Allgemeinen kaum gedacht. Aber Vorsicht ist eine seiner nationalen Tendenzen. Dazu steht im Code Napoléon ein Gesetz: Alle Verehlichungen ohne Einwilligung von Vater und Mutter oder den Nachweis, daß beide todt, sind verboten! – Es ist ein mühselig Geschäft, sich in Frankreich zu verheiraten; den Deutschen würden all' die Schwierigkeiten und Formalitäten zur Verzweiflung bringen. Sagen die Eltern zur gewillten Verbindung nein, so können die Kinder wohl einen Prozeß dagegen anstrengen, der „eine ehrfurchtsvolle Aufforderung zur Einwilligung“ genannt wird, worauf, wenn die Eltern auf ihrer Ablehnung bestehen, die Heirat vollzogen werden kann. Auch ein sechzig- oder siebzigjähriges Brautpaar

müßte von den Eltern die Einwilligung erbringen oder nachweisen, daß das Nein derselben nicht begründet ist oder endlich deren Tod bescheinigen. Diese Einrichtung fördert freilich die Autorität der Eltern und verhindert die Bigamie, die anderswo nicht allzuselten vorkommt.

Nun aber ist die Frage, ob die Ehe, dieser Grundpfeiler des Staates, in Frankreich nicht zu sehr hintertrieben wird? Der Statistiker Moreau gibt uns Auskunft: In Irland z. B. kommt eine Ehe auf je 90 Bewohner. In Deutschland eine Ehe auf je 120 Bewohner. In England kommt eine Ehe auf je 137 Bewohner. In Toscana kommt eine Ehe auf je 143 Bewohner. In Frankreich befindet sich unter je 122 Bewohnern ein Ehepaar. — Wir sehen denn, daß die Hemmschuhe in Frankreich die Ehe nicht sehr beeinträchtigen.

Vor hundert Jahren wurden fast überall (beiläufig um 10% mehr Ehen geschlossen als heute. Der Lebensunterhalt war leichter zu erwerben, für die Kinder zu sorgen nicht so schwer. Aber in Frankreich sind auch damals im Verhältnisse zu den Nachbarn nicht mehr Verbindungen vorgekommen als jetzt; die Franzosen nehmen nach wie vor ihre gleiche Anzahl von Weibern. Nur die Revolution ist eine Feindin der Ehe und deren Fruchtbarkeit gewesen. Im Jahre 1770 betrug die Zahl der Geburten im Verhältniß zur Gesammtbevölkerung 1 zu 25. Jetzt ist sie auf 1 zu 35 gefallen. Die Abnahme beträgt 40 Procent! — Seit der Revolution beginnen die Franzosen an Zahl abzunehmen.

Die Franzosen sind ein glückliches Volk, das wissen, das fühlen sie und so wollen wir es nicht bestreiten. Es liegt, so meint man auf den ersten Blick, in ihrer Heiterkeit, in ihrer Anmuth. Aber nach unserer Anschauungsweise müßte das Glück einer Nation in ihrem Familienleben ruhen. Und bei der angedeuteten Vorsicht und Besonnenheit des Franzosen in der Entschließung und Wahl kann es ja wohl zugegeben werden, daß er im Allgemeinen — Ausnahmen gibt es überall — seinen Zweck erreicht, sich eines zufriedenen Heimwesens erfreut und seine Ehe beneidenswerthe Ergebnisse aufweist.

Aber das eheliche Glück der Franzosen ist ein anderes, als das ehliche Glück der Deutschen. Die große Masse lebt auch dort, wie überall und nimmt das Leben, wie es sich bietet. Doch es gibt französische Frauen und Männer, die den höchsten Anschauungen von den Zwecken der Ehe huldigen und diese Zwecke erreichen. Sie wissen das Dasein der verbundenen Zwei zu einem beständigen, immer steigenden Streben nach Arten und Abarten von Glückseligkeit zu machen. Vor Allem berücksichtigen sie die Regel, daß unsere Wünsche, Bedürfnisse und Launen mit Zeit, Alter und Lebenslage wechseln. Was uns im zwanzigsten Jahre gefällt, das beginnt seinen Reiz im dreißigsten zu verlieren und langweilt im vierzigsten. Bei den Frauen ist das doppelt wahr und diese werden innerhalb der Grenzen des Hauses stets nach Abwechslung von Anregungen und Genüssen trachten, weil sie außer dem Hause keine finden können. Der Mann, welcher die Philosophie des häuslichen Glückes studirt hat, der sich der Gefahren und Kräfte der Ehe bewußt ist, wird nicht erst warten, bis die Frau Langweile an den Tag legt. Er wird von der ersten Stunde des gemeinsamen Lebens die Elemente, aus denen das Band besteht, welche sich aber rasch, wie die Flamme den Docht, verbrauchen, stets geschickt zu ergänzen und zu erneuen suchen. Er wird der jungen Frau zu zeigen suchen, daß, während sie noch in der ersten Ehewonne schwelgt, die gegenwärtigen Zustände und mit denselben das gegenwärtige Glück vergehen; daß die Sympathien, die den unerfahrenen Liebenden so warm und dauerhaft däuchten, und

die Wechsel derselben wohl sorgsam bewacht werden müssen. Das wird die junge Frau anfangs nicht glauben wollen und es wird ihrem Herzen weh thun, daß diese Liebe ohne neue Nahrung, ohne stete Aufmunterungs- und Reizmittel im Laufe der Jahre schwinden soll. Hat sie sich aber einmal an die ihnen entwickelte Beweisführung gewöhnt, so wird sie dem Manne thätigen Beistand leisten, das delicate, unschätzbare Gut in all seiner ursprünglichen Stärke zu erhalten und zu seiner möglichsten Vollkommenheit entwickeln zu helfen. Hat sie den Nutzen des Verfahrens einmal eingesehen, dann trägt sie zur Erreichung des Zieles mehr bei, als der Mann. Freilich gibt es Beispiele, daß die Frauen die Zweckmäßigkeit der bedachtsamen Ehe nicht einsehen wollen. Erst die Noth belehrt und bekehrt sie.

Im Allgemeinen sind die Frauen — in Frankreich wie sonstwo — gar sehr geeignet, das Glück als ein verbrieftes Recht, als eine selbstverständliche Thatsache zu betrachten, als eine Lage, die fortdauern wird, weil sie einmal angefangen hat. Sie nehmen die Liebe des Mannes als ihr Eigenthum und eine ihnen schuldige Pflicht hin; sie bilden sich ein, der Gatte habe diese Liebe, ohne ihre besondere Mithilfe, aufrecht zu erhalten. Lassen sich lieben und helfen nicht dazu, daß die Liebe dauert; wie Johnson sagt: „sie können Netze stricken, doch keine Käfige bauen.“ Unter solchen Fällen — leider bilden sie in allen Ländern die Mehrzahl — läßt sich auf bleibende Befriedigung keine große Hoffnung setzen. Ist der Mann — wie in der That der größte Theil der Männer — unwissend genug, um zu glauben, daß er die Zukunft für sich sorgen lassen kann, ohne bei guter Zeit die Grundbedingungen des zweiten Actes seines ehelichen Lebens vorzubereiten, dann endet das Drama mit der üblichen Oede und Enttäuschung. Und weil er die Ursachen nicht kennt, aus denen der Schluß hervorgegangen ist, so hält er denselben für die natürliche Folge der Ehe. Ist er hingegen ein denkender Kopf, hat er an die Erhaltung des häuslichen Glückes gedacht, gehofft, so leidet er in Wahrheit, wenn er sich lebenslang an ein Weib gebunden sieht, das unfähig ist, ihm durch gemeinsame Arbeit und Wachsamkeit das herrliche Ziel — dauernde und wachsende Befriedigung der Ehe — erreichen zu helfen.

Den Franzosen gelingt es oft. Aus der täglichen Berührung miteinander schaffen sie sich Gründlichkeit, Dauer und Wirklichkeit des Glückes, die eine andere minder begabte und minder sorgsame Behandlung des häuslichen Lebens zu erzielen unfähig ist. Sie zeigen uns, was Wissen und Können hier ausmacht, legen uns die Summe der Befriedigung vor Augen, welche die Ehe zu gewähren vermag. In den höheren Schichten der französischen Gesellschaft gibt es Männer, die Professoren der Kunst, glücklich zu sein, genannt werden können, die alle Einzelnheiten mit sorgsamen Fingern und forschendem Auge ergründet haben, die eine tiefe Erfahrung der Mittel und Zwecke besitzen, die, gleich geschickten Aerzten, gegen die täglichen Schwierigkeiten des häuslichen Lebens sofort ein Heilmittel bei der Hand haben, deren Praxis so viel werth ist, wie ihre Theorie und die das dadurch beweisen, daß sie in den Herzen ihrer Frauen und in ihren eigenen ein immerwährendes, nie schwächer werdendes Gefühl von Dankbarkeit und Liebe zu erhalten wissen. Aber diese Beispiele sind Ausnahmen. Auch die Franzosen, wie alle ihre Nachbarn, schlendern sorglos durch die Ehe und meinen, sie sei nicht verbesserungsfähig. Dank ihren lachenden Naturen, machen sie sich nichts draus. Sie verscheuchen Langeweile und Aerger durch Sorglosigkeit und ertragen Verdrießlichkeiten mit bewunderungswürdiger Gelassenheit.

Freilich nicht immer. Der Franzose kann launisch und nervös sein, wie ein hysterisches Weib. Und wehe der Frau eines solchen Mannes — er peinigt sie zu Tode. Sanft und liebevoll in der Welt, unausstehlich zu Hause. Zum Glücke ist das die Minderzahl, sonst wäre es ein Unsinn, zu behaupten, daß die französischen Ehen im Großen und Ganzen für glückliche gelten dürfen.

Aus Allem, was man sieht und hört, geht hervor, daß die Ehemänner in Frankreich gegen ihre Frauen überaus nachsichtig sind; sie machen zwar nicht viel Wesens von ihnen, pflegen sie jedoch mit vieler Milde, Rücksicht und Ehrerbietung zu behandeln. Sie kommen im Allgemeinen ohne große Liebe und Leidenschaft zusammen; aber die Liebe wächst allmälig und schließlich fühlen sie zu einander eine ganz aufrichtige, gründliche und tiefe Anhänglichkeit.

Wirklich unglückliche Ehen verbergen sich. Doch wirkt die Unmöglichkeit einer Scheidung als mächtiger Grund, sich mit einander, so gut es geht, zu vertragen. Absolute Untreue von einer oder der andern Seite ist in den Ehen der Franzosen weit seltener, als in ihren Romanen und Dramen. Das Band der Ehe wird in Frankreich tief empfunden; Männer und Frauen hängen dort fest an einander und trachten jetzt nicht mehr nach den freien Freuden des ledigen Standes. Will der Franzose böse Beispiele der Ehe anführen, so weist er auf England.

Hingegen in einer andern Richtung! Hier trifft die Franzosen eine böse Frage: Wo sind die Kinder eurer Ehen? —

Ihre Ehen sind kinderarm, wenn nicht gar kinderlos.

In dieser Sache ist jedes Hin- und Herreden überflüssig; hier können keine Meinungsverschiedenheiten obwalten; hier kommen Vorurtheile nicht in Betracht — denn die Thatsache ist durch amtliche Erhebungen erwiesen. — Vor der Revolution zählte die Bevölkerung Frankreichs 24 Millionen und die Zahl der jährlichen Geburten war ungefähr 970.000. Jetzt ist Frankreichs Bevölkerung 37 Millionen stark und die Durchschnittsziffer der jährlichen Geburten ist 950.000. Die Bevölkerung ist heute noch ein halb mal größer, als sie vor hundert Jahren war, und weist jährlich um 20.000 Kinder weniger, als damals. Das gegenwärtige jährliche Geburtsverhältniß in Frankreich ist das niedrigste in der Welt. In Deutschland ist es 1 zu 25 von der Gesammtbewohnerschaft; in England 1 zu 30; in Frankreich nur 1 zu 39. Die Eheschließungen in diesem Lande nehmen aber nicht ab im Vergleich zu andern Ländern; doch die Eheleute in Frankreich wollen nicht Väter, nicht Mütter werden — wie dies doch anderwärts ihr Bestreben ist. — Ein Thema solcher Natur ist ein sehr heikles, allein, es könnte nicht übergangen werden, ohne daß in diesem Kapitel eine große Lücke bliebe.

Der Franzose ist ein Mann der äußersten Vorsicht. Er heiratet nicht, wenn er dazu nicht die Mittel zu haben glaubt und eben so wenig schickt ihm Gott Kinder, wenn er, der Ehemann, denkt, daß er sie nicht zu versorgen im Stande ist. Die Anhänglichkeit zwischen Mann und Weib wird dadurch seltsamer Weise gar nicht beeinträchtigt. Und wenn doch ein Kind kommt, so wird es so heiß geliebt, als anderswo. Ja, die Familienzärtlichkeit in Frankreich ist außerordentlich und demonstrativ. Aber das bloße Vorhandensein der Abneigung, Kinder zu haben, erniedrigt Frankreich vor Europa. Wir sehen, daß diese leidige Thatsache keine vorübergehende ist, daß sie seit hundert Jahren besteht und immer wächst. Wir haben Grund, die Erscheinung für eine endgiltige Politik zu betrachten. So große Vorzüge und Eigenschaften die Nation sonst besitzen

mag, dieser eine Umstand wäre Grund genug, um an sie den Glauben aufzugeben.

In nationalökonomischer Beziehung mag der Grundsatz von der „Behutsamkeit bei der Eheschließung" wie der überkluge Engländer Malthus diese von ihm erfundene und empfohlene Theorie nennt, seinen Werth haben. Aber vom sittlichen und socialen Standpunkte aus ist er nie und nimmer zu rechtfertigen. Die Ehe ist nicht allein ein Verbindungsglied zwischen zweien gleichzeitig lebenden Menschen, sondern auch eins zwischen der gegenwärtigen und künftigen Generation. Es ist niedriger Egoismus, sie nur als ersteres zu betrachten und zu genießen.

Indeß gibt es Ausnahmen genug. Noch leben in Frankreich Schaaren von Menschen, die auf Gott mehr vertrauen als auf Malthus.

Allein der französische Bauer kennt zwar den Bibelspruch: „Seid fruchtbar und vermehret euch", während er von Malthus sicherlich nie was gehört hat. Und doch befolgt er des frivolen Briten Lehre instinktiv, individuell. Sein Evangelium ist: „il faut faire la soupe avant de faire l'enfant."

In Deutschland haben gerade die ärmsten Classen die meisten Kinder; in Frankreich ist es umgekehrt. Die gewerbetreibenden arbeitenden Branchen sind dort in der Regel von so wenig fester religiöser Ueberzeugung, so wenig auf das Höhere gerichtet, und da sie die große Menge bilden, so sind sie es, denen der Rückgang der Volksvermehrung zur Last gelegt werden muß.

In den höheren Schichten der französischen Gesellschaft finden wir bewundernswerthe Beispiele reinen häuslichen Lebens, sowie der Statistiker leicht nachweist, daß bei den höheren Ständen nicht nach dem Evangelium des Malthus gelebt wird.

Eine andere Frage — eine harmlosere Frage. Einflußreich auf die Folgen der französischen Ehe sind die gesellschaftlichen Verhältnisse. Trotz ihrer Liebe zur Häuslichkeit leben die Französinnen viel und gerne in geselligem Verkehr unter einander und mit Männern. Ihre Lebensweise ist frei von jenen Beschränkungen und Hemmnissen, die wir uns auflegen. Sie empfangen Besuche zu allen Tages- und Abendstunden und sind mit Freunden und Bekannten in häufiger und enger Berührung. Die Männer gehen in Clubs oder leben auch auf ihren Zimmern. Aber die Regel ist das nicht. Auch die Männer bewegen sich am liebsten in Gesellschaft ihrer Frauen, begleiten diese, wohin sie können und theilen ihre Freundschaften und ihre Zerstreuungen. Die Franzosen betrachten die Ehe auch als ein neues Bündniß mit der Außenwelt, mit der sie durch die Vergrößerung des Verwandtenkreises vielfacher verknüpft werden. Der Ehmann würde es nicht gern sehen, wollte seine Frau die Gesellschaft vernachlässigen. Daß sie sich in der Gesellschaft frei bewegen können, ist ja einer der Zwecke, um dessentwillen sie geheiratet haben.

Die Männer und Frauen, die am liebsten zu Hause bleiben, sind sehr in der Minorität; dieselben werden von den Nachbarn wild und menschenscheu genannt. Uebrigens haben die verheirateten Frauen nicht mehr und nicht weniger Freiheit als anderswo, aber viel mehr Freiheit als vor der Ehe, wo die Mädchen in größter Abgeschiedenheit von der Welt erzogen werden.

Den häuslichen Frieden gefährdet der gesellschaftliche Verkehr selten. Wenn es beide Theile lieben, ihr Leben fast ausschließlich in Gesellschaft mit Anderen zuzubringen, so gibt es ja keinen Nachtheil, sondern liefert nur uns den Beweis, daß sich die französischen Eheleute doch nicht in dem Maße genügen, als das bei uns der Fall zu sein pflegt.

Segen bringt dieser fortwährende Umgang mit andern Menschen nicht.

Die Folgen davon sind Eitelkeit, Neid und Aufwand. Das beständige Gesellschaftsleben der Frauen verführt sie zur Putzsucht und anderen Extravaganzen, die der Salon nach sich zu ziehen pflegt. Freilich sehen es die Franzosen gerne, wenn ihre Weiber äußerlich glänzen, und bejubeln heimlich den Triumph dieses Glanzes. Jedes findet in der Glorie des Andern seine eigene Befriedigung und selbst wenn diese Glorie nur von einem erfolgreichen Kleide kommt. Daher wird der größere Aufwand, den das viele Ausgehen mit sich bringt, nicht zur Quelle häuslichen Unfriedens. Nun — und der Franzose, wie er ist, thut recht daran, an diesem gewöhnten Brauche festzuhalten — wer in die Tiefe nicht kann, der gehe in's Weite.

Selbst in den gewerbetreibenden Classen besteht diese Geselligkeitssucht. Hier geht die Frau aber nicht viel des Abends aus, dafür ist sie jedoch am Tage, wenn möglich, die stete Begleiterin ihres Mannes. Sie theilt sein Leben, seine Sorgen, seine Arbeit. Auf der Spitze der Leiter ist das französische Weib eine Weltdame, auf ihren untersten Sprossen ist es ein Packesel, wie in andern Ländern auch; auf den Zwischenstufen aber nimmt es seinen besonderen Platz an des Gatten Seite ein, einen so schönen, richtigen Platz, daß es in dieser Beziehung wohl als die Verkörperung des Ideals der Ehefrau erscheint. Nur in diesen Mittelclassen ist des Volkes und der Menschlichkeit wahre Art; oben verdirbt die Herzen der Reichthum, unten die Armuth. — Vielleicht ist es auch bei uns so.

Allerdings könnte man behaupten, die Frau versäume über dem Beisammensein mit ihrem Manne ihre specifisch weiblichen Pflichten, lenke ihre Gedanken auf ihrer Natur fremde Gegenstände und vernachlässige ihre Kinder. All das aber fällt der Weltdame unendlich schwerer zur Last, als der bürgerlichen Frau. Wenn die Weiber ihren Männern bei der Arbeit helfen, wenn der geschlossene Bund ihnen nicht allein für das Interesse des Gefühls, sondern auch für praktische Einzelnheiten des Lebens dient, wenn also die Frauen in Bureaux und Verkaufsläden an der Seite ihrer Männer sitzen, anstatt diese ihr Tagewerk allein vollbringen zu lassen und nur die Früchte desselben mitgenießen — so hätten wir hierin nur den einen Wunsch, daß es — überall so wäre.

Wie nun steht es mit dem geistigen Leben in der französischen Ehe? In der Regel — armselig. — Haben sie einmal die Schule hinter sich, so hören die Franzosen zu lernen auf. Wohl setzen sie das, was sie Erziehung nennen, fort, den Unterricht aber nicht mehr. Dort ist von der moralischen, hier von der wissenschaftlichen Ausbildung die Rede. Sie fahren vielleicht fort, sich als Männer und Frauen zu vervollkommnen, mit Rücksicht auf ihre Seele, wenn sie meinen, daß sie eine solche haben, oder mit Rücksicht auf die große Welt. An der Bereicherung ihres Wissens aber liegt ihnen nichts mehr. Vielleicht weiß ein Mann seine Frau für künstlerische Interessen zu gewinnen, wenn er sich selbst zu solchen neigt, aber sie zur Lektüre anzuleiten, oder ihr mitzutheilen, was er selbst etwa weiß, das wird ihm nicht einfallen. In den höheren Classen jagt man wohl nach Neuigkeiten und ist der Bücher- und Zeitungsbedarf in denselben groß; aber in den bürgerlichen Salons findet man niemals ein offenes Buch, auch Journale sind selten. Und der Mangel an Büchern auf den Tischen der Bourgeoisie bringt eine sehr unerquickliche Leere hervor, die keine Verschwendung von Blumen und Seiden auszufüllen vermag. Zwar hie und da ein paar stattliche Bände in Goldschnitt und rothem Maroquin, die aber niemals gelesen werden. Nicht aus Büchern schöpft der Franzose seine Eindrücke, sondern aus Menschen. Doch

wie vortrefflich, geschickt und geistvoll die Conversation auch geführt werden mag — Lektüre und Studium kann sie nicht ersetzen.

Anders in England. Die englischen Frauen lesen und lernen und die Männer interessiren sich für diese Beschäftigung der Frauen. Selbst die deutsche Ehe steht in dieser Beziehung über der französischen. Hingegen treiben die französischen Frauen gerne Musik, Blumenpflege und haben großes Talent für eine geschmackvolle Ausschmückung des Hauses. Hierin wieder hilft der Gatte seiner Frau. Die Häuslichkeit wird verziert, so weit es der Geldbeutel erlaubt; den Gefühlen wird volles Genüge gethan, die Familienpflichten werden aufmerksam, oft leidenschaftlich erfüllt. Aber von Geistespflege nicht viel Spur und die Freuden, welche diese Cultur im ehelichen Leben bereiten kann, sind in Frankreich verhältnißmäßig unbekannte Dinge.

Auf dem Lande liest man zwar mehr als in der Stadt, aber gewissermaßen nur nothgedrungen — als „traurigen" Ersatz für das Salongeplauder. Bei all ihrem Erfindungsgeist haben die Französinnen noch nicht entdeckt, daß das Lesen nicht bloß die natürlichste, sondern auch die nützlichste, der häuslichen Beschäftigungen und Zerstreuungen ist.

Neben diesen Unbegreiflichkeiten finden wir aber etwas an der französischen Frau, das uns tiefe Verehrung für sie einflößen muß: ihren Hang, Armen- und Krankenhäuser und andere Wohlthätigkeitsanstalten zu besuchen. So tief wurzelt ihre Liebe zur Geselligkeit, daß sie auch dann die Menschen noch aufsucht, wenn sie im Elende sind. Nein, seien wir gerecht, es ist Güte und Barmherzigkeit, was die französische Weltdame niederführt zur armseligen Bettlerin.

Und mit dieser schönen, erquickenden Thatsache schließen wir ein Capitel, zu welchem wir vorzüglich durch ein Buch „Das häusliche Leben in Frankreich" (aus dem Englischen übersetzt von H. Scheube, Berlin, F. Berggold), angeregt wurden, welches jedoch manches Unbehagliche, ja Peinliche haben mußte. Wir sahen im Ganzen, daß die französische Ehe an Bedeutung und Gehalt der germanischen zwar nachsteht, aber bei weitem nicht jene Versunkenheit weist, in der sie uns vorzustellen wir gewohnt sind.

Die Verrufenheit, in welche die französische Ehe gekommen ist, haben die französischen Roman- und Theaterschriftsteller auf dem Gewissen.

---

# Unser nordischer Wald.

Studien und Träume von P. K. Rosegger.

## I.

Tausend Hämmer pochen jahraus, jahrein und schmieden Beile. Und jahraus, jahrein stürzen unter den Beilen Millionen Bäume. Aber der Wald, der liebe Wald ist stärker, als wie die tausendköpfige Hydra; jahraus, jahrein treibt er neue Zweige, neue Blüthen und in unserem Geiste neue Gedanken. Schlagst du den alten Baum ab, so sprossen an seiner Stelle drei junge. Immer neu erobert der Wald die Berghänge, die Engthäler, zwischen Felsen wuchert er und an den Wässern — in neuer Kraft, immer wieder jung steigt er auf — will nicht lassen von dem Land, das er seit jeher gehütet und gesäugt wie eine Mutter ihr Kind, bis es schön und fruchtbar geworden. Und wenn das Gestämme dahingestreckt liegt auf weitem Schlagfelde, so kommt der unsichtbare Säemann, taucht seine Hand in die Samen und säet sie hin über die Lände. Dieser Säemann ist der Wind. Du magst nur kurze Zeit auf ein Stückchen Erde vergessen oder es verachten, der Wald ergreift davon Besitz. Wenn du vor den Stufen deiner Thür zehn Jahre lang ein handbreit Plätzchen unberührt lassest, siehe, so wird auf diesem Plätzchen ein junger Baum herauf kommen, um Dein Haus zu hüten.

Der Wald ist ein älterer Gast auf Erden, als der Mensch, er hat sein Paradies gehabt, bevor die Menschen kamen. Poesie weht noch heute über dem grünen, Vogelsang durchklungenen Gewipfel, aber das eigentliche tausendjährige Reich des Waldes ist zu Ende. Wir wollen absehen von jenem gigantischen Geschlechte, dessen Leibermumien — die Steinkohle — wir heute aus der Erde wühlen. Und wollen absehen von den gewaltigen Urwäldern der alten Germanen, in welchen Bonifazius den ersten Stamm gefällt hat. Wie ganz anders war noch der Großvater des heutigen Waldes: markig, kräftig, wild; seine Arme waren dicker, als heute die Stämme sind; seine gewaltigen Wipfel waren noch Kronen, die heutigen sind Halme und Federbüsche; seine Schatten waren Nacht, die heutigen sind Dämmerung. Und seine Einwohner? nach denen sehnen wir uns wohl nicht mehr: Wölfe und Bären. Aber die Bewohner des heutigen Waldes sind Pechschaber und Kohlenbrenner.

Heute geht es den Bäumen, wie den Menschen: in ihren schönsten Tagen müssen sie auf's Schlachtfeld. Der heutige Wald muß fallen, bevor er reif ist, und das ist ein Mord, den die Menschen begehen — vielleicht an sich selber....

Sieh' einen hundertjährigen und einen zehnjährigen Holzbau an. Der erstere ist kernfest, der letztere morscht. Niemand will heute sein Haus mehr aus Holz bauen — und wäre dieses auch nicht das kostspieligste Materiale — er weiß oder ahnt: Holz ist kein Baustoff mehr, der, wie einst, Generationen überdauern soll. Mit Ausnahme der Lärchenbauten wird im Allgemeinen nur das, was auf keinen langen Bestand berechnet ist, aus Holz hergestellt, und so erneuert sich das Bedürfniß immer wieder und in stets größerem Maße, und dem Wald ist keine Ruh' und kein Ge-

deihen mehr gegeben. Und einst, wenn der Mensch etwa in Stein, Steinkohlen, Eisen und Papier genug Ersatzmittel für das Holz gefunden zu haben glauben wird, um den Wald zu schonen, denselben sich wieder erholen zu lassen — wird der Wald nicht mehr so groß, so kräftig und so alt werden, wie früher, wird in jener Periode, in welcher man ihn jetzt zu schlagen gewohnt war, zu siechen und zu sterben beginnen, denn er hat von seinen Vorfahren den frühen Tod geerbt, und was Anfangs Unnatur war, das ist ihm Natur geworden. — Es kann dasselbe Schicksal sein, wie das des Geschlechtes der Farren, welches heute speichelleckend zu Füßen des Nadelwaldes kriecht. Wir haben keinen Baum in unseren Wäldern, der so riesig wäre, als wie die Bärlappen und Schachtelhalme vormaleinst gewesen sind. Und was ist das heute für ein armseliges Kraut! Die Ziegen treten es in den Sand. Nicht blos Menschenstämme, auch Thier- und Pflanzengeschlechter können durch Entnervung und Unterdrückung so tief sinken.

Wir sehnen uns oft nach dem Walde, eine Ahnung — wie Heimweh ist's — zieht uns in seinen Frieden; aber oft ist's uns, als suchten wir Anderes, als das, was wir in ihm finden. Wir suchen den Wald, nicht wie er heute ist, sondern, wie er sein könnte. „Es ist der stille Ruf aus frühen Zeiten, der aus den Tannen an das Herz mir dringt." .. Den jungen Tannling fragen wir nach seinem Urahn; oder vielleicht gibt es in den entlegenen Bergthälern doch noch eine wohlgerathene Nachkommenschaft. Nicht mit der Axt suchen wir sie auf — wir grüßen sie, wie ein Gotteswesen das andere grüßen soll.

Architekten sagen, unser nordischer Wald sei, im Gegensatze zum Rundbogenstyle der Laubhölzer, ein gothischer Bau. Musiker sagen, unser nordischer Wald sei im Gegensatze zu dem säuselnden Laubgebüsche eine tiefdröhnende Orgel, an welcher der Sturm den Blasebalg zieht. Maler sagen, unser nordischer Wald sei im Gegensatze zu den lichten Schattirungen der Laubforste ein Rembrandt'sches Nachtgemälde, in dessen Tiefen nicht das Auge, nur die Ahnung vermag einzudringen. Dichter singen in tausend Liedern vom Walde, und der Altmeister selber hat sein schönstes Lied dem Walde geweiht, ihn nicht preisend und vergleichend mit irdischen Dingen — sondern andachtsvoll, sehnsuchtsvoll wie zum himmlischen Frieden betend:

„Ueber allen Wipfeln ist Ruh',
In allen Gipfeln spürest Du
Kaum einen Hauch.
Die Vöglein schweigen im Walde.
Warte nur, balde
Ruhest Du auch."

Unser nordischer Nadelwald hat nur drei Bäume: die Tanne, die Lärche, die Kiefer. Jeder dieser drei hat seine zahlreiche Familie, die sich von einander trennen und wieder zusammen verbinden, die sich gegenseitig oft zwar scheinbar bekämpfen, in Wahrheit aber einander ergänzen und im Großen und Ganzen stets die herrliche Dreieinigkeit bilden.

Dort am Rande des Waldes, wo den Hang hinauf aus schwarzem Moderboden mancher graue Felsblock blickt, steht ein alter Fichtenbaum. Sein zwischen dem Gestein weithingeflochtenes Wurzelnest mit den Farrenkräutern die daran kleben, sind seit Menschenaltern gedeckt von dem Schatten des Baumes und von den Schatten des angrenzenden Nadelwaldes. Den Stamm mit der zerschieferten, rothgrauen Rinde vermögen zwei Männer nicht zu umspannen, und in dem hundertfachen Astgezelte, das sich um diesen Stamm spannt, gibt es ganze Dörfer von Vogelnestern, hingegen kein schädlich Insekt und kein nagend Gewürme.

Dieser Baum ist der Stammvater des angrenzenden Waldes und überragt hundert Fuß hoch die anderen Bäume, welche der Förster schon schlagbar findet. Der alte Fichtenbaum steht

unter dem Schutze einer höheren Macht und die Menschen wagen es nicht, Hand an ihn zu legen.

Da wir unter der Düsterniß seines Schattens auf einem Steine ruhen, so sehen wir wohl das hölzerne, verwitterte und bemooste Kreuz, das an seinen Stamm genagelt ist. Der hundertjährige Zeuge jenes Ereignisses, das am heiligen Pfingsttage hier geschehen war. Ein Bauer, der seine Kuh weidete auf diesem Gelehne, sah auf dem vielzackigen Wipfel des Fichtenbaumes einen Geier sitzen, der fortan pfiff und durch sein Pfeifen die Kuh heranlockte. Das ist doch was Unerhörtes, daß ein Rind dem Lockruf des Geiers folgt; der Bauer spannt sein Feuerrohr und schießt auf den Wipfel hin. Der Geier krächzt und stürzt nieder und wie er den Erdboden berührt, ist es ein sterbender Mensch, die Nachbarin des Bauers, welche schon lang als Hexe in Verruf gestanden.

Und seit jener Zeit genießt der Baum, auf welchem die Macht des Bösen brach, die Verehrung, ja die Ehrfurcht der Menschen, und zum Zeichen, daß kein Beil und kein ander Werkzeug an diesen Stamm gelegt werden dürfe, haben sie das Kreuz daran befestigt. Daher ist diese Fichte so alt geworden.

Greise erzählen gerne aus der Vergangenheit ihres Lebens. Unsere Fichte sagt, ihr Großvater wäre ein Thüringer gewesen, um seinen Stamm hätten noch die Heiden getanzt, wenn es Vollmond war, unter seinem Schatten hätten sie einem Gotte, den sie Wuotan hießen, Schlachtopfer dargebracht. Da sei aber ein Adler gewesen, der hätte vom Stamme ein Samenkorn in seinem Leibe bis in diese Gegend gebracht, und davon stamme sie — unsere Fichte — ab. In ihrer ersten Jugend hätten sie die Wölfe und die Bären beschützt, denn die Wölfe und die Bären hätten keine pflanzenfressenden Thiere geduldet. Auch wären einige jungen Lärchen um sie herumgestanden, die so herrisch gethan hätten, daß die kleine Fichte in ihnen wie gefangen war. Aber der Schatten wäre ihr zu gute gekommen und so hätte sie sich heimlich gekräftigt, und hernach mit kecken Armen das Lärchengewucher von sich geschoben, hätte ihm den Saft von den Wurzeln weggetrunken und die Lärchen wären in ihrer ersten Blüthe gestorben. Bis in's sechste Jahr sei es aber mit dem Wachsthume doch etwas langsam gegangen. Dann schoß sie auf einmal empor. Vom 15. bis zum 20. Jahre sei sie stehen geblieben, so daß sie gemeint habe, sie bleibe ihr Lebtag ein schwächliches Wesen oder müsse gar dahin in ihren jungen Jahren. Nach dem 20. Jahre endlich habe sich die Sache gewendet und von nun an sei der Baum alljährlich um einen Kopf gewachsen, gekräftigt und gereift. — Aber das Herz und das Leben sei ihm erst in seinem 50. Jahre aufgegangen und da sei's ihm auf einmal eingefallen, sich ein Weibchen zu nehmen. In der Nachbarschaft war nicht viel zu holen, lauter kleine, verkrüppelte Wesen eines zweifelhaften Stammbaumes, wovon unser Heiratscandidat keines seinen Nachkommen zur Mutter geben wollte. Schon wollte sich der Fichtenbaum für den Stand der Hagestolzen bequemen, da gewahrte er, daß es ihm nicht schlechter ging, als dem Menschenstammvater Adam: er hatte das Weib in seinen eigenen Rippen. In rothen Kätzchen lächelten sie sich zu, aber bald verbag *sie* sich wieder unter dem grünen Kranze ihres Genadels. Ein warmes Körnlein aus seinem Herzen ließ er abfliegen, um zu freien. Sie hat den Freier nicht abgewiesen und in den milden Frühlingslüften flog der Same dahin — und nach wenigen Jahren sproßte eine reiche Nachkommenschaft aus den Gründen.

Aber die Nachkommen waren mannigfachen Schicksalen anheimgestellt. Das Land war übervölkert; Viele der Körnchen wanderten auf Luftschiffen aus. Freunde der sonnigen Hügelgeländes waren darunter, die kamen hinab bis gegen die

Eichenwälder Croatiens und an die Gestade des adriatischen Meeres; weiter ließ das heiße Klima sie nicht mehr vordringen. Andere wieder waren passionirte Bergsteiger, die siedelten sich in den Alpen bis zur Höhe von 5000 und 6000 Fuß an. Die aber im Lande blieben, um sich redlich zu nähren, denen ging es oft nicht am besten. Daß sie bisweilen von Stürmen, Bränden und Schneedrücken arg bedrängt wurden, gehört zu des Waldes allgemeiner Plage. Daß Krankheiten, wie die Kernfäule — bei welcher der Baumarzt sagt, daß sie durch Pilzkeime verursacht werde, die im Innern des Stammes wüchsen — daß die Mißgebilde der Verbänderungen u. s. w. auftraten; daß ferner der fürchterliche Feind des Nadelwaldes, der Borkwurm, zuweilen einfiel und ganze weite Striche verdorren machte; daß endlich eines der scheinheiligsten Wesen unter den Schmetterlingen, die Nonne, an dem Genadel, der Lunge des Baumes gezehrt hat, bis der Arme an der Lungensucht zu Grunde ging — das sind eben die Heimsuchungen, welchen der Wald von jeher ausgesetzt gewesen ist. Das hat Gott zu verantworten und — wenn er gegen den Baum so gerecht ist, als er es gegen den Menschen sein soll — dem Walde mit einem besseren Leben jenseits des Moders zu vergüten.

Einen ganz andern Feind hat der Wald, einen Feind, den er sich mit seiner grenzenlosen Güte, seinen unermeßlichen Wohlthaten und Verzärtelungen selbst groß gezogen hat — den Menschen. Da kommt der Vampyr, Pechschaber genannt, und zapft dem Baum das Blut ab, saugt ihm die Adern aus. Da kommen die Folterknechte und zerreißen mit ihren hochnothpeinlichen Streurechen die Schutzdecke der Wurzeln. Da kommt endlich der wahnwitzigste Bösewicht, für den seltsamerweise unser Strafgesetz noch keine Peitsche gewunden hat, der Schnaidler. — In vielen Gegenden der östlichen Alpen, in den Waldungen der Bauern passirt es dem Nadelbaum alle acht oder zehn Jahre einmal, daß ein Mensch mit scharfen Steigeisen an seinem Stamme emporklettert und ihm mit der Axt alle längeren Aeste abhackt, bis empor zum Wipfel. Wird auch dieser abgeschlagen, wohlan, so kann der Baum rasch und ein für allemal zur Ruhe gehen, er verdorrt in wenigen Wochen und kommt auf den Herd oder in den Kohlenmeiler. Wird ihm aber der Wipfel belassen, so hat er die Pflicht, mit abgeschlagenen Armen noch weiter fortzuleben, zu wachsen, frisches Geäste zu treiben und sich nach zehn Jahren wieder neu verstümmeln zu lassen. Das abgehackte Geäste dient als Streu für die Hausthiere. Die Bauern machen aus dem traurigen Geschäfte des Baumschnaidelns noch eine Lustbarkeit. Wenn der Mann sonst nie singt und pfeift und jauchzt — auf dem Baume thut er's. Und ist er an den Wipfel emporgelangt, so schaukelt er sich, soweit der Baum im Bogen sich mag biegen. Absonderlich ist es zu sehen, wenn ein Bauer die Nachbarn in seinen Wald ladet, um diesen zu Grunde zu richten. Auf jedem Baume sitzt ein Mensch, jeder schaukelt sich und jeder jauchzt. Und unten auf dem Erdboden sind die Weiber, die das niederstürzende Geäste in Buschen zusammenlegen. Der Tag wird mit einem guten Mahle geschlossen — und die schwer verwundeten Bäume mögen selbst sehen, wie sie fertig werden. Sie vegetiren wirklich in den meisten Fällen weiter, sofern ihnen nur der Kopf belassen ist, und schützen die Leute so gut es geht, vor Wind und Wasser, bieten ihnen dereinst Material für ihr Haus, für Wiege oder Sarg. Freilich haben die Gaben des treuen Freundes nun nicht mehr viel Werth.

Unter solchen Verhältnissen ist es schier am besten, das Heer der Holzhauer streckt den sechzig- und siebzigjährigen Wald nieder, anstatt zu warten, bis derselbe naturgemäß schlagbar

würde in seinem 140. Lebensjahre. — So scheint es wohl zu Ende zu sein, das Zeitalter des Waldes. Es sind bald auch die natürlichen Bedingungen nicht mehr da, die der Nadelbaum braucht, um zu leben. Daß er ein Dunkelmann ist, das läßt sich nicht leugnen, und für Dunkelmänner gibt's in diesen aufgeklärten Zeiten kein Heil. Der Fichtenbaum liebt Schatten, Nebel und Thau. Diese Dinge wollen mit dem Sturz der Hochwaldungen beinahe zu Grunde gehen. Und so stehen denn die Bäume oft mitten im Heidekraut vereinzelt, sind zwergenhaft, verkrüppelt und haben lange, weiße Bärte. —

Viele Bäume der Nachkommenschaft unserer Fichte haben sich vor solchem Unheil gleichsam aus dem Walde geflüchtet und sich auf hohen Matten und weiten Angern in Gruppen zusammengestellt, als wollten sie berathschlagen, was in Feindesland zu thun wäre. Mancher hat gemeint, das dürfe man den Nachkommen nicht anthun, daß man sie in eine solch' heillose Welt setze, und hat den Wipfel mit seiner ganzen schweren Last von Samenzapfen von sich geschleudert. Und dann ließ er seine langen Aeste niederstreben, daß sie sich vergraben sollten in den Moosboden und in das Erdreich. Aber siehe, auf dem Walde liegt der Fluch des ewigen Juden; der Baum konnte nicht versterben und die in den Erdboden gekrochenen Aeste schlugen neue Wurzeln, trieben neue Wipfel hervor, und der Alte, der seine Mannbarkeit hingeworfen hatte in der Verzweiflung, sah sich umgeben von einem fröhlich keimenden Kinderkreise. Die Kleinen ahnen es noch nicht, was ihnen bevorsteht, aber der Vater rüttelt mit seinen Armen und will sie aus der Erde reißen, und dem Urahn — unserem alten Fichtenbaum am Waldrande — will das Herz brechen, da er dieses Alles an seinen Nachkommen erleben muß.

Sein greises, zweihundert Fuß hohes Haupt richtet er zum heißen Sommerhimmel auf, bittend um einen Blitzstrahl für seinen alten, lebensmüden Leib. — Vergebens! als ob es auch der Blitz wüßte, daß du, mein bekreuzter Fichtenbaum, geheiligt bist, weil, nach der Leute Mund, jener Mann vormaleinst die Hexe von deinem Wipfel geschossen hat.

Da kommt ein Mann und sieht mit Staunen diesen Fichtenbaum. Er wollte sich ein Haus bauen aus altem, gutem, kernfestem Holze. Er hat einen weiten Weg gemacht durch's Land und keinen Baum gefunden. Jetzt steht er vor einem und staunt. Er hat ihn gesucht und will es nun nicht glauben, daß er ihn gefunden hat.

Zwei Tage lang arbeiten die Holzfäller, da stürzt der gewaltige Fichtenbaum. Die Luft scheint ein Loch zu haben, dort wo er aufgeragt hatte. Der Mann aber beugt sich nieder über den Stock, der so groß ist, wie die Tafelrunde im alten Rittersaale, und beginnt zu lesen. Er liest das Tagebuch des Baumes, das in hundertfachen Ringen eingezeichnet ist in's Holz. Dort steht es, wann der Ahn geboren, wann er mit Noth und Drangsal gekämpft, wann er Gedeihen gehabt, wann er geliebt hatte und wann er innerlich gestorben war.

Der Jahrhunderte drei war der Fichtenbaum gestanden. — —

Aus der Geschichte des Herkommens zu schließen, sehen wir, daß die Fichte sich eigentlich auf den Adel hinausspielt. Ihre Gesinnungen aber weisen das nicht immer. Ihr körperliches Wohlbefinden geht ihr über Alles, dienen will sie stets praktischen Zwecken und fortwährend führt sie Klage über den Verfall ihres Geschlechtes. Ganz anders ihre edlere Schwester, die Tanne.

Diese sieht, wer sie nicht näher kennt, zwar noch ungeschlachter aus, als die Fichte. Sie klammert sich mit ihrer Wurzel fester und tiefer an die Erde, sie kann in einem einzigen Stamm über zwanzig Klafter Holz enthalten, dient also dem Geschäftsmanne erkleck-

licher als die Fichte; sie ist ungefüg, knorrig, hat manchen unschönen Auswuchs und Kropf, hat wild verworrenes Geäste und eine breite, starrzackige Krone, in welcher Raubvögel horsten. Die Fichte zeigt feierliche Würde, die Tanne trotzige Kraft. Die Tanne wächst der größten Fichte über den Kopf und erreicht bei guten Zeiten möglicher Weise ein Alter von einem halben Jahrtausend.

Trotz diesen rauhen, stolzen Aeußerlichkeiten ist die Tanne doch eine ideal angelegte, ja bisweilen sogar ein wenig schwärmerische Natur. In alten Zeiten sollen ihre Zweige palmartig vom Stamme himmelwärts gewachsen sein. Seit jenem Tage aber, als Christus am Kreuze starb, wächst sie in Kreuzform. Jeder Ast und jeder Ast vom Aste, jeder Zweig und jeder Zweig vom Zweige ist ein Kreuz. Auch die Fichte will ihr's in Anwandlung von Frömmigkeit nachmachen, führt es aber nicht so beständig und folgerichtig durch, als wie die Tanne, deren Mantel aus Millionen von Kreuzen gewoben ist. Daher war die Edeltanne bei uns ursprünglich auch die Erkorene für den Christbaum. Sie, die sich selbst hat gekreuzigt, mochte vor Allem fähig und würdig sein, ihr junges Leben zu lassen und im Strahle der Weihnachtskerzen den Heiland zu verkünden.

Ferner ist die Tanne eine Freundin der schönen Künste. Nicht, daß ich meine, weil sie den Dichter begeistert und stets selbst eine heitere Gesellschaft von Sängern in ihrer Kronenburg beherbergt, oder weil sie dem Landschaftsmaler manch herrliches Object liefert — nein, sondern weil die Tanne musikalisch ist. Kein Holz gibt so feine Resonanzböden, als wie das zarte, schneeweiße Holz der Tanne, in ihm klingen die Volksweisen der Zither und die kunstreichen Töne der Cremoneser Geigen am besten.

Freilich darf zum Zwecke für Instrumente die Tanne beim Fällen nicht auf harten Boden stürzen, denn ein einziger schwerer Fall und die Saite in ihrem Herzen ist für immer zersprungen.

Gar anmuthsreich ist des Tannenstammes feine, silberig schimmernde Haut und das ewige Frisch seiner Zweige, die von oben herabgesehen grün, von unten hinauf weiß sind, wie Silberblick. Darum heißt es ja, die Tanne sei steirischen Stammes und Adels, denn sie trage die steirischen Landesfarben.

Doch will die Tanne nicht allein Ohr und Auge, sie will auch den Geruchssinn erfreuen. Ihr Genadel und ihr Blut strömt dir den wohlriechendsten Hauch entgegen und selbst die Keimluft des Samens löst sich auf in Wohlduft und Aether.

Bietest du der Fichte die Hand — sie sticht dich; aber das Tannengezweige ist mild und seine Nadeln haben keine scharfen Spitzen, sie möchten gerne Blätter sein. Unter dem Laubholz hat die Tanne eine gute Freundin, die wohl noch milder ist als sie selbst, die alljährlich aus ihren Blättern zu der Tanne Füßen ein weiches Kissen legt, einen goldfarbigen Teppich webt — es ist die Buche. Hingegen streckt die Tanne über den hellgrünen Buchenwald ihren hohen, finsteren Leib empor, daß es bisweilen aussieht, wie ein Nadelwald über dem Laubwalde, und schützt die Freundin gegen Blitz und Sturm. — Aber sie ist nicht die Allerweltsbürgerin, als wie etwa die Buche, ist nicht einmal so weit gereist, als wie ihre Schwester, die Fichte. Sie ist ganz Europäerin.

Bei den schönen Frauen des Kaukasus grünt sie; den Banditen der Apenninen gibt sie Dach, dem bigotten Spanier reicht sie Zweige zum Schmucke seiner Altäre und in Arkadien den unglücklichen Nachkommen der glücklichen Hellenen bietet sie den Hirten- und den Bettelstab.

Weiter hinaus will sie nicht. Aber besonders gerne und mit aller Fülle ihres Segens hält sie sich in

den Alpen und im mittleren Deutschland auf. Nördlicher als bis zum Thüringerwald geht sie kaum mehr vor und wenn der Berliner von „Tannenbäumen“ und „Tannenwäldern“ schwärmt, so denkt er sicherlich nur an die Kiefer, die in seinen sandigen Gegenden wächst. Aber auch in den ureigenen Bereichen der Tanne, wie im Schwarzwalde, im Fichtelgebirge, im Böhmerwald, in den Alpen, in den Pyrenäen, führt sie nicht ausschließliche Herrschaft; überall läßt sie zwischen sich auch anderen Bäumen noch Raum und Nahrung und Schutz angedeihen. Wieder ein Beweis, daß die Tanne weit freundlicher und edeldenkender ist, als sie aussehen mag. — Von jenem Adel der Gesinnung, der stets Gutes vollbringt und Schönes schafft, ohne viel zu fragen nach Freund und Feind und wie lange der Tag des Wirkens noch dauern wird.

(Schluß folgt.)

---

# Der Sommernachtstraum eines Künstlers.

Von Richard Voß.

Der Mond leuchtet so hell, daß man die Gasflammen in den Straßenlaternen ausgelöscht hat. Blaues Licht fließt über Mauern und Dächer; aber am wohlsten ist es den zitternden Strahlen auf den grauen Steinmauern der Kirchen. Da klammert sich der Mondschein an die Schnörkel und Ranken der Thürme, klettert in alle Ecken und Winkel, blinkt auf den vergoldeten Spitzen und malt um die Häupter der traurigen Märtyrer den Heiligenschein. Höher oben ist Alles blauer, duftiger Glanz. Die Welt ist ein Mondscheinmärchen geworden. Auf den Straßen ist es einsam; späte Nacht; nur dann und wann ein schneller, weithallender Schritt. Die Schlaflosen horchen in ihren Betten, wie es kommt, vorübergeht und in der Ferne vertönt.

Gewiß ist's ein froher Mensch, der unter andern Frohen eine gute Stunde verlebt hat; nun eilt er nach Hause. Vielleicht wartet ein junges, liebliches Weib auf ihn, um dem stolzen Vater seinen schlummernden, rosigen Knaben zu zeigen. Das fällt dem Schlaflosen so ein; er hört auf die verhallenden Schritte des glücklichen Mannes und wirft sich noch ruheloser in seinen Kissen umher.

Mitten in der Stadt liegt ein großes vornehmes Haus, das ist noch voll Geräusch und voll Leben. Auf der Straße stehen einige späte Gaffer und sehen zu den erleuchteten Sälen hinauf. Drinnen spielt ein gutes Orchester rauschende Tanzmelodien; geschmückte Frauen gleiten im Tanze an den hohen Spiegelscheiben vorüber; manchmal bleibt eine dieser Gestalten am Fenster stehen, tief aufathmend, mit glühenden Wangen. Dann tritt wohl auch ein Mann zu der ausruhenden Frau und spricht leise zu ihr, und für die Frau ist die glänzende Welt um sie plötzlich todt und versunken. Wie gerne wäre sie mit jenem Manne draußen in der stillen Nacht, im blauen Mondscheine, nur sie und er; dann hätte er ihr die zitternde Antwort auf seine Frage von den Lippen fortküssen können.

Mißmuthig schleicht der Mondschein sich fort von dem glänzenden Hause: hier ist Jubel und Helle und dem wehmüthigen Gesellen ist's wohler, auf düsteren, armseligen Wänden zu leuchten; da kann der alte, fantastische Bursche mit wenigen Strahlen ein Stück Poesie hinzaubern, so schön und wunderbar, wie es kein Maler zu

pinseln, kein Dichter zu seufzen vermag.

Ein Mann tritt aus dem erleuchteten Hause. Es ist eine hohe, vornehme Gestalt. Er hat sich in einen langen spanischen Mantel gehüllt und den breitkrämpigen Künstlerhut tief über die Stirne gezogen. Aber man hat ihn doch erkannt, und wie er die decorirte Vorhalle durchschreitet, macht ihm eine Schaar unterthäniger Geister die tiefsten Verbeugungen, und die Diener, die mit Mantel und Tuch ihre Herrschaften erwarten, fahren mit den Köpfen zusammen, um sich gegenseitig ihre bedeutungsvollen Gedanken über diesen Mann zu verrathen. Es ist der berühmte Künstler, dem zu Ehren die Stadt dieses Fest gibt.

Im Eichwald, draußen vor dem Thore, am rauschenden Strom steht das herrliche Denkmal. Es hat den Ruhm des Mannes gegründet, und die Stadt ist stolz auf das Werk und den Meister.

Vor fünfundzwanzig Jahren, gerade heute, wurde der Marmor enthüllt, eine glorreiche Erinnerung an die im Kampfe Gebliebenen eines glorreichen Krieges. Manches weinende Frauenauge hatte damals zu der ernsten Todesjungfrau aufgesehen, die den jungen Gefallenen in ihren Armen hält, um mit ihm emporzuschweben zu Walhall. Die Augen, die damals weinten, waren lange getrocknet; verwelkte Lorbeerkränze lagen auf Stufen und Sockel; nur manchmal stand eine ehrwürdige Matrone oder ein altes müdes Mütterchen etwas länger vor dem Marmorbild der Walkyre. Diese mochten wohl an einen der Todten denken, deren Namen in langer Reihe die Erinnerungstafel füllten. Die Augen, die jetzt gleichgiltig über den Marmor hinwegsahen, waren dieselben Augen, die einst heiße, schmerzliche Thränen vergossen, Thränen der verlassenen Braut, der trostlosen Witwe. Jetzt erinnerten sie sich nur dumpf und stumpf, daß sie diese Stätte einst das Grab ihrer Liebe, das Grab ihres Glückes genannt — wie bald werden Thränen getrocknet, wie bald vergißt man die Todten!

Aber noch immer ziehen Tausende zu der Walkyre im Eichwald am rauschenden Strome; doch es gilt nicht den Todten, zu deren Gedächtniß das Denkmal errichtet ward, es gilt der „berühmten Walkyre" des berühmten Mannes mit dem weithallenden, bewunderten Namen. Noch immer blicken dann ernste Augen auf die stolze Frauengestalt und den schönen, für das Vaterland gestorbenen Jüngling. Doch nur Wenige gedenken der vergessen auf dem Schlachtfeld modernden Krieger; aber Alle lassen sich durch den Genius des Künstlers erschüttern. Wenn die Jahre die vielen Namen auf dem Marmor längst verwischt und ausgelöscht haben, wird man d e n  e i n e n Namen noch nennen: dem großen Todten setzt man ein Denkmal, worin er ewig fortleben soll, und der Lebende, der es errichtet, verherrlicht s i c h in dem Todten.

Der Ruhm ist vergänglich, nur die Kunst ist ewig.

Das denkt der Mann, der im Mondscheine ziellos durch die einsamen Straßen schreitet, und wundert sich, wie er, der große, gefeierte Künstler, zu diesem Gedanken kommt; er hat gewöhnlich über ganz Anderes zu sinnen.

Seine Träumereien haben ihn in die Irre geführt. Als er aufschaut, muß er sich lange besinnen, wo er eigentlich ist. Er weiß es nicht. Die Stadt ist ihm fremd geworden. Fünfundzwanzig Jahre sind seit dem Sommerabend vergangen, wo er zum letztenmale über diese Steine geschritten, um von so Manchem Abschied zu nehmen, was ihm theuer geworden. Aber es war kein schweres Abschiednehmen gewesen. Vor ihm lag eine Zukunft. Anerkennung, Reichthum, Ruhm — das waren Worte von gewaltigem Klang, und sie durchbrausten seine

Seele wie eine Jubel-Symphonie des Genießens und Lebens. Plötzlich ein gellender Mißton, der mitleidslos die rauschenden Melodien zerriß: vor ihm stand die Gestalt einer bleichen Frau, so dunkel, so traurig, daß die glänzenden Zukunftsgebilde wie Schatten verblaßten, verschwanden. Die Bleiche winkte ihm zu: lebe wohl! Vorüber, du trauriger Schatten, vorüber! Ich will Leben, Ehre, Glück — und Du bist das Elend!

Warum wird der Mann selber so bleich, da er nach fünfundzwanzig Jahren des Vergessens jener Frau gedenkt, die er, als er damals Abschied nahm, mit seinem inneren Gesichte vor sich gesehen? Welch eine häßliche Einbildung! Die bleiche Frau gleicht seiner Walkyre, um derentwillen man ihn heute so lärmend gefeiert — und nun diese Erinnerung! Das Alles war ja vorbei, gewesen, vergessen — — schon lange vergessen. Die traurige Frauengestalt war aus seinem Leben verschwunden. Er selbst hatte sie mit starker Hand herausgerissen; nichts hatte er dann übrig gelassen, auch nicht die leiseste Spur ihres Fußes auf seiner glänzenden Siegesbahn. Alles, was ihn an sie hätte mahnen können, war ausgelöscht und vertilgt, jede Erinnerung, jedes Gedenken. Selbst in seinen Träumen war sie nie wiedergekommen, und nun — gerade heute!

Es ist eine warme Nacht, und der späte Spaziergänger wischt sich den Schweiß von der Stirne. Wie gut, daß er jene Gesellschaft verlassen! Lange hätte er es nicht mehr aushalten können. Niemals war es ihm so schwer geworden, der König des Abends zu sein, nie war ihm sein Ruhm so lästig gefallen. Die Reden, die er gehört, die Reden, die er gesprochen, die Gluth der Weine, der Weihrauch der Verehrung — sein Kopf war wüst. Er taumelte wie im Rausche. Vor seinen Augen flimmerten noch immer die lodernden Kerzen, in seinen Ohren dröhnten noch immer die Klänge der Ballmusik, er glaubte an seinen Wangen noch immer den heißen Athem der schönen Frau zu fühlen, deren Kopf in dem dämmerungsvollen Blumenzimmer einen Augenblick an seinem Herzen geruht.

Dem Manne ist zu Muthe, als habe er diesen Tag und diese Nacht nur geträumt, und doch empfindet er die Wirklichkeit, wie eine Gewalt.

Alles in seinem Innern ist heute so eigenthümlich erregt. Fantasien quälen ihn. Menschen, die schon lange begraben waren, auch für sein Gedächtniß, kamen heute Nacht aus ihren Gräbern hervor und drängten sich zu ihm; Freunde, mit denen er einst gezecht, Frauen, die er einst geküßt, und die er dann verlassen — vergessen.

Er geht schneller, er läuft fast; aber jene Gestalten folgen, er vermag nicht zu entrinnen. Und allen voran die eine, immer die eine. Das grauenvolle Gespenst der Vergangenheit erscheint ihm — — Vergangenheit?! Für diesen Mann gibt es nur eine Gegenwart, hatte es immer nur eine Gegenwart gegeben — was kümmert ihn die vergangene Lust, der vergangene Schmerz! Seinem faustischen Drange nach Genuß gilt nur der Augenblick; was hat er mit Gewes'nem zu schaffen?

Jetzt schreitet er über einen Platz, hohe Gebäude schließen ihn ein und die Gebüsche der Anlagen; dahinter der „Graben", und dann wieder hohe Gebäude. Mitten auf dem Platze ein großes Haus mit Vorhallen und Säulengängen. Der Mann sieht es, bleibt stehen und drückt die Hand vor die Augen. — Das Schauspielhaus — sagt er; — das Schauspielhaus — murmelt er noch einmal; geht aber nicht fort.

Das Stück ist lang aus, du Träumer! Zuschauer und Schauspieler sind lange gegangen, die Lampen wurden ausgelöscht, der Vorhang heruntergelassen und das Brautkleid der schönen Königin hängt im Schrank bei Gret-

chens weißem Sterbehemd! das Stück ist aus — geh' nach Hause, du Träumer! Er geht aber nicht. Gretchens Geist schwebt über der Schwelle und dem Manne auf der Straße zuckt das Herz, als greife eine Todtenhand in sein warmes, klopfendes Leben. Die Erscheinung wankt an ihm vorbei und sieht ihn an mit den todtgeküßten, traurigen Augen: ich habe dich geliebt und du hast mich getödtet. Es sind dieselben Augen, die ihn heute schon einmal angeblickt aus dem Marmorbild seiner Walkyre. Den Mann packt das Grauen, er stürzt fort. Gretchens Geist ist aus seinen Augen verschwunden, aber er fühlt ihn in seiner Seele; und was er auch thun mag, er kann ihn nicht bannen. Es spricht zu ihm und er muß Alles mit anhören, und sind es auch süße, kosende Worte, er leidet Qualen dabei:

„Wie glücklich wir waren! Weißt Du noch den stillen, heimlichen Fleck auf der Bühne? Wie manchen Abend standest Du da. Ich konnte Dich nicht sehen, wenn ich spielte, aber ich fühlte Deine Gegenwart, daß mir war, als stündest Du vor mir. Und ich sprach nur zu Dir, nur zu Dir! Wie schön das war, im Spiel meiner Liebe zu leben! Wenn ich Dir meine Seligkeit zujauchzte, um Dich weinte und litt, um Dich verzweifelte und starb. — Als ich dann wirklich um Dich weinte, wirklich um Dich starb, da erlebte ich ja nur, was ich so oft für Dich spielte, und da war mein Sterben nicht schwer. Aus ist das Stück und aus ist das Glück, und einsam lieg ich im Grabe."—

Die Geisterstimme in seiner Brust jagt den Mann wie der Ruf seines Gewissens. Er schreit auf, um das traurige Liebesgeflüster zum Schweigen zu bringen, aber immer zärtlicher flüstert und ruft es fort . . .

Ganz nahe bei sich hört er eine Nachtigall schlagen, der Duft weißer Rosen strömt ihm entgegen; er blickt auf und erkennt den Ort. Die Geisterstimme in seiner Brust trieb ihn dahin. Vor ihm fluthet im Mondlichte der Fluß. Die verklärte Welle hebt sich und schleudert goldige Tropfen zu den zitternden Zweigen der Trauerweide hinauf. Ein Schwan treibt auf der Mitte des Wassers; sein weißes Gefieder ist in sprühende Strahlen getaucht. Durch die Wipfel der Bäume rauscht es geheimnißvoll. Die Nachtigall fliegt fort, aus der Ferne bringt anderer Nachtigallenschlag klagend und wehmuthsvoll an des Einsamen Ohr. Er will dem Ort entfliehen; aber wie ein Zauber umfängt's ihn. Widerstandlos fühlt er sich vom Fluß hinweg, in die Schatten des Parks gezogen. Er steht vor einem kleinen Hause; das Gitterthor zum Garten ist offen, er tritt ein. Der Springbrunnen rauscht; er erkennt ihn, es ist der mit dem Delphin spielende Knabe. Der Kies des Gartenwegs knirscht unter dem Fußtritt des Mannes. Er geht an den Rand des Wasserbeckens, um seine durchgeglühte Stirn mit dem frischen Naß zu benetzen. Er neigt sich hinab und bleibt wie gebannt, in den mondhellen Wasserspiegel unter sich starrend. Auf dem Grunde sieht er sein Bild, die Fluth zittert darüber hin, er sieht sich, wie in einem metallenen Spiegel und erkennt sich kaum. Das war ja sein Antlitz, wie es einst vor Jahren gewesen — ein stolzes Jünglingsgesicht, aber schon damals mit ernsten, traurigen Augen. Je länger der regungslose Mann sein Spiegelbild ansieht, desto bekannter wird es ihm. Die gelebten Jahre versinken unter ihm in die zitternde Fluth und die Jugendzeit steigt schimmernd aus den Wassern zu ihm herauf. Ihm ist's, als habe er den Mann nur geträumt, und er sei noch der Jüngling von damals.

Und wie er das denkt und versucht, es sich begreiflich zu machen, schweigt die unheimliche Stimme in seiner Brust, und die bleiche Erscheinung Gretchens wird ein schönes, lebendiges Weib, stolz und lieblich zugleich.

Die gestorbene Gestalt seiner ersten Liebe entsteigt ihrer Gruft und windet ihm glühende, duftende Rosen um die Stirn. Er athmet den Rosenduft, und ihm wird so wohl und so weh. — Elisabeth! — Seine Lippen murmeln den Namen, den er einst, Seligkeit im Herzen, mit allen Tönen der Liebe gejauchzt und geseufzt. — Elisabeth! — Er ruft es laut in die Nacht hinaus, und weiß nicht, daß er es gerufen. Seinen Lippen wurde der Name so fremd, wie er es seinem Herzen geworden. Er fährt auf, und wieder: — Elisabeth! — und bei dem Klang dieses Namens steigt es vor ihm auf — eine Welt, herrlich und wunderbar — das Eden der ersten Liebe. Und jetzt empfindet er auch das zurückgekehrte Leben der Jugend. Wie heiß sein Blut durch die Adern rollt! wie sein Herz pocht, seine Seele erbebt!

Er starrt empor und erblickt sie. Im Hause ist ein Fenster geöffnet; und da steht sie und sieht herunter, lächelnd und den Kopf nach ihm schüttelnd, daß die gelben Locken in das Gesicht fallen. Dann winkt sie ihm und ruft noch einmal.

Der Mann taumelt auf. Alles ist so wunderbar, aber er denkt nicht darüber nach und nimmt das Wunder, wie ein Kind die Geschichten der Wärterin. Er sieht Elisabeth, er hört ihre Stimme. Es ist alles Wirklichkeit, er lebt seine Jugend. Elisabeth ist nicht todt, nicht von ihrer Liebe zu ihm getödtet, sie lebt! Es ist ihre theure Gestalt, und sie blickt zu ihm herab, sie lächelt und winkt ihm. — Ich komme!

Er stürzt fort; die Thür weicht dem Druck seiner Hand, er steht in der dunklen Flur, er tappt sich die Treppe hinauf; oben öffnet sich ihm eine andere Thür, er sieht in ein mondhelles Zimmer, und in dem Zimmer steht Elisabeth und breitet ihre Arme nach ihm aus. Er liegt zu ihren Füßen und fühlt auf seiner Stirne ihre Thränen. — Wo bist Du geblieben? Ich habe auf Dich gewartet so lange.

Sie beugt sich zu ihm nieder, und wieder fühlt er ihre Thränen; wie feurige Tropfen rinnen sie über sein Gesicht, rinnen sie — wie wundersam — in seine Brust; er fühlt sie brennend im Herzen. — Ich bin bei Dir! —

Das ist Alles, was er sagen kann, und er wundert sich, daß das Glück dieses Wortes ihn nicht tödtet.

Sie hebt ihn auf, und wie er vor ihr steht, schlingt sie ihre Arme um ihn und blickt ihm in's Auge. Er sieht sie an, bis er nichts mehr sehen kann vor Thränen. — Nicht weinen, mein Trauter! —

Sie küßt ihm die Thränen aus den Augen fort und wie ihre Lippen ihn berühren, ist es dem Manne, als müsse er aufschreien vor unnennbarem Weh, und der Schmerz, den er fühlt, woll' ihn ersticken. — Wie es um Deine Lippen zuckt, wie traurig Dein Auge blickt! Was ist aus uns Beiden geworden? —

Er will sprechen, aber er kann nicht, und er wendet sich weg. Sie geht im Zimmer umher; er hört ihren leisen Schritt, und hätte Stunden so stehen können, lauschend, wie sie an ihm vorübergeht, und ihre Gegenwart fühlend. Da tritt sie zu ihm, und legt ihm ihre Hand auf die Schulter.

„Arthur."

Er fährt zusammen. Wie es ihn überläuft, von dieser Stimme seinen Namen sprechen zu hören. Das Wort ist lange gesprochen; er steht bewegungslos, und hört es noch immer. Diese Stimme! Er kann es nicht fassen — und doch ist es kein Traum.

Er sieht sie an. Wie eine Erscheinung steht sie im Mondschein. Alles an dieser Gestalt ist licht, das lange, weiße Gewand, die gelben, leuchtenden Haare, das bleiche stille Gesicht. Arthur faßt sie, preßt sie an seine Brust und fühlt den Schlag ihres

Herzens. Es ist Wirklichkeit — er hält Leben im Arm.

Das blasse Weib entwindet sich ihm und lächelt ihn an.

„Siehst du nicht, wie ich geschmückt bin?“

Er braucht lange, bis er sich besinnt, was sie meint. Doch dann erkennt er es wieder, sie trägt das Kleid, worin er die Geliebte als Walkyre gemeißelt, als jene Walkyre, die ihn berühmt gemacht, um derentwillen sie ihn heute gefeiert. Es durchschauert ihn, wie er in der Geliebten sein Marmorbild vor sich stehen sieht, ganz dieselbe Gestalt, ganz dasselbe stolze und doch so gretchenhafte Gesicht, und auch eben so bleich wie der Marmor.

Er starrt sie noch immer an, da faßt sie seine Hand und führt ihn zu dem Divan in der Ecke des Zimmers; da drückt sie ihn in die Polster hinein, und kauert sich zu seinen Füßen hin, wie sie sonst immer gethan.

Arthur schaut sich zum erstenmal um; und wieder verwirren sich seine Gedanken, und er kann's nicht begreifen; es ist alles eben so, wie es damals gewesen: die Polster und Teppiche, die Marmorbüsten und Vasen. Dieselben grauen, verwelkten Lorbeerkränze hängen um das Gypsbild, das er selbst von der Geliebten modellirte. Auf dem Tische liegt ein glänzendes Atlaskleid und die Guitarre mit dem vergilbten Seidenbande, auf der er so manchen Abend der schönen geliebten Frau traurige oder glückselige Weisen gespielt, zu denen er ihr seine Lieder gesungen. Tausend Tändeleien und Andenken erkennt er, die sie alle aus seinen Händen empfangen, die alle an ihn und seine Liebe erinnern: Bilder und Skizzen, alle von seiner Hand, alle, das Bild der Geliebten auf Leinwand und Papier, in Gyps und in Marmor; ihr Fuß, ihr Arm, ihre reizende Schulter. Ueber dem Schreibtisch hängt ein Gemälde von ihm, frische Blumen schmücken es, ein Flor, der darübergehangen, ist heruntergerissen.

Was für eine Geschichte erzählen ihm diese leblosen Dinge, eine Geschichte von leidenschaftlicher Liebe, von trunkenem Glück, und dann — —

Der Mann auf dem Divan will denken, wie das Alles gekommen ist, wie das, was er jetzt erlebt, möglich ist, doch er vermag nicht zu denken. Diese Dumpfheit in ihm! Zeit — Leben — er versteht es nicht. Sein Geist versinkt in auf- und niedersteigende Nebel; kaum daß er noch das Dasein empfindet. Er athmet so leicht, er glaubt die Freiheit des Stofflosen zu fühlen; er sieht auf die theure Frau zu seinen Füßen, und erst jetzt begreift er, was Glück ist.

„Bist Du nicht todt? Hab' ich Dich nicht verlassen, nicht vergessen? nicht Deine Seele getödtet?“

„Du siehst ja, ich lebe.“

„Und ich glaubte, einsam seist Du gestorben, in Gram, in Verzweiflung. Ich liebte Dich, aber es riß mich von Dir fort, es stieß mich gewaltsam hinweg. Weißt Du, was Ehrgeiz ist, und kennst Du die Gier nach Ehre und Ruhm? Teufel sind es, Dämonen! Wie das lockt und winkt! Ehre — Ruhm — und wir stürmen dahin. Was uns in den Weg tritt, stoßen wir fort, und schleudern wir von uns.

Wenn unser Fuß auch darüber hinwegschreitet, wenn es unter unserm Fußtritt auch stirbt. Hurrah! Hussah! die wilde Jagd nach dem Ruhm. Wir hetzen das Wild, und bald bricht der bleiche Schütze auf der Beute zusammen!

Elisabeth schmiegt sich an seine Kniee, sieht zu ihm auf und flüstert seinen Namen.

Er reißt sie vom Boden auf, und stürzt vor ihr nieder. — Vergib mir!

Es gellt ein Schrei durch das Zimmer, dann bleibt's lange still. Endlich wieder leise flüsternde Stimmen.

Frauenliebe ist unsterblich. Sie wird getödtet und begraben und steigt

aus ihrem Grabe empor. Mein Freund, bald dämmert der Morgen.

Du schickst mich fort? laß mich bleiben, Elisabeth!

Sie küßt ihn und sagt ihm dann wieder: „Geh' fort! geh' fort!"

„Nicht ohne Dich!"

„So komm."

Sie gehen aus dem Zimmer und verlassen zusammen das Haus. Noch ist es Nacht, noch scheint der Mond, aber matt und bleich, und die Nachtigallen sind in den Rosen-Gebüschen verstummt. Im Osten am Himmel röthet es sich.

„Wohin gehen wir?"

Elisabeth anwortet nicht. Sie ist noch bleicher geworden. Kalt und schwer liegt ihr Arm in dem seinen. Sie gehen durch die Wege des Parks und Arthur fragt nicht mehr nach dem Ziele. Beide wissen, wohin.

Sie sind angekommen. Vor ihnen im Dunkel des Eichenwaldes erhebt sich das Denkmal: die Walkyre und der junge, gefallene Held. Palmenzweige und Blumen liegen auf den Stufen und umwinden den Sockel; das Haupt der Walküre ist mit frischem Lorbeer bekränzt.

Elisabeth deutet auf das Werk des Geliebten:

„Deine Walkyre trägt den Lorbeerkranz! Warum bist Du so traurig, mein Freund?"

„Mein Lorbeer blüht, indeß Deine Myrthe verwelkte. Elisabeth, ich bin ein elender Mann!"

Frauenliebe ist unsterblich! — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Der Mond verblaßt, die Schatten verschwinden und der Tag bricht an. Eine Lerche jubelt zum Morgenhimmel empor, und der Schläfer auf den Stufen des Siegesdenkmals erwacht. Der erste Strahl der Sonne strömt aus der glühenden Wolke und fällt leuchtend auf das Haupt der Walkyre und verwandelt den Lorbeerkranz in eine strahlende Krone.

„Elisabeth!" schreit der Mann auf, aber keine Stimme gibt Antwort: hier bin ich. — „Alles nur Traum!"

Arthur sinkt auf die Stufen zurück. „Du bist todt!"

„Frauenliebe ist unsterblich," hallt es wie das Echo einer fernen Stimme durch seine Seele, und der starke Mann weint.

---

# Aus dem Fella-Thal.

Von Ant. v. Rauschenfels.

Von namhaften kärtnerischen Gewässern ist es nur der einzige Fellafluß, der seinen Lauf über die Grenze Italiens nimmt, wo er bei Amaro seine grünlichen Fluthen mit denen des Tagliamento vermischt, der unweit Latisana in die blaue Adria mündet. Die Fella bildet sich hinter Saifnitz, wo mehrere kleine Wasseradern von den sonn- und schattenseitigen Berglehnen sich loslösen und zu einem kleinen Bächlein vereinigen. Aber schon vor Uggowitz, woselbst sie zwei wasserreiche Bäche, die Uggwa, von der Uggowitzer Alpe kommend, und ein größeres Gewässer, das durch dunkle Erlenauen aus dem wildschönen Seitenthal von Wolfsbach murmelnd einherrinnt, in sich aufnimmt, wird sie zu einem lärmenden Flüßchen. Es treibt bereits in Malborghett unterschiedliche Wasserwerke oder vielmehr hat sie getrieben, denn die dortigen Eisenhämmer sind gleich anderen in Oberkärnten längst eingegangen und deren Wasserräder, insoweit sie nicht bereits auf Küchenherden oder in Stubenöfen sich in Asche verwandelt haben, morschen trübselig dahin in den versandeten Gerinnen. In Pontafel erhält die Fella einen rauschenden Zufluß durch die Pontebbana, die an den Hängen des Malbatsch entspringt und im Studena-Graben nahezu drei Stunden weit die Grenze zwischen Kärnten und Friaul bildet. Ueber diesen Grenzbach, nicht über die Fella führt die bekannte Brücke, welche Deutschpontafel (Pontebba Imperiale sagen die Italiener) mit Pontebba Veneta verbindet und an der die beiden Völkerschaften, hüben Deutsche und drüben Italiener, so scharf sich von einander absondern, wie nirgend anderswo auf der langen Bogenlinie der Alpen, vom Gotthard bis zum adriatischen Meere. In Pontafel wendet sich das Fellathal fast unter einem rechten Winkel von seiner bisherigen westlichen Richtung gegen Süden; die Vegetation ändert sich wie mit einem Zauberschlag, Fichten und Tannen sind verschwunden, die steilen Lehnen, wo das Gesenke es gestattet, mit Laubholz umkleidet, schöne Nuß-, Pfirsich- und Maulbeerbäume umsäumen die schmalen Maisäcker und stehen wohl auch mitten darinnen, man merkt es insbesondere auch an den massiven, mit Hohlziegeln gedeckten Häusern, daß man nicht mehr in Kärnten ist, sondern das Land betreten hat:

. . . . .che l'Appennin parte
Ed il mar circonda e l'Alpe.

Das Fellathal (il canale del ferro) wird in neuerer Zeit viel genannt, weil durch dasselbe binnen Kurzem die Pontebbabahn als drittes Verbindungsglied zwischen dem italienischen und österreichischen Eisenbahnnetz, anschließend an die Rudolfbahn in Tarvis, in's Leben treten soll und doch haben sich unsere Zeitungen noch immer nicht angewöhnen können, Pontebba richtig mit doppeltem b zu schreiben, sondern drucken hartnäckig Ponteba, was um so mehr Wunder nimmt, als gerade die Deutschen es sind, die jedesmal, wenn ein Italiener oder Franzose sich in solcher Beziehung versündigt, am meisten die Nase rümpfen. Das Fellathal ist eigentlich kein Thal, sondern von Pontebba bis Chiusaforte eine langgedehnte romantische Felsenschlucht,

die nur so breit ist, um dem tosenden Fluß und der Heeresstraße Raum zu gewähren. Erst bei Resiutta geht der schluchtartige Charakter dieser Defileen in thalartiges Gelände über und bei Piani di Portis, wo die Fella ihre Gewässer an den Tagliamento abgibt, erreicht die Thalsohle eine Breite von anderthalb Kilometern. Himmelhohe Felswände, meistens kahl, nur hie und da mit einer mageren Bergwiese oder mit einem schmalen Waldschöpfchen ausgestattet, nur selten von einer Seitenschlucht unterbrochen, aus der ein Bächlein von Klippe zu Klippe fällt und über abgerollte Steinblöcke schäumend der Fella zueilt, begleiten den Wanderer, der an dem starken Gefälle des Flusses und der Straße leicht merken kann, daß es rasch abwärts geht zur oberitalienischen Ebene. An vier Punkten münden Seitengräben in das Thal der Fella, nämlich bei Dogna, ein schmaler unbewohnter Felsenspalt, durch welchen man auf die Almen des Montaccio steigt, und darüber hinaus nach Wolfsbach hinab gelangt. In Chiusaforte der Racolana-Graben mit verschiedenen Häuserbüscheln besetzt, darunter das Dörfchen Sta. Maria del Saletto mit einer schönen neuen Kirche.

Ein vielbetretener Fußpfad führt durch diesen Graben auf die Tarviser Alpe und von da hinunter zum Raibler See. In Resiutta mündet das interessante Hochthal der Resia, das von Slaven bewohnt wird. Von der Resia aus besucht man am bequemsten die Monte-Canino-Gruppe mit ihrem merkwürdigen Gletscher, und mag dann den Abstieg nach Flitsch hinab nehmen. Endlich kurz vor der Mündung der Fella in den Tagliamento thut sich das Thal von Aupa gerade nach Norden auf und der Eingang dieses Thales, den die uralte Abtei Moggio auf einem rebenbekränzten Hügel dominirt, bietet eine so malerische Felsscenerie wie sie in den friaulischen Alpen kein zweites Mal wiederkehrt. Der Hauptort des Thales in politischer Beziehung ist Moggio, sonst aber sind Chiusaforte und Resiutta ziemlich ansehnliche Flecken, besonders ersteres, das aus verschiedenen, an die sonnseitige Berglehne malerisch hingebauten Häusergruppen besteht, hat eine reizende Lage. Von einer Cultur in der Thalfläche ist auch von Chiusaforte abwärts keine Rede, dieselbe weist durchwegs ein steriles Schotterbett, welches für gewöhnlich die grüne Fella, in mehrere Arme gespalten, durchzieht, bei Hochwasser aber ist die ganze Thalsohle ein drapfärbiger See, der von einer Bergwand zur anderen reicht. Nur bei den vorgenannten Ortschaften wurden der Schotter-Wüstenei etliche hundert Hektare Grund mühsam abgerungen und auf diesem, sowie auf den Lehnen, die hie und da etwas sanfter abfallen, entwickelt sich üppiges Pflanzenleben, fast in so geilem Schwunge, wie draußen in den Niederungen an der Piave oder Brenta. Die Rebe rankt an der Pappel empor und spinnt sich als Guirlande von Busch zu Busch, die wälsche Nuß, die Kastanie, der Maulbeer-, Pfirsich- und Feigenbaum werfen ihre Schatten auf viermähdigen Wiesengrund oder auf gelbe Maisfelder und diese farbenprächtige, lachende Vegetation steht im wunderbaren Contraste mit dem schneeweißen Kies im Flußbette und mit den ernsten grauen Felswänden, die ringsum gleich riesigen Festungsmauern diese kleine Welt gefangen halten. Es ist ein armes Volk, das da im Fellathale haust, der karge Boden vermag es nicht zu nähren, aber es sind regsame, arbeitslustige und findige Leute, die sich zu helfen wissen.

Die Mannsleute wandern während der guten Jahreszeit aus, als Maurer, Steinmetze, Ziegelschläger, Holzarbeiter, Köhler u. s. w., zunächst gerne nach Kärnten, wo sie ob ihres Fleißes und ihrer Genügsamkeit unschwer Verwendung finden, ja sogar den einheimischen Arbeitern eine bedenk-

liche Concurrenz machen. Jeder ersparte Gulden wird getreulich nach Hause geschickt, wo Weib und Kind und die bejahrten Großeltern dem beschränkten Heimwesen sorgsam vorstehen. Im Spätherbste kehren sie an den väterlichen Herd zurück und dann lebt die ganze Familie den Winter über von den gemachten Ersparnissen, von dem wenigen erbauten Kukurutz und etlichen erzielten Ziegenkäsen. Lange war man der Ansicht, und man kann es heute noch in den Büchern lesen, die Sprache, welche in der Provinz Friaul, also auch im Fellathale gesprochen wird, sei ein Gemisch von italienischen, slavischen und deutschen Worten, aber nichts kann unrichtiger sein; die friaulische Sprache ist eines jener ladinischen Idiome, die von der Adria bis zum Meerbusen von Biscaya in verschiedenen Dialekten in Tirol, Wallis, Graubündten, Südfrankreich und Spanien gesprochen werden. Es sind romanische Dialekte mit nur geringer Beimischung fremder Worte, das Friaulische ist einer der ausgebildetsten und eigenthümlichsten darunter. Manche Phrasen lauten ganz lateinisch, z. B.: tu stas in tantis miseriis, wie denn überhaupt das Friaulische schneidiger klingt als das Italienische und sich für den Gesang weniger eignet als dieses.

Gegenwärtig ist das Fellathal von Chiusaforte bis Gemona ungemein belebt durch Tausende von Arbeitern, die beim Baue der sogenannten Pontebbabahn beschäftigt sind. Stundenlang fährt man längs kolossalen Skarpmauern, Terraineinschnitten, Felssprengungen und Tunnelbauten hin, die Straße ist häufig verrammelt oder wenigstens beengt, durch abgesprengte Felsstücke, Quadersteine und aufgeschichtete Ziegelmassen; alle möglichen Gespanne fahren ab und zu mit den verschiedenen Baumaterialien, und daß es bei alledem sehr laut hergeht, mag man sich bei der Lebhaftigkeit des italienischen Arbeiters denken, die Commandorufe der Partieführer, das a-ho, o-he der Steinwälzer, die Bohrschläge der Mineure, der schallende Aufschlag der Rammbären auf die Piloten, der unterirdische Donner der Sprengschüsse in den Tunnels und das Gekrache der Minen am Tage geben zusammen einen Höllenlärm, der sich manchmal bis zur Höhe eines Wagner'schen Opernfinales steigert. Der Centralpunkt dieser Ameisenthätigkeit ist in Ponte di Moggio, eine kleine Häusergruppe an der Stelle, wo eine hölzerne Brücke über die Fella nach Moggio führt. Es war gerade am Vorabende Quindicina (vierzehntägiger Zahltag), als ich dort anlangte. Auf der engen Straße — einerseits stehen die paar Häuser, in welchen die Bauunternehmung ihr Hauptquartier aufgeschlagen hat, an die rückwärtigen Felsen gelehnt, anderseits fällt eine Stützmauer senkrecht in's Flußbett ab, — herrschte ein Gedränge wie auf einem Jahrmarkte. Arbeiter mit Grubenlampen, Pickeln und Steinbohrern umlagerten das Fenster eines Bureau's, in welchem abgerechnet wurde. Maulthiertreiber, Fuhrknechte und Frächter wurden auf der Straße ausbezahlt. Weiber und Kinder standen in Gruppen zur Seite und harrten des Ernährers, der seinen Verdienst, kaum behoben, in Mehl, Käse und zwanzig anderen Dingen anzulegen mehrfache Gelegenheit fand. Da sind nämlich die sogenannten Magazine, wo dem Arbeiter das Fell über die Ohren gezogen wird, improvisirte Schenken mit „Birra di Graz", „Vino nostrano" „aquavita", Käse, Salami, kurz mit Allem versehen, was dem Arbeiter wünschenswerth erscheinen mag und womit er für baar oder auch auf Credit gegen gewisse Procente bedient wird. Schneider haben fertige Anzüge ausgelegt, Krämer verkaufen Wäsche, Kotzen, Jacken und Nürnberger Waaren. Schuhmacher bieten ihre Erzeugnisse aus, die aber bei weitem nicht so gesucht sind, wie jene ihrer Collegen in Holz, welche die

geschnitzten dalminis (Holzschuhe), die der friaulische Arbeiter trägt, massenweise absetzen. Dazwischen drängen sich Obstverkäufer mit Trauben, Pflaumen und Pfirsichen, Buben und Mädchen, die mit schriller Stimme Tabak und Cigarren anpreisen, auch ein Café fehlt nicht, in welchem die kupferne Kanne mit dem orientalischen Trank unaufhörlich die Runde macht und zweifelhafte liquori verdächtige Gerüche ausströmen.

Ueber all' das aber breitet sich ein Fleck wolkenlosen Firmamentes, gegen Westen goldig verbrämt von der untergehenden Sonne, welche die fahlen Spitzen und Zinnen der ringsum ragenden Dolomite erglühen macht, wie schmelzendes Eisen. Und unten fließt die grüne Fella, der ungestüme Alpenfluß, geräuschlos dahin. Er hat die Opposition der Felstrümmer, die ihm den Weg verlegen wollten, gebrochen, die Gewalt seiner Fluthen zerschellte einen Block an dem andern und zerrieb das widerhaarige Gestein in geschmeidigen Kies, mit dem er sein Bett belegte und nun in sanftem Fall darin weiter gleitet. Vom Thurme der Abtei am jenseitigen Ufer klingen die Vesperglocken herüber, aber Niemand folgt ihrem Rufe, Arbeit und Erwerb ist hier die Losung, die Erhebung des Geistes zu Gott ist vertagt auf künftige brodlose Zeiten; selbst der Werkelmann, der mitten in dem wilden Trubel Donizetti's süßeste Melodien mit wohlangepaßter Trompetenbegleitung erschallen läßt, findet nur geringen Anklang, schier umsonst flötet seine Orgel:

Verranno a te sull' aura — tra-tra
I miei sospiri ardenti — tra-tra
Udrai nel mar che mormora — tra-tra
L'eco de' miei lamenti — tra-tra-traaa.

Niemand gibt einen Centesimo, man vertröstet ihn auf morgen, als auf den Sonntag, wo er „al becco turchino", d. i. beim „blauen Bock" in Resiutta zum Tanz aufspielen wird. — Ach, wie lange noch und All' das rasch pulsirende Leben wird vergehen, wie die in's Wasser getauchte Fackel verlischt; die schnaubende Locomotive bringt andere Menschen; der Fremde, der diesen Alpenpaß passirt, wird vom Waggon aus die großartige Natur der riesigen Kalksteinriffe und Dolomitobeliske bewundern und staunen über das menschliche Genie, welches durch all' diese Hindernisse die Bahn zu brechen wußte für die völkerverbindenden Schienenstränge; aber kaum wird Jemand je eine richtige Ahnung haben, welche kolossale Summe menschlicher Arbeit aufgewendet werden mußte, um diese Bauten zu errichten, wie alle Leidenschaften, vom edelsten Ehrgeize bis zur gemeinsten Habsucht, mitgewirkt haben, um das hehre Werk zu schaffen, welche Bäche menschlichen Schweißes dieses Gestein netzten, welche Flüche die Luft durchzitterten beim Mißlingen und dann wieder welch' freudig Jauchzen das Echo wachrief in Momenten des Gelingens, — wie viele Hoffnungen hier vernichtet, wie viele Lebenskraft gebrochen, wie viele Thränen vergossen wurden — — ja daran denkt in künftigen Zeiten Niemand mehr; — eine sehr interessante Bahn, diese Pontebbabahn, wird man sagen und damit hollah!

---

# Aussee das Herrliche.

Eine touristische Plauderei von P. K. Rosegger.

Die Rudolfsbahn ist und bleibt Meister. Sie gab der Welt das Gesäuse und die großartigen Naturschönheiten an der Gail und an der Save. Aber die Elisabethwestbahn sagte: „Ich biete den Touristen Salzburg, wo die hohen Berge, und Tirol, wo die hohen Kirchthürme stehen" — und baute die Giselabahn. Hierauf antwortete die Rudolfsbahn: „Werthe Nachbarin, das ist wohlgethan, aber das Allerschönste verfehlst du doch. Bitte, lang' mir den Spaten, ich grabe den Weg nach Aussee, Hallstadt, Ischl, nach Ebensee und dem Wolfgangssee." Da lachte die Westbahn und rief: „Schau einmal den Grimming an. Der liegt da, wie ein lauernder Drache, der läßt keine Locomotive ins Ausseerthal."

„Ich bin mit den Ennsthalerbergen fertig geworden", sagte die Rudolfsbahn, „und ich habe die Ketten des Mangert und des Triglau zersprengt, ich nehm's mit dem Grimming auch auf."

„Frag' einmal bei der Bevölkerung der Gegend an", sagte die Westbahn, „ob der Grimming nicht der wildeste und höchste Berg des Landes ist, der mons altissimus!"

„Wer Berge nur mit den Augen mißt, dem mag es so scheinen; in Wahrheit ist der Grimming nicht höher als 7425 Fuß."

„So viel, wie 2346·3 Meter, verbesserte die altkluge Westbahn, „gebe es zu, aber schau, Nachbarin, wie er seine fünfzehn Zähne fletscht und wie er jedes Jahr seine Felsblöcke niederspeit ins Thal."

„Von hinterwärts, wo aus dem Mitterndorferthal die Salza herausbricht, wird ihm wohl beizukommen sein," meinte die Rudolfsbahn.

„Durch den Stein willst Du?" lachte die Westbahn, „mit dem Kopf durch die Wand willst Du! Und an die furchtbaren Wasser denkst Du nicht, die von den Wänden des Grimming und des Kamm niederstürzen in die Schlucht der Salza, daß es braust und kracht und man seinen eigenen Pfiff nicht mehr hört. Nachbarin, die Strecke durch den Stein ist kein Weg für unsereinen."

„Gut, so werde ich bei Steinach, dem Grimming vor dem Rachen, vorüberfahren", sagte die tollkühne Rudolfsbahn.

„So," bemerkte die andere spöttisch, „also dort, wo wie von einem Kirchendache, ganze Schneefelder niederstürzen und erst im vorigen Frühjahre eine ungeheure Schneelawine einen ganzen Wald niedergerannt, und ein Menschenleben vernichtet und Roß und Wagen erschlagen hat — dort willst du hinüber, dem Grimming-Ungeheuer zum Trotz?"

„Wohl, diesem Ungeheuer werden wir einen eisernen Ring durch die Nase ziehen" — antwortete die Rudolfsbahn und bohrte den Tunnel bei Pürg, und sprengte die Felsen entlang des rauschenden Grimmingbaches, und wohlerhalten ist sie drüben im Hochthale von Mitterndorf. Auf dem Höhepunkt ihres Weges, wo man zwischen dem ungeheuren senkrechten Gewände des Grimming und den Felsstürzen von Pürg zurücksieht ins Thal der Enns, und wo man gegen Westen das blauende Kammergebirg bis zum Koppen bei Aussee sieht — im Dörfchen

Klachau hält sie erste Rast. Dann zieht sie die Linie über das Hochthal. Ein wunderliches Hochthal — so schön und so öde.

In weiter Runde ist es eingebürgt. Im Norden stehen die Vorwände des todten Gebirges, wo der Sage nach der wilde Jäger noch hausen soll, der heute aber wahrscheinlich durch den Wildschützen ersetzt wird. Im Westen und Süden ruht das waldreiche Kammergebirge mit seinen steinigen Hochfeldern, die sich bis an die Gletscher des Dachstein ziehen.

Gegen Osten nun ragt der Grimming, welcher von hier aus gesehen die Gestalt eines auf seinen Hinterfüßen sitzenden ungeheuren Löwen hat. Er hängt mit keinem andern Berg zusammen, noch allen Seiten fallen seine furchtbaren Wände in enge Schluchten, in's tiefe Thal. Auf seinem Haupte liegt ewiger Schnee, zu seinen Füßen wüthen die gischtenden Wellen des Grimmingbaches und der Salza. So ist der Grimming der imposanteste Berg des Landes.

Das Hochthal von Mitterndorf hätte gute Lust, ein großer See zu sein — überall Wasser und Sumpfboden, grüne Wiesen mit saurem Gras; viele Heuhütten, wenig Aecker und Obstbäume. Die Dörfer mit ihren weißen Wänden und schimmernden Schindeldächern stehen fast ohne Baum und Strauch. Aber die Häuser, wovon die meisten einen Stock hoch sind, stets mit zierlicher aufrechtstehender Lattenverschallung und grünen Fensterbalken versehen, machen den Eindruck der Wohlhabenheit. Auf manchem Hause ragt nach salzburgischer Sitte schon das Glockenthürmchen; die Glocke dient zum Mahlzeitläuten, aber noch mehr zum Nothzeichen, wenn die Hilfe der Nachbarschaft erheischt wird. Im Innern der Häuser herrscht eine fast holländische Reinlichkeit; an manchen Hausthüren findet man sogar Holz- oder Strohschuhe, die den Eintretenden, und wäre es auch ein Fremder, einladen, seine staubige oder lehmige Fußbekleidung gegen sie zu vertauschen.

In Mitterndorf hält die Eisenbahn ihre zweite Station; der Tourist findet es aber völlig überflüssig, seinen comfortablen grüngepolsterten Salonwagen auf einige Minuten zu verlassen, denn er ist mitten in seinen feinen Glaswänden, die noch obendrein niederzuschieben sind, wie im Freien. Das viele Eisenbahnfahren ist in der Regel kein angenehm Ding, aber die Einrichtungen unserer schönsten Alpenbahn beweisen, daß recht gut ein Vergnügen daraus gemacht werden kann.

Die nächste Station ist Kanisch. Hinter derselben engt sich das Thal; zwischen Waldlehnen an einem lebhaften Bache gehts lustig hinab zu den Ufern der Traun, wo in der Muschelkrone seiner Felsen, im Glanze seiner Seen die Perle von Steiermark ruht — das herrliche Aussee.

Von der Sann her über's ganze Land hat die Natur reiche Gaben gestreut, aber hier an der Grenze hat sie Alles was sie an Großartigem besaß, auf Einem Fleck ausgeschüttet. Aussee, die Wiege der grünen Traun, in deren tiefen Seen die Gletscher des Dachstein sich spiegeln. —

Das Ausseerthal ist klein, ja es ist eigentlich gar kein Thal, es besteht aus sanften, zumeist mit grünen Matten, theilweise mit Nadelwald bedeckten Höhungen und engen Schluchten, in denen überall stattliche Wässer rauschen. An den Ufern rasseln Holzsägen, klappern Mühlen, kocht, aus den Felsbergen geschwemmt, das köstlichste Gewürze unseres Brotes, der Weisheit und der Ehe Symbol, das heilige Salz. Und wo der Wald die Ufer beschattet, steht wohl der Fischer und ladet mit einer Schnur an der Stange die rothbesternten Forellen ein, einmal ein wenig in die trockene Luft herauszukommen.

Mitten in der Gegend stehen ein paar bewaldete Bergpyramiden, die leicht zu besteigen sind und eine herr-

liche Aussicht bieten. Diese Gegend nun ist von hohen Felswänden und Bergriesen umgeben, zwischen welchen nur wenige Pässe ins Weite führen. Zwischen den Hochmassen des Sarstein und des Koppen schimmern die Schneefelder des Dachstein hernieder. Tief zu den Füßen der vom todten Gebirge vorspringenden Türkenkuppe, weißen Wand, Trisselwand, des Sandling und des Loser liegen die drei Seen, wovon der Grundelsee der größte, der Altauseersee der schönste und der Tuplitzsee der interessanteste ist.

Der Grundelsee hat einen Wasserspiegel von 736 Joch und enthält köstliche Salblinge, Forellen und Ruten. Er ist der Toilettenspiegel prächtiger Sommerhäuser, die an seinen Ufern stehen. Die geschmackvollen Villen des Grafen Meran und des Edlen von Rebenburg gefallen uns wohl am besten.

Der Altauseersee ist nach drei Seiten von schroffem Gewände eingeschlossen; er mißt 372 Joch. Aus ihm werden jährlich gegen 2000 Salblinge und bei 10 Centner Forellen gehoben, welche sich theilweise die Badegäste und Touristen schmecken lassen, theilweise versendet werden. An der freien Seite des Sees liegt malerisch hingestreut das Dorf Altaussee, mit seinen zahlreichen Herrenhäusern — eines freundlicher, als das andere — der allerschönste Punkt unseres schönen Landes, an welchem des Morgens zwei Sonnen glänzen, die von Osten aufsteigende und das Eisfeld am Dachstein. Dort zu hinterst im Gebirge ragt der Gletscherberg mit seinen grauen Thürmen.

Er scheint — um uns niedrig im Thale Stehende nicht zu beschämen — auch bescheiden niedergeduckt; aber, je höher wir emporsteigen an dem Loser, desto massiger wächst er hervor aus dem Gebirge, und endlich steht er als trotziger Zwinger da über dem ganzen weiten Rund, und sein ist die Herrlichkeit in Steiermark, Oberösterreich und Salzburg.

Der kleinere Tuplitzsee liegt düster zwischen Wald und dräuenden Wänden. An seinem Ufer steht ein Denkstein mit der Jahreszahl 1811. Hier hat unser Erzherzog Johann seine liebliche Anna von Aussee das erstemal gesehen. Er kehrte von einer Jagd zurück; die Ausseer bereiteten dem hohen Gast einen festlichen Empfang und mit weißgekleideten Kranzjungfrauen kamen sie ihm bis zum Tuplitzsee entgegen. Der Prinz nahte; die Mädchen überreichten ihm Blumen; eines aber stand abseits und getraute sich nicht vor zum hohen Herrn. Dem Erzherzog fiel das auf, er trat zu der Schüchternen hin, faßte sie an der Hand und fragte lächelnd, wie sie heiße und ob sie sich vor ihm fürchte.

Anna heiße sie .... Und daß sie sich fürchtete, bewies das leise Zittern ihrer Hand, die Thräne in ihrem Auge.

So, und nicht, wie die Sage geht, auf dem Bock als Kutscher verkleidet, hat Johann von Oesterreich seine nachmalige Gattin aus bürgerlichem Stamm das erstemal gesehen. —

Lieb und werth ist jedem Oesterreicher das Haus Nr. 37 auf dem Meranplatz in Aussee. Das war die alte Post, das Heimatshaus der nun betagten Frau Gräfin Anna von Meran, welche zur Sommerszeit stets mehrere Monate in demselben verlebt, um die Romantik ihrer Jugendzeit immer wieder zu träumen.

Um wieder zu den Naturschönheiten Aussees zurückzukehren, ist noch erwähnenswerth der kleine Kammersee, ein Königssee in seiner finsteren Wildheit; der Oedensee, der Langensee, der Elmsee, der Wildensee und andere, die hoch in den Steinkesseln des Gebirges liegen.

An Höhlen, Wetterlöchern und Wasserfällen ist die Gegend reich; und jeder dieser Natur-Merkwürdigkeiten kommt eine Sage zu, und jeder Sage ein Glauben, und so gesellt sich der

pittoresken Wirklichkeit auch die Phantasie und macht die Gegend wunderbar.

Von den Seen kommen die beiden Arme der Traun, und dort, wo sie ihre Arme in einanderlegen, wie ein junges Ehepaar, das plötzlich Ein Leib ist, haben sich die Menschen ein stattliches, vielfältiges Nest gebaut.

Das Nest schmiegt sich in eine Schlucht, in welche von allen Höhungen und Seitenschluchten gute Straßen und weiße Sandwege niedergehen, wo hinein sich zur Sommerszeit auch zahlreiche Fremde nisten — zumeist Taubenpaare, hie und da ein Adler, aber auch manchmal ein Kukuk darunter — und sich in den Sool- und Alpenwasserbädern gütlich thun. Das Nest heißt Markt Aussee.

Einzelne Gebäude bezeugen diesem Orte ein sehr hohes Alter. Die Kelten und Römer werden noch verspürt, die hier schon das Salz für ihr Wildpret gesotten haben mögen. Die Pest war da; Religionswirren haben die Gestade der Traun beunruhigt.

Im 16. Jahrhundert wollten auch die Ausseer lutherisch werden, aber die katholischen Herren richteten an verschiedenen Punkten Galgen auf, „um die verirrten Schäflein wieder freiwillig zum katholischen Glauben zurückzuführen". —

Des Weiteren hat sich allgemein Wichtiges hier nicht viel zugetragen, und Aussee gehört nicht zu jenen Orten, die heute noch an der Vergangenheit zehren — im Gegentheile, es zehrt an der Zukunft. Und sehr wahrscheinlich bringt die neue Bahn diesem herrlichen Thale eine schöne Zukunft.

Seit 1870 ist das Curhaus eröffnet, in und vor welchem an den Sommerabenden heiteres Leben herrscht; daran schließt sich, bethaut von dem Schäumen der nahen Traun die Mecsery-Promenade. Die Anlagen sind nicht eben großartig, wie in anderen Modebädern, wo man es noth hat, zu verschönern. In Aussee wären derlei „Verschönerungen" von Menschenhand Sünden gegen die Natur.

Die Waldschlucht, durch welche die Altausseertraun herausrauscht, ist ein Naturpark, wie nur Gott ihn schafft. Geschmackvolle Villen mit frischen Wiesenplätzen unterbrechen den Waldschatten; das Sanatorium — eine Pension mit 60 Zimmern — hat den schönsten Punkt; es ist ein Zauberschloß im Wald, aber eins, wie es die Neuzeit zaubert — mit allem Comfort des modernen Lebens und doch — wenn ich den beliebten, aber so oft mißbrauchten Ausdruck anwenden darf — mitten in der Romantik. An seinen Fenstern huscht das Reh vorbei, über seinen Zinnen schwimmt der Adler dahin, zu seinen Füßen schäumen in mächtigen Fluthen die hundert und hundert von Quellen und Wasserstürzen, die niederkommen von jenem Gebirge, welches seine blauen und weißen Häupter über Tannenwipfel hereinreckt.

Aussee hat nebst seinen Sommerhäusern über 400 Fremdenzimmer zur Verfügung, die aber bald zu wenig werden dürften. Es ist ein Curort besonders für Brustleidende und Melancholische; immerhin aber am heilsamsten und lohnendsten für Gesunde, denen es der Geldbeutel gestattet, die hier ziemlich hochbesteuerten Naturschönheiten zu genießen.

Unweit von Aussee, an der Straße, welche über die Petschen nach Ischl hinüberführt, ist ein mit schönen Bäumen bestandener Hügel, wo der Dichter Lenau so gerne weilte, und der den Namen Lenauhügel trägt. Weitere Ausflüge nach den reizenden, prachtvollen Punkten zu schildern unterlasse ich. Unterlasse es aber nicht anzuführen, was ein Ausseer Volksdichter — Johann Kain, der Bachwirth in Lupitsch — vom „Ausseer Landl" singt:

„— — — — — — — — —
Schau da nur Olls guat on,
Wanst ah nix host davon,
Gfolln muaß da, wanst nit lüagst,

s Landl, des d siagst.

— — — — — — — — —

Zähl amol die Berga zsom,
An iada hot sein Nom,
Schön in an Kroas banond,
Host as ollsomt.
Mir baun zwor nit viel Troat,
Hobn oba Wild und Gjoad,
Und in Hulz dick und long,
Noh koan Abgong.
Laubwold und Nodlwold,
Daß du gwiß nit sobold,
Wir er bei Aussee wochst,
Leicht wo dafrogst.
Wossa frisch mächtigi
Rinen tholo dahi,
Rinen schön klor dahe
Aussa von See.
Wia viel Leut wurdn sein,
De liassn stehn in Wein,
Wars Wosser auf ihrn Tisch
Ollaweil so frisch.
Salblingfisch, glaubat ih,
So schön roth bauchadi
Daß d as sunst ninascht siagst,
Wia's d'as do kriagst.

Ferner freut sich der Dichter über den Aufschwung des Ortes und:

„A jedi Gossn hot,
Wir in a großn Stodt,
Sei's hiazt kurz oda long,
Ihrn oagnan Nom."

Räth dann zu einem Spazirgang nach dem Grundelsee, wo die „Almdirndle fohrn übern See hinein, jubeln und schrein". Und hernach:

„Sam Dih nit long und geh
Eini af Ollaussee,
Weil doscht von Paradies
Noh a Trum is.
Mein du, des is a Bodn,
Den muaß ma mentisch lobn,
Hon doscht mei Hoamatlond
Und viel Bekont'.
Felder schön gscheckadi,
Greani und gfleckadi,
Wanst oll siachst in da Blia,
Des is a Zier!

— — — — — — — — — —

Weit in da Welt hinton
Redt ma davon!
Leut gor aus Engellond
Sein doscht scha kema zsom,
Damen gor wundaschen
Siachst umagehn.

— — — — — — — — — —

Noh an Ploß wissad ih,
Um den bekimmer dih,
Schau, geh amol frisch los
Aussi afs Gschloß (Ruine Pflindsberg)
Siagst umanonda weit,
Woaß doh gwiß, daß dih gfreit.
Konst an schön Jodla hobn
Her von Woldgrobn.
Und bolst aft gehst nah Thol,
Suach auf in Wossafol,

— — — — — — — — —

Schildert dann den Loser und die Trisselwand, und auf den materiellen Sinn seiner Landsleute anspielend, meint der Dichter:

„Wan da Berg schweiner wa,
Gelt jo, des gfollat da,
Und da See so a Tunk —
Des war a Punkt!
Daß d Aussee liaba lobst:
's gibt ah a wengerl Obst,
Wan ka schlechts Jahr follt ein,
Is 's a guats Sein.

— — — — — — — — —

Wein hobn ma freili koan,
Oba mir trinkn oan!

— — — — — — — —

Olls ban uns, 's ganze Lond
Trogt a greans Sumagwond,
Buschn und Bond und Kronz,
Wir a Jungfrau ban Tonz."

Brav, daß sich unser Poet auch auf die Leut' einläßt und das brave, gemüthliche, lustige Ausseer Völklein schildert:

„Leut gibts da rantigi,
Wul ah viel hantigi,
Oba die geltn net,
Do gor ka Red!
Fleißi sein 's, orbeitsom,
Brachtn ah häufti zsom,
Wa nit 's Glos ollwei zseicht,
's Geld vathon zleicht.

— — — — — — — —

D Sproch is zwor lehn awenk,
Oba dos sog ih enk,
D Ehrlikeit is dos Best',
De steht noh fest."

Die Weltanschauung der Aussee-Leute ist stets kirchlich fromm, trotzdem greifen sie keck zu, was die Welt bietet, und die letzte der drei göttlichen Tugenden, die Liebe, haben sie sehr in's Irdische übersetzt:

„Erst wanst af d Olma kamst,
Und a Kuraschi nahmst
Kunts da — möcht wettn schier,
So guat gehn, wia mir.
Wan ih an Olmdirn siah,
Denk ih noh ollmol mir,
Schön hobn s ma thon, o Gott,
Kreuzsapralot!
Dirndl gibts sauberi,
Rundi und muladi;
Aeugerln hobn s' schwarz und braun,
Derfst dih ah traun.

— — — — — — — —

Hobn, wir ah onderwärts,
Liab für a bständigs Herz,
Und von da Hoamat hörn
's ollaweil gern."

Nach einer solch sinnigen Würdigung, die den frischen und gemüthlichen Bewohnern des Ausseerthals volles Recht wiederfahren läßt, ist folgendes Gebet unseres Dichters, dem wir beistimmen, begreiflich genug:

„Herrgott, du woaßt as schon,
Thua nix dem Landl on,
Gib auf des Tog und Nocht
Extra ocht.
Schau, wan dem Landl gah
Eppa durchn Kriag wos gschah,
Wars dan drum, seis na grod,
Nit sünd und schod?
Oba du guata Mon
Siachst as mit Wulgfolln on,
Holtst as wia Stoan und Boan,
Loßtn nix thoan."

---

# Die Schlangen.

Von **Ludwig v. Hörmann.**

Wem läuft es nicht kalt über den Rücken, wenn er von Schlangen hört? Es ist nicht so fast die Furcht vor dem Gifte ihres Bisses, denn dieses ist mit wenigen Ausnahmen den Ungethümen der tropischen Zone eigen, die wir nur aus Reisebeschreibungen kennen, als vielmehr die natürliche Scheu des warmblütigen Menschen vor Allem, was sich kalt anfühlen läßt. So kommt es, daß wir diese Thiere mit einem gewissen Respekt betrachten.

Diese Gefühle mochten auch der Grund sein, daß unsere heidnischen Vorfahren den Schlangen einen besonderen Kultus widmeten. So erzählt uns die Geschichte von einer goldenen Schlange, welche von den Longobarden angebetet wurde, bis der heilige Barbatus einmal die Abwesenheit des Königs benützte und einen Kelch und eine Patene aus dem Bilde schmieden ließ. Daß die heidnischen Deutschen auch die Verwandlung der menschlichen Gestalt in die einer Schlange für möglich hielten, beweisen zahlreiche Sagen. Besonders standen die Hausnattern in hohen Ehren. Man glaubte nämlich und glaubt es in vielen Gegenden noch, jedes Haus habe zwei Schlangen, ein Männchen und ein Weibchen, welche sich aber nicht eher sehen lassen, als bis der Hausvater oder die Hausmutter im Tode liegt, und dann mitsterben. Man sah also in diesen Thieren die Schutzgeister des Hauses sowie des einzelnen Menschen, dessen Leben man nicht selten derart an seine Schlangen

gebunden glaubte, daß, wenn diese getödtet wurde, auch der Mensch unrettbar dahinwelken müsse.

Am meisten sind die Schlangen den Kindern zugethan. Sie wachen an ihrer Wiege, trinken mit ihnen aus einem Schüsselchen und läßt man sie unbeschadet gewähren, so lohnen sie es durch reiche Glücksgüter, welche sie dem zum Jünglinge oder zur Jungfrau erwachsenen Kinde bescheeren, meistens aber durch die unschätzbare wunderkräftige Goldkrone, welche sie auf dem Haupte tragen. Die schönsten Sagen von solchen „Krönlnattern", wie das Volk sie nennt, besitzt wohl Schwaben, wo fast jedes Dorf eine zu erzählen weiß. So stand in Stuttgart nächst der alten Brücke ein Haus, das einem Seiler gehörte. Dessen Frau gab ihrem kleinen Kinde täglich ein Näpfchen Milch mit Brot zum Frühstücke und setzte es damit in's Nebenstübchen. Eines Tages hörte sie das Kind sprechen, lauschte und vernahm, wie dasselbe sagte: „Iß et no Ilch, iß au Ocke!"*) Da die Mutter aber wußte, daß das Kind allein im Zimmer war, so schaute sie durch das Schlüsselloch und erblickte eine weiße Schlange mit einer prächtigen Goldkrone auf dem Kopfe, die aus dem Schüsselchen des Kindes trank. Dieses schlug der Schlange, welche ihm sein Frühstück ausfraß, auf den Kopf, was das Thier aber geduldig litt. Die Mutter that deshalb der Schlange kein Leid. Das Kind wurde groß und wuchs zu einer blühenden Jungfrau heran. Als man ihre Hochzeit feierte und alle Anwesenden vergnügt zu Tische saßen, siehe da kam zum allgemeinen Erstaunen eine weiße Schlange in das Zimmer, kroch am Sessel der Braut hinauf und warf die herrliche Krone, die sie auf dem Haupte hatte, auf den Teller der Erschrockenen. Durch dieses kostbare Kleinod wurde die arme Familie so reich, daß der Seiler an der Stelle des alten ein neues großes Haus baute, welches heute noch seine Nachkommen bewohnen.

Der unermeßliche Werth der Schlangenkrone reizte Viele, der Besitzerin nachzustellen. Es soll auch Manchem gelungen sein, dieselbe zu tödten und dadurch die Krone und große Reichthümer zu erwerben. Weit größeren Werth hat jedoch die der lebenden Schlange geraubte Krone. Sie hat nicht nur die Kraft, das Geld, zu welchem sie gelegt wird, nie versiegen zu machen, sondern verleiht auch dem Besitzer Unsterblichkeit und die Eigenschaft, nach Belieben unsichtbar zu werden. Es ist jedoch äußerst schwer, das herrliche Kleinod zu erlangen. Am ehesten ist das Gelingen des Raubes möglich, während sich das Thier badet. Denn alle Mittage eilt die weiße oder bläuliche krongeschmückte Schlangenkönigin zum Fluße oder Bache, legt ihre Krone ab und badet sich in der kühlen Fluth.

Ein Bauer aus dem Schwabenland, so erzählt die Volkssage, hat einmal das Wagestück versucht. Er breitete ein weißes Tüchlein an die Stelle des Flußufers, wo die Schlange gewöhnlich zu baden pflegte, und wartete, hinter dichtem Gebüsch versteckt, auf die Ankunft derselben. Die Schlange kam, legte die Krone auf das Tuch und tauchte sich in die klaren Wellen. Der Bauer aber eilte mit der köstlichen Beute davon. Doch kaum war er eine Strecke gelaufen, da hörte er ein Zischen und Pfeifen, und sah ein Heer von Schlangen von allen Seiten auf sich zulaufen, voran die kronberaubte Königin. Diese hatte nämlich alle Schlangen der Gegend herbeigerufen, um die verlorene Krone zu suchen und sich an dem Räuber zu rächen. Dieser aber flüchtete sich in das dichte Laubwerk eines Baumes, wo ihn die Schlangen nicht sehen konnten. Hätten sie ihn gefunden, so wäre er ein Opfer ihrer Wuth geworden, so aber kehrten sie traurig zurück. Am andern Abend sah man die Königin todt auf dem Platze, wo sie sich gebadet hatte, denn mit

*) Iß nicht nur Milch, iß auch Brocken.

der unsterblich machenden Krone hatte sie auch ihr Leben verloren. Daher sagen auch viele Leute, das beste Mittel, die Schlangenkrone zu entwenden sei, einen schweren Stein auf die Krone zu decken. Dann schwingt sich das verzweifelnde Thier in die Höhe und schießt so lange auf den Stein herab, bis es zerschmettert liegen bleibt. Ohne Zweifel verdankt diese Sage ihre Entstehung den gelblichen Flecken, welche die sogenannte österreichische Natter (coluber austriaca) am Halse trägt und welche von der Phantasie des naiven Volkes in eine Goldkrone verwandelt wurden.

Während aber die habsüchtigen Menschen den Schlangen Gut und Leben rauben, werden diese oft deren Retter aus Krankheit und Tod. Denn die Schlange ist heilkundig und kennt wunderbare Mittel, die ihrem Geschlecht und den Menschen helfen. So erzählt ein Märchen von einer Schlange, welche drei grüne Blätter herbeitrug, die einer todten Königstochter auf Augen und Mund gelegt, dieselbe wieder lebendig machten. Ein anderes sagt, daß eine Schlange mittelst eines Krautes den abgeschnittenen Kopf ihres Jungen wieder anheilte.

Diese wunderbaren Kräfte gehen durch den Genuß des Schlangenfleisches auf den Essenden über. So erzählt man sich in Tirol vom sogenannten Haselwurm, der unter den Wurzeln der Haselstaude wohnt. Wer so glücklich ist, einen solchen zu fangen und davon ißt, versteht die Thiersprache und erlangt übernatürliche Kräfte, auch ist er geschützt vor geistigem und leiblichem Schaden. Wer erinnert sich da nicht an die Sage vom gehörnten Siegfried, dem, als er sich im Blute des erschlagenen Drachen badete, ein Tropfen davon auf die Zunge fiel, wodurch er die Sprache der Vögel verstand?

Nicht alle Schlangen sind indeß dem Menschen so freundlich; viele besitzen ein furchtbares Gift, das der Bauer jedoch merkwürdiger Weise nicht in den Zähnen, sondern im Schweif sucht. Auch die harmlose Blindschleiche wird zu den giftigen Würmern gerechnet und man sagt, ihre Blindheit sei eine Gottesstrafe, weil ihre Bosheit sonst so groß wäre, daß sie dem Menschen mitten durch den Leib fahren würde. Nach anderer Sage soll dieses die Strafe dafür sein, daß sie einst die Muttergottes mit dem Jesusknaben erschreckt habe. — Auch von Drachensagen hat sich in Tirol noch manches erhalten, wie man aus den Namen von Oertern abnehmen kann, wo solche geflügelte Ungethüme gehaust haben sollen. Am bekanntesten ist die Sage von jenem Drachen, den der Wiltauer Riese Haimo erschlug und der in der Sillschlucht hinter dem Berg Isel hauste, wo noch die Höhle zu sehen ist. —

Im Unterinnthale hört man noch hie und da vom Schätze hütenden Tatzelwurm erzählen, den auch neuerdings ein bekannter Münchener Schriftsteller wieder zu Ehren gebracht hat.

# Das Paradeisspiel,

wie es in Obersteiermark aufgeführt wurde.

Jene wahren und echten Bauernkomödien, welche von den Bauern selbst gedichtet und gespielt worden, sind bereits im Verfalle. Nur selten wird in entlegenen Gegenden eines oder das andere noch aufgeführt. Die Gegenstände sind stets aus der Bibel genommen und die „heiligen Zeiten" des Jahres, wie Ostern und Weihnachten, waren zur Aufführung der Stücke bestimmt. Zu Ostern die Passionsspiele, zu Weihnachten das „Krippelspiel". Als Nachspiel zu Letzterem wurde gerne das „Paradeisspiel" gewählt, welches von jeher ein Lieblingsstück des Volkes war, weil zum Schlusse des Stückes der Teufel den Verwalter holt.

Ohne weiteren Commentar sei hier einer der verschiedenartigen Texte des „Paradeisspieles" mitgetheilt. Derselbe kam dieser Zeitschrift aus dem oberen Murboden zu und enthält alle wesentlichen Charakterzüge von derlei Bauerndramen, die für uns in culturhistorischer Beziehung interessant sind.

### Personen und Costume:

Gott Vater im Schlafrock, Krone von Goldpapier, graue Perrücke, grauen langen Bart, mit Szepter in der Hand, am Tische sitzend, auf welchem ein lederner Polster mit einem vergoldeten Apfel liegt.

Adam in kurzer Gattie, Strümpfe und Hemd mit Ziegelmehl gefärbt, mit einer Blätterschürze umgürtet.

Eva, ebenso.

Gerechtigkeit, gepudert, eine Maske mit Diadem auf dem Kopfe, im weißen Hemd mit schwarzem Gürtel, die Aermel zweimal mit schwarzen Bändern unterbunden, hohen Bundschuhen, in einer Hand eine Schalwage, in der andern ein flammendes Schwert von Papier und eine schwarze Binde um die Stirne.

Barmherzigkeit, wie die Gerechtigkeit, aber mit rosenrothen Bändern, ohne Schalwage, einen Lilienstab in der Hand.

Verwalter in dem altväterischen Anzuge eines Schulmeisters.

Bedienter mit Pantalon und Spenser.

Teufel mit einem schwarzen Pelze, rußgefärbtem Gesicht, rothgeränderten Augen und Bockshörnern auf dem Haupte, oder auch als grüngekleideter Jägersmann mit einer rothen Feder auf dem Hute.

### Das Spiel beginnt.

(Der Engel singt das Lied.)

1.

Liebe Freunde, werthe Gäste,
Weil jetzt eine Freudenzeit
Und die hohen Weihnachtsfeste,
Bring' ich euch ein' große Freud',
Da ich Jesum Christ verkünd',
Der für uns're erste Sünd'
Aus Maria ist gekommen,
Die ein' reine Jungfrau ist.

2.

Nein, nicht wir zuerst gefehlt,
Nur die Eva willigt ein,
Da die Schlang' ihr Gut's vorstellt,
Dieß soll unser Spiel heut' sein.
Es wird das Paradeisspiel genennt,
Das ihr selbsten ehe schon kennt,
Das will mancher öfter sehen,
Weil es vielen wohlgefällt.

3.

Dieses wollen wir heut' spielen,
Sehet, hört uns mit Geduld nur an,
Es lehrt, daß man durch den Willen
Sich sehr leicht vergehen kann.
Wenn ein Fehler sollt' geschehen,
Sollt' ihr selben übersehen,
Wenn ihr dieses uns versprechet,
Fangen wir mit Freuden an.

Der Engel:

Ich tritt herein in dieses Ort,
Es ist führwahr ein Himmelsport;
Wie schön hat Gott es ausgezieret,
Wo Adam wird hineingeführet.

Man weiß ja hier von keinem Leiden
Und genießet immerfort nur Freuden.

(Tritt ab.)

(Gott führt Adam in's Paradeis.)

Gott Vater:

Adam, in's Paradeis setz' ich Dich,
Hier sollst du leben ewiglich.
Du kannst auch essen von aller Frucht
Allein, gib Acht, was ich dir verbiet:
Hier von diesem Baum sollst du nichts genießen
Ansonst wehe dir, du wirst es theuer bezahlen müssen.

(tritt ab.)

Adam:

Ja mein Herr und Gott, dieses werde ich ganz leicht halten können.

(Adam im Paradeis allein.)

Ach wie glücklich bin ich nicht, wie hat mich nicht Gott geliebet, daß er mich in diesen angenehmen Lustgorten versetzet. Hier kann ich recht vergnügt leben, niemand kann mich betrüben; diese Glückseligkeit will ich mit nichts tauschen, hier will ich mich einzig an Gott halten, bis er mir einstens die himmlischen Freuden wird ertheilen. Hier kann ich leben, süß, ruhig und vergnügt, weiß auch von keinem Elend und Noth. Nun leg ich mich ganz süß und schlaf, bis ich wiederum vom Schlaf erwach. (Adam geht schlafen.)

(Singen alle versteckt das G'sang, wie folgt, Adam schlaft süß und sanft. Unterdessen geht Gott Vater hinein und nimmt ein Rippen vom Adam und geht wieder hinaus.)

Adam schlaft süß und sanft, er nicht vom Schlaf erwacht.
Gott nimmt ein Rippen her, stellt ihm die Eva her,
Da er vom Schlaf erwacht, die Eva gleich betracht.

(Gott führt die Eva dem Adam vor, im Paradeis.)

Gott Vater:

Adam! Adam! wach' auf vom Schlaf!
Und sieh da, was ich Dir verschaff',
Eva, diese soll dein Weib und deine Gehilfin sein,
In dieser nur allein sollst du dich erfreu'n.
Dieser sollst du treu verbleiben
Und sie ehren
Und mit einander das Menschengeschlecht vermehren.
Ich will euch aber meinen Seegen geben,
Daß ihr könnet gut und fröhlich leben.

(Adam und Eva knien nieder zum Segen, nach dem Segen geht Gott ab.)

Adam und Eva:

O Herr, wir danken deiner Gnad,
Die du uns anjetzt gesegnet hast.

(Adam und Eva allein im Paradeis.)

Adam:

Ach Eva! wie bist du denn entstanden? woher bist du gekommen? du bist gewiß von meiner Rippen? ich empfind' in meinem Leib, daß mir ein Rippen fehlt.

Eva:

Wie bin ich hieher gekommen,
Aus was mich Gott hat genommen,
Das weiß ich nicht. Er hat mich hier erschaffen.

Adam:

Gewiß, da ich geschlafen.

Eva:

Gott hat mich dir auserwählt
Und mich dir zugesellt,
Daß wir hier im Paradeis
Ihm dienen mit größtem Fleiß.

(Da kommt schon der Teufel und bläst der Eva zu.)

Adam:

Ja meine liebste Eva, dies allein
Soll unser Arbeit und Bemühen sein.
Hier leben wir in süßer Freud,
Ach ja, in größter Herrlichkeit.
Nichts ist, was uns hier könnt abgehen,
Wenn wir nur nicht den Baum ansehen.

Eva:

Ach! wie denn, liebster Adam mein,
Wie soll denn dies verstanden sein?

Adam:

Von diesem Baum mußt, Eva, nichts genießen,
Ansonst, weh dir, du mußt es theuer büßen.
Das hat uns Gott sehr schwer befohlen,
Daß wir allhier kein Apfel holen.

Eva:

Warum von diesen schönen Früchten?
Wie soll uns dieser Baum zernichten?
Sieh' Adam! hieher dein Auge richt'.
Die Frucht schadet uns gewißlich nicht.
Hör', was die Schlange zu uns sagt,
Sie uns bei Gott ja nicht verklagt.

Der Teufel (statt der Schlange rückwärts):

Es ist der Baum der Wissenschaft,
Eßt nur, er bringt euch große Kraft.
Ihr werdet hernach Götter werden,
Und gleicht euch niemand hier auf Erden.

Eva (nimmt den Apfel und sagt:)

Willst nicht? ich kost' die Frucht allein,
Darauf werd ich eine Göttin sein.

Eva (ißt vom Apfel, den ihm die Schlange reicht):

Kost', Adam, kost' von dieser süßen Frucht,
Ich hätt's in diesem Baum ja nicht gesucht.

Adam (nimmt von der Eva den Apfel, kostet auch und wirft ihn weg):

Ach, was hab' ich gethan, o Gott!
Ich hab' verletzet dein Gebot
Du Eva hast mir vorgelogen,
Die Schlang' hat mich und dich betrogen.
Die Sünd', das Uebel, das ist groß,
Seh nur, wir sind all' beide bloß.
Wo werden wir dann sicher sein,
Wann Gott kommt in das Ort herein.

Eva:

Ach Adam! hilf aus dieser Noth,
Wenn mich jetzt straft der große Gott,
Wohin soll ich anjetzo fliehen?
Ich muß mich nur allhier verkriechen,
Wie, Adam, wird es mir ergehen, weil ich
Zum ersten kost und auch betrogen dich.

Adam und Eva (singen folgendes Lied):

Ach weh, ach weh, was haben wir jetzt gethan,
Die Schlang' die Schlang' hat uns gereizet an,
Daß wir dem höchsten Gott
Nicht gehalten sein Gebot,
Ach ich nun jetzt empfind',
Was heißet eine Sünd'.

2.

Von Gott, von Gott verstoßen wir nun sein,
Ich sieh schon den Engel, Gottes Freund.
Daß wir im Paradeis
Leben wollten mit Fleiß.
Verstoßen wir nun seind,
Helft uns, o Gottes Freund'.
(Adam und Eva verstecken sich hinter dem Baum.)

Gott Vater:

Adam! Adam! wo du bist? ich ruf dich, komm' herbei!

Adam:

Herr bin i da, aber ich scham mich, daß ich bloß und gesündigt frei.

Gott Vater:

Komm Adam! komm, du wirst es büßen.
(Adam und Eva kommen her und knien vor Gott.)

Adam:

Sieh', hier sind wir zu deinen Füßen
(Gott sitzt auf dem Stuhl, vom Teufel die Klage anzuhören.)

Gott Vater:

Wie? Adam hast du dich vermessen?
So geschwind hast du das vergessen,
Was ich dir so stark verboten hab,
Daß du hier nicht brockst ein Apfel ab?

Adam:

O Gott! das Weib hat mich betrogen.

Eva:

Mir hat die Schlang' hier vorgelogen.

Gott Vater:

Ihr habt verletzet mein Gebot,
Erkennt mich jetzt als euren Gott!

(Teufel hebt den gegessenen Apfel auf und spricht zu Gott.)
(Wie Gott auf dem Stuhl sitzt zu richten, gehen auch die Barmherzigkeit und Gerechtigkeit hinein zur rechten Seite und zur linken, beide neben Gott stehend.)

Teufel:

O gerechter Richter, siehe diese Leute,
Sie aßen von dem Apfel beide.
Du mußt sie nun jetzt auch von dir verstoßen,
Weilst mich aus deiner Gnad geschlossen;
Der Hoffart willen war meine Sünd',
Gleich machtest mich zum Höllenkind.

Gerechtigkeit:

Ja deine Rechten fordern dies,
Daß du jetzt strafst den Apfelbiß.

Barmherzigkeit:

Du bist ja Gott der Barmherzigkeit,
Ich bitt, verschon' doch diese Leut,
Daß sie dich so beleidigt hatten,
Hat sie ja dazu die Schlang' gerathen.
Verzeih', daß sie in Apfel bissen,
Sie liegen schon zu deinen Füßen.

Gerechtigkeit:

Wie, großer Gott, bist du gerecht?
Die Leut, die dir gedient so schlecht,
Gegen die willst du barmherzig sehen,
Die sollten ungestrafter gehen?
Du sagtest selbst, ihr werdet büßen,
Wenn ihr von diesem Baum werdet genießen,
Weil das die Wahrheit gesaget hat,
So muß es geschehen in der That.

Gott Vater:

Nun weil ich wahrhaft und gerecht,
So straf' ich euch und's Menschengeschlecht.

Barmherzigkeit:

O Gott weil du barmherzig bist,
Straf nur allein der Schlangen List.

Gerechtigkeit.

Wann sie jetzt nicht gestrafet werden,
So fehlen sie noch mehr auf Erden.

Barmherzigkeit:

Nein, nein, o du barmherziger Gott,
Sie werden halten dein Gebot,
Sie sind, o Gott, zwar große Sünder,
Ach mach sie nur nicht zu Höllenkinder.
Sehe, sie bereuen ihren Fall,
Ach ja wohl mehr als tausendmal,
Gib ihnen geringe Straf für diese Zeit,
Und zeige ihnen deine Barmherzigkeit.

Gerechtigkeit:

Ein andere Straf'? nein, nein, o Gott,
Denn sie verdienten ja den Tod.

Barmherzigkeit:

Die Schlange, die hat sie betrogen,
Im Apfel ihnen vorgelogen,
Daß sie sogleich Götter werden,
Und gleicht ihnen niemand hier auf Erden.

Die Schlange, die straf' nur allein
Und diesen sollst du gütig sein.
Du kannst sie mit der Straf beglücken,
Wann du wirst einen Engel schicken,
Der ihnen dieses Ort verweist
Und lehret was die Sünde heißt.

Gerechtigkeit:

Wenn sie die Sünd' nicht besser büßen
Und nur von diesem Ort weg müssen,
So werden sie dich mehr verlachen,
Wenn du verbietest andere Sachen.

Barmherzigkeit:

O Gott vor diese Leut' allhier
Bitt ich anjetzt das letztemal für,
Dann dieses ist ihr erste Sünd',
Und du strafest sie anjetzt so geschwind.
Laß ihnen deine Güte genießen,
Sie bitten hier zu deinen Füßen.

Adam:

O Gott! daß ich versündigt mich,
Verschone doch, ich bitte dich,
Verzeih' mir nur diese Schuld
Und seie mir noch diesmal huld.

Eva:

O Gott, verschone du auch mich,
Siehe mich zu deinen Füßen hier.
Es hat mich nur die Schlang' betrogen,
In dieser Frucht mir vorgelogen.
Verzeihe meinen Sündenfall,
Verschone mich nur dieses Mal,
Ich bitt' für mich und meinen Mann,
Sieh' uns mit guten Augen an.

Gott Vater:

O ihr habt mein Gebot gebrochen,
Das kann nicht bleiben ungerochen.
Doch weil ihr jetzo alle zwei
Weinet und zeigt eure große Reu,
Will ich in etwas euch nur strafen,
Und euch von diesem Orte schaffen.
Du Adam! suche du dein Brod
In harter Müh' und großer Noth,
Du werdest müssen Vieles leiden
Und nicht mehr genießen diese Freuden.
Du brauch' den Pflug mit deiner Hand
Das ist dein Straf' und dir zu Schand:
Du Eva! deine Straf soll sein:
Du sollst mit harter Noth und Pein
Die Kinder dieser Welt gebären,
Und so das Menscheng'schlecht vermehren:
Du Schlange! Weil du sie zur Frucht
Gereizet, sei du jetzt verflucht,
Du wirst nun auf dem Bauche gehen,
Nun ist's mit dir wohl auch geschehen.
Komm' Engel! ihnen dies verweis,
Und jag' sie aus dem Paradeis.

Engel:

Ihr habt die gerechte Rach' vernommen,
Jetzt wißt, warum ich bin gekommen,
Daß ich aus diesem Orte euch schaff'
O das ist wohl eine geringe Straf'.
Nun hilft für euch nichts mehr, nur fort,
Packt euch aus diesem schönen Ort.

Adam:

Eva! du bist Schuld daran.

Eva:

Na, na, der hat mich gereizet an, ja, ja.

Beide:

Daß ich gefolget Gott,
Und gebrochen sein Gebot, ja, ja.

Adam:

Sehet, was die Sünd' nicht kann!

Eva:

Na, na, dieser ist die Schuld daran.

Beide:

Daß ich von dem Orte weg muß,
Und erfahren noch größere Buß', ja, ja. —

Adam:

Freund, euch sei jetzt Dank gesagt.

Eva:

Wir haben, was wir konnt, gemacht.

Beide:

Nur die euere Gnad' und Gunst,
Wünscht sich unsere schwache Kunst.

Adam:

Seid ihr wohl vergnügt anheut.

Eva:

Dank sagen wir euch gute Freund'.

Beide:

Wir haben, was wir konnt, gemacht.
Lebet wohl, jetzt gute Nacht.

Engel:

Nur fort, packt euch aus diesem schönen Ort.

(Da treibt er sie vor sich hinaus, Gott Vater und der Teufel treten auch ab, Barmherzigkeit und Gerechtigkeit bleiben d'rin und singen folgendes Lied: „O siehe nun, o Sünder". Unterdessen muß sich der Adam zum Verwalter und der Engel zu einem Bedienten geschwind überlegen, der Teufel zum ersten Bauer, Gott Vater zum anderen Bauer, der Verwalter und Bediente spazieren unter dem Lied auf und ab:)

1.

Ach siehe nun, o Sünder, o Sünder
Wir arme Adamskinder, Kinder,
Wir leben zwar in Freuden,
Und leben auch in Leiden,
Was Adam verschuldet, geduldet.

2.

Ein Sünder ich mich nenne, mich nenne,
Die Erbsünd' ich bekenne, bekenne.
Von Adam ist entsprossen,
Auf uns Menschen geflossen,
In's Meer ausgegossen, geflossen.

3.

Maria wird eintreten, eintreten
Der Schlang den Kopf zertreten, zertreten,
Der Himmel wird aufgesperret,
Die Höll', die wird zerstöret,
Der Himmel wird offen,
Gnad' z'hoffen.

4.

Gott Sohn ist uns versprochen, versprochen,
Auf den wir jetzund hoffen, jetzt hoffen,
Daß er kommt auf die Erden,
Sollt' bald geboren werden,
Die Sünd' auszulöschen, vergessen.

5.

Eröffne dich, o Himmel, o Himmel,
Zerbrich der Höll' Getümmel, Getümmel,
Daß wir dich bald ersehen,
Thue uns doch nicht verschmähen,
Du woll'st uns bald werden auf Erden.

6.

Das göttliche Kind geboren, geboren,
Das Heil für uns erworben, erworben,
Daß uns ja wohl nach diesem Leben
Die himmlische Freud' hernach wird geben,
Im Himmel droben Gott loben.

Verwalter:

Ich speculire Tag und Nacht.
Daß ich mir große Mittel mach',
Daß ich könnt' spielen einen großen Herrn,
Muß nun besser meine Unterthanen scheeren.

Bedienter:

Ach Verwalter, g'strenger Herr,
Habt ihr doch viel Unterthan sehr,
Was wollt ihr euch da so bekümmern,
Sagt ihr Stift *) an, hernach könnt ihr mit dem Geld brav schimmern.

Verwalter:

Mein Bedienter thue mich selbst bedauern,
Gehe hin, sage die Stift geschwind an den Bauern
Daß sie sich mit Geld versehen,
Und bei Straf' geschwind stiften gehen.

Bedienter:

Bauern, he stiften geh'n!
(Der erste Bauer klopt an und geht hinein.)

Verwalter (sitzt zum Tisch und sagt):

Grüß' euch, liebe Unterthan',
Habt ihr nun brav Geld mitg'nomm',
Denn ihr müßt die Stift erlegen,
Sonst laß' ich euch in die Keuche sperr'n.

Bauer:

Ach mein liebster, g'strenger Herr,
Ich hab' sonst kein Geld mehr,
Dieses will ich euch alles geben,
Ach! wie werd' ich mit mein' Weib und Kindern leben.

Verwalter:

Dieß ist zu wenig, du Lumpenhund,
Du jag'st alles durch deinen Schlund,

*) Steuer.

Wann du mich nun so wirst tratzen,
Werd' ich dich bald gar abschatzen.
(Der Bauer tritt ab.)
(Der zweite Bauer klopft an und geht hinein.)

Verwalter:

Seid ihr da, hab' lang gewart'.

Bauer:

Aha dankt ihr mir auf solche Art,
Wär' nur glei' guet zum Geld hergeb'n,
Daß die Herr'n könnten recht liederlich leb'n.
Pfui der Schand', ist das a recht,
Daß man die Bauern traktirt so schlecht?
Da ist das Geld, das ich hab' bracht,
O Gerechtigkeit! dieß recht betracht.

Gerechtigkeit:

Die Gerechtigkeit bin ich genannt,
Es ist zu erbarmen das ganze Land,
Ach, daß ich gehalten werd' so schlecht
Bin doch vor Gott und der Welt gerecht.

Barmherzigkeit:

Ach! unendliche Barmherzigkeit,
Bin den Sündern gnädig allezeit,
Erkennet mich doch in eurem Leben,
Ich bitt', ihr wollt das ungerechte Geld zurückgeben.

Verwalter:

Ach nein, ach nein,
Das kann nicht sein, was ich einmal hab',
Das g'höret mein, sollt' ich auch leiden die ewige Pein.

Barmherzigkeit:

Barmherzigkeit!
Wie besteh'st du so klug bei dieser Zeit
Man will mich ja ganz vernichten,
Kann bei keinem Menschen nichts mehr ausrichten.

Gerechtigkeit:

Was das vor ein verstockter Sünder ist,
Und keinem Menschen gnädig bist,
Verachtest die unendliche Barmherzigkeit,
Wie auch die göttliche Gerechtigkeit,
So komm' dann! Satan! gib ihm Steuer,
Und führ' ihn fort in's höllische Feuer.

Teufel:

Weil ich nun berufen bin,
Dich zu führen in die Höllen hin,
So wirst du auch sehen mein Quartier,
Welches gewißlich nicht wird schmecken dir.

Verwalter:

Nun muß ich fort von dieser Welt,
Wegen dem ungerechten Geld,
Erkenn's doch, lieber Bedienter mein,
Laß dir alles anbefohlen sein.
(Da trägt ihn der Teufel fort.)

Bedienter:

Jetzt bin ich schon ein gesetzter Herr,
Was wollt ihr doch haben mehr?
Mein Herr hat mir alles übergeben,
Ich kann auf der Welt recht lustig leben,
Bin ich matt, leg' ich mich schlafen,
Der Teufel hat mir nichts zu schaffen.
(Da tragt ihn der Teufel fort.)

# Kleine Laube.

## Wetterpropheten.

Adalbert Stifter erzählt im „Nachsommer“ von einem jungen Manne, der auf einer Fußreise bei drohendem Gewitter in einem Landhause zusprach.

Der Reisende wurde freundlich aufgenommen, doch sagte der Herr des Landhauses, ein alter Mann, das Gewitter würde nicht zum Ausbruche kommen.

„Es wird keine Stunde dauern, daß es kommt“, sagte der Reisende. Denn der Himmel war dunkel umwölkt, in einigen Theilen des westlichen Himmels grauten die glatten Flächen des bereits niedergehenden Regens. Blitze zuckten über das Firmament und dumpfer Donner rollte und kam näher und näher. Der alte Mann ließ mit Kannen die Gartenpflanzen begießen und behauptete stets mit Ruhe und Bestimmtheit, das Gewitter komme nicht.

Gegen Abend wurden die Wolken noch finsterer, die Blitze noch häufiger, die Donner noch lauter und anhaltender. — Am nächsten Morgen war der Himmel klar und rein, auf den Rosen lag der Thau — aber geregnet hatte es nicht.

Der Fremde blieb die Nacht in dem gastlichen Hause; und bevor er davonzog, bat er den Gastherrn, daß der es ihm sage, wie er zu einer so entschiedenen Gewißheit in Hinsicht des Wetters gekommen sei.

„Ihr habt die Sammlung von Werkzeugen der Naturlehre in meiner Wohnung gesehen“, sagte der alte Mann.

„Ich habe sie gesehen“, antwortete der junge Reisende, „aber diese Dinge habe ich auch und sie haben eher, da ich sie vor meiner Wanderung beobachtete, auf einen Niederschlag, als auf sein Gegentheil gedeutet.“

„Das Barometer ist gefallen“, erwiederte er, „und wies auf geringeren Luftdruck hin, mit welchem sehr oft der Eintritt von Regen verbunden ist.“

„Wohl“, sagte der Reisende.

„Der Zeiger der Feuchtigkeitsmesser rückte mehr gegen den Punkt der größten Feuchtigkeit.“

„So ist es gewesen“, antwortete der Reisende.

„Aber der Elektrizitätsmesser“, sagte der Greis, „verkündigte wenig Luftelektrizität, daß also eine Entladung derselben, womit in unseren Gegenden gerne Regen verbunden ist, nicht erwartet werden konnte.“

„Ich habe wohl auch die nämliche Beobachtung gemacht“, entgegnete der junge Mann, aber die elektrische Spannung steht nicht so sehr im Zusammenhange mit Wetterveränderungen, und ist meistens nur ihre Folge. Zudem hat sich gestern gegen Abend Elektrizität genug entwickelt und alle Anzeichen, von denen ihr redet, verkündeten einen Niederschlag.“

„Ja, sie verkündeten ihn und er ist erfolgt“, sagte der alte Mann, „denn es bildeten sich aus den unsichtbaren Wasserdünsten sichtbare Wolken, die ja wohl sehr fein zertheiltes Wasser sind. Da ist der Niederschlag. Auf die geringe,

elektrische Spannung legte ich kein Gewicht; ich wußte, daß, wenn einmal Wolken entstünden, sich auch hinlängliche Elektrizität einstellen würde. Die Anzeichen, von denen wir geredet haben, beziehen sich aber auf den nur kleinen Raum, in dem man sich eben befindet. Man muß auch einen weiteren betrachten, die Bläue der Luft und die Gestaltung der Wolken."

„Die Luft hatte schon gestern Vormittags die tiefe und finstere Bläue", erwiederte der Reisende, „welche dem Regen vorangeht und die Wolkenbildung begann bereits am Mittage und schritt sehr rasch vorwärts."

„Bis hieher habt ihr Recht", sagte der Greis, „und die Natur hat euch auch Recht gegeben, indem sie eine ungewöhnliche Menge von Wolken erzeugte. Aber es gibt auch noch andere Merkmale, als die wir bisher besprochen haben, welche Euch entgangen sind. Ihr werdet wissen, daß Anzeichen bestehen, welche nur einer gewissen Gegend eigen sind und von den Eingebornen verstanden werden, denen sie von Geschlecht zu Geschlecht überliefert worden sind. Oft vermag die Wissenschaft recht wohl den Grund der langen Erfahrung anzugeben. Ihr wißt, daß in Gegenden ein kleines Wölklein an einer bestimmten Stelle des Himmels, der sonst rein ist, erscheinend und dort schweben bleibend ein sicherer Gewitteranzeiger für diese Gegend ist; daß ein trüberer Ton einer gewissen Stelle des Himmels, ein Windstoß aus einer gewissen Gegend her Vorboten eines Landregens sind und daß der Regen immer kömmt. Solche Anzeichen hat auch diese Gegend und es sind gestern keine eingetreten, die auf Regen wiesen."

„Ich glaube, daß diese Merkmale allein euch doch nicht bestimmen konnten, einen so entscheidenden Ausspruch zu thun, wie ihr gethan habt."

„Sie bestimmten mich auch nicht", antwortete der Greis, „ich hatte auch noch andere Gründe."

„Nun?"

„Alle die Vorzeichen, von denen wir bisher geredet haben, sind sehr grobe", sagte der alte Mann, „und werden meistens von uns nur mittelst räumlicher Veränderungen erkannt, die, wenn sie nicht eine gewisse Größe erreichen, von uns gar nicht mehr beobachtet werden können. Der Schauplatz, auf welchem sich die Witterungsverhältnisse gestalten, ist sehr groß; dort, wohin wir nicht sehen und woher die Wirkungen auf unsere wissenschaftlichen Werkzeuge nicht reichen können, mögen vielleicht Ursachen und Gegenanzeigen sein, die, wenn sie uns bekannt wären, unsere Vorhersage in ihr Gegentheil bestimmen würden. Die Anzeichen können daher auch täuschen. Es sind aber noch viel feinere Vorrichtungen vorhanden, deren Beschaffenheit uns ein Geheimniß ist, die von Ursachen, welche wir sonst gar nicht mehr messen können, noch getroffen werden und deren Wirkung eine ganz gewisse ist."

„Und diese Werkzeuge?"

„Sind die Nerven."

„Also empfindet ihr durch eure Nerven, wenn Regen kommen wird?"

„Durch meine Nerven empfinde ich das nicht", antwortete der Greis. „Der Mensch stört leider durch zu starke Einwirkungen, die er auf die Nerven macht, das freie Leben derselben und sie sprechen zu ihm nicht mehr so deutlich, als sie sonst könnten. Auch hat ihm die Natur etwas viel Höheres zum Ersatze gegeben, den Verstand und die Vernunft wodurch er sich zu helfen und sich seine Stellung zu geben vermag. — Ich meine die Nerven der Thiere."

„Es wird wohl wahr sein, was ihr sagt", antwortete der Reisende, „die Thiere hängen mit der tiefer stehenden Natur noch viel unmittelbarer zusammen als wir. Es wird nur darauf ankommen, daß diese Beziehungen ergründet werden und dafür ein Ausdruck gefunden wird, besonders was das kommende Wetter betrifft."

„Ich habe diesen Zusammenhang nicht ergründet", entgegnete der Greis,

„noch weniger den Ausdruck dafür gefunden. Beides dürfte in dieser Allgemeinheit wohl sehr schwer sein. Aber ich habe zufällig einige Beobachtungen gemacht, habe sie dann absichtlich wiederholt und daraus Erfahrungen gesammelt, und Ergebnisse zusammengestellt, die eine Voraussage mit fast völliger Gewißheit möglich machen. Viele Thiere sind von Regen und Sonnenschein so abhängig, ja bei einigen handelt es sich geradezu um das Leben selber, je nachdem Sonne oder Regen ist, daß ihnen Gott nothwendig hat Werkzeuge geben müssen, diese Dinge vorhinein empfinden zu können. Diese Empfindung als Empfindung kann aber der Mensch nicht erkennen, er kann sie nicht betrachten, weil sie sich den Sinnen entzieht; allein die Thiere machen in Folge dieser Vorempfindung Anstalten für ihre Zukunft, und diese Anstalten kann der Mensch betrachten und daraus Schlüsse ziehen. Es gibt einige, die ihre Nahrung finden, wenn es feucht ist, andere verlieren sie in diesem Falle. Manche müssen ihren Leib vor Regen bergen, manche ihre Brut in Sicherheit bringen. Viele müssen ihre für den Augenblick aufgeschlagene Wohnung verlassen, oder eine andere Arbeit suchen. Da nun die Vorempfindung gewiß sein muß, wenn die daraus folgende Handlung zur Sicherung führen soll, da die Nerven schon berührt werden, wenn noch alle menschlichen wissenschaftlichen Werkzeuge schweigen, so kann eine Voraussage über das Wetter, die auf eine genaue Betrachtung der Handlungen der Thiere gegründet ist, mehr Anhalt gewähren, als die aus allen wissenschaftlichen Werkzeugen zusammen genommen."

„Ihr eröffnet da eine neue Richtung."

„Die Menschen haben darin schon vieles erfahren. Die besten Wetterkenner sind die Insekten und überhaupt die kleinen Thiere. Sie sind aber viel schwerer zu beobachten, da sie, wenn man dieß thun will, nicht leicht zu finden sind, und da man ihre Handlungen auch nicht immer leicht versteht. Aber von kleineren Thieren hängen oft größere ab, deren Speise jene sind, und die Handlungen kleinerer Thiere haben Handlungen größerer zur Folge, welche der Mensch leichter überblickt. Freilich steht da ein Schluß in der Mitte, der die Gefahr zu irren größer macht, als sie bei der unmittelbaren Betrachtung und der gleichsam redenden Thatsache ist. Warum, damit ich ein Beispiel anführe, steigt der Laubfrosch tiefer, wenn Regen folgen soll, warum fliegt die Schwalbe niedriger und springt der Fisch aus dem Wasser? Die Gefahr zu irren wird wohl bei oftmaliger Wiederholung der Beobachtung und bei sorglicher Vergleichung geringer; aber das Sicherste bleiben immer die Heerden der kleinen Thiere. Das habt ihr gewiß schon gehört, daß die Spinnen Wetterverkündiger sind, und daß die Ameisen den Regen vorher sagen. Man muß das Leben dieser kleinen Dinge betrachten, ihre häuslichen Einrichtungen anschauen, oft zu ihnen kommen, sehen, wie sie ihre Zeit hinbringen, erforschen, welche Grenzen ihre Gebiete haben, welche die Bedingungen ihres Glückes sind, und wie sie denselben nachkommen. Darum wissen Jäger, Holzhauer und Menschen, welche einsam sind, und zur Betrachtung dieses abgesonderten Lebens aufgefordert werden, das Meiste von diesen Dingen, und wie aus dem Benehmen von Thieren das Wetter vorherzusagen ist. Es gehört aber wie zu allem auch Liebe dazu."

„Habt ihr nun diese Beobachtungen an den Thieren, wie ihr sagtet, gemacht?" fragte der junge Mann.

„Auf Beobachtungen bin ich eigentlich nicht ausgegangen", antwortete der Greis; „aber da ich lange in diesem Hause und in diesem Garten gelebt habe, hat sich manches zusammengefunden; aus dem Zusammengefundenen haben sich Schlüsse gebaut, und ich bin durch diese Schlüsse umgekehrt wieder zu Betrachtungen veranlaßt worden.

Viele Menschen, welche gewohnt sind, sich und ihre Bestrebungen als den Mittelpunkt der Welt zu betrachten, halten diese Dinge für klein; aber bei Gott ist es nicht so; das ist nicht groß, an dem wir vielmal unsern Maßstab umlegen können, und das ist nicht klein, wofür wir keinen Maßstab mehr haben. Das sehen wir daraus, weil er alles mit gleicher Sorgfalt behandelt. Oft habe ich gedacht, daß die Erforschung des Menschen und seines Treibens, ja sogar seiner Geschichte nur ein anderer Zweig der Naturwissenschaft sei, wenn er auch für uns Menschen wichtiger ist, als er für Thiere wäre. Ich habe zu einer Zeit Gelegenheit gehabt, in diesem Zweige manches zu erfahren und mir einiges zu merken. Doch ich will zu meinem Gegenstande zurückkehren. Von dem, was die kleinen Thiere thun, wenn Regen oder Sonnenschein kommen soll, oder wie ich überhaupt aus ihren Handlungen Schlüsse ziehe, kann ich nicht reden, weil es zu umständlich sein würde, obwohl es merkwürdig ist; aber das kann ich sagen, daß nach meinen bisherigen Erfahrungen gestern keines der Thierchen in meinem Garten ein Zeichen von Regen gegeben hat, wir mögen von den Bienen anfangen, welche in diesen Zweigen summen, und bis zu den Ameisen gelangen, die ihre Puppen an der Planke meines Gartens in die Sonne legen, oder zu dem Springkäfer, der sich seine Speise trocknet. Weil mich nun diese Thiere, wenn ich zu ihnen kam, nie getäuscht haben, so folgerte ich, daß die Wasserbildung, welche unsere gröberen wissenschaftlichen Werkzeuge voraussagten, nicht über die Entstehung von Wolken hinausgehen würde, da es sonst die Thiere gewußt hätten. Was aber mit den Wolken geschehen würde, erkannte ich nicht genau, ich schloß nur, daß durch die Abkühlung, die ihr Schatten erzeugen müßte, und durch die Luftströmungen, denen sie selber ihr Dasein verdankten, ein Wind entstehen könnte, der in der Nacht den Himmel wieder rein fegen würde."

„Und so geschah es auch", sagte der Reisende.

„Ich konnte es um so sicherer voraussehen, weil es an unserem Himmel und in unserem Garten oft schon so gewesen ist wie gestern und stets so geworden ist, wie heute in der Nacht."

„Das ist ein weites Feld, von dem ihr da redet", sagte der Reisende, „und da steht der menschlichen Erkenntniß ein nicht unwichtiger Gegenstand gegenüber. Er beweist wieder, daß jedes Wissen Ausläufe hat, die man oft nicht ahnt, und wie man die kleinsten Dinge nicht vernachlässigen soll, wenn man auch noch nicht weiß, wie sie mit den größeren zusammenhängen. So kamen wohl auch die größten Männer zu den Werken, die wir bewundern, und so kann mit Hereinbeziehung dessen, von dem ihr redet, die Witterungskunde einer großen Erweiterung fähig sein."

„Diesen Glauben hege ich auch", erwiederte der Greis, „Euch Jüngeren wird es in den Naturwissenschaften überhaupt leichter, als es den Aelteren geworden ist. Man schlägt jetzt mehr die Wege des Beobachtens und der Versuche ein, statt daß man früher mehr den Vermuthungen, Lehrmeinungen, ja Einbildungen hingegeben war. Diese Wege wurden lange nicht klar, obgleich sie Einzelne wohl zu allen Zeiten gegangen sind. Je mehr Boden man auf die neue Weise gewinnt, desto mehr Stoff hat man als Hilfe zu fernern Erringungen. Man wendet sich jetzt auch mit Ernst der Pflege der einzelnen Zweige zu, statt wie früher immer auf das Allgemeine zu gehen; und es wird daher auch eine Zeit kommen, in der man dem Gegenstande eine Aufmerksamkeit schenken wird, von dem wir jetzt gesprochen haben. Wenn die Fruchtbarkeit, wie sie durch Jahrzehende in der Naturwissenschaft gewesen ist, durch Jahrhunderte anhält, so können wir gar nicht ahnen, wie weit es kommen wird. Nur das eine wissen wir jetzt, daß das noch unbebaute Feld unendlich größer ist als das bebaute."

„Ich habe gestern einige Arbeiter bemerkt", sagte der Reisende, „welche, obwohl der Himmel voll Wolken war, doch Wasser pumpten, ihre Gießkannen füllten, und die Gewächse begossen. Haben diese vielleicht auch gewußt, daß kein Regen kommen werde, oder haben sie bloß eure Befehle vollzogen, wie die Mäher, die an dem Meierhofe Gras abmähten."

„Das Letztere ist der Fall", erwiederte er. „Diese Arbeiter glauben jedesmal, daß ich mich irre, wenn der äußere Anschein gegen mich ist, wie oft sie auch durch den Erfolg belehrt worden sein mögen. Und so werden sie gewiß auch gestern geglaubt haben, daß Regen komme. Sie begossen die Gewächse, weil ich es angeordnet habe. Es sind aber endlich auch noch andere Dinge außer den Thieren, welche das Wetter vorhersagen, nämlich die Pflanzen. In meinem Garten und in meinem Gewächshause sind Pflanzen, welche einen auffallenden Zusammenhang mit dem Luftkreise zeigen, besonders gegen das Nahen der Sonne, wenn sie lange in Wolken gewesen war. Aus dem Geruche der Blumen kann man dem kommenden Regen entgegensehen, ja sogar aus dem Grase riecht man ihn beinahe. Mir kommen diese Dinge so zufällig in den Garten und in das Haus; ihr aber werdet sie weit besser und weit gründlicher kennen lernen, wenn ihr die Wege der neuen Wissenschaftlichkeit wandelt und die Hilfsmittel benützt. Ich glaube, daß in der gegenwärtigen Zeit der Standpunkt der Wissenschaft, von welcher wir sprachen, der des Sammelns ist. Entfernte Zeiten werden aus dem Stoffe etwas bauen, das wir noch nicht kennen."

---

## Von einer Finsterniß.

Da uns der Kalender für die Nacht vom 23. auf den 24. August eine totale Mondfinsterniß voraussagt, so erinnere ich mich an eine solche Finsterniß aus meinen Kindestagen, von der ich in meinem demnächst bei G. Heckenast (Leipzig, Preßburg) erscheinenden Buche: „Waldheimat" erzählen werde. Zur Feier der für diesen Monat angekündigten Mondesfinsterniß sei das Geschichtchen hier mitgetheilt.

Einmal war beim Nachbar Leichenwache. Bei solchen Anlässen kommen die Leute zusammen zum Gebet und zur heiligen Betrachtung.

Des Waldjosel kleiner Franz war gestorben und ich, ein Knabe mit zwölf Jahren, nahm mein Erbauungsbuch und mein Fernrohr, das ich einem alten Hausirer abgeschachert hatte, und ging zur nächtlichen Leichenfeier.

Wir besaßen im Hause einen hundertjährigen Kalender, der hatte schon vor vielen Jahren für die heutige Nacht eine Mondesfinsterniß prophezeit, ohne daß er gewußt haben mochte, daß ich, der Waldbauernbub, um diese Zeit wirklich mit einem Fernrohre gerüstet war und mir daher die Mondesfinsterniß sehr erwünscht kam. Ich wollte doch gar zu gerne sehen, wie das schwarze Ungethüm, das kein Mensch kannte und das auch der Hundertjährige nicht zu beschreiben wußte, den lieben Mond anpacken und sich in denselben hineinfressen würde.

Als ich über die Felder ging, stieg der Mond gerade über die Teufelssteinwälder herauf, so vollwangig und so freundlich lächelnd. Er hatte wohl keine Ahnung, was nach dem Hundertjährigen ihm heute bevorstand. Mein Instrument hielt ich in der innern Rocktasche verborgen und so kam ich zum Hause, wo der todte Franzel lag. Er lag in der Wohnstube aufgebahrt und daneben stand ein Tisch, um welchen schon mehrere Leute saßen, die Tabak rauchten, dabei über Wirthschaftsdinge sprachen und auf mein Vorlesen warteten. Glaubensgrübler waren dabei, so die alte Riegelbergerin, so der Holzschlager-Thomerl und das war mir gerade recht, denn ich hatte in meinem Buche ein prächtiges Kapitel über den Weltuntergang vorbereitet.

Zuerst, als sich die Weiber herangezogen hatten, wurde ein geistliches Lied gesungen:

Hört, liebe Kinder insgemein,
All' Reiche, Arme, groß und klein,
Höret zu mit Traurigkeit,
Der jüngste Tag ist nimmer weit.

An einem so erschrecklichen Tag,
Da fallen die Sterne vom Himmel herab,
Sonn' und Mond verfinstern sich,
Die Allmacht Gottes kündet sich.

Und weiter war im Liede die Rede vom Thale Josaphat, von Posaunengetön', von der Auferstehung der Todten und vom Gerichte.

Somit war das Volk in die rechte Stimmung versetzt. Ich schlug mein Buch auf, um mit den drastischen Vorhersagungen eines theologischen Schriftstellers und mit nachdrücklicher Stimme die Wahrheit des Liedes zu beweisen. Die prächtigsten Zeichen und Wunder predigte ich zusammen; die Sterne purzelten vom Himmel wie Hagelkörner und Sonne und Mond verfinsterten sich derart, daß ein alter Bauer, der Brunnmichel, es für nöthig hielt, mit den Fingern das Kerzenlicht zu putzen. „Auweh!“ sagte er dabei, „auch beim Waldjosel ist das Feuer heiß!“

„Ja, das magst Dir wohl merken“, meinte die alte Riegelbergerin, „und kein solcher Uebermuth sein, Du alter Tatel. Bedenk's nur, wenn schon das Feuer beim Waldjosel so heiß ist, wie wird's erst in der Höllen brennen!“

„Bedank' mich sauber für Deine Christenlehr'“, antwortete der Brunnmichel, „Du meinst, weil ich, der siebzig Jahr alte Schippel, auf's Steirischtanzen noch was halt'. Weißt, Riegelbergerin, ich denk' mir halt so:

Seids lustig, seids lustig,
Thut's singen und hupfen,
So kann Euch der Teuxel
Kein Haarl ausrupfen!“

„Aber Du mein Gott!“ rief der Holzschlager-Thomerl entrüstet, „jetzt hebt er mit seinen Schelmenliedern an, und neben uns liegt ein Todtes!“

„Jesus, Maria und Josef!“ kreischte ein Weib und riß ihren Kopf vom Fenster zurück, „schaut's hinaus, Leut', der jüngste Tag! Den Mond schaut's an, ein großmächtiges Stuck ist wegbrochen!“

Alles stürzte zu den Fenstern, zur Thür.

„Ja, wahrlich!“

„Es ist vollscheinig, heut'!“

„Das ist gewiß, aber der höllisch' Drach' frißt den Mond auf!“

„Und kehr' die Hand um, wird er auch die Sonn' im Rachen haben, nachher, behüt' Dich Gott, Taglichten, nachher mögen wir in der Finsterniß den Hafer schneiden!“

„Ja, wenn einer wachst?“

„Ja, wenn einer anbaut wird! Ich denk', nach dem Haferfeld werden wir nicht viel fragen. Werden bald die Posaunen zu hören kriegen!“

„Wer hätt's gemeint, daß wir das noch sollten erleben!“

„Und von Todten auferstehen sollten, ehvor wir gestorben sind“, sagte der alte Michel, „aber ich fürcht', es ist nur eine Mondesfinsternuß.“

In der Erregung war das Licht ausgeloschen; die Ampel an der Leiche glimmte kaum; der Mond schien mit mattem Lichte auf den Fußboden der Stube herein. Ich that mein Fernrohr hervor, zog es auseinander und hockte unter den Tisch hinab, damit ich durch das kleine Fenster mit meinem Instrumente dem schon hochstehenden Mond beikonnte.

Ich erschrak selber. Der ganze untere Theil, wo sonst Adam und Eva saßen, war weg, und der andere, der noch da war, zitterte, wie das zusammengebrochene Lamm vor dem Wolfe.

Mehrere Weiber waren, wie es bei Finsternissen in vielen Gegenden noch gebräuchlich, mit Hafendeckeln, Pfannen und Töpfen in's Freie geeilt und huben an zu schellen und zu klirren:

vielleicht geläng' es doch noch, dem Ungeheuer die Beute abzujagen.

Mittlerweile war die leuchtende Scheibe schier zu einem Kipfel zusammengeschwunden und ich begann nun zu meinem Erstaunen auch jenen Theil wieder zu sehen, der gar nicht da war. Es stand wahrhaftig noch der ganze Mond am Himmel, nur war er fleckig und schwarz geworden, wie im Herbste die kranken Erdäpfel schwarz werden. Und nun dachte ich bei mir: Es sieht nicht aus, als ob ein Ungeheuer den Mond im Rachen hätte, es weist sich vielmehr, als wie eine Krankheit, die den lieben Mond überfällt, daher auch das Fieber, das Zittern, wie ich es durch mein unruhiges Fernrohr beobachten konnte.

Ich war mitten in meinen Forschungen, da rief plötzlich Einer: „Was macht denn Der da unter dem Tisch? Hat er was Heimliches?"

„Das werden wir gleich sehen; herauf mit dem Waldbauernbuben!"

Und sie zogen mich hervor und jetzt sahen sie mein Instrument, womit ich den Mond betrachtet hatte.

Das war Unheil. Zuerst fuhr die Riegelbergerin auf mich los. Sie hieß mich den Unchrist, der selber nicht glaubt, was er gerade aus dem heiligen Buche gelesen hat, der wie die Heiden mit Röhren und Gläsern den Himmel ergründen will, mit Teufelswerkzeugen dem Herrgott gleichsam in's Auge schaut und in den Magen hinein!

Der Holzschlager-Thomerl riß mir das Fernrohr aus der Hand und stürzte damit zum Ofen: „Da gehörts hinein!"

Alles war aus Rand und Band und wollte mir böse. Da flüsterte mir der Michel in's Ohr: „Bub', lüg' ihnen geschwind was vor, sonst kratzen sie Dir die Augen aus."

Da rief ich den Leuten zu: „Seids froh, daß ich mit dem Fernrohr hinaufgeschaut hab', daß ich's Euch erzählen kann, wie's jetzt zugeht da oben?"

„Wir wollen 's nicht wissen!" schrien Einige.

„Ist Alles Verblendung!"

„Na!" sagten ein paar Weiber, „wenn Du schon so gescheidt bist, so erzähl's halt, was Du hast gesehen."

„So viel ich hab' sehen können", versetzte ich, „hält der Mond sein Sacktuch vor's Gesicht und weint."

Ueber was kunnt er denn weinen", rief die Riegelbergerin aufgeregt, „als über die Schlechtigkeit der Welt!"

„Oder über die Dummheit der Leute", ergänzte der Michel.

Ich sah, daß es schief ging und meinte, ich wäre in meiner Beobachtung nur zu früh gestört worden und hätt' es nicht so genau gesehen, möglicher Weise — und mir habe es sogar so geschienen — hätte der Mond vor lauter Lachen sein Taschentuch vor's Gesicht gehalten.

„So hat er wen ausgelacht!" sagte der Michel und schielte auf die Riegelbergerin hinüber.

„Weißt Du was, Bub!" fuhr mich diese an, „Du bist ein Fabelhans und Du gehst hinaus! — aber gleich gehst hinaus!" — Sie hob gegen mich ihre zwei mageren Fäuste.

„Oho!" rief der Michel und stellte sich dazwischen, „ist das eine Mode! beim Leichenwachen! Dem Bübel geschieht nichts und jetzt, Weiberleut', singts wieder Eins, wißts kein Lustiges, so thuts ein Trauriges, aber fein nach dem Takt, daß Einer dabei tanzen kann . . ."

„Die Finsterniß ist schon vorbei", berichtete der Hausvater, der zur Thüre hereinkam. Und siehe, der Mond war wieder licht und rund, er weinte nicht und lachte nicht — in stiller Freundlichkeit blickte er nieder auf den Zimmermann, der über den Anger schritt und auf der Achsel den kleinen weißen Sarg herantrug.

Neben diesem glitt ein schwarzes Ungeheuer daher. Es war der Schatten vom Zimmermann und dem Sarge.

**P. K. Rosegger.**

---

## Wie Tirol seine Dichter feiert.

Von Josef Erler.

Im Süden von Innsbruck erhebt sich ein reizendes Mittelgebirge. Ueppiger Tannenwald deckt dasselbe. Auf einem Plateau liegt ein herrschaftliches Haus, der „Giggelberg". Wenige Minuten entfernt ruht auf weichem Moose ein Stein. Darauf ist eingegraben zu lesen:

Zur Erinnerung an
Hermann von Gilm
und
Friedrich Lentner.
Gewidmet 1877.

Vor wenigen Tagen war er mit glührothen Alpenrosen umkränzt. Viel Volk hatte sich um denselben versammelt. Städter und Landleute im bunten Gemische. Von den Bergen hallten donnernd Freudenschüsse wieder. Dazwischen fröhliche Musikklänge.

Trüb nur blickte der Himmel dazu nieder. Niemand aber achtete auf solche Trübniß.

Was man hier wollte? das hatte ich den Versammelten zu erklären, Einer der jüngsten der Schaar, die im Berglande die Feder führt. Es ist billig, daß der Jünger in That und Wort den Meister ehrt.

„So recht am Herzen der Natur, auf schwellendem Moose, unter dem, duftiggrünen Dache eines herrlichen Hochwaldes ward mir die ehrende Aufgabe, den Willkommgruß zu einem Feste zu bieten. Schlicht und einfach wie dessen Scenerie soll sich auch dasselbe gestalten und doch wird der sinnige Hauch, der es durchweht, das vermißte äußere Gepränge mehr als ersetzen.

Es ist in unseren Tagen zu einer Art Manie geworden, berühmten Männern nach ihrem Tode prächtige Monumente zu setzen. Ist es doch die einfachste Art, Ihnen den schuldigen Tribut der Dankbarkeit abzuzahlen und hat dabei den Vortheil, daß mit dem Schönen das Nützliche, die nöthige Ausschmückung ganzer Stadttheile verbunden ist.

Mir kommt es hier nicht zu, über die Berechtigung dieses Cultus zu richten, wie ferne wir aber demselben heute stehen, möge der einfache Stein verkünden, um den wir uns versammelt.

Der Wald hat ihn uns geboten, ein schlichter Meißel nur hat zwei Namen in denselben gegraben, zwei Namen aber, die ihn herrlicher als die vollendetste Arbeit des Meisters zu zieren vermögen.

Hermann von Gilm und Josef Friedrich Lentner! Welchem Sohne Tirols, der sich für das geistige Leben seines Vaterlandes interessirt, könnten diese Männer fremd sein? Wer hat sich nicht an den bezaubernden Weisen, die jener seiner Leier entlockt, wer sich nicht an den duftenden Erzählungen, die dieser mitten aus dem Herzen des Volkes gegriffen, schon zum öftern erfreut? Wer aber hat wohl dabei gedacht, daß gerade die reizendsten dieser poetischen Blumen auf dem Boden erblüht, auf dem wir uns eben befinden?

Dieser Stein soll es jetzt den Verehrern und Verehrerinnen der beiden Dichter künden, daß in den geheiligten Räumen dieses Waldes die ersten Lieder Gilms von Freiheit, Frühling und Liebe erklungen, jene begeisterten Lieder, die den Grundstein zum späteren Ruhm ihres Schöpfers gelegt.

Ich habe drei Kränze gewunden,
Gleich einer Schäferin,
Und will sie nun vertheilen
Nach meinem thörichten Sinn.

Den ersten aus Eichenblättern,
Den drücke ich Dir auf's Haupt,
Es liegt eine Kraft in der Eiche,
Auf die man vertraut und glaubt.

Den zweiten aus wilden Rosen,
Geb' ich dem Bächlein im Wald,
Das färbt mit rosigem Leben,
Die Wangen von Jung und Alt.

Den dritten aus Blumen des Feldes
Leg' ich dem Heiland auf's Haar,
Er soll keinen Dornenkranz tragen
In meinem seligsten Jahr.

Wer erkennt nicht auf den ersten Blick, daß die Staffage zu dem gemüthvollen Gedichte, dessen Töne einen bis in die Tiefe des Herzens rühren, gerade diese reizende Gegend gebildet?

Wenige Jahre früher hatte hier Josef Friedrich Lentner, der gottbegnadete Genremaler mit Pinsel und Feder, die glücklichsten Stunden verlebt, in dem Schatten dieser Bäume jene prächtige Erzählung geträumt, mit der er unter dem Titel: „Das Tiroler Bauernspiel" dem Alpenlande das schönste Ehrengeschenk dargebracht.

Wie Gilm in seinen Gedichten, hat Lentner in seinen Erzählungen das Leben und Schaffen des Tiroler Volkes in meisterhaften Farben gezeichnet. Wenn er von Geburt kein Tiroler war, so hat ihn doch seine heiße Liebe zum Alpenlande und seine edle Denkungsart zum besten Sohne unserer Berge gemacht.

Wie Gilm glühte und kämpfte auch er mit den scharfen Waffen des Geistes für Mannesehre und Denkungsfreiheit. Wenn ihre Wege verschieden waren, ihr Ziel blieb doch dasselbe, wie die Stätte ihres ersten Wirkens. Und deshalb möge auch dieser Stein ihre Namen brüderlich vereinen!

Dem Wanderer, der des Weges kommt, wird er verkünden, daß hier zwei der besten Männer Tirols unvergeßliche Tage verbracht, daß sie auf dieser Werkstätte am Herzen der Natur ihre jungendfrischen Schöpfungen in die Welt entsandt.

Der wird es dann in den Bäumen geheimnißvoll rauschen, in den Büschen leise flüstern hören, alles ringsum wird Leben bekommen. Dort wird er den Schützen mit der Fahne, hier den Ritter am Arme der Geliebten, an der Quelle den Mönch mit dem Breviere, auf der Weide das blondgelockte Hirtenmädchen, kurz in langem Reigen alle die herrlichen Gestalten sehen, welche die Muse mit ihrem begeisternden Kusse ihren beiden Lieblingen vor die Augen gezaubert. —

Manch graugelockter Alter wird hier vielleicht mit thränenden Augen jener Zeit gedenken, in der die beiden Männer zu den Gefeiertsten des Tages gehörten; manch lebensfroher Jüngling wird dadurch angeregt werden, aus dem Borne reicher Geistesschätze, die sie uns als ihr schönstes Vermächtniß zurückgelassen freudig zu schöpfen.

Sie werden den Freunden unserer beiden Gefeierten, die dem Ruhmeskranze unseres Vaterlandes die schönsten Blätter eingeflochten, für diesen Denkstein dankbar sein, wenn er auch nur in schlichter Weise die Namen trägt, die im Herzen des Volks eingegraben sind:

Hermann von Gilm und Josef Friedrich Lentner! —"

— — — — — — — — — — — —

Darauf aus hundert Kehlen begeisteters Hoch. Die Musik fällt ein. Bei ihren Klängen scheidet man vom trauten Orte. So manche Alpenrose glüht zur Erinnerung an schöner Mädchenbrust. Meine bring' ich der Liebsten nach Haus. Beim Dorfwirth in Natters gibts noch lustigen Tanz.

Alt und Jung ist in rosigster Laune.

So schließt der Festtag. Ist das nicht eben so schlicht als sinnig, wie man im Alpenlande Tirol die Dichter feiert?

Innsbruck, im Juli 1877.

---

## Sommermondnacht.

Von Ernst Rauscher.

So viel schöner die Erinnerung
An beglückte Zeit, als diese selber
So viel schöner, als der goldenste,
Sonnigste der Tage, ist die Mondnacht.

Zauberhelle dämmert allverklärend
Ueber dem Walde, darin das Käuzchen seufzt,

Dämmert über Wiesen, wo der Grille
Schläfriges Gezirpe rastlos tönt.

Eine späte, fleiß'ge Sichel klingt,
Wachtelschlag herauf aus duft'gem Kornfeld,
Jezuweilen in azur'ner Ferne
Um die Berge zuckt es wetterleuchtend.

Aber wie der Greis, der silberlockige,
Auf den Jüngling blickt, dem Leidenschaften
Noch im Busen flammen —, mildelächelnd
Blickt der Vollmond auf die heiße Erde.

Von des Nußbaums breiten Blättern träufelt
Weißes Licht, die Stufen der Veranda
Fließt es nieder, an dem Hausgewände,
Daß es gleißt, als wär' es eitel Marmor.

Aus dem Schatze der Erinnerungen
Heb' ich mir die köstlichsten der Perlen,
Lasse flimmern sie, wie Tropfen Thaues —
Dort im keuschen Schoß der weißen Rose.

Bis in süßer Müdigkeit die Seele
Mir dahinschmilzt, wie das Wolkenflöckchen
Hoch im Aether, wie Resedenhauch
In der lauen Luft sich wonnig auflöst.

---

## August.

Der glücklichste Monat von Allen ist vielleicht dieser. Das Jahr ist nicht mehr jung und ist noch nicht alt; die heißen Leidenschaften der Hundstage sind vorbei, die Mühsal der frostigen Greisenzeit ist noch nicht gekommen. Es ist die Zeit des behaglichen Friedens, des ersten Genusses der Früchte vergangener Arbeit.

Der Landmann quält sich nicht mehr mit Furcht und Hoffnung, er weiß nun, was von diesem Jahr das Seine ist. Er will nur hundert Hände haben zum Ansichnehmen der Gaben all', die ihm Gärten und Felder gespendet haben.

Die Bäume warten noch geduldig, bis er mit Anderem fertig ist, und vervollkommnen ihre Früchte. Ihre Schönheit und Größe zeigt die Natur das ganze Jahr, aber in dieser Zeit weist sie ihre Treue. Das Tagwerk geht zu Ende, sie ladet die Arbeiter zu ihren Tischen und läßt ihre Sonne leuchten in milder Wärme, und überall grünen neu die Wiesen, blühen Blumen neu, als wäre ein zweiter Frühling. Die jungen Jahreszweige des Waldes erstarken und herben sich zu Holz. Das Gevögel aber ist kleinlaut geworden; zwei Finken, die spazieren flogen, haben oben am Bergahorn einen traurigen Fund gemacht. Ein gelbes Blatt. Buchfinken lesen sonst keine Blätter, aber die Neuigkeit dieses Blattes haben sie nur zu gut verstanden. Sie kehrten zurück und theilten es den Uebrigen mit — und seither mag keiner mehr so übermüthig singen als vordem.

Hingegen sind zu dieser Zeit andere Vögel auf's Land gekommen, die an Jubel und Uebermuth die Beflügelten weit übertreffen. Saßen sie doch das ganze Jahr in ihren Steinkäfigen gefangen und wurden gefüttert mit dürren Körnern der Worte, die man ihnen in papierenen Düten vorsetzte oder auch nur mit dem Munde so hinblies. Als nun die Käfige aufgethan wurden, flatterten sie ganz wild heraus und wollen sich in der ländlichen Natur entschädigen für ihre Gefangenschaft und die Körner, die oft gar so trocken und deren Schalen mitunter schwer aufzubeißen waren. August ist der Studentenmonat.

Und die Kirche — sie interessirt uns auf dem Lande immer; nur im stillen, allmächtigen, gottähnlichen Weben der Natur wirkt der religiöse Cultus auch noch auf das Herz des Weltkindes — die Kirche begeht in diesem Monat das glorreichste Fest ihrer Marienminne: die Emporfahrt der Mutter Gottes in den Himmel. Die Marienaltäre der Landkirchen und Kapellen sehen an diesem Tage aus wie wilde Rosenbüsche, aus denen Kerzenflammen wachsen, und schier betäubend ist der Blumenkronen Duft im Gotteshause. Und der Dichter greift begeistert in die Harfensaiten. In einer Waldkapelle des Oberlandes sind an die Mauer — wahr-

scheinlich von einem sehnsuchtsvollen Poetenherzen — folgende Worte geschrieben:

„Aus Todesbanden
Ist der Sohn erstanden.
Und sie, das heiligste Weib der Schmerzen,
In der ewigen Jugend Strahl
Stieg empor auf Rosenwolken
Zum himmlischen Königssaal. —
O, Dank den Zungen,
Die dieß Lied gesungen
Das erstemal in Glauben und Hoffen.
Unser Leib sinkt der Erde zu,
Doch Dir, o Herz, steh' im Ideal
Heiliger Dichtung der Himmel offen!
In Lebensstürmen verlischt der Schimmer,
Der kindliche Glaube vergeht wie Thau.
Er sei dahin. Nur Ein's laß ich nimmer:
Das glorreiche Aubild der göttlichen Frau

Maria, Maria,
Mit deinen Schmerzen.
Mit deinen Freuden!
In meinem Herzen
Bist von allen
Den Idealen,
Den herrlichen, süßen, lieben,
Mir allein du noch geblieben.
Deines Gedächtnisses Segen
Möge uns retten
Aus der Verzweiflung finsteren Wegen,
Aus der Leidenschaft ehernen Ketten.
— O, ewigen Preis
Der Gebenedeiten,
Der Gnadenreichen!
Erd' und Himmel zu allen Zeiten
Haben nichts, dir zu vergleichen.
Die Könige ruhen zu deinen Füßen,
Die Schaaren der heiligen Engel küssen
Den Saum deines leuchtenden Kleides.
Und in den Kammern
Des Elendes jammern
Die lichtlosen Kinder des Leides.

Die Gefallenen weinen
Zu dir, der Reinen,
Die gebrochenen Herzen,
Die verlorenen Seelen
Dürsten nach deinen labenden Quellen.
Auf Schutt und Trümmern
Irdischer Freuden,
Auf theuren Gräbern,
Unter Trauerweiden
Blicken Augen, thränenumhüllt,
Suchen, Maria,
Du Mutter der Liebe,
Dein himmlisches Bild. —
O, laß' uns Kinder der Erde nimmer
Verlieren ganz Deiner Minne Schimmer.
Maria, Maria, dies bitten wir!
Und wenn Felsen stürzen
Und die Himmel beben,
Huldreiche Frau,
Laß' bestehen, laß' leben
Im Menschenherzen
Das süße Bild von dir!"

---

## Bücher.

### Das Vermächtniß Kains.

Novellen von Sacher-Masoch. II. Theil. Das Eigenthum. 2 Bde. Bern, G. Frobeen und Comp. 1877.

Sacher-Masoch genießt seit geraumer Zeit von Seite der zünftigen Kritik, der österreichischen wenigstens, eine Vergünstigung, um die ihn wohl Manche beneiden und die er vielleicht nicht einmal verdient: die Vergünstigung nämlich, daß sie über ihn schweigt. Mit klopffechterischem Muthe mehrmals von ihm angegriffen, scheint sie zu glauben, Schweigen sei die furchtbarste Rache, die sie an ihm nehmen kann. Nun wird allerdings Sacher-Masoch durch das Schweigen der Kritik veranlaßt, desto mehr von sich selbst zu sprechen, und das ist ein Unglück für Sacher-Masoch. Aber dem Publikum gegenüber hat er den Vortheil, daß dieses, von keinem kritischen Halloh gestört, das „Vermächtniß Kains" unbefangen liest und sich ein Urtheil bildet über die Vorzüge und Schwächen eines Autors, dessen Individualität an sich schon eine so eigenthümliche, absonderliche ist, daß sie im Hohlspiegel einer nicht ganz unparteiischen Kritik zum völligen Zerrbild werden müßte.

Sacher-Masoch besitzt ein Erzählertalent, das auf die deutsche Lesewelt

um so pikanter wirkt, weil seine Eigenschaften die einer anderen Race sind. Leider aber liegt etwas Krankhaftes in der geistigen Organisation dieses Schriftstellers. Eine volle Gesundheit würde sich nicht täuschen über die Wirkung beispiellosen Selbstlobes, würde nicht zur Selbstparodie in hundert leichtfertig hingeworfenen Blättern schreiten, würde das Maßlose und das Einförmige in solcher Production längst erkennen und meiden gelernt haben.

Und doch, wie klar ist ebenderselbe Autor zu schreiben im Stande! Man lese nur in der Vorrede zu diesem zweiten Theile des „Vermächtnisses Kains" die Stellen, in welchen er die Grundidee seines Werkes auseinandersetzt. Wie lichtvoll und einfach und schlagend ist da Alles! Man sieht, es mangelt in der geistigen Organisation Sacher-Masochs neben den kranken Stellen noch nicht an gesunden.

Sacher-Masoch wirft, indem er in seinem großen Novellen-Cyklus uns den Slaven, und vielleicht den Zukunftsmenschen schildert, ein Licht in die schauerlichsten psychologischen Abgründe. Der Horizont dieser slavischen Welt ist erdrückend niedrig. Man fühlt sich an die russischen Kuppelbauten mit ihren massigen, schwerlastenden, das Gemüth nicht beschwingenden, sondern gegen die Erde pressenden Formen erinnert. Mit der ganzen Blasirtheit der Culturvölker vereinigt sich da noch die halbe Wildheit eines Naturvolks. Vom Affen scheint wenigstens der Durchschnittsmensch Sacher-Masochs nicht abzustammen — eher vom Bären oder Wolfe. Nackter thierischer Egoismus, kein Aufschwung, kein gehobenes, in sich selbst befriedigtes Innenleben, keine Resignation! Im „Don Juan von Kolomea", dem Meisterstücke Sacher-Masochs, scheitert das Glück der Liebe und Ehe an den Kindern. „Als ob Vater- und Mutterglück nicht auch ein Glück wäre, so groß wie nur irgend eins!" wird der glückliche deutsche Vater ausrufen. — „Warum soll ich arbeiten? man lebt ja nur zu seinem Vergnügen!" ruft der Pole, setzt sich in die Branntweinschenke und läßt für alles Uebrige den lieben Gott und den Juden sorgen. — Aber blicken wir hier nicht auf die „Nachtseiten", nicht in die Abgründe der Menschennatur überhaupt?

Abstrakt gefaßt, sind die typischen Gestalten Sacher-Masochs von unbestreitbarer tiefer Bedeutung.

Der Diebstahl, der Raub, der Betrug, Geiz und Wucher u. s. w. kommen der Reihe nach zur Darstellung in den Novellen dieses zweiten Cyklus des „Vermächtnisses Kains", der das „Eigenthum" behandelt, wie der erste die Liebe. Man darf aber nicht glauben, daß die jedenfalls interessantere „Liebe" hier fehle. Sie ist da, und mit ihr das Sacher-Masoch'sche Weib, das unvermeidliche — das bekannte Weib mit dem bekannten Pelz, der es so überaus gut und passend kleidet, da er das Fell eines mehr oder weniger wilden Thieres ist . . . Gleich in der großartig durchgeführten Eingangsnovelle „Das Volksgericht" haben wir die scheußliche Feodosia. Eine Art weiblichen „Cäsarenwahnsinns" ist da geschildert — und im Uebrigen Kampf um's Dasein in gräulicher Gestalt, oder eigentlich Kampf um den mühelosen Genuß des Daseins. Sacher-Masoch führt indessen in seinem Cyclus auch edle, liebevolle, zärtliche Weiber vor, und diese begnügen sich dann, ihren Liebhaber mit Nadeln zu necken, die sie ihm heimlich in die Aermel seiner Gewänder stecken, damit er sich daran blutig ritze, oder denselben bei einer Kahnfahrt ein wenig in's Wasser zu werfen und sich halb todt zu lachen, wenn er sich erkältet und das Fieber bekommt, und was dergleichen reizende Schelmereien mehr sind . . .

Welch' ein interessanter Unterschied zwischen den Sacher-Masoch'schen grausamen Weibern und den „liebenswürdigen Egoistinnen Turgenjew's!" Diese lassen ihre Anbeter sterben, jene tödten sie. Diese sind meist kalt und tugendhaft und sogar im Stande, wenn ein Anbeter sich ihretwegen erschossen, aus

Rührung ein kleines Armenhaus zu stiften; jene suchen durch Hingebung zu fesseln und erdrosseln ihr Opfer in der Umarmung. Turgenjew bleibt eben immer fein, besonnen und maßvoll; Sacher-Masoch dagegen bezahlt die größere Vertiefung seiner Ideen, die Gluth seiner Phantasie und die bis in's Krankhafte gesteigerte Lebendigkeit seiner Anschauungen mit dem Opfer des künstlerischen Maßes und der Natürlichkeit. Im philosophischen Uebereifer, die Ideen, die ihn beherrschen, so scharf und wirksam als möglich zu verkörpern, schafft er Ungeheuer, die einzeln verblüffen und imponiren, im Dutzend aber lächerlich werden.

Man muß übrigens staunen über den Fleiß und die Energie, mit welcher Sacher-Masoch an der Idee und Durchführung seines Hauptwerkes festhält. Und so weitaussehend der ganze Cyclus, so breit ist auch jede einzelne dieser Geschichten angelegt, und doch ist alles Detail mit großer Sorgfalt ausgeführt. Jede Novelle spinnt schier zu einem Memoirenwerk sich aus, voll von schönen und pikanten Sachen, mit Dichteraugen erfaßt und dem immer originellen Leben abgelauscht. Welch' ein Schatz von Erfahrung ist aufgespeichert im „Testament", welche Kenntniß und welcher Humor in der Judengeschichte „Hasara Raba", welch' ein Detailreichthum des Jägerlebens im „Basil"! Die Monotonie, die man von einem Novellen-Cyclus befürchtet, der ausschließlich das „Eigenthum" behandeln soll, bleibt völlig aus; im Gegentheil, reiche Abwechslung ist ein Hauptvorzug dieser merkwürdigen Erzählungen, von welchen — bald aus Gründen des Inhalts, bald aus Gründen der Form — vielleicht keine einen ganz ungetrübten künstlerischen Eindruck macht, aber auch keine von der Höhe der besseren Leistungen Sacher-Masochs zum Niveau seiner flüchtigeren und leichtfertigeren Arbeiten herabsinkt.

**Robert Hamerling.**

---

## Werinherus.

Gedicht in zwölf Gesängen von Alfred Meißner. (Leipzig, Fr. W. Grunow.)

Im Kloster von Tegernsee lebte zur Zeit Friedrichs des Zweiten, des Hohenstaufen, der Scholasticus Werinher, ein reichbegabter junger Mann, Maler und Dichter, zum Mönch gemacht, doch im Herzen heimlich ein Freund der alten lust- und schönheitsreichen Griechenwelt. Einst nach Salzburg gekommen, entbrannte er dort für eine junge Nonne, die er entführen wollte, um in einem fremden Lande mit ihr glücklich zu sein. Allein, die Flucht wurde vereitelt, Werinher im Kloster zu St. Peter in Salzburg gefangen gehalten, bis ihn die Herren von Tegernsee mit Entschiedenheit zurückverlangten. Die Nonne soll aus Gram gestorben sein.

Diese Sage hat Alfred Meißner in seiner Dichtung „Werinherus" mit meisterhafter Vollendung behandelt. Das Gedicht ist so schlicht, einfach und wahr, so episch volksthümlich, daß wir uns in demselben angehaucht fühlen von dem Geiste einer vergangenen, gottbegnadeten Zeit. Sei es anstatt aller kritischen Auseinandersetzungen doch dem „Heimgarten" gestattet, seinen Lesern ein Capitel aus diesem kleinen, aber herrlichen Epos zu bieten; jene Scene, in welcher Werinher durch List das Bildniß der Cythere vor der Wuth des Pöbels schützt.

Wie schön ist Salzburg, wenn das Abendlicht,
Des Unterberg's gezackt' Profil bestrahlend,
Mit güldnen Lichtern Fluß und Matten malend,
Sich an dem hohen Bau der Veste bricht.
Neu auferwacht als Christin liegt sie da,
Die alte, römische Juvavia,
So reizvoll fesselnd, daß im ganzen Reich
Wohl keine Stadt an edlem Schmuck ihr gleich.
Doch sieh, was will die aufgeregte Menge?
Sie stößt sich, keilt sich und erfüllt den Platz,
Zumeist um Trümmerhaufen gibt's Gedränge:
„Was gibt es, Leute? fand man einen Schatz?"
(fragt Werinher.)

Ihm wird nicht Antwort, aber von den Stufen
Der Treppe und im Kreise hört er rufen:

„Daß Keinen dieses Götzenbild berücke,
Ersäuft's im Flusse oder haut's in Stücke!

„Seht her! ich will den Kopf herunterschlagen!“ —

„„Nein, nein! Zum Fluß das Teufelswerk getragen!““

Vor drängt sich Werinher und sieht den Fund
Hervorgeholt aus schwarzer Erde Grund:
Ein Steinbild, unversehrt, ein herrlich Weib,
Fast jeder Hülle baar den zarten Leib,
Ganz Reiz, ganz Stolz — mit einem Angesicht —
Wer es geschaut, vergißt es ewig nicht!

Doch, ist das Stein? Ist Marmor je so weiß?
Wär's frischgefallener Schnee? Beseeltes Eis?
Da steht's — als ob das Leben wiederkehre,
Als schlürfe neu die Brust das Element
Des allgemeinen Seins .... Werinher erkennt
Das wunderbare Bildniß der Cythere,
Der Siegerin der Welt, dem Meer entstiegen,
Um Allem, was da athmet, obzusiegen!

Ihr Haar ist halb gelöst, im Nacken ruht,
Noch feucht vom Salz der See, der Locken Fluth,
Der rechte Arm, erhoben halb, versucht,
Zu bergen ihres Busens reife Frucht,
Hinwandelnd — und ihr Geh'n erscheint wie Flug —
Trägt sie in ihrer Linken einen Krug.

Dies Bildwerk, wie ein Wunder anzuschauen,
Erweckt im Volke nur unheimlich Grauen,
Die alten Weiber schrei'n, daß Belzebub,
Der unerschöpflich ist an argen Listen,
Im Schoß der Erde dieses Weib vergrub,
Daß es dereinst verführe fromme Christen.
Und sie bekreuzigen sich; doch Wern'her auch
Fühlt sich wie angeweht von Geisterhauch.

„Vor einer Stunde sprach ich noch von ihr,“
Sagt er sich selbst, „jetzt steht sie da vor mir.
Emporgetragen aus des Grabes Nacht,
Erblick' ich sie, wie ich sie mir gedacht.“

Und wieder tönt's: „Daß Keinen es berücke
Dies Teufelswerk, zerhauen wir's in Stücke!“—

„Ein Beil! Ich will den Kopf herunterschlagen!“ —

— „Nein, in den Fluß das Heidenwerk getragen“ — —

So hat der Anblick alles Volk bethört,
Doch, die Gefahr vom Bildniß abzuwenden,
Macht Werinher sich Platz mit rüst'gen Händen
Und schwingt sich dorthin, wo ihn Alles hört:

„Wie mögt Ihr sünd'gen Reiz zu sehen wähnen
In diesem Steine, schön und wunderbar?
Es stellt dies Bild Marien Magdalenen,
Die Büßerin, die Schwester Simon's dar!“

Der Stimme Vollklang und das feste Wort,
Vor Allem das Gewand des Sprechers lähmen
Die Schreier, daß sie mälig sich bezähmen,
Er sieht die Wirkung und so fährt er fort:

„Weil nackt, erscheint Euch schamlos jenes Bildniß?
Nackt ist auch Eva. Und auf diese hier
Blickt, tausend Meilen ferne in der Wildniß,
Das Blumenaug' nur und das scheue Thier.
Dem Bad entstiegen, dem symbol'schen Bade,
Deß Fluth die Quellen sind der ewigen Gnade,
Als in der Reue ungebor'ne Seele
Entsühnt hinwandelnd ohne Sünd' und Fehle —
So hat ein alter Künstler sie gedacht,
Deß Werk nun Gottes Rath an's Licht gebracht,
Daß Alle, die in eitler Weltlust gehn,
Nachdenklich werden und ein Zeichen sehn!“

„Ja, seht die Büßerin! Die gold'nen Spangen,
Die einstmals ihre Lust und Freude waren,
Sie dürfen nimmer ihren Arm umfangen,
Auch keinen Kranz mehr trägt sie in den Haaren,
Nur das Gefäß, aus welchem sie zu salben
Des Heilands theure Füße war gewohnt,
Die Füße deß, der nun im Himmel thront,
Das wahrt sie treu, schont sie um seinethalben.“

Da stutzt die Menge. Hätt' er Recht am Ende?
Man sieht es wohl, der Bruder ist gelahrt,

Viel sah und lernt' er wohl auf weiter Fahrt.
Man nähert sich, man küßt ihm Kleid und Hände.
Das Steinbild ist gerettet, Tod erleiden
Soll 's heut' nicht mehr! Die Folge wird entscheiden,
Ob heilig sei das Bildniß, ob profan,
Ob Strafe werth, ob Ehre zu empfahn.

Das Volk zerstreut sich. Vielen galt's als Wunder

Fast wie die Funken in verbranntem Zunder
Verzieh'n die Letzten sich. Mit seinem Stein
Zieht Bruder Werinher in's Kloster ein.

---

## Nimm mich mit!

„Lebensweisheit in Gnomen" für die Westentasche von Dr. Friedrich Abl. (Graz, Ferstl'sche Buchhandlung, Albert Lentner).

Wenn ich so viele Lebensweisheit besäße, als in diesem anmuthig ausgestatteten Büchlein eingeschlossen ist, ich würde dieselbe nicht in solche Verse und Reime bringen, als es hier geschah. So sinnreiche Regeln ließen sich — wenn sie sich, wie diese, durchaus nicht reimen wollen — gewiß auch in Prosa geistvoll sagen, z. B. „Arbeit ist nicht der Fluch aus dem Paradiese, denn Arbeit öffnet erst das Paradies auf auf Erden", oder: „Arbeit ist das große Vaterunser des Lebens; sie ist der Erlöser der Menschheit, die Schutzgöttin der Jugend, der Trost des Alters"; „Feine Seelen sind mit Wenigem zufrieden"; Warme Herzen sind empfänglich auch für die kleinste Freude"; „Wess' Auge nicht geweint, der hat nicht sehen gelernt." Das sind geschälte Perlen aus dem kleinen Buche, welche die Muschel des gereimten Vierzeiligen ganz leicht entbehren. Sinnvoll sind auch andere Sprüche, z. B. der vom Menschenherzen, das bei allen erfüllten Wünschen dennoch ungestillt und leer bleibt, so lange man nicht selbst in sich einkehrt; oder vom angewohnten Fehler, der wie eine zudringliche Fliege, hundertmal verscheucht werden muß, bis er endlich ausbleibt. Oder:

„Wer das Leben gar zu ernsthaft nimmt,
Wen der Morgen nicht zu neuen Freuden stimmt,
Wer am Abend keine Lust zu hoffen begehrt,
Dem ist das Leben nicht des An- und Ausziehens werth."

„Man lehrt am besten,
Wenn man ist vergnügt;
Und lernt am besten,
Wenn man ist betrübt."

„Nur was labend zum Herzen spricht,
Das allein ist ein Gedicht."

Mancher dieser Sprüche, es sind deren über 15 Dutzend, bedeutet freilich nichts, manch' anderer hingegen dünkt mir für die Westentasche zu gut, er sollte tiefer sitzen. **S. M.**

---

Von der **„Geschichte der österreichisch-ungarischen Monarchie"**, bearbeitet von M. Smets, Verlag von Hartleben (Wien) ist bereits das 9. Heft erschienen. In demselben beginnt der zweite Abschnitt: „Die österreichischen, böhmischen und ungarischen Länder bis zu ihrer dauernden Vereinigung (1283 bis 1526). Selbstverständlich läßt sich über ein so umfangreiches, bedeutend angelegtes Werk ein endgiltiges Urtheil noch nicht fällen; doch scheint dieses Buch in seiner Eintheilung, Gründlichkeit und Klarheit, sowie in seiner patriotischen und freisinnigen Tendenz vorzüglich zu werden. Gut ausgeführte Holzschnitte, die den Heften beigegeben sind, unterbrechen in angenehmer Weise die sich lange hinziehenden Abschnitte, ohne das Werk gerade zu einer jener Bilder-Lieferungen zu machen, die heute auf Kosten der Gründlichkeit des Textes auch in die wissenschaftliche Literatur Eingang gefunden haben.

---

## Zeitlichtln.

Gedichte in oberösterreichischer Volksmundart von Wilhelm Cappilleri, Wien, Stemmler und Lorius.

Der Einsender dieses Buches verfehlte nicht, demselben auch einen Bogen voll „Urtheile der Presse“ beizulegen, die uns ganz gewaltig für das Werkchen zu interessiren wissen. So heißt es in einer der Recensionen: „Wir haben bisher noch kein Dialektwerk gefunden, welches das deutsche Volk so zu interessiren vermochte, als Cappilleri's Zeitlichtln“. Und in einer andern: „Reuter zur Seite steht jedenfalls der österreichische Dialektdichter Cappilleri, dessen „Zeitlichtln“ in Anbetracht der Empfindungen uns noch über Reuter's Dichtungen zu stehen scheinen.“ Und in einer dritten: Cappilleri ist der hervorragendste Dialektdichter der Gegenwart.“

Derlei Aussprüche sind einem neuen Werke fast immer schädlich, sie fordern entweder die Kritik heraus oder machen sie überflüssig. Wir legen Lob und Büchlein rathlos aus der Hand.

## Postkarten des Heimgarten:

**L. in Zion:** Jetzt im Sommer? Bedenken Sie, was Ernst Rauscher verräth:
„Mein Haupt hinleg' ich auf's weiche Moos,
Und schau' in die schwanken Bäume;
Sie sagen — freilich, die Thoren, bloß —
Daß träg' die Zeit ich versäume.
O süßes Thun!
Da lieg' ich nun
Und lebe, liebe und träume.“

**J. P. Graz:** Der „Heimgarten“ hat keine Vorliebe für Räthselaufgaben, verschließt sich aber auch nicht prinzipiell dagegen, wenn sie originell und geistreich sind.

**M. M. Pforzheim:** Paul Heyse's: Dr. Mohr sagt:

„Die Leute schlafen und lassen sich allerhand träumen und Du, Franzelius Grachus, gehest herum, wie Macbeth und mordest den Schlaf! Nie habe ich begriffen, wie ein Mensch so unmenschlich sein kann, irgend wen, der schläft, aufzuwecken. Aber predige man diesen Humanitariern Menschlichkeit! Ihr seid gerade so eigennützig wie die Pfaffen und Dunkelmänner auch. Um nur e u e r Licht anzünden zu können, trommelt ihr die Menschheit um drei Uhr schon aus den Betten!“

Auch Sie halten es zum Theile mit diesen Auftrommlern, beklagen aber die vielen Irrlichter, die den Aufgeweckten angezündet werden und halten das kirchliche Dogma sowohl, als auch den „Materialismus“ für solche Irrlichter, welche besonders die Arbeitermassen verführen und schreckliche Folgen nach sich ziehen werden. Sie richten ihre freimüthige Schrift sowohl gegen die Pfaffen des Unglaubens, als auch gegen die des Aberglaubens. —

**O. K. Graz:** Einiges benützt. Ueber Kindberg und sein durch das Erdbeben zu Grunde gegangenes Schloß dürften Sie im „Topographisch-statistischen Lexikon von Steiermark“, herausgegeben von Janisch (Leykam-Josefsthal) Bescheid finden.

**L. J. W. Meran:** Unsere Nutzpflanzen zu besingen wäre löblich; doch Sie thun es etwas stark in der Manier Coles', der in seiner Geschichte der Pflanzen vom Hanf sagt: Aus dieser Pflanze werden Stricke gemacht, und mit diesen Schiffe gelenkt, Glocken geschwenkt und Schelme gehenkt.

**F. K. Graz:** Inhalt des Gedichtes gut, aber warum die Unbeständigkeit in der Form?

**A. K. Graz.** Im Café zum botanischen Garten liegt der Bescheid.

**Karl** ...... Uns schien es selbst, als wäre der Verfasser des „Donatiberg“ (10. Heft d. H.) auf seinem flinken Pegasus um 1000 zu hoch gestiegen. Der Terglau in Krain mißt wirklich nur 9036 Fuß.

**K. J. Marburg:** Bei uns nicht eingelangt.

**K. J. E. K.:** Bewahren Sie uns Ihre Offenheit, aber verlangen Sie nicht, daß wir die Meinung eines Einzelnen für die des Publikums gelten lassen sollen.

Druck von Leykam-Josefsthal in Graz. — Für die Redaction verantwortlich P. K. Rosegger.

Heft 12. September 1877. I. Jahrg.

# Der Pechloisl.

Eine Dorfgeschichte von B. Young.

Des Engerbauers sechs Buben waren alle bildsauber und kräftig gewachsen und daher auch der Stolz ihres Vaters. Sein Liebling aber war der Jüngste, der Loisl, ein pausbackiger Bub mit hellblauen Augen, goldgelben Ringellocken und einem kugelrunden Gesicht, das anzuschauen war, wie ein weiß und roth angestrichener Vollmond.

Der Loisl war überhaupt das Nesthockerl, der ganzen Familie Augenapfel und dies, wenn nicht schon wegen seines pakschirlichen Aeußeren, doch eines anderen Umstandes wegen, der ihn der doppelt liebevollen und fürsichtigen Behandlung seiner nächsten Umgebung empfahl.

Der Loisl war nämlich von seiner Geburt an ein kleiner Pechvogel, und mancherlei sonderbarer Zufälligkeiten wegen erhielt er schon als ganz kleiner Junge den Spitznamen „Pechloisl“.

Der Loisl erblickte das Licht der Welt an einem Freitag und dieser wieder fiel auf einen 13. April, an dem Regen, Schnee, Sonnenschein und Windstöße wechselten, wie die Launen einer in interessanten Umständen sich befindenden Katze.

Die Engerbäuerin, die sich alle fünfmal früher und dieß eine Mal besonders ein Dirndl und nicht einen Buben gewünscht hatte, empfing die Kunde von dem Geschlecht ihre Neugebornen mit so viel Verdruß, daß sie den damals noch namenlosen Schreihals aus den Händen der Hebamme nur deshalb nahm, um ihn mit ärgerlicher Heftigkeit in das hochaufgehäufte Bettflaumen-Gebirge zu werfen, mit dem Ausruf: „Schon wieder so ein dummer Bub!“

So weich nun auch die Beschaffenheit besagten Gebirgsterrains gewesen sein mochte, des Engerbauer's jüngste Sprößlingsnase nahm dennoch Anstoß an dem Carambole, bekam einen gewaltigen Nießreiz, dem wieder ein Schnackerl (zu deutsch auch Schluchzen benamset) folgte, wodurch seinem Er-

zeuger sowohl, als auch der hochweisen „Madame“ unsagbare Sorgen erwuchsen.

Bei der Tauffeier, wo es ziemlich hoch hergegangen, war doch der Pathe der fürstliche Förster in Person, passirte unserem kleinen Geschichtshelden ein schier noch schlimmeres, jedenfalls weittragenderes Mißgeschick.

Die Frau Försterin hatte nämlich unserem Loisl außer einem zinsbaren Werthgeschenk auch ein Amulet verehrt, welches schon deren Urgroßmutter und nach dieser alle weiblichen Enkel und Enkelskinder auf der Brust getragen und dessen sich auch die letzte Sprossin sicher nicht entäußert haben würde, wäre diese nicht ohne Leibeserben geblieben und hätte sie jetzt nicht durch eben dies Geschenk der lieben Frau Gevatterin ein in die Augen fallendes Werthopfer zu bringen gedacht.

Besagtes Amulet, in zartes Rehleder genäht, bewies schon durch seine fettglänzende Außenseite, welch' hohes Alter es erreicht und durch wie viele Generationen hindurch es ungesäubert, daher auch unentweiht geblieben sein mochte.

Dieses nun hing die Frau Oberförsterin unter allseitigen beifälligen Rührungsthränen dem Täufling um den Hals und vorläufig sollte dasselbe bis nach Beendigung des solennen Taufgelages umgehängt bleiben zu allgemeiner Besichtigung.

Nun aber, der wohlgesittete kleine Weltbürger lag eben schlaftrunken im Schoße seiner ihm so wohlmeinenden Pathin und diese wieder, trunken vor Freude über ihre neuerlich erworbene Würde als solche, vielleicht auch von überaus reichlich genossenem Traubenblut, merkte es nicht, daß Sultel, des Försters Liebling, ein zu den besten Hoffnungen heranwachsender vierbeiniger Jagd-Eleve, sich leise an den kleinen Helden des Tages heranschlich, diesem erst mit seiner breiten Zunge wohlmeinend über das unschuldsvolle Antlitz strich, sodann schnuppernd das geweihte Amulet berührte, um diesem letzteren schließlich seine ganze Aufmerksamkeit zu widmen.

Mit einemmale erwachte der kleine Täufling und schrie; die bereits wieder mit seinem Geschlecht versöhnte Mutter beeilte sich, ihren Jüngsten zu sich zu nehmen, aber, o weh — dieser war unzertrennbar zusammengewachsen mit dem Sultel, der das Amulet nach und nach vollends in seinen Besitz gebracht hatte und von welch' letzterem nur mehr die Schnur zu sehen war, die theils aus des vierbeinigen Jagdaspiranten Rachen guckte, theils um das Hälslein unseres Loisl geschlungen war.

Panischer Schrecken ergriff da die Anwesenden, aber da Sultel nichts mehr von sich geben zu wollen schien, was er einmal mit Energie erfaßt, unser kleiner Mann aber eine solche durchaus noch nicht zu entwickeln vermochte, so blieb nichts übrig, als ein gewaltsames Trennen mittelst Scheere der beiden Besitzer besagten Amulets.

Stolz wie ein Triumphator, der eines glänzenden Sieges sich bewußt, verkroch sich Sultel unter den Tisch, wo diverse Stiefelabsätze seine gehobenen Gefühle einigermaßen zu beeinträchtigen bemüht waren, während unser Loisl, wie ein echter Stoiker, gemüthlich an die Mutterbrust sich legen ließ, um dort, am Brunnen der Natur, Vergessenheit zu suchen, über den Verlust, der ihn soeben getroffen.

Von diesem Moment an datirten die weiblichen Dorf-Weisen auch all' die kleinen Mißgeschicke, die fortan unserem Freund begegnen sollten, um ihm gar bald das Prädikat „Pechloisl“ zu verschaffen.

In der Schule lernte unser Pechloisl, wie wir ihn fortan nennen wollen, sehr fleißig. Aber wenn er eben eine wundersam saubere Preisaufgabe geschrieben hatte, warf ihm sicher ein Nebensitzender, ohne dieß immer gewollt zu haben, das Tintenfaß über

dieselbe. Hatte er eine Stelle beim Examen besonders gut memorirt, im Moment, wo er aufgerufen ward, bekam er Nasenbluten oder stieß ihm sonst ein Uebelbefinden zu und mußte er den Lehrsaal verlassen. Warfen sich die Jungen auf der Straße mit Steinen und ging der gutmüthige Loisl just in ziemlicher Entfernung an ihnen vorüber — paff! traf ihn ein solches Wurfgeschoß und er kam mit blauem Auge heim.

Beim Eislaufen auf dem festgefrornen Teich, fiel immer er in die einzige dünnbedeckte Lücke und wurde mit Mühe und pudelnaß aus dem Wasser gezogen. Stellten seine Brüder daheim irgend ein kleines Unheil an, wurde es ihm in die Schuhe geschoben und erhielt er dann für die fünf Anderen seine Hiebe. Fraß die Katze den Rahm von der Milch, mußte er es büßen, denn man fand ihn zufällig jedesmal in der Nähe der betreffenden Schüssel, und wenn er einmal, an hohen Festtagen zum Ministrantendienst ausersehen ward, so stolperte er sicher über seinen überlangen Chorrock oder es entfiel ihm mit großem Geräusche im unrechten Moment die Klingel, welche zur Wandlung läuten sollte.

Daß unter solchen Umständen seine Ohren vielfach in die Länge gezogen wurden und daß er trotz seiner Beliebtheit in der Familie wie unter allen Dorfbewohnern doch eigentlich ein Märtyrer zu nennen war, daran mochte wohl einzig und allein des vorwitzigen Sultels unbezähmbares Gelüste die Ursache gewesen sein.

Ein Hauptmalheur (richtig bezeichnet eigentlich nicht ein solches) traf unseren Loisl in seinem zehnten Jahre und gab seinem Leben von da an eine eigene Richtung.

Es ward damals eine große herrschaftliche Jagd angesagt und zu derselben die tüchtigsten Jungen als Treiber angeworben.

Der Förster-Pathe hatte seinen Liebling, den Loisl, auch bestellt, damit dieser sich nicht nur ein Waidmanns-Vergnügen, sondern zugleich bei der Gelegenheit ein kleines Handgeld zu verschaffen vermochte.

Unser Loisl, der mit unbändigem Vergnügen diesem Tag entgegengesprungen war, lag am Abend desselben jammernd und stöhnend auf der Vorderseite seines Ichs, da ihm die die Kehrseite desselben mit Schrotkörnern bespickt worden war von der ungeschickten Hand eines städtischen Jagdfreundes.

Aber dieses „pikante“ Abenteuer machte den herrschaftlichen Gast, der ihn in so unliebsamer Weise tätowirt, auf den Jungen aufmerksam, der Loisl erhielt durch des Försters Vermittlung nicht nur ein reichliches Schmerzengeld auf die Hand gezahlt, er wurde auch zu Letzterem in die Lehre gegeben, nachdem der Loisl bestimmt erklärt hatte, er fühle sich durch eben angeführte Feuerprobe zum Jäger gestempelt und wolle auch nichts Anderes werden als ein solcher.

So wurde denn unser Pechloisl ein Jägerjunge und manches Jahr hindurch starben in diesem Revier die Hasen an Altersschwäche und manch' hochbetagtes Böcklein pries den Umstand, daß der Pechloisl zum Waidmann geworden war.

Zu der Zeit, wo wir unsere eigentliche und höchst wahrhaftige Geschichte beginnen wollen, ist der Pechloisl ein schöner, stattlicher Bursche, schier der sauberste auf Meilen in der Runde und mehr als ein Dirndl ist in ihn verschossen.

Der Pechloisl ist dem Weibsvolk auch gar nicht abhold und nimmt's nicht krumm, wenn sich so ein schlankes, weißes Hälsel nach ihm umdreht und wenn ihm ein paar blaue oder schwarze Augen auf Tritt und Schritt nachfolgen. Aber so recht verschossen ist er doch nur in Eine, und das ist, was man sagt, eine kritische, die Waidinger-Roserl, dem Müller sein einziges Töchterl.

„Weißt Loisl“, hat sie ihm einmal gesagt, wie er ihr zum erstenmale seine Lieb hat erklären wollen, „Pech und Mehl taugen nicht zusamm', es gäbet ein' argen Pantsch!“ und hat ihn listig lächelnd stehen lassen, den armen Bub'n und dem hat's schier das Herz abgedrückt bei ihrer Rede.

„Verfluchtes Pech!“ hat er sich gedacht, „mußt Du mir denn überall hin folgen?!“ Dann aber ist er trotzig geworden und hat's Mädel nicht mehr ang'schaut, wenn's ihm auch die Brust zusammengeschnürt hat vor bitterem Weh.

Wie's nun mit den Frauenzimmern schon geht, daß sie die Mannsbilder gewöhnlich abtrumpfen, die ihnen wie die jungen Pudel auf Tritt und Schritt nachlaufen, dagegen denen gegenüber, die keine Notiz von ihnen nehmen oder ihnen gleichgiltig und kalt begegnen, völlig Feuer und Flammen werden, wenn's noch dazu saubere und tüchtige Burschen sind, so war's jetzt auch mit der Roserl der Fall.

Kaum daß der Loisl ihr in stummer Resignation den Rücken gedreht, hatte sie's auch schon weg gehabt, daß der und kein Anderer für sie passen thäte, und daß die Stellung einer Frau Försterin gar keine so unebene wäre.

Aber der Pechloisl war g'schreckt und da er zudem auf sein Glück niemals viel getraut, so hat er sich gedacht: Verzicht' auf die Waidinger-Roserl, denn die kriegt doch gewiß ein Anderer und nicht du.

In stummer Angst hat da die Roserl eine zeitlang auf seine Wiederkehr gewartet und sich fest vorgenommen, ihm ein nächstes Mal freundlicher begegnen zu wollen, um ihn ja nicht wieder abzuschrecken, aber — der Pechloisl hatte die Courage verloren und getraute sich nicht mehr in ihre Nähe.

Und das ward zu neuem Pech für den Loisl, denn ein anderer Bursche, der Pfisterer-Sepp, der schon lange ein Aug' auf die Waidinger-Roserl gehabt, der ging ihr jetzt auf Tritt und Schritt nach und verlangte sie sogar von ihrem Vater zum Weibe.

Nun, die Roserl mochte ihn zwar durchaus nicht leiden, den Pfisterer-Sepp, aber sie schnalzte ihn derowegen nicht kurz ab, weil sie vermeinte, in dem neuen Anbeter einen Köder für den alten, eingeschüchterten zu finden. Die Eifersucht, so hoffte sie, werde ihr den Pechloisl wieder zuführen.

Dieser erfuhr denn auch recht bald von den feurigen Bemühungen des Pfisterer-Sepp um die Liebe der Roserl und das brachte ihn so in Wuth und machte ihn so confus, daß er in der nächsten Zeit wirklich alles Wild in seinem Revier auf unbestimmte Dauer leben zu lassen gezwungen war, und mehr Pulver und Schrot unnütz verpuffte, als er dies vor dem gestrengen Herrn Förster je verantworten konnte.

Am Abend desselbigen Tages, an dem er neuerliche Kunde von der Liebesaffaire erhalten, ging er in Gedanken verloren an der Mühle vorüber. Zwei Müllerjungen saßen da unter der Hausthür und die schienen den Pechloisl nicht zu bemerken, denn der Eine von ihnen sagte eben jetzt:

„Möcht nur wissen, was denn die Roserl an dem patscheten Pfisterer-Sepp eigentlich Schönes find't? Mir könnt' der gar nit g'fallen!“

„Sein Schnauzer wird's sein, der ihr ansteht“, lachte der Andere, „der ist aber auch martialisch; auf so was halten die Weibsleut und der Pechloisl, der hat eben nur ein' Flaum unter der Nasen, wie ein jung's Henderl!“

Wie ein zweischneidiges Messer fuhren diese Worte in Ohr und Herz unseres armen Pechloisl. Unwillkürlich strich er gleichzeitig mit seiner rechten Hand über die Oberlippe und ein unsagbares Weh bemächtigte sich seiner.

Ja, das war wirklich nur wie die Flaumfedern eines jungen Hühnchens, was dieselbe beschattete, er fühlte es, aber er konnte doch nichts dafür.

„Verfluchtes Pech!“ zitterte es wieder von seinen Lippen, dann ging er rascher auf das Dorf, dem Wirthshaus zu, wo er in einem Glas Wein seinen Aerger ersticken zu können hoffte.

Aber aus einem Glas wurden zwei und diese Beiden noch verdoppelt und schließlich fühlte der Pechloisl, der kein eigentlicher Trinker war und nicht viel vertragen konnte, daß sein Kopf etwas schwindlig wurde und so wollte er denn heim, Kummer und Rausch zu verschlafen.

Just wie er nun seine Zeche auf den Tisch warf, erschien an demselben ein jüdischer Hausirer mit seinem Waarenkasten und bot feine Seife, Fleckwasser, Kraftpomade, Stiefelschmiere u. dergl. mehr zum Verkaufe an.

„Kraftpomade, um in unglaublich rascher Zeit den üppigsten Haarwuchs zu erzielen“, lasen da die schon etwas trübe gewordenen Augen Pechloisls. Dann nahm er schnell so einen kleinen Tiegel aus den Händen des Hausirers steckte geduldig noch ein Fläschchen von dem berühmten Fleckwasser und eine Schachtel Wichs, die ihm aufgedrungen wurden, zu sich, bezahlte das dafür Geforderte und eilte damit zum Dorf hinaus, dem Jägerhäuschen zu, wo er wohnte.

„Hilf, was helfen kann!“ meinte er, krampfhaft den Tiegel mit der Kraftpomade in seiner Faust haltend, dann versank er wieder in dumpfes Brüten und kam völlig wie verdreht nach Hause.

Die alte Kathrein, die ihm in seine Stube leuchtete, die merkte gleich, wie viel's bei dem geschlagen hatte und daß es im Oberstübel des Loisl nicht richtig wäre und es that ihr das leid, denn der Bursche war sonst immer nüchtern und ordentlich gewesen.

„Nun, einmal ist keinmal“, meinte sie dann, sich selbst beruhigend, „und wer weiß, was ihm über's Leberl gelaufen ist!“

Der Pechloisl aber warf sich, angezogen wie er war, auf sein Bett. Die Galle und der allzureichlich genossene Wein kochten in seinem Blut und halb schlafend, halb wachend, träumte er vom Waidinger-Roserl und dem martialischen Schnauzer des Pfisterer-Sepp, vom jüdischen Hausirer und der Kraftpomade, von seinem verspotteten Henderlflaum und seinem historischen Pech.

Plötzlich fuhr er wild von seinem Lager in die Höhe, griff um sich nach dem eben gekauften Präservativmittel und mit einem zornigen: „Wart', ich will Dich!“ was wohl dem saumseligen Wachsthum seines Barthaares gelten mochte, rieb er sich, — oh, heilloser Mißgriff! mit dem ätzenden Fleckwasser die Oberlippe so energisch ein, als er es nur vermochte.

Ein höllisches Brennen der Haut machte sich sofort fühlbar; aber mit stoischer Ruhe, mit wahrer Engelsgeduld ertrug er dasselbe und obwohl ihm das Wasser vor Schmerz aus den Augen lief, stöhnte er nur leise und tröstete sich mit dem Gedanken: Wenn's nicht angreift, wirkt's auch nicht!

Am nächsten Morgen, es war just Sonntag und die Glocken läuteten eben in die Messe, trat die alte Kathrein mit dem Frühstück in des Pechloisls Kammer.

Dieser, dem der Schlaf noch wie Blei in den Gliedern lag und der, wahrscheinlich eine Folge des all zu reichlich genossenen Weines, selbst das Brennen seiner mißhandelten Oberlippe bewältigt hatte, richtete sich langsam in die Höhe und frug mit halbgeschlossenen Augen, wie viel Uhr es denn sei.

„Jesses Maria! schrie statt jeder Antwort die Kathrein und das Kaffeehäferl und die Semmeln kugelten schon auf der Diele herum.

„Was hat denn die Kathrein?“ rief jetzt erschrocken der Pechloisl und starrte diese verwundert an.

„Ich —? Oh, ich hab gar nichts, — aber Er — der Loisl — schau' sich der Loisl nur an, — mir scheint gar, Er hat die Fleck!“

„Rasch griff die Alte dabei nach einem an der Wand hängenden kleinen Spiegel und reichte ihn dem Jägerburschen hin. Dieser warf einen Blick auf denselben, dann schrie er laut auf und verhüllte sich mit dem Polsterzipf schaudernd das erbleichende Angesicht.

Das unselige Fleckenwasser, das entweder aus unverdünntem Salmiak oder gar noch Schlimmerem bestanden haben mochte, hatte ihm die Haut verbrannt und den zarten Bart, die schönen blonden Henderlflaumen braun, roth und violett gefärbt.

Der Pechloisl war anzuschauen wie ein Hanswurst.

Vom Kirchgang konnte an dem Sonntag natürlich keine Rede sein und auch während der nächsten 14 Tage ließ sich der Jägerbursch nur vor seinen Hasen und Füchsen sehen, denen er jetzt ganz wild an's Leben ging, wie als wollte er sich an ihnen rächen für das übel angewendete Fleckwasser.

Die Waidinger-Roserl war mittlerweile auch nicht zum Besten daran. Seit der Pechloisl sich scheinbar nicht mehr um sie kümmerte, fühlte diese erst recht, wie gut sie dem Burschen war und wie unausstehlich ihr dagegen der Pfisterer-Sepp.

Schrecklich, wenn der Loisl gar freiwillig zurücktreten und dem Sepp Platz machen wollte! Nein, darüber mußte die Roserl sich Gewißheit verschaffen und derowegen kaufte sie sich auch am dritten Sonntag nach des armen Verliebten grausamlicher Verschandlung beim Krämer einen hübschen Bogen Briefpapier, auf welches ein mittelst Pfeil durchlöchertes Herz in leuchtenden Farben gemalt war, und schrieb in ziemlich gewagter Schrift:

„Herzlieber Loisl! Sei nicht dumm, — den Seppl mag ich nicht. Komm' heut auf die Nacht zu mir fensterln, 's Andere werd ich Dir selber sagen. Deine allezeit getreue

Rosalia Waidinger.“

Den Pechloisl hätte schier bald der Schlag getroffen, wie ihm die alte Kathrein in der Früh mit dem frischen Brot aus der Mühle auch das nicht mehr ganz frisch aussehende Brieflein auf den Tisch legte.

Das Herz schlug ihm so heftig, als er die wenigen Worte las, daß er völlig nach Luft schnappen mußte, dann aber griff er nach seinem Spiegel, besah sich recht sorgsamlich und aufmerksam und als er die Ueberzeugung gewonnen, daß nun auch jede Spur des drastischen Bart-Erzeugungs-Mittels verschwunden und dieses nichts weiter verbrochen hatte, als daß der blonde „Flaum“ ein brauer geworden, was jedenfalls eine bessere Schattirung abgab, schmunzelte er seinem eigenen Bilde zu und meinte:

„Geh'n wir fensterln!“

Ja, das Fensterln wäre nun schon recht gewesen, wenn nur der Pechloisl auch genaue Kenntniß gehabt hätte, wo dasselbe eigentlich stattfinden sollte. Die Mühle hatte nämlich gar viel solcher Maueröffnungen, die dazu dienen, Luft und Licht und mitunter auch Anderes einzulassen zu Lust und Plaisir der Menschheit.

So verschossen der Pechloisl in die Waidinger-Roserl auch immer gewesen, oder vielleicht gerade deswegen, wo sein Schatz eigentlich logirte, das wußte er nicht recht, hatte er sie doch nie zu irgend einem Fenster herausschauen sehen, sondern nur immer im Hof, beim Brunnen oder unter der Hausthür erblickt.

„Na, 's wird sich schon finden!“ lachte er lustig vor sich hin, als er, noch vor der Mond sein kugelrundes Gesicht durch die Wolken steckte, auf die Waidinger-Mühl zuging.

Der alte Müller, das wußte der Pechloisl, der war zu der Stunde immer bei der „Silbernen Gans", wo er seine 4—5 Liter Braunbier vertilgte. Die Knechte waren an Sonntagen mit Ausnahme eines einzigen, der Dienst hatte, auch nicht daheim, folglich konnte er nicht fehl gehen, wenn er nur an einem Fensterl ein Licht sah und ein solches Zeichen, meinte er, würde sie ihm doch geben.

Und richtig! Oh, gesegneter Pechloisl! sah er nicht nur eine Fensterlucken erleuchtet, als er der Mühle näher kam, nein, auf jeder Seite vom Haus war ein Stüberl hell, doch überall die Vorhänge vorgezogen.

„Das Nächste ist immer 's Beste!" jubelte es in seiner Brust und schnell, wenn auch leise, klopfte er an die Scheiben.

Im Moment war drinnen im Stübel das Licht ausgelöscht, das Fensterl öffnete sich geräuschlos und zwei kugelrunde Arme umschlangen des Loisl's Nacken und auf seinen Lippen brannte schon ein „Bussel", wie es schallender nicht aufgedrückt werden konnte.

Seine Seligkeit hätte nun wahrscheinlich keine erhöhte Potenz mehr vertragen, wäre sie nicht paralysirt worden durch eine monumentale Ohrfeige, die ihm fast unmittelbar nach erfolgtem Liebesbeweis von unbekannter, leider Gottes nur zu kräftiger Hand applizirt wurde, eine Ohrfeige, die wie vom Himmel geflogen kam, die aber höchst irdisch zu nennen war, denn die Augen gingen dem Loisl über und seine gewiß gesunden Zähne geriethen in's Schwanken.

„Himmel Sakra! Was macht der Kerl da?!" brüllte eine sonore Bauernkehle, diesem Ausruf folgte ein leiser Schrei hinter dem rasch wieder geschlossenen Fenster, in dem Moment steckte Vater Mond sein feistes Antlitz neugierig zwischen einem Paar dicker Wolken hindurch und der Pechloisl blickte in des ersten Mühljungen erbittertes Angesicht.

„Was geht's Dich an, Haderlump?!" schrie jetzt der Pechloisl und versuchte seine in unfreiwilliges Erröthen gerathene Wange mit der rechten Handfläche zu kühlen.

„Was 's mich angeht, wann Du zu meiner Dirn fensterln gehst? brüllte der weiße Othello wieder. „Na wart', ich werde Dir's sagen. Vorerst aber, Du patscheter Hasenschrecker, will ich noch das europäische Gleichgewicht herstellen auf Dein'm G'sicht, will Dir auf die linke Seiten noch Eine 'runterhauen, damit die rechte nit harb wird!"

Und paff! hatte der arme Pechloisl wirklich einen wahren Prachtzwilling von einer Ohrfeige erhalten; damit aber war auch sein Gleichmuth erschöpft.

Für ein Bussel zwei Backenstreiche! Das ging ihm denn doch gegen allen Glauben an eine Gerechtigkeit auf Erden. Wüthend, wie er war und baumstark dazu, packte er jetzt seinen mehligen Nebenbuhler, hob ihn auf und schmiß ihn mit wahrhaft virtuoser Schnelligkeit und Bravour in den Mühlbach.

Ein Mark und Bein durchdringender Schrei folgte diesem Ereigniß, die Thüre neben dem verhängnißvollen Fenster wurde aufgerissen und eine Dirn — die Roserl war's nicht — flog an unserm Pechloisl vorüber, dem Mühlbach zu, aus welchem sich eben der abgekühlte Rächer seiner Ehre herauszuwinden begann.

Fast gleichzeitig aber erschien jetzt an der anderen Seite des Hauses, an dem zweiten erleuchteten Fensterl der neugierig dreinschauende Kopf der Waidinger-Roserl und diese rief mit lauter Stimme:

„Was gibt's denn — ? Was ist denn g'schehen?"

Den Loisl hätt' schier bald der Schlag getroffen, wie er sein Versehen gemerkt hat. Aber er hat sich doch

schnell gefaßt und ist dort unter's Fensterl getreten mit einem vorsichtigen Pst! pst!

Auch das Licht ist dann sofort ausgelöscht worden und die Beiden sind flüsternd bald mit einander in's Reine gekommen.

Recht glücklich war die Roserl, nachdem sie ihr Herz vor dem Pechloisl ausgeschüttet hatte und nur als sie bemerkte, daß trotz ihres freimüthigen Liebesbekenntnisses der wahrscheinlich von so vielem Glück Uebermannte noch immer etwas dasig vor ihr stand, da beugte sie sich mit wahrhafter Selbstverleugnung aus dem Fensterrahmen, streichelte sanft, wenn auch mit kräftiger Hand des Loisl's glühende Wangen und flüsterte:

„Oh, mein Loisl, Du brennst ja völlig, — fehlt Dir was?“

„Nein, ich mein eher, ich hab zu viel!“ stotterte der betäubte Liebhaber; dann, vorsichtig seine beiden Hände wie Schalter rechts und links anbringend, drückte er jetzt schnell einen weniger folgenschweren Kuß auf der Roserl Lippen, die ihm herzlich gute Nacht sagten und schlich sich wie ein geschlagener Held, aber mit den besten Hoffnungen auf die Zukunft nach Hause.

Wie die meisten glücklichen Liebesgeschichten nahm auch diese ihren normalen Verlauf. — Sie kriegten sich.

Dem Pechloisl ward eine Försterstelle verliehen und die Roserl wurde sein Weib.

Bei der Hochzeit gab es freilich wiederum einige kleine unliebsame Störungen, die alle dem historischen Mißgeschick des Bräutigams in die Schuhe geschoben wurden, aber auch diese verliefen zur allgemeinen Zufriedenheit.

So hatte der Loisl die Eheringe daheim vergessen und mußten dieselben (beim Altar erst vermißt) in allen Winkeln gesucht werden. Bei der Tafel passirte dem glücklichen Neuvermählten das Malheur, daß er die Kranzeljungfern öfter für seine ihm eben Angetraute hielt und sie dann immer derb abküßte, was wiederum die Folge hatte, daß ihn sein Schwiegervater scharf abkanzelte (zum Glück für ihn gab's keine Schwiegermutter mehr) und als schließlich das Fest unter allseitiger Kopflosigkeit zu Ende ging, — der Wein bei demselben war nämlich sehr gut und sehr viel vorhanden gewesen, — die Gäste nach Hause taumelten, auch der Loisl darauf vergessen haben mochte, wohin er heute gehörte, — kurz, er machte sich auf und davon und ließ seine Roserl zurück.

Erst im Wald kam er zu sich. Als er dann schnell umkehrte und sein Weiberl holen wollte, hatte diese sich schon in ihre Kammer eingeschlossen und der Loisl — na, der Loisl brachte seine Hochzeitsnacht auf der Treppe zu, auf welcher er Morgens mit etwas schwerem Kopf, mit noch schwererem Herzen und entsetzlich langer Nase erwachte.

Die Roserl aber war ein gutes Ding und ein rechtschaffenes Weib, sie trug dem Loisl nie lang etwas nach und noch war kein Jahr ihrer Ehe herum, als sie ihm auch schon einen Buben schenkte, dem bald ein zweiter, dann wieder ein Dirndl folgte und sofort — bis nur ein Kind noch zum Dutzend fehlte.

„Jetzt ist's aber g'nug!“ schrie da der Pechloisl, dem der Segen Gottes schon ein wenig zu dick kommen mochte. „Mehr als ein Dutzend können wir nicht brauchen! — — —

— — Nach zehn Monaten gebar ihm die Roserl — Zwillinge.

Der Loisl kratzte sich hinterm Ohr, dann lachte er laut auf und meinte:

„Dreizehn! Na, ja! das g'hört halt zu mei'm Pech!“

Wie's zum Taufen der Zwillinge gekommen ist, da war auf einmal guter Rath theuer, woher ein Gevatter für die zwei Buben genommen werden sollte. Der Pech-Förster, wie der Loisl neuerer Zeit im Ort genannt wurde, genirte sich schon völlig, alle Jahr,

manchmal sogar früher noch, bei einem Nachbar anzuklopfen mit solcher Bitt und jetzt, bei Zweien konnt er's gar nicht verwinden.

„Wie wär's denn", meinte da sein Weib, „wenn Du zum Vetter Jakob ging'st" (es war das ein Bruder ihrer seligen Mutter), „der schlagt Dir die Bitt sicher nicht ab!"

„Der Pechbauer? Richtig, Roserl, das war ein guter Einfall!" lachte der Pechloisl; ein wahrer Galgenhumor überkam ihn jetzt. „Wer paßt denn besser für uns als Gevatter, wenn nicht ein Pechsieder!"

„Er ist ein wohlhabender Mann und eine gute Haut, ledig noch dazu, — geh! geh hin zu ihm!" bat die Försterin und der allzu reich gesegnete Familienvater machte sich auf zum Pechbauern, diesem seine Bitt vorzutragen.

Er mußte eine starke Stunde durch Kiefer- und Fichtenwälder gehen, ehe er die Pechsiederei erreichte.

Als er jetzt auf das stattliche Wohnhaus zuschritt, das etwa einen Büchsenschuß von dieser entfernt lag, da verglich er es in Gedanken mit seiner kleinen Försterhütte und meinte dabei lachend für sich:

„Schau, so ein richtiges Pech, das wäre gar nicht so übel!"

Der Pechbauer, wie der reiche Pechsieder allgemein genannt wurde, sagte freundlich zu, als er vom Loisl zu Gevatter gebeten wurde und bei der Tauf machte er den Zwillingen ein Geschenk, so reich und vornehm, wie's alle eilf Geschwister miteinander nicht bekommen hatten.

Gleichzeitig bat er sich aber den Aeltesten vom Vater als Lehrbuben aus für sein Geschäft, diesem folgte bald der Zweitgeborne in die Pechfabrik, bis auch schließlich die Aelteste Dirn, nachdem sie 16 Jahr alt geworden, als Wirthschafterin auf ihres Groß-Vetters Hof zog.

Endlich ließ sich der alt gewordene Pechloisl pensioniren und übersiedelte ebenfalls mit seinem Weib und dem Rest seiner Kinder in die Pechfabrik, denn der alte Pechbauer war plötzlich gestorben und hatte die Siederei und Alles, was drum und dran hing, an des Försters Kinder hinterlassen.

Die „reichen Pechbuben" nannten sie jetzt in der ganzen Gegend des Pechloisl's Söhne, aber keiner von diesen ärgerte sich darüber, sondern sie acceptirten stolz den ihnen gebührenden Titel.

Der uralte Pechloisl selber aber meinte noch in seinem neunzigsten Jahr, wenn er, den Pfeifenstumpf im zahnlosen Munde, vor der Hausthüre saß und sich dort sonnte, schmunzelnd:

„Das kommt daher, weil ich meinen Buben nie hab' ein Amulet umhängen lassen, das ein Jagdhund hätt' fressen können!"

---

# Sehet, ein Mensch!

Erzählung von Anton Schlossar.

(Schluß.)

Ludmilla liegt auf dem Krankenlager. Wie eine bleiche Lilie sieht das holde Antlitz aus; dann durchfliegt wieder die verzehrende Gluth ihren Leib, das Gesicht glüht wie in Flammen. An dem Lager sitzt, ihre Hand in seiner Rechten haltend, Ludwig, er zählt die Pulsschläge, er sieht ängstlich in das krankhaft blitzende Auge, sein Blick irrt rathlos umher von einem Gegenstande zum andern und haftet zuletzt immer wieder auf dem leidenden Wesen. Ernst und düster schaut er darein und harrt gespannt der Schritte des Arztes, der kommen und Kunde geben soll, ob die Gefahr groß.

In dem Gemache herrscht Dämmerung, die vorgezogenen grünen Vorhänge lassen das klare Tageslicht nicht hereindringen, es schmerzt die Kranke. In Ludwigs Seele ist ein herbes Weh.

Der Arzt ist indessen erschienen, er hat kühlende Mittel verordnet und ist eine Stunde bei der Kranken geblieben. So lange sie bei Bewußtsein war, schaute sie auf den Geliebten nieder und sprach wohl auch ein mildes, tröstendes Wort zu ihm. Jetzt hat ihr schon die Fiebergluth den Geist umnachtet, sie spricht wirre Reden, sie blickt starr und die schönen Augen werden groß und haften unbeweglich auf einer Stelle.

„O Ludmilla!“ stöhnte Ludwig und fällt, die Hände vor's Antlitz schlagend, bei dem Bette auf die Knie nieder und vergräbt Haupt und Hände in die Kissen.

Ludmilla kennt die Stimme des Geliebten nicht mehr. Fieberträume führen sie weit, weit weg von dem Orte, wo sie weilt, in die Hallen des väterlichen Schlosses, in den Bann des Mannes mit dem kalten Blick und dem eisigen Lächeln, der ihr so viel Schmerz und Qual bereitet. Sie stöhnt und ruft hilfeflehend nach dem Geliebten.

Im Vorzimmer steht der greise Meister Jacopo; er hört nur durch die Thür den Jammer, er wagt es nicht, den Schmerzerfüllten zu stören, das Krankenzimmer zu betreten, nur den Arzt, als er davongegangen, hat er gefragt: „Wird sie leben?“ Der hat sich abgewendet und die Achseln gezuckt.

Armer Ludwig! Während Du hier am Bette kniest und vor Schmerz fast vergehst und doch die Hoffnung, wie ein leichter Lufthauch in der brennenden Wüste durch Dein Herz zieht, schleicht auf unhörbarem Fuße der Todesengel, der kein Herz im Busen hat, der seine Hand nie zurückzieht, wenn er sie ausgestreckt.

Es ist finster geworden. Nur die Lampe in der Mitte des Gemaches erleuchtet den Raum. Da ertönt plötzlich ein Schrei aus dem Munde Ludmillens. Der Mann springt auf von seinen Knien, er beugt sich über das blasse Antlitz, er küßt die Lippe, er preßt beide Hände der Kranken in die seinen.

„Ludwig!“ lispelt sie und sinkt in das Kissen zurück, „bleibe bei mir!“

„Ist Dir besser?“

„Ich möchte gerne immer bei Dir sein“ und sie drückt schwach seine Hand ....

Wieder überkommen die Leidende wilde Phantasien. „Du, mein Vater?“

schreit sie lachend auf, daß der starke Mann zusammenschreckt, „das bist Du nicht, ein Vater hätte sein Kind nicht verkauft! Ich hasse Dich nicht, aber ich muß Dich fliehen. Mußte Nein sagen. — Verzeih! Ich liebe Euch beide, Ludwig —"

Er faßt ihre Hand, aber diese kann die seine nicht mehr umspannen. „O Ludmilla, mein Leben!" ruft der Mann. —

Sie hört es nicht mehr; Ludmilla ist todt.

— — — — — — — — — — —

Die Morgensonne liegt auf den Zinnen von San Marco, auf den Kirchthürmen und Palästen Venedigs. Gegen die Küste zu im Nachen fahren zwei Männer, Jacopo und Ludwig. Der gütige Greis hat den Mann umfangen, eine Thräne blinkt in seinem Auge, da er die starke Gestalt wie gebrochen in seinen Armen hält. Auch ihm wird es schwer, den Trost zu spenden, auch er gedenkt des holden Frauenbildes, das nun unten in der Gruft liegt und die schönen Augen nie wieder aufschlägt. Und dann gedenkt der Greis jener furchtbaren Tage, die auf das Leichenbegängniß gefolgt, wie Ludwig gerast hat und getobt, wie er den Namen seines Weibes in's Meer hinausgeschrien, wie er im Zimmer sich auf das Lager geworfen hat, auf dem sie geruht.

Er gedenkt jener traurigen Tage, während welcher er den Mann nicht aus den Augen lassen darf, damit er sich nicht ein Leid thue, wie dieser viele Stunden lang Speise und Trank verschmäht, wie er Gott verwünscht und die Welt verflucht hat in seinem unermeßlichen Schmerze. Und wieder gedenkt der Greis, der gehofft, daß Ludwig in seinem Hause bleiben, daß er vielleicht immer bei ihm, dem einsamen alten Manne weilen werde, jenes Tages, an dem der Mann vor ihn getreten mit schmerzerfülltem, entstelltem Antlitz, aber ruhiger, gefaßter, wie einer, der gefaßt ist zu sterben, und wie er zu ihm gesprochen: „Meister, meines Bleibens ist hier nicht mehr; ich ziehe nach dem Norden. Nicht die Heimat ist es, welche mich lockt; wenn ich eine Heimat hätte, so wäre sie hier in Eurer Nähe, so wäre sie nahe der Gruft, in welche man *sie* hinabgesenkt hat. Fremd ist mir Alles auf der Welt geworden, fremd und feindlich. Droben in den deutschen Landen tobt der Kampf, rauchen die zerstörten Dörfer! Sie schreiben den Namen Gottes auf ihr Panier und morden. Dorthin will ich und mitkämpfen gegen jene, die den Namen Gottes im Munde führen, aber nicht im Herzen. Eine Kugel oder ein Schwert ist mir gewiß. Das soll auch meine Sühne sein für die Schuld, die ich doch auf mich geladen."

Der Greis hat dem Manne lange abgemahnt; er hat ihn gebeten und beschworen abzustehen von dem traurigen Vorhaben, aber vergebens.

Das Meer ist ruhig, die Strahlen der Sonne spielen im Wasser, drüber werfen Fischer ihre Netze aus, ein sanfter Lufthauch streicht herüber und kühlt das brennende Auge Ludwigs.

Jetzt haben sie die Küste erreicht. Sie steigen beide an's Land. Der Greis ergreift eine Rolle, die neben ihm gelegen: „Ludovico, mein gramgebeugter Freund, hier eine Erinnerung an den greisen Schüler Paolo Veronese's. Es ist dasselbe Bild, welches ich in Erinnerung an die prächtige Nacht gemalt, das Du nachher so sehr bewundert hast. Ich habe die Leinwand von dem Holzrahmen abgenommen und eingerollt. Es wird nicht beschädigt werden; wenn Du es entrollst und betrachtest, gedenke dabei nicht nur der theuren Todten, gedenke des alten Jacopo, der nun auch bald sein müdes Haupt zur Ruhe legen wird, der so viel Trauriges erlebt, aber das Traurigste an Euch beiden. Noch möchte ich Dir Eins sagen: Stürze Dich nicht muthwillig in Gefahr, vielleicht kann die Wunde noch

heilen, ihre Tiefe kann ich ermessen. Es muß Dich das eigene Herz leiten."

„Mein Vater", ruft Ludwig und küßt Stirn und Wangen des Greises. Noch ein Druck der Hand, dann besteigt Jacopo wieder den Nachen und der Ruderer führt ihn der Stadt zu.

Wie verloren starrt Ludwig dem dahingleitenden Fahrzeuge nach, mit der Hand winkend, sieht er den Greis, bis man von ihm nichts mehr erblickt, als einen kleinen schwarzen Punkt, dann ist auch der in dem fernen Glanze des Meeres verschwunden. Ludwig steht noch immer. Ihm ist, als sei die ganze Welt ausgestorben und er allein zurückgeblieben. Die Meerfluth zu seinen Füßen spielt mit Sand und Kieseln, einige Schritte und die Schmerzen sind begraben. Aber Ludwig thut diese Schritte nicht, der Mann soll sterben mit dem Bewußtsein, daß auch sein Tod noch eine Schuld abträgt an das Leben.

Ludwig sinnt, aber einen rechten Gedanken kann er nicht fassen; nur einen Moment fühlt er's in sich aufbäumen, wenn er an Gott denkt und an den Mißbrauch, der jetzt in seinem Vaterlande mit dem Namen des Heiligsten getrieben wird.

Seit einer Zeit schon schallt dagegen der Ruf von einem großen König herüber, der Alles das in seinem Herzen trägt, was der Kriegertroß bisher auf der Zunge führt, von dem großen Schwedenkönig Gustav Adolf. Diesen Mann hatte er bewundert, seitdem die Kunde über denselben zu ihm gedrungen war. Die großen Gedanken dieses Mannes haben Tausende nicht begriffen, aber Ludwig glaubt sie erfaßt, glaubt sie erkannt zu haben und wenn er kämpfen, und wenn er sterben will, so soll es im Dienste dieses Königs sein.

Ludwig schreitet, einen Wanderstab in der Hand, in's Land hinein, sein Gepäck ist gering, Jacopo's Bild hat er dazu gegeben — und so zieht er dahin mit seinem armen, traurigen Herzen.

Immer weiter tritt das Meer zurück. Er aber schreitet fort und merkt es kaum, daß der Mittag herangekommen.

Ein Baum steht am Wege, Ludwig setzt sich in seinem Schatten nieder und immer sind es nur zwei Gedanken, die ihn beherrschen: Ludmilla und der Tod. Und dann zieht er weiter. Von einem kleinen Hügel, den er übersteigen muß, blickt er zurück. Da liegt in weiter, duftiger Ferne die ruhige Fluth, dieselbe Fluth, die das Grab der Geliebten umspült.

Er schaut hinüber, ein Weh ganz seltsam erfaßt sein Herz; er schlägt beide Hände vor die Augen.

## Die Sühne.

Die Stadt liegt in einer großen Ebene. Das träge schleichende Wasser ist kein Bach, sondern ein Kanal, der zwei Flüsse verbindet. Einzelne Bäume stehen in der Ebene, dunkle Blätter, theilweise verdorrt, hängen an den dünnen Zweigen, der Boden ist sandig und bietet keinen Grund für die Wurzeln eines kräftigen, strebenden Stammes.

Heute ist's noch viel trauriger, denn das Ungeheuer ist herangekommen, das man so lange gefürchtet: der Krieg. Kennst du es? Sein eisengepanzerter Leib starrt von tausend Stacheln, seine Tatzen sind schwer und wo sie hintreten, zermalmen sie ein Dorf oder eine Stadt, seine Nüstern stoßen flammende Feuersäulen aus, deren Rauch sich über die weite Landschaft legt und sie verhüllt. Seine funkelnden Augen suchen sich ihre Opfer aus, und wehe denen, die sie dazu erkoren. So schleicht es über Felder und Berge, durch Städte und lachende Fluren. Und wo es angekommen, da dampft die Erde, da erschallt das Jammern und Wehklagen und wenn es abgezogen ist, läßt es nur Leichen zurück und Klagende, niedergebrannte Häuser und zerstörte und zertrümmerte Wohnstätten, und jedes Glück, das diese rollenden Feueraugen anstarren, zerfällt in Staub,

der blutgetränkte Boden liegt öde, bevölkert nur von den Todten.

Weithin durch die deutschen Lande ist das Unthier gezogen. An rauchenden Trümmern, bei großen Gräbern stehen die Unglücklichen und starren auf das, was einst ihr Glück gewesen. Auch die Stadt hat gestern die Schlacht um ihre Mauern toben gesehen. Die Stadt — heute sind es nur kahle Trümmer mit niedergebrannten Dächern, Kirchthürme ohne Glocken, die zu stürzen drohen, hier und da züngelt noch eine kleine Flamme empor, als suchte sie nach Nahrung. Zerbrochene und zertrümmerte Fenster überall, Kugelspuren in allen Wänden, noch liegen die Kugeln, welche sie geschlagen, umher. Und Blut überall unter den Trümmern. Auf den weiten Feldern ringsum bietet sich der gräßlichste Anblick. Da liegen noch die Todten vom gestrigen Tage, da stöhnen noch Verwundete und manches Haupt erhebt sich, wie aus einem langen Schlafe und blickt verwundert in den grauen Tag hinein, um wieder zurückzusinken. Pferde mit zerschmetterten Füßen, unter denen die Reiter liegen, todt und erstarrt, Geschütze mit zerbrochenen Rädern, zersprungene Helme und Sturmhauben, Gabelbüchsen, Partisanen und Hellebarden, Alles ist wirr durcheinander geworfen und dazwischen die Leichen. Freund und Feind im Tode still. Hier und da sieht man wandelnde Gestalten zwischen den Todten und Sterbenden, einen mitleidigen Arzt, einige Soldaten des Schwedenheeres, die ihren Kameraden Hilfe bringen möchten und Rettung, wenn sie noch möglich.

Entsetzt blicken die Umherwandelnden auf das Feld des Todes, wie geschnittene Garben liegen die Kameraden oft nebeneinander. Und mitunter flattert auch der Fetzen einer Fahne im Morgenwind auf, dort liegen die Meisten, dort hat der Kampf am erbittertsten gewüthet, denn die Seide der Fahne ist heilig und für den Angreifer die kostbarste Beute. Meist sind es die Fahnen der Kaiserlichen, welche unter den Todten liegen: blau und weiß, roth und gelb, verhüllen diese breiten, großen Seidendecken oft Mehrere, welche sie mit ihrem Leben vertheidigt; aber es sind Andere gekommen und wieder Andere und sie haben sich niedergemetzelt, die Fahne ist aber doch zurückgeblieben und getreu geblieben ist der Fähnrich den mahnenden Worten des Obersten: „Ist keine Hilfe noch Rettung da, so verwickelt Euch in die Fahne, befehlt Euch Gott, um darin zu sterben und erstochen zu werden als ein ehrlicher Mann." Und so sind sie gestorben ehrlich in der Feldschlacht.

Weit, weithin erstreckt sich das fürchterliche Feld, auf dem vor zehn Stunden noch der Kampf gewüthet, auf dem viele von denen, die hier stumm liegen, die Waffe noch in der Faust, erbittert gekämpft haben. Mit Ruhm und Ehre bedeckt, vielleicht mit Beute beladen, glaubten sie heimzukehren, da hat sie der Tod ereilt mitten in der Hast des Lebens. Traurig blicken auf sie die Kameraden, welche vorübergehen und kaum laut zu sprechen wagen auf dem Gefilde des Todes. Ein kleines Haus steht seitwärts auf geringer Anhöhe. Hier haben mehrere Geschütze gespielt, noch liegen die gewaltigen Eisenröhren, die zerschmetterten Räder, Karthaunen und Feldschlangen, zum Theile in den weichen Erdboden wie eingegraben, umher. Die Wände des Gebäudes sind übersäet mit Kugel- und Blutspuren, die Fenster hängen zerschmettert herab, aber das Dach ist nicht niedergebrannt, nur mächtige Lücken haben in dasselbe die Kugeln gerissen.

Hieher haben sie mehrere gebracht, die der Tod noch nicht ganz überwältigt auf dem weiten Leichenfelde ringsherum. Es ist eine Zufluchtsstätte geworden für Sterbende; derselbe Raum, der noch vor Kurzem das fröhliche Leben beherbergt. Hier ist heute aufgehoben der Unterschied zwischen Freund

und Feind; ein kaiserlicher Hauptmann liegt auf einem Strohlager im ersten Zimmer, eine Kugel hat ihm den Leib gestreift und sein Leben zählt wohl nur nach Stunden, neben ihm sitzt auf halb zertrümmertem Holzstuhl ein Wachtmeister, das Schwert noch an der Seite, aber statt des rechten Fußes einen blutigen Stumpf, auf die Klinge des breiten Schwertes gestützt und grimmig zu Boden starrend. Und jetzt bringen mitleidige helfende Kameraden auf zwei Hellebarden einen dritten. Wir kennen diese edle Gestalt mit dem braunen Bart, mit dem gelockten Haare. Wir haben sie im Mönchsgewande gesehen und in der Tracht der großen Stadt, wir haben sie froh und traurig erblickt. Heute ist's ein halbtodter Mann. Das gebräunte Antlitz ist wieder bleich geworden, die Augenlider sind geschlossen, am breiten Bandelier hängt das Schwert, den Hut mit der grünen und weißen Feder haben sie ihm zur Seite gelegt. Ein Seufzer hebt jetzt die Brust, er flüstert und bittet um Wasser. Ein Glas Wasser aus dem nebenstehenden Kruge wird ihm gereicht, dann heben die Kameraden den tödtlich Verwundeten behutsam von der Hellebardentragbahre, sie legen ihn im zweiten Zimmer des Gebäudes auf ein aus Stroh bereitetes Lager nieder, sie nehmen ihm das Schwert ab und reißen das gelbe Wamms auf und ein flüchtiger Verband wird über die Wunde, aus der das Blut quillt, angelegt, denn sie können nicht hier weilen, sie müssen weiter arbeiten das Werk der Barmherzigkeit. Noch stellt Einer das Glas gefüllt zu seinen Handen.

Ludwig liegt allein, er lebt noch, aber er fühlt, lange kann es nicht mehr dauern, der Angreifende hat zu stark gestoßen und unter dem Verbande sickert von neuem das rothe Blut hervor. Wie Schatten schweben die Gebilde seiner Phantasie vor dem halbgeschlossenen Auge vorüber, die Schatten seines Lebens. Träumend zieht seine Jugend an ihm vorbei, er hat nicht viel des Fröhlichen darin genossen, und doch war es noch die schönste Zeit. Dann wandeln ernste Mönche vorbei und nicken ihm zu und winken ihn herbei in den Frieden ihres Asyls. Und er hat den Frieden nicht gefunden. Die dunkeln Klostermauern schweben vor seinem Blicke, die dumpfe Luft in demselben beklemmt ihm den Athem. Er sieht das Ecce-homo-Bild, es ist sein eigenes Leben; ein Heiliger hätte er sein sollen und siehe, er war ein Mensch. Er hatte geliebt und hatte gelitten, hatte geirrt und hatte gesühnt — er war ein Mensch. — — — Das Bild der Leiden schwindet. Er sieht Ludmilla. Von einer glänzenden Wolke blickt sie ihn lächelnd an. Die Qualen seines Herzens weichen, es zieht ein ewiger Frieden ein.

„Ludmilla!" Er streckt die Hände nach dem Bilde aus und es ist, als ob der Mönch jener alten Chronik zu ihm träte und spräche: „Amavit et hominem esse sensuit."

„Wie ist Euch, Freund?" Die Worte klingen an sein Ohr, die Traumbilder verschwinden und eine Hand faßt die seine. „Wie fühlt Ihr Euch?" Die Stimme tönt nicht fremd, Ludwig schlägt noch die Augenlider auf, da steht die Gestalt eines Mönches vor ihm, sollte es nur ein Traum sein? Aber nein, in seinem Innern fügen sich die Gedanken zusammen, dieses Antlitz mit den gefurchten Zügen, diese streng blickenden Augen hat er schon gesehen, hat er oft gesehen; wie ein Lichtstrahl durchzuckt ihn plötzlich das Erinnern. Es ist der Prior desselben Klosters, in dem er, der jetzt im Sterben liegt, geweilt, es ist der Mann, dem er entflohen ist, da er ihn ketten wollte, derselbe Mann, den er vielleicht so tief gekränkt.

Der Prior aber hat den todeswunden Krieger mit dem dunkeln Barte, mit den wettergebräunten Wan-

gen nicht erkannt. Er hat den fragenden Blick, den Ludwig auf ihn wirft, vielleicht anders verstanden. „Bleibt nur ruhig“, spricht er „ich habe des Gräßlichen heute zu viel gesehen, um nicht einen Sterbenden zu segnen, wenn er selbst ein Ketzer ist und das seid ihr, das zeigt die weiß-grüne Feder des Hutes neben Euch. Bleibt ruhig, der allbarmherzige Gott möge Euch helfen.“

Da faßt Ludwig die Hand des erstummten Mönches, blickt ihm in's Auge: „Kennt Ihr mich nicht mehr, Prior?“

Und der Mönch legt die Hand an die Stirne, als schwindelte ihn, schließt er das Auge — diese Stimme —

„Kennt ihr Ludovicus nicht mehr?“ spricht der Krieger.

Der Mönch wirft das Haupt zurück und ihm ist, als müßte er fliehen von dem Lager eines Verworfenen, von der Kirche Ausgestoßenen. Aber — er sieht in ein brechendes Auge, er sieht eine Stirn vor sich, die immer bleicher wird, er sieht eine zuckende Hand, einen wunden, blutenden Menschen, ähnlich dem Ecce homo-Bild im Kloster. „O Gott, wie ist das Alles gekommen!“

„Weil ich ein Mensch gewesen,“ sagt der Sterbende, „kennt ihr ihn, der mich getödtet? — Edelsberg ist sein Name. Gestern im Kampfe hat er mich hingestreckt. Ich hab' ihn erkannt. — —“

Der Prior hört die Worte, aber versteht zur Stunde nicht ihren Sinn. — Ludwigs Mund ist still — sein Auge ist gebrochen.

Der Prior legt seine Hand auf die kalte Stirne und sagt das Wort: „Er hat den Frieden gesucht, er hat ihn gefunden.“

---

# Hymne eines Glücklichen.

Heiliger Gott, ich möchte beten, preisen Dich in göttlicher Sprache, und jauchzen, singen, wie Engel jubeln im Schauen Deiner Schönheit.

Ich möchte weinen, wie Selige schluchzen, die Du aus der finsteren Drangsal der Erde in Deine ewigen Himmel aufnimmst.

Nur das ist mein Schmerz, mein wonnig Verzagen, daß ich nicht kann sagen, wie glücklich ich bin. —

Ich hab' Dich gefühlt am Busen der Mutter, im Auge des Freundes Dein Lächeln geseh'n; und als ich die Einzige fand, die Geliebte, da warst Du es ganz, der niederstieg, und mich, den Schwachen, in Wonneschauer Bebenden mit heißem Kuß an seine Brust gedrückt hat.

Und als ich mein Ebenbild, nein, das Deine, in meinem Arm hielt, das süße Kind, da warst es Du, der mit erneuter Huld im jungen Auge mich angeblickt. —

Die heißen Freuden haben mein Herz erschüttert; der Frost der Gräber hat mein Haar gebleicht.

Einsam nennen sie mich und wollen mich trösten mit ihren kleinen Gaben, die Guten, die Armen, die nicht wissen, wie reich, nicht ahnen, wie glücklich ich bin.

Denn seit die lieblichen Bilder aus Deiner Gottheit mir verweht sind, stehst Du aufgedeckt vor mir in Alleinheit Deiner unendlichen Schöpfung.

O, daß ich so vergebens in Deinem Reich den Namen suche, Dich zu nennen, Du nimmerruhender Auf- und Niedergang, im Sturm und Sonnenlächeln ewige Harmonie, aus der mir die Stimme der Mutter, der Gattin Hauch und des Kindes Lächeln treu wieder entgegengrüßt.

Was einst mich beglückt in einzelnen Wesen, in einzelnen Wünschen und Hoffen beseelt, das find' ich nun, vereint mit Dir, mit mir vereint zum ewigen Sein.

Die Leidenschaft schweigt — still ist die Sehnsucht; erlöst an Dein Herz, o Natur, sink' ich hin.

Die Blumen der Erde, die Sterne des Himmels, sie mögen verkünden, wie glücklich ich bin.

# Unser nordischer Wald.

Studien und Träume von P. K. Rosegger.

## II.

Einst, an einem Sommertage, traten die Nadelbäume zusammen, um unter sich eine Königin zu wählen. Die Fichte sagte: Ich bin die Schönste; die Tanne sagte: Ich bin die Größte; die Kiefer sagte: Ich bin die Nützlichste und die Verbreitetste, und sie führte sogar die Legföhre vom Berge herab mit sich, daß dieselbe für sie stimmen sollte. Selbst der Wachholder war herbeigekrochen und meinte, er wäre wohl der Edelste und Kostbarste, wer's wollte bedenken. Als endlich aber auch die Lärche kam mit ihrem hellen, herrlichen Grün, mit ihrem mächtigen Stamm, eine riesige Pyramide, verschleiert die strotzenden Aeste im dichten, weichen Genadel — die Milde gepaart mit der Kraft — da beschlossen die andern Bäume, die Wahl der Königin auf den Winter zu verschieben.

Und als der Winter gekommen war und sie sich wieder versammelt hatten in ihrem dunklen, immerwährenden Grün, da wollte die Lärche nicht erscheinen. Und als man sie rief, da kam sie eingehüllt in einen Schneemantel, und als man sie bat, diesen abzulegen, da stand sie mit grauem, kahlem Gezweige da. Die Andern lachten. Königin aber wurde die Tanne.

Seither trägt die große Lärche die kleinste und leichteste Krone unter den Nadelhölzern. Ist auch ein bischen ungesellig geworden und steht gern auf freier Weite, andern Genossen nicht zu nahe. In der Jugend, ja, da war's anders, da stand sie in dichten Reigen mit ihren Geschwistern und ihr grünes Büschelgelocke war so eng in einander verflochten, daß die Stämmchen darunter in steter Dunkelheit standen und daß das tieferstehende Gezweige aus Mangel an Tag zu verdorren begann. Bei der Lärche ist „Freiheit und Licht“ wahrhaftig keine Phrase; es gibt keinen Baum in unserem Walde, der sich so gerne streckte und breitete und der so sonnendurstig wäre, als wie die Lärche. Und weil sie sich denn in ihrer zarten Jugend gegenseitig vor's Licht gestanden sind, so haben die meisten von ihnen verkommen müssen, haben eines Frühlings nicht mehr gegrünt, sind als Gerippe dagestanden den Sommer über. Dieweilen aber haben sich junge Fichten, darunter an derselben Sache gekräftigt, an der die Lärchen zu Grunde gingen — an dem Schatten. Sie schossen jetzt auf und von dem jungen, vor ein paar Jahren noch so schönen Lärchenanwuchs war bald keine Spur mehr. — Nur die etwas abseits vom Gedränge standen — auf Felsboden — die retteten sich.

Auch bei der Lärche ist das Sprichwort wahr, daß Mann und Weib Ein Leib seien. Das Weib daran hebt für seinen Theil schon oft im sechsten Lebensjahre zu blühen und zu winken an und guckt mit rosenrothem Köpfchen hervor aus den wiegenden Zweigen. Aber der Mann schläft lange, schläft noch jahrelang fort. Da kommt aus den blauen Lüften des Himmels wohl bisweilen die holde Namensschwester auf Besuch — die Lerche. Sie zeigt gern, daß sie schon unter der Haube ist, indem sie die Federn des Kopfes wie ein Häubchen emporstellt. Dabei singt sie: Didldoi, didldoi! so, daß dem armen Lärchenjungfräu-

lein ganz seltsam zu Muthe wird. Und die junge Lärche blüht nun jedes Jahr, bis der Bräutigam wach wird. Und siehe, der Bräutgam ist in Unzahl da, und sie hat viele Bewerber. Doch, es ist ein eigenes Verhängniß, Jeder, der sie küßt, stürzt sich bald darauf in die Tiefe. Vor Seligkeit — vor Verzweiflung — vor Lebenssattheit — wer weiß es denn? Die Witwe ist eine treue Mutter und bewahrt die kaum noch keimenden Jungen zärtlich in ihrem sich braunfärbenden Zapfennestlein, bis sie im nächsten Frühling flügge werden und sich etwa in einer Felsspalte oder auf freiem Kalkboden ein eigenes Heim gründen.

Mancher mildherzige Tannenbaum will Ritterdienste üben an der zarten fraulichen Lärche und sucht sie zu beschirmen gegen Sturm und Sonnenstich. Doch die Lärche dankt höflich, aber sehr entschieden, indem sie mit ihren Armen, die viel stärker sind, als sie aussehen mögen, den Zudringlichen allmälig von sich schiebt und verdrängt. Gelingt ihr das nicht, so hüllt sie sich über und über in die grauen Schleier ihrer Flechten, wie eine Nonne, und kauert sich zusammen. Sie bedarf keines Schutzes und Beistandes, sie genügt sich selber und nur so ist ihr am wohlsten.

Im Winter legt sie all' ihren grünen Schmuck ab und trauert. Nur die Samenzäpfchen hütet und wiegt sie auf ihren Armen und wenn die jungen Nadelfederchen wiederkommen, zu einzeln und aus winzigen Körblein hervor in Büscheln, da dehnen sich wieder die Zweige, reckt sich der Wipfel und die blutrothen, fast erdbeerartigen Zäpfchen lachen zum sonnigen Himmel auf und es beginnt die sommerliche Lust.

Da geht im Wald aber ein Mensch herum, der macht sich daraus ein Geschäft, daß er die Lärchen melkt. Mit einem Bohrer wühlt er ein Loch in den Stamm, bis hinein an das Mark. Dann verschließt er das Loch mit einem Pfropfen und geht davon. Im Herbste kommt er wieder, zieht den Pfropfen aus und schöpft mit einem langen Löffelchen den köstlichsten Balsam hervor, das Harz, aus welchem der feine venezianische Terpentin bereitet wird. — Ein solches Loch in den Baum gibt bis gegen dreißig Jahre hinter einander Harz und zwar alljährlich ein Krügelchen voll — und so ist die Lärche zwar die kargste, aber die ausdauerndste Melkkuh im Lande.

Der Lärche Heimat sind die Karpathen, daher lebt sie am liebsten auf Bergen, wo sie die Ceder der Alpen genannt wird. Da sie von Haus aus abgehärtet ist, so steigt sie bis an die 7000' in's Hochgebirge empor, und wo die Kiefer nur mehr als Legföhre auf den Knien fortkriecht, steht die Lärche in ihrer ganzen Männlichkeit stramm aufrecht und stemmt sich, wenn es nöthig ist, als hoher Vorposten mit Erfolg den Alpenlawinen entgegen, daß die tiefer liegenden Waldungen und Menschenstätten nicht gefährdet seien. In der Ebene und in warmen Ländern leidet die Lärche am gelben Fieber, ihr Genadel wird fahl, und vergeht an Heimweh nach den Bergen.

Die Aelpler werden, wenn sie kein Unglück trifft, zumeist sehr alt, aber die Lärche wird ganz unglaublich alt. Zwar nennt sie — auch wenn sie nicht etwa an der Lärchenmotte oder dem Rindenkrebs krank, sondern kerngesund ist — der Forstmann mit 80 Jahren schon schlagbar. Doch wer sie leben läßt: mit vierhundert Wintern ist sie oft noch eine Frau in den besten Jahren; mit fünfhundert macht sie bisweilen ihr Testament, indem sie zu Gunsten des jüngeren Nachwuchses keine Nadeln mehr treibt, sondern die Sonnenstrahlen zwischen ihrem Geäste auf die Jugend niederleuchten läßt. Jetzt wird sie leer und hohl im Innern und ihr Eingeweide, ihr einst so frisches warmes Herz rieselt als Moder in den

Grund, während nur noch der Holzmantel die nothdürftigste Nahrung aus dem Boden saugt. In den rauhen, rissigen Rinden stünde — wenn wir Baumschrift lesen könnten — sowie in den Gesichtsfurchen des Menschen, die Lebensgeschichte des Greises eingegraben. Mit sechshundert Jahren endlich legt sich die älteste Lärche selbst zur Ruh! — So kann es wohl sein, daß der uralte Lärchbaum, der heute vor unseren Augen zusammenbricht, in seiner Kindheit Rudolf von Habsburg gesehen und die Hohenstaufen, und den Kreuzfahrern ein grünes Sträußchen auf den Panzerhelm gesteckt hat, als Glückauf zum Zuge in's heilige Land.

Die Lärche ist der Lieblingsbaum der Mutter Gottes. Als man Marien nach des Herrn Geburt wieder mit dem Jungfrauenkranze schmückte, behielten alle Nadelhölzer jahraus jahrein ihren grünen Kranz auf dem Haupte. Nur die Lärche sagte: Dir allein gebührt der ewige Kranz, denn du bist die Himmlische und wir sind die Irdischen! — und legt jedes Jahr zum Feste der Geburt Mariens ihr helles Grün demuthsvoll zur Erde. — Daher ist der Baum mit besonderem Segen bedacht. Häufig sehen wir in den Alpen an Lärchenstämmen Marienbilder prangen, oder es steht gar eine Kapelle in ihrem Schatten. Und oft eine demuthsvolle Magd schlingt mit Vorliebe den Lärchenzweig um ihr krauses Haar — der bleibt nicht immer grün und — Manche läßt sich's gefallen.

Der seltsamste Lärchbaum der Alpen ist wohl jener, welcher im Unterinnthale bei Reitl in Tirol auf dem Wege nach Alpach steht. Derselbe hat 26 Fuß im Umfang, also über 8 Schuh im Durchmesser. Der Stamm ist im Kerne ausgefault, so daß das Innere ein hohes, rundes Zimmerchen bildet. Eine Oeffnung unten zwischen zwei sich ausschweifenden Wurzelarmen gibt die Thür, zwei Lücken, die durch das Ausfallen zweier Aeste verursacht wurden, bilden die Fenster. Das weidende Kleinvieh nimmt bei Kälte und bösem Wetter gerne Obdach in diesem Baume.

Einmal hat in dieser Baumhöhlung längere Zeit auch eine alte Frau gewohnt, der das Haus abgebrannt war. Sie stellte eine Bettstatt, einen Kasten, ein Tischchen hinein und vervollkommte die Fenster mit Papierscheiben und errichtete an der Wand ein Hausaltärchen. Kein Mensch hatte da wie sie ein so hohes Haus, auf dessen Gesimsen die Eichhörnchen hüpften, auf dessen Giebel der Habicht nistete. und der Steuerbeamte schlug Buch auf und zu und suchte vergebens nach einem Paragraph für eine Baumhaussteuer.

Noch länger, wie als Baum hält das braunrothe, harte Lärchenholz als Pilote im Wasser. Ganz Venedig steht auf jenem Lärchenwalde, der einst die Höhen des Karstes beschattet hat. Und wenn die Paläste Venedigs über dem Wasser nicht verfallen, im Grunde stehen sie fest und die Pflöcke, welche vor eintausendundzweihundert Jahren die vor dem Hunnenkönige fliehenden Schaaren auf den Sandinseln der Lagunen in den Wassergrund schlugen und worauf sie die Stadt Venedig bauten — diese Lärchenpflöcke sind bereits zu Stein geworden. Und unser Lärchbaum, der bei Lebzeiten von seinen Bergen nicht lassen wollte, als Nutzholz muß er hinaus in die weite Welt; auf seinem Schoße ruhen die schweren Stränge der Eisenbahn am sichersten, unter seiner Hut und Führung als Mastbaum gleiten die gewaltigsten Schiffe von Continent zu Continent.

Daheim aber auf den stillen Alpenhöhen steht der einsame Mutterstock, dessen Stamm man fortgerollt hat in die Fremde. Seines Ernährers, der ihm die Lebensluft zugeführt hatte, beraubt, müßte er in kurzer Zeit versterben. Aber eine gutmüthige Nachbarslärche steht neben ihm, die meint:

Hätte ich fort müssen, so hättest du dich sicherlich meines Stockes angenommen, ich will ein Gleiches an dir thun. Und sucht ihm durch Wurzelverbindung und Ueberwallung die nöthige, sich selbst abgesparrte Nahrung zuzuführen, daß der verwaiste Stock oft noch Jahre lang an dem Gnadenbrote fortleben kann. —

Bei diesen Betrachtungen des Lärchbaumes und seines Lebens und seines Wirkens kann ich ein Tagebuchblatt nicht verschweigen, das ich einst am Sonnwendtage, der die Gabe des Sehers hat, auf den alten, gefurchten Rinden eines Lärchbaumes gelesen habe. Anscheinend aber hat nicht derselbe Baum das Blatt geschrieben, sondern wohl ein anderer, der zur Zeit, als ich las, schon längst Staub gewesen sein mochte. Es ist die Biographie einer ideal angelegten Lärche, welche darthut, daß es manchem Baume nicht besser geht als manchem Menschen, welcher Gutes will, während er Böses schafft. Das Tagebuch der Lärche lautet so:

„Aus meiner Kindheit wußte ich nur von Wieseln, Eichhörnchen, Eidechsen und allerlei Gevögel zu erzählen, die mich umhümpften, von Hasen und Rehen, die zu mir ihre Zuflucht nahmen, wenn sie den Jäger rochen. 's war eine fröhliche Zeit. — Borstige Wesen, Fichten genannt, haben meine Genossinnen verdrängt. Ich habe mich mit Mühe behauptet, doch mußte ich meine ganze Kraft zusammennehmen, daß mich die Ungeheuer nicht erstickten. Ich trug eine fliegende Seele in mir, und gedachte es dereinst zu großer Freiheit und Bedeutung zu bringen. Ich sah wohl, wie die Alten meines Stammes ihre trotzigen Häupter hoben, hoch über den anmaßenden Tannen; aber ich sah auch, wie diese Alten endlich hingestürzt wurden, um als Nutzholz zu dienen. Das war nicht nach meiner Weise. Ich wollte zu Besserem sein. Ich wollte dieser Welt dienen im Schönen und Guten.

Erst an die sechzehn Jahre mochte ich zählen, da war's mir plötzlich im Bergwald nicht mehr recht. Sehnte mich nach dem sonnigen Hügelland, wo die Reben prangen. — Mein Wunsch sollte erfüllt sein. Ein kräftiger Mann kam, der hieb die Schlanksten und Schönsten unseres Stammes um und schnitt zehn Fuß hohe Stäbe daraus. Zu den Schlanksten und Schönsten gehörte auch ich. Kurze Zeit darauf war ich im Weingelände und diente einer üppig grünenden Rebe als Stab. Vom simplen Lärchbaum zum Weinstock, das heißt's doch weit gebracht haben! Dem herrlichsten Gewächse, das Gott erschuf, war ich Halt und Hort und eine treue Stütze in Sonnenschein und Sturm. Die Traube sah ich keimen und reifen an meinem Busen. Wie war ich stolz, als der Winzer lächelnd die schwellenden Früchte schnitt und den süßen Saft auspreßte! Wie war ich glücklich, als eine heitere Schaar junger Zecher den Krug ließ kreisen und bei Sang und Klang den gold'nen Trank ließ fließen! Den Erdenstaub stampften sie von den Füßen. Die schönen kräftigen Jünglinge paarten sich mit den lieblichen Mädchen, ihre Körper wiegten sich in Ebenmaß und ihre Augen leuchteten. Wie junge Götter waren sie zu sehen — sie tanzten und minnten und tranken. Jetzt kam aber allmälig ein anderer Geist in die Zechern sie wurden übermüthig und herrisngegen einander, sie trotzten und grochten, sie schrien und fluchten, sie hobell die Arme und einer der wilden Burschen sah nach Waffen um, erfaßte mich und hieb mit mir wie wahnsinnig auf die Zechgenossen los. Vom Tische floß der Wein und von den Köpfen floß das Blut ....

So unglücklich war meine Sendung erfüllt. Ich fluchte dem Wein, der die Menschen auf Rosenwegen zu Tigern macht und ich entschloß mich, auf andere Weise an dem Glücke der Welt mitzuarbeiten.

Kam bald darauf ein Junge, der drehte und wendete mich über und über und pfiff dabei ein Liedchen. Dann hämmerte er ein paar Sprossen in mich hinein und lehnte mich an die Wand. Sogleich war mir meine neue Bestimmung klar; ich sollte eine Leiter sein, und wie sich die Rebe an mir aufrankte, so sollte ich nun dem Menschen emporhelfen zu seinen höhern Bestrebungen. Ein schöner Beruf! — In der darauffolgenden Nacht kam der Bursche wieder und lehnte mich an's Haus, gegen ein lauschig Fenster hin. Ich wußte, hinter dem Fenster im Kämmerlein wohnte sein Schatz und jauchzend begriff ich meine Mission. Ich kannte die Schäferstunde wohl — war ja in Arkadien geboren. Still und behendig stieg der Bursche an meinen Sprossen hinan; an der obersten blieb er stehen und klopfte an die Scheibe. Klopfte nicht allzulange und das Fenster that sich auf und ich hörte flüstern. Flüsterten auch nicht allzulange, da klatschte ein Küßchen — eins und noch eins. — Jählings aber fühlte ich mich leicht; an meiner obersten Sprosse stand kein Fuß mehr — der ganze Bursche war weg.

Ich lehnte an der Wand und horchte. Im Dachgeschoß polterten Katzen und Ratten umher, von meinem Burschen war des Weitern nichts zu hören . . . .

Nach dieser freundlichen Nacht verfloß eine gute Weile, da war eines Tages im Hause, an welchem ich immer noch lehnte, jenes Geschrei, das ein Mensch macht, wenn er sich plötzlich in diese Welt versetzt sieht. Und dazwischen manch' bitteres Weinen und Klagen. Viele Tage ging es so fort — da war es mit einemmale still und aus dem Hause trugen Männer einen weißen Schrein. Mich nahmen sie als Balken zur Tragbahre. Auf mir ruhte der Schrein und schwankte dem Kirchhofe zu. — Ich bin es gewesen, der einst das Unglück hinaufgehoben hat zu ihrer Kammer . . . .

An der Mauer des Kirchhofs bin ich lange Zeit gelehnt. Die Sonne hat mich gebleicht, der Regen hat meine vertrockneten Adern hervorgeschwemmt.

Ich war muthlos und zerfallen mit mir selber und dennoch meinte ich, es wäre nicht möglich, daß der gute Geist, der die Welt regiert, gerade mir allein den Weg zu allem guten Wirken verschließen sollte.

Da war es in einer finstern Nacht, daß ein Mann daher hinkte, völlig gebeugt und nach einer Stütze suchend. Mir wurde warm um's Herz. Dem vom Schicksal gebeugten Mann, dem schwachen, hilflosen Greis eine Stütze zu sein ist ein glückselig Amt. — Und als der Mann mit unsicherer Hand nach mir langte, und als er mit dem neuen Stock neu ermuthigt über die Gräber hinwegschritt, da freute ich mich, daß ich diesen Tag erlebt. Der Mann eilte dem Eingange der Kirche zu; er ist ja alt, seine Lieben sind ihm wohl vorausgegangen in das Jenseits, er wird ihnen bald folgen — er will beten in stiller Nacht. — Als er zur Pforte kam, hob er mich mit keckem Schwung, zwängte mich zwischen Thür und Mauer und stemmte sich an, bis die Pforte knarrend aufsprang . . . .

Am andern Morgen lag ich vor dem Thore und über mich eilten Leute aus und ein, um die Verwüstungen zu sehen, die der Kirchenräuber im Gotteshause angerichtet hatte. —

Das war mein Letztes gewesen. Ich fühlte zutiefst den Fluch, der auf mir lag. Ich sehnte mich nach meinem Bergwald, nach dem schlichten Berufe meiner Brüder. Ich war gebrochen. Glücklich pries ich die hölzernen Grabkreuze, die auf den Hügeln standen; glücklich die halb vermoderten Bretter der Särge, die dort auf dem Steinhaufen lagen. Ich war nichts. Ich hatte nichts als das Gute gewollt und das Böse gethan. —

Sterben, sterben, das war mein Verlangen.

Da kam ein halbsieches Weib aus dem Armenhause — vielleicht zu gut, aber bestimmt zu mühselig zur bösen That. Das hub die alten Sargbretter auf, hub auch mich auf und trug uns in's Spital. Dort legte es uns in den brennenden Ofen . . . .

Der Lärchbaumstab — so erzählte noch der alte Stamm, an dem Obiges geschrieben war — der Lärchbaumstab verbrannte mit den Sargbrettern. Jedoch gab er eine hellere Flamme, als das andere Holz und knisternd stoben die Funken aus ihm hervor, wie so viele goldene Samenkörner, die in ihm noch verborgen gewesen.

Als hierauf das Feuer verglüht und verloschen war, die armen Bewohner des Hauses sich aber noch der Wärme freuten, da kam einer der alten Männer herbei, holte sich aus dem Ofen eine Kohle von dem Lärchbaumstab und schrieb damit — auf daß er wieder einmal etwas schreibe — an die weiße Wand folgende Worte:

Also muß es sein hienieden,
Daß am Lichte häng' der Schatten,
Böse Frucht an guten Saaten.
Himmelweit sind oft verschieden
Wollen, ach, und Thaten! —

---

Der Tanne und der Lärche gegenüber ein fast charakterloser Geselle ist die **Kiefer**.

Hier ist sie ein gerader Baum, dort ist sie ein krummer; da hat sie einen bis hoch zur Krone glatten Schaft, gleich daneben deckt sie sich mit Aesten bis zum Boden herab. Einmal ist ihre Krone kuppelförmig, ein andermal wieder hat sie Spitzen und weite Auswüchse, oder wölbt sich über ihrem röthlichen hohen Stamm gar zu einem Schirm, wie die Pinie. In allen Ländern ist sie der Hahn im Korbe und wird, wo sie anders nicht fortkommen kann, zur argen Kriecherin.

Auch will sie nicht recht Farbe bekennen, sie ist nicht grün, nicht braun, nicht grau, nicht gelb — sie ist eben alles zugleich. Sie steht, so lange sie lebt, zum Menschen scheinbar in keiner freundschaftlichen Beziehung. Sie bietet ihm kein rechtes Obdach, wie die Tanne und die Lärche, keinen kühlenden Schatten, wie die Fichte, sie erfreut das Auge nicht. Nur muß man ihr nachsagen, daß sie schon bei Lebzeiten durch vorzügliches Harz ihr Standgeld zahlt. Hingegen ist die Kiefer im Stande, wie ein eifernder Pfaff', die Menschheit bisweilen mit einem förmlichen Schwefelregen zu überschütten. — Ist aber harmlos, dein gelber Blüthenstaub, du mein guter, vielverleumdeter Baum.

Und trotzdem man dir auch noch ferner nachsagt, daß du dich deiner späteren Nützlichkeit als Bau- und Schnitzholz manchmal durch Drehwuchs zu entwinden suchtest, bleibst du doch ein guter, liebenswürdiger Baum. Daß du überall in der Welt fortkommst, ist, weil du mit Allem zufrieden bist. Auf starrem Gestein, auf heißem Sand, auf ödem Moor, auf dürrer Heide, wo sich außer der braven Birke Keiner hinwagt, siedelst du dich an und machst den Boden ertragfähig. Du bist der Nadelbaum der Ebene und der warme Pelz der Alpen.

Alle Achtung! Gegen Osten verbreitet sie sich bis zur chinesischen Mauer, gegen den Nordpol strebt sie, so weit dort ein Baum überhaupt noch möglich ist; und als vor wenigen Jahren unsere Schiffer den Nordpol suchten, war die Kiefer als Mastbaum bei ihnen. Nur nach Afrika mag sie nicht hinüber und auch die neue Welt ist nicht nach ihrem Geschmacke.

Die Kiefer ist eine noch größere Freundin des Lichtes als die Lärche. Nicht allein, daß sie allen düsteren nebeligen Gegenden auszuweichen sucht

und nur im Glanze der lieben Sonne am besten gedeiht — mehr noch, sie durchfettet lebelang ihr Holz mit Harz, daß es dereinst in den langen Winternächten eine herrliche Kienspanleuchte gebe. Und eben, weil sie über ein so vortreffliches Lichtmateriale verfügt, scheint sie sich auch in die nördlichen, nächtlichen Gegenden gezogen zu haben, denn daß es ihre Absicht ist, den Menschen zu nützen, muß nun wohl zugegeben werden.

Ich habe schon als Kind den großen Nutzen der Föhre erfahren. Sie gab uns den Kienspan, der zu den freundlichsten Abendstunden und zu den schönsten Geschichten des Altknechtes leuchtete; sie gab ihre dicke, braunröthliche, glattfeine, zart marmorirte Rinde, aus welcher der Jungknecht eben auch beim Kienspan für mich allerlei ergötzliche Figuren schnitzte. — Trotzdem konnte ich damals die Föhre nicht leiden, denn eine solche hatte eines Tages beim Fällen in unserer Nachbarschaft eine Magd todtgeschlagen. Noch lange war der Stock mit dem eingehackten Kreuz im Walde zu sehen — mir stets zum Grauen, so oft ich vorbeiging.

Die höchste Kiefer kann nur halb so hoch wachsen, als die höchste Fichte und wird unter den günstigsten Umständen nur halb so alt als wie die Lärche. Aber die Schwarzkiefer, die bei uns in Oesterreich und Steiermark wächst und die aus den untern Donaugegenden zu uns heraufgekommen ist, ohne daß sie weiter nach Deutschland hinein trachtete — die Schwarzkiefer ist viel größer und reckenhafter, als die andere, die gemeine, sie weiß sich auch ernster und würdevoller zu geben und kann das ehrwürdige Alter von 600 Jahren erreichen.

Allzugesegnete Verhältnisse können — wie manchem Menschen — auch der Kiefer gefährlich werden; zu fruchtbarer Boden macht sie harzlos und herzlos — kernfaul. Hingegen Widerwärtigkeiten kräftigen sie und sie weiß sich zu helfen. Sie bereitet und düngt sich den Boden gewöhnlich selber durch die abfallenden Nadeln. Wird sie verwundet, so verlegt sie die Wunde mit dem Pflaster ihres eigenen Harzes, bis dieselbe wieder geheilt ist.

Mannbar wird die Kiefer um das zwanzigste Jahr herum. Die Schuppenschilder ihrer Fruchtzapfen haben die Form von versiegelten Briefcouverts und wir zweifeln nicht, daß es Liebesbriefe sind, die sich die jungen Gatten während der achtzehnmonatlichen Zeit der guten Hoffnung zuschreiben.—

Die langen Nadellanzen, welche wie Bockshörner paarweise stehen, bewachen das Liebesleben.

Schön zu sehen ist die junge Kiefer im Mai und im Juni, wo sie mitten in der grünenden, blühenden Pracht des Waldes vom winterlichen Christbaum träumt und für denselben candidirt, indem sie ihre jungen Triebe gerade aufwärts gegen Himmel richtet, zu sehen, wie die Kerzchen am Weihnachtsbaum. Im Norden oben, wo die Tanne nicht mehr hinkommt, bewirbt sie sich um die hohe Würde auch wahrlich nicht umsonst; und gerade in jenen Ländern, in denen die Christbaumsitte eine so schöne Ausbildung erreicht hat, steht am Weihnachtsabende die kerzenstrahlende Kiefer auf dem weißgedeckten Tisch.

Es ist nirgends zu lesen, daß die Kiefer sich einer Erbsünde schuldig gemacht hätte, es müßte denn ihr goldiger Blüthenstaub einmal eine freundlose Birke verführt haben. Sie hat aber ganz das Schicksal der Erbsündgebornen, ist so zahllosen Widerwärtigkeiten, Drangsalen und Nöthen ausgesetzt, wie kein anderer Nadelbaum.

Wir wollen ihre Leidensstationen nicht verfolgen, doch jene Kinderkrankheit erwähnen, die sie im 6.—8. Lebensjahre gerne überfällt. Da gehen ihr die Nadeln aus, sie kann nicht mehr Athemholen und stirbt. „Schütten“ heißt der Baumarzt die Krankheit — kann aber nicht helfen.

Noch schrecklicher ist eine andere Plage: das Gethier der Käfer, Mücken und Schmetterlinge, und besonders der fürchterliche Vielfraß Kieferspinner, der dem Baum in beispiellosem Heißhunger das Genadel frißt, um die Nahrung sofort wieder von sich zu geben. Wer durch einen von diesem Schmetterling angepackten Kiefernwald geht, der wird sich über die Unzahl der Falter und über den rieselnden Kothregen derselben nicht genug verwundern können. Und um ja auch für die kommende Generation den Baum zu versorgen, legt der Kieferspinner seine unzähligen Eier in die Stämme ab.

Der große Baum ist dieser Brut gegenüber machtlos und der Mensch mit seinem mächtigen Geiste ist es auch. Hingegen erfreut sich die Kiefer unter den Insekten eines einflußreichen Freundes, der ein seltsames Mittel hat, den Baum vor seinen Verderbern zu schützen. Das ist die Schlupfwespe. Die Schlupfwespe ist so frei, ihre Eier in die Raupen der Kieferspinner zu legen. Dort, im Innern der Larve des Kieferspinners, richtet sich nun die Nachkommenschaft der Schlupfwespe häuslich ein. Die Schmetterlingsraupe gedeiht trotz des nagenden Wurmes in ihrem Innern bis zur Puppe und nun ist's ein Schmetterlingsleib mit einer Wespenseele. Der Leib sinkt bald der Erde zu, die junge Schlupfwespe aber fliegt lustig empor über die Krone der Kiefer, als deren Schutzengel sie auf den Dank des Baumes und des Forstmannes bauen kann.

Große Kieferwaldungen — besonders im nordöstlichen Deutschland — sind trotz aller menschlichen Gegenmittel durch den Kieferspinnerfraß zu Grunde gegangen; aber als die Schlupfwespe kam und sich für ihre Jungen den Bauch der Spinnerraupe erkor, war es mit der Plage zu Ende.

Wenn der Kieferwald geschlagen wird, so lassen die Holzhauer mitten auf dem Geschläge gerne einen einzigen, bereits befruchteten, samenreichen Baum stehen, daß er mit seinen vom Wind bewegten Armen das Gesäme hinstreue über den kahlen Grund. Und sprießt von Neuem junger Wald, dann mag der alte Sämann aus dem vorigen Geschlechte ruhig Feierabend machen.

Jenes Kiefergezücht aber, das arbeitsscheu sich dem Allgemeinsamen entzieht und oben im Hochgebirge zwischen Alpenrosen und Edelweiß in tausend Schlangen träge hinkriecht bis an die Wälle des Eises, führt ein anderes Dasein als die Roth- oder Schwarzkiefer. Die Legföhre oder der Latsch, die Zirbelkiefer oder der Zirm, haben von dem braunen Schmetterling nicht viel zu fürchten. Und fast eben so wenig auch von jenem Wesen, das sich so gerne den Freund und Gönner des Waldes nennt, während es sein gewaltigster Schlächter ist — auf den sturmumbrausten Höhen auch nichts mehr zu fürchten vom Menschen.

Um so trübseliger ist ihr Hingang. Niemandem zu Nutz und Frommen verstirbt die Einsame, und noch jahrelang ragt, wie an's Rad des Hochgerichtes geflochten — das nadel- und rindenlose Gezirm — das fahle Gebein der höchstgebornen Tochter des Waldes.

# Nemesis.

Ein Fragment von Alfred Meißner.

Herr v. Themar hatte einem großen Diner in einem vor der Residenz gelegenen Landhause beigewohnt und dasselbe spät verlassen. Als er, bequem in die Ecke des Wagens zurückgelehnt, an der kleinen Villa des Generals Aschberg vorüberfuhr, sah er Licht in dessen Fenstern, und es fiel ihm ein, den alten Herrn, den er lange nicht gesehen, wieder einmal zu besuchen, um den Rest des Abends, mit dem nicht viel anzufangen war, bei ihm zu verbringen.

Er ließ halten, stieg aus, bestellte den Wagen auf zehn Uhr und begab sich zu Fuß zu seinem Freunde.

General Aschberg, aus einer kurländischen Familie, war ein gebrechlicher Herr am Anfang der Sechzig. Ursprünglich ein homme à bonnes fortunes am Hofe des Kaisers Nikolaus, wurde er dann ein braver Soldat. Er hatte eine vornehme Russin geheiratet, aber, wie es hieß, keine glückliche Ehe mit ihr geführt. Von seiner Frau getrennt, kinderlos, in seinem Vermögen stark geschädigt, hatte er bald nach dem Krimfeldzug seinen Abschied genommen. Körperliche Leiden setzten ihm zu, Unruhe, Unzufriedenheit trieben ihn in der Welt herum. Er war bald in Nizza, bald in den böhmischen Bädern, pflegte aber immer wieder auf kurze Zeit die einsame Villa zu beziehen, die er, mit dem besten Vorsatz der Seßhaftigkeit, vor Jahren hier erworben.

Herr v. Themar traf den einsamen alten Herrn auf seinem Zimmer, die lange türkische Pfeife im Munde, vor seinem Kamin sitzend, in welchem ein Holzfeuer prasselte.

„Ich sehe“, sagte Aschberg, „daß Sie mindestens eine apostolische Tugend ausüben.“

„Wieso?“

„Sie besuchen Kranke, bei denen nur Langeweile und Verstimmung zu holen ist.“

„Ich will nicht hoffen, daß Sie ernstlich krank sind?“

„Doch, ich bin es“, erwiderte der General mit einem Seufzer. „Ich bin krank, und der kränkste Theil an mir ist mein Herz.“

Themar nahm Platz am Kamin, der Theekessel ward frisch gefüllt.

„Mein Humor“, hob der General an, „ist der allerdüsterste. Ich wühle fort und fort in der Vergangenheit. Heute Abend hab' ich drei Stunden zugebracht, alte Briefe zu überlesen, um sie dann zu verbrennen. Ich durchschaue meinen Zustand und sehe, daß es niemals besser werden kann .... Tagelang rede ich keine Sylbe, Alles verletzt mich, Alles ärgert und beleidigt mich — ich bin wie ein wunder Körper, der sich gar nicht berühren lassen will. Ich bin wieder im Süden gewesen. Die Luft dort thut mir gut, doch nur dem Leibe und den Knochen, nicht dem Geiste, nicht dem verzweiflungsvollen Herzen. Sie haben mich lange nicht gesehen, nicht wahr? Ich gehe nirgends hin. Ich lebe einsam, wie außerhalb der Welt und

das ist auch das Beste für mich. Seit Jahren treibe ich es so. Kommt etwas von außen an mich heran, so ist es nur eine neue aufregungsvolle Pein . . ."

Er blickte lange in die Kohlen. Themar sah den alten Herrn mit Theilnahme an. Der General fuhr wieder fort:

„Ach, wohin bringen uns die Jahre! Am Haar ist es nur die Veränderung von Braun in Grau, und von Grau in Weiß — aber wie es ist im Innern! Mein Herz ist für die Freude ganz unempfänglich geworden. Eine Natur, ursprünglich expansiv, ausströmend im höchsten Grade, ist schweigsam geworden und der Mittheilung feind. Was ist das anders als eine Reaction, in welcher sich die Seele krampfhaft zusammenzieht und ihre Empfindungen selbst verschluckt?"

„Oft", fuhr er nach einer Pause fort, „bin ich wie ein Stein, zuweilen ist mir aber auch tagelang so, als hielte ich nur mühsam die Thränen zurück . . . . Schon beim Aufstehen bin ich so müde. Warum kann ich denn in der Nacht nicht schlafen? . . ."

„Man müßte wissen, was Ihnen zugestoßen ist, um rathen zu können", sagte Themar mit wirklichem Antheil.

„Mir ist nicht zu helfen", erwiderte der General. „Ich will Ihnen aber erzählen, wie das Alles gekommen. Lange Jahre kennen wir uns, allerdings nur wie sich Weltleute kennen, ich habe Ihnen nie erzählt, was mich drückt. Nun zählt mein Leben nur noch ein paar Jahre, vielleicht noch weniger; wollen Sie hören, wie mir das Schicksal mitgespielt?"

Der jüngere Mann drückte dem Alten die Hände.

„Erzählen Sie. Auch ich habe Manches erfahren. Ich werde Ihre Mittheilungen zu schätzen wissen!"

„So hören Sie zu!" sagte Aschberg.

„Zu Anfang der Dreißiger-Jahre — ich bin wenig jünger, wie das Jahrhundert — lebte ich in Petersburg, wohlauf, immer guter Dinge. Ich hatte eine eiserne Gesundheit. Ich war mit Herz und Seele Militär und eben Adjutant des Großfürsten geworden. Ich bewegte mich in der vornehmen Welt und nahm an allen ihren Freuden Theil. Ohne eben ein Don Juan oder ein Wüstling zu sein, richtete ich Unheil an. Ich besuchte öfter das Haus einer vornehmen Frau, in welchem eine junge Engländerin die Stellung einer Gesellschafterin hatte. Es war wirklich a sweet girl, eine echt britische Schönheit. Ich war hingerissen, sie verliebte sich in mich, wir sahen uns heimlich — die Folgen blieben nicht aus.

Das Mädchen war in Jammer aufgelöst, ich machte mir die bittersten Vorwürfe — aber was halfen die? Sollte ich sie heiraten? Meine Carriere war dann zu Ende, meine Stellung in der Gesellschaft vernichtet. Ich konnte mir das Nasenrümpfen meiner Freunde, das Hohnlachen meiner Widersacher ausmalen. Und doch war ich zu diesem Schritt entschlossen oder halb entschlossen. Während ich die Sache im Kopfe mit mir herumwälze, wird ein Besuch bei mir gemeldet. Ein junger Mensch mit ziemlich ordinärem Aussehen tritt ein und sagt mir: „Wie ich in Erfahrung gebracht, erwartet mich die Ehre, ihr Schwager zu heißen. Mein Name ist Smith, ich bin in einer hiesigen Maschinenfabrik angestellt. Sie werden meine Schwester heiraten."

Ein wilder, maßloser Mensch stand vor mir, der mir allein alle Schuld zuschob, für Vernunftgründe taub war und mir nicht einmal einen Aufschub zugestehen wollte. Auf andere Weise und mit guten Worten wäre ich zu lenken gewesen, aber diese brüske, brutale Art brachte mich auf. Ich wurde noch wilder, als er ein Paar Pistolen aus der Tasche zog und sie auf den Tisch legte. Nun weigerte ich mich auf's Bestimmteste der Heirat. Trotz

gegen Trotz. Er forderte mich, es war nicht auszuweichen, ohne den Vorwurf der Feigheit von seiner Seite auf mich zu laden. Ich versprach, mich mit ihm zu schießen.

Das Duell war nicht leicht durchzuführen, es fehlten mir die Zeugen, wie ich sie mir wünschte. Ein alter Diener belauschte die Verhandlungen, lief zu einer Tante von mir, diese fuhr zum Platzcommandanten; auf dem Flecke, wo wir uns schießen sollten, wurden wir Beide verhaftet.

Der Engländer wurde ins Verhör genommen, mein Vorgesetzter legte sich in die Sache, man machte dem jungen Manne Vorstellungen. „Wollen Sie das Mädchen," sagte man ihm, „zum Gegenstand des Stadtgesprächs machen? Wollen Sie die Sache an die große Glocke hängen? Noch ist die Familie, bei der das Mädchen wohnt, von nichts unterrichtet und ihre Ehre unangetastet. Als Frau v. Aschberg — machen Sie sich darüber keine Illusion — werden Sie Ihre Schwester nie sehen! Wäre sie aber glücklich in einer solcherweise erzwungenen Ehe? Kaum. Herr von Aschberg bietet Ihnen zehntausend Rubel, damit bringen Sie Ihre Schwester nach England zurück. So ausgestattet wird sie seinerzeit leicht einen Gatten finden."

Der junge Brite war durch den Verlauf der Sache etwas herabgestimmt. Er ging mit sich zu Rathe. So war die Schwester versorgt. Der Bruder erhielt die Summe beim Bankier meines Vaters ausgezahlt, beide Geschwister verließen Rußland.

Ich ging bald darauf in den Kaukasus ab, wo ich das Glück hatte, von allen Tscherkessenkugeln verschont zu werden, und avancirte rasch. Von Mutter und Kind hörte ich nichts mehr.

Fünf Jahre später, Oberst geworden, heiratete ich eine Gräfin Zamoiska aus Russisch-Polen. Es war eine große Partie und von meiner Seite eine Sache der Eitelkeit. Sie brachte mir hunderttausend Rubel, einen großen Namen und viel Schönheit mit, ich war der Gegenstand allgemeinen Neides.

Aber die Entzauberung ließ nicht lange auf sich warten. Meine Frau war verschwenderisch und vergnügungstoll, sie hatte für nichts Sinn als für Feste und Bälle; Reisen nach Spaa, ans Meer, in die deutschen Spielbäder verschlangen unsere Revenuen; nach dreijähriger Ehe, in der mir ein Knabe geboren wurde, ergab sich das Facit, daß wir eine ungeheure Hypothekenlast auf unsere Güter gewälzt hatten.

Wir steigerten die Pächter, die theilweise noch in alten Contracten saßen, die besten Vorsätze wurden gefaßt und Tilgungspläne ausgearbeitet, die sich auf dem Papiere trefflich ausnahmen, aber der Leichtsinn meiner Frau und ihre grenzenlose Verschwendungslust machten immer wieder einen Strich durch die Rechnung. Wir hatten täglich Zank — und da ich endlich einsah, daß meine Frau nie Vernunft annehmen werde, so verlangte ich die Scheidung.

Es gab gegenseitige Vorwürfe, der Scheidungsproceß wurde eingeleitet, die Frau verlangte, was sie mitgebracht, ich warf es hin, nur um Frieden zu haben. Die Noth hatte mich längst zum strengen Wirth gemacht, ich wollte, wenn ich einmal von ihr geschieden sei, durch Sparsamkeit und strenge Aufsicht wieder Ordnung auf meiner Hufe einführen, damit mein Sohn wenigstens glücklicher werde als ich.

Da — eines Tages — entweicht meine Frau aus dem Hause und hat mir mein Söhnchen mitgenommen. Denken Sie, mein Kind, meine einzige Freude, mein Glück, das Kind, von dem ich sagte: das wenigstens muß mir bleiben, es ist mein Sohn, der kann mir nicht genommen werden!

Es ist ja Diebstahl, Kinderraub. Wohin war sie gegangen? Alle Nachforschungen blieben vergebens. Ich saß allein, verlassen, kinderlos, fluchend und weinend.

Endlich machte ich mich auf, Mutter und Kind zu suchen. Ich reiste kreuz und quer; ich könnte es nimmermehr sagen, wo ich zuerst, wo ich später war. Was war aus meinem Kind geworden? Je länger das dauerte, um so mehr wuchs meine Angst, meine Unruhe. Ich mußte das Kind um jeden Preis wieder haben. Viele Freunde halfen mir suchen, wir zogen aus und kehrten heim; keine Spur, kein Zeichen. Ich fluchte und weinte, Alles vergebens!

Endlich stöberten wir Mutter und Kind auf. Denken Sie, sie lebte in Freiburg in der Schweiz und hatte mein Söhnchen einem spanischen Jesuiten zur Erziehung übergeben! Sie kannte meinen Haß gegen die Jesuiten, meine protestantische Gesinnung, und die Rache, welche die unversöhnliche Frau an mir nehmen wollte, war die, mir ein geistig ganz verwandeltes Kind einst entgegenzuführen! O das war teuflisch erdacht, teuflisch!

Ich raubte das Kind, denn den Weg des Gesetzes zu gehen in einem fremden Lande mit fatal peinlichem Gesetzesgang wäre mir unmöglich gewesen. Ich nahm es auf offener Straße plötzlich in meine Arme, sprang in den unsern haltenden Wagen und sauste vor den Augen der Mutter und des hageren Spaniers davon. Nun jagte ich über Hals und Kopf zurück ins Vaterland.

Endlich hatte ich ihn wieder, meinen Knaben. Ich bewachte ihn, er verließ mich nie, Niemand konnte mir ihn ein zweites Mal nehmen. Aber — hatte ich ihn wirklich? War er noch mein? Er war in den zwei Jahren seiner Abwesenheit bösen Einflüssen ausgesetzt gewesen. Er fürchtete mich, ich war ihm fremd geworden, er liebte mich nicht mehr. Den Rosenkranz, den ich in seiner Tasche gefunden, konnte ich ihm wegnehmen und unter meinen Füßen zertreten — aber was er sonst vom spanischen Abbé angenommen, blieb.

Als er dreizehn Jahre alt geworden war, begann er zu kränkeln, das Uebel machte reißende Fortschritte, er starb. In seinem zehnten Jahre hatte er noch das Herrlichste versprochen! Nun war er todt, Alles schien für mich vorbei. Ich stand allein, das öde Feld des Schmerzes lag vor dem Einsamen endlos ausgebreitet da.

Da zufällig Tags zuvor ein Bettelbrief meines Weibes gekommen war, den ich abschlägig beantwortet hatte, ließ ich nun gleich darauf ein paar Zeilen mit der Schmerzensbotschaft an sie abgehen.

Was war die Antwort der wüthenden, mich bitter hassenden Frau? „Empfangen Sie", schrieb sie, „in Ihrem Schmerze einen Trost: Eines Andern Kind beweinen, ist thöricht. Karl war nicht Ihr Sohn."

Zorn, Haß, wilde Menschenverachtung zogen in mir ein. So hatte sie mich schon so früh zu betrügen angefangen und sah wohl mit heimlichem Lachen drein, wenn ich mit Vatergefühlen das Kind liebkoste. O hätte sie doch geschwiegen und mich lebenslang meinen Sohn beweinen lassen. Wie kann Kenntniß meiner Schande mich trösten? Gesetzt, es schwächte an einer Seite meinen Gram, anderseits stürzt sich ein neuer auf mein zerrissenes Herz. . . . O, ein peinliches Gericht, ein schreckliches Los bricht über mich herein. Ich erliege.

Aber ist es auch wahr? Lügt sie nicht blos ihre Unehre, blos zu dem Zwecke, mich zu verwunden? Ich darf ihr, wie sie jetzt gegen mich steht, Alles zumuthen, Alles!

In dieser Zeit dachte ich oft, ich müsse verrückt werden. Aber etwas lebte in mir, das selbst kalt und unbe-

wegt auf meine Schmerzen und Convulsionen herabsah. Dies geheimnißvolle Etwas war da, wie ein mitleidloser Zuschauer, der meine innere Verwüstung betrachtete, als wenn sie ihn nichts anginge. Es war mein Selbstgefühl als Mann und Soldat, das Gefühl des Mannes, das mir sagte: Dir ist ärger mitgespielt worden, als Du es verdienst. Dies geheime Etwas erhielt mich am Leben.

Aber schauderhaft einsam stand ich da. Wofür hatte ich jahrelang gearbeitet, meine zerrütteten Vermögensverhältnisse wieder herzustellen? Ich hatte keine Familie, keinen nahestehenden Erben. Wofür hatte ich mich gemüht, für wen sollte ich mich ferner mühen?

In dieser Erstarrung blickte ich sehnend nach einem warmen Sonnenstrahl aus, nach etwas, was ich noch liebend umfassen könne. Ich begann in die ferne Vergangenheit zurückzuschauen, alte Erinnerungen belebten sich, ja, ich hoffte noch einen Ersatz für alles Erlittene!

Der alte Diener, der damals in der Tragödie meiner Jugend mitgespielt, lebte noch; ich sendete ihn nach England, um dort Nachforschungen nach Laura Smith und deren Kind anzustellen.

Der russisch-türkische Krieg wüthete schon seit mehr als einem halben Jahre. Ich stand in Bessarabien. Paskiewitsch hatte vor Silistria erfolglose Kämpfe bestanden, die Westmächte hatten ihre Flotten in die Ostsee und das Schwarze Meer geschickt, der Angriff auf die Krim war zu gewärtigen. Ich erhielt den Befehl, in Eilmärschen auf die taurische Halbinsel vorzurücken.

Vor Balaklawa hatten wir Gefangene gemacht. Unsere Granaten waren vernichtend in eine englische Batterie eingeschlagen, wir schnitten den Leuten den Rückzug ab, zwanzig Mann, darunter ein junger Artillerie-Lieutenant, letzterer nicht unbedeutend an der Schulter verwundet, wurden eingebracht. Es war ein wunderschöner junger Mann von echt englischem Typus. Er kam ins Lazareth, ich befahl, auf ihn gleiche Sorgfalt wie auf einen Officier unserer eigenen Truppe zu verwenden. Ich sprach einige Mal mit ihm, sah, daß er aufkam, er gab höfliche, aber kurze Antwort auf meine Fragen.

Ein paar Wochen später trifft mich ein Unfall. Da ich eben ausreiten will, schlägt ein Hohlgeschoß nicht allzufern ein, mein Pferd bäumt, überstürzt sich und wälzt sich auf mir herum. Ich wäre unfehlbar des Todes gewesen, wenn nicht ein kräftiger Arm das Thier von mir weggerissen hätte.

Mein Retter war der junge Engländer, der zufällig mit einigen seiner Kameraden in der Nähe gestanden.

Ich dankte ihm herzlich, und als nicht lange darauf eine theilweise Auswechselung der Gefangenen stattfinden sollte, dachte ich zuvörderst an ihn.

Der Tag der Auswechselung kam, es war Waffenruhe, die fremden Commissäre erschienen, die Gefangenen standen rangirt, unsere Leute warteten an den Thoren und Zugbrücken.

Ich bemerkte, daß der junge Artillerie-Lieutenant mich öfter ansah und eine gewisse Aufregung zeigte.

Ich ließ ihn herantreten und wechselte einige Worte in seiner Muttersprache mit ihm. Ich kam auf den Dienst, den er mir geleistet, zurück.

„Ich hätte denselben jedem Andern ebenso erwiesen!“ lehnte er frostig ab.

Die Hand, die ich ihm geboten, ergriff er nicht.

Dieses Benehmen befremdete mich aufs Höchste, auch entging mir nicht eine tiefe Bewegung, die in seinem Gesicht arbeitete und die er nicht unterdrücken konnte.

„Weshalb verweigern Sie mir Ihre Hand?“ fragte ich den jungen Mann.

„Da Sie nach dem Grund meines Benehmens fragen, General“, erwiderte er, „so hören Sie ihn! Sie haben an mir und meiner Mutter nicht als Mann von Ehre gehandelt. Ich bin Ihr Sohn!“

Ich war außer mir.

„Hätte uns nicht der wunderbarste aller Zufälle zusammengebracht“, fuhr er fort, aber kalt und in abwehrendem Tone, „Sie hätten nie davon eine Sylbe erfahren.“

„Lebt Ihre Mutter noch?“ fragte ich ungestüm.

„Sonderbare Frage von Ihrer Seite!“ erwiderte er. „Sie haben sich nie darum gekümmert!“

„Nein! Nein!“ rief ich. „Ich habe sogar eine Person nach England abgeschickt, nach ihr zu forschen.“

„Meine Mutter ist nicht mehr am Leben“, erwiderte der junge Mann. „Es ist besser so. Niemand hat um mich geweint, als ich fortging.“

Ich war tief ergriffen.

„Ich weiß seit Jahren, daß ich Ihnen mein Leben zu danken habe“, fuhr der junge Mann fort. „Aber das bringt mich Ihnen nicht nahe. Sie haben sich durch eine Geldsumme Ihrer Pflichten gegen Mutter und Kind entledigt, das sagt genug. Was aus uns geworden, war Ihnen gleichgiltig. Das Capital, aus dessen Zinsen meine Erziehung bestritten worden, ist noch unberührt, Sie werden es von mir zurückerhalten, sobald ich wieder daheim bin. Der Gedanke, vom Geschenke eines Fremden zu leben, ist mir unerträglich.“

„Sie nennen mich einen Fremden“, erwiderte ich. „Ich habe das verdient. Und doch wäre ich glücklich, in Ihnen meinen Sohn umarmen zu können! Ich bin kinderlos, entbehre schmerzlich ein Herz, das mich liebt —“

Ich öffnete die Arme, ich meinte, er werde hineinstürzen, er blieb ruhig.

„General Aschberg“, sagte er —

„Was? rief ich, ich nenne Sie Sohn, Sie erwidern kalt: General! Das trage ich nicht. Ich biete Ihnen mein Herz an — Sie weisen es zurück.“

In diesem Augenblicke blies der Stabstrompeter, die beiderseitigen Commissäre traten heran zur Uebernahme ihrer Leute.

Die Gefangenen defilirten ab.

Ich stand wie betäubt da. Ich hatte mich zu dem jungen Mann so hingezogen gefühlt, sein männlich trotziges Wesen hatte mir gefallen, er hatte mir das Leben gerettet, er hatte mich zugleich verwundet und entzückt, ich hatte eine Eröffnung von ihm empfangen, die meine still im Herzen glühenden Wünsche der Erfüllung nahe brachte, andererseits war ich von seinem Vorwurfe in der innersten Seele getroffen worden.

O, rief es in mir, mein Sohn im feindlichen Lager, meinen Kugeln ausgesetzt, er nach mir die Geschosse visirend! O, hätte ich ihn nicht fortgelassen! Wie glücklich könnte ich im Alter sein. Ich fühle es, ich fühle es, er ist meiner Liebe werth!

Der Winter ging hin, voll schrecklicher Mühsal, wir hatten uns auf Sebastopol zurückgezogen. Der Frost hatte den Fortgang der Belagerungs-Arbeiten von Seite der Engländer und Franzosen unterbrochen, aber Krankheiten und Entbehrungen richteten schreckliche Verheerungen in beiden Lagern an.

Ich dachte an die Opfer, die der Krieg verschlang, ich sah meinen Sohn im Geiste fortwährend vor mir, durch sein schönes Gesicht schimmerten mir die einst geliebten Züge seiner Mutter entgegen.

Es kam der März. Wir hatten wieder einmal einen größeren Ausfall auf die Belagerer zu unternehmen,

die ihre Arbeiten wieder aufgenommen hatten. Eine Schanze drüben hatte eine weithin drohende Stellung eingenommen, sie belästigte mit ihren Geschützen die ganze Umgebung. Sie bestrich die Landstraße und warf ihre Geschosse bis in unsere Vorwerke. Sie machte den Aufenthalt in denselben unleidlich; in ihrem Schutze wurden Laufgräben angelegt.

Ich ließ einen kräftigen Ausfall machen, die Schanze wurde demolirt, gestürmt und Alles dort niedergemacht.

Vor Einbruch der Nacht begab ich mich hin. Um die demolirten Geschütze lagen die Leichen haufenweise. Wen fand ich unter den Leichen, die Wunde vorn an der Brust, das starre, bleiche Gesicht zum Himmel gekehrt?

Meinen Sohn.

Aus den Zügen seines Gesichts sah wieder die Mutter mich an.

Seitdem habe ich den Krieg weiter mitgemacht. Ich habe die Schlacht an der Tschernaja und den Fall Sebastopols persönlich mit erlebt. Die Verbündeten besetzten nur rauchende Trümmer. Nach dem Pariser Friedenscongreß nahm ich meinen Abschied.

Das ist meine Geschichte." —

---

# Unsere Deutschen in den nichtdeutschen Kronländern und die Sprachenkarte der Monarchie.

Von K. J. Schröer.

Wenn man die vortrefflichen Landkarten, wie sie jetzt in der Hand jedes Schülers sind, betrachtet und mit denen vergleicht, nach denen wir Aelteren vor 40, 50 Jahren unterrichtet wurden, so nimmt man einen großen Fortschritt wahr. Indem ehedem die politische Eintheilung der Staaten auf den Karten die Hauptsache schien, so bieten sie jetzt ein reiches Bild, darauf die geologischen Verhältnisse, Höhenzüge, Wasserscheiden, Stromgebiete, ja selbst, auf Specialkarten, die Beschaffenheit des Bodens und seine Erzeugnisse ersichtlich sind. — Seltener, und in den Händen der Schüler gar nicht, sind Karten mit Angabe der Nationalitätenverhältnisse. — Von der österreichisch-ungarischen Monarchie sind wohl sogenannte Sprachenkarten vorhanden, sie leiden aber alle an einem großen Mißgriff, von dem ich später sprechen will. — Ich möchte diesmal nur an einem Beispiel zeigen, wie wichtig, wie lehrreich die Betrachtung einer solchen Nationalitäten- oder Sprachenkarte ist.

Wenn wir auf der Sprachenkarte der Monarchie die Ausbreitung des deutschen Elementes in's Auge fassen, so machen wir eine merkwürdige Wahrnehmung.

An das außerösterreichische Deutschthum angrenzend, bildet es im Westen und Norden eine zusammenhängende Masse; Vorarlberg, Tirol, Kärnten, Steiermark, Salzburg, Oesterreich, der West- und Nordrand von Böhmen und Mähren, alles das ist deutsch. Im Nordost und im Süden breiten sich slavische Völker aus, im Süd-Osten Rumänen, in der Mitte Magyaren. — In die Mitte des deutschen Westens ist keine dieser Nationalitäten vorgedrungen; das deutsche Element ist aber ausgestreut über alle nichtdeutschen Nationalitäten!

Ist das Zufall? Gewiß nicht. Es ist ein Naturgesetz, das wir hier wal-

ten sehen: der Deutsche ist der Träger der Cultur in der ganzen Monarchie. Bei jenen Völkern repräsentirt er vorwaltend den fehlenden Mittelstand, obwohl er auch mit großem Erfolg in vielen Gegenden Landbau treibt. Der Deutsche hält die Monarchie als ein Ganzes zusammen und leiht ihr ein bestimmtes Gepräge.

Aber nicht nur „verstreut" als Einzelne, nicht nur in allen Städten findet man Deutsche, sondern ganze Länderstriche ganz von Deutschen bewohnt, die eine Welt für sich bilden, finden wir in Böhmen und Mähren (um Iglau), in Galizien (um Milanowitz, Sandez, Lemberg), in Krain (Gottschee), in Ungarn (von Preßburg bis St. Gotthard an der österreichisch-steierischen Grenze, die Bergstädte, die „Häudörfer", die Zips, um Pest-Ofen, um Fünfkirchen, Segßard, Mohacs, im Banat), in Siebenbürgen.

Ein allgemein verbreiteter Irrthum ist der, daß in Siebenbürgen mehr Deutsche wären als in Ungarn. Das Banat allein hat mehr Deutsche als ganz Siebenbürgen!

Ungarn hat 1,592.043 Deutsche, Siebenbürgen 224.044, zusammen beide Länder 1,816.087, fast zwei Millionen!

Ein weiterer, ebenso verbreiteter Irrthum ist der, daß diese Deutschen sich magyarisiren werden. — Magyarisiren können sich wohl Einzelne, auch kleine Gemeinden unter 1000 Seelen können mit der Zeit magyarisirt werden, nicht aber Sprachinseln zu 10.000, 50.000, 100.000 und zu 300.000 Seelen, wie Ungarn hat! So große Colonien entnationalisiren sich nicht so leicht! Man denke sich's nur praktisch. Wie soll der gemeine Mann es anfangen mitten im deutschen Element, daß seine Kinder Magyaren werden? Soll er Bonnen halten und sich selbst einen Sprachmeister? — Durch Schulen! heißt es. Hält man das für möglich? Ich meine von den Schulen der Mehrzahl, den Volksschulen! Man überlege nur, wie weit unsere deutsche Volksschule mit dem Lesen und Schreiben der Muttersprache kommt und frage sich: was denn wohl zu erwarten wäre, wenn man ihr die Aufgabe stellte, eine fremde Sprache zu lehren, eine Sprache, die im elterlichen Hause nicht gesprochen wird und auch im Verkehr nicht geübt werden kann? — Nein, unsere größeren deutschen Colonien in Böhmen, Mähren, Galizien, Krain, Ungarn und Siebenbürgen werden nicht untergehen!

Es mag sein, daß gegenwärtig die Lage des deutschen Elementes in Ungarn und Siebenbürgen eine bedrängte ist; jeder einigermaßen staatsmännische Blick muß, wenn er die Sprachenkarte der Monarchie betrachtet, die Bedeutung des deutschen Elementes für dies Staatsganze, sowie die Sendung jener Deutschen in den nichtdeutschen Ländern erkennen.

An sie zuweilen zu erinnern, mit ihnen die deutschen Brüder deutscher Gegenden bekannt zu machen, halte ich für eine wichtige Aufgabe der Publicistik.

Ich habe neulich von Gottschee erzählt. Es sei mir gestattet, diesmal von deutschen Sprachinseln in Ungarn zu berichten.

Die erste Stadt, die der Reisende von Wien aus kennen lernt, wenn er nach Ungarn kommt, ist das überaus freundliche Preßburg, eine ganz deutsche Stadt von etwa 45.000 Einwohnern.

Nach Preßburg geben Magyaren und Slovaken ihre Kinder, um deutsch zu lernen, auch Familien anderer Nationalitäten, wenn sich welche hier niederlassen, lernen da bald deutsch, ob sie wollen oder nicht. Daß es so auch künftig sein wird, ist meine feste Ueberzeugung. Ich habe ein handschriftliches Verzeichniß der Preßburger Bürger vom Jahre 1379 vor mir, daraus ersichtlich ist, daß es vor einem halben Jahrtausend gerade so war!

Der Deutsche zieht gerne die Donau hinab und siedelt sich an den Ufern

an. Es ist die alte Heerstraße, die schon die Nibelungen-Helden gezogen sind! —

Die Magyaren und Slovaken lockt es wenig an die Donau. Sie haben keinen gewerbe- und handeltreibenden Mittelstand. Wo sich ein gewerbetreibendes deutsches Städtchen entnationalisirt — was mit kleineren Orten, wie gesagt, schon geschehen kann — verbauert es. Der entnationalisirte Nachkomme eines Deutschen hat die Berührungspunkte seines Vaters mit der weltbewegenden Culturströmung verloren und sinkt herab. Ungarn kann nicht vorwärts ohne den Deutschen! — Für Slovaken und Magyaren hat die völkerverbindende Straße, die Donau, keinen Werth und der Bürgerstand von Preßburg, Pest und Ofen ergänzt sich fortwährend mit Zuwanderung aus Deutschland.

Dies zeigt schon sehr schön das Namensverzeichniß von 1379, wo nicht nur viele Namen auf deutsche Länder weisen (z. B. Oesterreicher, Steyrer, Payer, Swab, Frank, Flander u. a.), sondern auch oft der Name des Ortes, wo der Betreffende her ist, hinzugesetzt ist, z. B. de Asparn, de Eckartsau, de Feldsberg, Hochnau, Krems, Lanzendorf, Grein, Leopoldsdorf, Maricheck, Potendorf, Wienn, Wolfstal, Nürnberg, Wirzburg u. a. Aus naheliegenden Orten mit deutscher Bevölkerung kommen auch einzelne vor, aber keiner aus der Slovakei oder aus magyarischen Gegenden! Nur Ein magyarischer Name findet sich im ganzen Verzeichniß, nämlich: hortus Petri Salai (Garten des Peter Salai), woraus hervorgeht, daß dieser Salai einen Garten in Preßburg besaß, womit noch nicht einmal gesagt ist, daß er selbst da wohnte. — Die Mundart, die aus dem Namensverzeichniß zu erkennen ist, ist die österreichische.

Dasselbe Bild von der Bevölkerung, in Bezug auf die Nationalität, gewinnt man heutzutage, 500 Jahre später, wenn man nach Preßburg kommt. Die herrschende Mundart ist die österreichische. —

In einem öffentlichen Kaffeegarten im schönen Gebirge Preßburgs, machte ich an einem Sonntagnachmittag einmal folgende Beobachtung.

Die Tische waren alle vollbesetzt mit Sonntagsgästen, Herren, Frauen und Kindern. Die vorherrschende Mundart der Gäste und Wirthsleute war die österreichische. Unter den Männern aber hörte man dort einen Berliner, da einen Nürnberger, einen Breslauer u. s. f., meistens zugewanderte Handwerker, die in ein Geschäft hineingeheiratet hatten. Die Frauen redeten durchaus österreichisch. Aber die kleinen Kinder, die ungarische Kindermädchen hatten, sprachen nur ungarisch und mit ihnen radebrechten die Frauen hie und da auch ein incorrectes Ungarisch. — Man besorge aber nicht, daß diese Kinder magyarisirt werden. Ich kenne diese Erscheinung und habe sie hundertfältig seit Generationen beobachtet. Als kleine Kinder können sie nichts als ungarisch, und wenn sie zum Geschäft kommen, verlernen sie es wieder vollständig! — Nur die den Studien sich zuwenden, vielleicht Einer vom Tausend, bleiben in der Uebung der ungarischen Sprache, weil die Gymnasien alle ganz ungarisch sind!

Eine Probe der Preßburger Mundart brachte einmal die Preßburger Zeitung (vom 5. Februar 1860).

Ich will den Anfang davon hersetzen:

### Der Deutsch-Ungar.

Mia sann jo Ungern, 's is jo woa
Und sanns scho so vül hundert Joa;
Nur reden tammer (thun wir), des is gwiß
Wia r uns da Schnobel gwochsen is.
I denk da Soch goa manchmal noch,
Ungrisch is gwiß a schöni Sproch:
Wonn owar aner auf mi schült,
Wal i a Schwob bin, wir i wüld!
Murdelement: i bin a Schwob!
Glaubts mir's, daß i's nia glaugent hob
Und wia's nia laugna, glaubts ma dos,
Wußt meiner Seel a nit für wos. — —

Um 1633 erhielt Preßburg eine zahlreiche Zuwanderung von Exulanten: Protestanten, die aus Oberösterreich vertrieben waren.

Ein Theil dieser Einwanderer siedelte sich in den benachbarten kleinen Städten St. Georgen, Bösing, Modern an und verstärkte dort die deutschen evangelischen Gemeinden, Andere bevölkerten den sogenannten Heideboden, den Landstrich, der sich von der Westseite des Neusiedlersees bis zu dem Donauarm, der die kleine Insel Schütt bildet, ausdehnt und nördlich an der Donau, gegenüber Preßburg beginnt. Von diesen Exulanten und ihren Nachkommen wurden die wunderbaren Weihnachtspiele, die sich gegen Ende des 16. Jahrhunderts bei den Protestanten Oberösterreichs unter dem Einfluß von Meistersingern dort ausgebildet hatten, so treu bewahrt und bis in unsere Tage gepflegt. — Trümmer davon — aber nur Trümmer — haben sich wohl erhalten bei dem Landvolke in Oesterreich, Steiermark &c. Auch in Baiern ist jüngst, in der Gegend von Rosenheim, ein Weihnachtspiel aufgefunden worden (Weihnachtspiel in Oberbaiern von A. Hartmann. München 1875), das wörtlich mit dem jener Exulanten übereinstimmt; aber so vollständig wurde der gereimte Text nirgend erhalten, sammt allen Sitten und Gebräuchen bei der Aufführung, als von unsern Deutschen in Ungarn. Ich habe die Spiele mitgetheilt und die Gebräuche geschildert in dem Buche: Deutsche Weihnachtspiele aus Ungarn. Mit Unterstützung der kais. Akademie der Wissenschaften gedruckt. Wien, W. Braumüller, 1858. Das Neueste über den Gegenstand ist kurz zusammengestellt in Pfeiffers Zeitschrift für deutsches Alterthum Germania 21, S. 110 ff.

Jetzt sind die Spiele wohl schon im Erlöschen. Früher aber gehörten sie zu den regelmäßigen Jahresfesten an allen Orten, wo jene Einwanderer sich niedergelassen hatten, wenn irgend die geeignete Anzahl von Personen zur Darstellung des Christi-Geburtspieles, des Adam- und Evaspieles und des Schuster- und Schneiderspiels vorhanden war. Diese drei Stücke wurden nämlich immer nacheinander gespielt. Vom ersten Adventsonntag bis heiligen Dreikönig wurde an allen Sonn- und Feiertagen von Mittag an bis in die Nacht hinein gespielt, und zwar dieselben drei Stücke wiederholt von vorne an, so oft das Publikum es wünschte.

An den Werktagen in dieser Zeit zwischen dem ersten Adventsonntag und 6. Jänner pflegten die Spieler zu wandern, um an andern Orten zu spielen. Wenn die Spielgesellschaft aber in einen Ort kam, wo eine Gesellschaft die Spiele selbst einstudirt hatte, da traten die einheimischen Spieler den Fremden entgegen und der, der den „Hauptmann des Herodes" spielte, legte dem fremden Hauptmann des Herodes Räthselfragen vor. Obwohl die Texte der Spiele bei allen Gemeinden gleich lauteten, so hatte doch jede Gemeinde andere Räthselfragen, die geheim gehalten wurden und die ein Fremder nicht beantworten konnte. — Wenn nun auf die Weise der fremde „Hauptmann" die Probe nicht bestand, so mußte er mit seiner Gesellschaft abziehen. Eine uralte poetische Sitte, über die man unter anderm nachlesen kann in Uhlands Schriften.

Es war mir eigen rührend, daß in dem letzten Dorfe, wo die Spiele noch im Gange sind, in Oberufer, 1853, als ich sie sah, der Hauptmann des Herodes seine Räthselfragen eifrig einstudirte, zum Kampf sich rüstend, obwohl er auf der ganzen Welt schon längst keinen Gegner mehr zu fürchten hatte. — Er meinte freilich: man könne das nicht wissen, es sei nicht zu trauen! In der Wieselburger Gespannschaft seien noch sehr verdächtige Erinnerungen an die Weihnachtspiele zu spüren. Ja, da muß man freilich auf Alles gefaßt sein! —

In ununterbrochenem Zusammenhange mit dieser deutschen Sprachinsel, den der „Heideboden" mit Preßburg zusammen bildet, steht die „Hienzei", ein deutsches Sprachgebiet an der steirisch-österreichischen Grenze, das 300.000 Seelen zählt! — Dieses Gebiet, das sich über die Wieselburger, Oedenburger, Eisenburger Gespannschaften ausdehnt, ist ganz deutsch. Die Magyaren haben bei ihrer Ankunft hier schon Deutsche angetroffen. Die Sprache der Hienzei ist eine Nuance des österreichisch-bairischen Dialektes, die natürlich dem benachbarten Oesterreichischen und Steirischen nahekommt. Sie ist nicht überall dieselbe und an einigen Orten werden besondere Eigenheiten bemerkt, doch ist der gemeinsame Charakter der der österreichisch-bairischen Mundart.

Ein kleines Wörterbuch der Sprache der Hienzei ist gesammelt von G. Friedrich und von mir veröffentlicht in Frommanns Zeitschrift: Die deutschen Mundarten, 1859.

Ebenso gehört der österreichisch-bairischen Mundart die deutsche Sprachinsel um Ofen und Pest an.

Die großen südlichen deutschen Colonien in der Baranyer Gespannschaft, im Banat rc. sind jüngere Ansiedlungen, meist aus der Zeit Maria Theresiens. Es sind Einwanderer aus verschiedenen Gegenden Deutschlands, theils aus Schwaben, aber auch z. B. aus Hessendarmstadt und anderen Landstrichen. Sie erfreuen sich großen Wohlstandes und *sind im Zunehmen begriffen.*

Sehr merkwürdig sind die von allen diesen oberdeutschen Colonien Ungarns verschiedenen alten, mitteldeutschen (aus dem mittleren Deutschland, meist Franken) des ungarischen Berglandes; die Zipser, die Bergstädter und die sogenannten Häudörfler („Krickerhäuer" und „Hauderburzen"). Sie sind über 100.000 Seelen hoch anzuschlagen und für das ungarische Bergland von höchster Bedeutung.

Der erste Grund wurde gelegt zu diesen Ansiedlungen zu gleicher Zeit, als die Hauptmasse der „Sachsen" in Siebenbürgen sich ansiedelte. Die ersten deutschen Ansiedler im ungarischen Bergland waren aus denselben Gegenden des Niederrheins, wie die Siebenbürger Sachsen und die Verwandtschaft wird noch durch die Mundarten beider verbürgt, obwohl sich dieselben in den 700 Jahren seit ihrer Einwanderung von einander beträchtlich entfernt haben.

Freilich sind durch den Tatareneinfall diese Colonien stark gezehntet worden und wurden durch neue Zuwanderungen aus Obersachsen, Schlesien, Thüringen und Oesterreich seither wieder verstärkt. Aber der Grundcharakter schlägt noch überall erkennbar durch in der Mundart, die bei allen Verschiedenheiten in Einzelnen doch alle mit dem Zuge der Gemeinsamkeit verbindet. Mir ist es oft begegnet, daß ich einen Kölner nach dem Tonfall und sonstigen Klang seiner Sprache für einen Zipser oder Siebenbürger Sachsen hielt. Welch liebliches Alpenländchen ist diese Zips mit ihren liebenswürdigen Bewohnern.

In ihren reinlichen Städten und Dörfern glauben wir in Sachsen zu sein. Gothische Kirchen, alterthümliche Laubengänge auf den Marktplätzen, hohe Giebelhäuser und eine so fein klingende Mundart, ein so civilisirtes Benehmen des Volkes, daß wir uns da sehr bald heimisch fühlen.

Wir dürfen auch Kaschau, obwohl es nicht mehr zur Zips gehört, diesen Städten mit deutsch alterthümlichem Charakter zuzählen und so auch die meisten der ungarischen Bergstädte.

Einen viel weniger freundlichen, ja oft einen wilden und düsteren Eindruck machen die „Häudörfer".

Sie sind meist im 14. Jahrhundert von den Bergstädten aus gegründet, und zwar in den unwirthlichsten Wildnissen, als das flache Land schon von Slovaken bebaut war.

Von ihnen, den „Krickerhäuern“ und „Handerburzen“ will ich ein andermal erzählen. Ich verweise vorläufig auf mein: Wörterbuch der deutschen Mundarten des ungarischen Berglandes, Wien, Gerold 1858 und Darstellung der Mundarten des ung. Berglandes, Wien, Gerold 1864.

Diesmal wollte ich nur einige Lichtstrahlen werfen auf jene Deutschen, von denen das Mutterland — mit seltsamer Stiefmütterlichkeit — nichts hören will und sich gern einreden möchte, daß sie im Verschwinden sind! Sie können schreien, was sie wollen, die deutschen Brüder winken ihnen höchstens: still zu sein und zu verschwinden! — Ihre Existenz, ihre Sendung anerkennen, heißt aber zugleich eine Sendung unseres Gesammtstaates anerkennen. Die auf den Zerfall der Monarchie rechnen, finden es bequem, zu denken: die Westhälfte ist deutsch, das Uebrige ist ein Chaos, bestehend aus „Schlawaken, Madscharen, Walachen“, das uns gar nichts angeht.

Zu einer solchen Anschauung tragen auch die Sprachenkarten bei, von denen ich im Eingange bemerkte, daß sie alle an einem großen Mißgriff leiden.

Sie stellen Rumänen und Walachen als Romanen mit Einer Farbe dar, so daß sie gegenüber Magyaren, Deutschen u. A. als Eine Nation erscheinen, was nothwendig eine völlig irreleitende Vorstellung herbeiführen muß. Eine Nationalität ist unter andern Nationalitäten eine Macht, die durch ihren Geist, ihre Bildung, ihre Sprache Einfluß übt und auch Einfluß leidet. Die Ausbreitung der Nationalitäten durch Sprachenkarten darzustellen, ist lehrreich, wenn man dadurch diese Mächte nebeneinander sieht. Sind aber Walachen und Italiener durch Sprache, Bildung, Religion eine gemeinsame Macht, etwa wie die deutschen Stämme, die eine gemeinsame Literatur und Schriftsprache haben? — Die Walachen und Italiener mit einer gemeinsamen Farbe zu bezeichnen, das hätte nur dann einen Sinn, wenn man die Romanen in ihrer Gesammtheit etwa (Portugiesen, Spanier, Franzosen, Italiener, Walachen) den Germanen (Isländern, Norwegern, Dänen, Schweden, Holländern, Flamändern, Engländern, Deutschen) gegenüberstellen wollte. — Denselben Mißgriff thun unsere Sprachenkarten, indem sie die slavischen Völker, als ob sie insgesammt Eine Nationalität wären, mit Einer Farbe bezeichnen. — Man denke an die Verschiedenheit zwischen Polen, Russen, Tschechen, Slovenen, Slowaken, Kroaten; die Verschiedenheiten der Sprachen, der Bildung, des Glaubens. Alle diese Völker können ihrer Verwandtschaft wegen untereinander als eine Gesammtheit unter dem Namen „Slaven“ den Germanen und Romanen an die Seite gestellt werden, nicht aber gegenüber einem einzelnen germanischen oder romanischen Volke! — Können denn alle slavischen Völker durch Sprache, Bildung 2c. als eine Einheit wirken? Gewiß nicht. Es gibt daher Anlaß zu ganz falschen Vorstellungen, wenn auf unseren Sprachenkarten die „Slaven“ als Ein Volk dargestellt sind.

Wenn man Tschechen, Polen, Ruthenen, die sich tödtlich hassen und mit ihren Sprachen gar nicht verständigen können, als Eine Nationalität darstellt, dann allerdings ist diese Nationalität die mächtigste in der Monarchie. Ist das aber eine richtige Darstellung? — Gewiß nicht. — Wie anders aber erscheint das Bild unserer Monarchie, wenn jede Nationalität, jede durch Gemeinsamkeit der Sprache und Literatur zusammengehörige Volkseinheit (Walachen, Italiener, Polen, Ruthenen, Tschechen, Serben 2c.) ihre eigene Farbe erhält. — Dann erscheint als die weitaus volkreichste Nationalität diejenige, die auf alle den größten Einfluß übt und an allen Punkten der Monarchie anzutreffen ist — die deutsche!

Wie lehrreich wäre eine solche Sprachenkarte der Monarchie! Wie deutlich spräche sie aus — die Bedeu-

tung des deutschen Elements für dieses Staatsganze. — Ich glaube, daß es unschwer ist, zu erkennen: daß in ihr eine Lebensfrage unseres Staatswesens enthalten ist.

Wenn die allgemeinen Bildungszustände in der ganzen Monarchie höher stehen als in Rußland und in der Walachei, so ist dies dem Einflusse des deutschen Elementes zuzuschreiben. Bei keinem andern Stamme als bei den Deutschen ist Begeisterung für die Staatseinheit der Monarchie, also „österreichischer Patriotismus“ anzutreffen. Einen solchen wird man aber nicht fördern, wenn man das deutsche Element — zurücksetzt. — Hingegen blühen und gedeihen wird die Monarchie, wenn das deutsche Element die ihm gebührende Stelle wieder einnehmen wird. Die Zeit wird vielleicht doch noch kommen!

---

# Triester Promenaden.

Ein Gedenkblatt von **Robert Hamerling.**

Es flanirt sich, bei Gott, sehr angenehm auf den schönen Pflastersteinen von Triest! Ein Gang über den Corso, auf dem Molo San Carlo — schon das ist eine Promenade, die sich lohnt. Viele Triester und noch mehr Triesterinnen begnügen sich auch mit dieser. Vor den Cafés der Riva, unmittelbar am theerduftigen Meerstrande, sitzen die Damen dicht gedrängt am schönen Sommerabend; Fächer schillern in ihren Händen, ein buntes Gewimmel wogt vorüber, Sang und Guitarrenklang von wandernden Minstrels durchrauschen den Strand mit einer beständigen Serenade. Nicht minder üppig schlagen Schönheit und Reichthum ihr Pfauenrad auf dem großen Molo. Hier wogt zwischen ragenden Masten ein buntes Leben. Zum Theil aber liegt in der Art und Weise, wie hier im Abenddunkel dem Zauber der Natur gehuldigt wird, etwas Mystisches, an geheimen Tempeldienst einer unbekannten Gottheit Mahnendes. Draußen an der äußersten Endspitze der riesigen Quaderzunge, die hier das Festland durch den Mastenwald hindurch in die brandende See hinausstreckt, steht immer eine Anzahl von Schweigenden, Unbeweglichen, und starrt in die unbestimmte Meeresferne hinaus. Wornach starren sie nur eigentlich? Nach den Zinnen von Miramar, die weißlich durch die Nacht herüberdämmern? Oder nach der kreisenden Flamme des Leuchtthurms zu ihrer Linken? Oder nach den einsamen Lichtern, die von den Bergabhängen herüberfunkeln? Nein! sie stehen dort und starren hinaus, auch wenn die Nacht finster und trübe, auch wenn die Welle dunkelschwarz, ohne Sternenwiderschein zu ihren Füßen brandet. Sie starren in's Leere, in's *Nichts*. Das Nichts hat eine anlockende Verwandtschaft mit dem Unendlichen. Ehre diesen Habitués des Molos! Vielleicht sind es Eingeborne; aber sie stehen in geheimen Beziehungen zu den beschaulichen Doctrinen Hindostans. Wer sollt' es denken? eine Stätte des Brahmanenthums in so unmittelbarer Nähe von Waarenballen und Oelfässern!

Aber der Molo ist nicht bloß für die Eingeweihten, die bei jeder Witterung dort in's Leere starren, ein interessanter Ort. Herrlich und poetischer Wirkung voll ist der Eindruck, wenn man spät Abends, von einem weiteren Spaziergange kommend, die noch geräuschvollen Straßen durchwandert hat, und nun bei hellem Mondlicht noch für einige Augenblicke auf den stillen Molo hinaustritt. Die Mastspitzen der Schiffskolosse ragen unbewegt, das Meer schlummert und drüben über der Bucht erglühen die Bergkuppen im Mondesduft.

Es flanirt sich sogar in den Wintermondnächten Triests noch angenehm, wenn ein Borahauch, nicht allzu gewaltsam, durch die vom südlichen Vollmondlichte grell beleuchteten Gassen dahinfegt. Es liegt ein lebenanregendes Princip schon im hellen Mondeslicht; kein Wunder, daß es doppelt wirkt, wenn es geheimnißvoll sich mit der Urkraft des frisch von Bergeshöhen herunterbrausenden Aetherhauchs verschwistert. Kein Stahlbad kann kräftiger wirken, als ein solches Flaniren, dem Borahauch entgegen, in vorgerückter Abendstunde, durch einsame, mondbeleuchtete Gassen.

Trachtet der sommerliche Besucher Triests aus der schwülen Mitte der Stadt hinaus in die landschaftliche Umgebung, so frage ich ihn zunächst, ob er irgendwo eine lebhaftere Promenade gesehen hat, als den bis in die späte Nacht hinein seiner ganzen Breite nach von Menschen wimmelnden „Aquedotto"? Wie gefällt ihm dieser vollgeschwellte Strom des fröhlichen Müßiggangs, in welchem als Nebenflüsse Lebenslust und Gefallsucht ihre hochgehenden Wellen mischen?

Wo am Ausgange des Aquedotto der Weg sich spaltet, ist mit wenigen Schritten ein Abhang erreicht, auf welchem Lämmer und lustige Ziegenböcklein grasen. Mit Villen und Gärten und einer pittoresken Cascade steigt zur Rechten des Weges die Höhe an; zur Linken rauschen und nicken hochstämmige Baumhäupter aus dem Thalgrund über den Steindamm herauf; durch dichte Laubkronen blickt man in's Thal hinab und hinüber auf die jenseitige Höhe. Rückwärts liegt das schimmernde Meer und die Stadt und die niedergehende Sonne. Nichts versetzt den Wanderer so leicht in eine olympische Stimmung, als ein hochgelegener Laubgang, durch welchen die auf- und untergehende Sonne schimmert; es ist als ob man in einem grüngoldigen Empyreum wandelte. Immer reizender wird nun zur Linken der Thalgrund; idyllisch grünen da unten die Gärten von San Giovanni; unter unzähligen weißschimmernden Landhäusern grüßt die Villa Bottacin vor allen lieblich herüber mit den farbig-anmuthigen Zinnen; dahinter steigen im Halbrund die schroffen Felsterrassen links zum Obelisken von Opcina, rechts zur nackten Gebirgswand empor, unter deren scharfkantigem Saume der breite Gürtel einer gewaltigen Heerstraße sich hinschlingt.

Noch haben wir kaum seit zehn Minuten die Stadt hinter uns gelassen und schon ist das Boschetto erreicht, schon athmen wir in Waldesgrün. Wir wandeln in einem nicht dichten, aber weiten Eichengehölz, das von hundert bequemen Pfaden durchkreuzt ist. In festlichen Sonntagsstunden schallt Musik die Waldhöhe hinauf, ausgehend von der Niederung, wo die braunen Quellen der Erfrischung sprudeln, während ein ganzer Völkerzug von Lustwandelnden den Hain durchschwärmt, gar nicht zu reden vom ersten Mai, an welchem das Leben des Boschetto's in einem Volksfeste seinen Höhepunkt erreicht. Weiter und weiter gelangen wir, den immer schönen, immer bequemen Waldespfad hinan; auf noch breiterer, in weiterem Kreise geschwungener Straße kommen uns die eleganten Gefährte der Reichen nachgerasselt. Alles strebt zur Höhe empor, wo die Meeresfernsicht, vielleicht einzig in ihrer Art, sich aufthut: über Gebirg und Stadt und die breite schimmernde Seebucht von Muggia. Wir stehen auf der prächtigen Hochwarte des „Jägers". Hier das weitschauende „Ferdinandeo", das auf der luftigen Höhe so stolz emporragt, hinter ihm, auf noch höher ansteigendem Waldhügel, eine gethürmte Ritterburg, die wir nicht um ihr Alter fragen wollen — dazu der Eichwald selbst, der, wie er den Wanderer unten in der Niederung aufgenommen und fortbegleitet bis zur herrlichen Höhe, sich nun noch stundenlang auf Abhängen und Gipfeln hinerstreckt, holde

Stille gewährend und für den Pflanzenfreund eine nicht allzureiche, doch immer interessante botanische Ausbeute.

Früher und weit üppiger als im Boschetto sproßt am Abhange von San Andrea, dem Sonnenbrand und den milden Lüften des Meeres zugewendet, eine Vegetation, die den vollen Charakter des Südens trägt. Wie soll ich sie schildern, die wunderschöne Strandpromenade von San Andrea, die an Sonntagnachmittagen des Herbstes, Winters und Frühlings zum Schauplatz eines glänzenden Corso's wird? Zur Rechten Meeresblau, schwellendes Wellengeplätscher, zur Linken Blattgelispel, grüne Gärten — mitten inne die endlose Reihe der Karossen, aus welchen tausend Flammenaugen blitzen — es ist wie ein Festaufzug der cytherischen Göttin, die hier ihren Reiz im Spiegelplan des Meeres beäugelt. Dreifach schlingt der Lustpfad sich um den Abhang und man kann auch ganz unten unmittelbar am Saume des Meeres unter schönen Platanen wandeln. Unendlich reizend ist dieser stillere Platanenlaubgang, von der klaren Meereswelle bespült, aber fast noch verlockender ist's, den engen, schattigen Fußpfad einzuschlagen, der zwischen den beiden erwähnten Wegen mitten durch endlos dichtes Rosengebüsch sich hinzieht. O diese meerbethauten Rosengebüsche von Andrea — grünen und gedeihen sie wohl noch wie zur Zeit, da ich von ihnen Abschied nahm? Es war ein dichter Rosenwald, Rosenhecken der edelsten Art, fast den ganzen Weg entlang sich erstreckend. Und weiter hinan, wo das Gebüsch fast zur Parkanlage sich erweitert, da wuchs und trieb ganz im Freien und uneingehegt der schönste Flor edler Sträucher und Gartengewächse.

Bis gegen Servola hin führt diese unvergleichliche Promenade, zur Linken immer Villen und Gärten, zur Rechten das Meer, die schöne Bucht von Muggia, jenseits derselben die Höhe, deren abgewandte Seite sich gegen den Meerbusen von Capodistria hinabsenkt, im weiteren Hintergrunde das gewaltige Felsbergpanorama.

Alles ist hier edle Naturpoesie, von welcher jedoch selbst der Ernst und die Prosa des Lebens imposant sich abheben. Mitten in den Rosenflor hinein sah ich Palissaden gepflanzt, Rüstzeug der Bellona, gegen das unschuldige Meer hinunterdrohend und die Göttin Industria hat Werfte und Arsenale hingebaut, die mit ihren schweigenden Höfen und langhinkriechenden Hallen, wo riesiges Werkgeräth gehäuft ist und die Maschinen tausend metallne Gelenke gespenstig regen, wie Tempel der lebenbeherrschenden Nothwendigkeit oder des werkthätigen Erdgeistes aus der Niederung herausragen . . .

Ich weiß nicht, ob dem Leser bekannt ist, was man in italischen Landen unter einem „giardino publico“ versteht? „Giardino publico“ bedeutet dort zuweilen einen kreisrunden, von einem Baumgange umschlossenen, von einigem Grase bewachsenen freien Platz. Hartnäckig fragt der Fremde nach dem „Garten“, und der Eingeborne bemüht sich lange vergebens, ihm klar zu machen, daß er mitten darin steht. Triest hat glücklicher Weise in diesem Punkte darauf verzichtet, die italienische Art zur Schau zu tragen. Es besitzt in seinem „giardino publico“ vor der Corsia Stadion ein blumenduftiges Schattenasyl, einen wirklichen Garten. Den ganzen Sommer über ist er ein Lieblingszufluchtsort der Triester Bevölkerung aller Schichten, die ganz oberste ausgenommen, die auf ihren Villen Schatten und Blumenduft im eigenen Hause hat und den Rest der schönen Gotteswelt nur von den Polstern ihrer Equipagen aus beaugenscheinigt. Dem viel beschäftigten Triester im Allgemeinen kann eine so schöne, nahegelegene Anpflanzung zur Erholung und Erfrischung, namentlich in den Abendstunden, nur willkommen sein; der Dandy schlürft im

Schatten blühender Maulbeer- und Bignonienbäume seinen Mocca und verfolgt den Auf- und Niedergang der Sternbilder, die ein kreisender Zodiakus der Schönheit bei den Klängen einer Musikcapelle an ihm vorüberführt. Es sind vielleicht nicht so stolze, aber ebenso schwarze und glänzende Augensterne und Haarflechten, wie diejenigen, die uns bei dem Wagencorso von San Andrea berücken; es sind dieselben Gefahren, dieselben Bezauberungen, es ist dieselbe Koketterie, nur daß sie hier zu Fuße geht, wobei sie eher gewinnt als verliert, denn es ist bekannt, daß anderswo Prinzessinnen und Herzoginnen sich nicht durchgehends der Gabe eines würdevoll-anmuthigen Einherschreitens in dem Maße zu erfreuen haben, wie am Strande der Adria die Grisetten.

Wer schildert Miramar — das Schloß und alle Herrlichkeiten, die dort am Strand und auf der Höhe ausgebreitet sind? Und seine prächtige Meeresfernsicht, die nirgends breiter und glänzender sich aufrollt? Hier fühlt man sich nicht mehr bloß in den Süden, sondern gar in den Orient entrückt oder in amerikanische Tropenzonen! Der Park ist kaiserlich. Großartigkeit bestimmt den ganzen Styl, auf breiten Strecken sehen wir die Blumenbeete hingelagert, die Farbenwirkungen sind durch massenhafte Häufungen des Gleichartigen reizvoll-imposant; dabei herrscht überall Verschwendung: was da blüht, das Fremdeste, das Seltenste blüht in unzähligen Exemplaren. Und doch sieht man nur Erlesenes, Distinguirtes; es sind aristokratische Gewächse, es ist eine beau-monde der Blumen, ein Salon: Königin Flora gibt große Assemblée.

Alles Tropische steht hier im Freien um das Schloß. Da wachsen die Hortensien unter den Bäumen auf langen Strecken hin, wie Moos oder Heidekraut; da stehen die Palmlilien und Aloen und Blumenrohre zahllos die Felshöhe hinauf und den Strand entlang, da ragt in der Mitte jedes Blumenfeldes die Araucarie oder ein fremdes Liliengewächs, im Wasserbecken schwimmt die blaue Seerose, die Blume der Isis, und eine lauschige Stelle gibt es, wo, freilich den Fuß in Töpfen verstohlen bergend, Fächer- und Fieberpalmen mit Pandanus- und Arumgewächsen und Ficus elastica und Magnolien ihre Blätterfülle über den schattigen Sitz breiten.

Schönes Mexiko, Heimatland der Sonnenblume! Heimatland der edelsten Blumen überhaupt, die Europa's Gärten schmücken! Lange vor dem Eintreffen der Ueberbringer der Krone Montezuma's haben deine Blumenboten in Miramar von Buena Vista's Gärten und vom Kaiserpalast im Cypressenwalde Chapultepecs geflüstert . . .

Zu Frühlings- und Herbstausflügen lockt die Hochwarte von Opcina mit ihrem berühmten Land- und Seepanorama, von Reisebeschreibern und Dichtern als einer der schönsten Aussichtspunkte der Welt gefeiert. Aber auch den reizvollen Weg dürfen wir nicht vergessen, dessen sanftansteigende Linie, mit der Straße von Miramar eine Strecke parallel, am Bergesabhang zur pittoresken Höhe von Prosecco hinüberführt. Zur Rechten steigen die Felshänge schroffer und schroffer empor und bilden zuletzt, unmittelbar vor Prosecco, wahrhaft schwindelnde Grate; zur Linken aber liegt unten in seiner Tiefe, glatt, sonnig und endlos das lebendige, herzerfreuende Grün der Meereswelle, vom Zephyr so fein gekräuselt wie ciselirte Smaragdflächen mit dunkelblauen Furchen und funkelnden Silberstreifen. In reinen Umrissen steigt neben dem spiegelglatten Plan der See das zackige Felsgebirg empor, und die Küste wie das Meer schwimmt im Sonnenduft.

Hundert Campagnenwege führen nach allen Richtungen von Triest in's Freie hinaus, und es mag uns oft gelingen, daß wir, einen derselben auf's Gerathewohl einschlagend, zu

herrlichen Aussichtspunkten, vielleicht auch zu anmuthigen Ruheplätzen gelangen. Aber freilich bei weitem nicht immer; den größten Theil dieser Bezirke, zu welchen die Campagnenwege führen, hat der Privatbesitz unter sich getheilt; die „beati possidentes“ haben ihre Hände darauf gelegt. Wir sehen eine liebliche Stelle, einen Wiesenhang, ein Wäldchen so einladend herüberwinken: wir eilen darauf zu, aber siehe da, so sehr wir eilen, wir kommen doch zu spät; schon hat ein Anderer den reizenden Bezirk für sich eingefriedet, hat eine schöne Villa hingebaut und eine hohe Gartenmauer, nach Landesbrauch besteckt mit spitzigen Glasfragmenten, die wie blutlechzend in der Sonne funkeln. Aber wir müssen doch auch bedenken, daß die Villen der reichen Leute dasjenige, was sie der Landschaft und ihrem freien Genuße rauben, dadurch ersetzen, daß sie das Landschaftsbild wieder in anderer, anziehender Weise ergänzen und vollenden. Das Panorama von Triest wäre in der That nicht halb so anmuthend, ohne den reichen und stolzen Kranz seiner Villen.

Die Sage erzählt von öden Bergen, von düsteren Felswänden im Waldesdunkel, wo der Wanderer ängstlich inne hält: plötzlich aber erschließt sich ein moosüberwachsenes Pförtlein, der Wanderer tritt ein, und es schimmert ihm eine unterirdische Herrlichkeit entgegen mit Zaubergärten, Springbrunnen und goldenen Gemächern, wo ein Gnomenkönig Hof hält oder eine schöne Waldesfee. Nicht ganz so, aber doch in ähnlicher Weise ergeht es uns, wenn wir die wenig anziehenden Gründe durchschreiten, die in der Thalniederung von San Giovanni die Villa Bottacin umgeben. Plötzlich erreichen wir ein Pförtchen, das sich unscheinbar in eine Ecke schmiegt, aber das Pförtchen thut sich auf und wir betreten ein Blumen-Eldorado*). Das steht in seiner Umgebung so contrastirend hingezaubert, wie ein Gaukelbild der Fata Morgana in der Wüste: wir fürchten, es könne plötzlich in Nichts verschwinden. Aber es ist kein Blendwerk, es hält Stand. Wir schreiten weiter auf dem reichbebüschten Terrain, das in den pittoreskesten Krümmungen steigt und fällt und sich wendet, und nach rückwärts an einen romantischen Berghang sich lehnt. Auch die Umgegend erscheint uns von diesem Standpunkte aus in neuem Lichte, wie umgezaubert. Ein gewaltiger Bach durchrauscht den Grund. Wir betreten auf der Höhe den Vorsaal eines glänzend ausgestatteten Pavillons, geschmückt mit Statuetten und Bildern — eine Vorahnung gewährend von den reichen Kunstschätzen, welche das Innere der Villa birgt, und mit welchen wir uns diesmal so wenig beschäftigen wollen, als mit dem architektonischen Reiz und Werth der zierlichen Villa selbst. Halten wir uns an das Landschaftliche, die Naturscene, den Park. Durch dichtverschlungenes Gebüsch führt uns der Pfad in eine Grotte, die eine künstliche Beleuchtung mit magischem Feuerschein erfüllt. Wir wandeln vorüber an kleinen Teichen, wo die riesigen Blätter fremder Wasserpflanzen den Wellenspiegel bedecken. Wir betreten ein Schweizerhaus, wo die erlesenste Sammlung ausgestopfter Vögel und sonstiger naturhistorischer Merkwürdigkeiten uns anzieht. Während mit jedem Schritt der Ausblick in die Ferne reizvoll wechselt, umdrängt uns in unmittelbarer Nähe der üppigste Flor von südlichen Gewächsen; die Vegetation überwuchert sich fast urwaldlich: Höhen und Tiefen, Felswände und Bachufer, alles ist von einem dichten Teppich von Schlingpflanzen überkleidet. Nun aber betreten wir die „stufa“ — das Warmhaus, wo wir plötzlich eine berauschend gewürzte Tropenluft athmen. In diesem Raume wird uns zu Muth, als hätten wir Opium getrunken oder

*) Die Schilderung gilt von der Zeit des Aufenthaltes des Verfassers in Triest.

eine Aether-Narkose mit uns vornehmen lassen. Worin liegt das Eigenthümliche, Geheimnißvolle dieser Wirkung? Ein überaus anmuthiges, feines Wellen- oder Tropfengeriesel ist's, das unter den Riesenblättern der Tropenpflanzen aus verborgenen Quellen sprüht, den Sinn bestrickt, bevor das Ohr es unterscheidet, und, mit dem Würzeduft der Pflanzen vereinigt, die Sinne in einen süßen, träumerischen Zustand einlullt. Wir sind hier in einen Zauberbann gerathen, dem wir nicht mit oberflächlichen Eindrücken entrinnen. Alles ist darauf eingerichtet, das Gemüth anzuregen, romantisch-poetische Wirkungen hervorzubringen. Die Stämme fremder Gewächsriesen sind mit Moos überzogen und dieses wieder mit dem feinsten Gewebe interessanter Schlingpflanzen umkleidet.

Die Villa Bottacin ist die Schöpfung eines sinnigen, romantischen Geistes: auf die Tiefe des Gemüthes wird zu wirken gesucht, gesteigerte Natureffekte sind erzielt, höhere Intentionen verwirklicht. Von einem andern Standpunkte will der Landsitz des (nun verstorbenen) Herrn von Revoltella betrachtet sein: vom Standpunkte des modernen Geld- und Weltmannes, der sich das Leben mit den Reizen des „fashionablen Comforts" ausschmückt. Heitere Eleganz war hier das leitende Princip, verwirklicht mit der noblen Einfachheit des echten Gentleman, dessen Wesen bekanntlich nicht in der vollzähligen Reihe von 16 Ahnen liegt. Wie Kleidung und Benehmen des echten Gentleman fern von aller aufdringlichen Prunksucht ist, so löſ't er auch in der Wohnstätte, die er sich baut, das Problem der Vereinigung von Sumptuosität mit anspruchslos erscheinender Einfachheit. Was ist eine „Villa" für den Welt- und Lebemann? Ein Landaufenthalt, wo er einige Wochen oder Monate in angenehmer Losgebundenheit zubringt. Er wird dafür kein Schloß aufrichten mit Säulen, Erkern und Zinnen; er wird sich den schönsten Platz erkiesen, wird dort eine reizende Gartenanlage gründen und inmitten derselben einen zierlichen Pavillon sich bauen mit einem Salon und allerliebsten kleinen Gemächern, überaus comfortable ausgestattet, wo er schläft, speist, die Zeitungen und Coursberichte liest und seine Freunde empfängt. Im Gegensatze zum Ideal des Landsitzes eines in schöner Zurückgezogenheit lebenden, in romantische Passionen versenkten Gemüthes, ist dies das Ideal der Villa vom weltmännischen Standpunkte, und dies Ideal hat Herr v. Revoltella auf dem schönsten Punkte von Triest, auf der Höhe des „Jägers" verwirklicht.

---

# Der Parvenu der Literatur.

Von Otto von Leixner.

Er hat nicht immer Bücher geschrieben. Eine Zeit hat es gegeben, wo er noch den besten Ruf genoß und in seinem Kinderherzen nichts Böses brütete. Wohl war eine Feder in seinem Besitz, aber sie diente friedlichen Zwecken und malte auf liniirtes Papier harmlose Buchstaben. Den Augenblick, der eine so liebenswürdige Natur plötzlich in das Gegentheil verkehrte, vermag ich nicht genau zu bestimmen, aber die Thatsache ist mir bekannt. Er hatte sich schlecht und recht bis zur Secunda des Gymnasiums durchgeschlagen, hatte niemals in irgend einem Fach die Aufmerksamkeit eines Lehrers erregt, sondern war stets einer jener Mittelmäßigen, die später die besten Steuerzahler abgeben. Eines Tages entdeckte er in sich das Talent des Reimens und begann sofort zu dichten; von diesem Augenblick begann sein Verderben. Die Geburtstage seiner Familie und die sämmtlicher Lehrer, Todesfälle, Hochzeiten — alles, alles bot passende Stoffe dar. Und siehe da, er trat durch sein Talent aus den Reihen der Unbeachteten, denn seine Professoren bemühten sich, ihr Wiegenfest vor dem unbarmherzigen Poeten zu verheimlichen, und Onkel nebst Tanten nannten ihn einen „genialen“ Jungen. Das unglückselige Adjectiv bohrte sich sehr tief in sein schon früh unreifes Gehirn und erzeugte darin den Wahn, daß das Studium zum Zweck einer künftigen Lebensstellung einer poetischen Natur unwürdig sei. Er las nur mehr „Schöngeistiges“, das heißt, Romane und Novellen, Gedichte und alte Anekdoten. So galt er bald seinen Altersgenossen als witzig und belesen, trotzdem er das Studium aufgeben mußte, ohne daß er der pedantischen Forderung, eine Maturitätsprüfung abzulegen, nachgekommen wäre. Die Eltern befanden sich in Verlegenheit und Zweifel, wohin sie den Aeltesten unterbringen sollten, denn ihn nur Romane lesen und Gedichte schreiben zu lassen, das erschien doch nicht rathsam. Der Zufall führte den aufstrebenden Dichter als Commis in ein Geschäft. Umgeben von den zartesten und kostbarsten Stoffen nährte sich seine Phantasie mit den reizendsten Anregungen, die stets der Saison entsprachen, bald duftig wie Frühlingsmärchen, bald glänzend wie ein königliches Winterfest. Da sah er in seinen Träumen die schönsten Frauen, gekleidet in jene Stoffe, die er ihnen ausgewählt, die er für besonders geeignet gehalten, sie zu schmücken. In denselben Träumen sah er sich selbst in Maroquin gebunden und mit Goldschnitt in allen Boudoirs.

In seinem Kreise war es ihm nicht schwer, zu glänzen: er verstand ja Latein und etwas Griechisch und vor allem: er las jeden neu erschienenen Roman, kritisirte die meisten scharf und machte noch immer Gedichte. Um seine Bildung ganz zu vervollständigen, ging er nach Paris, das er nach allen Richtungen, vom Mabille bis zum Café Riche gründlich durchstudirte. Mit zwei Eigenschaften kehrte er nach Deutschland zurück: mit Pli (Pli) und mit Chic — ich bedaure, die Worte nicht deutsch übersetzen zu können. Es fehlen uns Ausdruck und Sache.

Er kam also zurück, reich an Pariser Unarten, die er von den Cavalieren der Cafés und Boulevards gelernt hatte und gründete, so vorgebildet, selbst ein Geschäft. Trotzdem wurde er dem Gotte in seiner Brust nie untreu — er dichtete noch immer. Auf die Dauer aber vermag die platonische Liebe zur Muse Niemanden zu befriedigen; die rein private Anerkennung genügt auch dann nicht, wenn der Dichter selbst sich dieselbe ausspricht. Erst die Druckerschwärze sanktionirt den Schriftsteller und Druckerschwärze ist sehr billig. Er begann seine Laufbahn als Feuilletonist bei einer Zeitung, die auf Actien begründet war, von denen einzelne das Unglück hatten, von ihm besessen zu sein. Seine Plaudereien waren die Quintessenz der Flachheit und voll von jenem wortspielenden Witz, der stolz darauf ist, des Geistes entrathen zu können; seine schlotterige Sprache war in das Procrustesbett kaufmännischen Styls gezwängt, der dem Gedanken den Kopf abhaut, um zwei Worte zu ersparen. Dennoch trat er sehr sicher und so selbstgefällig auf, daß alle geistverwandten Leser entzückt waren. Nebenbei war er auch Theaterkritiker und zwar mit vollster Berechtigung, da er nichts von der Sache verstand. Jeden Abend konnte man ihn in einem andern Musentempel erblicken. Breitspurig und selbstbewußt saß er in seinem Sperrsitz und zeigte in jeder Bewegung seines Gesichts den „Kunstrichter". Bald zuckte er mitleidig die Achseln und lächelte spöttisch; dann rief er mitten in der Vorstellung, so daß es das halbe Haus hören konnte, Worte der Anerkennung: „Brillant! Magnifique! Süperb!" oder des Tadels: „Terrible! Gräßlich!" Nie vergaß er es, sich nach seiner Aeußerung umzusehen, ob wohl alle Umsitzenden ihn bemerken, ihn anstaunen. Sein Triumph gipfelte in der Zeit der Zwischenacte. Da lief er durch die Corridors und durch das Foyer und ertheilte allen Bekannten unentgeltlich sein Urtheil, so laut, daß auch die Unbekannten es hören mußten. An alle Berühmtheiten drängte er sich heran und sprach von ihnen mit andern: „Auerbach ist ganz meiner Meinung! Spielhagen stimmt vollkommen mit mir überein!" Kurz, er versäumte keine Gelegenheit, sich als bedeutend hinzustellen. Deshalb war er auch stets sehr gnädig und herablassend gegen junge Autoren, gab ihnen gute Lehren, urtheilte stets sehr streng über die Verzopfung der deutschen Literatur: „sie müsse dem modernen Geiste Rechnung tragen, wie es die Franzosen machen!" Franzosen! Dieses Wort entfesselte seine Begeisterung. Er hatte sie ja alle gekannt, Beuve und Dumas, Sardou und René Taillandier, Hugo und die Erkmann-Chartrian. Mit allen hatte er wenigstens Händedrücke gewechselt, mit den meisten Worte. Ueberhaupt Paris! Welche Schauspieler, wie viel Chic und wie viel Pli! Welcher Elan und welche Verve! Das muß Deutschland dem Besiegten ablernen, wenn es ihm ganz ebenbürtig werden wolle.

Seine Feuilletons mehrten sich in unglückseliger Rotte und sein Erfolg mit ihnen, und mit dem Erfolg sein Ehrgeiz. Er fühlte, daß man, um als Autor zu gelten, ein „Buch" herausgeben müsse; bis jetzt hatte er nur Blätter hervorgebracht. Seine logische Schärfe wies ihm einen Weg. „Ein Buch ist eine Anzahl bedruckter Blätter, die vereinigt werden. Ich besitze viel bedruckte Blätter. Wenn ich sie vereinige, sind sie ein Buch." Das Raisonnement war von glänzender Richtigkeit. Er dachte weiter: „Ein Buch muß gekauft werden. Um etwas zu verkaufen, muß es verlockend sein. Illustrationen sind verlockend. Also lasse ich das Buch illustriren." Und er ging hin, that es und gab die Blätter als Buch heraus. Vielleicht bedachte er einen Augenblick das Mahnwort „Nonum prematur in annum!"

aber gewiß ist ihm die alte Wahrheit nicht beigefallen: daß Holzäpfel auch durch langes Liegen keine Ananas werden.

Er hatte die besten Hoffnungen und er durfte sie haben, denn sein Werk war für die Hohlköpfe berechnet, die ja die Majorität des bücherkaufenden Publikums bilden. Eine Gefahr drohte von Seite der Kritik, aber er fürchtete sich nicht. Der berühmte Recensent A. der geistvolle Essaiist bekümmert sich nicht um die leichtere Literatur; der gefürchtete B. schleudert seine Donnerkeile gegen Fliegen nur in der Sommersaison, es ist aber Herbst; der bekannte C. ist gegen Freunde und Bekannte sehr rücksichtsvoll; D's Werke erschienen im gleichen Verlag; E's Frau kauft bei ihm Kleider und ist im Zahlen ungeübt; F. arbeitet an derselben Zeitung; G. hat aber ein Buch herausgegeben, das er besprechen soll und H. ist niemals überrascht, wenn zwischen den ersten zwei Blättern eines Werkes, das ihm zur „offenen" Besprechung gesendet wird, ein Hundertmarkschein liegt. Der Tag der Herausgabe der „feuilletonistischen Kartätschen" steigt ahnungslos an dem Himmel empor und beleuchtet in allen Blättern der Residenz ein großes Inserat des Verlegers, der das Werk des „beliebten" Feuilletonisten Jedem zur Erheiterung empfiehlt. Im Laufe der Woche erscheinen Besprechungen, alle sehr freundlich, ja sogar warm geschrieben, einige mit dem Anfang: Der „bekannte Plauderer" &c. Er läuft durch die ganze Stadt, ein seliges Unsterblichkeitslächeln um seine Lippen, er spricht im Theaterfoyer mit noch stärkerer Stimme als sonst und freut sich, wenn ihn Jemand so laut bei seinem Namen nennt, daß Umstehende denselben hören können. Jeden Kritiker, den er begegnet, fragt er: „Haben Sie schon gelesen?" und ist erstaunt, wenn die Antwort lautet „Was?" Als ob sich das nicht von selbst verstände! Unerschöpflich ist der Reichthum an Exemplaren seines Buches, die er mit sich trägt. Er ist wie ein Eskamoteur: er greift in den Busen — voici Monsieur — „feuilletonistische Kartätschen"; er greift in das Futter seines Hutes — voici Madame — „feuilletonistische Kartätschen;" er greift in seine dichten Haare, er greift in die Luft — hic et ubique — „feuilletonistische Kartätschen!" Ein sehr bejahrter Freund, Träger eines berühmten Namens, hat mir erzählt, Heinrich Heine sei nach dem Erscheinen von dem „Buch der Lieder" durch alle Straßen Berlin's gerannt, um zu sehen, ob sein Werk ausgestellt sei. Ganz so mustert er jeden Buchladen, um sich an dem illustrirten Einband seines Werkes Nr. 1 zu erfreuen, er tritt sogar ein, um sich incognito als simpler Herr Meyer zwei Exemplare des eigenen Werkes zu kaufen, da er so viel von dem „reizenden" Buch gehört, daß er es zweimal lesen wolle.

Der erste Erfolg hat entschieden, der Bann ist gebrochen, ein Buch jagt das andere: Travestien mit zeitgemäßen Betrachtungen und Patriotismus; Romane, die in der höhern Gesellschaft spielen, in welcher die Cavaliere wie Reitknechte, die Damen wie belesene Köchinnen sprechen, und nur die Kleider sehr sachgemäß beschrieben sind; lyrische Gedichte, in denen sich die Empfindsamkeit der Backfischperiode mit dem Kraftgefühl der Flegeljahre eint, hie und da Reminiscenzen an ältere Herren, die ihn vorgeahnt haben; humoristische Novellen, Betrachtungen, Schwänke, alles mühsam zusammengesuchter Witz, voll von naiver Selbstgefälligkeit, die oft geradezu ein pathologisches Interesse einflößt; eine Nachäfferei der genialen Seitensprünge eines Byron und Heine, die um so komischer wirkt, weil sie den Vergleich aufzwingt. Aber illustrirt sind sie alle, einzelne sogar, um den Contrast zwischen Text und Zeichnung zu erhöhen, mit viel Witz.

Die Kritik ist durch das Talent bezwungen. Aus „der bekannte" wird der „der sehr bekannte", „der allgemein beliebte", „der witzsprudelnde", und die Besprechungen wimmeln von Phrasen, wie „voll Geist und Satire", „beißende Ironie", „an Heine erinnernd". Diese Lobsprüche stehen aber nicht etwa in kleinen Winkelblättchen, die als Manuscript für den Redacteur gedruckt werden, sondern in Zeitungen, die ihrer Auflage nach Blätter ersten Ranges sind, die das Urtheil von Hunderttausenden in den Fragen der Politik und Nationalökonomie beherrschen, aber in derartigen Fragen der literarischen Kritik fast nur Privatinteressen und Privatbeziehungen unterhalten, und aus Gefälligkeit für den ersten besten Flachkopf der Oeffentlichkeit die Komödie einer begeisterten Anerkennung so lange vorspielen, bis aus ihr eine Wahrheit geworden ist. So erzeugen sie die Lüge, verderben das öffentliche Urtheil in Sachen der Literatur und der Kunst, sie, die andere, echte Talente unbeachtet lassen oder verunglimpfen, weil sie nicht zur Clique gehören.

Er aber wächst in seiner Phantasie von Buch zu Buch; schon ragt er über die Zeitgenossen weit hinaus; schon steht er mit Goethe und Schiller auf gleicher Höhe, und bald wird er an die Sterne stoßen, wobei ein hohler Klang unvermeidlich sein wird. Jetzt gibt er eine Art von periodischer Bibliothek heraus, deren erstes Bändchen in schwungvollster Weise von dem Herausgeber eingeleitet ist. Bis jetzt hat Deutschland noch nicht die „Feinheit der Form" kennen gelernt, es wurde nur der schwerfällige Geist, aber nicht der leichtbeschwingte Esprit gepflegt; die periodische Bibliothek soll, Exemplar zu nur 1 Mk., trotz der Illustrationen, diesem Mangel auf die billigste Weise abhelfen. Der Hirt auf der Weide, der Schiffer der Spreekähne, der Hinterwäldler Amerikas, der Reisende, der Gelehrte, die Alten und die Säuglinge, sie alle werden sich aus dem Born Erquickung und Esprit holen. Und wie geschickt verstand er es, die Kritik zu gewinnen! Das erste Heft enthält auf einem Blatte die Portraits verschiedener Recensenten von Einfluß. Der Holzschnitt ist geradezu entsetzlich, die Portraits selbst sehr schlecht. Ich vermuthe, es steckt eine Absicht dahinter, denn diese Herren Recensentenköpfe sehen jedem anderen Kritiker auch ähnlich. Der Erfolg hat sich sofort gezeigt. Die in Holz Geschnittenen mußten ja, wenn noch ein Funke Menschlichkeit in ihnen glimmt, gerührt werden, und sie mußten ein Buch mit Lob und Anerkennung überfluthen, in welchem sie dem P. T. Publikum vorgeführt sind. Er aber lächelt, denn er weiß, wie leicht die meisten Kritiker Deutschlands zu ködern, wie gerne sie bereit sind, aus Gefälligkeit den Lesern Sand in die Augen zu streuen, ohne zu bedenken, daß sie damit eine Unehrlichkeit begehen.

Mir fällt ein Märchen bei. Es war einmal ein Luftballon aus schönem, farbigem Zeug. Er lag faltig und zerknittert auf dem Boden und sah gelangweilt zum Himmel, wo sich fröhliche Lerchen und anderes singendes Volk ergötzte. Da erfaßte ihn eine große Sehnsucht, auch emporzufliegen, und er klagte sein Leid einem alten, aber gebildeten Sperling, der gemächlich auf ihm saß. „Sei ruhig", sagte der erfahrene Vogel, „du wirst noch höher fliegen, so hoch, wie der Adler, den sie den König alles Fliegenden nennen." Kaum hatte er gesprochen, kamen mehrere Männer und faßten den Ballon so derb, daß der alte Spatz auf den nächsten Baum flog, um von dort dem Verlauf der Handlung zuzusehen. Die Arbeiter begannen den Ballon mit Gas zu füllen. Eine Falte nach der andern glättete sich, dann ward der Sack allmälig runder und begann sich selbstgefällig auf dem Boden hin- und herzuschaukeln. Die Männer hörten nicht auf, Gas einzu-

lassen, bis der Ballon plötzlich aufschnellte, so daß sogar sein befiederter Freund mit einem gedehnten Piep aufflog. Ihm nach stieg der Ballon und freute sich, als die Leute, die ihm nahe gestanden waren, bewundernd zu ihm aufblickten; noch mehr freute er sich, als er über den Häusern schwebte und zuletzt gar über dem hohen Kirchthurm. Nur ärgerte ihn Eines, die vielen unbedeutenden Spatzen und kleinen Vögel, die um ihn schwirrten und trillerten; manche schossen sogar pfeilschnell weit über ihn hinauf in die blaue Luft, andere schwebten mit ruhigem, aber kraftvollem Flügelschlag vorbei an ihm, höher und immer höher. Da faßte ihn der Ehrgeiz; hatte er doch die Sperlinge unter sich gelassen, warum nicht die Adler? Er ist doch größer als sie und aus farbigem Zeug. So stieg er, wenn auch nur mehr langsam, noch empor. Auf einmal packte ihn ein Windstoß und zauste ihn von rechts nach links, zerrte an den Schnüren und Stricken, und riß zuletzt sogar in den stolz gerundeten Ballon ein Loch, aus dem das Gas pfeifend ausströmte. Pfeilschnell begann der kühne Flieger zu sinken, schon sah er die Berge, schon den Kirchthurm, jetzt flog er schief über die Dächer hinweg und fiel endlich auf die Landstraße. Da lag er nun in seiner Noth, zerrissen und zerfetzt, der letzte Rest des Gases entwich, und der Ballon war wieder ein hohler, faltiger Sack, über dem hoch im reinen Aether die Adler still und groß zur Sonne steuerten. Der Spatz hatte den Fall seines Bekannten vom Kreuze der Thurmspitze aus mit angesehen und flog jetzt wieder halb mitleidig, halb boshaft herbei. Der Ballon aber seufzte: „Habe ich das verdient? Wie herrlich flog ich, alle Adler hätte ich übertroffen, wenn mich nicht ein neidischer Windstoß gehindert hätte!“ Der Sperling kraute sich ironisch piepend und sagte: „Mein Freund, die Adler kommen so hoch, weil sie Flügel haben! ihre Kraft ist ihnen angeboren, die deinige war nur geborgt!“

Habe ich nöthig, die Moral der Geschichte zu erzählen? Zu sagen, daß das Gas die Reclame, der hohle Sack „ihn“ bedeutet? Nein, denn die Nutzanwendung liegt flach oben, fast so flach, als „er“ ist. Eine Frage wünscht der Leser noch beantwortet: welchen Namen „er“ habe. Er hat keinen. —

## Mei Landl.

I hab mei Landl gar so gern,
Mir gfollts so guat:
Es hat a greane Joppen an,
Und hat an stoanern Huat.

Und wir i so a Büaberl war,
Da hats mi trieb'n,
Vom Ofenloch in d'weite Welt,
— I bin nöd draußn blieb'n.

Was hab i ghert, was hab i gsegn?
An alte Gschicht:
Mei liabe, klane Welt daham,
Hat denad 's schönste Gsicht!

I hab daham drei Treffer gmacht:
Bi nit alloan:
Mei Müaderl und mei Weiberl und
Mei Büaberl süaß und kloan.

Drum hab i s'Landl gar so gern,
Mir gfallts so guat:
Es hat a greane Joppen an
Und hat an stoanern Huat.

Mir ham a ganz an andre Sunn,
Ganz andre Stern.
I bin da ganzn Welt nit feind,
Mei Landl hab i gern.

Franz Keim.

# Die Wiener Journalistik.

Von Dr. Franz Bißler.

„Frommt's, den Schleier aufzuheben?" könnte ich mit Schiller fragen, wenn ich daran gehe, über die periodische Presse und den Journalismus zu schreiben. Unsere Geschichtsforscher und Culturhistoriker mußten sich diese Frage bisher negativ beantwortet haben, denn mit geringen Ausnahmen gingen sie diesem hervorragenden Zweige unseres Culturlebens aus dem Wege. Die Meisten thaten dies aus Unkenntniß, denn man hielt den Journalismus einer gründlichen Erforschung nicht werth und sah mit vornehmem Gelehrtenstolze auf die Leistungen der periodischen Presse herab, obgleich man dieselben nicht mehr entbehren konnte; die Uebrigen schwiegen aus Besorgniß, sich durch ein freimüthiges Urtheil den Haß und die Verfolgung dieser sogenannten sechsten Großmacht auf den Hals zu laden. In dieser Beziehung hat es die Presse zu einem wahrhaft despotischen Rufe gebracht, ob mit Recht oder nicht, das wird sich im Verlaufe dieser Skizze zeigen. Auf die Presse gab es nur begeisterte Lobreden oder gehässige Philippiken von Jenen, welche nichts mehr zu besorgen hatten. Phrasen auf der einen und Phrasen auf der andern Seite; von ernster Forschung, von einem Streben nach Wahrheit und von einem Versuche, erkannte Wahrheit auszusprechen oder zu schreiben, war nirgends eine Spur.

Erst in neuerer Zeit erschienen Studien über den Journalismus und beginnt auf diesem Felde cultureller Forschung lebhaftere Thätigkeit. Prof. Prutz begann eine Geschichte des deutschen Journalismus, ließ die Sache aber, erdrückt von wirklichen oder eingebildeten Schwierigkeiten bald wieder fallen; Heinrich Wuttke schrieb ein Buch: „Die deutschen Zeitschriften und die Entstehung der öffentlichen Meinung"; Dr. Otto Wenzel in Berlin ist mit der Herausgabe einer Geschichte der Berliner Presse beschäftigt, Dr. A. Mels veröffentlichte im Jahre 1874 unter dem Pseudonym Don Spavento ein Pamphlet: „Wiener Schriftsteller und Journalisten" und vor mir liegt ein starker Band von 384 Seiten: „Die Wiener Journalistik im Jahre 1848 von Freiherrn von Helfert, Verlag der Manz'schen Buchhandlung in Wien, ein Buch, welches den eigentlichen Anstoß zu diesen Zeilen gab und mit welchem ich mich im Folgenden näher beschäftigen werde. Außer den genannten Autoren finden sich noch in literarischen Zeitschriften Artikel, die sich mehr oder weniger eingehend mit dem modernen Journalismus beschäftigen. Der eigentlichen Aufgabe, einen unparteiischen und deshalb werthvollen Beitrag zur Culturgeschichte unserer Zeit zu liefern, ist nach meiner Meinung nur Baron Helfert nahe gekommen, alles andere ist oberflächlich, parteiisch und theilweise unwahr.

Heinrich Wuttke beginnt die Vorrede zur zweiten Auflage seines Buches mit folgenden Zeilen: „So schreibt man ein Testament", sagte in lebhafter Erregung ein geistreicher Berliner Schriftsteller, welcher zur Zeit der ersten Auflage dieser Schrift in Leipzig sich befand, als er sie las. Insofern hatte er Recht, als ich mir klar bewußt gewesen war, wie sehr ich mir dem Rufe meiner anderen Bücher durch diese Veröffentlichung schaden werde."

Und in der That, Wuttke hat sich durch das obengenannte Buch sehr geschadet; aber nicht deshalb, weil er es geschrieben, sondern wie er es geschrieben hat. Nicht die Schärfe der Sprache, nicht das verdammende Urtheil über die Auswüchse und Verirrungen der Presse, nicht die vielleicht unnöthige Enthüllung nebensächlicher Schäden und Schwächen aber waren es, welche ihm als Lohn allgemeinen Haß eintrugen, sondern die trotz aller gegentheiligen Versicherungen hervortretende feindselige Tendenz, die gehässige Methode, Ausnahmen als Regeln hinzustellen und endlich die Reproduction müssiger Klatschereien und gemeiner Verleumdungen, welche zwar als Thatsachen hingestellt, für die aber keine Beweise beigebracht wurden. Will man als strenger Richter gelten, dann muß diese sittliche Strenge vor Allem klar und unantastbar aus jedem Worte des Autors hervorleuchten; dann wird sein strafendes Wort mit Achtung aufgenommen werden. Noch bitterer als Wuttke klagt A. Mels über den Haß der Presse, welchem er den Mißerfolg seiner letzten dramatischen Arbeiten zuschreibt und den er sich durch seine Schilderungen hervorragender Wiener Journalisten zugezogen habe. Hier finde ich aber noch weniger einen Beweis für die beliebte Behauptung, daß die Presse die Wahrheit über ihr eigenes Wesen nicht vertrage. In dem Buche des Herrn Mels finde ich wohl manche treffende Bemerkung, scharfen Witz und beißende Satire, aber keineswegs das Streben nach Wahrheit und Moral, deren Verletzungen er an den Pranger stellen will. Es ist eine parteiische, oberflächliche und frivole Arbeit, mit der ausgesprochenen Tendenz, zu verletzen und den ganzen Stand der Journalisten in den Augen der Welt herabzusetzen. Daß eine solche Publication auf wohlwollende Aufnahme nicht rechnen kann, ist doch selbstverständlich.

Hiemit glaube ich den Nachweis geliefert zu haben, daß der Mißerfolg der genannten Arbeiten über den Journalismus in der verfehlten Anlage und in dem inneren Mangel an Wahrhaftigkeit zu suchen sei; nicht aber in der Unmöglichkeit, das Wesen der Presse und ihrer Angehörigen einer ernsten und gerechten Kritik zu unterziehen. Ich bin keineswegs blind für die großen Mängel der modernen Presse, aber ich habe trotz der viel verlästerten Parteilichkeit stets noch gefunden, daß ihr die Wahrheit Achtung einflößt und daß sie wirkliche Verdienste selbst an dem politischen Gegner gerne anerkennt.

Diese viel zu wenig gewürdigte Unparteilichkeit — denn in ihr liegt ein sittliches Moment, das manche Ausschreitung im politischen Parteienkampfe im milderen Lichte erscheinen läßt — zeigte sich neuestens wieder in der Beurtheilung des Helfert'schen Buches, das fast ausnahmslos mit Achtung und Anerkennung besprochen wurde, obgleich Helfert in den Jahren der Reaction zu den bestgehaßten Trägern des herrschenden Systems gehörte und obgleich er heute noch aus seinen conservativen Anschauungen kein Hehl macht und obgleich endlich in dem Buche keineswegs Schmeicheleien für die moderne Journalistik enthalten sind. Aber es ist das Werk eines ernsten und gewissenhaften Forschers, dessen strenge Objectivität und unerschütterliche Wahrheitsliebe aus jeder Zeile herausspricht. Ich bin überzeugt, daß eine ähnliche Schrift, getragen von gleicher moralischer Tendenz und gleicher Gewissenhaftigkeit, dieselbe Aufnahme finden würde, wenn sie die Sonde in die klaffenden Wunden der Gegenwart versenkte und das Sein und Wesen der heutigen Wiener Journalistik schilderte. Es würde dabei gar Mancher schmerzlich getroffen werden, aber im Ganzen würde man die unparteiische Gerechtigkeit billig anerkennen, soferne eben diese Gerechtigkeit vorhanden ist. Ich habe wiederholt die Erfahrung gemacht, daß man Alles sagen und schreiben kann;

wenn Wohlwollen und Gerechtigkeit die Feder leitet, dann wird auch der härteste Tadel ohne Widerrede ertragen.

Welch reiches Material sich übrigens auf dem Gebiete des Journalismus vorfindet und wie innig dasselbe mit dem gesammten Culturleben der Zeit zusammenhängt, das beweist schlagend Herrn von Helfert's Buch, der nur ein einziges Jahr zum Gegenstande seiner Forschung machte, und dabei eine culturhistorische Monographie von bleibendem Werthe schuf. Allerdings war dieses Jahr das Jahr 1848, in welchem mehr geschah, als vordem in Decennien. In seiner Einleitung sagt Herr von Helfert: „Die Wiener Journalistik des Jahres 1848 bietet darum ein so eigenthümliches Interesse, weil sie in dem kurzen Zeitraume von zwölf Monaten alle drei Phasen durchgemacht hat, denen die Presse in einem geordneten Staatswesen überhaupt ausgesetzt sein kann: in den ersten dritthalb Monaten Censur, dann sieben einen halben Monat Preßfreiheit, zuletzt zwei Monate Belagerungszustand; mit anderen Worten: weil sie in dieser Zeit drei verschiedene Herren hatte, von denen sich einer tyrannischer zeigte als der andere: zuerst die Polizei, dann Markt und Straße, zuletzt den Säbel. Frei im wahren Sinne des Wortes, das heißt: nicht anders beschränkt als durch das Gesetz — denn darin liegt ja im Gegensatz zur Zügellosigkeit das Wesen der Freiheit, in der physischen wie in der moralischen Welt, — war die Wiener Presse das ganze ereignißvolle Jahr nicht.

In klarer Darstellung schildert nun Herr von Helfert die Personen und Verhältnisse in diesen drei Perioden. Interessant sind seine Bemerkungen über die Censur, von der er sagt, daß vielleicht keine menschliche Einrichtung es augenfälliger und greller zeigen könne, welch' gewaltiger Unterschied Wollen und Können, Ideal und wirkliches Leben, Theorie und Praxis von einander trennen, als die Censur. In der Idee aufgefaßt, kann es nach Helfert keine gerechtere und vernünftigere, keine sachgemäßere und heilsamere Institution geben als diese, doch gibt er zu, daß sie in der Praxis nichts anderes war, als eine Reihe eben so blöder als brutaler Vexationen, eine plumpe, von täppischen Händen geübte Verstümmelung der Geister. Wo aber Idee und reale Wirklichkeit so weit aus einander liegen, da kann die Idee selbst nicht viel taugen und fast wäre ich veranlaßt, bei der idealen Begeisterung Helferts für die Censur mit Hamerling auszurufen: O ihr verwünschten Idealisten! an euren Theorien ist nichts reell, als das Blut, das ihr dafür vergießt."

Ueber die zweite Periode sagt Helfert: „Im Ganzen trug die Wiener Journalistik, so wie auch das mit ihr gleichen Schritt haltende Flugschriftenwesen, in der ersten Zeit der so plötzlich hereingebrochenen Freiheit einen unbefangenen harmlosen Charakter, einen Charakter möchte ich sagen, der in seiner Art war, was jener des früheren Absolutismus gewesen: patriarchalisch. Politische Parteien gab es nicht, wenigstens vor der Oeffentlichkeit nicht, wo Alles für den Fortschritt war und sein mußte. Es gab daher auch keine Spaltung, keine damit verbundene Klopffechterei und Katzbalgerei. In den Märztagen, sagt ein Zeitgenosse, zeigte sich die Presse, wie das Volk selbst: glücklich und gemüthlich wie ein Kind ohne Hofmeister, sorglos, zukunftfreudig."

Leider ändert sich das anmuthige Bild gar bald. Wie Helfert erwähnt, gibt um die Mitte Juli die Prager „Bohemia" folgende, keineswegs erbauliche Schilderung der Wiener Journalistik: „Eau de millefleurs oder wenigstens Kölner Wasser sollte Jeder bereit halten, der dieses Thema berührt. Die Preßfreiheit wird eben vier Monate alt und wir wollen ein wenig

die Jungen betrachten, die sie zur Welt brachte; Löwen sind keine darunter, aber die Naturgeschichte der Literatur muß auch das Ungeziefer rangiren." Und ein Tiroler Chronist jener Zeit, Adolf Pichler, sagt: „Die Entwickelung gewisser Seiten der Wiener Journalistik bleibt ein unauslöschlicher Schandfleck in der Geschichte deutschen Lebens; wir haben weder in alten, noch in neuen Tagen ein Beispiel, daß irgendwo der naive Kinderglaube eines Volkes, sein Vertrauen auf das gedruckte Wort zu so schändlicher Unzucht des Geistes mißbraucht worden wäre."

Helfert aber selbst sagt mit dem Wohlwollen des Philosophen, der nicht die Erscheinungen an sich betrachtet und beurtheilt, sondern der den Ursachen gewissenhaft nachforscht: „So bedauerlich, ja verabscheuungswürdig diese Ausschreitungen der Presse waren, eines darf man, um nicht ungerecht zu sein, nicht aus dem Auge lassen: „tout comprendre c'est tout pardonner", sagt der Franzose. Es war eben der erste, ungewohnte und darum ungezügelte Gebrauch, den das damalige Schriftthum von einer Freiheit machte, die es unmittelbar aus den beengendsten und willkürlichsten Fesseln in den vollen Gebrauch seiner Bewegungen gesetzt hatte und wo es ein Wunder wäre zu nennen gewesen, wenn es gleich das rechte Ziel und Maß getroffen hätte. Die einheimische Journalistik, kaum der Zuchtruthe entlaufen, unter der sie mit Zähneknirschen und verbissenem Hasse herangewachsen war, hatte nichts gesehen und gelernt, als die verrotteten Zustände, gegen deren Wiederkehr sie jetzt losdonnerte, auf deren vollständige Vernichtung sie hinsteuerte. Denn die radicale Journalistik von 1848, so scharf das Verdict gegen die Form, die sie wählte, gegen die Sprache, deren sie sich bediente, ausfallen mag, sie meinte es im großen Durchschnitt ehrlich mit ihrem Ingrimm und mit ihrer Erbitterung; sie war nicht erkauft. Und noch eines: das obscöne Genre, jene schlüpfrigen Feuilletons und Gerichts-Verhandlungsberichte, die es heute besorgten Eltern fast unmöglich machen, ihren heranwachsenden Töchtern irgend eines unserer Journale in die Hände zu geben, es war wohl in vereinzelten Flugschriften und Bildern, aber so weit meine Kenntniß reicht, nicht in den regelmäßigen Tageblättern vertreten."

Nachdem Helfert in diesen letzten Zeilen das einzigemal flüchtig der heutigen Zustände erwähnt und sogar die zügellosen Verhältnisse des Jahres 1848, wenigstens in einem Theile, für besser, als die gegenwärtigen hält, so will ich an diese Stelle sogleich einige Bemerkungen über die Journalistik der Gegenwart anknüpfen. Häufig hört man den von Helfert nur angedeuteten Vorwurf gegen die moderne Journalistik erheben, daß sie in der Sucht nach Pikantem und Sensationellem zu weit gehe, daß ein frivoler Ton eingerissen sei und daß gar oft die Grenzen des Anständigen und Schicklichen überschritten werden.

Aber wie Helfert für 1848 das Französische tout comprendre entschuldigend in Anspruch nimmt, so kann ich dies für unsere Zeit mit gleichen Rechte thun. Es ist ein großer Irrthum, zu glauben, die Presse führe die öffentliche Meinung; in einzelnen Fällen ist dies vielleicht möglich, im Allgemeinen aber wird die Presse geführt, das heißt, sie spiegelt die vorhandene öffentliche Meinung mehr oder minder getreu wieder. Aber sie muß sich der vorhandenen Strömung accomodiren, oder ihre Stimme verklingt ungehört. Nun aber ziehe man einmal die enorme, nicht durch die Presse herbeigeführte Geschmacksveränderung seit 1848 in Betracht und man wird gar leicht zur Erklärung gelangen, weshalb die heutige Presse fast genöthigt ist, frivol und pikant zu sein. Die Texte der französischen Operetten, die Werke eines Sardou, Dumas, kurz einer ganzen Reihe von Ehebruchs-Dramatikern haben

den Geschmack in einer Weise verdorben, daß die Presse, welche zum großen Theile ernst und würdig gegen die Einfuhr dieser Pariser Loretten-Dramen protestirte, sich nothgedrungen sieht, diesem schlechten Geschmacke auch ihrerseits zu huldigen oder zu abdiciren. Ein Journal, welches den Versuch machte, sich gänzlich der Mode zu entziehen, würde als langweilig und zopfig ungelesen bleiben und brächte es ernste Artikel von den besten Federn der Gegenwart. Gerade Jene, welche augenverdrehend über die zunehmende Immoralität am meisten räsonniren, sind gewiß die letzten, die ein ernstes Journal lesen oder gar kaufen und die ersten, welche nach dem frivolsten greifen. Ebenso verhält es sich mit den Theatern. Alle Welt klagt über die unmoralischen Stücke, aber Niemand unterläßt es, gerade diese zu besuchen, während die Dramen Schillers oder Shakespeares vor leeren Bänken abgespielt werden. Ich billige nun keineswegs jene oben erwähnte Richtung des modernen Journalismus, ja ich bedaure dieselbe, weil die allgemeine Moral und der anständige Theil der Journalistik darunter leiden; aber ich constatire, daß die Presse selbst nur den geringsten Theil der Schuld an dieser Richtung trägt, denn der bekannte Satz: jedes Volk hat die Regierung, die es verdient", läßt sich mit weit größerem Rechte in der Art variiren, daß jedes Volk die Presse hat, die es verdient. Ich sage, mit weit größerem Rechte; denn eine Regierung repräsentirt und besitzt eine wirkliche Macht, durch welche sie sich auch gegen den Willen eines Volkes behaupten kann, während ein Journal seine fictive Macht in dem Augenblicke einbüßt, als es nicht mehr gelesen wird. Hier also ist der Einfluß des Volkes ein viel gewaltigerer als dort.

Ueberhaupt, wer sich nur einige Mühe gibt, Personen und Verhältnisse der Journalistik kennen zu lernen, der wird zu einem ganz anderen, weit milderen Urtheile gelangen, als die große Menge, welche aus Mißbräuchen und Ausschreitungen, die in jedem Stande vorkommen, ihr rasches Urtheil fällt, das meist um so abfälliger und gehässiger sich gestaltet, als man einer unleugbaren Macht sich gegenüber befindet, deren Machtberechtigung man nicht anerkennen will, deren Machtfülle aber man oft empfindlich fühlt, ohne die Fähigkeit zur Abwehr zu besitzen. So begnügt man sich meist damit, allen Klatsch nachzubeten, über Corruption der Presse zu räsonniren und, ohne einen billigen Unterschied zu machen, den anständigen und verdienstvollen Theil der Journalistik auf eine Stufe mit jenen Leuten zu stellen, die sich als Schmarotzerpflanze an den Journalismus mit frecher Zudringlichkeit in einer Art angehängt haben, daß es in der That gar oft schwer wird, das Echte und das Falsche zu unterscheiden. Man hat für diese Kategorie von Leuten den ganz passenden Ausdruck Revolver-Journalistik gefunden. Daß diese Kategorie aber entstehen und sogar üppig gedeihen konnte, daran trägt wieder nicht die Presse, sondern zum größten Theile das Publikum die Schuld. Würde dieses mit Muth und Offenheit jeden einzelnen Fall von Erpressung zur gesetzlichen Verantwortung ziehen, so wäre dieses Unkraut gar bald ausgerottet. Die anständige Journalistik hat keine Gelegenheit versäumt, um jede Gemeinsamkeit mit den Schändern der Preßfreiheit mit Verachtung von sich zu weisen und sie würde dem Publikum aufrichtigen Dank wissen, wenn es sie von diesem eiternden Krebsgeschwüre befreite.

Die Gesammtheit der zur Journalistik zählenden Personen möchte ich in drei streng gesonderte Partien theilen, welche Classificirung gerade dort, wo es sich um eine Beurtheilung der gegenwärtigen Journalistik handelt, von wesentlicher Bedeutung ist.

In erster Linie haben wir die Eigenthümer und Herausgeber der

Journale, gegenwärtig fast ausnahmslos Actien-Gesellschaften mit ihrem Stabe von Secretären, Administratoren und den Redacteuren des sogenannten volkswirthschaftlichen Theiles. Dies sind nun fast ausschließlich Geschäftsleute, welche ihr Capital reichlich verzinsen und gute Einnahmen erzielen wollen. Geistiger Inhalt und Tendenz des Blattes hat für sie nur insoferne einen Werth, als diese den Hauptzweck, das Geschäft nämlich, fördern oder stören. Nachdem es bei uns nicht, wie anderswo, Journale gibt, die von den politischen Parteien erhalten und unterstützt werden, und die Journale nur geschäftliche Unternehmungen sind, wie etwa eine Lederfabrik oder eine Bäckerei, und nachdem andererseits die Herstellung eines Journals mit großen Kosten verbunden ist, mit Kosten, welche schon lange in keinem Verhältnisse mit dem Pränumerations-Preise stehen, so ist es wohl nicht zu wundern, wenn die Eigenthümer dem Gewinne nachjagen und dem alten Sprichworte huldigen: „Am Gelde riecht man es nicht, womit es verdient ist."

Die zweite Classe sind nun die wirklichen Journalisten, jene Ritter vom Geiste, welche in einem Gedichte, dessen Autor mir unbekannt, dessen Inhalt mir aber im Gedächtnisse geblieben ist, recht treffend charakterisirt sind. Das kleine Gedicht lautet:

Bald geehrt und bald verachtet,
Bald geliebt und bald gehaßt,
Bald umworben, bald gemieden —
Wie's den Leuten eben paßt.

Jetzt ein Freund in allen Kreisen,
Dann ein ungebet'ner Gast;
Hier geschmeichelt, dort gescholten —
Wie's den Leuten eben paßt.

In dem Kampfe der Ideen
Allen Stürmen blosgestellt,
Und vom Kampfplatz abgetreten,
Gleich vergessen von der Welt.

Tagelöhner mit dem Geiste
Unermüdlich jede Frist;
Und dabei ein armer Teufel*) —
Seht, das ist ein Journalist.

Diese eigentlichen Journalisten sind zumeist Leute von bedeutendem Talente, von fast beispielloser Arbeitskraft, und von einer in anderen Ständen unbekannten Pflichttreue und Ausdauer. Wenn für Andere des Tages Last und Mühe geendet und die Zeit der Erholung begonnen hat, dann fängt bei dem Journalisten erst die schwierigste Arbeit an; die noch spät Abends eingetroffenen Telegramme müssen im Leitartikel besprochen, die Novität im Theater muß kritisirt, über eine Abendsitzung im Parlamente muß noch berichtet, Erhebungen über ein locales Ereigniß müssen noch gepflogen werden und längst hat oft die Geisterstunde geschlagen, bevor die geistige Arbeit für den Bogen Papier vollendet ist, den der Leser am nächsten Morgen gleichgiltig in die Hand nimmt und dabei über die Flüchtigkeit des Urtheils oder über irgend ein unrichtiges Detail harte Klage erhebt. Diese Vorkommnisse lassen sich durch die Raschheit der Arbeit entschuldigen. Bei einiger Billigkeit des Urtheils wird man auch für manche andere Ausschreitungen wenigstens Milderungsgründe finden und dabei zu dem Schlusse gelangen, daß in ähnlicher Situation der strenge Moralist vielleicht auch nicht anders gehandelt hätte als der verlästerte Journalist. Macaulay sagt irgendwo: „Es gibt keinen größeren Beweis der Tugend, als Macht besitzen und sie nicht mißbrauchen." Wenn man nun bedenkt, wie wenig Tugend im Allgemeinen auf dieser Erde zu finden ist und wie viel Macht die Presse besitzt, so wird man sich nicht mehr wundern, daß diese Macht zu Zeiten mißbraucht wurde. Im Allgemeinen muß ich jedoch constatiren, daß

*) Arm mindestens im Vergleiche zu den Eigenthümern, welche sich in der vorkrachlichen Zeit stolze Paläste bauten und theilweise sich als Millionäre zurückzogen.

diese Macht von Seite der Wiener Journalisten häufiger zur Förderung von Bildung, Freiheit und Fortschritt als für persönliche, eigennützige oder rachsüchtige Zwecke angewendet worden ist. Daß auch letzteres vorkam, ist nicht zu leugnen, doch sind die Fälle von Corruption, Untreue und Gesinnungslosigkeit in der Journalistik nicht häufiger als in anderen Ständen. Im Ganzen aber stünde diese Classe viel höher und geachteter da, wenn die Journale nicht das Privateigenthum von Geschäftsleuten oder industriellen Gesellschaften, sondern Organe bestimmter politischer Parteien wären. Tritt bei uns einmal diese Reform ein, dann erst wird man erkennen, welch vorzügliches Material sich in Oesterreich der Presse gewidmet hat, dann wird auch die dritte Classe, auf welche ich nunmehr zu sprechen komme, verschwinden, weil man dann auf die persönliche Tüchtigkeit, auf die Bildung und auf den Charakter des angehenden Journalisten mehr Rücksicht nehmen wird, als jetzt, wo bei den Eigenthümern Billigkeit (d. h. geringe Honorar-Ansprüche) und Schmiegsamkeit als besonders empfehlenswerthe Eigenschaften gelten, auf Bildung geringer, auf Charakter aber gar kein Werth gelegt wird. Diese dritte Classe von Leuten, die man zur Journalistik zählt, ist eine lärmende Meute von ruinirten oder zweideutigen Existenzen, welche zumeist vom Schwindel und vom Scandale leben; es sind dies die Herausgeber und Mitarbeiter gewisser Wochenblätter, die Notizensammler und Neuigkeitsjäger, die Zuträger von Klatschereien aus der Bühnenwelt oder von der Börse, Leute, die nicht im Stande sind, eine grammatikalisch richtige Zeile zu schreiben, sich stets aber als Journalisten ersten Ranges ausgeben und mit ihrem Einflusse auf die öffentliche Meinung flunkern. Diese Classe recrutirt sich vornehmlich aus jüdischen Jünglingen, welche schaarenweise aus Ungarn und vornehmlich aus Galizien einwandern und die mit dem geschärften Geschäfts-Instincte ihrer Race sofort die Vortheile erkennen, welche ihnen eine Verbindung mit der Presse gewährt. Diese Classe verleiht der Presse den unbegründeten Ruf des prononcirten Judenthums und ihr dankt dieselbe so vielfache üble Nachrede.

Ich schließe hiemit meine Reflexionen über die heutige Wiener Presse, zu welchen mich einerseits Herrn von Helferts Buch, andererseits das unrichtige und verletzende Gesammturtheil über die Presse veranlaßt hat. Wenn es mir gelungen ist, durch diese keineswegs pro domo gesprochenen und demgemäß parteiisch gefärbten Bemerkungen den Lesern eine bessere und richtigere Meinung von dem modernen Journalisten beizubringen, so haben diese Zeilen ihre Aufgabe erfüllt.

# Gestorben und verdorben.

Auf mächtig dräuender Felsenwand,
In herrlicher Zier eine Blume stand,
Von Sonnengold umwoben;
Wohl kaum erreichbar der Menschenhand,
In hohen Lüften oben.

Da zieht ein Pilger am Felsen hin
Und sieht die prächtige Blume blüh'n,
Und meint darob zu sterben;
Unendliche Sehnsucht ergreifet ihn,
Die Blume zu erwerben ....

Die Sonne verglüht, der Abend graut,
Noch immer steht er und träumt und schaut
Nach der erlesenen Einen;
Er möchte jubeln und lachen laut,
Und dennoch wieder weinen. —

Der Mond taucht still aus der Wolken Flor,
Verschwindet sacht, taucht wieder hervor,
Des Pilgers Glieder beben;
Es zieht ihn hinauf, zur Blume empor,
Und kostet' es sein Leben.

Ein glühend Sehnen, ein irrer Wahn
Durchschauert ihn mächtig und faßt ihn an,
Und loht in seinen Blicken;
Er ringt sich wild am Gestein hinan,
Die Blume sich zu pflücken.

Und wie er sich näher und näher rang —
Erreicht er sie, pflückt sie und drückt sie lang
Und heiß an seine Lippe — ...
Da strauchelt er, wanket — und schwebet bang
Auf jäher Felsenklippe.

Und eh' noch eine Secunde verann,
Lag unten am Weg ein zerschmetterter Mann,
Die Blum' an seiner Seite .....
Und drüber leuchtet auf hoher Bahn
Der Mond hinaus in's Weite ...

Und als der Morgen zu dämmern begann,
Da kam gezogen ein Wandersmann,
Der achtet kaum des Todten;
Er schaut nur die Blume und weidet sich dran,
Und rafft sie auf vom Boden.

Und mit der Blume in müder Hand
Enteilt er, hinaus in's offene Land,
Wo viele Wand'rer wallen; —
Auf breiter Straße, im Sonnenbrand
War sie ihm längst entfallen.

Noch mancher Wanderer fand sie dort
Und raffte sie auf, und warf sie fort
So wie er sie genommen ....
Da lag sie nun einsam, verwelkt, verdorrt,
Im Straßenstaub verkommen .....

— — Ich wüßte noch manche Blume roth,
Um die sich ein Herz gerungen todt,
Da es zu heiß geworden,
Und die zuletzt im Straßenkoth
Gestorben und verdorben .........

Otto Ludwig Müller.

# Zur lieben Frau in Mariazell.

(Eine Erinnerung von P. K. Rosegger.*)

Mein Vater hatte eilf Saatfelder, die wir „Kornweiten" nannten und wovon wir alljährlich im Herbste ein neues für den Winterroggenbau eigneten, so daß binnen eilf Jahren jeder Acker einmal an die Reihe kam. Ein solcher Jahresbau lieferte beiläufig dreißig Metzen Roggen; für die nächsten drei Jahre wurde dann das Feld zu Hafersaat benützt und die sieben weiteren Jahre lag es brach, diente als Wiese oder Weide.

Unser vier — ich, mein Vater und die zwei Zugochsen — bestellten im Herbste das Roggenfeld. Hatten wir den Pflug, so führte mein Vater hinten die Pflug- und ich vorne die Ochsenhörer. Hatten wir die Egge mit ihren sechsunddreißig wühlenden Eisenzähnen, so leitete der Vater die Zugthiere und ich —

Ja, das war ein absonderlich Geschäft. Ich hockte mitten auf der Egge oben und ließ mich über den Acker hin und her vornehm spazieren fahren. Fuhr spazieren und verdiente dabei mein Brot. Der Acker hatte nämlich stellenweise so zähes und filziges Erdreich, daß die Egge nicht eingreifen wollte, sondern nur so ein wenig oben hin kratzte. Trotzdem durfte die Egge nicht zu schwer sein schon der Ochsen willen und auch nicht, weil an anderen Stellen doch wieder eine mürbe Erdschichte lag, in welcher tiefgehende Zähne mehr geschabet, als genützt hätten.

So mußte denn stellenweise die Egge beschwert werden und zwar durch ein lebendiges Gewicht, das zu rechter Zeit aufhocken und zur rechter Zeit abspringen konnte. Und dazu waren meine vierzig Pfunde mit den behendigen Füßlein gerade recht. Gefiel mir baß, wenn die Ochsen gut beim Zeug waren und die Egge hübsch emsig dahinkraute und auf und niederschupfte, so daß mir der Vater zurief: „Halt' dich fest, Bub, sonst fliegst abi!"

Da hat sich eines Tages das große Glück zugetragen.

Es war Morgens vorher mein zweiter Bruder geboren worden — ein Junge, daß es schon eine helle Freude war. Als wir hierauf das steile Schachenfeld umeggten, war mein Vater etwas übermüthig und knallte stark mit der Peitsche. Fuhr- und Ackersleute, die keine Stimme haben zum Jauchzen, lassen die Peitsche knallen und schmettern, daß es hinhallt in das Gebäume und zu anderen Menschen, die sich mitfreuen und wenn sie wollen und können, mitjauchzen mögen. Wir fuhren gerade an einem mit Büschen bewachsenen Steinhaufen vorüber, als meinem Vater — sicherlich des kleinen Jungen wegen — wieder die helle Lust aufschoß — die Peitsche schwang er und knallte Eins herab. In demselben Augenblick rauschte erschreckt eine ganze Familie von Haselhühnern aus dem Gebüsche auf — davor machten unsere Ochsen einen gewaltigen Sprung und schossen wild mit der Egge und mit mir, der darauf saß, quer über das steile Feld hinab.

Mein Vater war bei Seite geschleudert worden und konnte nun nach-

*) Aus dessen s. z. bei G. Heckenast in Preßburg erscheinendem Werke „Waldheimat".

sehen, was mit seinem Gespann geschah. Die Rinder raseten dahin, die Egge hüpfte hoch empor und im nächsten Augenblicke war ich unter den Zähnen derselben und wurde hingeschleift.

Mein Vater soll die Augen zugemacht und sich gedacht haben: Jesses, kaum ist der Kleine da, ist der Große schon hin. — Dann schlug er die Hände zusammen und rief es zu den Wolken empor: „Unser' liebe Frau Maria-Zell!"

Mittlerweile waren Ochsen und Egge über den Feldrücken hinüber und nicht mehr zu sehen. Dort unten aber auf dem braunen Streifen, den das Fahrwerk über den Acker hingezogen hatte, lag ein Häuflein und bewegte sich nicht.

Mein Vater lief hinzu und riß es von der Erde empor — da hub es auch schon ketzermäßig an zu schreien. Der ganze Bub voll Erde über und über; ein Aermel des Linnenröckleins war in Fetzen gerissen, über die linke Wade hinab rann Blut — sonst gar nichts geschehen.

Hinter dem Feldsattel standen unversehrt auch die Ochsen. Mich nahm mein Vater jetzt auf den Arm. Ich hätte zehnmal besser laufen können als er, aber er bildete sich ein, ich müsse getragen sein, aus Zärtlichkeit und Dankbarkeit, daß ich noch lebte und aus Angst, ich möchte mich etwa gar jetzt erst verletzen. Als ich hörte, daß ich eigentlich in Todesgefahr gewesen war, und von rechtswegen jetzt in Stücke zerrissen nach Hause getragen werden sollte, hub ich erst recht an zu zetern. Und so kamen wir heim, und wenn die alte Grabentrautel nicht vor der Thür die Antrittsteine sauber kehrt — weil die Godel kommen soll — und sie uns solchergestalt nicht den Eingang zur Wöchnerin verwehrt, so geschieht erst jetzt das Unglück: die Mutter springt vor Schreck aus dem Bett, kriegt das Fieber und stirbt.

Auch das hat die liebe Frau Maria-Zell verhindern müssen und hat es durch ihre Fürbitte erwirkt, daß es der Grabentrautel eingefallen ist, es wäre draußen der Antrittstein nicht ganz sauber und die Godel könne leichtlich daran ein Aergerniß nehmen.

Später hat das mein Vater alles erwogen und ist hierauf zum Entschluß gekommen, mit mir zur Danksagung eine Wallfahrt nach Maria-Zell zu machen.

Ich war glückselig, denn eine Kirchfahrt nach dem eine starke Tagreise von uns entfernten Wallfahrts-Ort war mein Verlangen gewesen, seit ich das erstemal die Zellerbildchen im Gebetbuche meiner Mutter sah. Maria Zell schien mir damals nicht allein als der Mittelpunkt aller Herrlichkeit der Erde, sondern auch der Mittelpunkt des Gnadenreiches unserer lieben Frau. Und so oft wir nun nach dem Gelöbnisse auf dem Felde oder im Walde arbeiteten, mußte mir mein Vater all das von Zell erzählen, was er wußte, und auch all das, was er nicht wußte. Und so entstand in mir eine ideale Welt voll Sonnenglanz und goldener Zier, voll heiliger Bischöfe, Priester und Jungfrauen, voll musizirender Engel, und inmitten unter ewig lebendigen Rosen die Himmelskönigin Maria. Und diese Welt nannte ich Maria-Zell — sie steht heute noch voll zauberhafter Dämmerung in einem Abgrunde meines Herzens.

Und eines Tages denn, es war am Tage des heiligen Michel, haben wir Vormittag um zehn Uhr Feierabend gemacht.

Wir zogen die Sonntagskleider an und rieben unsere Füße mit Unschlitt ein. Der Vater aß, was uns die Mutter vorgesetzt — ich hatte den Magen voll Freude. Ich ging ruhelos in der Stube auf und ab, so sehr man mir rieth, ich sollte rasten, ich würde noch müde genug werden. — Rasten und dann müde werden: das schien mir nicht gut gedacht.

Endlich luden wir unsere Reisekost auf und gingen davon, nachdem wir versprochen hatten, für Alle daheim, und für jedes insbesondere bei der „Zellermutter“ zu beten.

Ich wüßte nicht, daß meine Füße den Erdboden berührt hätten, so wonig war mir. Die Sonne hatte ihren Sonntagsschein, und es war doch mitten in der Woche. Mein Vater hatte einen Pilgerstock aus Haselholz, ich auch einen solchen; so wanderten wir aus unserem Alpel davon. Mein Vater trug außer den Nahrungsmitteln etwas in seinem rückwärtigen Rocksack, was, in graues Papier gewickelt, ich ihn zu Hause einstecken gesehen hatte. Er war damit gar heimlich verfahren, aber jetzt beschwerte es den Säckel derart, daß dieser bei jedem Schritte dem guten Vater Eins auf das Hintertheil versetzte. Ich konnte mir nicht denken, was das für ein Ding sein mochte.

Wir kamen in's schöne Thal der Mürz und in das große Dorf Krieglach, wo einige Tage zuvor mitten im Orte einige Häuser niedergebrannt waren. Ich hatte in meinem Leben noch keine Brandstätte gesehen. Ich schloß die Augen und ließ es noch einmal nach Herzenslust brennen, so daß mich mein Vater gar nicht von der Stelle brachte.

Eine Frau sah uns zu und sagte endlich: Mein, 's ist halt armselig mit so einem Kind — wenn es ein solcher Hascher ist.“

Ich erschrack. Sie hatte mich gemeint und ich kannte die Ausdrucksweise der Leute gut genug, um zu verstehen, daß sie mich — wie ich so dastand mit offenem Mund und geschlossenen Augen — für ein Trottelchen hielt.

Ich war daher froh, als wir weiter kamen. Nun gingen wir schon fremde Wege. Hinter dem Orte Krieglach steht ein Kreuz mit einem Marienbilde und mit einer hölzernen Hand, auf welcher die Worte sind: „Weg nach Maria-Zell.“

Wir knieten vor dem Kreuze nieder, beteten ein Vaterunser um Schutz und Schirm für unsere Wanderschaft. „Das greift mich frei an,“ sagte mein Vater plötzlich und richtete sein feuchtes Auge auf das Bild, „sie schaut so viel freundlich auf uns herab.“ Dann küßte er den Stamm des Kreuzes und ich thats auch und dann gingen wir wieder.

Als wir in das Engthal der Veitsch einbogen, begann es schon zu dunkeln. Rechts hatten wir den finsteren Bergwald, links rauschte der Bach, und ich fühlte ein Grauen vor der Majestät und Heiligkeit dieses Zellerweges. Wir kamen zu einem einschichtigen Wirthshaus, wie solche in den Wäldern der Räubermärchen stehen — über der Thür war im Dunkeln noch der Spruch zu lesen: „Herr, bleib' bei mir, denn es will Abend werden!“ — Aber wir gingen vorüber.

Endlich sahen wir vor uns im Thale mehrere Lichter. „Dort ist schon die Veitsch“, sagte mein Vater, aber wir gingen nicht so weit, sondern bogen links ab und den Bauernhäusern zu, bei welchen es in der Niederaigen heißt. Und wir schritten in eines dieser Häuser und mein Vater sagte zur Bäuerin: „Gelobt sei Jesu Christi, und wir zwei thäten halt von Herzen schön bitten um eine Nachtherberg; mit einem Löffel warmer Suppe sind wir rechtschaffen zufrieden und schlafen thäten wir schon auf dem Heu.“

Ich hatte gar nicht gewußt, daß mein Vater so schön betteln konnte. Aber ich hatte auch nicht gewußt, daß er auf Wallfahrtswegen nur ungern in ein Wirthshaus einkehrte, sondern sich Gott zur Ehr' freiwillig zum Bettelmann erniedrigte. Das war ein gutes Werk und schonte den Goldbeutel.

Die Leute behielten uns willig, und luden uns zu Tische, daß wir

aßen von Allem, was sie selber hatten. Dann fragte uns der Bauer, ob wir Feuerzeug bei uns hätten, und als mein Vater versicherte, er wäre kein Raucher und er hätte sein Lebtag keine Pfeife im Mund gehabt, führten sie uns in den Stadl hinaus auf frisches Stroh.

Wir lagen gut und draußen rauschte das Wasser. Daheim auf dem Berge hörten wir kein Wasser rauschen.

„In Gottesnamen,“ seufzte mein Vater auf, „morgen um solch' Zeit sind wir in Maria-Zell.“ Dann war er eingeschlafen.

Am andern Morgen, als wir aufstanden, leuchtete auf den Bergen schon die Sonne, aber im Schatten des Thales lag der Reif. Von der Veitscher Kirche nahmen wir eine stille Messe mit; und als wir durch das lange Engthal hineinwanderten, an Wiesen und Waldhängen, Sträuchen und Eschenbäumen hin, über Brücken und Stege, an Wegkreuzen und Bauernhäusern, Mühlen, Brettersägen und Zeugschmieden vorbei, trugen wir jeder den Hut und die Rosenkranzschnur in der Hand und beteten laut einen Psalter; deß schämte ich mich anfangs vor den Vorübergehenden, aber sie lachten uns nicht aus; an den Zellerstraßen ist's nichts Neues, daß laut betende Leute daherwandern. Mein Vater betete überhaupt gerne mit mir; er wird gewiß immer sehr andächtig dabei gewesen sein, aber mir kamen im Gebete stets so verschiedene und absonderliche Gedanken, die mir sonst sicherlich nicht eingefallen wären. War ich im Beten, so interessirte ich mich für Alles, an dem wir vorüberkamen, und wenn sonst schon gar nichts da war, so zählte ich die Zaunstecken oder die Wegplanken.

Heute gab mir vor Allem das Ding zu sinnen, das mein Vater in seinem Sacke hatte und das im Rockschoß gerade wieder so hin und her schlug, wie gestern. — Für einen Wecken ist's viel zu schwer. Für eine Wurst ist's zu groß. —

Ich war noch in meinen Erwägungen, da blieb mein Vater jählings stehen und das Gebet unterbrechend rief er aus: „Du verhöllte Sau!“

Ich erschrack, denn das war meines Vaters Leibfluch. Er hatte sich ihn selbst erdichtet, weil die anderen ja alle sündhaft sind.

„Jetzt kann ich schnurgerade zurückgehen auf die Niederaigen“, sagte er.

„Habt Ihr denn was vergessen?“

„Das wär' mir ein sauberes Kirchfahrtengehen,“ fuhr er fort, „wenn man unterwegs die Leut' anluigt! — Hast es ja gehört, wie ich gestern erzählt hab; ich hätt' mein Lebtag keine Pfeifen im Maul gehabt. Jetzt beim Beten ist's mir eingefallen, wie ich dort den Holzapfelbaum seh', daß wir daheim auch einen alten Holzapfelbaum gehabt haben und daß ich unter dem Holzapfelbaum einmal glaubt hab, 's ist mein letztes End'. Todtenübel ist mir gewesen, weil ich mit dem Riegelberger-Peter das Tabakrauchen hab' wollen lernen. — Das ist mir gestern nicht eingefallen und so hab' ich unserm Herbergvater eine breite Lug' geschenkt und desweg will ich jetzt frei wieder zurückgehen und die Sach' in Richtigkeit bringen.“

„Nein, zurückgehen thun wir nicht“, sagte ich und in meinen Augen wird Wasser zu sehen gewesen sein.

„Ja,“ rief der Vater, „was wirst denn sagen, wenn Du unsere liebe Frau bist und einer kommt weit her zu Dir, daß er Dich verehren möcht' und bringt Dir eine großmächtige Lug' mit?“

„Gar so groß wird sie wohl nicht sein,“ meinte ich und sann auf Mittel, das Gewissen meines Vaters zu beruhigen. Da fiel mir was ein und ich sagte Folgendes: „Ihr habt nur erzählt, daß Ihr Euer Lebtag keine Pfeife im Mund gehabt hättet. Das kann ja wohl wahr sein. Ihr habt

bloß das Rohr und von dem nur die Spitz' im Mund gehabt."

Darauf schwieg er eine zeitlang und dann sagte er: „Du bist ein verdankt hinterlistiger Kampel. — Aber verstehst, das Redenverdrehen laß' ich Dir nicht gelten, und auf dem Kirchfahrtweg schon gar nicht. Ich hab's so gemeint, wie ich's gesagt hab', und der Bauer hat's so verstanden."

„So müßt es halt gleich beichten, wenn wir nach Zell kommen," rieth ich und darauf ging er ein, und wir zogen und beteten weiter.

Beim Rotwirth hielten wir an — mußten uns stärken. Wir hatten nun die Rotsohl zu übersteigen, den Sattel der Veitschalpe, die mit ihren Wänden schon lange auf uns hergestarrt hatte. Die Wirthin schlug die Hände zusammen, als sie den kleinwinzigen Wallfahrer vor sich sah und meinte, der Vater werde mich wohl müssen auf den Buckel fassen und über den Berg tragen, wenn ich nicht brav Wein trinke und Semmeln esse.

Hinter dem Wirthshause zeigte eine Hand schnurgerade den steilen Berg hinan: „Weg nach Maria-Zell." Aber ein paar hundert Schritte weiter oben im Waldschachen stand ein Kruzifix mit der Inschrift: „hundert Tag Ablaß, wer das Kruzifix mit Andacht küsset, und fünfhundert Tag vollkommenen Ablaß, wer Gelobt sei Jesus Christus sagt."

Auf der Stelle erwarben wir uns sechshundert Tage Ablaß.

Dann gingen wir weiter, durch den Wald, über Blößen und Geschläge, bald auf Fahrwegen, bald auf Fußsteigen, und nach einer Stunde waren wir oben.

Wir setzten uns auf den weichen Rasen und blickten zurück in das weite Waldland, über die grünen Berge hin bis in die fernen blauen.

Und zwischen den blauen heraus erkannte mein Vater jenen, auf welchem unser Haus stand. Dort ist die Mutter mit dem kleinen Brüderlein, dort sind sie Alle, die uns nachdenken nach Zell. Wie müssen die Leute jetzt winzig sein, wenn schon der Berg so klein ist, wie ein Ameisenhaufen!

Es war die Mittagsstunde. Wir vermeinten vom Veitschthale herauf das Klingen der Glocke zu hören.

„Ja," sagte dann mein Vater, „wenn man's betrachtet, die Leut' sind wohl recht klein gegen die große Welt. Aber schau, mein Bübel, wenn schon die Welt so groß und schön ist, wie muß es erst im Himmel sein?"

Ich habe die Frage nicht beantwortet.

Wir erhoben uns und gingen den ebenen Weg, der hoch am Berge dahinführte, und ich sah schaudernd zum schroffen Gewände der Veitsch empor, das schier drohend, als wollte es niederstürzen, auf uns herabsah. Endlich standen wir vor einem gemauerten Kreuze, in dessen vergitterter Nische ein lieber guter Bekannter stand. Der heilige Niklo, der alljährlich zu seinem Namenstage mich mit Nüssen, Aepfeln und Lebzelten beschenkte, anstatt daß ich ihm es that. Und von diesem Kreuze sahen wir hinab auf die Zellerseite. Aber wir sahen noch lange nicht Zell, wohl jedoch ein so wildes, steinernes Gebirge, wie ich es früher meiner Tage nicht gesehen hatte.

Ein Gebet beim Niklo, und wir stiegen hinab in die fremde, schauerliche Gegend.

Wir kamen durch einen finsteren Wald, der so hoch und dicht war, daß kein Gräslein wuchs zwischen seinen Stämmen. Mein Vater erzählte mir Raub- und Mordgeschichten, welche sich hier zugetragen haben sollten, und ein paar Tafeln an den Bäumen bestätigten die Erzählungen. Ich war daher recht froh, als wir in das Thal kamen, wo wieder Wiesen und Felder waren und an der Straße wieder Häuser standen.

Wir waren bald in der Wegscheide, wo sich drei Wege theilen, der eine geht nach Veitsch und auch nach

Neuberg, der andere nach Weichselboden und den dritten weist eine Hand: „Weg nach Maria-Zell."

„Wenn Du nach Zell gehst, so wirst Du die größte Kirche und die kleinste Kirche sehen," sagte mein Vater, „die größte finden wir heut' auf den Abend, zur kleinsten kommen wir jetzt. Schau, dort unter der Steinwand ist schon das rothe Thürmlein."

Das Wirthshaus war freilich viel größer, als die Kirche; in demselben stärkten wir uns für den noch dreistündigen Marsch, der vor uns lag.

Dann kamen wir an der gezackten Felswand vorüber, die hoch oben auf dem Berge steht und „die Spieler" genannt wird. Drei Männlein sitzen dort oben, die einst in der Christnacht hinaufgestiegen waren, um Karten zu spielen. Zur Strafe sind sie in Stein verwandelt worden und sie spielen heute noch.

Die Straße ist hin und hin besäet mit Wegkreuzen und Marienbildern; wir verrichteten vor jedem unsere Andacht und dann schritten wir wieder vorwärts, wohl etwas schwerfälliger als gestern — und im Rockschoße meines Vaters schlug fort und fort das unbekannte Ding hin und her.

Neben uns rauschte ein großer Bach, der aus verschiedenen Schluchten zwischen hohen Bergen herausgekommen war. Die Berge waren hier gar erschrecklich hoch und hatten auch Gemsen.

„Jetzt rinnt das Wasser noch mit uns hinaus," sagte mein Vater, „paß auf, wenn es gegen uns rinnt, nachher haben wir nicht mehr weit nach Zell."

Wir kamen nach Gußwerk. Das hatte wunderprächtige Häuser, die waren schön ausgemodelt um Thüren und Fenstern herum, als ob sich die Steine schnitzen ließen, wie Lindenholz. Und da waren ungeheure Schmieden, aus deren finsterem Innern viel Lärm und Feuerschein herausdrang. Wir eilten hastig vorbei und nur bei der damals neuen Kirche kehrten wir zu. das war wunderlich mit dieser Kirche — bloß ein einzig Christusbild war drin, und sonst gar nichts, nicht einmal unsere liebe Frau. Und so nahe bei Maria-Zell! die Lutherischen sollen es gerade so haben. — Wir gingen bald davon.

Und als wir hinter das letzte Hammerwerk hinaus waren und sich die Waldschlucht engte, daß kaum Straße und Wasser neben einander laufen konnten — siehe, da war das Wasser so klar und still, daß man in der Tiefe die braunen Kieselsteine sah und die Forellen — und das Wasser rann gegen uns.

„Jetzt, mein Bübel, jetzt werden wir bald beim Urlaubkreuz sein," sagte der Vater, „bei demselben siehst den zellerischen Thurm."

Wir beschleunigten unsere Schritte. Wir sahen die Kapelle, die gerade vor uns auf dem Berge stand und die Sigmundkirche heißt. Da oben hat ein Einsiedler gelebt, der sich nicht für würdig gehalten hat, bei der Mutter-Gottes in Zell zu sein, und der doch ihr heiliges Haus hat sehen wollen jede Stund'. — Ein Vöglein hätte ich mögen sein, daß ich hätte hinauffliegen können zum Kirchlein und von dort aus Zell etliche Minuten früher schauen, als von der Straße aus.

An der Wegbiegung sah ich an einem Baumstamm ein Heiligenbild.

„Ist das schon das Urlaubkreuz?"

„Das kleine," sagte mein Vater, „das ist erst vom Urlaubkreuz das Urlaubkreuz. Schau, dort steht es."

Auf einem rothen Pfahl ragte ein rother Kasten, der hatte ein grünangestrichenes Eisengitter, hinter welchem ein Bildniß war. Wir eilten ihm zu; ich hätte laufen mögen, aber mein Vater war ernsthaft. Als wir vor dem rothen Kreuze standen, zog er seinen Hut vom Kopfe, sah aber nicht auf das Bild hin, sondern in das neu hervorgetretene Thal hinaus und sagte mit halblauter Stimme: „Gott grüß' dich, Maria!"

Ich folgte seinem Auge und sah nun durch die Thalenge her und durch

die Scharte einiger Bäume eine schwarzglänzende Nadel aufragen, an deren kleinen Zacken ein goldener Knauf funkelte.

„Das ist der zellerische Thurm.“

Ein klein wenig haben wir all beide geschluchzt. Dann gingen wir wieder — einen Schritt vorgetreten, und wir haben den Thurm nicht mehr gesehen. Wir sollten ja bald an seinem Fuße sein . . .

Ich will uns zwei nun allein wandeln lassen die drei Viertelstunden hin, und will von Maria-Zell im Allgemeinen reden.

Im stillen, wiesenthauigen Alpenthale, dort, wo sich die lauschig rieselnde Grünau in die klare Salza ergießt, steht das Haus der Mutter Jesu.

Hohe Waldberge umfrieden das Thal in weiter Runde, und über denselben ragt manch kahles Alpenhaupt, manche weißleuchtende Felszinne herein auf den großen, dreithürmigen Tempel, dessen Thurmzacken in der Sonne funkeln weit in die schattendüsteren Schluchten hinaus. Und überall dort, wo dem Wandersmanne der erste Schimmer der Gnadenkirche entgegenleuchtet, steht ein Kreuz am Wege, vor welchem der fromme Waller seinen Ankunftsgruß jauchzt, seine Abschiedsklage weint.

Maria in Zell! In weiten Landen hört ihr das süße Wort nennen ununterbrochen seit jenen fernen Tagen, da in der Wildniß ein einsam lebender Priester das Marienbild schnitzte und es zu eigener Andacht aufstellte in seinem Kapellchen. Das war vor mehr als siebenhundert Jahren. Bald erscholl hierauf die Kunde, es thäten Wunder geschehen bei dem Bild in der Einsiedlerzelle. Markgraf Heinrich I. von Mähren hatte zur selben Zeit die Gicht. Er kam, wurde heil und ließ aus Dankbarkeit eine steinerne Kapelle bauen — dieselbe, welche heute noch steht und über welche die große, herrliche Wallfahrtskirche erbaut worden ist. Seit des Markgrafen Zeiten haben — wie die Schatzkammer zeigt — viele hohe Herren hier geopfert. Votivtafeln aller Art bedecken die Wände, wohin man das Auge nur mag richten. Alljährig an hunderttausend Wallfahrer besuchen den Gnadenort. Wahrhaftig! kummervolle Menschen gibt es allerwege; viele von ihnen entbehren in ihrem Leide der Mitmenschen Theilnahme und Tröstung. Aber eine Freundin haben sie, die hört sie an, die läuft nicht davon, wenn sie aus Fernen kommen und ihr Anliegen klagen; die sitzt in ihrem weißen Zelt zu jeder Stunde, und ihr Schweigen ist, wie Mitleid und stille Erhörung.

Meilenweit in der Runde sind alle Steine des Weges abgeschliffen von den Tritten der Waller, solche mögen mit eisenbeschlagenen Tirolerschuhen, slovenischen Sandalen oder barfuß wandeln. Ob der Herr die blutigen Schritte zählt, die aus dem Ungar- und Böhmerlande, aus den wälschen und windischen Gauen her ihre endlosen Ketten ziehen? Ob der Herr all die Gebete und Seufzer vormerkt und sie seiner Mutter unterbreitet: Königin, dein Lob erschallt vom Orient bis zum Occident! —

So kommen sie zu einzeln, kommen in Gruppen, kommen in großen Haufen, das wallende Fähnlein vor sich hertragend, es vor jedem Wegkreuze senkend, es unzähligemal tief verneigend, wenn sie vor der herrlichen Quaderntreppe stehen, hinter welcher die Wände des weltberühmten Gotteshauses glänzen. Da hebt das dumpfe Getöne der Glocken an, in seinen leisen, melancholischen Accorden fast vergleichbar dem Tonspiele der Mundtrommeln. Schon dieses Geläute hat ein Berückendes. Dann ist der Augenblick gekommen, der langersehnte, und die Schaar, oft seit Tagen auf der Wanderschaft über Ebenen, Hügelgelände, Berg und Thäler heran, an Kirchen und Wirthshäusern vorbei — sie zieht nun ein in die Kirche zu Zell. Dunkel herrscht in den weiten

Räumen, nur in der Kapelle des Gnadenaltares, die mitten in der Kirche steht, strahlen die ungezählten Sterne der Kerzenflammen. Die Ankömmlinge sinken nieder auf die Kniee und rutschen auf den Knieen über die Steinplatten hin bis zur heiligen Stätte, wo in dem Zelte voll goldener Zier die Jungfrau thront. Das Bildniß der Mutter mit dem Kinde, in weißen Seiden und mit funkelnden Kronen. — Wer von den Sündern soll aufrecht stehen vor der Apostel-, der Märtyrer-Königin, vor der Mutter des Herrn! — Bis zu dem kalten Boden beugen sie sich nieder und küssen die Steine, oder sie legen sich hin und strecken die Hände aus und sind bewegungslos, als hätte sie die Keule des Mörders erschlagen.

Und wenn es Abend wird, schweben sie in langen Reihen, mit Kerzenflammen durch die Kirche, umkreisen die Gnadenkapelle und die hinter derselben, im mittleren Schiffe ragende „Frauensäule", an deren Tisch stets ein wahres Herdfeuer von Wachslichtern lodert. Und in allen Enden wiederhallt Gesang. Hier der Begeisterung Hochruf: „O, sei gegrüßt vieltausendmal, Mariazell, du Gnadenthal! Du allerschönste Mutter Jesu!" Dort das flehende Gebet der Bangniß: „Der Tag ist vergangen, die Nacht ist schon hier; gute Nacht, o Maria, bleib ewig bei mir!" — Und weiterhin und durcheinander schallen fremdartige Weisen fremder Sprachen. Ein Gebet sucht das andere zu überschreien, ein Gesang den andern zu übertönen. Es ist eine ungeberdige Kinderschaar, die hier die Mutter bestürmt, zuerst demüthig und schmeichelnd, bald aber kühner und wilder werdend, bis endlich gar Einer in der Begeisterung Hochfluth die Schranken des Marmorgeländers überspringt, hinstürzt auf das geheiligte Bildniß und den Saum des Mantels mit heißen Küssen und Thränen bedeckt. — — Wohl, es mag im Allgemeinen viel Lauheit stecken in den religiösen Uebungen des Volkes, aber in solchen Momenten ist es ernst. Das Gemüth bricht los — ein grauenhafter Aufschrei ist es aus tiefstem Herzen der Menschheit, um Rettung flehend aus dem Thale der Zähren. — Und draußen ruht die Alpenwelt in lieblichem Abendfrieden und die Felshäupter glühen in stiller Herrlichkeit. Kein Mißton in der Natur! — Aber die Menschen, auch vor dem überhängenden Felsgewände und vor dem tosenden Wasserfalle schauern sie — Tafeln zu Hunderten in der Kirche erzählen, wie Gestein und Gewässer und alle Elemente den Menschen verderblich werden. — Zu Maria rufen die armen, lichtlosen Kinder des Leides.

Der Freigeist, dem jede Kirche ausgebrannt ist, der an dem Tempel zu Zell sonst vielleicht nur ein Ceremonienhaus oder eine Bildergallerie bizarrer Gemälde zu erblicken gewohnt ist — auch der müßte zu solcher Stunde in seinem Herzen ein seltsames Bewegen fühlen; auch ihn verlangt es schließlich, irgend einen Kummer, den er still durch's Leben trägt, an einer Stelle niederlegen zu können, so wie es den Gläubigen gegönnt ist vor dem Gnadenbilde zu Zell. Auch der Atheist wird den Heiligenschein nicht leugnen, der auf dem Bilde ruht; aber nicht vom Bilde geht ihm der Strahl aus, nein, von den Andächtigen fällt der Nimbus auf das Bildniß, und der Gedanke, daß Millionen und Millionen von Menschen aus fernen Zonen ihren Kummer, ihre Drangsal herbeigetragen haben, um sie vor der Gestalt in weißem Zelte niederzulegen — dieser Gedanke senkt einen wunderbaren Schein auf das uralte Stück Lindenholz, das einst gewachsen sein mag in jenen Wäldern, in welchen unsere Vorfahren ihre Vollmondnächte noch dem Woutan haben geweiht. — Es dürfte Manchem sehr nahe liegen, über das Treiben in der Kirche zu Zell ein paar spottende Glossen zu machen. Aber — —. Wer von uns geht frei und vorurtheilslos durch's Leben? Jeder, er mag thaten

oder leiden, steht unter dem Banne einer Gottheit, sie sei eine gute oder schlimme — heiße Kunst oder Wissenschaft oder Ehrgeiz oder Mammon oder Sinneslust — einem Dämone sind wir alle verfallen. Glückselig Der, welcher in gläubigem, eifrigem Götzendienste der inhaltslosen Schatten sich zu beruhigen vermag.

Und — die Maria in Zell erweist diese Gnade. Kummer und Herzleid hat der Gläubige gebracht, Friede und Zuversicht trägt er davon. Er weiß, Mariens Herz ist nicht von Stein; er weiß, sie ist das Heil der Kranken, die Trösterin der Betrübten und sie wird seiner gedenken, wenn er auch lange wieder in der Ferne seine dornenreichen Wege wandeln muß.

Schon am zweiten Tage, nachdem zur Nachtszeit vielleicht Einer oder der Andere den Meßner zu bestechen versucht, daß er ihm die Kirche öffne und das hochgelobte Gnadenbild zum Kusse reiche, oder ihm eine Kerze vom Frauenaltar verkaufe, für die letzte Sterbestunde; nachdem sie den Ihren daheim Zellerangedenken gekauft, Rosenkränze, Heiligenbildchen, Amulette, Gebetbücher, Wachsstöcke u. s. w. und dieselben zur Weihe getragen — nach alldem kündet der summende Glockenschlag auf dem Thurm die Stunde des Scheidens. — „Wie kurz der heilige Tag, wie kurz die Zeller Freuden, muß heut' schon Urlaub nehmen, Maria, von dir scheiden! O Jungfrau, wenn wir sterben, o thu', uns Gnad' erwerben, geleit' zum Himmel uns're Seel', vergiß uns nicht, o Maria Zell!" — So der wehmüthige Gesang. Unter Glockengeläute und Trompetenschall zieht die Schaar um die Kirche, verneigt noch einmal ihre Fahnen und wallt davon — ostwärts etwa, gegen den hohen Söller und die Mürz, oder nördlich gegen die Lande der Donau, oder nach Süden, an den Schroffen des Schwabengebirges dahin. Und Andere kommen und Andere ziehen und unerschöpflich an Gnaden ist das Bildniß im weißen Zelt.

Erst, wenn die eisigen Octoberwinde über die Alpen fegen und vom Schwaben und vom Oetscher hernieder die finsteren Schneestürme tosen, wird es öde im Zellerthal. Der Lichterkranz um das Gnadenbildniß ist verloschen. Durch die Fensterfugen weht der Schneestaub herein auf die Votivtafeln, und in den Beichtstühlen nisten die Mäuse und suchen nach irgend einem verdorrten Brotkrümchen, das einst der Wallfahrer etwa mit der Betschnur aus dem Sacke gestreut hat. Manchem Bewohner von Mariazell, der den Sommer über wohl bestellt war, geht es zur Winterszeit und besonders in deren letzter Hälfte nicht viel besser, wie der Kirchenmaus. Den Mariazellern ist ihre Maria nur im Sommer gnadenreich.

— So steht es mit dem schönen, weitbenannten Ort, in den wir — ich und mein guter Vater — nun einzogen.

Wir stiegen die letzte Höhe hinan und hatten nun auf einmal den großen Markt vor uns liegen, und inmitten, hoch über Alles ragend und von der abendlichen Sonne beschienen die Wallfahrtskirche.

Die Stimmung, welche zu jener Stunde in meiner Kindesseele lag, könnte ich nicht schildern. So wie mir damals muß den Auserwählten zu Muthe sein, wenn sie in Zion eingehen.

Wir thaten, wie alle Andern auch, — auf den Knieen rutschten wir zum Gnadenbilde hin, und ich wunderte mich nur darüber, daß der Mensch auf den Knieen so gut gehen kann, ohne daß er es lernen muß.

Wir besahen an demselben Abende noch die Kirche und auch die Schatzkammer, in welcher die vergoldete Frömmigkeit vieler Könige und Kaiser aufbewahrt liegt. An der gold- und silberstrotzenden Schatzkammer hatte ich lange nicht die Freude, wie an den unzähligen Opferbildern, welche draußen in den langen Gängen hingen. Da gab es Feuersbrünste, Ueberschwemmungen, Blitzschläge, Türkenmetzeleien,

daß es ein Schreck war. Es ist kaum eine Noth, ein menschliches Unglück denkbar, das in der Zellerkirche nicht zur bildlichen Darstellung gekommen wäre. Wer hat diesen Volksbildersälen eine nähere Betrachtung gewidmet?

Wir stiegen auch auf den Thurm; das war unerhört weit hinauf in den finsteren Mauern und wie oft mochte der Rockschoß meines Vaters hin- und hergeschlagen haben, bis wir oben waren! Und endlich standen wir in einer großen Stube, in welcher an riesigen Holzbalken riesige Glocken hingen. Ich ging zu einem Fenster und blickte hinaus — was war das für ein Ungeheuer? Eine Kuppel der Nebenthürme hatte ich vor Augen. Und du heiliger Josef, wo waren die Hausdächer? die lagen unten auf dem Erdboden. — Dort auf dem weißen Streifen krabbelte ein schwarzer Wurm heran, gerade wie eine Raupe, nur daß er voran ein rothes Fähnlein flattern hatte. Als der Thürmer diesen Wurm gewahrte, hub er und noch ein Zweiter an den Riemer einer Glocke an zu ziehen. Diese kam langsam in Bewegung, der Schwenkel desgleichen und als derselbe den Reifen berührte, da gab es einen so gewaltigen Schall, daß ich meinte, mein Kopf springe mitten auseinander. Ich verbarg mich wimmernd unter meinen Vater hinein, der war so gut und hielt mir die Ohren zu, bis der Wurm unten als Kreuzschaar eingezogen und das Läuten zu Ende war. Nun sah ich, wie die beiden Männer fruchtlos an den Riemen zurück hielten, um die Glocke zum Stillstand zu bringen, hilfebereit sprang ich herbei, um solches auch an einem dritten niederschlängelnden Riemen zu thun — da wurde ich schier bis zu dem Gebälke emporgerissen.

„Festhalten, festhalten!" rief mir der Thürmer zu. Und endlich, als die Glocke in Ruhe und ich wieder auf dem Boden war, sagte er: „Kleiner, kannst wohl von Glück sagen, daß du nicht beim Fenster hinausgeflogen bist!"

„Ja", meinte mein Vater, „kunnt denn da in der Zellerkirche auch ein Unglück sein?"

Abends waren wir noch spät in der Kirche; und selbst als sich die meisten Wallfahrer schon verloren hatten und es auch an dem Gnadenaltare dunkel war bis auf die drei ewigen Lampen, wollte mein Vater nicht weichen. Gar seltsam aber war's, wie er sich endlich von seinen Knien erhob und in die Gnadenkapelle hineinschlich. Dort griff er in seine Rocktasche, langte den von mir unerforschten Gegenstand hervor, wickelte das graue Papier ab und legte ihn mit zitternder Hand auf den Altar.

Jetzt sah ich, was es war, — ein Eisenzahn von unserer Egge war es. —

Und am andern Tage gegen Abend, als wir meinten, uns're Kirchfahrt so verrichtet zu haben, daß Maria und unser Gewissen zufrieden sein konnten, gingen wir wieder davon. Beim Urlaubkreuz blickten wir noch einmal zurück auf die schwarze funkelnde Nadel, die zwischen Bäumen hervorglänzte.

„Behüt' dich Gott, Maria-Zell", sagte mein Vater, „wenn Gottes Will, so möchten wir wohl noch einmal kommen, ehvor wir sterben." —

Dann gingen wir bis Wegscheid', dort hielten wir nächtliche Rast. Und am vierten Tage überstiegen wir wieder den Berg und durchwanderten das Veitschthal. Als wir zu den Bauernhäusern der Niederaigen kamen, sprach mein Vater dort zu, wo wir auf dem Vorweg zur Nacht geschlafen hatten, und überreichte der Bäuerin ein schön bemaltes Bildchen von Maria-Zell.

— Als wir am Abende desselben Tages heimgekommen waren und uns zur Suppe gesetzt hatten, soll ich mit dem Löffel in der Hand eingeschlafen sein.

# Die letzte Wallfahrt.

Eine Sage aus dem Böhmerwalde von **Franz Richler**.

Vom obern Böhmerwalde, vom grünen Moldaustrand,
Da zieht die Grenz' hinüber, hin durch der Baiern Land
Die Schaar andächtiger Beter — gen Passau hin sie wallen,
Gebet und Bußgesänge von Bergen wiederhallen.

So zieh'n sie hin die Wege, durch's grüne Thalgefilde,
Der Fahne nach, dem Kreuze, zum gnadenreichen Bilde,
Zur heiligen Gottesmutter inbrünstig dort zu beten:
„O hilf' uns, sei uns gnädig, schütz' uns in unsern Nöthen!"

Voran sechs rüstige Männer, entschlossen, kräftig, hart,
Des Zuges Führer bilden; dann Weiber, Jungfrau'n zart,
Und jüng're Böhmerwäldler, selbst Greise hochbetagt,
— Doch alle reiserüstig, mit Bündeln schwer bepackt.

Nicht blos andächtiger Eifer hat sie zur Fahrt bewogen,
Da sie mit vielen Waaren als Schwärzer ausgezogen. —
Mit lautem Beten, Singen die Grenze sie betraten,
Dort steht das Haus der Grenzwacht aus düsterm Waldesschatten.

Als fromme Wahlfahrtspilger, dem Fahnenträger nach,
Passirten sie die Landsmark, den breiten Wiesenbach.
Als arglos, unverdächtig ließ sie die Zollwacht ziehen,
— Dann ruhten sie, gerettet, von schweren Wallfahrtsmühen.

Sie wallten betend weiter, bis sie das Ziel erreichten,
Wo Passau's hohe Thürme im Sonnengolde leuchten;
Zur hilfereichen Mutter sie fleh'n zerknirscht um Segen,
Um Beistand und um Hilfe auf ihren weitern Wegen.

Ward nach vollbrachter Andacht gekauft manch' Gnadenbild
Als liebes Angedenken, als Talisman, als Schild,
Um wider Feindesmächte als Schutz und Wehr zu dienen,
Um böser Schicksalstücke, Gefahren zu entrinnen.

Vordem schon hatten stille, doch sicher, wohlgeplant
Die Männer and're Dinge besorgt mit flinker Hand:
Die mitgebrachten Lasten für and're abgesetzt, —
Gar viele theure Waaren, die packten sie zuletzt.

Tabak, Prisil und Stoffe von Sammt und Seide schwer,
Kattun, werthvolle Tücher und was dergleichen mehr;
Auf alle möglich' Weise verborgen und versteckt,
Am bloßen Leib', im Haarzopf und unterm Kleid verdeckt.

So sind sie denn gerüstet, die Heimfahrt zu beginnen,
Nach heißem Bittgebete auf and'res nun zu sinnen:
Wie es geläng', den Schmuggel auch glücklich durchzuschwärzen;
Sie hoffen fest, sie flehten ja d'rum aus gläubigem Herzen.

Was sie nicht bergen konnten, die Männer selber nahmen,
Sie gingen nicht die Wege, woher sie vordem kamen;
Mit festem Muth, entschlossen zur List, selbst zur Gewalt,
So zieh'n sie heimwärts wieder zurück zum Böhmerwald.

Indeß' hatt' da der Hauptmann den Grenzern kundgemacht:
„Auf jener Beter Rückkehr habt mir besonders Acht!"
Von da am dritten Abend die ganze Grenzeswacht
War aufgestellt zum Fange in dunkler Waldesnacht.

Die Nacht war angebrochen, weitum die Wälder sausen,
Der Wind heult in den Aesten, und Regen, Sturmesbrausen.
Ein grausig Ungewitter tobt über'm Forste lang,
Die Riesenbäume ächzen, in Lüften wimmerts bang.

Die Schaar der Schwärzer wandelt im finstern Tannenwald;
— Die Blitze feurig zucken, der Donner grollend hallt. —
Jetzt nah'n sie lautlos, stille, — bald sind sie wohl geborgen,
Dann können off'ne Pfade sie wandeln ohne Sorgen.

Schon eilen sie geschwinde, fern vom bekannten Weg,
Zum Walde, über'n Grenzbach sie geh'n auf schwankem Steg.
Schon sind sie glücklich drüben — da tönt ein schriller Pfiff,
Der ihnen, Unheil kündend, den Feind zusammenrief.

Hier heimlich durchzukommen, war also nicht gelungen,
Sie seh'n von allen Seiten von Feinden sich umrungen.
Ein donnernd „Halt" tönt ihnen entgegen ringsumher,
Die Waffen drohend blitzen — und Rettung gibts nicht mehr.

„Weil uns die List mißlungen, so sei's denn d'rum gewagt,
Uns nach! wir brechen durch, frisch an und unverzagt!
Weil sie zum Kampf uns zwingen, uns drängen zur Gewalt:
Frisch d'rauf denn!" — Also kräftig der Männer Ruf erschallt.

Dann ward das Kreuz zur Waffe, die Schwärzer, wohlbewehrt,
Sie stürzen auf die Feinde, trotz deren Zahl sich mehrt.

Vor Morgengrau'n, im Sturme, ein heißes, blut'ges Ringen,
Das Krachen der Gewehre, die Hiebe scharfer Klingen.

Dazu manch' dumpfer Aufschrei in schwerer Kampfesnoth,
Vom vielvergoss'nen Blute ward's nasse Erdreich roth.
Der Weiber Jammerklagen in Kampf und Sturm sich mischen,
Die scharfen Todeskugeln um's Haupt der Flüchtigen zischen.

Nicht lange währt das Morden, nur wenige sind gerettet,
Wer nicht entrinnen konnte, im Kampfe ward getödtet.
Doch auch die Ueberreiter bedenklich sind gelichtet,
Der Grenzwach' starke Reihen zur Hälfte fast vernichtet.

Auf's wilde Wetterstürmen, auf blutigen Kampf und Tod
Bricht an der junge Tag im frischen Morgenroth.
Der Sonne heit're Strahlen seh'n der Verwüstung Feld,
— Kaum einer war entronnen, der's dann daheim erzählt.

Der Segen für die Reise, um den sie vordem flehten,
Hat leider sie geflohen in ihren schweren Nöthen;
Kaum konnten sie noch beten mit schmerzverzog'nem Mund:
„O hilf uns, sei uns gnädig in dieser Sterbestund'!"

Zu Witwen und zu Waisen wohl wurden die gemacht,
Die heil entkommen waren in jener blut'gen Nacht.
Verarmt, zerstreut und flüchtig nur wenige kehrten wieder
Von jenem Unglückszuge in's Moldauthal hernieder.

Das war ein übel Ende — die letzte Pilgerfahrt,
Das war der Schwärzer Schicksal, es traf sie gräßlich, hart.
Man hat sie dann zusammen in's weite Grab gelegt,
Vereint ruh'n Freund' und Feinde vom Rasen überdeckt.

Von allen jenen Männern nur einer war entkommen,
Der's selber miterlebte; — von dem hab' ich's vernommen.
Auch er hat längst vollendet die letzte, große Reise;
— Hier schließt ein kleiner Abschnitt aus Schwärzersagenkreise.

---

# Kleine Laube.

## Was der Franz Schlager für ein Wildpret schoß.

Eine Geschichte aus dem Gebirge von P. K. Rosegger.

Anfangs fing er Schmetterlinge und steckte sie an die Nadel. Dann fing er Spatzen und Finken mit Leimspindeln. Dann fing er Marder und Füchse mit dem Schnappeisen. Dann schoß er einen Hühnergeier aus der Luft. Dann schoß er ein Paar Hasen; dann schoß er Rehe und Hirsche, dann schoß er —

Die Geschichte ist schwer wie Blei.

In einem Hochtheile des Reichensteinstockes hatte Franz Schlager ein Bauerngütchen. Franz war jung und frisch, und hatte ein prächtiges, herzenstreues Weibchen voll Lieb und Gemüth, voll fraulichen Adels der Natur. Bei seiner Arbeitskraft und bei ihrer Häuslichkeit hätten sie vollauf zu leben gehabt, und ihre Hütte war wie gemacht für „ein glücklich liebend Paar". Aber just in die wärmsten und wonnigsten Nester legt der Teufel am liebsten sein Ei hinein. — Für schlechte Leute, sagte der Franz habe er sich den Kugelstutzen beigelegt; man wisse doch nicht, was sich in einer so einsamen Gegend alles zutragen könne. — Ei freilich weiß man das nicht, du armer Franz Schlager, sonst hättest du das Schießgewehr gewiß nicht in dein Haus getragen.

Als er im Oberschachen den ersten Hasen schoß, hörte der Revierwart den Knall, errieth auch den Schützen, da er aber sonst den Franz wohl leiden mochte, so ließ er die Sache verhallen. Als der Franz Schlager sah, das Ding ginge so leicht ab, schoß er das nächstemal einen Rehbock nieder, schleppte denselben mitten in einem Sturmwetter in sein Haus und rief: „Theres, der da gehört Dein, zum Namenstag!"

Selbstgefällig schmunzelnd blickte er sein Weib an und erwartete freudigen Dank. Aber sein Weib begann zu schluchzen: „Das schmerzt mich, Franz, das schmerzt mich hart. Mit einer Blum' vom Feld, mit einem Stein von der Straßen hättest mir Freude gemacht, wär' es mir zu lieb vermeint gewesen. Aber eine gestohlene Sach' schenkst Du mir, so viel bin ich Dir werth . . . ."

Es war zum Erbarmen; so bitterlich hatte er sie noch niemals weinen gesehen. Er schwieg eine Weile.

„Theres", sagte er endlich und stellte sich keck vor sie hin: „Mit Fleiß willst mich jetzt kränken, weißt gleichwohl, daß ich's gut hab gemeint."

„Franz", sagte sie, „das weiß ich gleichwohl und schau', ich l a ch' schon wieder, Du gibst mir heut' ja noch ein ordentliches Bindband (Angebinde). Versprich mir's, mein Franzl, wildern willst nimmer!"

Er nickte mit dem Kopf. Sie umfing ihn mit beiden Armen und lächelte mit feuchtem Auge. —

Nicht lange darnach ist dem Paare ein Kindlein gekommen.

Ein Kindlein! — bin sonst nicht nervenschwach, aber wenn ich dieses Wort schreibe, so zittert mir immer die Hand. Ein Kindlein! ich denke an die

Vaterfreuden, an das Mutterglück. Mit jedem Menschenkinde wird der Erlöser neu geboren, unnennbare Seligkeit guten Elternherzen spendend.

Therese ging fast in Mutterliebe auf; sie fühlte kein Herz mehr in ihrer Brust, sie fühlte es vor sich liegen in der Wiege.

Franz arbeitete mit neuem Muth und blickte mit hellerem Auge in die Welt hinaus. — Da sah er hier einen Hasen kauern, dort ein Reh huschen; da hub ihm das Blut zu wallen an, wie lauter glühende Bleikugeln heiß. — Und der jungen blassen Mutter müsse ein frischer Braten gar sonderlich wohl bekommen.

Als Theres wieder todtes Wildpret im Hause sah, zerrte sie den Gatten von der Wiege des Kindes, wo er eben gestanden war, führte ihn in einen Winkel des Vorgemach's und sagte: „Unser Sohn soll das Wort nicht hören: Franz, du bist ein Wildschütz' — ein Dieb!"

Sie ließ ihn stehen und stürzte davon und brach an der Stätte des Kindes zusammen.

„Und Du!" rief Franz zur Stube hinein, „Du bist ein überspanntes Ding. Thun es andere auch; wenn Jeder deshalb schon ein Dieb wär! Der Herrgott hat die Thiere des Waldes für alle erschaffen!"

„Darauf laß' ich mich nicht ein," sagte sie, „Du willst das letzte Wort haben; du weißt so gut, wie ich, was Unrecht ist." Bald aber erhob sie sich, trat ihm einige Schritte entgegen, faltete zitternd die Hände in einander: „Franz, bös' hab' ich's nicht gemeint. Und wenn Du schon das Unrecht nicht willst sehen, so denk', es könnt' einmal zu Deinem Unglück sein. Geh', mein lieber, mein guter Mann, laß' das Wildern bleiben!"

„Ich weiß ja, Du willst mir keine Freude gönnen!" rief er unmuthig und ging davon.

Da hatte sie kein Wort mehr, als den heißen Thränenstrom, der auf das Bettlein des Kindes niederrann. — „Er hat keine Freude. Da ist sein Kind und da ist sein Weib, und er geht in den Wald hinaus und sucht sich eine Freude. . . . ."

— „Was kann mir denn geschehen?" dachte Franz; „jetzt ist schon gar keine Gefahr — ist ja der Jäger krank und der neue Gehilf ist noch nicht angekommen. Jetzt ist die Zeit dazu."

Und er nahm wieder das Gewehr unter den Wollenmantel und er ging davon.

Theres bat ihn noch einmal, hielt ihm das Kind entgegen: „Franzele, bitt' auch Du Deinen Vater! halt' ihm das Händlein hin, streichle ihm die Wange; — 's ist ja Dein lieber, braver Vater, und er bleibt gewiß daheim, bei seinem kleinen Bübel."

Das Knäblein lächelte, zupfte an dem Bart des Mannes und wollte nicht auslassen.

„Nu nu", schmunzelte Franz, „ich komme ja bald wieder. Nur einen Habicht will ich heut' aus der Luft brennen, er frißt uns ja sonst die Hühner auf. So Raubthiere muß man austilgen."

Und er ging pfeifend hinaus in den herbstlichen Wald. Er sah sich nicht mehr um, denn er wußte wohl, Therese stehe noch vor dem Hause mit dem Kleinen und blicke ihm nach mit weinendem Auge.

Und als er in den Wald kam und sein Späherblick die Thierlein sah, die kriechenden, die fliegenden, die springenden — so hub seine Begier gewaltig an zu glühen. . . .

Theres nahm den Kleinen mit auf den Acker und grub Kartoffeln aus der Erde, und war emsig und unermüdlich dabei. Wenn man Herzweh hat, so muß man brav arbeiten, dann wird's gut.

Heute wollte es aber nicht gut werden. Heute kam eine ganz besondere Angst über das arme Weib, als ob etwas Arges nahe wäre. Sie betete in Gedanken um Schutz für ihren Mann. Dabei kam ihr in den Sinn: Wie kann denn der gerechte Gott Diebe beim

Stehlen beschützen! — Aber sie betete: „Du, sein heiliger Schutzengel, beschirme sein Herz, beschirme es vor sündhafter Begier. Er ist ja sonst ein guter Mensch, thut Niemand was zu Leid und ist gar ein braver Gatte und Vater. Du lieber Gott, das kann ich dir wohl mit Freuden sagen!" — Sie schluchzte dabei und grub und grub die Erde auf und grub in Gedanken oft tiefer ein, als die Früchte lagen. Das Knäblein — es war ein halbes Jahr kaum alt — jauchzte hell und verlangte nach der Mutterbrust. Sie vernahm es heute kaum, und als sie den Spaten fahren ließ und zum Kinde kam, war dieses eingeschlummert. —

Es ging gegen Abend. Das Gevögel schwieg, die Hühner saßen auf ihren Stangen. — Franz war noch nicht zurück.

Theres hatte lange in's Weite geblickt; ihre Unruhe war heute wilder Natur. Und als jetzt der späte Abend kam, harrte sie nicht mehr länger. Sie nahm das schlummernde Kind auf den Arm, hüllte es ein mit des Vaters brauner Joppe, verschloß das Haus und ging dem Walde zu.

Kein Ast und kein Baumwipfel rührte sich. Die langen Schatten der Bäume lagen da, junge, wachsende Kinder der Nacht. Theres ging an einer Schlucht hin. Das rauschende Wasser that ihr weh, denn ihr war, als müsse sie diese unheimlich zischenden Stimmen verstehen, und sie verstand sie doch nicht. Sie stieg die Lehne hinan und war sorglich, daß sie das Kind nicht wecke. Neben Büschen von Enzian setzte sie sich auf einen Stein und horchte. Alles schwieg und war im Frieden. — Und wenn ein wildleidenschaftlich Herz pochte im Walde, man müßte es hören von Weitem in dieser reinen Abendruh'. — Die blauen Glocken der Enzianen wiegten sich sanft, und es ging doch kein Lufthauch; sie läuteten und man hörte das ewige Klingen der Stille.

Jetzt erwachte das Knäblein. Die Mutter reichte ihm die Brust. Es trank mit Lust. Und das Weib strengte sein Ohr an und meinte einen Laut, einen Schritt ihres Mannes zu hören — und sie hörte doch nichts.

Dann blickte sie die blauen Blumen an, die wie Flämmchen noch leuchteten, da es schon dunkel war. — Irrlichter sollen auch zuweilen in blauen Flämmchen leuchten. Aber Blumen sind keine Irrlichter; Blumen sind Augen Gottes — so hat's oftmals die Ahne gesagt. — Und jetzt, Franzele, jetzt blickt uns Gott an mit seinen blauen Augen. Schau, er hat uns lieb; — Gottes Auge wacht auch über dem Vater. . . .

Ein Knall — — da war ein heißer Blitz durch den Busen des Weibes gegangen.

Sie stieß einen lauten Schrei aus — sie preßte das Kind an sich.

Franz Schlager hatte den Schrei gehört, nachdem er die Kugel abgesandt nach dem braunen zuckenden Punkte zwischen den Büschen jenseits der Schlucht — vermeinend ein eben früher aufgestöbertes Reh zu erlegen. Er hörte den menschlichen Ruf und eilte und sprang über Stock und Gestein, die Tiefe hinab, den Gang hinan — und fand sein sterbendes Weib.

Das Kind sog noch an der Mutterbrust, über welche vielarmig die Bächlein des Blutes rieselten. Das Weib war mit matten Bewegungen noch bemüth, das strömende Blut so zu wenden, daß es sich nicht vermische mit der Muttermilch, deren sich das liebe Kind zu dieser Stunde das letztemal erfreute.

Mit wildem Gestöhne stürzte Franz hin, mit bebenden Armen riß er ihr sinkendes Haupt empor. Sie hob noch das Augenlid und sagte leise: „Mein Franz — gelt — das Wildern — laßt sein?"

Er that einen rasenden Schwur, er ließe es sein.

Sie sagte nichts mehr. Noch ein Blick gegen ihr Kind — ein zitterndes Tröpflein in ihrem Auge — — dann war es starr und öde auf dem lieben, trautsamen Antlitz.

Franz war wie zu Stein geworden vor Schreck und vor urplötzlicher Pein.

Die Enziane läutete doch still in der ruhsamen Nacht . . . auf der Erde war sie nicht gehört, aber in den Himmeln hat diese heilige Sterbeglocke geklungen.

Und das Kind sog — verlangend nach süßer Milch, und trank das warme Blut des Mutterherzens.

---

## Steirische Sagen.

### Das Schatzkästlein des Landes.

In grauer Vorzeit war's, da haben eines Tages die Bewohner der Gegend am Leopoldsteinersee aus diesem Wasser beim Fischen einen Wassermann gefangen. Wasserfräulein — jene Wesen, die „oben Mensch und unten Schlange" sind, wären leicht schlau gewesen und entkommen; aber der Wassermann hat baß nicht aus dem Netze mögen. So hat er gesagt: „Laßt ihr mich frei, so weise ich euch einen Schatz, der ungeheuer ist."

„Weisest du uns einen Schatz, der ungeheuer ist, so lassen wir dich frei", hatten hierauf die Leute geantwortet.

„So lang' ihr meinen Reden nicht vertraut", hat der Wassermann gesagt, „so lang' kann ich euch den Schatz nicht geben."

„So lang' du uns den Schatz nicht gibst", haben die Leute geantwortet, „so lang' können wir auf dein Reden nicht vertrauen."

„Ich betrüge euch nicht", sagt hernach der Wassermann, „und ich wünsche nur, daß ihr euch selber nicht betrügt, wenn ich euch frei stelle, den Schatz selber zu wählen. Laßt ihr mich frei, so mögt ihr ein reiches Silberbergwerk haben, das aber nach der Jahre einhundert erschöpft sein wird; oder ihr mögt einen Eisenberg haben, der nimmer zu Ende geht. Jetzt wählt."

„Wir wollen das Silberbergwerk haben und wir wollen den Eisenberg haben," sagen Etliche, „sonst lassen wir dich nicht frei."

Ein alter Mann ist unter den Leuten, der spricht: „Laßt euch von Habsucht nicht verblenden!"

Da rufen sie: „Wir wollen das Silber!"

„Das nach der Jahre einhundert erschöpft ist!" sagt der alte Mann mit warnender Stimme.

„Bis dahin brauchen wir kein Silber mehr," rufen die Leute.

„Wie ihr, so sprechen Alle die Kurzsichtigen, die über ihren eigenen Bauch nicht hinauszublicken vermögen. Die Reihe eurer Kinder und Kindeskinder wird fortgehen, weit in die Ewigkeit hinein. Die Nachkommen werden Kämpfe haben, die nicht mit Silber, selbst wenn sie eins hätten, auszufechten sein werden. Ich rathe euch gut: nehmt das Eisen, das nimmer zu Ende geht!"

Da haben sie den Eisenberg gewählt. Der Wassermann hat ihnen den Erzberg gezeigt und sich dann in die Fluthen gestürzt.

Und noch heute steht mitten in unserem schönen Land, von hohen Felsen umschlossen, das unerschöpfliche Schatzkästlein der Steiermark.

### Das Türkenfeld.

Zahlreich sind jene Stätten, welche der Volksmund zur Erinnerung an die harten Zeiten der Noth und Trübsal benamset, in welchen die blutgierigen und beutelustigen Horden der Osmanen unsere lieblichen Thäler überflutheten.

Wer weiß nicht von einem „Türkenkreuz", einer „Türkenschanze", einem „Türkengraben" u. s. f., und erinnert sich nicht gleich durch diese Zeugen an manche schauderhafte That jener Blutteufel?

Auch das obere Murthal hat sie aufzuweisen, jene Zeugen, und solche erzählen uns schreckliche Geschichten.

Wenn man 1/4 Stunde von der Bahnstation Lorenzen unterhalb Knittelfeld rechts über die Mur gegen die

Seckauer Alpen zu wandert, gelangt man in's Feistritzthal und in den weiten, mit saftigen Wiesen und fruchtbaren Aeckern bedeckten Mareiner Boden. Unter den vielen Dörfern fällt uns hier auch Prank mit dem gleichnamigen Schlosse auf, das zwischen den Bäumen stolz in den Boden hinaus schaut. Die Pranker waren ehemals ein berühmtes freiherrliches Geschlecht, tapfer und muthig in manch hartem Strauße.

Als im Jahre 1480 die Türken auch das Oberland heimsuchten, an welches Jahr eine Pergamentschrift auf der Rückseite des Altares der ¼ Stunde südlich von Prank liegenden Kirche Marein erinnert*), drangen selbe auch in's Feistritzthal ein, allwo sich ihnen eine muthige Schaar, angeführt von den Prankern, entgegenstellte.

Das Häuflein focht wacker, mußte aber der Uebermacht weichen und viele Todte auf der Wahlstatt lassen. Der sich rettende Theil zerstob in verschiedene Richtungen.

Die Sage erzählt nun, daß eine Abtheilung Christen in's Gebirge hinter dem Zinken und der Hochalpe flüchtete, wo sie in den vielen Gräben und Bergen Rettung zu finden hoffte. Die entfesselte Mordgier aber trieb die Türken nach, und die Christen wurden gefangen. Nun sollte eine herzlose, entsetzliche Quälerei ausgeführt werden. Die Türken zwangen die Armen, Pflüge auf die Hochalpe zu schleppen und oben angelangt, mußten diese unter Säbel- und Peitschenhieben den felsigen Boden umackern. Als die Arbeit gethan, schleppten die Türken die Halbtodten auf die gegenüberliegende Bergeshöhe, ließen ihre Opfer das blutige Werk beschauen und metzelten sie hierauf sämmtlich nieder. Der Volksmund benennt diese Stelle mit dem Namen „Blutsattl" und ist der erstere Platz als „Türkenfeld" bekannt. Wenn, so erzählen sich die Leute, jenes thatsächlich einem Acker gleichende Feld wieder mit Gras sich zu bedecken beginnt, dann kommt der Türke wieder.

Aber über den Boden ist schon lange wieder Gras gewachsen, blöckende Heerden thun sich darauf gütlich — ein friedliches Bild auf blutigem Hintergrunde; stramm steht der Speik da auf luftiger Bergeshöh', aber die Türken blieben aus und Gott wird es geben, daß sie unsere Thäler und Triften nie wiedersehen.

**L. Pauer.**

*) Jene Inschrift lautet wörtlich:
„Anno Christi Geburth Alss man hat Zalt MCCCCLXXX an Sand Afran Tag haben die Verdamlichen Abgottischen hintischen Türkhen das Jungfreiliche Bildt Zerhakht. Gott erbarme's. —"

---

## Es pfeift auf ihn!

Eine Geschichte aus Kärnten.

Und sieben Plagen kamen über Egypten. — Es wären sicherlich acht gekommen, aber die Eisenbahner sind damals noch nicht gewesen. — So ergänzte ein Landmann des Gailthales das zweite Buch Moses, zur Zeit, als sie im Thale die Eisenbahn bauten. Die „Eisenbahner", wo sie das erstemal einfallen, sind der Schrecken der Gegend. Die böhmischen Erdgraber graben nicht allein dort, wo die Bahn werden soll, sondern auch auf allen Erdäpfeläckern der Nachbarschaft. Die italienischen Steinschlager schlagen nicht allein Steine, sondern auch Bauern, wo sich diese den Fremdlingen entgegenstellen. Aber die schlimmsten dabei sind die deutschen Ingenieure selbst. Da kommen sie mit ihren Schnüren und Meßstangen und fahren dir drein, Bauer, über Wiesen, Felder und Gärten, die bisher dein und deiner Vorfahren unangetastetes Eigenthum sind gewesen. Im Grundbuch steht's und das ist fest wie der Erdboden. Kein Erdbeben und kein Feuer hat dieses Eigenthum angegriffen, das Wasser hat vielleicht einmal den grünen Rasen zerrissen, aber den Platz hat es nicht mit fortgeschwemmt. Als vor vielen hundert Jahren der Dobratsch niedergebrochen war, da hat er wohl das Thal begraben, aber er hat einen Berg da-

für hingestellt, auf dem wieder was wachsen konnte. Und selbst die Franzosen, als sie da waren, haben das Eigenthum der Leute geschont. Und jetzt kommen auf einmal die Ausmesser und sagen: „Hier wollen wir unsere Eisenbahn bauen und diesen Weidegrund und diesen Acker und diesen Garten mußt du uns dazu geben!" — „Nein, sagst du, „der ist meinen Voreltern nicht feil gewesen und ist auch mir nicht feil." — Wir bieten dir dafür diese oder diese Summe", sagt der Ingenieur, „dann aber mußt du uns den Grund abtreten!" — „Mußt?! Was ist denn das für ein Eigenthum", sagst du, „das man mir in einem Rechtsstaat nehmen kann, wann man will? Mir ist gerade an diesem Fleck Erde gelegen und um Geld ist er nicht feil."

Es hilft dir nichts, das Gesetz ist stärker, als dein Wille, Bauer, und — das ist gut. — Wenn's auf euch Bauern ankäme, lebten wir heute noch wie die Wilden und das Eigenthum wäre erst recht nicht gesichert. Ueberall und zu jeder Zeit, wo es geordnete Staaten gab, hat der Einzelne zum Wohle des Ganzen opfern müssen. Warum zahlt ihr die Steuern, warum laßt ihr eure Söhne in den Krieg? Feldfrucht und Söhne sind doch auch euer Eigenthum. Ihr seht die Nothwendigkeit des Krieges nicht ein — ich auch nicht — und ihr gebt doch die Soldaten. Ihr seht die Nothwendigkeit der Eisenbahnen nicht ein, aber ihr werdet sie nicht hindern können, denn alle Welt weiß: da die Eisenbahnen einmal sind, so müssen sie sein und kein Mensch wird sie mehr aus der Welt schaffen.

Wer sich widersetzt, der geht zu Grunde.

Das Gesetz verlangt, daß dem Bauer für ein der Eisenbahn abgetretenes Grundstück um ein Erkleckliches mehr gezahlt werde, als es unter Brüdern werth ist. Das Gesetz ist also auf Seite der Bauern, dann aber zwingt es.

Beim Schotterhanns haben sie's nicht auf den Zwang ankommen lassen und ist zu Nutz und Frommen eine Geschichte davon zu erzählen.

„Ei geht, ei geht", sagt der Schotterhanns, „da mögt ihr reden, was ihr wollt, was mein ist, ist mein, und ich geb' meinen Grund nicht her. Ich laß' mein Haus nicht niederreißen, in dem meine Voreltern gelebt haben; ich will sterben in dem Haus, in welchem meine Voreltern gestorben sind."

Aber die Eisenbahn ist so tracirt, daß dieses Stück Grund gar nicht zu umgehen ist und just, wo des Schotterhanns Haus steht, muß die Bahn darüber. Das weiß der Hans recht gut. Es ist ihm insgeheim auch nicht der Vorfahren wegen, man erinnert sich noch, wie er seinen alten Vater auf dem Todtbett behandelt hat. — Aber der Vorwand ist schlau, Hanns, und viel Geld läßt sich herausschlagen.

Nicht mehr als viertausend Gulden ist die ganze Besitzung werth, das Haus ist schon im Einfallen. Aber man bietet dem Hanns achttausend.

„Nein!" schreit der und denkt: „Haben müssen sie's, sonst können sie ihre ganze Eisenbahn nicht bauen.

„Nun denn, Schotterhanns, wie viel verlangt Ihr eigentlich für dieses armselige Anwesen, das kaum zehn Klafter in der Breite hat?"

Da nimmt der Hans den Mund voll und sagt: „Sechzehntausend Gulden."

— Gut, denkt sich der Ingenieur, bei sechzehntausend Gulden hört seine Pietät auf. Die Bahn hier geht auf einem Damm. Was kostet eine Brücke über Haus und Grund des Schotterhanns? — Höchstens neuntausend Gulden. — Schön, hier wird eine eiserne Brücke gebaut und der Hanns kann im Hause seiner Vorfahren leben und sterben.

Nach wenigen Monaten braust über das Dach des Schotterhauses das Locomotiv dahin. Der Hanns starrt das schwarze Ungeheuer drohend an. Es pfeift auf ihn.

Der Hanns will Prozeß führen; die Doctoren weisen ihn ab, die Leute lachen ihn aus. Grund und Boden gehört ihm, aber nicht der Raum über seinem Giebel.

Um tausend Gulden möchte er nun das Anwesen unter der Brücke verkaufen. Er findet keinen Käufer. Er wird wahnsinnig und stirbt — wie er's stets gewünscht hatte — im Hause seiner Vorfahren.

---

## Das Redactions-Bureau des „Heimgarten".

*Ein Schreiben an die Verlagshandlung.*

Die momentane Abwesenheit des Herausgebers benützend, möchte ich dem „Heimgarten" einen Streich spielen, den mir sein Herr Redacteur wohl kaum jemals vergeben würde, wenn er wüßte, wer ich bin. Ich bin einer seiner Getreuen, bezwecke in diesem Schreiben nichts Schmählicheres und nichts Lustigeres, als die Geheimnisse des Redactionsbureaus zu verrathen.

Ich habe die Ehre, die Saison über dem Bureau anzugehören — obgleich sich dasselbe nicht sehr für indiscrete Mitglieder eignet.

Die Adressen an den „Heimgarten" kommen, wie auf der Wildtaubenpost, in das lauschige Tannenwäldchen, welches, wenngleich mit größeren Waldungen zusammenhängend, nur etwa zwanzig Minuten vom Dorfe K. im steierischen Oberlande entfernt ist. Es führt kein Weg in's Wäldchen, auf gewöhnlichen Versfüßen ist der Wildfarren und das wuchernde Heidekraut nur schwer zu passiren, am besten wäre es, man flöge hoch in den Lüften auf dem Pegasus dahin.

Die sanfte Waldhöhung mit ihren Moosdivans und Felstischen ist für's Geschäft wie geschaffen, gibt Licht und Luft. Und die jungen Bäumchen und die hohen Büsche geben treffliche Fenstervorhänge und lassen doch durch ihr grünes Geschleier und Gewipfel Sonnenstrahlen niederfließen auf den Boden, wo im Lenz das Veilchen wächst und im Sommer die Steinnelke und im Herbste das Schweinsbrot, wo die Ameise und die Eidechse und der langfüßige Weberknecht und die Libelle und die Erdhummel und allerlei Falter kriechen und fliegen und wo vom Dorfe her wöchentlich zweimal die lockeren Vögel der Schöngeister zusammenkommen und eine Monatsschrift machen. Auch junge Frauen und feine Herren aus der Residenz sind da, die in der Stadt von dem Naturleben des Waldes schwärmen und sich im Walde an den Geistesschöpfungen der Gebildeten ergötzen. Der Gegensatz wirkt und so folgen sie recht gerne der Einladung in's Redactionsbureau unter den Tannen.

Die größte Plage in allen Redactionsstuben sind die Eintagsfliegen; auch im Walde ist es gut, mit scharfem Rauche die Mücken abzuhalten. Und Jungfrau Rosa, nebenbei bemerkt, die eifrigste und strengste Richterin der Manuscripte und die giftigste Mitarbeiterin der Rubrik: „Postkarten des Heimgarten" hält zwischen ihren Rosenfingerchen zierlich die Cigarette und weiß aus dem Rauch allerlei Ringe und Kettchen zu blasen, daß mancher Nachbar davon baß umstrickt wird.

Besser anzurathen ist der Steinsitz neben Emma, der Tante. Diese setzt sich nie in's Weiche, hat aber immer Süßigkeiten bei sich und — wenn Poesien vorgelesen werden — immer Thränen im Auge und für jedes Manuscript irgend ein Wort schöner Anerkennung.

Mitunter schleicht auch ein Bäuerlein in die Nähe, legt sich auf den Bauch, stützt seine Wangen auf die Fäuste und horcht unseren Lesungen und entbricht sich nicht, bisweilen durch ein Neigen seines Kopfes Mißfallen oder Zustimmung zu äußern. Geheimnißvoller bleibt der hinter dem Gestämme lauernde Ameisler, welcher auf seine hohle Hand starrt und unentschlossen ist, ob er's wagen soll, sich aus derselben von uns — wahrsagen zu lassen.

Endlich hören wir jodeln. Der Chefredacteur kommt. Unter seinem Arm

trägt er die doppelbauchige Redactionsmappe. Auf seinem Gesichte spielt ein vergnügtes Lächeln, denn die Mappe ist seit der letzten Sitzung wieder recht gesegnet worden. Mitten in der Gesellschaft streckt er sich auf's Moos. Tante Emma bietet ihm gepreßte Datteln an; er dankt verbindlichst, aber hinten auf dem Baumast lugt ein Eichkätzchen lüstern nach der abgelehnten Frucht. Der Chef lobt als Naturfreund den Harzduft des Waldes und — steckt sich eine Cigarre an. Darauf öffnet er die Mappe; das Eichkätzchen nimmt erschrocken Reißaus. Die Begleitschreiben der Manuscripte liest er stets für sich. Aber einmal guckt ihm eine Nachbarin über die Achsel in's Papier und lacht auf. Was nur für ein Spaß drin steht? Keiner. Mißkannt von seiner Zeit bietet ein Jüngling seine Poesien an. Es sind Lieder der Sehnsucht, Grüße an Mina — von Herz und Schmerz und im Mondenscheine. Für das nächste Heft ist es ihm leider nicht möglich, mehr als zwölf Stück davon zu schicken, weil er die weiteren erst rein abschreiben will; er muß daher den Herrn Redacteur mit ferneren Einsendungen auf das übernächste Heft vertrösten.

Brief und Poesien werden bei Seite gelegt. Dorfschwalben kreisen in der Luft und zwitschern: „Wannst nit schena konnst singa, sa sumper alloan in dein Zimmer, as miassns nit oli Leit wissn, wia schlecht as bei Schdim is!"

Wenn mancher Dichter wüßte, wie seine Apostrophen auf Rosen und Veilchen, auf Vöglein und Lüftchen im Walde übel vermerkt werden!

Geradezu Lügen strafen ihn mitunter die Pflanzen und das Gevögel. Es ist auch geschehen, daß, während wir schöne Jagdabenteuer lasen, rückwärts im Gebüsche die Hasen und Rebhühner lauschten und kicherten.

Doch gibt's Aufsätze, gegen welche gar nichts einzuwenden ist, als daß sie dem „Heimgarten" geschickt wurden. So z. B. ein Artikel über das Einkochen von Obst, oder ein Leitfaden für Geflügelzucht. Oder eine Abhandlung über Kirche und Staat, oder über den österreichischen Indifferentismus im russisch-türkischen Krieg, oder über Miß Pastrana, oder eine Philippika gegen das Tabakrauchen. Alles ungelesen bei Seite gelegt. Eine Dame in Berlin bietet ihren dreibändigen Roman an. Bleistiftanmerkung: „Danken. Würde in unserer Monatsschrift drei Jahre lang laufen".

Ein Schreckruf gellt. Einer der Redactricen ist eine Eidechse über die Schuhspitze gehuscht; sie sucht ohnmächtig zu werden. Der Redacteur macht aufmerksam: „Ohnmachten sind hier nicht gestattet." — Ein Essai über Carl den Großen wird gelesen; gediegene, geistvolle Arbeit. Doch der Oberlehrer aus dem Dorfe unterbricht den Vorleser, er müsse bemerken, daß dieser Aufsatz wörtlich aus Weber's Weltgeschichte abgeschrieben sei. Notiz für die „Postkarte": „Vortrefflich, aber Dr. Georg Weber war so unverschämt, Ihre Studie verfaßt und bereits nachgedruckt zu haben."

Endlich bringt ein prächtiges Stück naturgeschichtlichen Inhaltes und eine geistvolle Abhandlung aus der vaterländischen Geschichte jene Stimmung in den Kreis, unter welcher es eine Lust ist, Redacteur zu sein. Bedeutende Erzähler, echte Poeten finden sich ein und es entspinnt sich im heimischen Walde ein edler, inniger Verkehr mit den hellen Geistern in der Ferne. Freilich ist plötzlich wieder ein hochlyrisches Gedicht da, das an niemand Geringeren, als an Heinrich Heine erinnert, aber nur an seine Fehler, und bei welchem die Dorfspatzen und die Gimpel auf den Wipfeln so lästerlich zwitschern, daß der Vorleser einhält und wie der heilige Franziscus zu den Vögeln sagt: „Wenn ihr's besser könnt, so will ich schweigen!" Und die Verse bei Seite legt. — Hierauf die Notiz in den Postkarten": „Von den Spatzen abgelehnt."

So werden in diesem Waldbureau die Dichter und Schöpfer nicht von Journalisten, sondern von Menschen

und Thieren gerichtet. Annahme oder Ablehnung kann nur durch Stimmenmehrheit entschieden werden. Eigenthümlich dabei ist nur, daß Tante Emma stets für die Annahme, Jungfrau Rosa regelmäßig für die Ablehnung stimmt.

„Aber bedenken Sie, Beste", ruft der Redacteur der Ersteren zu, „daß wir monatlich nur fünf Bogen Raum zur Verfügung haben!"

„Und bedenken Sie, Fräulein", ruft er zur Andern hinüber, „daß wir monatlich fünf Bogen Raum zu füllen haben."

An Tagen, wenn im Redactions-Bureau Erzählungen von dem Herausgeber des Blattes selbst zur allgemeinen Beurtheilung kommen, ist es schon geschehen, daß zum Beginne der Sitzung der Chef den Wunsch nach Erdbeeren ausgedrückt hat. Jungfrau Rosa — unerbittlich strenge in der Kritik, aber liebenswürdig, wo es sich um Erdbeeren handelt, ist die Erste, welche nach den Erfrischungen suchend davonschwebt. Während ihrer Abwesenheit wird rasch die Novelle des Herausgebers acceptirt. Und wenn dann die Jungfrau hochgeröthet und geschürzt, mit der köstlichen Frucht im Körbchen zurückkehrt, ladet der Herr Redacteur stets das ganze Redactionspersonale höflichst ein zum Erdbeerschmaus.

Während und nach der Mahlzeit wird die Natur bewundert; auch Jungfrau Rosa ist eine Freundin derselben, doch zollt sie ihr niemals das unbedingte Lob, der Wald ist ja recht hübsch grün, aber das Schleifenband der Jungfrau ist noch grüner. Die Natur könnte mehr leisten, wenn sie wollte.

Nein, sagt der Förster: „Die Spatzen wollen besser singen, als sie können."

Allmälig hat sich der Schatten gewendet, die Gesellschaft sitzt in der eitlen Sonne. Lager wechseln! In die Redactionsmappe haben sich Ameisen und Käfer verirrt und krabbeln in größter Todesangst hin und her und werden endlich zerpreßt zwischen zwei Blättern, welche von einem fühlenden Herzen „zum Schutze kleiner Thierchen" geschrieben worden waren.

Eines Tages fand sich in der Mappe ein Ciclus von Gedichten vor, unter dem einladenden Titel: „Die Geschichte meiner Liebe". Wir lasen, es war so seltsam: Das Mädchen liebte einen holden Jüngling — zuerst sahen sie sich — das gab acht Strophen; dann erfuhr sie seinen Namen — er hieß Victor — bot aber nur wenige Versfüße; dann begegneten sie sich und schenkten einander Blumen, das veranlaßte mehrere schöne Reime von Stengel und Rosen, Engel und Kosen. Dann küßten sie sich, das gab einen Vers mit zwei Daktylen und einem Spondäus. Endlich war der Jüngling treulos verschwunden und das gab nichts mehr, als einen Gedankenstrich.

Jungfrau Rosa war diesmal für die Annahme; die Verfasserin war nicht genannt. — Es ist immer gefährlich, wenn sich unter dem Redactionspersonale eines belletristischen Blattes Dichter befinden und ist in solchen Fällen die Methode des Abstimmens zu empfehlen. Dadurch machen sich die Mitglieder gegenseitig selbst unschädlich. — Doch, ich will meine Indiscretionen nicht mehr weiter treiben. Eher darf ich verrathen, daß die Mappe für den nächsten Jahrgang wohl gerüstet ist, daß Erzählungen drin sind, die uns im Walde das Herz erquickten; Aufsätze, die uns den Geist erfrischten und bereicherten; Gedichte, die zwar belastet sind mit dem Nein der Jungfrau, nichtsdestoweniger aber auf uns wirkten, wie der helle Lerchensang über unserem Haupte.

Geschichtchen und Späße für die „Kleine Laube" wachsen in unserem Bureau wie Schwämme aus der Erde, nur Schade, daß sie, wie Schwämme, meist wieder faul sind, ehe sie in der Druckerei präparirt werden können. — Schließlich erwähne ich Ihnen noch einen ganz besonderen Vortheil unseres Bureaus, um den es wohl von allen Zeitungsstuben der Welt beneidet werden wird — es kennt den Setzerjungen nicht. Der blasse Plagegeist im schwarzen Röcklein mit dem defecten Elbogen — das böse Gewissen des Schriftstellers —

das Subject, mit dem der größte Philosoph über „Zeit und Raum“ in Zwiespalt gerathen kann, aber so, daß der Raum des Setzerjungen des Philosophen Zeit frißt — dieser Plagegeist existirt bei uns nicht. Ebenso ist der Dietrich der Redactionen, die Scheere, hier unbekannt, vermuthe jedoch, daß der Herr Chef in seiner Wohnung eine birgt aus vergangener Zeit. Dieselbe stibitzt aber nicht Notizen, sie hat nur gelernt, Lodenjoppen zuzuschneiden und muß jetzt arg verrosten.

Die Redactionsstunde tagt ohne jegliche Pression oft so lange, bis die Glühwürmer leuchten, die Wachtel im Kornfelde ihr „Kriegst mi nit“ schreit und das Käutzlein in der hohlen Lärche jauchzt.

In der Nacht aber lauert auf dem Platze der Fuchs, der Ihnen, geehrter Herr Verleger, hinter dem Rücken des Redactions-Comités diese Zeilen übersendet und um deren gefällige Notiznahme ersucht.

---

## Herbst.

Wenn das Jahr am September- oder am Octobermorgen die Augen aufmacht, so blickt es trübe drein — ein frostiger, grämiger Blick. Oder sollte dich, du gutes Jahr, in deinen alten Tagen noch das Unglück des grauen Staars treffen? — Herbstnebel. Gottlob, es ist nur Schlaftrunkenheit nach den kühlen mond- und sternenhellen Nächten, in denen du bei deinen fruchtreichen Gärten und Reben gewacht und geschwärmt hast, du liebes, betagtes Jahr. Und erst gegen Morgen hast du deine graue Schlafhaube aufgesetzt, die dir spät am Vormittage die Sonne wieder herabstreift. Und dann bist du holder nnd heiterer, als du es je warst im Frühling und im Sommer. Dichter sagen, du wärest ein Mütterlein, thätest Herbstfäden spinnen; aber du küssest auch noch und dein Hauch ist fruchtbar und reift die schwellenden Früchte; der Mensch langt nach ihnen oder du legst sie ihm vor die Füße. Von den Feldern ächzen die letzten Fuhren herein; in den Weingärten klingt der Jubel der Lese. Auf den Auen grasen und schellen die Rinder. In den Wäldern und auf dem Gefelse streichen die Jäger; aber auf den Hochwiesen liegt am Waldsaume der Reif den ganzen Tag. Es ist still; die Vöglein schweigen. Nur die Glocken der Zeitlosen läuten; man hört es nicht, aber man fühlt es — sie läuten Feierabend und sie läuten Verscheiden.

In manchem Dorfe gellt die Kirchweihlust; das ländliche Leben ist geklärt, die Städter sind in ihre Mauern gezogen. Der Winter mit seinen Schneewällen zieht die Grenze. Der Landmann vergißt bald auf den Städter, dieser aber begibt sich der Kunst und spinnt nebstbei den langen Winter über an seinen sommerlichen Erinnerungen. Die Natur hat Stadt und Dorf zusammengeführt, die Natur hat sie wieder getrennt. Es ist keine Einheit möglich zwischen Sommer und Winter, zwischen Dorf nnd Stadt.

---

# Bücher.

### Peter Philipp: Eine versinkende Welt.

Eine dramatische Dichtung (Wien, Rosner 1877).

Peter Philipp? Der Name ist so unbekannt als möglich. Ein Drama, das seinen Stoff aus der nordischen Mythologie nimmt? Auch nicht sonderlich anlockend. Man geht also etwas zögernd an die Lecture, fühlt sich aber bald gefesselt durch die Manifestation einer jugendlich-frischen, kernigen, tief angelegten Dichternatur. Keine glattgefeilte Sprache, kein formell vollendeter Vers — aber dramatische Kraft, Unmittelbarkeit und Ursprünglichkeit bei großartiger, gedankenreicher Erfassung des Gegenstandes! Das Eigenthümliche und Frappante der Leistung aber ist: ein mythologischer, also allegorischer Stoff, mit der Greifbarkeit und Anschaulichkeit eines Theaterstücks herausgearbeitet. Loki, der Held des Ganzen

— der übrigen Götterwelt als das siegreiche, verneinende Princip gegenübertretend, bis zum Sturze der Götter, zur „Götterdämmerung“. Die Gestalten der Mythe gewinnen Fleisch und Blut; man glaubt ein historisches Trauerspiel zu lesen. Aber freilich, je greifbarer und realistischer diese Gestalten und phantastischen Begebenheiten ausgemalt sind, desto mehr gerathen sie in Widerspruch, so zu sagen, mit sich selbst, mit der nebelhaft-mythischen Natur ihres eigentlichen Wesens. Man besinnt sich, daß es doch nur Schemen sind und daß das Alles in der Luft schwebt. Dramatische Gestalten verlangen nun einmal einen realen Boden; mythische sind bloß für die Phantasie da und bestehen nicht vor sinnlichen Augen. Sie passen höchstens in einen Wagner'schen Operntext, wo ihnen die Musik das Element der vagen Unendlichkeit wieder zurückgibt, das der Dichter als solcher ihnen entzogen, indem er sie in feste, sinnfällige Umrisse bannte. „Die Mythe war mir nicht Selbstzweck“, sagt der Dichter im Vorwort, „nur Menschliches wollte ich darstellen.“ Nun, eben dies, Gestalten und Bilder gewählt zu haben, deren eigentlichem Wesen die menschliche Individualisirung widerspricht, ist ja wohl der Vorwurf, den man dem Dichter der „Versinkenden Welt“ machen könnte. Aber freilich nur als dramatischem Dichter; und was das Werk, als Schauspiel betrachtet, an Wirkung einbüßt durch seinen mythischen, phantastischen und allegorischen Charakter, das gewinnt es, rein als Dichtung angesehen, an Großartigkeit und tiefer Bedeutung. Auf dies vielversprechende heimische Talent aufmerksam zu machen, ist Pflicht der österreichischen Presse. Das Beste aber muß der Dichter selber für sich thun, indem er recht bald wieder von sich hören läßt und auf einen weiteren Kreis zu wirken sucht, indem er sich mit seiner Darstellungskraft der realen Welt zuwendet.

**Rob. Hamerling.**

---

## Ein Buch über die Franzosen.

Seit Jahrhunderten ahmen und äffen wir die Franzosen nach, im Guten wie im Schlimmen, in Brauch und Mode, in Sitte und Unsitte. Paris ist uns das Heiligthum modernen Lebens; wir verpflanzen französische Romane und Bühnenstücke auf deutschen Boden — all das aber hindert uns nicht, im Hinterhalte unserer Gedanken ziemlich geringschätzig von den Franzosen zu urtheilen, daß wir uns mit einem gewissen Tugendhochmuth in die Brust werfen und sagen: „Gott sei Dank, daß wir nicht so sind wie die da!“ Wir halten die Franzosen — vor wie nach dem deutsch-französischen Kriege — für frivol und leichtfertig, für windig und komödienhaft. Wir sprechen ihnen vor Allem die Fähigkeit ab, ein gemüthvolles, häusliches Familienleben zu führen. — In vielen Stücken mag unsere Schätzung auch ihren guten Grund haben, im Allgemeinen doch verwechseln wir Frankreich mit Paris. Paris aber ist nicht Frankreich, Paris ist das leichtfertige England, Deutschland, Rußland, Amerika ebensogut, als wie das frivole Frankreich.

Ein geistvoller, feinfühliger Engländer, ein scharfer Beobachter, welcher fünfundzwanzig Jahre lang in Frankreich gelebt hat, schrieb ein Buch über „Das häusliche Leben in Frankreich“, das uns die Franzosen in anderem Lichte zeigt, als in welchem wir sie zu sehen gewohnt sind. Wenn wir ein Volk in seiner Sprache, seinen Manieren, in seiner Kleidung, seinem Haus und Hausgeräthe, seiner Nahrung und seinen Dienstboten, in seiner Ehe und seinen Kindern betrachten, so werden wir es kennen und verstehen. In diesem Sinne bietet uns das gedachte Buch ein vollständiges Bild des französischen Hauses. Das Buch ist pikant, aber es ist noch mehr philosophisch, es untersucht die zusammenwirkenden Ursachen, aus denen das häusliche Leben der Franzosen hervorgeht, bietet gedankenreiche Erörterun-

gen und Folgerungen, gleich werthvoll für Diejenigen, welche das französische Leben aus eigener Anschauung kennen, als auch für die, welche demselben ganz ferne stehen. Es scheint wohl an manchen Stellen, als hege der Verfasser besondere Sympathie für die Franzosen, die er sogar nicht ungern auf Kosten Englands in helles Licht zu heben sucht, steht anderseits doch nicht an, auch die Fehler und Verirrungen der Nation zu rügen, indeß aber zu bemerken, daß diese Fehler von gewissem Standpunkte aus eigentlich gar keine Fehler, sondern vielleicht nur Vorzüge wären. Jedenfalls könnten ein liebloses Urtheil die Franzosen am wenigsten vertragen. Wir aber mögen zufrieden sein, ein belehrendes Werk erhalten zu haben, welches unseren landläufigen Anschauungen über das Volk von Frankreich in seinem Hause und seiner Familie ein Gegengewicht stellt.

Das Buch ist von H. Scheube trefflich in's Deutsche übersetzt worden und bei F. Berggold in Berlin hübsch ausgestattet erschienen. M.

---

## Schillers Werke illustrirt.

Prachtwerke aller Art bietet uns heute der deutsche Büchermarkt. Reich illustrirte Werke von deutschen und fremdländischen Classikern, von Dichtern sehr verschiedenen Ranges sind vom Publikum mit Freuden aufgenommen worden. Die deutsche Bildnerkunst hat sich seit dreißig Jahren zu einer sehr bedeutenden Höhe emporgeschwungen und der Geschmack des Publikums hat sich in demselben Maße gebessert. Aber lange haben wir warten müssen, bis uns endlich unser Lieblingsdichter, Friedrich Schiller, im Festgewande der Kunst vor Augen tritt. Wir haben inzwischen gelernt, was Ausstattung anbelangt, viel zu fordern; aber die Verlagsbuchhandlung Eduard Hallberger in Stuttgart hat es verstanden, diesen Forderungen nicht nur zu entsprechen, sondern dieselben sogar zu übertreffen.

Schillers Werke, illustrirt von den ersten deutschen Künstlern, erscheinen in dem genannten Verlage in Lieferungen und geben Zeugniß von der Pietät, welche die Künstlerwelt sowie das Volk dem Dichterfürsten heute noch entgegenbringt. Wer eine dieser Lieferungen zu Gesichte bekommt und den geringen Preis derselben (50 Pfennige) erwägt, der muß sich sagen, daß der Verleger, welcher ein so großes Kapital an das Unternehmen verwendet, seiner Sache wohl gewiß sein muß; und es ist wohl zu erwarten, daß das deutsche Volk seinen herrlichen Schatz in neuer kunstvoller Fassung mit Freuden empfangen wird.

Die Revision des Textes, der die poetischen und dramatischen, sowie historischen Werke Schiller's umfaßt, ist in die Hand eines bewährten Schillerkenners, des Dichters J. G. Fischer gelegt. Und so ist bei möglichster Billigkeit das Höchste an Schönheit und Vollkommenheit, was die heutige Kunst und Technik vermag, in Aussicht gestellt.

---

In Breslau erscheint seit einiger Zeit eine Wochenschrift: „Schlesische Warte" zur Hebung des Volkswohles durch praktische Förderung deutschen Gemeinsinnes. Geistvolle Aufsätze voll Pfeffer und Salz behandeln eingehend verschiedene Zeitfragen, bisher vorzüglich solche der Journalistik und Literatur. An anderer Stelle dieses Blattes finden die Leser einen prächtigen Artikel: „Der Parvenu der Literatur", den wir der „Schl. Warte" mit Erlaubniß der Redaction entnommen haben.

---

Dem „Heimgarten" sind zugekommen:

**Innerösterreichisches Stadtleben vor hundert Jahren.** Eine Schilderung der Verhältnisse der Hauptstadt Steiermarks im achtzehnten Jahrhundert, zugleich Beiträge zur Literatur- und Culturgeschichte der Aufklärungsperiode von Dr. Anton Schlossar. Mit einer Ansicht der Stadt Graz in Lichtdruck. Wien, W. Braumüller.

**Die Dorfschule.** Ein Sittenbild aus dem Anfange des neunzehnten Jahrhunderts von Franz Stelzhamer.

**Franz Stelzhamer.** Biographische Skizze, verfaßt und dem Andenken und den Hinterbliebenen des Dahingeschiedenen gewidmet von Joh. Ev. Engl, 2. verm. Aufl. Wien, Alfred Hölder.

**Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge,** herausgegeben von Rud. Virchow u. Fr. v. Holtzendorf, 265. bis 275. Heft. Berlin, Carl Habel (Lüderitz'sche Verlagshandlung).

**Eduard Whymper's Berg- und Gletscherfahrten** in den Alpen in den Jahren 1860—1869. Autorisirte deutsche Bearbeitung von Dr. F. Steger. Mit 1 Karte und 114 Illustrationen. Braunschweig, George Westermann.

**Die Krankenpflege** als Unterrichtsgegenstand. Ein Beitrag zur weiblichen Erziehung von H. Auegg. Graz, Hesse's Buchhandlung.

**Die Luzerner Rigi-Bahn** zu Vitznau am Vierwaldstättersee, von H. A. Berlepsch,

mit 22 Illustrationen und 2 Karten. Zürich, Orell, Füßli & Comp.

**Hausschatz deutscher Lyrik seit 1849.** Aus den Quellen. Unter Mitwirkung namhafter Dichter und Literaturhistoriker, herausgegeben von Franz Brümer, Stuttgart und Eichstätt, Kröll'sche Buchhandlung. Dieses Werk, welches erst im nächsten Spätherbste erscheinen soll, verspricht in seinem Prospect, daß es die bedenklichen Einseitigkeiten der sentimentalen Lyrik möglichst vermeiden werde, daß alle Tonarten vom tiefsten Ernste des rein geistlichen Liedes bis zum übermüthigen Humor der possenhaften Burleske vertreten sein sollen, selbstverständlich unter der Beschränkung, daß jedes ausgewählte Stück in seiner Weise mustergiltig ist.

**Echte Weisheit.** Gedichte von Aurelio Costanzo, deutsch von Julius Schanz. Rom, Tipografia Romana. (Das Heft mit deutschem und italienischem Texte ist dem Dichter August Silberstein zu seinem 50. Geburtstage — 5. Juli 1877 — gewidmet.)

**Die Feuerprobe der Liebe. Angioletta.** von Alfred Friedmann. (2. Aufl. Wien, Ed. Hügel.)

**Leichtsinnige Lieder** von Alfred Friedmann. Hamburg. J. F. Richter.

**Das neue Laienbrevier des Häckelismus.** Genesis oder die Entwicklung des Menschengeschlechtes; nach Häckels Anthropogenie in zierliche Reimlein gebracht von M. Reymond, 2. Auflage, mit Illustrationen. Bern, Georg Frobeen.

**Das Buch vom gesunden und kranken Herrn Meyer.** In zierliche Reimlein gebracht von M. Reymond, 2. Auflage, mit 162 Illustrationen. Bern, Georg Frobeen.

**Topographisch-statistisches Lexicon für Steiermark** mit historischen Notizen und Anmerkungen, herausgegeben von J. A. Janisch, 1.—15. Heft. Graz, Leykam-Josefsthal.

**Westermann's illustrirte deutsche Monatshefte** für das gesammte geistige Leben der Gegenwart. Braunschweig.

**Deutsche Dichterhalle,** herausgegeben von Ernst Eckstein, 9.—14. Nummer, Jahrgang 1877. Leipzig, J. F. Hartknoch.

**Literaturblatt.** Alle 14 Tage eine Nummer, herausgegeben von A. Edlinger. Wien, L. C. Zamarski.

**Literarische Correspondenz,** herausgegeben von H. A. Stöhr. Leipzig, Hermann Foltz.

**Unser Vaterland,** 3.—4. Heft. Stuttgart, Gebr. Kröner.

**Neue Illustrirte Zeitung,** herausgegeben von Johannes Nordmann; in Wochennummern. Wien, Zamarsky.

**Die Heimat,** herausgegeben von Vincenti, illustrirtes Familienblatt in Wochennummern. Wien.

**Dichterstimmen** aus Oesterreich-Ungarn, herausgegeben von Heinrich Penn, Wien, III., Rasumoffskygasse 10, Nr. 1.

**Jägers Tourist.** Organ für Touristik und Alpenkunde, IX. Jahrgang, I. und II. Bd. Wien IX., Wasagasse Nr. 28.

Die hervorragenderen dieser Einsendungen werden gelegentlich zur Besprechung kommen.

## Postkarten des Heimgarten:

**Pl.— Graz:** Ihr Gedicht nicht übel, aber das ist noch kein Grund, es abzudrucken.

**C. Sch. in M......:** Der Spaß stand bereits in den fliegenden Blättern.

**Dr. A. St. Rom:** Ihr Aufsatz ist nicht acceptirt; retourniren Ihnen denselben, sobald Sie uns Ihre vollständige Adresse angeben.

**M. S. Pest:** Wird dankend verwendet werden.

**Sch. in Sp. — W. in Gräfenb. — H. in Gl. — R. in Wien — R. in Graz — R. in Gr.:** Bitten um Geduld.

**H. Sch.:** Heinrichheinelt uns zu stark.

**M. M. Graz** ×: Weshalb nicht? Empfehlen Ihnen die treffliche Schrift über „Die Krankenpflege als Unterrichtsgegenstand" von H. Auegg.

---

Der zweite Jahrgang des „Heimgarten" beginnt mit folgenden Beiträgen: **Die Rose von Kahira.** Eine morgenländische Erzählung von Karl May. **Nach Amerika.** Eine Geschichte von P. K. Rosegger. **Gedanken über den Selbstmord.** Von Robert Hamerling. **Barbara von Cilli.** Eine Lebensskizze von Franz Krones. **Hans Seling.** Von Alfred Meißner. **Die Streichmacher.** Von Friedrich Schlögl. **Der Tanz auf der Alm.** Von P. K. Rosegger. **Die Weltvagabunden.** Von Hans Malser, nebst Essais und Gedichten von anderen bedeutenden Literaten, sowie Schwänken, volksthümlichen Mittheilungen vom Herausgeber u. A.

Druck von Leykam-Josefsthal in Graz. — Für die Redaction verantwortlich P. K. Rosegger.

Princeton University Library
32101 042855443

Digitized by Google